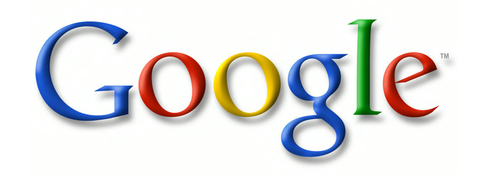
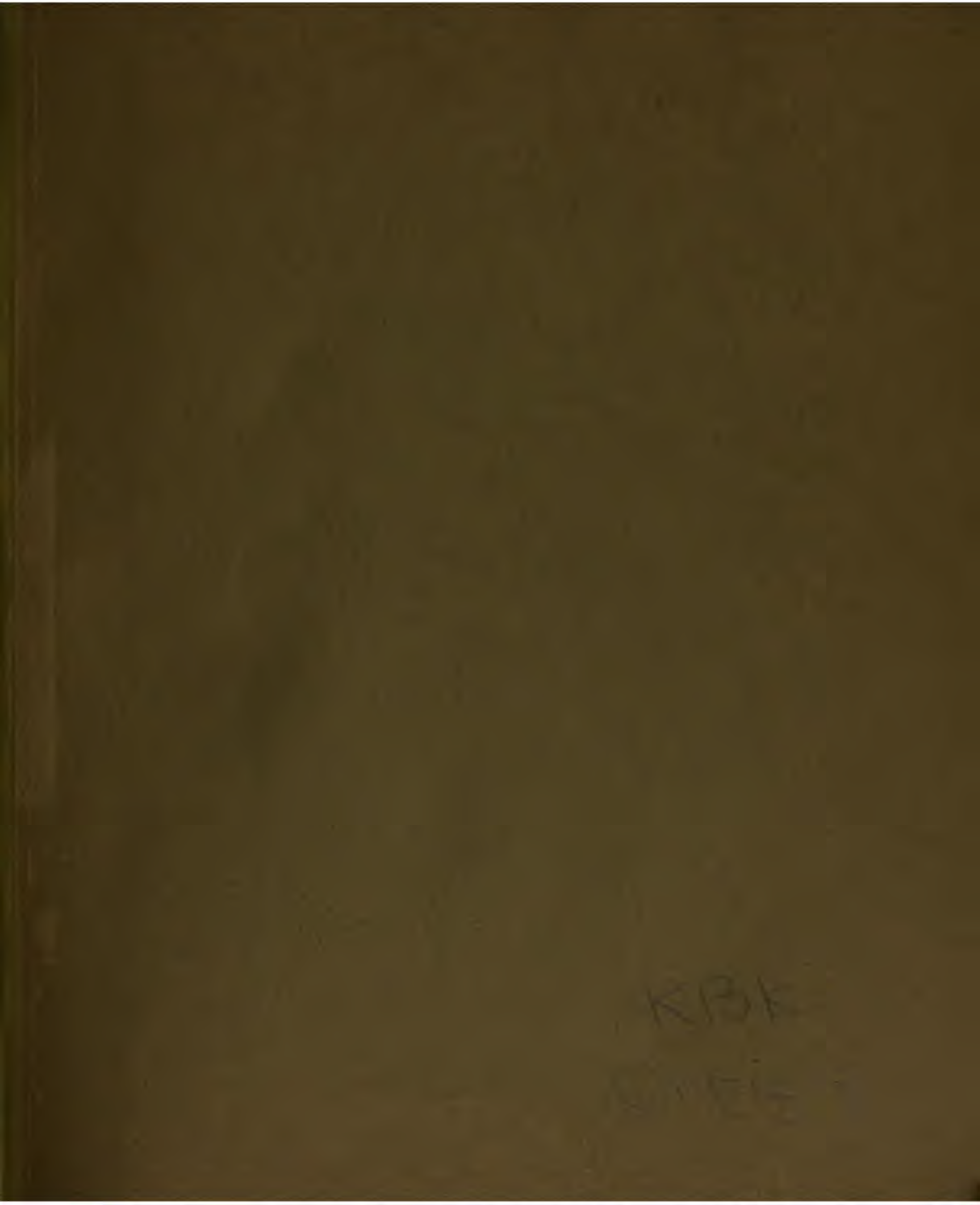
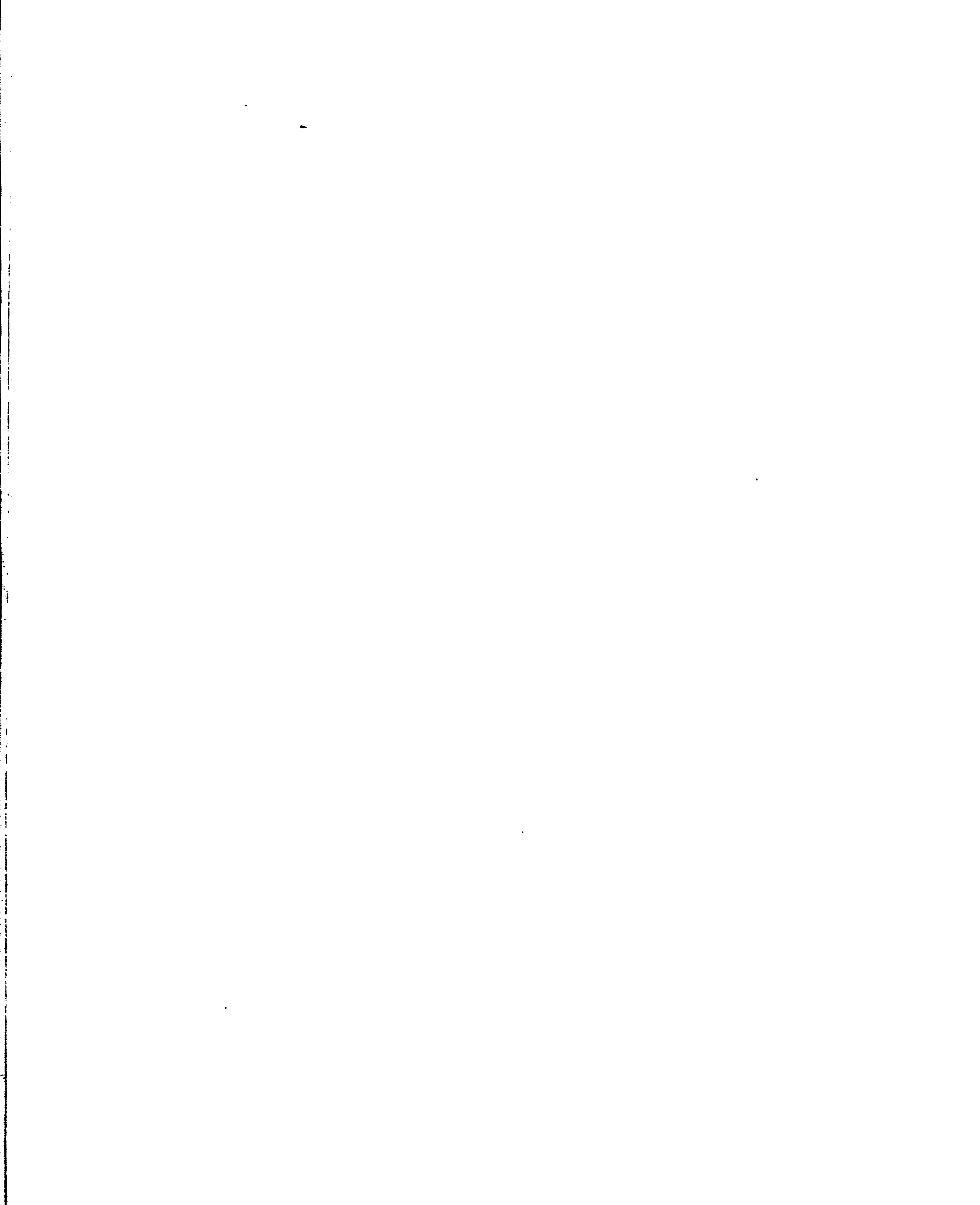






★ Anon.



Christoph Columbus,
geb. im Staate Genua 1441.



William Penn,
geb. zu London 1661.



Fried. Alex. Baron von Humboldt,
geb. zu Berlin 1769.



Alcide d'Orbigny,
geb. zu Coueron (Frankreich) 1802.

Malerische
Reise in Süd- und Nordamerika.

Eine geordnete Zusammenstellung

des Wissenswürdigsten von den Entdeckungsreisen

eines

Columbus, Las Casas, Oviedo, Gomara, Garcilazo de la Vega, Acosta, Frezier, La Condamine, Ellis, Ulloa, Phipps, Adlair, Castellux, Molina, Bartram, Stedman, Mackenzie, Montgomery, Pike, Azara, Humboldt, Bradbury, Antonio del Rio, Franklin, Beltrami, Collot, Long, Mawe, Miers, Hamilton, Cochrane, Clarke, Rengger, August v. Saint Hilaire, Spix und Martius, Pöppig, Parry, Back, Prinzen v. Neuwied, d'Orbigny u. A. m.,

verfaßt von einer Gesellschaft Reisender und Gelehrter

unter der Leitung des Herrn Alcide d'Orbigny.

Deutsch

von

Dr. A. DIEZMANN.

Mit gegen 300 Abbildungen.

Leipzig,
Baumgärtners Buchhandlung.
1839.

Inhalt der Kapitel.

Einleitung

zur Malerischen Reise in Süd- und Nord-Amerika.

Als die Kreuzzüge den Reisenden den Weg nach West-Asien geöffnet hatten, durchwanderte der Jude Benjamin von Tubela (1160) mehrere Jahre lang die Ufer des Caspischen Meeres und die chinesische Tatarei, und besuchte einen Theil von Indien. Nach seiner Rückkehr machte er die Reichthümer jener Länder bekannt. Auf der einen Seite gaben der religiöse Eifer, auf der andern der Handel, durch die Reise Marco Polo's (1269) gereizt, eines Handelsmannes, der zuerst in jene fernen Länder eindrang, den Erzeugnissen des Orients einen solchen Ruf, daß alle Gedanken sich nach dieser Seite wendeten. Die Erfindung der Magnetnadel (1322) vermehrte die Entdeckungsmittel und gab der Schifffahrt, welche bisher nur den Küsten hatte folgen können, einen neuen Aufschwung.

Die Spanier fanden die Glücklichen Inseln wieder und die Portugiesen, damals die ersten Seefahrer, entdeckten nach einander verschiedene Theile der afrikanischen Küste (1412); sie drangen selbst bis zum Grünen Vorgebirge vor (1433), wo sie die Furcht, sie könnten eben so schwarz werden als die Einwohner, eine Zeit lang zurückhielt; endlich aber landeten sie, geführt von den Genuesern und Venetianern (1449), den geschicktesten Seeleuten jener Zeit, an den Azoren und Guinea (1484). Bartoleme Dias (1486) sah den südlichen Theil von Afrika, und nannte ihn das Cabo Tormentoso, welchen Namen aber sein König in „Vorgebirge der guten Hoffnung" umänderte. Von diesem Augenblicke an war man überzeugt, zur See nach Ostindien gelangen zu können, und alle Gedanken richteten sich nach diesem Punkte.

Christoph Colon (Columbus), ein Genuese von Geburt, erhielt eine glänzende Erziehung, entschied sich aber, wegen der Armuth seiner Familie, Seemann zu werden, besuchte das Mittelmeer, den Nordpol und besonders die Küsten von Afrika, um von Osten nach Indien zu kommen, und hegte übrigens die Meinung, dieser Theil der Erde müsse größer seyn als man gewöhnlich glaube. Er hielt ihn für nicht sehr entfernt in Westen von den Canarischen Inseln, um so mehr, da die Strömungen oft Erzeugnisse einer unbekannten Natur mitbrachten, welche die Nähe von Land andeuteten. Die lebhafte Phantasie Colons faßte alle diese Thatsachen zusammen (1474) und er suchte eine Regierung zu gewinnen, welche die Kosten seiner vorhabenden Entdeckung bestreite. Vergebens wendete er sich nach einander an den Senat von Genua und an den König von Portugal, vergebens schickte er seinen Bruder nach England und ging selbst nach Spanien (1484). Der Hof nahm ihn gut auf, aber die Unwissenheit der damaligen Zeit stritt gegen seinen Plan, und kann man glauben, daß er sich zu Bitten herablassen mußte, um Ferdinand und Isabellen eine neue Welt zu Füßen legen zu dürfen? Ueberall stieß er auf Weigerungen und sein Muth fing an wankend zu werden; Isabelle fürchtete indeß, dieser Ruhm könne ihr entgehen; sie bot ihm ihre Diamanten zur Bestreitung der Kosten der Expedition an, deren Vortheile sie sämmtlich für das Reich Castilien sich ausbedung. Es wurde ein Vertrag unterzeichnet (1492); Colon wurde darin zum Vicekönige der Länder ernannt, die er entdecken würde, und als Eigenthümer des zehnten Theiles ihres Ertrages anerkannt. Die Vorbereitungen machte man in aller Eile. Drei Schiffe, die Santa Maria, die Pinta und die Niña, wurden in dem Hafen von Palos de Morguer ausgerüstet. Der unerschrockene Colon schiffte sich am 3. August mit den Brüdern Pinzon ein. Die Segenswünsche eines großen Volkes folgten ihm bei dieser gewagten Unternehmung. Am 6. Septbr. verließ der große Mann Gomera, eine der Canarischen Inseln, und bald hatte er mit der Insubordination seiner Mannschaft zu kämpfen; die Meuterei nahm von Tage zu Tage zu; Colon stand auf dem Punkte, umkehren zu müssen; er bat noch um drei Tage, weil er überzeugt war, das ersehnte Land könne nicht weit mehr entfernt seyn. Die „Niña" traf wirklich auf einen Baumzweig mit Blättern und Früchten; nun war es keinem Zweifel mehr unterworfen..

Die Wünsche wurden erhört und am 11. October gegen zehn Uhr Abends ertönte an Bord der „Pinta" der Ruf: „Land! Land!" Die heiterste Fröhlichkeit folgte der Besorgniß; Amerika war entdeckt (1492). Am andern Tage entfaltete sich die herrlichste Vegetation vor den Augen der Spanier; bewaffnete Schaluppen fuhren an das Land und Colon betrat zuerst die neue Welt, von der er im Namen Spaniens unter dem Donner der Kanonen, welcher die in Menge herbeigekommenen Eingeborenen erschreckte, Besitz nahm. Diese Insel, eine der Lukayen, das Guanahani der Eingeborenen, wurde von ihm San Salvador genannt. Waren die Eingeborenen von den neuen Gegenständen überrascht, die sie erblickten, so staunten die Spanier nicht weniger über alles, was sie umgab. Colon verließ indeß diese Gegenden bald, fuhr vor den andern Lukayen vorbei und gelangte zu der Insel Cuba, wo er wie ein Gott empfangen wurde. Aus einigen falsch verstandenen Worten schloß er, er sey in der Nähe des Königreichs Cathay, das Marco Polo beschrieben hatte. Am 6. Decbr. begab er sich zur Insel Haïti (St. Domingo), durchwanderte einen Theil der Küste, sammelte Gold und glaubte wegen der Aehnlichkeit Cipangos mit Cibao noch immer in Indien zu seyn. Aus diesem Irrthume entstand der Name Westindien, den Amerika so lange behielt. Im Vertrauen auf die Freundschaft eines Cazikén gründete er den Hafen Natividad, ließ achtunddreißig Mann daselbst (1493) und kehrte nach Europa zurück, wo er, wie er es verdiente, empfangen und von dem Volke im Triumphe getragen wurde. Von da an ertönte dieser ganze Erdtheil von der glorreichen Entdeckung, welche später so große Veränderungen in dem Welthandel hervorbringen sollte.

Ehe ich in der Geschichte der Fortschritte in Amerika fortfahre, glaube ich mit flüchtigen Strichen den dermaligen Zustand desselben schildern zu müssen. Asien scheint eben so wenig als die andern Welttheile die Wiege seiner Bewohner gewesen zu seyn; ich will nicht in der Analogie, welche man zwischen den asiatischen Sprachen und einigen amerikanischen gefunden hat, einen Beweis suchen, daß die Amerikaner aus diesem Lande kamen... Da Amerika der Erdtheil ist, wo man die meisten jener bestimmten Sprachen redet, deren Abstammung zu verfolgen unmöglich ist, so mußten sich nothwendig unter der Zahl mehrere finden, in denen einige Worte mehr oder minder Aehnlichkeit mit den Sprachen Asiens wie mit gewissen andern hatten. Nimmt man selbst an, es hätten einige Einwanderungen über den Nordpol stattgefunden, so würde dies noch immer nicht die positive Thatsache umfassen, daß Amerika lange vorher bevölkert war; beweisen denn übrigens nicht die Denkmale, welche man im Norden Nordamerikas gefunden hat, die scharf geprägten Züge der jetzigen Einwohner, welche wegen der Länge der Nase den Sculpturen der Merikaner so nahe stehen, daß diese blos aus dem Nordwesten Amerikas gekommen sind?

Man findet in den Wäldern der Vereinigten Staaten noch viele Ruinen, deren Alter man nicht kennt, welche aber wohl in einiger Verbindung mit den historischen Zeiten stehen können. Diese Ueberreste einer erloschenen halben Civilisation bestehen in Gräbern, von denen einige 100 Fuß hoch sind und 800 Fuß im Durchmesser haben, wie die in der Nähe von St. Louis und an den Ufern des Ohio; in Mauern von Forts aus gebrannten Steinen oder Erde, deren Oeffnung nach Osten sieht, wie die in Peru, und welche eine Vertheidigungslinie von 50 Meilen im S. von dem Eriesee bilden. Diese Forts würden nach den annähernden Berechnungen des Herrn Culter, zwölf Jahrhunderte zurückreichen. Sie bestehen aus Gebäuden, die in verschiedene Räume getheilt sind, wie die, welche man in Louisiana fand, und in denen man Götzenbilder und Inschriften erblickt. Kann man, wenn man berücksichtigt, daß die größten Gräber sich in den südlichen Theilen befinden, nicht zu dem Glauben veranlaßt werden, daß, da die Civilisation der gegenwärtigen Bewohner die Annahme nicht gestattet, sie stammten von jenen alten Nationen ab, diese nach dem Süden auswanderten und vielleicht jene Merikaner wurden, welche das Land Anahuac bevölkerten, während sie in den Vereinigten Staaten durch herumziehende Horden aus den nördlichern Theilen ersetzt wurden?

Das Land Anahuac oder Mexico war ursprünglich von mehrern Nationen bewohnt, unter denen sich die Olmeken befanden, die ihre Auswanderungen nach Süden bis an den See Nicaragua ausdehnten und vielleicht die Gebäude von Palenque errichteten, welche man gegenwärtig erforscht. Ist dies der Fall, so wären diese Gebäude schon vor der Ankunft der Tolteken vorhanden gewesen, ihre Erbauung fiele in eine frühere Zeit als die aller andern in Mexico und man könnte daraus den Schluß ziehen, daß die Tolteken keine höhere Civilisation als die der Olmeken mitgebracht. Es ist dies eine wichtige Frage, denn sie würde beweisen, daß die in dem Lande Anahuac gebildete Civilisation nicht ganz aus dem Norden gekommen wäre. Die ersten Völker, welche aus den nördlichen Gegenden kamen, waren die Tolteken. In ihrer Mythologie nehmen sie drei Zeitalter an, welche zusammen 18,028 Jahre dauerten nach Humboldt und 1417 nach Andern, das Zeitalter der Erde, jenes des Feuers und das des Windes. Ein viertes, das des Wassers, vernichtete das Menschengeschlecht durch eine große Ueberschwemmung. Die Menschen wurden in Fische verwandelt; ihr Noah, Corcor und dessen Frau, rettete sich auf einem schwimmenden Baumstamme, bevölkerte sodann die Erde wieder und bildete so die Tolteken, die um das Jahr 544 unserer Zeitrechnung aus dem Norden in das Land Anahuac kamen, dessen Bewohner sie unterjochten und civilisirten, wo sie die Pyramiden bauten, dem Sonnenjahre eine vollkommenere Eintheilung als die Römer gaben und die hieroglyphischen Gemälde ersannen. Im Jahre 1051 wanderten sie weiter nach Süden.

Wahrscheinlich vor den Tolteken erschien an den Ufern des Meerbusens von Mexico der Quatzalcohualt, ein weißer Mann mit langem Barte. Dieser Prophet, der sich die Ohren zuhielt, wenn man vom Kriege sprach, stiftete eine Religion, gebot Opfer an Blumen und Früchten, und verschwand sodann. Aus diesem Grunde hielt man die ersten Spanier für den Quatzalcohualt, den man noch immer erwartete. Merkwürdig ist es, daß man eine ähnliche Erscheinung in der heroischen Zeit der Peruaner und Muyscas findet.

Die Schischimeken, welche aus derselben Gegend kamen wie die Tolteken, gelangten 1170 nach Mexico, während die Azteken das Land Aztlan 1091 verließen und hier erst 1179 ankamen. Diese bevölkerten einen Theil der Küsten von Mexico, wo sie nach dem Orakel, das sie immer weiter trieb, ihre Wanderungen einstellten; sie sahen 1325 einen Adler auf der Spitze eines Cactus sitzen, dessen Wurzeln durch die Ritzen eines Felsens hindurchkamen. Nun hörte alle Unentschlossenheit auf; sie ließen

sich in dieser Gegend nieder, bauten das Teocalli oder Haus Gottes und gründeten Mexico, wo sie viel Kämpfe mit ihren Nachbarn zu bestehen hatten. Bis zur Ankunft der Spanier (1503) zählten sie neun Könige. Auf der einen Seite dehnte sich ihre Herrschaft aus bis Yucatan, während es nur dreißig Stunden von der Hauptstadt nichtunterworfene Theile gab. Es ist also bewiesen, daß dieses Reich, wie reich es auch war, doch mit Peru, der Ausdehnung nach, nicht verglichen werden konnte. Die Mexikaner besaßen jedoch wohlhabendere Städte als die der Incas; Mexico war mit bemerkenswerthen Gebäuden geschmückt, mit Palästen für die Könige, mit prachtvollen Tempeln, darunter die berühmten Teocallis, welche viel Aehnlichkeit mit dem des Jupiter Belus hatten. Der Tempel von Cholula hatte auf der Platform 4200 Q.Metres; auch die Dämme am See zeugten von einer wachsenden Civilisation; die Gesetze waren streng, die Polizei gut, die Industrie im Fortschreiten, wie es die hieroglyphische Schrift in groben Malereien beweist, auch die Bildhauerei war bekannt und der Ackerbau blühte.

Warum mußten diese Völker mit sanftem Charakter im Privatleben in ihren religiösen Ceremonien so roh seyn? Warum war bei ihnen die Gottheit von Schrecken umgeben? Fasten und Geißelungen wurden von den Priestern anbefohlen, und nie nahete man sich den Altären, ohne sie mit Blut zu befeuchten. Menschenopfer galten für die angenehmsten; die Gefangenen waren einem grausamen Tode geweiht und ihr Kopf und Herz einem blutdürstigen Gotte bestimmt, während man das Uebrige bei einem Gelage mit Freunden verzehrte. Bei dem Tode des Königs wurde ein Theil seiner Diener geopfert, damit ihn dieselben begleiten könnten.

Wenden wir die Augen ab von diesem grausigen Anblicke und gehen wir nach Süd-Amerika, wo wir freundlichere Bilder des Menschenlebens finden. Dieser Theil der neuen Welt stand in keiner Verbindung mit den Mexikanern, eben so wenig wie die beiden andern Mittelpunkte der Civilisation, der zu Condinamarca und jener von Peru, Verbindung mit einander hatten. Ich spreche zuerst von dem ersten.

In den fernsten Zeiten, ehe der Mond die Erde begleitete, lebten die Bewohner des Plateaus von Bagota roh, nackt, ohne Ackerbau, ohne Gesetze, ohne Cultus. Plötzlich erschien da im Osten von ihnen ein Greis mit langem Barte, der unter den drei Namen Bochica, Nemqueteba und Zuha bekannt ist und die Menschen civilisirte wie Manco Capac. Er hatte eine Frau mit sich gebracht, die ebenfalls drei Namen führte, Chia, Yubecayguara und Huythaca. Diese Frau war schön, aber außerordentlich böse; sie hinderte ihren Gatten in allem, was er zum Glück der Menschen unternahm, und ließ den Fluß Funzha anschwellen, dessen Gewässer das ganze Thal von Bogota überschwemmten. In dieser Ueberschwemmung kamen die meisten Bewohner um und nur einige retteten sich auf den Gipfel der höchsten Berge. Der erzürnte Greis vertrieb darauf die schöne Huythaca von der Erde, und sie ist es, welche in den Mond verwandelt wurde, der unsern Planeten in der Nacht erleuchtet. Bochica, der Mitleid mit den Menschen hatte, zertrümmerte mit gewaltiger Hand die Felsen, welche die Gewässer in dem Thale bei Canaos und Tequendama zurückhielten, versammelte die Völker in Bogota, baute Städte, führte den Sonnencultus ein, ernannte zwei Fürsten, unter denen er die weltliche und geistliche Macht theilte, und zog sich unter dem Namen Idacanzas in das heilige Thal Iraca zurück, wo er zweitausend Jahre lebte. Ehe er die Erde ganz verließ, ernannte er zum zaque oder Fürsten einen wegen seiner Weisheit verehrten Häuptling der Stämme; dieser regierte zweihundert und funfzig Jahre und unterwarf das ganze Land von San Juan de los Llanos bis zu den Bergen von Opon; dann verschwand Bochica geheimnißvoll von Iraca, der volkreichsten Stadt des Staates, und wurde für das Symbol der Sonne gehalten.

In Condinamarca war die Regierung von jener der Incas verschieden; die geistliche und weltliche Macht waren getrennt, bei den Peruanern dagegen vereint. Die Oberpriester von Iraca wurden von den vier durch Bochica eingesetzten Stammoberhäuptern ernannt. Die Stadt Iraca war für die Muyscas, was Cholula für die Mexicaner und die Insel Titicaca für die Incas war, die heilige Stadt, wohin man jährlich Pilgerfahrten anstellte, wobei man, selbst in Kriegszeiten, sicher durch das feindliche Gebiet zog. Merkwürdig ist es, daß die Spanier hier, wie in Mexico und Peru, Zuha (ein Name Bochicas) oder auch Söhne der Sonne genannt wurden. Die Muyscas waren Ackerbauer und wußten die Baumwolle zu weben; alle waren bekleidet, und der Calender, den Bochica ihnen hinterlassen, theilte das Jahr nach Monden ein. Leider findet man auch unter diesem ackerbauenden Volke den barbarischen Gebrauch der Menschenopfer. Alle Cyclen von 185 Monden wurde ein junger Mensch von funfzehn Jahren, der in den Tempeln erzogen worden, von maskirten und Bochica vorstellenden Priestern in einem der kreisrunden Plätze geopfert, in deren Mitte sich eine Säule erhebt.

Ehe ich von der historischen Zeit des Reiches der Incas spreche, glaube ich ein Wort über die Denkmäler sagen zu müssen, die sich aus einer frühern herschreiben und von keiner historischen Tradition erwähnt werden. Diese Bauwerke sind die von Tiaguanaco an dem Ufer des Sees Titicaca, auf dem Gipfel der Anden immitten der Nation Aymara. Ich habe unermeßliche Bauten untersucht, welche eine vielleicht noch höhere Civilisation anzeigen als die der Incas, und die man der Architectur halber mit andern nicht verwechseln kann; man muß hier einen Civilisationsmittelpunkt sehen, der wenigstens eben so alt als jener von Palenque und wahrscheinlich demselben auch an Großartigkeit der Bauten nicht nachsteht. Diese zeichnen sich besonders durch die ungeheuere Größe der behauenen Steinblöcke aus, aus denen sie bestehen und die weit her gebracht worden seyn müssen, weil man die Steinart nur in großer Entfernung findet, — eine Thatsache, von welcher man ein Beispiel nur in dem alten Aegypten findet. In der Mitte einer weiten Ebene wird ein tumulus von 100 Fuß Höhe von Säulenreihen getragen. Er ist von mehreren Tempeln umgeben, die 3 bis 500 Fuß an jeder Façade haben, und aus colossalen Pilastern und Monolithen-Portiken bestehen und mit flachen Reliefs bedeckt sind, welche Allegorien vorstellen und sehr regelmäßig ausgeführt, wenn auch plump gezeichnet sind. Man sieht auch colossale Statuen mit allegorischen Sculpturen, welche immer die Sonne und den Condor, ihren Boten, vorstellen.

Nun gehe ich zu den historischen Zeiten der peruanischen Völker über. Ich habe von den Resten einer alten Civilisation an den Ufern des Sees Titicaca gesprochen, und merkwürdiger Weise lassen die Peruaner in ihren Geschichtsbüchern ihren ersten König, den Sohn der Sonne, Manco Capac, und seine Frau, Mama Oello Huaco, von diesem See herkommen; sind sie die letzten Inhaber derselben Civilisation, welcher jene



Christoph Columbus,
geb. im Staate Genua 1441.



William Penn,
geb. zu London 1661.



Fried. Alex: Baron von Humboldt,
geb. zu Berlin 1769.



Alcide d'Orbigny,
geb. zu Coueron (Frankreich) 1802.

Malerische
Reise in Süd- und Nordamerika.

Eine geordnete Zusammenstellung

des Wissenswürdigsten von den Entdeckungsreisen

eines

Columbus, Las Casas, Oviedo, Gomara, Garcilazo de la Vega, Acosta, Frezier, La Condamine, Ellis, Ulloa, Phipps, Adlair, Castellux, Molina, Bartram, Stedman, Mackenzie, Montgomery, Pike, Azara, Humboldt, Bradbury, Antonio del Rio, Franklin, Beltrami, Collot, Long, Mawe, Miers, Hamilton, Cochrane, Clarke, Rengger, August v. Saint Hilaire, Spix und Martius, Pöppig, Parry, Back, Prinzen v. Neuwied, d'Orbigny u. A. m.,

verfaßt von einer Gesellschaft Reisender und Gelehrter

unter der Leitung des Herrn Alcide d'Orbigny.

Deutsch

von

Dr. A. DIEZMANN.

Mit gegen 300 Abbildungen.

Leipzig,

Baumgärtners Buchhandlung.

1839.

Inhalt der Kapitel.

Einleitung

zur Malerischen Reise in Süd- und Nord-Amerika.

Als die Kreuzzüge den Reisenden den Weg nach West-Asien geöffnet hatten, durchwanderte der Jude Benjamin von Tudela (1160) mehrere Jahre lang die Ufer des Caspischen Meeres und die chinesische Tatarei, und besuchte einen Theil von Indien. Nach seiner Rückkehr machte er die Reichthümer jener Länder bekannt. Auf der einen Seite gaben der religiöse Eifer, auf der andern der Handel, durch die Reise Marco Polo's (1269) gereizt, eines Handelsmannes, der zuerst in jene fernen Länder eindrang, den Erzeugnissen des Orients einen solchen Ruf, daß alle Gedanken sich nach dieser Seite wendeten. Die Erfindung der Magnetnadel (1322) vermehrte die Entdeckungsmittel und gab der Schifffahrt, welche bisher nur den Küsten hatte folgen können, einen neuen Aufschwung.

Die Spanier fanden die Glücklichen Inseln wieder und die Portugiesen, damals die ersten Seefahrer, entdeckten nach einander verschiedene Theile der afrikanischen Küste (1412); sie drangen selbst bis zum Grünen Vorgebirge vor (1433), wo sie die Furcht, sie könnten eben so schwarz werden als die Einwohner, eine Zeit lang zurückhielt; endlich aber landeten sie, geführt von den Genuesern und Venetianern (1449), den geschicktesten Seeleuten jener Zeit, an den Azoren und Guinea (1484). Bartoleme Dias (1486) sah den südlichen Theil von Afrika, und nannte ihn das Cabo Tormentoso, welchen Namen aber sein König in „Vorgebirge der guten Hoffnung" umänderte. Von diesem Augenblicke an war man überzeugt, zur See nach Ostindien gelangen zu können, und alle Gedanken richteten sich nach diesem Punkte.

Christoph Colon (Columbus), ein Genuese von Geburt, erhielt eine glänzende Erziehung, entschied sich aber, wegen der Armuth seiner Familie, Seemann zu werden, besuchte das Mittelmeer, den Nordpol und besonders die Küsten von Afrika, um von Osten nach Indien zu kommen, und hegte übrigens die Meinung, dieser Theil der Erde müsse größer seyn als man gewöhnlich glaube. Er hielt ihn für nicht sehr entfernt in Westen von den Canarischen Inseln, um so mehr, da die Strömungen oft Erzeugnisse einer unbekannten Natur mitbrachten, welche die Nähe von Land andeuteten. Die lebhafte Phantasie Colons faßte alle diese Thatsachen zusammen (1474) und er suchte eine Regierung zu gewinnen, welche die Kosten seiner vorhabenden Entdeckung bestreite. Vergebens wendete er sich nach einander an den Senat von Genua und an den König von Portugal, vergebens schickte er seinen Bruder nach England und ging selbst nach Spanien (1484). Der Hof nahm ihn gut auf, aber die Unwissenheit der damaligen Zeit stritt gegen seinen Plan, und kann man glauben, daß er sich zu Bitten herablassen mußte, um Ferdinand und Isabellen eine neue Welt zu Füßen legen zu dürfen? Ueberall stieß er auf Weigerungen und sein Muth fing an wankend zu werden; Isabelle fürchtete indeß, dieser Ruhm könne ihr entgehen; sie bot ihm ihre Diamanten zur Bestreitung der Kosten der Expedition an, deren Vortheile sie sämmtlich für das Reich Castilien sich ausbedung. Es wurde ein Vertrag unterzeichnet (1492); Colon wurde darin zum Vicekönige der Länder ernannt, die er entdecken würde, und als Eigenthümer des zehnten Theiles ihres Ertrages anerkannt. Die Vorbereitungen machte man in aller Eile. Drei Schiffe, die Santa Maria, die Pinta und die Niña, wurden in dem Hafen von Palos de Morguer ausgerüstet. Der unerschrockene Colon schiffte sich am 3. August mit den Brüdern Pinzon ein. Die Segenswünsche eines großen Volkes folgten ihm bei dieser gewagten Unternehmung. Am 6. Septbr. verließ der große Mann Gomera, eine der Canarischen Inseln, und bald hatte er mit der Insubordination seiner Mannschaft zu kämpfen; die Meuterei nahm von Tage zu Tage zu; Colon stand auf dem Punkte, umkehren zu müssen; er bat noch um drei Tage, weil er überzeugt war, das ersehnte Land könne nicht weit mehr entfernt seyn. Die „Niña" traf wirklich auf einen Baumzweig mit Blättern und Früchten; nun war es keinem Zweifel mehr unterworfen..

Die Wünsche wurden erhört und am 11. October gegen zehn Uhr Abends ertönte an Bord der „Pinta" der Ruf: „Land! Land!" Die heiterste Fröhlichkeit folgte der Besorgniß; Amerika war entdeckt (1492). Am andern Tage entfaltete sich die herrlichste Vegetation vor den Augen der Spanier; bewaffnete Schaluppen fuhren an das Land und Colon betrat zuerst die neue Welt, von der er im Namen Spaniens unter dem Donner der Kanonen, welcher die in Menge herbeigekommenen Eingeborenen erschreckte, Besitz nahm. Diese Insel, eine der Lukayen, das Guanahani der Eingeborenen, wurde von ihm San Salvador genannt. Waren die Eingeborenen von den neuen Gegenständen überrascht, die sie erblickten, so staunten die Spanier nicht weniger über alles, was sie umgab. Colon verließ indeß diese Gegenden bald, fuhr vor den andern Lukayen vorbei und gelangte zu der Insel Cuba, wo er wie ein Gott empfangen wurde. Aus einigen falsch verstandenen Worten schloß er, er sey in der Nähe des Königreichs Cathay, das Marco Polo beschrieben hatte. Am 6. Decbr. begab er sich zur Insel Haïti (St. Domingo), durchwanderte einen Theil der Küste, sammelte Gold und glaubte wegen der Aehnlichkeit Cipangos mit Cibao noch immer in Indien zu seyn. Aus diesem Irrthume entstand der Name Westindien, den Amerika so lange behielt. Im Vertrauen auf die Freundschaft eines Cazikèn gründete er den Hafen Natividad, ließ achtunddreißig Mann daselbst (1493) und kehrte nach Europa zurück, wo er, wie er es verdiente, empfangen und von dem Volke im Triumphe getragen wurde. Von da an ertönte dieser ganze Erdtheil von der glorreichen Entdeckung, welche später so große Veränderungen in dem Welthandel hervorbringen sollte.

Ehe ich in der Geschichte der Fortschritte in Amerika fortfahre, glaube ich mit flüchtigen Strichen den dermaligen Zustand desselben schildern zu müssen. Asien scheint eben so wenig als die andern Welttheile die Wiege seiner Bewohner gewesen zu seyn; ich will nicht in der Analogie, welche man zwischen den asiatischen Sprachen und einigen amerikanischen gefunden hat, einen Beweis suchen, daß die Amerikaner aus diesem Lande kamen... Da Amerika der Erdtheil ist, wo man die meisten jener bestimmten Sprachen redet, deren Abstammung zu verfolgen unmöglich ist, so mußten sich nothwendig unter der Zahl mehrere finden, in denen einige Worte mehr oder minder Aehnlichkeit mit den Sprachen Asiens wie mit gewissen andern hatten. Nimmt man selbst an, es hätten einige Einwanderungen über den Nordpol stattgefunden, so würde dies noch immer nicht die positive Thatsache umfassen, daß Amerika lange vorher bevölkert war; beweisen denn übrigens nicht die Denkmale, welche man im Norden Nordamerikas gefunden hat, die scharf geprägten Züge der jetzigen Einwohner, welche wegen der Länge der Nase den Sculpturen der Merikaner so nahe stehen, daß diese blos aus dem Nordwesten Amerikas gekommen sind?

Man findet in den Wäldern der Vereinigten Staaten noch viele Ruinen, deren Alter man nicht kennt, welche aber wohl in einiger Verbindung mit den historischen Zeiten stehen können. Diese Ueberreste einer erloschenen halben Civilisation bestehen in Gräbern, von denen einige 100 Fuß hoch sind und 800 Fuß im Durchmesser haben, wie die in der Nähe von St. Louis und an den Ufern des Ohio; in Mauern von Forts aus gebrannten Steinen oder Erde, deren Oeffnung nach Osten sieht, wie die in Peru, und welche eine Vertheidigungslinie von 50 Meilen im S. von dem Eriesee bilden. Diese Forts würden nach den annähernden Berechnungen des Herrn Culter, zwölf Jahrhunderte zurückreichen. Sie bestehen aus Gebäuden, die in verschiedene Räume getheilt sind, wie die, welche man in Louisiana fand, und in denen man Götzenbilder und Inschriften erblickt. Kann man, wenn man berücksichtigt, daß die größten Gräber sich in den südlichen Theilen befinden, nicht zu dem Glauben veranlaßt werden, daß, da die Civilisation der gegenwärtigen Bewohner die Annahme nicht gestattet, sie stammten von jenen alten Nationen ab, diese nach dem Süden auswanderten und vielleicht jene Merikaner wurden, welche das Land Anahuac bevölkerten, während sie in den Vereinigten Staaten durch herumziehende Horden aus den nördlichern Theilen ersetzt wurden?

Das Land Anahuac oder Merico war ursprünglich von mehrern Nationen bewohnt, unter denen sich die Olmeken befanden, die ihre Auswanderungen nach Süden bis an den See Nicaragua ausdehnten und vielleicht die Gebäude von Palenque errichteten, welche man gegenwärtig erforscht. Ist dies der Fall, so wären diese Gebäude schon vor der Ankunft der Tolteken vorhanden gewesen, ihre Erbauung fiele in eine frühere Zeit als die aller andern in Merico und man könnte daraus den Schluß ziehen, daß die Tolteken keine höhere Civilisation als die der Olmeken mitgebracht. Es ist dies eine wichtige Frage, denn sie würde beweisen, daß die in dem Lande Anahuac gebildete Civilisation nicht ganz aus dem Norden gekommen wäre. Die ersten Völker, welche aus den nördlichen Gegenden kamen, waren die Tolteken. In ihrer Mythologie nehmen sie drei Zeitalter an, welche zusammen 18,028 Jahre dauerten nach Humboldt und 1417 nach Andern, das Zeitalter der Erde, jenes des Feuers und das des Windes. Ein viertes, das des Wassers, vernichtete das Menschengeschlecht durch eine große Ueberschwemmung. Die Menschen wurden in Fische verwandelt; ihr Noah, Corcor und dessen Frau, rettete sich auf einem schwimmenden Baumstamme, bevölkerte sodann die Erde wieder und bildete so die Tolteken, die um das Jahr 544 unserer Zeitrechnung aus dem Norden in das Land Anahuac kamen, dessen Bewohner sie unterjochten und civilisirten, wo sie die Pyramiden bauten, dem Sonnenjahre eine vollkommenere Eintheilung als die Römer gaben und die hieroglyphischen Gemälde ersannen. Im Jahre 1051 wanderten sie weiter nach Süden.

Wahrscheinlich vor den Tolteken erschien an den Ufern des Meerbusens von Merico der Quatzalcohualt, ein weißer Mann mit langem Barte. Dieser Prophet, der sich die Ohren zuhielt, wenn man vom Kriege sprach, stiftete eine Religion, gebot Opfer an Blumen und Früchten, und verschwand sodann. Aus diesem Grunde hielt man die ersten Spanier für den Quatzalcohualt, den man noch immer erwartete. Merkwürdig ist es, daß man eine ähnliche Erscheinung in der heroischen Zeit der Peruaner und Muyscas findet.

Die Schischimeken, welche aus derselben Gegend kamen wie die Tolteken, gelangten 1170 nach Merico, während die Azteken das Land Aztlan 1091 verließen und hier erst 1179 ankamen. Diese bevölkerten einen Theil der Küsten von Merico, wo sie nach dem Orakel, das sie immer weiter trieb, ihre Wanderungen einstellten; sie sahen 1325 einen Adler auf der Spitze eines Cactus sitzen, dessen Wurzeln durch die Ritzen eines Felsens hindurchkamen. Nun hörte alle Unentschlossenheit auf; sie ließen

sich in dieser Gegend nieder, bauten das Teocalli oder Haus Gottes und gründeten Mexico, wo sie viel Kämpfe mit ihren Nachbarn zu bestehen hatten. Bis zur Ankunft der Spanier (1503) zählten sie neun Könige. Auf der einen Seite dehnte sich ihre Herrschaft aus bis Yucatan, während es nur dreißig Stunden von der Hauptstadt nichtunterworfene Theile gab. Es ist also bewiesen, daß dieses Reich, wie reich es auch war, doch mit Peru, der Ausdehnung nach, nicht verglichen werden konnte. Die Mexikaner besaßen jedoch wohlhabendere Städte als die der Incas; Mexico war mit bemerkenswerthen Gebäuden geschmückt, mit Palästen für die Könige, mit prachtvollen Tempeln, darunter die berühmten Teocallis, welche viel Aehnlichkeit mit dem des Jupiter Belus hatten. Der Tempel von Cholula hatte auf der Platform 4200 Q.Metres; auch die Dämme am See zeugten von einer wachsenden Civilisation; die Gesetze waren streng, die Polizei gut, die Industrie im Fortschreiten, wie es die hieroglyphische Schrift in groben Malereien beweist, auch die Bildhauerei war bekannt und der Ackerbau blühte.

Warum mußten diese Völker mit sanftem Charakter im Privatleben in ihren religiösen Ceremonien so roh seyn? Warum war bei ihnen die Gottheit von Schrecken umgeben? Fasten und Geißelungen wurden von den Priestern anbefohlen, und nie nahete man sich den Altären, ohne sie mit Blut zu befeuchten. Menschenopfer galten für die angenehmsten; die Gefangenen waren einem grausamen Tode geweiht und ihr Kopf und Herz einem blutdürstigen Gotte bestimmt, während man das Uebrige bei einem Gelage mit Freunden verzehrte. Bei dem Tode des Königs wurde ein Theil seiner Diener geopfert, damit ihn dieselben begleiten könnten.

Wenden wir die Augen ab von diesem grausigen Anblicke und gehen wir nach Süd-Amerika, wo wir freundlichere Bilder des Menschenlebens finden. Dieser Theil der neuen Welt stand in keiner Verbindung mit den Mexikanern, eben so wenig wie die beiden andern Mittelpunkte der Civilisation, der zu Condinamarca und jener von Peru, Verbindung mit einander hatten. Ich spreche zuerst von dem ersten.

In den fernsten Zeiten, ehe der Mond die Erde begleitete, lebten die Bewohner des Plateaus von Bagota roh, nackt, ohne Ackerbau, ohne Gesetze, ohne Cultus. Plötzlich erschien da im Osten von ihnen ein Greis mit langem Barte, der unter den drei Namen Bochica, Nemqueteba und Zuha bekannt ist und die Menschen civilisirte wie Manco Capac. Er hatte eine Frau mit sich gebracht, die ebenfalls drei Namen führte, Chia, Yubecayguara und Huythaca. Diese Frau war schön, aber außerordentlich böse; sie hinderte ihren Gatten in allem, was er zum Glück der Menschen unternahm, und ließ den Fluß Funzha anschwellen, dessen Gewässer das ganze Thal von Bogota überschwemmten. In dieser Ueberschwemmung kamen die meisten Bewohner um und nur einige retteten sich auf den Gipfel der höchsten Berge. Der erzürnte Greis vertrieb darauf die schöne Huythaca von der Erde, und sie ist es, welche in den Mond verwandelt wurde, der unsern Planeten in der Nacht erleuchtet. Bochica, der Mitleid mit den Menschen hatte, zertrümmerte mit gewaltiger Hand die Felsen, welche die Gewässer in dem Thale bei Canaos und Tequendana zurückhielten, versammelte die Völker in Bogota, baute Städte, führte den Sonnencultus ein, ernannte zwei Fürsten, unter denen er die weltliche und geistliche Macht theilte, und zog sich unter dem Namen Idacanzas in das heilige Thal Iraca zurück, wo er zweitausend Jahre lebte. Ehe er die Erde ganz verließ, ernannte er zum zaque oder Fürsten einen wegen seiner Weisheit verehrten Häuptling der Stämme; dieser regierte zweihundert und funfzig Jahre und unterwarf das ganze Land von San Juan de los Llanos bis zu den Bergen von Opon; dann verschwand Bochica geheimnißvoll von Iraca, der volkreichsten Stadt des Staates, und wurde für das Symbol der Sonne gehalten.

In Condinamarca war die Regierung von jener der Incas verschieden; die geistliche und weltliche Macht waren getrennt, bei den Peruanern dagegen vereint. Die Oberpriester von Iraca wurden von den vier durch Bochica eingesetzten Stammoberhäuptern ernannt. Die Stadt Iraca war für die Muyscas, was Cholula für die Mexicaner und die Insel Titicaca für die Incas war, die heilige Stadt, wohin man jährlich Pilgerfahrten anstellte, wobei man, selbst in Kriegszeiten, sicher durch das feindliche Gebiet zog. Merkwürdig ist es, daß die Spanier hier, wie in Mexico und Peru, Zuha (ein Name Bochicas) oder auch Söhne der Sonne genannt wurden. Die Muyscas waren Ackerbauer und wußten die Baumwolle zu weben; alle waren bekleidet, und der Calender, den Bochica ihnen hinterlassen, theilte das Jahr nach Monden ein. Leider findet man auch unter diesem ackerbauenden Volke den barbarischen Gebrauch der Menschenopfer. Alle Cyclen von 185 Monden wurde ein junger Mensch von funfzehn Jahren, der in den Tempeln erzogen worden, von maskirten und Bochica vorstellenden Priestern in einem der kreisrunden Plätze geopfert, in deren Mitte sich eine Säule erhebt.

Ehe ich von der historischen Zeit des Reiches der Incas spreche, glaube ich ein Wort über die Denkmäler sagen zu müssen, die sich aus einer frühern herschreiben und von keiner historischen Tradition erwähnt werden. Diese Bauwerke sind die von Tiaguanaco an dem Ufer des Sees Titicaca, auf dem Gipfel der Anden immitten der Nation Aymara. Ich habe unermeßliche Bauten untersucht, welche eine vielleicht noch höhere Civilisation anzeigen als die der Incas, und die man der Architectur halber mit andern nicht verwechseln kann; man muß hier einen Civilisationsmittelpunkt sehen, der wenigstens eben so alt als jener von Palenque und wahrscheinlich demselben auch an Großartigkeit der Bauten nicht nachsteht. Diese zeichnen sich besonders durch die ungeheuere Größe der behauenen Steinblöcke aus, aus denen sie bestehen und die weit her gebracht worden seyn müssen, weil man die Steinart nur in großer Entfernung findet, — eine Thatsache, von welcher man ein Beispiel nur in dem alten Aegypten findet. In der Mitte einer weiten Ebene wird ein tumulus von 100 Fuß Höhe von Säulenreihen getragen. Er ist von mehrern Tempeln umgeben, die 3 bis 500 Fuß an jeder Façade haben, und aus colossalen Pilastern und Monolithen-Portiken bestehen und mit flachen Reliefs bedeckt sind, welche Allegorien vorstellen und sehr regelmäßig ausgeführt, wenn auch plump gezeichnet sind. Man sieht auch colossale Statuen mit allegorischen Sculpturen, welche immer die Sonne und den Condor, ihren Boten, vorstellen.

Nun gehe ich zu den historischen Zeiten der peruanischen Völker über. Ich habe von den Resten einer alten Civilisation an den Ufern des Sees Titicaca gesprochen, und merkwürdiger Weise lassen die Peruaner in ihren Geschichtsbüchern ihren ersten König, den Sohn der Sonne, Manco Capac, und seine Frau, Mama Oello Huaco, von diesem See herkommen; sind sie die letzten Inhaber derselben Civilisation, welcher jene

Bauwerke angehören, der Civilisation, die sie nach Cuzco brachten, wo noch die Barbarei herrschte?

Manco Capac und Mama Oello, seine Schwester und seine Frau, lebten im elften Jahrhunderte; diese Halbgötter nannten sich Kinder der Sonne und versprachen, der Welt ein neues Leben zu geben, indem sie dieselbe belehrten; die Wilden glaubten ihnen; Inca lehrt den Männern den Ackerbau; Mama Oello lehrt die Frauen spinnen und weben; Manco Capac giebt Gesetze, begründet eine weise und väterliche Regierung, und das Reich besteht. Anfangs war es auf etwa 20 Stunden Umkreis um Cuzco beschränkt, aber unter der Herrschaft von zwölf Königen, welche der religiöse Eifer zu Eroberungen trieb, dehnte es sich allmälig aus, bis es sich unter dem elften Könige, Tupac Inca Yupanqui, vom Aequator bis zum 36° s. Br. am ganzen westlichen Abhange der Anden, auf deren Hochebenen und dem östlichen Abhange, nicht bis in die Ebenen hinunter, erstreckte, d. h. von Quito bis zum Rio Maule in Chili. Schon im 14. Jahrhunderte erleichterte eine Prophezeihung die Eroberung durch die Spanier. Der siebente Inca, Yahuar-huacac, schickte seinen rechtmäßigen Erben, der ihm mißfallen hatte, fort, um die Heerden der Sonne zu hüten. Dieser junge Mann that dies drei Jahre lang, als er am Fuße eines Felsens einst einschlief und träumte, ein fremder Mann mit bärtigem Gesichte komme zu ihm, sage ihm, er heiße Viracocha und sey sein Vetter, ein Sohn der Sonne, und kündige ihm an, ein Heer werde seinen Vater angreifen, den er davon benachrichtigen und seines Schutzes versichern möge. Der Jüngling eilte zu seinem Vater, der ihn indeß als Betrüger behandelte. Wenige Tage darauf erfuhr man, daß empörte Truppen gegen Cuzco rückten; der Inca verließ die Sonnenstadt, aber der Prinz kam ihr zu Hilfe, schlug die Angreifenden und versicherte, von bärtigen Männern unterstützt worden zu seyn. Er bestieg den Thron unter dem Namen Viracocha und ließ eine Statue eines bärtigen Mannes verfertigen, um die Erinnerung an seinen Traum zu verewigen. Zur Zeit der Eroberung existirte diese Statue noch. Daher kommt der Name Viracocha, den man noch heute den Spaniern giebt und dem sie ohne Zweifel die Eroberung Perus verdanken. Diese Erscheinung bärtiger Männer unter den amerikanischen, fast sämmtlich bartlosen Völkern ist in merkwürdiges Zusammentreffen, denn die Analogie zwischen dem Quetzalcohualt der Mexikaner, dem Bochica der Muyscas und dem Viracocha der Incas ist doch auffallend.

Huaina Capac, der zwölfte Inca, machte seinen Sohn Atahualpa zum Könige von Quito; kurz nachher erfuhr er, daß Fremde an der Nordküste gesehen worden wären (1515). Er wurde krank, und ehe er starb, erinnerte er die Seinigen an die ehmalige Erscheinung Viracochas, sagte ihnen, daß die bemerkten Fremden ohne Zweifel Söhne der Sonne wären, die Peruaner in allen Stücken überträfen und das Land in Beschlag nehmen würden, und befahl endlich, daß man ihnen in allem gehorche. Sein Sohn, Huascar, folgte ihm 1523 und wollte seinen Bruder Atahualpa zum Vasallen machen, dieser sammelte aber Truppen, überfiel Cuzco, nahm Huascar gefangen, rief die Incas aus allen Theilen des Reiches zusammen und ließ sie alle ermorden. Das war der politische Zustand Perus zur Zeit der Eroberung.

Der erste gesetzgebende Inca, der vom Himmel Gesandte, hatte seinen Nachkommen, Kindern der Sonne gleich ihm, die eine unbeschränkte Macht übten, weil sie wie Götter herrschten, befohlen, ihre rechtmäßige Schwester zu heirathen, um ihr Blut nicht zu vermischen und immer derselben Achtung und Verehrung werth zu seyn. Ihre Religion war auf die Natur gegründet. Die Sonne, die Quelle des Lichtes und die Befruchterin der Erde, der Mond und die Sterne empfingen ihre Huldigungen. Ihre Ceremonien waren friedlich. Blutige Opfer gab es nicht wie bei den Mexikanern und Muyscas. Man opferte der Sonne Früchte, welche ihre Wärme hervorgetrieben hatte; kaum opferte man sanfte Llamas; nie befleckte Menschenblut ihre Altäre. Der Inca übte eine ganz patriarchalische Macht aus; er war König und Priester zu gleicher Zeit. Wenn er kämpfte, um die Zahl der Anbeter der Sonne zu vermehren, so that er es mit Milde, und wenn die Ueberredung wirkungslos blieb, in der Ueberzeugung, daß die Sonne ihm den Auftrag gegeben, die ungebildeten Völker zu civilisiren. Ueberall waren die Ländereien in drei Theile getheilt: einer für die Sonne, deren Ertrag denen zu Nutzen kam, welche die Tempel bauten; der zweite für den Inca als Kriegskosten, und endlich der dritte, der bedeutendste, für Alle. Kein Eigenthum war ausschließlich; die Ländereien wurden alle Jahre nach den Bedürfnissen der Familien vertheilt; man arbeitete gemeinschaftlich und singend; es war ohne Zweifel die einigste Gesellschaft. Der Ackerbau der Peruaner war dem der Mexikaner wenigstens gleich; überall hatten sie Wasserleitungen, Bewässerungscanäle ꝛc. angelegt, welche die dürren Ebenen der Küste befruchteten, und der Inca ging mit gutem Beispiele voran, indem er selbst das Land bestellte, während seine Frau spann, webte und die Personen ihres Geschlechts unterrichtete. Sie hatten prachtvolle Tempel von eigenthümlicher halbcyclopischer Bauart, außer den Häusern für die Sonnenjungfrauen. Von Cuzco nach Quito führten sie eine große 15 Fuß breite und 500 Stunden lange Straße und legten an derselben in gewissen Entfernungen tambos oder Zufluchtshäuser an. Sie bauten Hängebrücken, eine Bauart, die erst im 19. Jahrh. nach Europa kam. Sie hatten erbliche Handwerker, welche Bildhauerei trieben und gute Goldschmiede waren. Sie kannten das Sonnenjahr, hatten aber als Schrift nur Knoten, oder Quipos, wie die ersten Geschichtschreiber versichern, obgleich man nach den Reliefs zu Tiaguanaco nicht daran zweifeln kann, daß die frühere Civilisation allegorische Sculpturen gehabt hatte. Die Kriegskunst befand sich bei ihnen in der Kindheit; die Gesetze waren sehr streng und der Schuldige wurde mit dem Tode bestraft.

Die Mexikaner überzogen alles, um die Menschenopfer einzuführen, welche die Incas verboten, welche eine milde Religion verbreiteten und darin von den Muyscas nachgeahmt wurden, die in ihren Opfern auch mäßig waren. Mexico verdankte seine Stärke der festen Einigkeit seiner Priester mit seinem Adel. Der Oberpriester war immer aus königlichem Blute und es konnte ohne seine Einwilligung kein Krieg geführt werden. Die Peruaner vereinigten die beiden Gewalten, die geistliche und weltliche, in einer Person. Diese beiden Mächte hatten also bedeutendere Mittel zum Glück als die Muyscas, deren Oberpriester von den Häuptlingen ernannt wurde. Die Mexikaner und die Peruaner scheinen denselben Grad von Civilisation erreicht zu haben; jene waren kriegerischer, diese menschlicher; aber diese Civilisation kann mit jener Europas zu jener Zeit nicht verglichen werden. Es ist zu bemerken, daß diese drei Mittelpunkte der Civilisation sich auf hohen und gemäßigten Plateaus befanden,

während die Völker umher, in den Wäldern, ganz wild blieben, was die Beobachtung bestätigt, daß nur der Ackerbau die Menschen dahin bringen kann, sich in Gesellschaften zu vereinigen, während der Jäger sich von seinen Brüdern entfernt und die Wildnisse aufsucht, um, entfernt von jeder Concurrenz, eine reichlichere Jagd zu finden.

Der Boden Amerikas ist von einer großen Anzahl unterschiedener Nationen bedeckt, die aus kriegerischen Völkern bestehen, unter denen sich Menschenfresser finden, die aus Rache das Fleisch ihrer Feinde essen. Dies sind fast immer nomadische Jäger, welche die Noth zum Wandern treibt und die wilder sind als die seßhaften und in Gesellschaft lebenden Ackerbauer. Ihre Religionssysteme sind so vielfach wie ihre Gebräuche und ihre Sprachen. Alle scheinen an ein anderes Leben zu glauben und fast alle haben zur Grundlage ihrer religiösen Gefühle mehr die Furcht vor einem übelthuenden Gotte als das Vertrauen auf einen Gott der Liebe. Einige haben, obgleich Nomaden, eine Cosmogenie, einen vollständigen Polytheismus. Schwer würde es seyn, die amerikanische Race ganz bestimmt zu charakterisiren, denn sie besitzt kein allgemeines charakteristisches Kennzeichen außer dem schlichten langen schwarzen Haar. Die Neigung der Augen ist nicht der ganzen Race gemein; man findet sie bei den Botocuden und den Guaranis; die Patagonier aber und Araucanos haben horizontale Augen. Die Länge oder Breite der Nase kann kein charakteristisches Merkmal seyn; die Nordamerikaner, die Mexikaner und Peruaner haben eine vorstehende, während sie bei den Guaranis und Patagoniern kurz und eingedrückt ist. Suchen wir charakteristische Merkmale in dem Ausdrucke des Gesichts, so sehen wir die Chiquitos mit dem fortwährenden Lächeln auf den Lippen, mit der offenen heitern Miene, während der größere Theil der andern Völker betrübt und schweigend ist. Der Bartmangel ist ebenfalls nicht allgemein; alle haben Schnurbärte oder Bart an dem Kinne, und wenn die Guaranis fast bartlos sind, so haben sie unter sich die Guarayos, die einen wahrhaft patriarchalischen Bart besitzen, welcher bis auf die Brust reicht; fast alle reißen die Haare aus. Eben so wenig kann die Größe als Merkmal gelten; die Patagonier sind groß und stark, während die Peruaner und Guaranis klein und untersetzt sind; oft ist selbst in einer und derselben Nation die Größe verschieden. Die Farbe ist sehr mannichfaltig: die Nordamerikaner sind kupferfarbig und röthlich; die Peruaner, die Patagonier und andere Völker des Südens dunkel, und die Völker der düstern Wälder gelblich oder fast weiß. Also nur nach der Sprache kann man die großen Abtheilungen der amerikanischen Racen bestimmen.

Wollen wir diese Nationen in Hinsicht auf den Gebietsraum studiren, den sie vor der Eroberung inne hatten, so werden wir finden, daß die verbreitetste von allen, obgleich nicht die civilisirteste, die der Guaranis war. Man findet die Sprache dieses ackerbauenden Volkes von dem Orinocco bis zum Plata und von dem östlichen Fuße der Anden bis an das Meer, im ganzen Nordosten von Südamerika, während die Berge im Westen, in der Aequatorgegend, von den Quischua- und Aymora-Nationen, und im Süden von den Araucanos bewohnt wurden; die des Norden waren der Aufenthalt der Muyscas, und die südlichen Ebenen jener der Puelchen und Patagonier. Außer diesen großen Nationen gab es eine Menge kleiner in den Wäldern des Amazonenflusses, des Orinocco, des La Plata und deren Beiflüssen, sowie in dem brasilianischen Gebirge. Auch in den nördlichen Theilen war Nordamerika von einer großen Anzahl von Jägervölkern bedeckt, welche mit denen des alten Caucasus und Kleinasiens wetteifern konnten. Die aztekische Sprache war die einzige, welche einen Theil des Meerbusens von Mexico einnahm. So war Amerika beschaffen, als Columbus da landete. Folgen wir nun den Entdeckungen, welche dieses Land allmälig mit Europäern bevölkerten und es so bekannt machten, wie es jetzt ist.

Eine Bulle des Pabstes Alexander IV. gab Spanien alle Länder, welche westlich von den Azoren entdeckt werden würdeu, während die Portugiesen alles in Osten von dieser Linie Gelegene besitzen sollten. Columbus entdeckte auf einer zweiten Reise (1593), wobei er von vielen castilianischen Edeln begleitet war, Marie Galante, Guadeloupe, Antigua und Porto Rico in den Antillen, fand sein Fort Natividad zerstört, ließ es neu aufbauen und zeigte den überraschten Amerikanern zum ersten Male Pferde. Es wurde ihnen eine Schlacht geliefert (1495), die sie verloren, und von dieser Zeit an begann ihre Sclaverei wie die ungerechten Anklagen gegen Columbus, der sich genöthigt sah, nach Europa zurückzukehren.

Der geschickte Gaboto (Sebastian Cabot) entdeckte die Küste von Labrador und Neufundland (1497), welche 1504 von den Normannen besucht wurde, die sich vier Jahre später da niederließen. Erst 1520 fanden sie Cap Breton.

Trotz den Hindernissen, welche man seiner Abreise in den Weg legen wollte, schickte sich Columbus zu einer dritten Reise an. Der undankbare Ferdinand hatte schon angefangen, ihn die Bitterkeiten kosten zu lassen, die ihm als Lohn für seine ruhmvollen Thaten vorbehalten waren. Der unerschrockene Mann besuchte nochmals Trinidad (1498), legte an dem Drachenschlunde, zu Paria und Cumana an und entdeckte auf der Rückfahrt nach St. Domingo, wo seine Colonie aufgehoben war, Cubagua und Margarita. Unterdeß kam Alonzo d'Ojeda (1499), welcher die letzte Beschreibung der Reise Columbus benutzt hatte, in Paria an, folgte der Küste bis zum Cap Vela und ankerte zu Venezuela. Er war von Amerigo Vespucci begleitet, einem florentinischen Edelmanne, der seine Reisebeschreibung herausgab, Columbus um den Ruhm der Entdeckung brachte und sogar dem neuen Festlande seinen Namen gab, Amerika, — eine Ungerechtigkeit, welche leider durch die Geographen und die Gewohnheit anerkannt worden ist. Alonzo de Niña und Guerra sahen (1500) ebenfalls Paria. Im folgenden Jahre passirte Vicente Pinzon, der Columbus auf dessen erster Reise begleitet hatte, zuerst den Aequator und legte in der Nähe des Marannon, in der Mündung des Amazonenflusses an.

So vergrößerte sich Amerika alle Tage, ohne daß sich noch über die wirkliche Ausdehnung des Festlandes urtheilen ließ. Einige Monate nach der Reise Pinzons verdankte Pedro Alvarez Cabral dem Zufalle die Entdeckung von Brasilien. Er begab sich nach Indien, wurde vom Sturme verschlagen und legte bei Porto Seguro und Santa Cruz an, von denen er im Namen Portugals Besitz nahm. Unterdessen sah sich der unglückliche, verleumdete Columbus von Bovadilla verurtheilt, mit Ketten beladen und so nach Spanien zurückgebracht, obgleich er dieser Krone eine ganze Welt geschenkt hatte. Ferdinand verzieh ihm zwar, aber ohne ihm

eines der durch den Vertrag erlangten Rechte zurückzugeben, und ließ ihn vergeblich wünschen, sich noch nützlich zu machen.

Rodrigo de Bastidas und Juan de Costa (1501) folgten der Küste von Paria bis nach Santa Marta und Nombre de Dios, indem sie einen Theil der Küste von Columbien besuchten. Ojeda, der erste Gefährte Amerigo Vespuccis, folgte derselben Straße, erhielt aber Nachrichten, welche ihm den Reichthum des Landes andeuteten. Unterdessen hatte Columbus den Schmerz, Ovando als Gouverneur an seiner Stelle abgesandt zu sehen. Endlich (1502) erhielt er vier kleine Barken, um neue Entdeckungen zu machen; ein Sturm zwang ihn, bei St. Domingo anzulegen, und Ovando wollte ihn nicht einmal in dem Hafen aufnehmen, wo er zuerst an's Land gegangen war. Er stach also wieder in See, sah Guanaja, bei Honduras, wo er erfuhr, daß das Gold aus Westen komme, folgte der Küste des Isthmus von Panama weiter, sah das Cap Gracias a Dios, fuhr bis Portobello und Varagua, und suchte immer weiter vergebens die Durchfahrt nach Indien (1503). Auf der Rückkehr verlor er seine Schiffe bei Jamaica, schickte Piroguen ab, um Ovando um Hilfe zu bitten, der sie ihm acht Monate verweigerte und ihn sich allein gegen die meuterischen Matrosen vertheidigen ließ (1504), und wurde endlich nach St. Domingo und von da nach Spanien gebracht, wo ihn nochmals verleumderische Anklagen erwarteten. Vergebens verlangte er von dem spanischen Monarchen die Erfüllung der Versprechungen; er erhielt nichts und starb zu Valladolid am 20. Mai 1506, bezahlt von dem schwärzesten Undanke für alles, was er für seine Zeitgenossen gethan hatte. Erst die folgenden Jahrhunderte ließen dem großen Manne die ihm gebührende Gerechtigkeit wiederfahren. Die Sclaverei der Amerikaner wurde von Tage zu Tage grausamer und hatte bereits einen großen Theil der eingeborenen Bevölkerung vernichtet. Die Hoffnung auf Entdeckungen ließ jedoch jenen unruhigen Menschen, jenen Abenteurern keine Ruhe, welche damals die Antillen bewohnten; so sah man Ponce de Leon (1508) sich in Porto Rico niederlassen; Juan de Solis und Yanez Pinzon Yucatan entdecken, den ersten Theil des jetzigen Mexico, dann die Küste von Brasilien durchwandern, die Mündung des La Plata erforschen (1509) und die Entdeckungen bis zum 40.° s. Br. ausdehnen. Es fingen Colonien an, sich auf dem Festlande zu bilden; Diego Colon, Gouverneur, gab Ojeda die Ländereien zwischen dem Cap Vela und dem Golf von Darien, und von Nicuesa, an diesem Golfe, bis zum Cap Gracias. Sie wollten die Eingeborenen mit Gewalt unterwerfen, wurden aber geschlagen und auf eine kleine Colonie am Meerbusen von Darien unter der Leitung Balboas heruntergebracht. Velasquez gründete Cuba (1510); Ponce de Leon entdeckte Florida (1512); Balboa erfuhr von einem Kaziken, es liege ein reiches Land in geringer Entfernung, brach mit Freiwilligen und Hunden (1513) dahin auf, sah nach einer beschwerlichen Reise ein unermeßliches Meer, fiel auf seine Knie nieder, trat allein mit dem Degen in der Hand und dem Schilde am Arme in das Wasser hinein und nahm so im Namen des Königs von Spanien Besitz von dem Oceane, — eine Entdeckung, welche für die Eroberer eine Quelle von unerschöpflichen Reichthümern wurde. Die Existenz Perus wurde damals (1514) Balboa enthüllt, aber in Folge einer Ungerechtigkeit, deren Opfer oft überlegene Männer sind, wurde an seiner Statt Pedrerias d'Avila zum Commandanten daselbst gewählt; später ließ dieser ihn, ob er gleich sein Schwiegervater war, zum Tode verurtheilen (1515) und schob so durch seine Muthlosigkeit den Augenblick der Eroberung hinaus. Juan de Solis entdeckte Rio de Janeiro (1516) und den Parana Guacu, dem Sebastian Cabot den Namen Rio de la Plata gab. Schon vertheidigte der tugendhafte Las Casas (1517) kräftig die Freiheit der Eingeborenen gegen die Rohheit und Grausamkeit der Ansiedler, aber ob er gleich anfangs in dieser edeln Sache siegte, sah er sich doch bald darauf genöthigt, seine edelmüthigen Absichten aufzugeben, als er bei Cumana eine Colonie von Religiosen und Handwerkern gründen wollte.

Pedrerias und Nuñes de Cordoba besuchten Yucatan (1517), wo sie die ersten bekleideten Amerikaner und steinerne Häuser sahen, welche sie an ihr Vaterland erinnerten. Kurz darauf durchwanderte Grijalva die Küsten von Mexico, das er Nueva España (Neu-Spanien) nannte, wegen der Städte, der Gebäude und des ganz europäischen Aussehens des Landes. Zu Oajaca wurde er wie ein Gott empfangen und sammelte da viel Gold. Nach einem Schicksale, das schon viele seiner Vorgänger betroffen hatte, wurde Hernand Cortez bei der Eroberung Mexicos vorgezogen (1519). Nachdem dieser unerschrockene Spanier die Hindernisse überwunden hatte, welche ihm Velasquez, der Gouverneur von Cuba, in den Weg legte, rückte er nach San Juan d'Ulloa, wo Montezuma, der Souverain des Landes, ihm mehrere Deputationen und Geschenke sandte, um ihn zur Wiederabreise zu bewegen; aber die unglücklichen Mexikaner wußten nicht, daß selbst ihre Freigebigkeit die Habsucht dieser Abenteurer reizen würde, die trotz den Uneinigkeiten unter ihnen selbst der mächtigsten Nation Americas zu trotzen wagten, und selbst ihre Schiffe verbrannten, um sich jedes Mittel zum Rückzuge abzuschneiden. Schon dieser einzige Zug schildert jene heroische Zeit. Cortez fand um so weniger Widerstand, als die Mexikaner noch immer Quatzalcohualt, den Mann mit dem Barte, erwarteten, der bereits einmal auf diesem Wege angekommen war. Er gründete Vera Cruz, verband sich mit einigen Stämmen, die des Joches Montezumas müde waren, siegte zu Tlascala, erreichte die heilige Stadt Cholula, verwüstete alles mit Feuer und Schwert und kam in der Nähe von Mexico an, dessen vergoldete Thürme, kostbare Tempel und fast europäischer Glanz seine Ueberraschung auf den höchsten Grad trieben, die sich jedoch noch immer steigerte beim Anblicke des glänzenden Zuges des Monarchen, der ihm selbst entgegenkam. Die Spanier wurden von dem Volke unter dem Namen teules (Götter) empfangen. Indessen bereuete Cortez bald seine Unvorsichtigkeit, als er sich mitten in einer feindlichen Stadt befand, wo er so leicht besiegt werden konnte; er entwarf deshalb den kühnen Plan, den er auch ausführte, sich der Person Montezumas zu bemächtigen und ihn als Geißel zu behalten. Von da an herrschte er als Despot (1520) und nöthigte den unglücklichen Monarchen, von seinen Unterthanen einen jährlichen Tribut und ihre Unterwerfung unter den König von Spanien zu verlangen. Velasquez schickte Narvaez ab, um den Eroberer zu vertreiben. Narvaez kündigte den Mexikanern an, er sey gekommen, um ihren Bedrücker zu bekämpfen; Cortez zog ihm aber entgegen und hatte die Freude, die Truppen seines Nebenbuhlers sich mit den seinigen verbinden zu sehen. Er kehrte eilig nach Mexico zurück. Der Krieg begann mit Erbitterung; die Einwohner hatten ihre Freiheit und ihre Götter zu vertheidigen; der unglückliche Montezuma starb freiwillig den Hungertod,

und seine Unterthanen verdoppelten ihren Muth und ihre Anstrengungen. Cortez wurde gezwungen, die Stadt zu verlassen; außerhalb derselben entwickelte sich eine allgemeine Schlacht; von der Wegnahme einer heiligen Fahne hing der Sieg ab; der kühne Feldherr opferte sich auf und ergriff die Fahne; da ergriffen alle Mexikaner die Flucht und er begab sich endlich nach Vera Cruz, um da in Frieden seinen Sieg zu genießen.

Damals stand der Entdeckungsgeist in der vollsten Kraft. Magellan (Magallanes oder Magalhaens) suchte, eine Durchfahrt in das unbekannte Meer, welches Balboa zuerst gesehen hatte, begab sich nach Rio de Janeiro (1520) und überwinterte in dem Hafen St. Julian, wo er jene riesenhaften Patagonier fand, deren Größe sich allmälig zu der gewöhnlicher Menschen verringert hat; er entdeckte die Straße, welche seinen Namen führt, nannte die südliche Küste Feuerland und kam erst im nächsten Jahre in das neue Meer hinaus, das er den Stillen Ocean nannte. Das war die erste Reise um die Welt, welche eine genaue Vorstellung von der Entfernung Amerikas von Ostindien gab und die Zweifel der Geographen über die Gestalt der Erde löste.

Cortez entschloß sich, als er Verstärkungen erhalten hatte, gegen Mexico zu marschiren (1521), ließ auf seinen Befehl gebaute Brigantinen stückweise dahin transportiren und wurde durch seine kleine Flotte Besitzer des Sees. Es kam zum Sturme; die Spanier, anfangs Sieger, sahen sich bald genöthigt, mit Verlust zurückzuweichen; aber die Stadt, in welcher Hungersnoth wüthete, mußte sich endlich doch ergeben... Cortez war nun Herr von Mexico (1522) und die armen Bewohner wurden zur Bergwerksarbeit gezwungen. Ihre prachtvollen Bauwerke, sowie fast alle Spuren ihrer alten Geschichte wurden durch den Fanatismus des ersten Bischofs, Juan von Zumaraga, zerstört. Cortez starb 1547 in Spanien, ohne einen seiner glänzenden Eroberung würdigen Lohn erhalten zu haben.

Giovanni Veranzani, den Franz I. (1524) abschickte, besuchte Florida und nahm Besitz von Neu-Frankreich. Zu derselben Zeit bildete sich zu Panama zur Eroberung Perus eine Verbindung zwischen Francisco Pizarro, Almagro und dem Geistlichen Luque; sie theilten eine Hostie, um ihren Bund zu weihen. F. Pizarro schiffte sich (1525) ein, durchzog die Küste von Quito (1526), sah sich aber aus Mangel an Unterstützung genöthigt, sie aufzugeben, und begab sich auf die Insel del Gallo. Gegen den neuen Gouverneur von Panama weigerte er sich, sein Unternehmen aufzugeben; dreizehn der Seinigen willigten ein, sich seinem Schicksale anzuschließen, und sie wurden auf der Insel Gorgona (1527) verlassen, wo sie endlich nach fünf Monaten ein Schiff abholte. Pizarro begab sich nach Tumbez (Guayaquil), wo er Tempel, unermeßliche Reichthümer und eine ihm unbekannte Civilisation sah. Er kehrte nach Panama zurück und von da nach Spanien, in der Hoffnung, die Regierung für seine Pläne zu interessiren. Mit dem Titel eines Gouverneurs von Peru fand er sich wieder in Amerika ein (1531). Er wurde an die Küste von San Mateo geworfen, setzte seine Reise zu Lande fort, ermordete alles, was ihn aufhalten wollte, und gelangte in Tumbez und Piura an. Im folgenden Jahre traf er bei Caxamarca auf das Heer Atahualpa's und erhielt Geschenke von diesem Monarchen, der die Spanier selbst besuchen wollte. Der Capellan Valverde wollte ihn zum christlichen Glauben bekehren, der Inca ließ sich aber nicht überreden und wies den Schutz des Königs von Spanien von sich. Valverde zeigte ihm sein Brevier; der Inca nahm das Buch, blätterte darin, hielt es an sein Ohr, antwortete: „was du mir giebst, redet nicht", und warf das Buch verächtlich zu Boden. Da rief der Geistliche wüthend: „zu den Waffen, Christen! Das Wort Gottes ist entweiht. Rächet dieses Verbrechen in dem Blute der Ungläubigen." Das Zeichen zum Angriffe wurde gegeben; die Kanonen donnerten; die armen Indianer wurden ohne Barmherzigkeit niedergemetzelt und Atahualpa kam gefangen in das Lager. Ein Augenblick reichte für Pizarro hin, sich zum Herrn aller Reichthümer des Inca zu machen. Atahualpa erbot sich, als Lösegeld sein Gefängniß mit Gold zu füllen, und befahl seinen Unterthanen, sein Versprechen wahr zu machen. Unterdessen behandelte man die Spanier, die von Pizarro in ganz Peru umhergesendet wurden, überall als Götter, was beweist, wie leicht es, nach den alten Sagen, gewesen seyn würde, dieses reiche Land in Frieden zu unterwerfen. Das ungeheuere Lösegeld für Atahualpa kam endlich an (1533) und der Sieger vertheilte es; jeder Soldat erhielt für sich 35,625 Thlr. Dennoch wurde der unglückliche Monarch nicht freigelassen; F. Pizarro, dem es daran lag, sich seiner zu entledigen, legte ihm Verbrechen zur Last und ließ ihm zum Feuertode verurtheilen. Um sich den schrecklichen Qualen zu entziehen wurde er Christ, und man begünstigte ihn nun in so weit, daß er blos gehenkt wurde.

Das Verlöschen der Familie der Incas stürzte Peru in die vollständigste Anarchie; F. Pizarro benutzte dieselbe, um seine Eroberungen auszudehnen. Er vereinigte mit Spanien einen großen Theil des Gebietes der Incas und gründete die Stadt Lima (1534). Auf der andern Seite rückte Almagro gegen Chili, wo er von den kriegerischen Araucanos aufgehalten und genöthigt wurde, nach Peru zurückzukehren. So blieb die Eroberung Chilis verschoben bis 1540, zu welcher Zeit der von Pizarro abgesandte Valdivia dort Santiago gründete und nicht ohne viele Mühe der Krone von Spanien einen Theil dieses Landes nach einem erbitterten zehnjährigen Kriege erwarb.

Unter den Spaniern selbst erstanden nun Uneinigkeiten (1536); das europäische Blut floß überall. Juan Pizarro, der Bruder des Eroberers, gehörte zu der Zahl der Opfer; Almagro fiel in die Hände F. Pizarros und wurde auf dessen Befehl gehenkt, aber dieser grausame Mensch wurde bald darauf (1541) in Lima selbst ermordet. Endlich hörte die Unordnung auf. Eine Verordnung Karls V., welche den Indianern die Freiheit von der Minenarbeit zugestand, belebte indeß die Unzufriedenen von neuem, welche Gonzalo Pizarro an ihre Spitze stellten. Dieser ließ den ersten Vicekönig enthaupten (1546), wurde indeß von Pedro de Gasca überwunden und seiner Seits zum Tode verurtheilt (1548).

Wenn man die Eroberung von Mexico mit jener von Peru vergleicht, so ergiebt sich leicht die Verschiedenheit zwischen den beiden Eroberern. Cortez, ein gebildeter Mann und guter Feldherr, hatte eine kriegerische Nation zu unterwerfen, was die Flecken entschuldigen kann, die auf seinem Andenken haften. Francisco Pizarro dagegen, ein völlig unwissender Mensch, vergoß nutzlos das Blut eines friedlichen Volkes, das geneigt war, die Fremden freundlich aufzunehmen.

Während der Eroberung von Peru unternahm der muthige Gaboto

(1526) eine glorreiche und doch wenig gerühmte Expedition; er fuhr in den Rio de la Plata ein, gründete das Fort Santo Espiritu, ging auf dem Flusse bis zu dem großen Falle hinauf, kehrte zur Verbindung mit dem Paraguay um und schiffte auf diesem bis über das jetzige Assomption. Dies war die erste Reise im Innern auf den Flüssen, und in Folge dieser Entdeckung wurde (1535) in diesen Theil Amerikas die stärkste Colonie abgeschickt, die man bis dahin gesehen hatte, und zwar unter dem Befehle Mendozas, der zum Gouverneur dieser Gegend ernannt war und an der Spitze von 3000 Ansiedlern Buenos Ayres gründete. Einer seiner Officiere, Ayolas, unternahm eine der außerordentlichsten Reisen; er gründete Assomption, fuhr auf dem Paraguay bis Chiquitos und begab sich von da zu Lande nach Peru (1536.)

Im Jahre 1531 wurde Souza von den Portugiesen nach Brasilien geschickt und gab der von Magellan besuchten Bai den Namen Rio de Janeiro. Diego Ordax fuhr auf dem Orinocco bis Meto fast 40 Stunden. Jean Cartier von St. Malo besuchte (1534) für Frankreich Neufundland, den St. Lorenzfluß, die Insel Assomption, fuhr den Fluß Canadas hinauf und entdeckte die Insel Orleans. Cartier kehrte (1540) zum dritten Male nach Canada zurück und gründete am Hafen St. Croix die erste französische Colonie. Zwei Jahre später gründete der Graf von Roberval Quebec, was einige Schriftsteller erst 1608 geschehen lassen, fünf Jahre nach der Reise Champlains. In diesem Falle würde jene Colonie durch Concession des Gouverneurs le Dieppe entstanden seyn. Man weiß, daß sie lange der Schauplatz des Handels der Normannen war; aber sie litt viel durch das Bombardement von 1694 und wurde nach den Kriegen von 1763 ganz zerstört.

Benalcazar reiste 1545 von Guallabamba ab und begab sich nach Pasto in Popayan. Jetzt begann die Fabel von dem Dorado, welche alle Gemüther nach jenem angeblichen Mittelpunkte der Reichthümer hinlenkte. Benalcazar kam auf dem Plateau von Condinamarca an, sah die friedlichen Muyscas und fand hier das so reiche Land nicht, das er, wie die andern Eroberer, anderswo suchen zu müssen glaubte. Zu diesem Zwecke wurden vielfältige Reisen unternommen. So begab sich Ximenez de Quesada über Santa Marta nach Columbien, während Alonso de Herrera die Reise des Diego Ordax wiederholte, und, ebenfalls um das chimärische Land aufzusuchen, Gonzalo Pizarro (1540) jene abenteuerliche Expedition von la Canela begann, wobei er über die Gebirge östlich von Quito ging und von Schlucht zu Schlucht unter Wildbächen, steilen Felsen und dichten Wäldern herabstieg, wo es fast unaufhörlich regnete. Er kam sodann zu dem Rio Coca oder Napo, dem Beiflusse des Marañon. Hier ließ er eine Brigantine bauen, auf welcher sich Orellana, einer seiner Officiere, mit 50 Soldaten einschiffte, um Lebensmittel zu suchen. Sie wurden durch die Strömung fortgerissen, und die Abenteuersucht, verbunden mit dem Ehrgeize, seinen Namen berühmt zu machen, veranlaßte Orellana, sich von seinem Vorgesetzten zu trennen. Er setzte seine Fahrt auf dem großen Flusse, aller Entbehrungen ungeachtet, fort, und fuhr, 1200 Stunden weit, auf dem größten amerikanischen Flusse fort bis zu dessen Mündung. Neue Leiden. Er kam nach Cubagua und begab sich nach Spanien, wo er, um sein Vergehen zu bemänteln und seine Entdeckung herauszuheben, die seltsamsten Mährchen von dem erzählte, was er gesehen. Er sprach von einer Nation kriegerischer Frauen, und daher kommt der Name Amazonen-Fluß, den derselbe erhielt. Gonzalo Pizarro bemerkte bald, daß er verlassen sey, zog 50 Stunden weit im Walde fort und traf einen Spanier von der Schaar Orellanas. Seine traurige Muthmaßung wurde bestätigt; er erkannte das Schreckliche seiner Lage und kehrte nach Quito zurück nach einer Reise von zwei Jahren, wobei er einen Theil seiner Leute verloren und alles erduldet hatte, was ein Mensch erdulden kann. Dieses Unternehmen machte das Innere von Amerika und dessen wirkliche Breite bekannt; es war gewiß eines der kühnsten und außerordentlichsten in jener ritterlichen Zeit. Ebenfalls um El Dorado aufzusuchen, ging Quesada über die Cordillere von Condinamarca nach dem Guaviare, und durchwanderte zwanzig Jahre später Orsua, dessen Reise Aguerre fortsetzte, einen Theil von Columbien. Die Expeditionen des Holländers Ja[illegible]en 1579 und des Domingo Vera, der 1593 endlich Besitz von Guiana im Namen Spaniens ergriff, hatten auch die Entdeckung jenes Fabellandes zum Zwecke. Dazu gehören ferner die des Engländers Raleigh, der mehrere Reisen auf dem Orinocco machte von 1595 bis 1617. Kurz man muß zur Schande der Europäer gestehen, daß sie von allen Seiten aus dieses El Dorado suchten, von Brasilien und selbst von Paraguay aus. Die letzte dieser Unternehmungen geschah 1775.

Alvar Nuñez landete (1542) zu Santa Catarina in Brasilien und begab sich zu Lande nach Paraguay. Im folgenden Jahre fuhr er auf dem gleichnamigen Flusse bis zu den Chiquitos, die sämmtlich das Land bebauten. Auf der andern Seite begab sich Roxas nach Tucuman über Ober-Peru, und bald darauf entstanden Communicationen zwischen Peru und dem Plata. Irala (1547) begab sich zu Lande von dem Paraguay nach der Grenze von Peru, von wo er einen Boten nach Lima schickte. Man erstaunt, wenn man sieht, mit welcher Leichtigkeit die Spanier jener Zeit sich von einem Theile Amerikas zum andern begaben, Hunderte von Stunden mitten in Einöden zurücklegten, unermeßliche Wälder durchzogen und zahllose Gebirge überstiegen.

Souza gründete im Namen Portugals an der Küste Brasiliens 1549 San Salvador. Normannen erhielten von dem Könige von Frankreich die Erlaubniß, dort sich anzusiedeln. Die Calvinistischen Flüchtlinge unter Villegagnon gründeten (1555) dort eine Colonie, welche sie Süd-polar-Frankreich nannten; die Portugiesen vertrieben sie 1565, nahmen ihre Plätze ein und bauten Rio de Janeiro. Die Franzosen fuhren (1560) fort, vergebliche Colonisationsversuche auf verschiedenen Punkten Amerikas zu machen; einer, Jean Ribault, gründete Charlesfort in Acadien. Laudonniere führte Normänner nach Florida (1564), aber diese aufblühende Niederlassung fiel bald in die Hände der Spanier.

Auch England wollte seinen Antheil von der Neuen Welt haben: Gaboto (1553) und Forbisher (1576) suchten vergeblich in Nordwesten eine Durchfahrt nach Indien. Die Reisen des letztern und jene Drakes (1578) an den Küsten von Californien gaben den Engländern Muth; eine Gesellschaft versuchte eine Colonie in Nordamerika anzulegen. Die beiden ersten Expeditionen hattn keinen glänzenden Erfolg (1580). Raleigh (1584) landete in Florida, besuchte Nord-Carolina, nannte es Virginien und bemühte sich, dort eine Colonie zu gründen, die er jedoch 1587 aufgab.

In Brasilien rivalisirten die Portugiesen mit den Spaniern, indem sie Niederlassungen an den Küsten anlegten; sie wurden aber fortwährend von dem englischen Corsaren Cavendish und von Lancaster geneckt, welcher die Fabel von Dorado erneuerte und die Reise des Sir Walter Raleigh (1593) veranlaßte. Riffault von Dieppe versuchte, eine Colonie am Marannon zu gründen (1594). Der Portugiese Suarez (1595) zog von dem Oceane bis nach Matto Grosso. Coelho fuhr auf dem Amazonenflusse hinauf (1603) und kam auf einer neuen Expedition mit vielen Indianern zurück, die er dann als Sclaven verkaufte, ein Handelsartikel, mit dem sich damals die Portugiesen sehr beschäftigten. Bald hatten diese mit den Franzosen und den Engländern nichts mehr zu schaffen, sondern mußten die Holländer bekämpfen, welche sich eines Theiles der Küste von Brasilien bemächtigten, die sie dreißig Jahre besaßen, bis sie 1651 trotz einem hartnäckigen Widerstande vertrieben wurden.

Zu Ende des 16. Jahrh., blos hundert Jahre nach der Entdeckung Amerikas, hatten die Spanier die Antillen, Mexico, Florida, Peru, Columbien, Chili, La Plata entdeckt und waren auf den drei größten Flüssen dieser Länder, dem Amazonenflusse, dem La Plata und dem Orinocco hinauf- oder heruntergefahren. Ein Theil von Brasilien war bereits von den Portugiesen bevölkert, welche sich weit in das Innere hineingewagt hatten. Die Franzosen, die auf kurze Zeit in Florida und zu Rio de Janeiro sich niedergelassen, waren genöthigt worden, diese Besitzungen aufzugeben, besaßen aber Canada noch. Auch die Engländer hatten den Küstenstrich von Amerika durchgemustert, besonders den von Labrador und Virginien. Seit langer Zeit schon strichen die Holländer an den Küsten umher und plünderten die spanischen und portugiesischen Colonien. Man kann daraus schließen, daß Südamerika damals in seinem Innern fast ganz bekannt war, während man bisher von Nordamerika nur die Küsten besucht hatte.

Es ist zu bemerken, daß 106 Jahre nach der Entdeckung der Nordtheile von Nordamerika durch Gaboto und 20 Jahre nach dem ersten Colonisationsversuche noch kein einziger Engländer in Amerika sich niedergelassen hatte. Es nahte jedoch die Zeit, in welcher dieselben Engländer den Grund zu einer der größten Nationen der Welt legen sollten, die bestimmt war, gleich von ihrer Entstehung an alle amerikanischen Völker zu beherrschen. Im Jahre 1596 hatte die virginische Compagnie ihre Rechte an Thomas Smith abgetreten. Der günstige Bericht Gosnolds nach seiner Reise nach Massachusetts (1603) ist ohne Zweifel der erste Antrieb zu der Neigung zu Colonisirung, welche sich plötzlich Englands bemächtigte. Jacob I. theilte Nordamerika in zwei Hälften, von denen er die eine Virginien, die andere Nordcolonie nannte. Den zweiten Theil gab er Kaufleuten und Adeligen von Plymouth und Bristol (1606) und den ersten dem Sir Thomas Gates, Sir George Summers und Richard Hackluyt, welche mit dem Capitain Smith in der Chesapeak-Bai ankamen und James-Town an dem Flusse Powhatan gründeten. Aber bald stellte sich Uneinigkeit ein; der Krieg mit den Eingeborenen begann und die Hälfte der Ansiedler kam um. Smith wurde in einer Schlacht gefangen genommen. Eine Indianerin entriß ihn einem gewissen Tode. Er wurde von neuem Beschützer der Colonie und leistete ihr unermeßliche Dienste, doch mußte er erfahren, daß Lord Delaware zum Gouverneur von Virginien ernannt sey (1609). Er reiste nach England ab, und in der Zeit, bis der neue Gouverneur ankam, entstand in der Niederlassung die größte Anarchie und sie litt Hungersnoth. Lord Delaware landete endlich, belebte den gesunkenen Muth der Engländer, ordnete die Colonie, stellte Arbeiter an (1611) und flößte den Indianern Achtung vor seinen Waffen ein. Im Jahre 1612 wurde ein Vertrag mit denselben geschlossen, aber der Widerwille der Engländer, sich mit den indianischen Familien zu verbinden, gab dem Verkehre mit denselben immer wenig Sicherheit und die Kriege wiederholten sich oft, bis jene Völkerschaften sich ganz aus der Nähe zurückzogen. Ein Ueberfall vernichtete die neue Niederlassung beinahe (1619); drei Viertheile der Ansiedler starben von der Hand der Indianer, welche man von nun an wie wilde Thiere verfolgte. Seit dieser Zeit erholte sich die Colonie allmälig von ihren Verlusten; die Industrie entwickelte sich und das Gedeihen stieg von Tage zu Tage.

Die zweite Compagnie, welche die Nordküste Amerikas colonisiren sollte, mußte ihren Plan aufgeben. Der unglückliche Smith besuchte das Küstenland 1614; sein Bericht interessirte den König und er gab diesen Ländern den Namen Neu Britanien.

Die Religionskriege, welche Europa verheerten, lenkten die Gedanken nach dem neuen Lande, wo Jedermann frei seinen Gott nach Gutdünken verehren konnte. Die Puritaner (1617) und die Secte der Brownisten (1620) erhielten Vollmachten. Die letztern, welche sich nach der Hudsons-Bai begaben, kamen bei dem Cap Cod an und ließen sich zu New Plymouth in der Provinz Massachusetts nieder, wo sie viel von der Kälte und den Kriegen mit den Eingeborenen zu leiden hatten. Carolina bestand mit allen Vorrechten, während man Virginien alle Eigenthumsrechte nahm. Die Puritaner reisten 1629 ab, kamen in Neu Britanien an und trafen die Colonie Endicott zu Salem. Sie verbanden sich in religiösem Interesse; man folgte ihrem Beispiele und bald sah man die Niederlassungen zu Boston, Charlestown, Dorchester, Roxborough und mehrere andere, welche sich zu demselben Glauben bekannten, sich mit einander verbinden. Im Jahre 1624 fand eine allgemeine Zusammenkunft statt, und bald wurden Rhode Island, Connecticut, Exeter ꝛc. gegründet, nachdem man vorher die Holländer vertrieben hatte. Man breitete sich nach dem Innern aus und die große Colonie, die einst ganz Nordamerika umfassen sollte, bestand, bereit, in kurzem in der Industrie und im Handel mit dem Mutterlande zu rivalisiren.

Kaufleute aus Rouen (1624) ließen sich am Rio Sinamary in Guyana nieder. Bald machte eine unter Ludwig XIII. organisirte Gesellschaft den Holländern den Besitz des Gebietes streitig, und sie erhielt Consistenz, sobald sie durch die indische Compagnie unterstützt wurde. Die Franzosen gründeten ebenfalls 1640 Surinam, als es aber verlassen wurde, nahmen es die Engländer in Besitz, die 1688 ihrer Seits den Holländern weichen mußten.

Man weiß, wie wenige geographische Nachrichten die mißtrauische Politik Spaniens uns über das Innere seiner Besitzungen bis zur Emancipation des Gebietes zukommen ließ, und ich glaube deshalb die wichtigsten Reisen anführen zu müssen, welche Licht über dieses Festland zu verbreiten anfingen. Voran müssen die Expeditionen gestellt werden, die 1637 bis 1639 auf dem Amazonenflusse unternommen wurden. Peruanische Missionaire reisten von Quito nach dem Para, dann leiteten sie die Unternehmung Texeiras, der mit einem Gefolge von 2000 Indianern

den Amazonenstrom hinauffuhr. Nach einer sechsmonatlichen Reise gelangten sie nach Quiros und begaben sich zu Lande nach Quito, von wo sich bald die Jesuiten Cristoval, d'Acuña und Arteida mit Texeira auf dem Napo einschifften. Damals erfuhren sie die Verbindung des Orinocco mit dem Amazonenflusse durch den Rio Negro, welche später durch die Reisen des P. Roman und die Expedition Isturiagas bestätigt wurde, die die Mündung des Madeira sahen. Der P. Acuña gab eine sehr wichtige Reisebeschreibung heraus, welche die alte Idee von der Existenz der Amazonen- oder der Frauenrepublik erneuerte; wenn aber auch noch einige Zeit das Innere des Festlandes mit einem Schleier bedeckt bleiben sollte, so lernte man dagegen den Nordpol mehr und mehr kennen. Er wurde 1587 von Davis besucht, der seinen Namen einer Durchfahrt gab, welche er bei der Aufsuchung einer dergleichen nach Indien fand, und 23 Jahre später von Hudson, der noch weiter vordrang; dann von Button, der durch die Hudsonstraße fuhr, und endlich von Baffin, der sich dreimal da einfand und mit der Ueberzeugung zurückkam, man werde eine Durchfahrt vergebens suchen. Von nun an sollte Nord-Amerika bald genauer bekannt werden als Süd-Amerika (1673). Man führt besonders die außerordentliche Reise des Jesuiten Marquette an, der von Canada aus nach Illinois ging und den Mississippi bis zur Einmündung in den Meerbusen von Mexico herunterfuhr.

Die Ursache der Unkenntniß, in welcher man lange über Süd-Amerika blieb, muß man also in dem Mißtrauen der spanischen Regierung suchen, welche für sich allein die unvollständigen Kenntnisse behalten wollte, die sie durch einige Reisende erhielt. Diese mußten, entfernt von einer argwöhnischen und grausamen Inquisition, bei Völkern, welche eifrig strebten, die neue Welt kennen zu lernen, oft unvollkommene und bisweilen lügenhafte Beobachtungen herausgeben. Nur verstohlens sammelten die Erdumsegler mehr oder minder genaue Notizen. So besuchte Fresier 1708 einen Theil von Chili in den Fußtapfen Feuillée's, und später berührten die großen Expeditionen Bougainville's, Wallis', Cook's, Fleurieu's, La Perouse's ꝛc. ꝛc. einige Punkte von Amerika; aber die erste wissenschaftliche Reise in dem Festlande ist die der spanischen und französischen Academiker, welche mit Condamine 1734 astronomische Beobachtungen machen sollten, das große Plateau von Quito und die östlichen Abhänge bekannt machten und dann den großen Amazonenfluß bis zu dessen Mündung hinunterfuhren. Diese Reise verbreitete viel Licht über die Geographie dieser Länder. Auf einer andern Seite gab Molina, der Chili besucht hatte, die Naturgeschichte desselben, und Stedmann beschrieb das Wichtige, was er in dem holländischen Guyana gesehen hatte. Der erste Reisende, welcher seine Beobachtungen im Allgemeinen hielt, war D. Felix d'Azara, ein Gelehrter, der während 20 Jahren (von 1781 bis 1801) sich mit der Geographie und Naturgeschichte Paraguays beschäftigte und uns jene Länder kennen lehrte, die bisher nur unvollkommen beschrieben waren, trotz dem voluminösen Werke Lozanos und dem bessern von Charlevoix.

Wir gelangen endlich zu der Musterreise für das Centrum der Continente, zu jener der Herren von Humboldt und Bonplan, einer Reise, die lange vorbereitet war und in so großem Maßstabe für die Wissenschaften ausgeführt wurde, daß sie die auf astronomische Beobachtungen gegründete Geographie, die Geologie, die Botanik, die verschiedenen Zweige der Zoologie, die Geschichte der Völker, ihre Ethnologie ꝛc. umfassen sollte. Jedermann weiß, was alle diese Wissenschaften jenen gelehrten Reisenden verdanken. Sie schifften sich 1799 in Spanien ein, berührten Teneriffa, fuhren an der Küste von Cumana ꝛc. hin, durchwanderten abwechselnd die Höhen der Silla und von Caracas und die Ebene von San Fernondo, fuhren auf dem Orinocco bis zu dessen Verbindung mit dem Amazonenflusse durch den Rio Negro, dann auf diesem Flusse wieder herunter, schifften sich von neuem ein, um Havannah zu besuchen, kehrten auf das Festland bei Cartagena zurück, durchwanderten den Südosten von Columbien, die Umgegend des Chimborazo, Quito, Guayaquil und drangen bis Lima; erforschten darauf, mit ihrer glänzenden Ernte nicht zufrieden, das alte Anahuac oder Mexico, und kehrten (1803) über die Vereinigten Staaten zurück. Das war die erste Reise dieser Art; ist sie wiederholt worden?...

Um eine genaue und deutliche Vorstellung von den vorzüglichsten Reisen in den beiden Amerikas zu geben, ist es durchaus nöthig, sie zu theilen, denn wenige Reisende haben Nord- und Süd-Amerika durchwandert. An das ewige Eis des Poles kam in NW. Krusenstern, und auf der andern Seite der unermüdliche Parry. Ihm folgte der Capitain Roß, während der Capitain Franklin zu Lande zu diesen Seefahrern zu stoßen suchte. Der Mittelpunkt Nordamerikas sollte ebenfalls ein, freilich anziehenderer, Gegenstand der Untersuchungen werden; schon 18[illegible] besuchte Robin Louisiana, Florida und den Mississippi. Zwei Jahre später begaben sich der Capitain Lewis und Clarke zuerst von der Mündung bis zu den Quellen des Missouri, überstiegen die Felsenberge und kamen in W. auf dem Rio Columbia bis zu dem Stillen Meere zurück; der Major Montgomery und Pike besuchten 1805 den Nordwesttheil von Louisiana, begaben sich nach Mexico und zu den Quellen des Mississippi. Später sah dieser Fluß Hearne, Mackenzie und Cook seinen Lauf verfolgen bis zu den Quellen immitten der Felsengebirge, und sie auf den Columbia herabkommen. Die mehr oder minder ausgedehnten Reisen Stuarts auf dem Mississippi, des Majors Long auf der Kette, welche die beiden Abhänge trennt, und an den ersten Beiflüssen des Saint Pierre, sowie an dem Winnipe-See; die Reisen Shoolcrofts über die zahlreichen Seen im Centrum dieses Festlandes lehrten die Flüsse kennen, welche die Mitte dieser reichen Länder durchziehen, sowie die Berge, welche sie trennen, und diese Angaben wurden noch vervollständigt durch die Reisen des John Melish im N., Lamberts in Nieder-Canada, Hall's an denselben Orten und Milberts am Hudson und Ohio. Die letztere Unternehmung war besonders vortheilhaft für die Naturwissenschaften wegen der großen Anzahl von Thieren, mit denen sie die zoologischen Sammlungen Frankreichs bereicherte. Selbst zwei Fürsten durchwanderten diesen Theil Amerikas; der Herzog von Sachsen Weimar und der Fürst von Neuwied machten in einer immer wachsenden Civilisation und in einem von unternehmenden Menschen bewohnten Lande Beobachtungen, die durch eine Menge partieller Reisen weiter entwickelt wurden. Nach Humboldt war in Mexico nicht viel mehr zu ernten, und der Capitain Basil Hall beschrieb deshalb auch nur einige Küstenpunkte. Bullock unternahm 182[illegible] seine Wanderung von Vera Cruz nach Mexico und gab einige interessante Details. Drei Jahre später besuchte Thompson von neuem dieses schöne Land wie Guatemala, und Hardy durchwanderte das Innere von Mexico.

Süd-Amerika gewährte dem Forscher noch ein weites Feld, denn Humboldt hatte blos einen Theil von Peru und Columbien untersucht. Dieses letztere Land sah an seinen westlichen Küsten auch den Engländer Stephenson. Im Jahre 1823 durchwanderte das Innere desselben Mollie, wie der Oberst Hall, Hamilton, Robinson, Lavaisse und Hippioley. Brasilien, dieses unermeßliche Stück des Südtheiles von Amerika, war fast noch unbekannt. Im Jahre 1809 beschrieb Maw einen Theil davon nach seiner Reise in der Minenprovinz und in San Paulo. Zugleich that es auch Hostel, und im folgenden Jahre bereiste Eschwege Ri. de Janeiro und Ilha Grande. Walsh trat in seine Fußtapfen, doch war dem Fürsten von Neuwied die erste wissenschaftliche Reise in Brasilien vorbehalten. Er reiste 1815 ab, besuchte den Küstenstrich, sowie einen Theil des Innern von Rio de Janeiro bis Bahia und studirte besonders die Zoologie. Im Jahre 1816 verließ Aug. Saint Hilaire auf sechs Jahre Frankreich, um sich mit der brasilianischen Botanik und mit der Zoologie in den Gegenden zu beschäftigen, die er durchwandern würde. Er besuchte Rio de Janeiro, Goyaz, die Minenprovinz, San Paulo, folgte der Küste bis zur Mündung des Rio de la Plata und lernte so das ganze südliche Brasilien kennen. Die umfassendste Reise dagegen in diesem Gebiete ist ohne Zweifel die der Herren Spix und Martius. Sie landeten 1817 in Rio de Janeiro, gingen nach San Paulo, in die Minenprovinz, an den Rio de San Franzisco, nach Caroeira und Bahia, und besuchten dann die Mündung des Amazonenflusses, auf dem sie bis Yapura hinauffuhren. Sie erforschten wissenschaftlich ganz neue Länder und die wichtigen Resultate ihrer Untersuchungen für die Geographie, die Ethnologie und die Naturwissenschaften sichern ihnen auf immer den Dank der gelehrten Welt. Ferner sind die Reisen Ritters, Natterers, Grahams und besonders Langsdorfs zu erwähnen, der 1827 von Rio de Janeiro nach Matto Grosso an der Grenze von Bolivia ging und auf den Beiflüssen des Rio Topayos zu dem Amazonenflusse gelangte.

Unmittelbar nach seiner Unabhängigkeitserklärung sah Buenos Ayres viele Reisende, besonders Engländer, seine Provinzen besuchen, aber ohne wissenschaftlichen Zweck; so ging Haigh 1817 von der Hauptstadt nach Chili über die Anden und dann nach Peru ungefähr auf demselben Wege, dem Stephenson 1807 gefolgt war. John Miers that dasselbe in dem folgenden Jahre, ohne jedoch nach Peru zu gehen, wie Head, Matison und Caldcleugh; der letztere ging jedoch über Cordova und schilderte die Binnenprovinzen. Allen diesen Spuren folgten Basil Hall, der sich von da an die Küsten von Peru begab, Smith, Meyer und Maria Graham. Die meisten englischen Reisenden kamen der Bergwerke wegen, und keiner hat das besuchte Land wissenschaftlich beschrieben. Seit Azara hatte man nichts Neues erfahren.

Da übertrug das Museum der Naturgeschichte in Paris mir, die Argentinische Republik, Chili und Peru zu bereisen. Ich reiste 1826 ab, besuchte Teneriffa, sah Rio de Janeiro, begab mich zur See nach Montevideo und von da über den Süden der Banda Oriental nach Buenos Ayres. Den Fußtapfen Azaras nach fuhr ich den Parana hinauf bis unter die Verbindungsstelle, besuchte während einem Jahre die Grenzprovinzen von Paraguay, Corrientes, die Missionen und kehrte über Entre Rios und Santa Fe zurück. Von da begab ich mich in jenes fabelreiche Land Patagonien, wo mich ein achtmonatlicher Aufenthalt in den Stand setzte, dasselbe zu beschreiben. Ich fuhr sodann um das Cap Horn herum, blieb eine Zeit lang in Chili und folgte der nördlichen Küste bis Arica. Später erstieg ich den Gipfel der bolivischen Anden, durchwanderte das Plateau bis zum entgegengesetzten Abhange, ging an den Fuß des Ilimani und des Zorata und an die Ufer des geheimnißvollen Sees, in den der Sage nach Manco Capac hinabstieg. Ich besuchte die Berge und Ebenen, welche die Anden von Brasilien trennen, die Provinzen Santa Cruz und Chiquitos bis an den Paraguay; dann ging ich unter eingebornen Völkerschaften über Moxos bis an den Guapore, und von da an die Verbindung dieses Flusses mit dem Mamore, den ich sodann an mehrern Stellen befuhr bis an seine Quellen und selbst bis zu den Schneebergen. Als ich nach Santa Cruz zurückgekommen war, überstieg ich von neuem die Berge, welche diese Stadt von Chuquisaca trennen, begab mich nach Potosi und sah nochmals das ganze Andenplateau. Ich verließ darauf die Republik Bolivia, die ich beinahe vier Jahre lang nach allen Richtungen hin durchforscht hatte, um noch Arica, Islay, Lima und Chili zu sehen. Endlich kehrte ich nach achtjährigen fortwährenden Reisen, wobei ich Süd-Amerika der ganzen Länge nach vom 11. bis 43.° s. Br. durchwandert hatte, nach Frankreich zurück und brachte von allen Zweigen der Naturwissenschaften, der Zoologie, Botanik, Geologie, Geographie, Ethnologie rc., zahlreiche Materialien zurück, deren Veröffentlichung die Regierung befahl.

Ein Theil von Peru und die Berge Bolivias waren vor mir von Pentland besucht worden, der sich speziell mit der Geologie und Geographie beschäftigt und der letztern Wissenschaften große Dienste durch Bestimmung der Lage verschiedener Punkte geleistet hatte.

Die Reisen Helms und Temple's von Buenos Ayres nach Peru gaben eine Idee von diesen Ländern. Die von Pöppig *), 1827 bis 1832, ist ohne Zweifel ein Capitalwerk. Dieser Gelehrte durchwanderte den ganzen Süden von Chili, ging von da zu Meer nach Peru und über die Anden, fuhr den Huallaga bis zum Rio Marannon und den Amazonenfluß selbst bis zum Meere hinunter, wie Lister Maw, aber er sammelte, was dieser nicht that, überall kostbare Materialien für die Botanik dieser Gegenden. Auch von Raigecourt durchwanderte einige Punkte des südlichen Festlandes, die ebenfalls von Meyen 1830 besucht wurden, wie von der französischen Expedition der „Uranie" und der „Coquille".

Indem ich hier die Namen und Wanderungen der Reisenden aufgeführt habe, welche die beiden Amerikas kennen lehrten, bezeichnete ich auch die verschiedenen Quellen, aus denen wir die Beobachtungen schöpften, welche unsere „Malerische Reise" bilden.

In der speziellen Beschreibung eines jeden der Länder, aus denen Amerika besteht, gaben wir das, was sich auf die besondere Geographie derselben bezieht. Ich brauche also hier nicht im Allgemeinen davon zu sprechen. Ich will nicht versuchen, die Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten in der Form zu beschreiben, die zwischen dem amerikanischen Festlande und der alten Welt bestehen, auch rede ich nicht von der Gestalt Amerikas. Sie ist allgemein bekannt.

*) Gegenwärtig Professor an der Universität zu Leipzig. D. Uebers.

Um aber zuerst die orographischen Systeme zu betrachten, wird man mir zu bemerken erlauben, wie steil die Abhänge in W., an der Küste des großen Oceans, sind, während die sanften Hänge sich alle in O. befinden und die Gewässer sich in den Atlantischen Ocean ergießen. Die Wasserscheiden bilden Bergketten, welche man in mehrere Systeme theilt. Man unterscheidet deren zwei in Nordamerika: 1) das Orego-Mexikanische System, welches in N. des Festlandes beginnt und sich an dem Meerbusen von Darien gleichsam schließt, indem es nur kleine Ketten übrig läßt, welche sich mit denen der Anden vereinigen. Es besteht aus zwei getrennten Ketten, einer westlichen, welche der Küste folgt von Neu Cornwallis bis nach Californien, und einer östlichen, die aus den Oregon- oder Felsenbergen besteht, welche sich in die Cordillere von Neu-Mexico erweitern und das Plateau von Mexico bilden, dann sich wieder verengern, um den Isthmus von Panama zu bilden; 2) das Alleghanysche System, das aus vielen mit dem ersten in entgegengesetzter Richtung laufenden und in Gruppen vereinigten Ketten besteht, jedoch mit dem erstern der Wichtigkeit nach durchaus nicht verglichen werden kann. Auch die Antillen bilden im Ganzen eine Kette, von der man nur die Gipfel sieht und welche sich durch Cuba an Yucatan und durch Trinidad an das Parrimianische System anschließen.

Auch die Ketten Südamerikas können in mehrere Systeme gebracht werden; 1) das der Anden, welches am südlichen Ende des Continents beginnt und der Küste folgt bis in die Nähe von Popayan, wo es eine andere Richtung annimmt, die Berge von Bogota bildet und bei der Küste von Caracas endigt. Diese Kette schickt auf mehrern Punkten ungeheuere parallele Ausläufer ab, die sich trennen, von neuem vereinigen, dreimal getheilt sind wie bei Popayan, oder blos zweimal wie bei Quito und La Paz, und perpendiculair mit den andern werden nach den Ebenen des Innern zu, wie die von Cochabamba und Potosi in Bolivia. Das zweite System, welches man das Parrimianische nennt, besteht aus mehrern Ketten, die parallel mit dem Amazonenflusse laufen und die Abhänge desselben von jenen des Orinocco trennen. Diese Kette ist niedrig und keineswegs mit den Anden oder auch nur mit einem dritten Systeme vergleichbar, dem Brasilianischen, das aus jener Menge von Ketten gebildet wird, welche der Küste Brasiliens folgen vom Parahiba bis zum La Plata und selbst weiter hinaus, bis in die Pampas von Buenos Ayres, zum Tandil, oder sich von der Küste nach dem Innern ziehen, wie die Cordillera Geral, die bis ziemlich weit westlich von Matto Grosso geht.

Das Orego-Mexikanische System ist fast ganz granitisch. Der höchste Punkt desselben ist der St. Eliasberg in Neu Cornwallis in der Westkette; die Höhe beträgt 5513 Metres über dem Meeresspiegel. Die mexikanischen Ketten sind trachetisch, porphyrisch oder basaltisch. Der höchste Gipfel derselben ist der Popocantepec mit 5400 Metres. Das alleghanische System enthält weder hohe Berge noch Vulkane; es besteht aus Granit und secundärem Gestein. In dem Andensysteme findet man fast überall Porphyr und jene amerikanischen Riesen, welche nach der Kette in Tibet die höchsten in der Welt sind; der Ancumani oder Sorata in Bolivia mißt 7696 Metres; der Ilimani, sein Nachbar, ist fast eben so hoch, und endlich richtet der Chimborazo bei Quito sein Schneehaupt 6530 Metres über den Meeresspiegel. Diese Kette enthält auch die meisten Vulkane, deren höchste der Antizana von 5833 Metres, der Cotopaxi und der Vulkan von Arequipa sind. Die Parrimianischen und Brasilianischen Systeme sind granitisch und ihre höchsten Gipfel erheben sich nicht über 1900 Metres über das Meer.

Diese verschiedenen Systeme bilden die großen geographischen Bassins und trennen die Ströme, welche den amerikanischen Continent durchschneiden. Bisweilen sind diese Bassins unermeßliche Ebenen, wie die Pampas, oder mit außerordentlich großen Wäldern bedeckt, wie die am Amazonenflusse, oder es zeigen sich zwischen ihren Ketten gemäßigte und selbst kalte Plateaus, ob sie gleich unter den Tropen liegen, wie die von Peru, Bolivia oder Quito, während man in den niedern Ebenen eine erstickende Wärme athmet, wie in jener von Moros in Bolivia.

Das Bassin des Großen Oceans zeigt an der ganzen Länge Südamerikas einen einzigen Fluß von mehr als 60 Stunden Länge. Nordamerika hat weit größere, denn der Columbia oder Oregon ist 420 Stunden lang. Auf dem Ostabhange müssen wir den größten Fluß suchen. Nordamerika kann an die Spitze stellen den Mississippi, der mit dem Missouri einen Lauf von 1600 Stunden hat und dessen Beiflüsse, wie der Ohio, der Platfluß, der Arkansas und der Rothe Fluß, nicht weniger Länge haben als 4 bis 500 Stunden. Südamerika hat an seinem östlichen Hange 1) den Amazonenfluß, dessen Lauf 1035 Stunden beträgt und dessen Beiflüsse, wie der Madeira, bis 650 Stunden lang sind; 2) den Rio de la Plata von 650 Stunden Länge mit fast eben so langen Beiflüssen; 3) den Orinocco, 500 Stunden lang. Die andern Flüsse sind viel geringer. Ein bemerkenswerther Charakter von vielen ist, daß sie sich fast ganz verlieren und daß selbst die großen Flüsse mit einander in Verbindung stehen, wie der Orinocco und der Amazonenfluß durch den Rio Negro. Mit Unrecht hat man jedoch eine eben solche Verbindung des Paraguay mit dem Guapore vermuthet.

Nordamerika hat zahlreiche Seen, wie den Sclaven-, Assiniboin-See rc., umgeben von Tausenden von kleinern. Der Michigan-, Huron-, Ontario-See rc. bilden Süßwassermeere. Südamerika sieht seine Seen nicht erscheinen und verschwinden, wie man es von dem Ibera- und Xarayes-See gesagt hat; aber sie werden durch ungeheuere Moräste gebildet, welche in der Regenzeit sich bedeutend vergrößern und in der trockenen Jahreszeit sich verringern. Doch besitzt Südamerika den See, der seiner Größe und hohen Lage über dem Meeresspiegel nach vielleicht der wichtigste ist, nämlich der Titicaca in Bolivia, der auf einem Plateau von 7900 Metres Höhe liegt und nicht weniger als 25 Stunden lang ist.

Man kann sich denken, wie reich und fruchtbar ein Land, das die kältesten und heißesten, die höchsten und die niedrigsten Gegenden, Ebenen und Berge, feuchten und trockenen Boden, ganz freie und mit unermeßlichen Wäldern bedeckte Flächen hat, man kann sich denken, sage ich, wie fruchtbar ein solches Land an Thieren aller Art seyn muß; auch ist Amerika wirklich außerordentlich reich an verschiedenen rein amerikanischen Arten. Vergleicht man sie mit denen derselben Breitegrade in Afrika und Asien, so wird man finden, daß dieselben Existenzbedingungen bisweilen Geschöpfe hervorbringen, die einander in der Gestalt ähnlich sind und zu denselben Geschlechtern gehören; wie aber Amerika seine eigenen Ureinwohner hat, so besitzt es auch eigene Thiere, die sich nur

auf diesem Festlande finden. Die warme und bewaldete Zone ist mit zahlreichen Affen bedeckt, die andere Geschlechter bilden als jene Afrikas, kleiner und minder industriös sind. Eine Bärenart lebt an den Abhängen der Anden und eine andere in den Vereinigten Staaten. Das schlaue Raton, der bunte Coati, der schläfrige Kinkaju, wie der Vielfraß, dessen Name schon seine Lebensweise bezeichnet, ersetzen in Amerika unsere Dachse ꝛc. Die heimtückischen Stinkthiere sind ebenfalls dem neuen Continent eigen, das wie die andern Erdtheile seine Fischotter und seinen treuen Hund, den Begleiter des Menschen, hat, seinen schlauen Fuchs und seinen gewandten Wolf, aber alle von verschiedenen Arten. Die Ufer seiner Flüsse erschallen oft von dem Brüllen des blutdürstigen Jaguars, des amerikanischen Repräsentanten des Tigers unserer Hemisphäre, dessen ganze Wildheit er jedoch nicht besitzt. Der Cougouar, der seiner Größe nach wohl zu fürchten wäre, greift jedoch nie den Menschen an. Die südlichen Küsten der neuen Welt wimmeln von Tausenden von Amphibien der Phokenart, während ihre Wälder und ihre Ebenen jene merkwürdigen Beutelthiere nähren, welche ihre Jungen, so lange sie noch klein sind, in einer großen Tasche tragen, die zugleich die Zitzen enthält. Wenn unter den wilden Thieren der Jaguar weit kleiner ist als der Tiger in Afrika, so gilt dies nicht von den Nagethieren, von denen Amerika die größten bekannten Arten besitzt. Der Cabiai ist der Riese dieser Thierclasse; übrigens hat es seine spiellustigen Eichhörnchen, seine verwüstenden Ratten, seine Stachelschweine, die Biscacha, welche mit unserm Mutmelthiere verwandt ist, die trägen Faulthiere, die geharnischten Tatus und die seltsamen rein amerikanischen Ameisenfresser, während nur Arten von Pecaris und Tapirs die ungeheuern Pachydermen, die Flußpferde, die Elephanten und die Rhinocerosse, der alten Welt vertreten. Die friedlichen Llamas der Anden, das einzige Lastthier der Amerikaner, vertreten im Kleinen die asiatischen Kameele. Zahlreiche Hirscharten durchschweifen unaufhörlich die warmen gemäßigten Ebenen und selbst die Gipfel der Anden; aber die Stiere Amerikas, der Büffel und der Moschusochse, sind allein in die nördlichen Theile des nördlichen Continentes verwiesen. Unser Hausrind und unsere nützlichen Pferde haben sich seit der Eroberung in den amerikanischen Ebenen so vermehrt, daß man sie für eingeboren halten würde, läge uns nicht in der Geschichte der Beweis vom Gegentheile vor.

Amerika ist besonders reich an Vögeln mit buntem Gefieder. Wenn auch die kalten Gegenden und die hohen Gebirge mit Arten bedeckt sind, welche den unserigen gleichen, so gilt dies doch nicht von den warmen Theilen, wo sich der ganze Luxus der gefiederten Geschöpfe auf die glänzendste Weise entfaltet. Die Fliegenvögel (Colibris) funkeln wie Edelsteine in den Sonnenstrahlen, während die Tangaras das Auge mit ihren hellen Farben blenden und die Papageien mit dem schönen Grün der Wälder verschmelzen, nachdem sie den Ackenbauer in Furcht gesetzt haben, dessen Ernte sie plündern. Der Condor mit dem silberfarbigen Kragen schwebt majestätisch über den höchsten Berggipfeln und scheint der König des beflügelten Geschlechts zu seyn, jener so zahlreichen Raubvögel, die man überall findet. Die warmen und gemäßigten Wälder und Ebenen haben ihre Tauben, ihre schüchternen Turteltauben, ihre schreienden Hoccos, ihre wilden Truthühner und ihre Rebhühner. Die südlichen Ebenen nähren ihre Strauße oder Nandus ꝛc. Die Sümpfe hallen wieder von dem heisern Geschrei der Geier. Der Storch, die rosenrothe Löffelgans, die Ibis, die Schnepfen sind die Repräsentanten analoger Arten in der alten Welt, während die Jacanas und Kamichis nur der neuen angehören. Amerika hat auch seine Schwane, seine Enten, seine Pelicane ꝛc., kurz man kann, mit Ausnahme einiger eigenthümlicher Arten, leicht erkennen, daß die Vögel gleich über die beiden Festländer vertheilt sind. Die warmen Ebenen und die Berge haben ihre Eidechsen wie zahlreiche Schlangen, die Sümpfe und Flußufer ihre blutgierigen Caimans und die trägen Schildkröten. Die Flüsse selbst und die Ufer des Meeres sind reich an Fischen mit schönen Farben und von unendlich verschiedenen Arten. Land- und Flußmuscheln finden sich von einem Ende bis zum andern Amerikas, wie die Meerarten sich an dem Strande zeigen. Die Wälder, die Ebenen sehen in der Sommerzeit Myriaden von Insecten, die theils glänzend und von dem Naturforscher gesucht, theils schädlich und lästig für den Reisenden sind, und die Schmetterlinge machen oft den schönsten Blumen in den warmen Gegenden den glänzendsten Schmuck streitig. Die kalten und hochgelegenen Gegenden zeigen darin einen erstaunlichen Contrast gegen die vorigen.

Diese schöne Vegetation, deren sich ganz Amerika erfreut, dieses ewige so frische Grün, diese so malerische Mannichfaltigkeit der Formen der verschiedenen Pflanzen, die riesenhaften Rohre, diese hochaufgeschossenen und zierlichen Palmen, die sich unter einander verschlingenden Lianen, dieses Untereinander, das dem Reisenden so wohl gefällt, alles ist für die Aequatorgegenden vorbehalten, denn die Natur der nördlichen Theile ist ernster; die Bäume sind majestätisch, ohne jene leichte Grazie zu haben ... Es sind stolze Tannen von 300 Fuß Höhe, Platanen, Tulpenbäume von unermeßlicher Dicke. Wendet man sich nach den südlichen Ebenen, den Pampas, so zeigt sich der vollständigste Horizont; nicht ein hohes Gewächs beschränkt die Aussicht; nichts als grünes Gras in der Regenzeit und dürre Einöden in der Trockenzeit. Will man die hohen Plateaus besteigen, so findet man da nicht mehr die malerische Vegetation der Aequatorgegenden, nicht die Majestät jener in Norden, nicht einmal die Einförmigkeit der Pampas, sondern eine gemischte Natur, keine Bäume, aber einige Büsche, verkrüppelte Pflanzen, einen steinigten Boden, mit Salzausschwitzungen bedeckt, aber auch nicht die Gletscher, jenes Aussehen unserer Schweiz, die mit herrlichen Tannen bewachsen ist. Die hohen Berge der Anden zeigen allerdings Schneegipfel, die nach dem Himmel streben; die Natur ist wohl großartig, aber nicht reizend. Der Reisende denkt, selbst unter diesen amerikanischen Colossen, an die schönen und malerischen Ansichten unserer Berge und sehnt sich unwillkührlich nach Europa zurück.

Es ist mir nur noch übrig, eine Idee von den großen gegenwärtigen politischen Eintheilungen zu geben. Ich beginne mit Nord-Amerika. Grönland gehört Dänemark; die Russen besitzen die Aleutischen Inseln und das NW-Ende des amerikanischen Festlandes. England dagegen besitzt noch das ganze Neu Britanien von Neu Cornwallis bis Neufundland und Canada; dann beginnt nach S. zu die Republik der Vereinigten Staaten, welche die ganze Breite Amerikas einnimmt und Florida und Louisiana begreift. Die Republik Mexico ist aus ganz Neu-Spanien und Californien bis Yucatan gebildet. Es bleibt davon nur die kleine Republik Guatemala übrig oder die Vereinigten Provinzen

Central-Amerikas, welche nur den Golf von Honduras bis zum Golf von Dolce begreifen. Was das westliche Amerika betrifft (die Antillen), so gehört es mehrern Nationen; so besitzt Frankreich Guadeloupe, Martinique und Marie Galante. Spanien hat die größte von allen diesen Inseln behalten, Cuba mit Porto Rico und die Insel Pinos. England hat Jamaica, Trinidad, alle Lucayen, Tabago, St. Lucie und St. Vincent; Dänemark die kleinen Inseln Tortola, die Jungfern Inseln und St. Croix. Holland besitzt Curaçao, Urula und Buen Ayre. St. Domingo ist eine Neger-Republik geworden und hat seinen ehemaligen Namen Haïti wieder angenommen.

Das südliche Amerika ist minder zerstückelt, doch scheint es mehr zerfallen zu wollen. Die von Bolivar gegründete Republik Columbien ist in drei Republiken zerfallen: Venezuela, mit der Hauptstadt Caracas; Neu Granada mit der Hauptstadt Santa Fe de Bogota; Ecuador mit der Hauptstadt Quito. Die Engländer haben ihr Guyana an den Grenzen Columbiens; auch die Holländer besitzen das ihrige oder Surinam, und Frankreich hat ebenfalls das seinige, das Cayenne heißt. Aber dies sind drei kleine beschränkte Staaten, besonders in Vergleich mit dem ungeheuern Reiche Brasilien, dessen Besitzungen sich an dem ganzen Amazonenstrome hin erstrecken und von da bis zum 32° s. Br. von Peru bis zum Meere, und das so allein die Hälfte des Flächenraums des südlichen Amerikas umfaßt. Die Republik Peru nimmt die Westküste ein von Columbien an. Sie grenzt an die Republik Bolivia, welche aus dem alten Ober-Peru gebildet wurde. In SO. beginnt die Republik der Vereinigten Provinzen des Rio de la Plata, von der jetzt die Provinz Paraguay ganz getrennt ist, sowie die der Banda Oriental, welche die Republik Uruguay ausmacht. In NW. erstreckt sich die Regierung von Chili, welche den Rand des westlichen Andenabhanges einnimmt. Alle südlichen Gebiete, welche auf den Karten Patagonien bilden, eine imaginäre Eintheilung, gehören, was den östlichen Abhang betrifft, der Republik von La Plata, welche hier Niederlassungen an der Küste besitzt. Das übrige wird von unabhängigen und herumziehenden Völkerschaften bewohnt. Nachher giebt es nur noch Feuerland und Gebiete, welche keine Macht in Anspruch genommen hat. Die Maluinen gehören jetzt den Engländern.

Es giebt keine Zählung, nach welcher man die amerikanische Bevölkerung genau bestimmen könnte. Humboldt schätzt sie auf 28 bis 29 Mill. Nach dem, was wir davon kennen, ist diese Zahl etwas hoch, und es ist merkwürdig, daß das ungeheuere Gebiet Amerikas weniger Einwohner hat als Frankreich, ob es gleich ungefähr vierzigmal größer ist als dieses.

Ich habe nacheinander Amerika in Hinsicht auf die Ureinwohner, ihre Geschichte und die Eroberungen der verschiedenen Nationen geschildert; habe an die hauptsächlichsten wissenschaftlichen Reisen erinnert, die uns dasselbe beschrieben; habe von den großen natürlichen Eintheilungen und den vorzüglichsten Producten gesprochen und mit der Angabe der politischen Eintheilung geendigt. Das reicht wohl hin, um den Leser auf das Verständniß der Wanderungen vorzubereiten, welche unser Reisender in den verschiedenen Theilen dieses Festlandes unternimmt, das er in allen Einzelnheiten mustert.

Paris.

Alcide d'Orbigny.

Malerische Reise in Süd- und Nordamerika.

Kapitel I.

Abreise von Bordeaux. — Aufenthalt in Havanna.

Die Reiselust wird dem Menschen angeboren, er erwirbt sie nicht erst. Sie steigert sich mit der Zeit, wird durch Hindernisse befestigt und endlich eine Leidenschaft. Dann kann man ihr allerdings einige schlimme Seiten, einen unruhigen Cosmopolitismus, eine Vorliebe für das Wunderbare vorwerfen, aber gerade diese machen sie auch zu einer der großartigsten und nützlichsten Leidenschaften, welche man kennt. Man nehme dem Menschen diesen Forschungsinstinct, dieses Bedürfniß von Bewegung, die ihn bald aus bloßer Neugierde, bald in Handelszwecken nach dem Unbekannten hin treiben, und man streicht mit einem Striche aus der Geschichte der Welt die riesenhaften Reisen, welche die Länder und Völker mit einander in Verbindung brachten. Der wandernde Marco Polo wird nicht mehr verstanden; selbst Columbus bleibt unerklärlich. „Jeder für sich zu Hause!" ist die engherzige Devise, die dann allein herrscht. Jeder Staat muß sich verrammeln wie China und mit einer großen Mauer einschließen. Nichts vermischt, nichts verknüpft sich mehr unter einander, weder die Völkerschaften, noch die Ideen, die Sitten, die Glaubensarten und Civilisationen. Ja, wenn man dem Menschen die Lust zu sehen und zu erfahren nimmt, zerfällt die Welt in lauter einzelne Bruchtheile, die in der Abgeschiedenheit untergehen. Die Reiselust ist ein Werkzeug der Vorsehung, und zwar das kräftigste, das wirksamste von allen. Sieht man nicht in der physischen Ordnung der Dinge den Windhauch das Samenkorn, das in dem Thale reifte, forttragen und auf eine nackte Haide streuen, damit auch diese Haide grüne und fruchtbar werde? Dasselbe gilt in der geistigen Welt. Der Samen der Aufklärung muß über die ganze Welt verstreut werden. Der Mensch muß ihn von Ort zu Ort tragen; es ist seine Aufgabe, denn auch ihm scheint eine Stimme von oben fortwährend zuzurufen: „vorwärts! vorwärts!"

Sage ich dies, um mich zu rechtfertigen? um die lange jetzt beginnende Wanderung zu erklären? Stelle ich einen allgemeinen Grundsatz auf oder brauche ich nur eine rednerische Vorsicht? Weder das eine, noch das andere; denn der Grundsatz würde uns zu weit führen, und keine Vorsicht ist besser als die, gerade auf das Ziel loszugehen. Ich wollte blos eine Thatsache anführen, nämlich, daß die Reiselust mich von Jugend auf quälte und nur die Liebe zu meiner Familie, wie der Wunsch, ein ernstes Studium zu vollenden, endlich eine Menge Unmöglichkeiten, die man nicht so leicht gesteht, und der Mangel an Gelegenheit und an Geld mich von dem tyrannischen Gedanken, die Welt zu sehen, befreien konnte. Ich bezwang die Wandersucht. Das große Paris war mir nicht mehr groß genug; alles kam mir so gleichförmig und eintönig vor, daß ich selbst seine Schönheiten dabei übersah. So lebte ich bis in mein dreißigstes Jahr und fühlte mich unglücklich. In diesem Alter verlor ich meine Eltern, blieb allein in der Welt mit einem mäßigen Vermögen zurück und dachte nun nur an das Sparen, um endlich meine Reiselust befriedigen zu können. Anfangs dachte ich nur an die Schweiz und an Italien; von dem Gestade Siciliens wagte ich indeß doch auf Afrika hinüber zu blikken; das alte Numidien, Cyrenaïca und Aegypten! Eine Reise nach dem alten, so oft besuchten Oriente würde damals meine weitesten Wünsche befriedigt haben.

In solchen Gedanken und Träumen lebte ich, als die Post mir einen Brief von einem Pariser Bankier brachte, einen in meinem prosaischen Leben poetischen Brief, einen Brief von zwanzig Zeilen, deren jede tausend Thaler werth war. Die Theaterstücke haben noch nicht alle amerikanischen Oheime verbraucht. Auch ich hatte einen, eine wahre Vorsehung für meine Reiselust. Der Bruder meiner Mutter hatte sich jung auf Cuba niedergelassen und eine Mulattin geheirathet, war Vater mehrerer Kinder geworden und hatte glücklich und vergessen in seiner neuen Familie gelebt. Niemals hatte er geschrieben, gleich als schäme er sich seiner Mißheirath. Nur eine Kiste Zucker und einige Fässer Kaffee sagten uns von Zeit zu Zeit, daß dieser Vetter noch lebe. Der Brief des Bankiers theilte mir die Nachricht mit, daß er gestorben, als Millionär gestorben sey, und daß sich in seinem Testamente als einzige Erinnerung an Europa ein Vermächtniß von 12,000 Piastern für mich befinde.

Würdiger Onkel! Er hatte meinen Geschmack errathen. Ich mochte hinter ihm nicht zurückbleiben. „Was aus Amerika kommt, soll nach Amerika zurückkehren," sagte ich zu mir. „Mein Onkel wohnte in Amerika. Ich will Amerika besuchen und von Norden nach Süden durchwandern. Amerika soll zuerst meine Reiselust befriedigen. Sein Festland, seine Inselgruppen sind nun mein. Amerika entgeht mir nicht. Ich halte es fest."

Und ich reiste ab.

Es war am 15. April 1826, als ich Bordeaux auf der Brigg „Jefferson", Capitain Shaftsbury, verließ. Während das Schiff auf der schönen Gironde hinglitt, die ihre gelblichen schlammigen Wogen zwischen grünen und blumenreichen Ufern hinwälzt, sah ich nach einander Blaye

und seine Feste, Pauillac, Royan und seine Lotsenbote. Zwei Tage nach der Abfahrt war der „Jefferson" unter dem Leuchtthurme von Cordouan. Cordouan! Kühner Pharus, dessen Spitze den Himmel berührt, während sich sein Fuß im Schaume badet! Einzelner, trauriger Thurm, der sich, so lange es Tag ist, vom Gipfel bis zum Fuße in den Wogen spiegelt, Abends aber verschwindet und ein beweglicher Stern wird, dessen Widerschein auf den Wellen schaukelt!

Als wir unter diesem Leuchtthurme hinfuhren, waren, wie ich mich erinnere, meine Gedanken minder heiter und poetisch. Das unruhige, hohlgehende Meer schüttelte mich gewaltig. Das wankende Spiel der Masten und Taue, das unbeschreibliche Zittern eines Schiffes, das von dem Meere und dem Winde gerüttelt wird, hatte meinen Kopf bereits eingenommen, es sauste und pfiff in meinen Ohren und vor meine Augen legte sich ein Schleier. Die Prüfung begann; ich hatte die Seekrankheit, das traurige Uebel, dem wenige entgehen, die gefahrlose, aber grausame Krankheit, die in Begleitung von Krämpfen, Schluchzen und brecherlicher Beängstigung erscheint, das um so schrecklichere Leiden, weil man um seinetwillen nie bedauert wird und statt der Hilfe nur Spott und Gelächter findet. Der Spott, den ich meinerseits zu erdulden hatte, war der Anblick eines Frühstücks auf dem Verdecke. Zehn Personen um einen Schinken von Bayonne nnd eine Pastete von Perigueux, die mit Appetit aßen und Graves dazu tranken; welcher Hohn für einen armen Teufel, den die Seekrankheit quält und dem der Magen auf den Lippen sitzt! Lieber hätte ich fast das Schiff sinken gesehen.

Allmälig ließ indeß das Uebel nach und der Schwindel nahm ab; der Kopf lernte sich wieder gerade halten und der Magen fand seinen Appetit wieder. Ich holte nun das Versäumte nach. Wenn das Meer erst seine Leute kennt und ihnen eine Art Willkommen gegeben hat, ist es sehr gutmüthig. Es erhält gesund und wohlgemuth. Wäre es minder langweilig, so stände es der Erde gleich, vielleicht noch über ihr. Aber man wird des gleichförmigen Horizonts bald überdrüssig, den der Sturm kaum ein wenig zu ändern vermag; man kennt bald die kleinen Scenen des Manövers und des Fischfangs; die Unterhaltungen des Seelebens sind schnell zu Ende, besonders sind die Freuden, welche die Gesellschaft an Bord gewährt, bald erschöpft. Sind ein Paar Wochen vergangen, so stellt sich die Sehnsucht nach festem Lande von neuem ein. Ich hegte innig diese Sehnsucht, denn der Geruch des Theers und des Pökelfleisches erinnerte mich fortwährend an Blütenduft und frisches Fleisch.

Was läßt sich von einer Fahrt nach den Antillen noch sagen, das nicht schon gesagt wäre? Die fliegenden Fische, welche über das Wasser hinsummen wie die Libellen über die Blumen unserer Wiesen, das Spiel der Meerschweine in der leuchtenden Schiffsspur, das Zusammentreffen mit einem Paar Schiffen, die Taufe unter dem Aequator, die Erscheinung des Haifisches bei Windstille und der Sturmvögel im Sturme, wer müßte dies heut zu Tage nicht alles schon? Wer hat nicht wenigstens davon gelesen? Es ging auf dem „Jefferson" durchaus nicht anders, wie es auf allen Handelsschiffen geht. Er sah Madeira, traf in jenen Gewässern die Passatwinde, spannte seine Segel aus und ließ sie ruhen bis zur Ankunft in dem Meerbusen von Mexiko. Sieben und zwanzig Tage nach der Abfahrt signalisirte man eine der Lucayer, das Guanahami des Columbus, seine erste Entdeckung, und am 16. Mai bei Tagesanbruche befanden wir uns noch sechs Stunden von dem Hafen von Havanna vor dem Pan de Matanzas, dem großen Berge, an welchem die europäischen Schiffe das Land erkennen.

Am Vormittage fuhr der „Jefferson" an der Küste hin, deren Anblick sich mit jeder Minute änderte. Bald streckten große Berge ihre Zweige bis in das Meer hinaus, bald standen sie als steile Küstenwände da; bald öffneten sich schöne tiefe Thäler mit ihren verschiedenen Nuancen von Grün, von dem Zartgrün des Zuckerrohrs bis zu dem dunkelsten Grün des Kaffeebaums. Neben uns, auf ruhigem Meere gewiegt, glitten Felucken und Goeletten mit dreieckigen Segeln dahin. Es war ein reizendes Bild.

Gegen zwei Uhr kamen wir vor den Forts el Morro und la Cabaña vorbei, deren Kanonen die ganze Ausdehnung des Fahrwassers bestreichen; dann zeigte sich jenseits eines kleinen Canals der Hafen von Havanna, ein ungeheueres Oval, auf dem sich zwölfhundert Schiffe aus allen Häfen und von allen Formen, englische, amerikanische, dänische, französische, holländische, russische, österreichische, portugiesische, spanische, sardinische und schwedische, drängten. (Taf. 1. Abbild.) Dieser Anblick beschäftigte mich so, daß ich an die, übrigens noch nicht sichtbare, Stadt gar nicht dachte. Es war, als sey ganz Havanna in dieser schwimmenden Stadt vereinigt. Nur nach der Küste hin zeigte sich ein ungeheuerer Kai und ein Wall, dessen gleichförmiges Weiß unter der vertikalen Sonne schillerte. Zur Linken des Beckens erschienen auch einige Bäume vor den Häusern des kleinen Dorfes la Regla.

Kaum war der „Jefferson" am Kai vor Anker gegangen, als uns sein Boot mit unsern Koffern an's Land trug. Der mit schwarzen Köpfen bedeckte Hafendamm verrieth eine merkwürdige Verwirrung und Bewegung. Zwanzig Neger sprangen in das Boot, sobald es die Anlände berührte. Man entführte uns wie im Sturme und stritt sich um die Ehre, uns zu bedienen. Ohne einen Soldaten, der seinen Stock über der gar zu gefälligen Menge tanzen ließ, würde es uns unmöglich gewesen seyn, unser Gepäck zu vertheidigen. Mit seiner Hilfe gelang es endlich, dasselbe auf einen Karren zu laden, der den Weg nach der Stadt einschlug.

Zwanzig Schritte weiter hin neuer Aufenthalt, neue Langeweile. Es war ein Zollaufseher, der im Namen des Königs von Spanien wissen wollte, wie viel Hemden und Röcke wir besäßen. Er zählte sie ernsthaft und ließ uns passiren. Nachdem wir ihn verlassen hatten, kamen wir über die plaza de armas, um dann durch schmuzige Straßen bis zu der Fonda de Madrid, einem der schönsten Gasthäuser in Havanna, zu gelangen, die aber eine jämmerliche Kneipe war, nach welcher die andern ganz unausstehlich seyn mußten. Ich nahm ein Zimmer oder eigentlich ein kleines nacktes, trauriges Cabinet ohne Meubles bis auf ein Gurtbett ohne Matratze. Eine Matratze ist großer Luxus in Havanna.

Bei dem Anblicke dieses Gasthauses und des mürrischen Gesichtes des Wirths, bei der Aussicht auf schlechten Schlaf und schlechtes Essen entstand in mir der Wunsch, die Fonda de Madrid zu verlassen. Aber wohin sollte ich mich wenden? Fast alle ankommenden Europäer haben Freunde und Bekannte hier; bei diesen steigen sie ab. In den Wirthshäusern wohnen nur die Abenteurer. In der Fonda de Madrid befanden sich bei meiner Anwesenheit drei Industrieritter und zwei emeritirte Schauspielerinnen. Der Platz war nicht länger zu halten und ich entschloß mich also, die Gastfreundschaft der Creolen anzusprechen. Ich nannte dem Wirth die Wittwe meines Oheims, die Mulattin, meine Tante. Er kannte sie, sagte mir, daß sie in der Stadt sey und gab mir einen Neger, der mich in ihr Haus, oder vielmehr in ihren Palast führen sollte, denn gegen das ärmliche Wirthshaus war es wirklich ein Palast. Ich gab mich da zu erkennen und wurde mit Freudenthränen empfangen. Meine Tante war eine Frau von etwa vierzig Jahren, noch schön, obgleich etwas zu beleibt, sanft, gebildet und geistreich Neben ihr standen drei erwachsene Mädchen, schlanke und anmuthige Cousinen von funfzehn bis zwanzig Jahren, allerliebste Geschöpfe und eben so gutmüthig als hübsch. Die Aufnahme, welche ich in dieser Familie fand, werde ich niemals vergessen. Ich war für diese Frauenzimmer nicht ein Gast, sondern das Familienhaupt, nicht blos ein Vetter, sondern fast der Herr. Aus ihrer liebevollen Zuvorkommenheit, aus ihrer Sorgfalt und Aufmerksamkeit sah immer etwas von der Ehrfurcht hervor, welche die farbigen Leute vor den Weißen zu hegen pflegen. Es schien, als hielten sie es für eine Pflicht, mir Wohnung und Unterhalt zu geben. Man hatte für mich gewissermaßen ein orientalisches Leben eingerichtet, das mir nichts zu wünschen, nichts zu bitten übrig ließ. Ueberall kam man mir zuvor. Statt des düstern und ekelhaften kleinen Gemachs in der Fonda de Madrid hatte ich ein großes, dreißig Fuß hohes, luftiges, bequemes und meublirtes Zim-

mer, und die Meubles sind hier ein seltener Luxus; ich hatte überdies ein Bett mit einem Baldachin darüber, von dem ein langes Mückennetz herabhing; ich hatte Diener, Sclaven, Pferde und volantes zu meinem Befehle. Ich lebte wie ein Fürst.

Das schöne große viereckige Haus meiner Tante hatte einen von Arcaden umgebenen Hof und an der ersten Etage mit Jalousien verschlossene Galerien. Diese Einrichtung war indeß eine Ausnahme. Die Häuser haben gewöhnlich nur eine Etage und terrassenartige platte Dächer. Die Fenster, welche bereits einen Fuß von dem Straßenpflaster beginnen, reichen oft bis dreißig Fuß hoch hinauf und werden von oben bis unten mit eisernen oder hölzernen Gittern geschlossen. Diese Verschließung ist aber natürlich so durchsichtig, daß man von der Straße aus die Spanierinnen in den Zimmern auf ihrem Sopha mit dem Fächer in der Hand und Blumen im Haar, mit entblößtem Busen und nackten Armen, in einfachem und durchsichtigem Hausanzuge sitzen sehen kann, der ihre Formen fast ganz unverhüllt erkennen läßt.

Meine liebste Beschäftigung in den ersten Tagen war, in einer volante in der Gegend umher zu fahren. Die Volante ruht auf Federn und hat sehr hohe Räder. Ein Tuchvorhang, der vor der Sonne und dem Staube schützt, kann nach Belieben heruntergelassen werden und verschließt den Wagen ganz. An der Deichsel ist ein Maulthier oder ein Pferd angespannt, auf welchem der calesero sitzt, ein Neger in der Kleidung eines englischen groom mit betreßtem Hute, rother Jacke, weißen Beinkleidern, steifen Stiefeln und dem machete oder geraden Säbel an der Seite. Die volante und der calesero sind zwei von einander unzertrennliche Dinge, zwei für ein gutes Haus in Havanna nothwendige und unentbehrliche Geräthe. Man giebt der volante eine Ehrenwohnung; sie schmückt das Vorzimmer, bisweilen sogar den Hauptsaal. Nicht selten sieht man das Pferd mit dem calesero, der es in dem Saale anschirren soll, durch das Speisezimmer führen.

In einer prachtvollen Volante begab ich mich auf den Paseo, die öffentliche Promenade vor dem Thore der Stadt. Dieser Corso von Havanna besteht in einer 1500 Metres langen Allee, an der sich zwei Seitenalleen für die Fußgänger hinziehen. Mitten auf dem Paseo befindet sich ein Springbrunnen und an jedem Ende eine Statue Karls III. Hier fahren hintereinander vier bis fünfhundert Volantes mit wie zum Balle geschmückten Damen hin. Miethwagen werden nicht zugelassen. Selbst die Promenade hat ihre Rangordnung und ihre Privilegien. Uebrigens ist der Paseo nicht der einzige Sammelplatz der eleganten Welt. Die Alameda, die sich an der Bai hinzieht, versammelt auch jeden Abend eine zahlreiche und ausgewählte Gesellschaft.

(Theater.) Die Promenade war nicht meine alleinige Unterhaltung. Havanna besitzt deren auch andere; es ist raffinirt wie London und Paris, kennt das Theater, Bälle und Concerte. Zuerst ging ich also in das Theater, ein ziemlich großes Haus, das 1800 Zuschauer fassen kann und an diesem Tage mit Damen geschmückt war, deren etwas gelber Teint durch die Lichter mehr hervorgehoben, deren immer lebhafte Augen dadurch noch mehr belebt wurden. Ihr Putz und ihre Gesichter waren reizend. Ich saß in einer luneta, Art Loge, und musterte von da aus die fünf Logenreihen, in denen die Schönen der Stadt versammelt waren. Diese Musterung nahm meine Gedanken so in Anspruch, daß ich die schlechte italienische Oper, welche auf der Bühne gesungen wurde, ganz vergaß. Die Einführung der italienischen Oper in diese spanische Colonie ist übrigens ein Fortschritt und eine Eroberung. Vor etwa zehn Jahren spielte man noch Mysterien. Im Jahre 1818 hatte besonders „der Triumph des Ave Maria“ eine große Beliebtheit erworben, ein erbauliches Stück, bei dessen Ende man einen tapfern Kreuzritter zu Pferde auf die Bühne sprengen sah, der an der Spitze seiner Lanze den blutigen Kopf eines Sarazenen trug. Die Damen fanden dies sehr schön; sie fielen nicht in Ohnmacht, sie brauchten kein Riechsalz. Die Fiction eines enthaupteten Sarazenen war nichts gegen die mörderische Wirklichkeit der Stierkämpfe.

(Bälle.) Nach den Vergnügungen des Theaters kamen die des Balles. Da es zu Havanna noch immer eine scharf abgetrennte Scheidungslinie zwischen den Weißen und den Farbigen giebt, so brauchte ich, um Zutritt in die hohe spanische Gesellschaft zu erhalten, eine höhere Gönnerschaft als die meiner neuen Familie. Der französische Consul, Herr von Angelucci, nahm es gütig über sich, mich vorzustellen. Ohne ihn hätte man mich vielleicht wie einen Paria zurückgewiesen, so einflußreich und mächtig sind die Hautvorurtheile noch immer in den meisten Colonien; unter seinem Schutze aber hatte ich ein Recht auf die wohlwollendste Aufnahme. Die Ball- und Spielsäle befinden sich eine Viertelstunde von der Stadt und man muß sich in der Volante dahin begeben. Als ich ankam, füllte eine zahlreiche bunte Gesellschaft alle Zimmer. Der Ball war der Vorwand, das Spiel die Hauptveranlassung zu diesen Festen. Hier fanden sich vereinigt der spanische Mönch und der holländische Schiffscapitain, der eine mit dem Rosenkranze in der Hand, der andere mit der Cigarre im Munde. Die Magistratspersonen, die Hidalgos, die Kaufleute, die Militärs, die Supercargos, alle Notabilitäten der Stadt und alle Fremden in derselben kamen zu diesen Gesellschaften mit vollen Taschen und Beuteln. Diesen Abend war jeder Spieltisch mit ungeheuern Summen bedeckt; hier nahm ein Oberst mit Sturm das Portefeuille eines reichen Bankiers; hier versuchte sich eine Marchesa gegen einen Reisenden und sie waren erbitterte Gegner, denn die eine wagte an einem einzigen Abende das Einkommen ihrer Zuckerplantage und der andere den Gewinn seiner Reise. Es war eine Wuth, eine fieberhafte Erregung, vor denen sich kaum die Klügsten zu retten vermochten.

Der Ball selbst war traurig und kalt. Die wie Madonnen geschmückten Creolinnen fanden keine Bequemlichkeit in ihren engen Schuhen und gingen mehr als sie tanzten. Vor einigen Jahren standen sie noch bei der Menuet. Der französische Contretanz ist kaum erst eingeführt. Der Galopp und der Walzer würden eine Revolution erzeugen. Unter dem heißen Clima findet man die größten Genüsse in dem Zustande der Unbeweglichkeit; jede Bewegung ist eine Anstrengung. Um ein Uhr nach Mitternacht war der Tanz beendigt; nur Spieler waren noch da und sie ließen sich erst von dem Tage vertreiben.

(Die Stadt.) Unterdeß durchwanderte und besichtigte ich die Stadt, die arm an großen Bauwerken, schlecht unterhalten und schmuzig ist bei ihrer Bevölkerung von 112,000 Seelen. Jeden Augenblick wurde meine Volante von Transportwagen, unendlichen Reihen von Maulthieren und Negern, Begräbnißzügen und Prozessionen aufgehalten. Da ich die Sitten und Gewohnheiten noch nicht kannte, so gerieth ich mehrmals beinahe in Streit mit den Behörden. Der Gebrauch verlangt z. B., daß alle Volanten, welche dem heiligen Sacramente begegnen, zur Verfügung derer gestellt werden, welche dasselbe tragen. Da ich diesen Gebrauch nicht kannte, und überdies glaubte, es solle mir Unrecht geschehen, so widerstand ich so lange, bis man mich von dem Gesetze überführt hatte.

Im Sommer nach langem Regen kann man in der Stadt kaum fortkommen. Die Mitte der Straße wird eine Art Sumpf, dessen Tiefe zu errathen nicht leicht ist. Man weiß nicht mehr, wo man sich hindurchwagen kann und wo nicht. Havanna, das in dieser Hinsicht so wenig begünstigt ist, ist es in andern nicht mehr. Sie ist ungesund, unreinlich und überdies unsicher. Um zehn Uhr Abends sind die Diebe und Mörder Herrn der Stadt; sie gehört ihnen. Auf Cuba wie in Italien kann das Leben eines Menschen um einen Preis hinweggenommen werden. Die Neger ermorden jeden ihnen Angewiesenen für eine Unze (14 Thlr. etwa). Vergebens ruft der Angefallene um Hülfe; statt die Thüren vor ihm zu öffnen, wirft man sie zu. Geht die Sonne unter, so herrscht in Havanna der Schrecken und die Selbstsucht. Doch hat die Stadt eine Garnison und einen Gouverneur.

Dieser Gouverneur wohnt auf der Plaza de armas in einem sehr schönen Palaste, der dem des Intendanten gegenüber steht. Die Architectur dieser beiden Gebäude hat etwas Unbestimmtes und Bastardartiges,

obgleich es ihnen im Allgemeinen weder an Großartigkeit noch an Adel fehlt. Arkaden, Fenster, Soldaten unter den Thoren, alles dies gewährt keinen übeln Anblick. Dem Palaste des Gouverneurs gegenüber steht eine Kapelle, wie man sagt, auf derselben Stelle, wo die erste Messe zur Zeit der Entdeckung durch Columbus gehalten wurde. Man zeigte dort vor wenigen Jahren die ungeheuere caiba, deren Schatten den Meßpriester und die Gläubigen schützte.

Die alleinigen Bauwerke der Stadt sind einige alte Kirchen von maurischer Bauart. In der Kathedrale sieht man an der Mauer neben dem Hauptaltare ein Basrelief, das den Kopf des Christoph Columbus mit einer Krone vorstellt. Man behauptet, seine Knochen lägen unter dieser Mauer, was wenigstens zweifelhaft ist, zumal da mehrere Antillen darauf Anspruch machen. Man weiß, daß Columbus in Valladolid in Spanien starb. Wie dem nun auch seyn möge, diese Kathedrale ist, wie alle Kirchen der spanischen Colonie, ein Asyl für die Uebelthäter; sie haben alle das Recht, sich dahin zu flüchten. Ein Dieb, ein Mörder ist gerettet, wenn er die Mauer des heiligen Ortes berührt.

(Regla.) So lebte ich seit einer Woche in Havanna, war fast an das Land gewöhnt, fast selbst ein halber Creole, ein halber Spanier geworden. Die nächstfolgende Woche wurde zu Ausflügen in das Innere der Insel verwendet. Ich sah zuerst Regla, einen kleinen Flecken, der eine Viertelstunde von der Stadt liegt, das Nest der Seeräuber, welche in dem Meerbusen von Mexico kreuzen. Die spanischen Behörden dulden diese Nähe. Sorglosigkeit oder Furcht schließen ihnen die Augen. Regla ist von einem amphibienartigen Geschlechte bewohnt, das zwei Elemente und zwei Existenzen hat. Am Lande lebt er nach den Gesetzen, ist gehorsam, beobachtet streng seine religiösen Obliegenheiten, besucht häufig die Kirchen, und ist mit den Geschäften vertraut; auf dem Schiffe dagegen vergißt er seinen Vertrag mit der Gesellschaft, greift an, mordet, raubt, steckt in Brand, fordert die menschliche Gerechtigkeit heraus, und ruht auf den erbeuteten Schätzen. Dieses Seeräuberhandwerk, dieser Handel bereichert Regla. Man darf sich also auch nicht wundern, wenn man fortwährend zwanzig, dreißig bis vierzig Spieltische auf dem öffentlichen Platze des Fleckens sieht. Diese Tische sind von monteros (Bauern) umringt, die 2 bis 3 Unzen Gold auf einmal wagen. Diese hagern monteros mit ausdrucksvollen und regelmäßigen Gesichtern tragen einen Strohhut, ein Hemd und Beinkleider von gestreifter Leinwand; an der Seite haben sie den machete und im Munde die Cigarre.

(Hahnenkämpfe.) In Regla sah ich einen Hahnenkampf, das in den spanischen Colonien so gemeine Schauspiel. Es fand in einem kreisförmigen Raume statt, der gedrückt voll von Neugierigen war. Bei meiner Ankunft begann das Schauspiel. Die paarweise in die Schranken gelassenen Fechter stürzten sich mit einer Art Wuth auf einander; aber allmälig legte sich diese Hitze und bald war der Boden von Verwundeten und Besiegten bedeckt. Die für ihren Einsatz besorgten Eigenthümer suchten vergebens die Kräfte ihrer Athleten wieder zu beleben; vergebens bliesen sie ihnen in den Schnabel und drückten ein wenig Zuckerrohr hinein; nichts half; man mochte sie unter dem Schwanze kitzeln, den Schnabel kratzen, ihre Pfoten ziehen; ihre Kampfslust war erstorben. Als es völlig bewiesen war, daß die Besiegten den Kampf aufgegeben, ordnete man den Verlust und den Gewinn.

Diese Sucht für Hahnenkämpfe ist nicht auf die niedrigen Classen beschränkt; die Hidalgos, die Großen und selbst die Gouverneure machen oft eine sehr ernsthafte Sache daraus. Unter den letztern könnte man den General Vivez anführen, der sich stets mehr mit der Gesundheit und der Abrichtung seiner Hähne beschäftigte, als mit dem Glücke der Colonie. Ein großer schöner Hof stieß an seinen Palast; hier hatte jeder seiner Zöglinge, mächtige sorgfältig gewählte Thiere, eine besondere Wohnung, an der sein Name, sein Stammbaum und seine tapfersten Thaten angeschrieben waren. Der General Vivez hat sogar noch mehr gethan; er schrieb über die Hähne ein classisches Buch unter dem Namen „Gallomachia". Ein edles Studium für den Gouverneur einer Colonie!

(San Marco.) Nach Regla sah ich das Dorf Chuanajay, den kleinen Flecken Hoyo Colorado, den Bezirk San Marco und die Stadt Matanzas. Dieser an einigen Orten dürre und traurige Theil von Cuba hat Partien und ganze Bezirke, die fruchtbar und malerisch sind. Bis auf den Gipfel bewaldete Berge, Hügel, Thäler, Palmengänge, Haine von Citronenbäumen, Bambuslauben, das ist das allgemeine Aussehen der begünstigten Orte. Der Bezirk von San Marco besonders ist ein Garten. Seine flachen Ebenen sind mit einer röthlichen Erde bedeckt, auf der alles aufs Vortrefflichste gedeiht. Die schönsten Kaffeepflanzungen befinden sich in diesem Eden mit herrlichen Landschaften. Lange Hallen von Cocuspalmen, Dickichte von Orangen, die den Boden mit ihren goldenen Früchten bestreuen, Alleen von Ananas mit ihren pyramidalischen Früchten, Büsche von wohlriechenden Rosen und eine Menge Obstbäume, wie die Mango, die Sapotille, die Banane rc., kurz alle zwischentropischen Arten wachsen in diesem bevorzugten Bezirke in Ueberfluß. Für ihn giebt es keinem Winter; er hat in jeder Jahreszeit Blätter, Blüten und Früchte.

Ich sah hier cafesales (Kaffeeplantagen) und ingenios (Zuckerbereitungsanstalten). Die Kaffeebäume bilden gewöhnlich Quincunxe von mehr oder minder großer Ausdehnung, sind fast alle geköpft und haben nur vier Fuß Höhe. Von einem Kaffeebaume bis zum andern ist gemeiniglich ein Raum von 15 bis 20 Fuß, den Orangen einnehmen, welche theils in der Blüte stehen, theils mit Früchten beladen sind, deren Farbe von Dunkelgrün bis zum lebhaftesten Gelb wechselt. Ist der Kaffee reif, so schält man ihn aus und läßt ihn dürr werden, um ihn sodann in Fässer zu schlagen. Ein weißer oder farbiger Aufseher leitet diese verschiedenen Arbeiten.

Die Fabrikation des Zuckers ist langwieriger und complicirter. Zwischen dem ersten Safte des Rohrs und der Cassonade, die zu uns nach Europa kommt, sind eine Menge Arbeiten nöthig, die Tausende von Armen in Anspruch nehmen. In diesen Zuckerfabriken arbeitet man hauptsächlich in der Nacht beim Scheine großer Feuer, bei dem eintönigen und unangenehm klingenden Gesange der Neger. Man könnte eine solche Scene für einen Hexensabbath halten. Hier geben die Schwarzen einander das Zuckerrohr zu, das zermalmt wird; dort stecken sie es an dem einen Ende unter ungeheuere Walzen, die es weiter ziehen und zerquetschen. Dort treibt man die Stiere an, welche im Kreise gehen und die Maschine treiben; weiterhin besorgt man den Kessel, in welchem der Syrup kocht, oder schäumt ihn ab, oder sucht die Zeit zu erspähen, wann er gerade gut ist. Ueberall Feuer, Lärm, Dampf, Gesang, schwarze schmierige Gesichter, thätige Arme, Männer, Weiber und Kinder, die um große kochende Kessel beschäftigt sind, und mitten unter dieser Menge der Aufseher, der Werkstattsdespot, der das Recht hat, auf Peitsche und Gefängniß zu erkennen, der Aufseher, dessen Wink man gehorcht, der Schrecken der Sclaven, die nicht ohne Entsetzen den machete sehen können, den er im Nothfalle aus der Scheide zieht.

(Geißeln.) Diese lachende Gegend hat indeß neben so vielen natürlichen Vortheilen auch ihre Unannehmlichkeiten und ihre kleinen Geißeln. Mitten in einer so reichen Vegetation sollte man nur die den Aequatorgegenden eigenthümlichen Vögel finden, deren so lebhaft gefärbtes Gefieder man für gemalt halten könnte, die Papageien, Colibris, Tangeras rc.; aber in diesen Ebenen wimmelt es auch von schädlichen und häßlichen Geschöpfen. Nicht genug, daß man entsetzlich von den Muskitos leidet, man sieht auch Tausende von monströsen Spinnen, Tausendfüße, ungeheuere Scorpione und ein schwarzes Thier, mancaperro genannt, weil die Hunde, die es berührt, hinken. Es ist sehr giftig und sehr häufig. Abends, ehe man sich niederlegt, muß man sein Bett durchsuchen, denn häufig finden sich Scorpione darin und die Wunde von ihnen ist nicht gefahrlos. Ein anderer Feind des Menschen ist eine Art Krabbe, von der es an dem Meeresufer wimmelt. Dieses Thier gräbt sich da tiefe Löcher,

deren Decke einstürzt, wenn man darauf tritt, so daß man hineinfällt. Ferner muß man sich vor einem Insect hüten, das die Bewohner nigua oder Stechfloh (pulex penetrans) nennen, und das kaum bemerklich ist. Oft bringt es unter die Haut, gräbt sich da immer tiefer und entwickelt sich zu der Größe einer Erbse. Es ist gewiß ein sehr unbequemes und lästiges Insect, aber seine Bösartigkeit hat man auf lächerliche Weise übertrieben. Die Niguas sind durchaus ohne Gefahr, wenn man sie sogleich entfernt. Die Mulattinnen, die darin sehr geschickt sind, holen das Insect gewandt heraus und verbinden dann den Fuß mit Oel und Tabak. Die Beine der Neger sind voll von Niguas, die die Haut ganz höckerig machen. Setzen sie sich unter den Nägeln fest, so sind sie schwieriger wieder herauszubringen.

Selbst das Pflanzenreich hat auf der Insel Cuba seine Gefahren. Man findet hier auf den hohen Berggipfeln den geheimnißvollen guao (comocladia dentata), eine Art Giftbaum, der noch gefährlicher seyn soll als selbst der Upas. Der letztere tödtet wie das Opium durch Erstarrung und Schlaf; der guao aber verursacht Schmerzen wie der Arsenik. Es ist nicht einmal nöthig, den Baum zu berühren, um seine Kraft zu empfinden. Er besitzt ein feines Gift, das sich auf den Reisenden herabläßt; man kann auf tausenderlei Art im Gesicht, an den Ohren, den Händen, den Füßen getroffen werden. Die verletzten Theile schwellen oder reißen auf; man empfindet ein entsetzliches Jucken über den ganzen Körper, man schaudert und bekommt das Fieber. Der Guao hat einen starken Stamm, große Aeste und kurze dünne Blätter; er wächst nur in den hohen Zonen.

Eine andere Geißel von Cuba sind die Buschneger in den Tumas oder Gebirgen von Salvador und Cusco. Sie fallen in Schaaren über einzeln liegende Kaffeepflanzungen her, verbrennen sie und verwüsten alles. Deshalb macht man auf sie Jagd wie auf Wild. Die zu dieser Verfolgung abgerichteten Haushunde folgen ihrer Spur. Nicht selten schlagen sie auch an, wenn sie die Spur eines Buschnegers gefunden haben.

(Bewohner.) Die Bevölkerung von Cuba läßt sich in vier Classen theilen: die Weißen, die freien Farbigen, die freien Neger und die Negersclaven. Die europäischen oder creolischen Weißen haben die spanische Tracht und die spanischen Gewohnheiten beibehalten, wenn sie auch durch die in der Colonie etwas modifizirt worden sind. Der reiche Schmuck, die seidenen Kleider, die Spitzen, die Blonden, die Luxusfächer, die Schildkrotkämme, die theuern Sonnenschirme, die Diamanten, die Perlen, die Rubinen und Smaragden, nichts wird von diesen Damen vergessen, welche das Gold für ihre Toilette verschwenden. Trotz ihrem Wunsche, diesen hohen und adeligen Damen gleichzukommen, gelingt dies den freien Farbigen und Negerinnen doch nicht, entweder weil ihnen die Mittel dazu fehlen, oder weil sie den Muth nicht haben. Sie tragen im Allgemeinen Kleider aus der Rinde des dagilla (liber) oder Spitzenbaumes, die in dünnen Streifen von der Länge der Aeste abgeschnitten wird. Diese Dagillakleider werden bisweilen mit leuchtenden Insecten ausgeputzt, welche man im Gürtel und in den Falten künstlich und so anbringt, daß sie sich nicht von der Stelle entfernen können. Abends im Dunkel werfen diese Kleider förmlich Strahlen. Die Damen der reichen Classen ziehen diese Insecten auch auf und füttern sie mit dem zarten Theile des Zuckerrohr.

(Küche.) Die Küche der Europäer ist ganz spanisch; die olla potrida bildet die Grundlage und das Fett herrscht dabei vor. Gewöhnlich ist der calesero (Kutscher) auch Koch. Der calesero ist überhaupt das Factotum in einem havannischen Hause. Im Nothfalle verbindet er mit den nützlichen Aemtern die Talente der Unterhaltung; er besorgt die Pferde, läßt die Damen nach den Tönen seiner Guitarre tanzen, macht den Negerinnen im Hause den Hof und vertritt das Amt eines Küchenmeisters.

Das verschiedenartigste und appetitlichste Gericht des havannischen Tisches ist das Dessert, denn es erscheinen dabei nicht weniger als dreißig Arten Früchte.

Ein seltsamer und unter den bessern Classen ziemlich allgemein herrschender Gebrauch ist der, einander bei Tische kleine ausgesuchte gute Bissen und Leckereien an einer Gabel zu überschicken. Eine dergleichen Zusendung ist eine sehr große Gunst, wie auch von Seiten einer Dame die Galanterie, aus dem Glase eines Herrn zu trinken, ehe dieser seine Lippen daran setzt.

(Schweigsamkeit.) Ich hatte mich an diese Gebräuche ziemlich gewöhnt, wie an die etwas stark gewürzten Speisen, an die seltsamen Artigkeiten und an das unverwüstliche einförmige Phlegma; aber etwas konnte ich nicht länger ertragen, nämlich die Schweigsamkeit der Damen und Herrn in den Abendgesellschaften. War man vorgestellt, so mußte man sich auf eine Art Stuhl mit hoher Rückenlehne setzen. So stemmt sich jeder, von dem andern entfernt, weich auf mitten in den ungeheuern Sälen, deren Nacktheit durch die wenigen Meubles noch mehr hervorgehoben wird. Hier macht man es wie der Hausherr: man schläft. Das Sprechen ist eine Anstrengung. Erwacht man, so trinkt man ein Glas Wasser und geht. Dies ist, außer im Theater, bei Bällen und Concerten, das Abendleben in Havanna.

(Gelbes Fieber.) Solche Gewohnheiten würden allein hingereicht haben, mich zu vertreiben, aber es kam noch eine wirkliche Geißel dazu. Der vomito negro oder das gelbe Fieber, diese Endemie der Antillen, brach wieder auf Cuba aus. Man hatte einige Fälle in Havanna und Matanzas bemerkt. Einer der Passagiere vom „Jefferson" war nach wenigen Stunden daran gestorben. Selbst der Supercargo, ein kräftiger junger Mann, der früh befallen wurde, ließ Abends das Schlimmste besorgen. Meine Tante wollte mich nicht länger dieser Gefahr ausgesetzt sehen. Die Volanten waren angespannt und das ganze Haus war auf den Beinen. Man wollte mich in ein reizendes Haus in den Bergen von San Salvador bringen, das luftig und gesund und nie von dem gelben Fieber heimgesucht worden war. Ich wollte nachgeben und mit abreisen, als endlich meine Lieblingsgedanken die Oberhand behielten. „Nein," sagte ich zu der guten Tante, „ich will lieber die ganze Insel verlassen. Da ich eine so lange Wanderung vorhabe, so darf ich mich nicht gleich am ersten Orte so lange verweilen. Ich muß noch einige der Antillen sehen, ehe ich an das Festland komme." Nach vielem Widerstreben kam man überein, mir einen Platz auf dem ersten Küstenfahrer zu bestellen, der nach Port au Prince segeln werde. Der calesero des Hauses, Joseph, ging, um ein Schiff auszusuchen. Den zweiten Tag ging eine hübsche Goelette unter Segel und ich schloß mit ihrem Capitain meinen Handel ab.

In den 24 Stunden, die mir noch übrig blieben, konnte ich fast noch augenblicklich tödtende Fälle der schrecklichen Krankheit sehen, den traurigen Anblick der Stadt erkennen, das Läuten von zwanzig Glocken hören, welches die Todten zu ihrer Ruhestätte begleitete; hier einen Sarg, dort einen Leichenzug und überall offenstehende Kirchen treffen. Trotz der Furcht meiner Tante besuchte ich den Supercargo des „Jefferson", den einzigen auf dem Schiffe, mit dem ich während der Ueberfahrt in etwas innigere Verhältnisse gekommen war. Er lag auf einem abscheulichen Bette in einem schmuzigen Wirthshause, der Pflege einer alten Mulattin überlassen, die an seinem Aufkommen zu verzweifeln schien. Das Erbrechen hatte seit dem vorigen Tage nicht aufgehört; das Fieber quälte den Sterbenden; sein Kopf war eingenommen; er erkannte mich nicht und er selbst war unkenntlich. Ich ging mit schwerem Herzen fort und als ich zwei Stunden darauf mit dem besten Arzte der Stadt wieder erschien, war es zu spät; das Fieber hatte den Kranken bereits hingerafft.

Das gelbe Fieber oder vomito negro befällt nur Europäer, die nicht an das Clima gewöhnt sind; die Creolen und Neger schont es. Diese Geißel ist wie die Cholera, wie die Pest, wie die Blattern ein Geheimniß selbst für die, welche sich viel mit dem Studium derselben beschäftigt haben. Die guten Aerzte gestehen ihr Unvermögen, diese Krankheit zu unterdrücken und zu bekämpfen; die Empiriker haben alles versucht, ohne ein wirksames Mittel zu finden. Die menschliche Wissenschaft muß sich also vor diesem Engel der Zerstörung demüthigen. Weicht das Uebel, so weicht

es gewöhnlich der Natur und der Pflege der Negerinnen, die darin erfahrener sind als die geschicktesten Aerzte.

Kapitel II.

Insel Cuba. — Geschichtlicher, geographischer und statistischer Ueberblick.

Cuba ist eine der ersten Inseln, welche Columbus nach Guanahani sah. Er entdeckte sie den 27. October 1492. Später, von Velasquez erobert, wurde sie eine spanische Colonie und ihre Hauptstadt war zuerst Baracoa, dann Santiago de Cuba. Die Stadt Havanna wurde ebenfalls um diese Zeit erbaut und in der Mitte des 16. Jahrhunderts befestigt, nachdem sie ein französischer Corsar geplündert und in Asche gelegt hatte.

Die Geschichte von Cuba gewährt von da an nur ein geringes Interesse, wie sie auch von wenig Bedeutung ist. Der Wechsel einiger Gouverneure und ein kleiner Handel mit der Metropole sind die wesentlichsten Thatsachen ihrer Annalen bis zu dem Augenblicke, wo ihre Verbindungen sich erweitern, sich entwickeln und das amerikanische Festland umfassen.

Die Insel Cuba liegt zwischen dem 19° 48′ und 23° 12′ n. Br. und dem 76° 30′ und 87° 18′ w. L. Der Länge nach, vom Vorgebirge Mayzi bis zum Vorgebirge San Antonio, der kürzesten Krümmung nach dem Mittelpunkte hin folgend, hat sie 216 Stunden (lieues); 30 zählt sie in ihrer größten Breite und 7½ in der kleinsten. Ihr ganzer Umfang ist 573 St. Ihrer Form nach bildet sie einen sehr unregelmäßigen Bogen, der sich nach Norden zu mehr rundet. Eine Menge kleiner Inselchen, die Jardinillos, die Cayos, die Caimans, die Pinos, umgeben das Hauptland. Die Küsten sind gefährlich, niedrig und starren von Riffen.

In der Hälfte seiner Ausdehnung zeigt Cuba nur niedriges Land. Es ist ein Boden mit secundären und tertiären Formationen, durch welche einige Felsen von Granit und Gneis, von Syenit und Euphodit hindurchgedrungen sind. Die Berge im Innern, deren Geognosie noch nicht genau bekannt ist, enthalten imposante und merkwürdige Landschaften. Da erhebt sich, nicht weit von Trinidad, der Berg Potrillo bis zu einer Höhe von 7000 Fuß; weiter hin entspringt von dem Gipfel der Sierra de Gloria der Fluß Turnicu, der in aufeinander folgenden Cascaden von 100 bis 300 Fuß nach dem Meere herabfällt; außerdem zeigen sich an den Seiten des Berges des heil. Johann vom Lateran hinter einem Palmenvorhange ein kreisrundes von den Gewässern des Guarabo gebildetes Bassin und bei diesem eine Grotte, deren innere Wände glänzende und seltsame Stalactiten enthalten, Versteinerungen von tausend Formen, wo der Felsen bald in Säulen, bald in Kegel oder in umgekehrte Pyramiden gegossen zu seyn scheint; über dieses Bergganze endlich ragt die Sierra Maestra hinweg, die Hauptkette des Systems, eine Reihe von steilen und nackten Granitspitzen, welche zahlreiche Thäler durch ihre gähnenden Schlünde hindurch erkennen lassen.

Von allen diesen Bergen kommen große, aber nicht sehr weit reichende Wasserströme herab, die in der Regenzeit heftig, im Sommer aber ausgetrocknet sind; der Rio Cauto, 20 St. weit schiffbar; der Ay oder Rio de los Negros, der aus der Höhle del Fumidero kommt; die kleinen Flüsse Zarucco und Santa Cruz, auf denen der größte Theil des für Europa bestimmten Zuckers fortgeschafft wird.

Cuba ist, obgleich an großen Wasserströmungen arm, doch ein reiches und fruchtbares Eiland. Der Boden nährt zahlreiche und verschiedene Pflanzen; die mammea (Bohne der Antillen), fünf Arten Palmen, die ceiba mit dichten Blättern, den zierlichen jobo und die cecropia peltata. Die Bau- und Farbehölzer bedecken die Abhänge aller Ketten. Der Mahagoni, die Ceder, die Acana, das Ebenholz zeigen sich, umgeben von Wucherpflanzen, die sie umschlingen. Alte Rinden bedecken sich mit dem lachenden Grün eines pothos; auf der entblößten Wurzel des jaguey wächst ein gigantisches Gewächs und in den Ritzen eines durch das Alter gespaltenen Stammes erschließt sich die Blüte der pitcairnia. In den Ebenen wächst die bläuliche Agave unbeweglich neben dem Zuckerrohrfelde, und neben dem boniato, der nährenden yuca und dem mehlhaltigen name streben die Stengel des many colorado empor. Diese von ihren Pflanzenreichthümern so belebte Gegend hat auch bunte und harmonienreiche Bewohner. Der Vogel singt hier auf dem wogenden, rauschenden Zuckerrohre. In dem Gebüsche und auf den Gipfeln der Bäume flattern der Busch-Cardinal und der azulejo von so zartem Blau, während der rothe Ibis und der rosenrothe Pelican (alcatras) an dem Strande wandeln. Tausend Schmetterlinge oder mariposas entfalten ihre Flügel von Gold und Azur, wahre fliegende Regenbogen, bis sie Abends vor dem cocuyo oder elater verschwinden, der von dem Dunkelgrün des Waldes wie ein Lämpchen absticht, oder wie ein Stern am Himmel hinzieht. —

Die wirkliche Eintheilung der Insel, die auch mehrere andere hat, die einzige für die neuere Geographie annehmbare, ist die, welche neuerlich der Generalgouverneur Vivez eingeführt hat. Sie schneidet die Insel in drei Bezirke, den westlichen, mittlern und östlichen, die wiederum in Sectionen oder partidos zerfallen. Die Generalcapitanerie hat ihren Sitz in Havanna, dem Hauptorte des westlichen Bezirks. Die beiden andern stehen unter einem Generalbrigadier.

Die wichtigste von allen Städten Cubas ist Havanna. Von weitem gesehen, setzt sie in Erstaunen und gefällt. Ihr Gürtel von Forts, ihr von Dörfern eingefaßtes Bassin, die Spitzen ihrer Kirchen, die rothen Dächer ihrer Häuser und die Palmen ihrer Gärten, alles scheint großartigen und unbekannten Glanz zu verkündigen. Das Innere der Stadt schwächt diesen Eindruck, ohne ihn ganz zu verwischen. Man gewöhnt sich allmälig an den erstickenden Geruch des tasajo (gesalzenen Fleisches), an den Schmutz und die Enge der Straßen und an den oft jämmerlichen Anblick der Wohnungen. Havanna wächst und civilisirt sich jeden Tag mehr. Sie hat Kais, Stapelplätze, eine Geschäftsthätigkeit, welche unsere Handelsstädte beneiden könnten; sie hat alamedas, herrliche Promenaden, wo die elegante Gesellschaft die Abendkühle genießt; sie hat besuchte Theater, sehr schöne und gut gebaute Häuser, wie das Zollhaus, den Palast des Gouverneurs, die Manufactur, wo man jene Cigarren verfertigt, deren Ruf so groß ist, prachtvolle Häuser, unter andern das des Grafen Ferrandina, das nicht weniger als 400,000 Thaler gekostet haben kann. Sie hat überdies nützliche Anstalten, wissenschaftliche und literarische Institute, besondere Schulen für verschiedene Zweige der menschlichen Kenntnisse, ein Museum, eine Bibliothek, einen botanischen Garten und Lancastersche Schulen.

Die Einwohnerzahl von Havanna belief sich bei der letzten Zählung auf 112,000 Einw. mit Einschluß von 23,000 Sclaven. Man zählte 2700 eigene und Miethwagen. Der mittlere Betrag der Einfuhr war 60 Millionen Francs; jene der Ausfuhr etwa 50 Mill. Um dieselbe Zeit (1827) kamen 1053 Schiffe von 170,000 Tonnen in den Hafen und 916 mit 148,700 Tonnen verließen ihn. Seitdem müssen sich diese Zahlen sämmtlich erhöht haben.

Nach Havanna in Hinsicht auf Handelswichtigkeit kommt Matanzas, deren spanischer Name Ermordung bedeutet. Zur Erklärung dieser Etymologie führt man an, es habe einmal in den natürlichen Höhlen in der Nähe eine große Niedermetzelung von Indianern stattgefunden. Matanzas, das noch vor 60 Jahren unbedeutend war, liegt an der Küste, 22 Stunden von Havanna, ist der Mittelpunkt des Zuckerhandels, hat jetzt 22,000 E., eine sehr berühmte Tabaksfabrik, mit Citronen- und Pomeranzenbäumen besetzte öffentliche Promenaden, hübsche Häuser, Niederlagen und gut gebaute Kirchen. Die beiden einzigen andern Städte, welche nach Havanna und Matanzas noch angeführt zu werden verdienen, sind Puerto Principe und Santiago de Cuba; die erstere ist elend und ungesund, trotz dem, daß sie eine Einwohnerzahl von 49,000 hat; die zweite, die alte Hauptstadt und noch gegenwärtig die kirchliche Metropole der Insel, hat eine Bevölkerung von 27,000 Einw.

Wenn man von diesem örtlichen Detail zu einem allgemeinen Ueberblick übergeht, so erkennt man leicht, daß unter den Antillen Cuba allein auf dem Wege des Fortschreitens begriffen ist. Ihr neues, so schnell entwickeltes und so bemerkenswerthes Glück schreibt sich erst von dem Jahre 1798 her. Vor dieser Zeit hatte sie nur 40,000 Einw., während sie 1827 bereits 704,487 zählte, die auf folgende Weise vertheilt waren: Weiße 311,051; freie Mulatten 57,514; freie Schwarze 48,980; schwarze und farbige Sclaven 286,942. So hat Cuba 201 E. auf die Quadratstunde und die freien Bewohner verhalten sich wie 1.45 zu 1.

Die Ursachen dieser Zunahme sind mannichfach und verschieden. Man weiß nicht mehr, was die Insel zu der Zeit war, als Christoph Columbus an ihr anlegte. Aber unbestritten scheint es zu seyn, daß nach einem halben Jahrhunderte die eingeborenen Racen nicht mehr existirten. Schon 1523 ermächtigte der Hof von Madrid zur Einführung arbeitender Neger, die den ersten Kern der Sclavenbevölkerung ausmachten. Diese Einführung und die Ankunft neuer Ansiedler bevölkerten Cuba wieder, wenn auch nur langsam. Die Einnahme Jamaicas durch die Engländer 1655 brachte neue spanische Einwanderer dahin; die Abtretung Floridas in Folge des Friedens von 1763 und jene von St. Domingo 1795, so wie Neu Orleans' 1803, die allmälige Emancipation, der Aufstand der spanischen Colonien auf dem amerikanischen Festlande machten Cuba zu dem letzten Asyle der vertriebenen Creolen und warfen dahin eine große Anzahl europäischer Familien, die durch langen Aufenthalt unter diesen milden Breiten amerikanische geworden waren. Wenn man zu diesen politischen Ursachen eine Menge Handelserleichterungen, wohlverstandene und zur rechten Zeit bewilligte Freiheiten, den bedeutend vermehrten Zuckeranbau ꝛc. rechnet, so wird man die neuerliche und fast plötzliche glückliche Umwandlung wohl begreifen.

In der ersten Zeit der Eroberung verlangten die Spanier von Cuba nur Gold und verließen die Insel für Mexico und Peru, als sie kein Gold fanden. Später sah man indeß ein, daß das Gold nicht der wahre Reichthum sey. Man zog Vieh auf Cuba und führte unsere Getreidearten dort ein. Im Jahre 1580 machte man schüchtern und ohne Vertrauen Versuche mit dem Tabak und dem Zucker, die heut zu Tage die Grundlage der Bebauung und des Handels, fruchtbare und unerschöpfliche Minen, reicher als jene von Peru sind. Zucker, Tabak und Kaffee sind die vorzüglichsten Hilfsquellen der Insel Cuba. Der Anbau des Zuckerrohrs schreibt sich erst von der Katastrophe von St. Domingo her, welche sehr viele französischer Ansiedler dahin trieb. Seitdem haben eine Menge verbesserter Verfahren, die Verwendung der bagasse, des Ueberbleibsels vom Zuckerrohre, als Brennmaterial, die bessere Einrichtung der Oefen, die Vervollkommung der Geräthe, die bessere Kenntniß des Bodens, den Ertrag dieses Erzeugnisses vermehrt und verbessert. Im Jahre 1760 führte man von Havanna nur 13,000 Kisten Zucker aus; 1827 dagegen schickte man 367,000 Kisten, als Ertrag von 1000 ingenios, ins Ausland. Die Vermehrung muß seitdem immer höher gestiegen seyn.

Auch die Ausdehnung des Anbaues des Kaffees schreibt sich von den Einwanderungen von St. Domingo her. Dieser Baum war den Antillen im Anfange des letzten Jahrhunderts unbekannt, als Declieu, Stellvertreter des Königs zu Martinique, 1723 eine der Pflanzen dahin brachte, welche der holländische Gesandte Ludwig XIV. gegeben hatte. Als bei der Ueberfahrt Wassermangel eintrat, verwendete Declieu einen Theil seiner Ration zur Begießung des Bäumchens. So rettete er es, steckte es in seinen Garten und vertheilte die Schößlinge an die vorzüglichsten Häuser. Von Martinique verbreitete sich der Kaffeebaum auf alle Antillen. Im Jahre 1800 zählte man auf Cuba 80 cafesales, Kaffeepflanzungen, 1826 dagegen schon 2067. Gegenwärtig dürften es wohl einige weniger seyn.

Der Tabaksbau dagegen würde einer noch größern Ausdehnung und einer neuen Entwickelung fähig seyn, wenn nicht das Monopol diesen Aufschwung lange zurückgehalten hätte. Dieses 1817 aufgehobene Monopol wurde durch übermäßige Abgaben ersetzt, die nicht minder nachtheilige Folgen hatten. Der so belastete Tabakshandel ist fast ganz in den Händen von Schmugglern; so entgeht er der fiscalischen Jurisdiction und der statistischen Schätzung.

Man begreift, daß bei diesen Fortschritten im Ackerbau und Handel Cuba in ähnlichen Verhältnissen seine Einkünfte steigern mußte. Während die andern Colonialbesitzungen den Mutterländern noch kosten und ihnen lästig sind, bezahlt Cuba seine Verwaltung und Regierung selbst und kann Spanien noch überdies unter verschiedenen Benennungen 15 Millionen geben. Die Einkünfte beliefen sich 1827 auf 44,890,000 Frcs. und Havanna allein brachte davon die Hälfte ein. Mit den übrigen Millionen unterhält Cuba einen ansehnlichen Militäretat; es besoldet 12,000 M. Soldaten, ein auf 14 Schiffe vertheiltes Marinepersonal, vergrößert und verbessert die Befestigungen, die Straßen, die Werfte und hydraulische Maschinen; es bezahlt seine Polizei und seine Verwaltung.

So ist Cuba trotz der Metropole, trotz den oft verderblichen Forderungen, begünstigt durch seinen Boden, seine geographische Lage und den industriösen Geist seiner Bewohner, die Königin der Antillen, die Mustercolonie geworden; die Insel geht auf der Bahn der Fortschritte und der Emancipation, der einzigen Zukunft dieser fernen Länder, voran, und strebt sich ein eigenthümliches Leben, einen Thätigkeitskreis außerhalb des spanischen Einflusses zu schaffen. Bei solchen Resultaten kann man sagen, der Abbé Raynal hatte zugleich Recht und Unrecht, als er behauptete: „ja, Cuba kann für sich ein schönes Königreich bilden, aber unter der Bedingung, daß ihm Spanien die Hemmnisse seiner Suprematie leicht und sie dieser amerikanischen Insel nicht drückend und verderblich macht." —

Kapitel III.

Haiti. — Port au Prince. — Les Cayes.

Ich verließ Havanna den 26. Mai 1826 auf der kleinen Goelette, welche mich nach Haiti bringen sollte. Die Abreise hatte alles, was bei solchen Gelegenheiten vorzukommen pflegt, Umarmungen, Thränen und Versprechungen der Rückkehr. Eine Menge Koffer und Kasten mit Gegenständen zu meinem Gebrauche, ein Portefeuille voll Wechsel und gute Empfehlungsschreiben zeugten von der Vorsorge meiner havannischen Familie. Alles dies auszuschlagen, würde eine Kränkung für sie gewesen seyn und ich nahm also an.

Nach einer zweitägigen Fahrt gelangte die Goelette in die Bai von Port au Prince, der Hauptstadt der neuen haitischen Republik. Je weiter wir kamen, um so deutlicher konnte man die ganze Küste von Arcahai bis zur Hauptstadt erkennen. Es ist ein sehr ungleiches Land mit herrlichen Bergketten. Uebrigens ließ sich kein Fischerboot auf dem Wasser, keine Seele am Strande sehen. Alles schien öde und todt zu seyn; die seltenen Häuser, die sich hier und da zeigten, sahen verfallen und verlassen aus. Dieser Anblick war traurig.

(Port au Prince.) Unter diesem Eindrucke bemerkten wir Port au Prince. Von weitem gesehen, erfreut diese Stadt das Auge; in der Nähe aber hat sie ein minder schönes Aussehen. In rechten Winkeln durchschnitten und doch in ihrer Regelmäßigkeit unregelmäßig, schlecht gebaut, ohne alle Denkmäler, gleicht Port au Prince höchstens einem Tartarenlager. Das umliegende Land sieht besonders wild aus. Man könnte es für ein jungfräuliches Land halten, das die Hand des Menschen noch nicht befruchtet hat, für eine Insel im Südmeere mit einem Untereinander von hochemporgeschossenen Bäumen und verkrüppelten Gesträuchen. Nur wie zum Contraste blicken längs den nach der Stadt zu abfallenden Hügeln einige zierliche hübsche Häuser, die Wohnungen der reichsten Kaufleute in Port au Prince, hervor. Darunter zeichnet sich die Wohnung Letor aus, sonst das Eigenthum eines reichen Franzosen, das seitdem in die Hände einer Tochter des Präsidenten Petion übergegangen ist.

Port au Prince scheint von der Seeseite ziemlich gut befestigt zu seyn. Die Forts Belair und Alexander und die Batterien auf einer

kleinen Insel vertheidigen die Zugänge und beherrschen die ganze Rhede.

Den nächsten Tag, den 29. Mai, brachte mich ein Miethboot an den Hafendamm, wo sich einige Zollaufseher befanden. Nach einer raschen Durchsuchung bahnte ich mir einen Weg mitten durch die schwarze Menge hindurch, welche den Platz füllte. Haiti ist nicht wie Cuba ein Land, wo die weiße Bevölkerung der farbigen noch die Wage hält. Haiti ist ein Staat von Schwarzen und Mulatten; die Europäer, welche man daselbst trifft, sind eine Ausnahme und eine Seltenheit. Einige Kaufleute, einige aus Europa gekommene Commis, die Mannschaften englischer, amerikanischer, französischer, holländischer oder spanischer Schiffe, weiter findet man nichts von Weißen in den Häfen; im Innern dagegen ist alles schwarz oder mulattisch.

Ich hatte einen Brief an das Handlungshaus Gebrüder Lallemand und ließ mich dahin führen. Auf dem Wege dahin zeigte man mir nach einander den Cenotaph Petion's und eine hölzerne Platform, eine Art Tribune, von wo der Präsident bisweilen Anreden an die Truppen hält. Diese Estrade wird von einer prächtigen königlichen Palme beschattet und sie heißt noch jetzt der Altar des Vaterlandes. Weiter hin erschien der Palast des Präsidenten, die ehemalige Wohnung des Gouverneurs der Colonie, ein großes Gebäude mit einer Vortreppe, welche in den Audienzsaal führt. Ich besuchte ihn den nächsten Tag in Begleitung eines Herrn Lallemand. Boyer bewohnte ihn damals und nahm uns sehr freundlich auf. Boyer ist ein kleiner Mulatte, mit ausdrucksvollem und klugem Gesichte, ein übrigens sehr artiger Mann mit dem besten Benehmen. (Taf. 1. Abbild.) Die Säle des Palastes schienen mir im Allgemeinen recht gut decorirt zu seyn; europäische Meubles, Bronzen und werthvolle Spiegel schmückten die vorzüglichsten Zimmer. In einem derselben befinden sich die Portraits der Häupter der haitischen Revolution, Petion, Christoph, Toussain, Biassou, Jean François, sämmtlich Schwarze oder Mulatten. Von diesen schlecht gemalten Portraits in reichen Rahmen fiel mir nur ein einziges auf, Toussaint Louverture. Dieses schwarze Gesicht von so ganz afrikanischem Typus hatte in seinen lebhaften Augen einen tiefen und charakteristischen Ausdruck. (Taf. 1. Abbild.) Dies also war der Toussaint, jener schwarze Spartacus, der sich von einem gemeinen Sclaven zu einem General erhob; Toussaint, dessen Leben so viele schöne Seiten enthielt, dieser aufrührische Schwarze, dem zu schreiben Napoleon nicht unter seiner Würde hielt, ein so gefährlicher Feind, daß man ihn in einem Kerker des Forts Joux umkommen ließ.

(Gebäude.) Die ganze folgende Woche wurde zu einer genauen Musterung der Stadt und ihrer Umgebungen verwendet. Die fast sämmtlich von Holz erbauten, höchstens zwei Stockwerk hohen Häuser von Port au Prince haben ein ärmliches und jämmerliches Aussehen. Diese Bauart war übrigens von den Franzosen als eine Garantie gegen die Erdbeben angenommen worden. Unter den öffentlichen Gebäuden ist nur der Palast zu erwähnen. Das Arsenal, welches 1827 abbrannte, die Gefängnisse, die Münze, das Militärhospital und das Lyceum sind sehr unbedeutende Gebäude. Die an sich gar nicht bedeutende Kirche erinnert an eine historische Thatsache, die sich vor ihren Thüren ereignete. Hier wurde der Oberst Mauduit, erst der Abgott und dann das Opfer der Menge, von den Soldaten seines Regiments unbarmherzig ermordet. Vor der Kirche befindet sich der Gottesacker, wo ein frommer Sclave seinen Herrn begrub und sich dann auf dem Grabe erschoß.

(Minister.) Port au Prince, der Hauptort der neuen Republik Haiti, ist der gewöhnliche Aufenthalt der vorzüglichsten Behörden. Als ich mich in der Stadt befand, war der ausgezeichnetste Mann der Geralsecretair Inginac, der dem Kriegsministerium wie dem des Aeußern und des Innern vorstand. Er contrasignirte fast alle Gesetze und officiellen Verordnungen. Der Finanzminister Imbert, der Generalzahlmeister Rau, der Oberrichter, ein mehr militärischer als Civilbeamter, vervollständigten ungefähr das Personal der obern Verwaltung.

(Soldaten.) Die Stadt und das Fort Bizotton auf dem Wege nach Leogane, enthalten Garnisonen regulärer Truppen, die zu einem strengen, fortwährenden Dienste genöthigt sind. Verschiedene Hauptwachen bewachen die Zugänge, und hier und da stehende Schildwachen scheinen den Auftrag zu haben, einer militärischen Consignirung Achtung zu verschaffen. Bei den meisten dieser Posten sieht man Stühle für die Wache und Hängematten für die übrigen Soldaten. Nahe am Thore von Leogane bemerkte ich zwei dieser Leute, welche ihre Wache in nachlässig sitzender Stellung thaten, das Gewehr zwischen den Knien und die Cigarre im Munde hatten. Diese nachlässige Haltung hörte indeß auf, als ein Reiter im Galopp ankam. „Schritt!" rief die Wache, indem sie aufstand. Der Galopp und Trab sind vor einem haitischen Posten verboten. Als dies Opfer den Dienstvorschriften gebracht war, nahm die Schildwache ihren bequemen Sitz wieder ein. Es herrscht bei diesen Wachthäusern nur dann eine allgemeine Thätigkeit, wenn es auf dem Markte Bananen, Yams und andere Früchte wegzunehmen giebt, die man an verbotenen Tagen heimlich zu verkaufen gesucht. Die Patrouille ergreift dann, um die Uebertretung des Gesetzes zu bestrafen, tapfer das corpus delicti und vermehrt damit ihr gewöhnliches frugales Mahl.

Diese Trägheit ist indeß nicht blos bei den Soldaten zu finden; sie bildet einen charakteristischen Zug der gesammten Bevölkerung von Haiti. Ein Hinschmachten, das nicht Ruhe ist, und eine merkwürdige Art von Apathie sind allen Classen gemein. Laufen ist ein Wort, das man vielleicht einmal aus dem Wörterbuche dieses Volkes streichen wird; man scheut sich zu sehr vor der Bewegung und Anstrengung. Die Sache läßt sich indeß begreifen; der Zustand der Ruhe ist unter einem glühenden Himmel der vollständigste und leichteste Genuß.

(Markt.) In dieser in der Sonne schlummernden Stadt gewähren nur die Kais und die Märkte einige Bewegung und einiges Geräusch. Der Hauptmarkttag in Port au Prince ist der Sonnabend. An diesem Tage sieht man aus der ganzen Umgegend Ochsen, Schafe, Geflügel, Schweine, Gemüse, Obst aller Arten, aber wenige Fische ankommen, wenn dieselben gleich an der Küste sehr häufig sind. Die auf diesen Märkten am häufigsten vorkommenden Früchte sind die zwischentropischen. Man findet indeß bisweilen auch einige europäische Arten, wie die Pfirsiche, die Traube, die Birne, aber man muß sie mit großen Kosten ziehen und doch sind sie gewöhnlich sehr schlecht. Der Preis der Lebensmittel, besonders jener, welche den Hauptunterhalt des Volkes bilden, ist weder sehr hoch noch sehr verschieden; aber alle Luxusgegenstände kommen außerordentlich hoch zu stehen. Europäische Sachen, die feinen Weine, Fleisch und ausgewählte Fische finden Käufer, welche die Waaren hoch hinauftreiben. Die Miethpreise besonders sind entsetzlich hoch. Nicht selten verlangt man 20,000 Frcs. jährlich für ein Haus ohne Meubles; für 5000 Frcs. wohnt man sehr armselig.

Da Port au Prince in der Mitte einer tiefen Bai liegt und von sumpfigen Ebenen umschlossen ist, so ist die Stadt kein gesunder Aufenthalt. Das wirksamste Gesundheitsmittel dieser Gegenden, die Seeluft, hat kein freies Spiel und wird von der Insel Gonave aufgehalten, welche den Hafen deckt. Der Aufenthalt ist deshalb ungesund, gefährlich und bringt den Europäern oft den Tod. Das Fieber rafft viele Personen von den Mannschaften der dort liegenden Schiffe hinweg und von zehn Personen, die sich da niederlassen, bleiben selten fünf am Leben.

(Einwohner.) Die Bevölkerung von Port au Prince besteht aus einer kleinen Anzahl fremder Kaufleute und aus Bürgern der haitischen Republik, die an Ort und Stelle geboren oder naturalisirt worden sind. Diese Bürger zerfallen in drei Classen, die Weißen von sehr geringer Anzahl, die Mulatten in allen Farbenspielen, und die Neger. Die Bürgerrechte sind indeß nicht bei allen drei Classen gleich; den Mulatten und Schwarzen sind mit Ausschluß der Weißen einige Vorrechte vorbehalten. Nach dem 34. Art. der Constitution ist jeder Indianer, jeder Afrikaner, jeder Mann von Neger- oder gemischtem Blute Bürger von Haiti nach einem einjährigen Aufenthalte, und kann da Meister,

Eigenthümer, Deputirter, Minister, Mitglied der Regierung werden. Der Weiße dagegen erhält die Naturalisation nur mit Mühe, und wenn er sie erhalten hat, so steht ihm der 38. Art. der Constitution entgegen, welcher sagt: „kein Weißer, von welcher Nation er auch seyn möge, kann als Meister oder Eigenthümer dieses Land betreten.“ Man muß indeß hinzufügen, daß diese beleidigende Ausschließung von Christoph gemißbilligt wurde, und Vassi in seinen Réflections politiques vorschlug, die Worte „kein Weißer“ mit „kein Franzose“ zu vertauschen.

Wenn übrigens auch das Constitutionsgesetz eine Ausnahme festgesetzt hat, so hält sich doch die Gewohnheit ganz frei davon. Nirgends herrscht eine deutlicher ausgesprochene, vollständigere Gleichheit. Der Präsident steht an der Spitze des Staats und nach ihm kommen die Civil- und Militärbeamten; aber außer dieser Rangordnung giebt es unter den Bürgern keinen Unterschied, weder eine hohe, noch eine mittlere, noch eine niedere Classe. Die Aemter und das Geld, besonders das Geld, können eine Art Aristocratie bilden, aber die Reichen und Mächtigen gehen mit den Leuten aus dem Volke um, ohne daß sie sich dadurch zu erniedrigen glauben. Die Mulatten versuchten zwar mehrmals zum Nachtheile der Schwarzen das Vorrecht der Farbe wieder geltend zu machen, aber an der Erinnerung einer neuerlichen Revolution scheiterten diese Usurpationsbestrebungen bisher. Welche Entwickelung hätte ein von den Schwarzen für die Schwarzen durchgeführter Krieg genommen, wenn es den Mulatten gelänge, sich an die Stelle der Weißen zu setzen und deren ehemalige Rechte an sich zu reißen?

Port au Prince ist übrigens kein langweiliger Aufenthalt. Man macht einander da Besuche und Artigkeiten. Die Diners und Frühstücke sind zu gleicher Zeit eine Zerstreuung und ein verknüpfendes Band. Der Luxus in Weinen und Speisen wird hier bis zu einem unglaublichen Raffinement getrieben, besonders bei den fremden Kaufleuten. Ich wurde jeden Tag eingeladen, mußte jeden Tag an reichlichen Mahlzeiten Theil nehmen und würde daran gestorben seyn, hätte mein Aufenthalt länger gedauert. Meine Wirthe führten mich auch von Ball zu Ball, von Concert zu Concert. Man stellte mich in den Soireen des französischen, englischen und amerikanischen Consuls vor; man brachte mich in die Salons der angesehensten und reichsten Kaufleute. Nichts fiel mir auf. Alles war fast wie in Europa, nur ein wenig schlechter. Nur die Bälle der Eingeborenen hatten einen andern Charakter.

Ich sah unter andern einen, den ein reicher Haitier, ein geborener Schwarzer, bei der Verheirathung seiner Tochter gab. Die Gesellschaft bestand vorzüglich aus Negern und Mulatten, Herrn und Damen. Die Herrn waren mehr oder minder seltsam gekleidet, einige trugen Fracks, andere Jacken; die Damen zeigten einen auffallenden Luxus in seidenen Kleidern, Korallen- und Perlenschmucken, Blonden und Spitzen von bestem Geschmacke. Nur trugen die meisten Tänzerinnen kokett um den Kopf geknüpfte Tücher, da es schwer gewesen seyn würde, ihrem krausen Haar die gehörige Form zu geben. Die andern Damen, welche nur um zu sticken auf den Ball gekommen waren, trugen weiße Turbane, die wie eine Fahne des Waffenstillstandes heilig sind. Die Herrn ließen die, welche dieses Zeichen des status quo aufgesteckt hatten, auf ihren Plätzen.

Der Tanz bestand in Quadrillen nebst einer Art Cotillon, den man la carabinière nannte. Dies war der Walzer des Landes, ohne Zweifel eine französische Einführung, die sich in den Sitten der Eingeborenen erhalten hat, wie eine Menge anderer Gewohnheiten. Die Damen tanzten im Allgemeinen tactmäßig und fast immer mit Grazie, und auch die Herrn zogen sich so leidlich aus der Sache, wenn sie sich auch etwas linkischer benahmen. Das einzige wahrhaft Abscheuliche dabei war das Orchester, das aus drei häßlichen Clarinetten und Jagdhörnern bestand. Die etwas bürgerlichen Erfrischungen wurden mit einer Verschwendung aufgetragen, die nur die Zahl der Gläser beschränkte. Orgeade, Syrupe, Limonade und Rum bildeten die Grundlage. Die Herrn hatten außerdem ein mit Pökelfleisch und Weinflaschen reichlich besetztes Büffet.

Das sind die Bälle in der Stadt, bereits raffinirt und sich in etwas dem alten creolischen Herkommen anschließend; aber die Tänze auf dem Lande sind ganz originell und ganz afrikanisch. Hier tanzt man den congo und die chega der Sclaven. Diese Tänze werden in Hütten gehalten, deren Dach Baumzweige sind. Der phantastisch gekleidete Musiker kauert in einer Ecke vor einer ungeheuern Trommel. Anfangs schlägt er langsam, dann mit immer steigender Schnelligkeit. Die tanzenden Paare folgen dieser Steigerung in ihren Schritten und in ihren Figuren.

Der Boden in der Nähe von Port au Prince ist an eine Menge kleiner Besitzer vertheilt. Sie bauen da Gemüse und Viehfutter und halten einiges Geflügel; wenige von ihnen suchen ihr Besitzthum zu vergrößern oder zu verbessern. Wenn es nur hinreicht, daß sie davon leben und sich einige Gläser Rum kaufen können, so verlangen sie nicht mehr. Mit dem Preise eines thätigen Lebens wäre das Vermögen zu theuer erkauft. Welcher Schatz käme dem Glücke gleich, nichts oder doch nur wenig zu thun? Die Häupter des Staats haben vergeblich die Apathie dieser trägen Menschen zu bekämpfen gesucht. Weder Prämien, die man auf die Arbeit setzte, noch Strafen, mit denen man die Faulheit belegte, vermochten etwas gegen den Fehler, der in dem Blute liegt. Man hat wohl ein Ackergesetz gegeben, aber die mit der Vollziehung desselben beauftragten Staatsbeamten übertreten dasselbe am ersten, und so ist es mit allen Dienstzweigen. Die Kammern geben ziemlich weise Gesetze, aber dieselben scheitern in den Händen der untern Beamten. So hatte man, um die Tanzwuth zu unterdrücken, welche alle Fähigkeiten dieses Volkes absorbirt, die Zahl der Tage beschränkt, an denen dieses Vergnügen erlaubt seyn sollte. Was geschah? In Port au Prince gab der Chef der Polizei selbst Bälle gegen das Gesetz, machte sein Haus zu einer Tanzbude und unterhielt, um in mehrern Stücken zugleich ein schlechtes Beispiel zu geben, offen einen Harem von sechs Frauen. Wie kann man mit solchen Beamten von dem Volke Gehorsam erwarten?

Das nachlässigen Händen überlassene Land von Haiti gewährt den wilden und traurigen Anblick von Brache. Das Zuckerrohr, das den Hauptreichthum der Insel ausmacht, ist aus den Ebenen derselben fast verschwunden; nur der Kaffeebaum ist geblieben, der reichlich trägt, aber eine nur mittelmäßige Frucht giebt. Sonst bebauete Ebenen sind gegenwärtig mit Wäldern von Campescheholz und Akazien bedeckt, die so kräftig und stark sind, als wären sie Jahrhunderte alt.

Nach dem Rathe des Herrn Lallemand blieb ich wenig in Port au Prince, wo das Fieber mich nicht verschont haben würde, und verwendete meine Zeit zu Ausflügen in die Umgegend. Ueberall fand ich eine rührende Gastlichkeit. In dem Hause Letor, bei dem Herrn Inginac, dem Besitzer von Mon-Repos, in dem Landhause des Herrn Drouillard, ehemaligen Sommerwohnungen Christophs, in der zu Roche Blanche, und endlich bei den Herrn Nau und Lerebours wetteiferte man, mir einige günstige Ideen von der haitischen Artigkeit beizubringen. Die Genannten gehören zu denen, welche das Glück des neuen Staates auf den Landbau zu gründen wünschen; sie suchen jetzt die Praxis zu lehren, nachdem sie lange vergebens die Theorie gepredigt haben.

Seit zehn Tagen ungefähr beschäftigten mich diese flüchtigen Musterungen in und außer der Stadt, als ein Geschäft einen meiner Wirthe zur Reise nach Cap Haitien nöthigte. Ein Küstenfahrer sollte ihn dahin bringen, und ich benutzte, wie man denken kann, diese Gelegenheit, meine Kenntnisse von Haiti zu vervollständigen. Wir schifften uns den 10. Juni ein und kamen den 14. an. Auf dem Wege hatten wir die kleine Stadt Gonaive, den Hauptort von Artibonite, das Cap Saint Nicolas du Mole, den abwechselnd von den Franzosen und Engländern befestigten, jetzt aber ganz entblößten Kriegshafen, gesehen, der kaum noch eine Kanone hat, um die Salutschüsse der Kriegsschiffe erwiedern zu können. Wir hatten außerdem noch die Schildkröteninsel gesehen, die in der Geschichte der Antillen so berühmt ist, den Aufenthalt jener kühnen Buccaniers, welche so lange in diesen amerikanischen Gewässern herrschten.

Die Stadt, welche gegenwärtig Cap Haitien heißt, hat ihren Namen vielmals gewechselt. Sie hieß nach einander Cavo Santo, Cap Français,

Cap Republicain und Cap Henri. So bezeichnet man sie auch blos durch das Wort Cap oder die Capstadt. Sie liegt am Fuße eines Berges, der sie vor den Nord- und Südwinden schützt. Die Rhede, die nach Norden und Westen läuft, wird von einer sich nach Norden hinausstreckenden Landzunge gebildet. In der Mitte dieser Bai liegt der Flecken Petite Anse. Die Einfahrt ist schwierig, aber der Ankerplatz gut. Die Capstadt ist groß, schön, ansehnlicher als Port au Prince; sie hat geräumige und gut gepflasterte Straßen, weite Plätze, bequeme Märkte und eine Menge Brunnen. Die unter der französischen Herrschaft bereits respectablen Festungswerke sind von Toussaint, Dessalines und Christoph vermehrt worden. Das unter Ludwig XIV. gebaute Arsenal hat noch die an den Thüren eingegrabenen Anfangsbuchstaben des Namens dieses Fürsten. Die sonst schöne Kirche verfällt, dasselbe gilt von dem ehemaligen Jesuitencollegium, dem Theater und dem Regierungspalaste. Mit einem Worte, man kann leicht erkennen, daß die Capstadt zur Zeit ihrer Blüte der angenehmste Aufenthalt im westlichen Archipele war; aber die Ueberreste, welche von der vergangenen Größe und Wohlhabenheit zeugen, gewähren einen traurigen, düstern, betrübenden Anblick. Man sieht, daß Feuer und Schwert da gewüthet haben. Die meisten Häuser sind verlassen und verfallen; in den schönsten wächst Gras und bisweilen drängt sich sogar ein Baum durch und über die zerrissenen Mauern zum Zeichen der immer thätigen Kraft der Natur immitten einer schlummernden oder hinsterbenden Civilisation.

Die Capstadt ist übrigens in allen Zeiten eine unglückliche Stadt gewesen. Vor der haitischen Revolution brachen mehrere Feuersbrünste in ihr aus, und später wütheten wiederum zwei Brände. Es ist dies ein trauriges Geschick, das nicht mit politischen Ursachen in Verbindung zu stehen scheint, weil es auch unter der neuen Regierung fortgedauert hat. Die Einwohner der Stadt bestehen fast aus denselben Elementen wie die von Port au Prince, nur scheinen die Herzlichkeit und die Artigkeit der frühern Zeit in der Capstadt sich mehr als in andern haitischen Orten erhalten zu haben. Man erkennt nach recht deutlich die französische Metropole.

Mein Aufenthalt in der Capstadt würde nur mäßiges Interesse gehabt haben ohne einen Ausflug nach den Ruinen von Sans Souci oder Millot, dem letzten Aufenthaltsorte Christophs. Da wir zu gleicher Zeit die Citadelle Henri oder La Ferrière, drei Stunden von Sans Souci, besuchen wollten, so wurde ein Capitain aus dem Stabe des Generals Magny unser Gefährte und Führer. Diesem Officiere, einem gefälligen und geistreichen Manne, schlossen sich einige Europäer an, deren einer, Johnson, ein Schotte, ein ausgezeichneter Naturforscher und Archäolog zu seyn schien. Er hatte nach langen Wanderungen im Innern der Insel in der Richtung von Ceibao einige goldhaltige Berge zu erkennen geglaubt und zuerst die Regierung von Haiti auf diese unerwarteten Reichthümer aufmerksam gemacht. Es wurden sogleich Nachgrabungen beschlossen, die man aber auch sehr bald wieder aufgab. Johnson blieb aber bei dem Glauben, der Bergbau werde auf Haiti gewinnreich seyn. Er hatte die Geologie des Landes besser als ein anderer studirt. Seine Sammlung war reich an Merkwürdigkeiten und an in der ganzen Umgegend gesammelten Alterthümern. Darunter bemerkte ich Figuren von Thieren und Menschen, gemeiselte Steine, ähnlich denen, welche man 1720 auf St. Domingo fand und deren Zeichnungen sich noch in der königl. Bibliothek zu Paris befinden. (Taf. 2. Abbild.)

Johnson erbot sich, uns bei dem Ausfluge nach Sans Souci zu begleiten, und seine Gesellschaft war für mich ein gutes Glück. Der schwarze Officier und zwei Creolen vervollständigten unsere Caravane. Früh um 5 Uhr brachen wir auf. Sans Souci liegt an der Grenze der nördlichen Ebene und in dem Bezirk Limonade, von welchem Bezirke man dem General Prevost den Titel eines Herzogs von Limonade gab.

Der Weg, welcher zum Schlosse führte, war schön, breit, mit herrlichen Bäumen bepflanzt, aber von ziemlich vernachlässigten Feldern und Pflanzungen umgeben. Bisweilen zeigten sich indeß einige größere, fruchtbarere und besser unterhaltene Wohnungen. La Victoire z. B., sonst Grand Pre, zeichnete sich durch die Zahl der Gebäude und durch eine malerische Lage am Fuße eines Felsens und am Ufer eines kleinen Baches aus. (Taf. 1. Abbild.)

Noch den Vormittag kamen wir in dem Dorfe Millot an, das sich am Fuße der königlichen Wohnung hinzieht. Von diesem Punkte aus konnte man den ganzen Palast, seinen incorrecten und seltsamen Styl, seinen Fensterluxus, seine Vortreppe und was alles dazu gehört, überblikken. (Taf. 1. Abbild.) Sans Souci, an einem sehr hohen Berge lehnend, scheint, von unten gesehen, mit seinen mattweißen Mauern aus einem traurigen Grün herauszutreten. Der Anblick kam mir im Allgemeinen düster und verfallen vor; er schien die blutige und schreckliche Geschichte des Gebäudes zu verrathen. Hier hatte Christoph geherrscht, hier durch Selbstmord geendet. Die Empörung des Bezirks St. Marc, der Abfall der zur Unterdrückung des Aufstandes abgeschickten Truppen und endlich die Auflehnung der Hauptstadt hatten den König überrascht, der an einer partiellen Lähmung litt. Hätte er zu Pferde steigen können, so wären ihm vielleicht die Waffen günstig gewesen; er machte Versuche und wollte sich durch Reizmittel Energie geben, aber die Kräfte verließen ihn. Die Elite seines Heeres, seine letzte Stütze, brach unter dem Befehle des Prinzen Joachim auf und ging, statt zu kämpfen, zu dem Feinde über. Da, als er sich von allen verlassen sah, wollte Christoph (Heinrich I.) lieber sich eine Kugel durch den Kopf jagen, als in die Hände der Aufrührer fallen.

Wir sahen das Zimmer, in welchem die Katastrophe vom 20. Octbr. 1820 geschehen war. Der Commandant des Palastes, der Oberst Belair, der unser Führer geworden, erzählte uns alle Einzelnheiten und fügte eine Menge Episoden aus dem Leben des Königs hinzu.

(Christoph.) Christoph war Tyrann aus Neigung und grausam von Natur. Wäre er nicht König gewesen, so würde er Henker geworden seyn. Eines Tages überraschte er einen seiner Diener in Sans Souci, der ein Stück Pökelfleisch wegnahm; er ließ ihn in der Küche auf den Bauch legen und zu Tode peitschen. Alles Bitten blieb vergebens, er war unbeweglich und sah mit Vergnügen den Unglücklichen hinsterben.

Er war ferner wollüstig und trunksüchtig, beschied nach der Reihe die Damen der Capstadt zu sich und zwang sie, seine Saturnalien zu theilen. Eine Widersetzung gegen seine Befehle blieb selten ungestraft; der Strick das Gift, der Dolch, alles war ihm gut zu seiner Rache. Er entledigte sich so nach und nach zweier Bischöfe und des französischen Agenten zu Medina.

Bisweilen indeß, an Tagen seiner guten Laune, fiel es ihm ein zu vergessen und zu begnadigen. Eines Tages hatte er einen amerikanischen Schiffscapitain vor sich fordern lassen, der irgend eine Handelsverordnung übertreten. Ob er gleich sehr gut Englisch verstand, ließ er den Capitain doch durch einen Dolmetscher fragen und verschaffte sich dadurch Zeit zur Ueberlegung. Der amerikanische Capitain empfand darüber Langeweile und murmelte zwischen den Zähnen, da er nicht ahnete, daß sein Richter ihn verstehe: „hätte ich dich nur in Charleston!" — „Nun?" fragte Christoph, „welchen Preis würden Sie für mich erhalten? Wie hoch bezahlt man in Charleston einen Negerkönig?" Der Amerikaner hielt sich bei dieser directen Anrede für verloren, aber der König hatte seinen guten Tag; er verzieh und ließ den Capitain gehen.

Diese Details, diese Anekdoten wurden uns von dem Obersten erzählt, der von allem Auskunft zu geben wußte. Wir gingen durch den mit Obstbäumen bepflanzten und durch Springbrunnen belebten Garten; wir sahen den Baum, unter welchem Christoph in seinen schönen Tagen seine kleinen Levers hielt; wir fanden in der Remise königliche beschmuzte und verschossene Wagen. Alles, Gebäude und Geräthe, war in einem beklagenswerthen Zustande; das Dorf selbst, in dem der haitische Adel sich einige Häuser hatte bauen lassen, verfiel; die Kirche mit ihrem Kuppeldome

drohte nächstens den Gläubigen auf die Köpfe zu fallen. Diese allgemeine Verfallenheit erinnert an die gefallene Macht.

(La Ferriere.) Nach dem Frühstücke verließen wir Sans Souci und setzten unsern Weg nach La Ferriere fort, das man auch die Citadelle nennt. Ungefähr vier Stunden mußten wir auf steinigten, von tiefen Abgründen begrenzten Wegen emporsteigen, bis sich endlich auf der höchsten Spitze einer hohen Kette La Ferriere, das Castell Christophs, zeigte. Als wir vor den Basteien ankamen, verlangten wir vergebens, in das Innere eingelassen zu werden. Der Zutritt ist nicht nur streng untersagt, bei unserm Anblicke trat sogar ein Piquet Soldaten aus dem Ausfallsthore heraus, um unsere Bewegungen zu beobachten. Eine barometrische Beobachtung, eine Höhenbestimmung kam den Herrn von der Patrouille verdächtig vor. Wir mußten dies aufgeben und uns mit einer oberflächlichen Besichtigung begnügen. Das Castell hatte drei Reihen Kanonen, sehr starke Mauern, und Wohnungen im Innern für eine ansehnliche Besatzung. Unser Führer erzählte von einem schönen Mausoleum, wo die Ueberreste des Königs Christoph ruhen, aber, wie gesagt, wir konnten nicht hinein gelangen.

In La Ferriere waren die Erinnerungen an diesen König noch lebendiger als in Sans Souci. Man zählte uns die starke Truppenzahl auf, die er hier versammeln konnte, sprach von dem Park von 400 Stück Geschützen, welche sämmtlich von Menschen gezogen wurden, und ferner von den ungeheuern Summen in Gold und Silber, welche in den Casematten vergraben seyn sollen und die nach einigen 400, 300, 200, nach andern 100 Millionen betragen. Damit verbinden sich kindische Anekdoten. Zum Beispiel zeigte man uns ein Geschütz, das nach den Eingeborenen Christoph selbst auf einen Mann gerichtet haben soll, der 9 Meilen entfernt herumging. Der Erzähler setzte naiv hinzu, der Mann sey in zwei Hälften zerrissen worden. Diese Sagen bezeugen, bis zu welchem Grade der Negerkönig seine Armee zu bezaubern wußte; seine Soldaten glaubten, er besitze eine übernatürliche, göttliche oder teuflische Macht und wagten deshalb nicht, seinen Befehlen sich zu wiedersetzen, oder nur darüber zu sprechen. Der Bau von La Ferriere war der beste Beweis von diesem ganz passiven Gehorsame. Welche ergebene Arme hatten dazu gehört, um diese Citadelle an einem Orte zu erbauen, wo nur die Adler horsten, um alle diese Steine, alle diese Kanonen über unzugängliche Abgründe und Bergspitzen herzuschaffen, und ein Fort auf einen Abgrund selbst zu gründen! Nur der Despotismus konnte diese kostspieligen und unnützen Wunder ausführen.

In einiger Entfernung von La Ferriere befindet sich der kleine Palast Ramier, der ebenfalls von Christoph gebaut wurde. Wir wollten unsern Ausflug bis dahin ausdehnen, aber der Tag neigte sich und wir hatten kaum Zeit, die Capstadt wieder zu erreichen. Die Caravane kehrte also um.

Ich war nicht blos in die Capstadt gekommen, um dieselbe zu sehen, sondern vorzüglich um eine baldige und sichere Gelegenheit nach den andern Antillen zu finden. Aber es hatte sich seit meiner Ankunft kein Schiff gezeigt und ich konnte noch eine, zwei, drei Wochen warten, ohne glücklicher zu seyn. Es blieb mir nur ein Ausweg übrig, nämlich nach Les Cayes zu gehen, einem der lebhaftesten und blühendsten Häfen von Haiti. Ich bestieg also von neuem einen Küstenfahrer und kam den 27. Mai an.

(Les Cayes.) Die Stadt Les Cayes hat fast nur eine einzige lange Reihe Häuser an dem Strande hin. Diese Häuser sind aber besser gebaut als jene von Port au Prince und der Capstadt. Sie wurde im Jahre 1720 gegründet, war 1793 die Hauptstadt des südlichen Staates, wo einige andersgesinnte Schwarze unter den Befehlen des Generals Rigaud lagerten, bis die Partei Toussaints auf der ganzen Insel die Oberhand gewonnen hatte.

Als ich in Les Cayes ankam, befand sich die Stadt auf dem Wege des Gedeihens und des Wohlstandes. Mehrere Handelshäuser, sowohl auswärtige als inländische, hatten ihre Comptoirs in diesen Hafen verlegt und unterhielten da einen reichen Tauschhandel theils mit Amerika, theils mit Europa. Diese fortschreitende Bewegung hat seitdem nicht aufgehört, vielmehr, wie ich in Erfahrung gebracht, bis zum Jahre 1831 zunehmend fortgedauert, als ein furchtbarer Orkan die Stadt heimsuchte. In der Nacht vom 12. zum 13. August nach einem ziemlich stillen Tage wühlte ein wüthender Sturm das Meer auf, warf das Wasser fünf Fuß hoch in die Straßen, stürzte die zierlich am Strande stehenden Häuser um, führte die Dächer weit mit sich fort, entwurzelte die Bäume, zerrte die auf der Rhede vor Anker liegenden Schiffe in seine Wirbel und trug ihre Trümmer bis eine halbe Stunde weit ins Land hinein. In diesem schrecklichen Orkane ging der Reichthum der aufblühenden Stadt unter. Die Wunde blutet noch und es wird noch lange währen, ehe sie ganz vernarbt. Der Secretair des französischen Consuls, Letellier, erzählte mir seitdem die Details von diesem Unglücke, schreckliche Details, denen es indeß auch an einigen tröstenden Episoden nicht fehlte; er schilderte mir die Trauer der Unglücklichen, welche ohne Obdach und ohne Brod geblieben waren, die Aufopferung des erst seit kurzem in der Stadt angekommenen Naturforschers Ricord und die thätige Kaltblütigkeit des Consuls Cerfbeer.

(Span. Theil von Haiti.) Was ich von dem Aufenthalte in dieser Stadt gehofft hatte, ging fast augenblicklich in Erfüllung. Eine dänische Brigg sollte den 30. Mai nach St. Thomas segeln und ich nahm mir einen Platz auf derselben. Ich bedauerte indeß, den ehemaligen spanischen Theil von Haiti nicht gesehen zu haben, der ohne Zweifel minder reich und minder schön ist, aber einen bestimmten, interessanten und merkwürdigen Typus hat. Die östlichen Bezirke, aus denen er besteht, sind nicht minder reich an malerischen Landschaften als die westlichen; an den Küsten zeigen sich hier und da einige alte und wichtige Städte; hier Santiago, 1504 angelegt und von Dessalines zerstört; Port Plate, Altamira, Monte Christo; dort San Domingo, die ehemalige Hauptstadt der ganzen Insel, gegründet in den ersten Jahren der Entdeckung, seitdem durch die Sorgfalt verschiedener Gouverneure mit Palästen, Kirchen, Arsenälen und Schulen verschönert, aber allmälig verfallen und zu einer subalternen Rolle herabgebracht. Uebrigens ist dieser Zustand dem ganzen ehemaligen spanischen Theile von Haiti gemein. Ob er gleich größer von Flächenraum ist, hat er doch nicht jene Wichtigkeit, welche die französische Betriebsamkeit den westlichen Bezirken gab und die diese seitdem behalten haben.

Kapitel IV.

Haiti. — Geographie. — Geschichte.

Haiti wurde am 5. Decbr. 1492 von Columbus bei dessen erster Reise entdeckt und erhielt von ihm den Namen Española (Hispaniola), der seitdem von dem: Sanct Domingo, verdrängt wurde, welcher drei Jahrhunderte galt. Gegenwärtig hat die Insel ihren einheimischen Namen: Haiti, wieder erhalten.

Die Insel Haiti, zwischen Porto Rico, Cuba und Jamaica gelegen, hat ungefähr 160 St. (lieues) von O. nach W. und 40 St. von N. nach S. Vier Hauptströme bewässern sie: der Neiba, der nach Süden fließt; der Yuna, der nach Osten läuft; der Yayn oder Yaqui, der die nördlichen Ebenen tränkt, und endlich der Artibonite, der Hauptfluß des Westen. Von der Mittelgruppe Cibao laufen drei große Bergketten nach verschiedenen Richtungen aus. Der Boden dieses bergigen Theiles ist fruchtbar, bewaldet und des Anbaues fähig, während die Ebenen eine unglaubliche Ertragsfähigkeit besitzen. Die Producte der drei Reiche sind hier mannichfach. Die Vögel, Fische, Insecten, vierfüßigen Thiere, Tauschwaaren, Gold-, Silber-, Kupfer-, Eisen- und Zinngruben haben stets diese Insel für den Naturforscher zu einem höchst interessanten Lande gemacht.

Die erste Niederlassung des Columbus auf der Insel war Isabela (die erste der amerikanischen Städte) an der Nordküste. Das von seinem

Bruder Diego gegründete St. Domingo wurde erst später die Hauptstadt der Insel, der es seinen Namen gab. Das Volk, welches Columbus an den Küsten fand, war sanft, gutmüthig, nüchtern und gastfrei. Die Männer gingen bis auf die Malereien auf dem Körper nackt; die Frauen trugen eine Art Gürtel, welche bis an die Knie reichten. Als die Spanier landeten, fanden sie anfänglich bei diesem Volke die wohlwollendste und freundlichste Aufnahme; aber der Missbrauch der Gewalt und Excesse ohne Zahl führten bald eine Reaction herbei. Die Kaziken, Fürsten des Landes, verbanden sich gegen die Eingedrungenen. Man wurde handgemein und kämpfte mit wechselndem Erfolge. Ganze spanische Besatzungen wurden ermordet, und Schaaren von Wilden kamen bis auf den letzten Mann um. Nur die Ueberlegenheit der Feuerwaffen konnte diesem Kampfe ein Ende machen. Zur Zeit der Entdeckung lebte ungefähr eine Million Eingeborener auf der Insel, und 60 Jahre später waren kaum noch einige Tausend davon übrig. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts war die Urrace ausgetilgt.

Dies geschah unter den beiden Columbus, unter Bovadillo, unter Ovando und besonders unter Rodrigo Albuquerque, der zuerst auf den Gedanken kam, die Indianer zu verkaufen und sie dem Meistbietenden zuzuschlagen. An jenen Tagen systematischer Metzeleien wagte ein einziger Mann sich sanft und barmherzig zu zeigen, ein Priester nämlich, ein heiliger Apostel, dessen Name über dieser Geschichte wie ein Symbol der Gnade und Milde schwebt. Las Casas war bei der zweiten Reise des Columbus auf den Antillen erschienen; er hatte die Eingeborenen gesehen und sie lieb gewonnen. Als er nach Spanien zurückkam, trat er als ihr Vertheidiger auf, und diese schöne Vertheidigung war die Beschäftigung seines ganzen Lebens. Er bat bald bei Karl V., bald bei dem Minister Ximenes so dringend, daß endlich Colonialaufseher ernannt wurden, welche eine Art Controle über die Militärgouverneure und ein amtliches Protectorat über die Indianer führen sollten. Aber diese weisen und wohlwollenden Maßregeln hatten nur precaire und partielle Resultate. Was vermochte die gute Absicht eines einzigen Mannes gegen die von neuern Siegen noch trunkenen Eroberer?

Die Entvölkerung der Antillen wurde also vollbracht. Feuer, Schwert und Elend rieb die Eingeborenen allmälig auf. Dagegen strömten die Spanier herbei und die Insel St. Domingo zog mehr Einwanderer an sich als die andern. Die Hauptstadt St. Domingo war bereits eine Stadt des Luxus und der Pracht; sie hatte Paläste, steinerne Häuser und eine Kathedrale, ein Meisterwerk gothischer Baukunst. Aber dieses Glück dauerte nicht lange. Im Anfange des 17. Jahrhunderts war sie bereits in Verfall begriffen, als die europäischen Zwistigkeiten die Lage noch verwickelter machten.

Schon 1725 hatten die Franzosen und Engländer gemeinschaftlich eine der Antillen, die Insel St. Christoph, besetzt, die den Caraiben abgenommen worden war, von denen später die Rede seyn wird. Spanien hielt diese Nähe bald für zu gefährlich für sich, und Federigo de Toledo griff auf dem Wege nach Brasilien 1730 jene halb englische, halb französische Colonie an, zerstreute die Ansiedler und zerstörte die Niederlassung. Die dem Schwerte der Spanier entgingen, zerstreuten sich nach allen Richtungen hin; eine kleine Anzahl von Personen erreichte auf großen Schaluppen die Nordküste von St. Domingo und die Schildkröteninsel, welche von jener durch einen einige Meilen breiten Canal getrennt ist.

(Buccanier.)

Hier lebten diese Abenteurer von dem Vieh, das sie auf der Insel fanden, wie später von dem, welches ihnen St. Domingo lieferte. Sie hegten übrigens ganz friedliche Absichten und hatten anfangs den Plan, eine Ackerbau- und Handelscolonie zu gründen, den Boden zu benutzen und einen Tauschhandel mit den Holländern einzurichten; aber die Spanier verstanden dies nicht, sie wollten den Neuangekommenen das Recht friedlichen Genusses nicht lassen. Sie griffen sie an, landeten mehrmals an der Insel derselben, raubten die Frauen und Kinder, verwüsteten die Pflanzungen und mordeten ohne Barmherzigkeit jeden Mann, der in ihre Hände fiel. Diesem Vertilgungskriege setzten die Abenteurer einen Seeräuberkrieg entgegen. Man hatte sie anfangs Buccanier genannt, weil sie ihr Fleisch buccanirten (räucherten) wie die Wilden; später erhielten sie den Namen Flibustier, der seitdem gleichbedeutend mit Seeräubern geblieben ist.

Die in ihrer Anarchie organisirten Buccanier hatten eine Art Gesetzbuch. Sie lebten wie eine große Familie mit Gütergemeinschaft, plünderten die Andern, bestahlen sich aber nie unter einander. Ein mit dem Blute geschlachteter Thiere gefärbtes Hemd, kurze Beinkleider, ein Gürtel, an welchem ein kurzes Schwert hing, ein Hut mit einer Krempe — das war ihr Anzug. Diese kühnen, unerschrockenen, wilden, theils aus Instinct, theils aus Rache blutdürstigen Männer bewaffneten kleine Barken, mit denen sie die Küsten heimsuchten. Allmälig fanden sich alle Franzosen und Engländer von der Niederlassung zu St. Christoph auf der Schildkröteninsel wieder zusammen und vermehrten den ersten Kern der Flibustier. Die Engländer, welche in größerer Anzahl dawaren, zwangen der Gesellschaft einen Führer von ihrer Nation auf, Willis genannt, aber der Generalgouverneur der Antillen, de Poincy, schickte bei Zeiten den Officier Le Vasseur ab, der Willis und dessen Gefährten vertrieb. Die Schildkröteninsel und die ihr gegenüber liegende Küste wurden französisch. Vergebens schickte Spanien ein Geschwader gegen die Abenteurer; Le Vasseur schlug alle Landungen zurück.

Damals war die Blütenzeit der Seezüge und Seeräubereien. Die in Haufen von 50 Mann getheilten Flibustier wagten sich in kleinen Brigantinen, die durch eine einzige Kugelladung in Grund gebohrt werden konnten, auf das Meer. Wenn sie ein Schiff sahen, es mochte groß oder klein, bewaffnet oder unbewaffnet seyn, so machten sie Jagd darauf und enterten es. Da waren sie keine Menschen mehr, sondern Teufel. Aufgeregt durch Blutgier, durch fieberhaften Muth gereizt, nach spanischem Blute durstig, erwarteten sie keinen Pardon, und selten entging ihnen ein Schiff. Nach einigen Monaten schon stand ihr Ruf so fest begründet, daß jedes Fahrzeug, nach dem sie ihre Ankerhaken warfen, um Gnade bat und sich ergab. Bisweilen gaben sie Pardon, während sie zu anderer Zeit die Besiegten ins Meer warfen. Auf der Schildkröteninsel theilten sie die Beute. Jeder Seeräuber schwur, nichts zu seinem persönlichen Vortheile unterschlagen zu haben. Jeder falsche Schwur wurde mit dem Tode bestraft. Nach dieser Erklärung regulirte man jeden Antheil, dessen Ertrag verpraßt und verschwendet wurde.

Das Leben dieser Flibustier ist der Roman der französischen Marine, ein Roman voll blutiger Greuel und bewundernswerthem Heldenmuthe. Wenn etwas ein Mord- und Raubleben zu entschuldigen vermag, so kann man anführen, daß diese Seeräuber, als sie später unter das gemeinsame Gesetz zurückkehrten, ihre frühern Verbrechen durch exemplarische Dienste abbüßten, und die Flibustier der Schildkröteninsel für Frankreich eine Pflanzschule trefflicher Seeleute wurden. Ihnen verdankt es auch den so bestrittenen Besitz eines Theiles von St. Domingo. Es gehörte eine große Unerschrockenheit und fast übernatürlicher Muth für eine Handvoll Menschen dazu, um der ersten Macht der Erde zu widerstehen, mit deren Schiffen zu spielen und ihren Geschwadern zu trotzen. Welche wunderbare Züge kommen aber auch in dieser Geschichte vor! Welche unglaublichen Waffenthaten! Welche Dinge geschahen, die rein unmöglich zu seyn schienen! So nahet sich Peter der Große von Dieppe mit 24 Kanonen und 28 Mann dem Viceadmiralschiffe der Galionen, steigt an Bord desselben, nachdem er sein eigenes Boot versenkt, überrascht den Capitain in der Kajüte, läßt ihn die Flagge streichen und bringt seine Beute nach Frankreich. Michel der Baske bemächtigte sich unter den Kanonen von Porto Rico der „Margarita", die mit einer Million Piaster beladen war; Jonqué und Laurent le Graff nahmen Kriegsschiffe vor Carthagena weg; Brouage überfiel die spanischen Behörden in ihrem eigenen Palaste und schleppte sie an Bord, um sie gegen ungeheures Lösegeld freizugeben. Außerdem sehen wir den berüchtigten Monbart, Monbart den Verderber, ein wahres Muster eines Melodramenhelden, der mit wüthigen Leidenschaften geboren war, das Blut der Beute vorzog und bei jeder Gelegenheit

Blut vergoß. Und l'Olonais *), der sich von einem gemeinen Flibustier zu einem der berühmtesten Führer derselben emporschwang, der Venezuela und Maracaybo eroberte und plünderte! Endlich Morgan, der Sieger von Porto Bello und Panama, der die Flibustier verrieth, nachdem er einer ihrer muthigsten Führer gewesen, und nach seinem Abfalle zum Statthalter von Jamaica ernannt wurde.

(Ogeron.) Die Flibustier setzten ihr Raub- und Mordleben bis gegen 1666 fort, um welche Zeit Bertrand d'Ogeron es unternahm, den wilden Muth jener Männer zur Colonisirung von St. Domingo zu benutzen. Die Aufgabe war schwer, denn es mußte unruhigen, abenteuersüchtigen Menschen Liebe zu einem unveränderlichen Aufenthalte beigebracht, Seeräuber, die kein Gesetz achteten, mußten an die Beobachtung der Gesetze gewöhnt und ein Volk von Seeräubern, das seit lange kein Eigenthum achtete, zur Aufrechterhaltung des Monopols der westindischen Compagnie gebracht werden. Der kluge Mann sah seinen Plan zum Theil gelingen; er ließ Frauen kommen und schuf für diese Räuber ein Familienband; er zog Landbauer herbei und knüpfte sie durch die Resultate des Ackerbaues an den Boden; er vertheilte Geldprämien, setzte der Arbeit Vorrechte aus und vermied es, reizbare Charaktere zu verwunden und sich zu barsch bestehenden Gewohnheiten entgegenzustellen. Diese Maßregeln bewiesen sich als zweckmäßig; bei dem Tode Ogeron's hatte die Colonisation bereits Fortschritte gemacht.

Dieses Fortschreiten dauerte auch unter den ihm folgenden Gouverneuren an. Man ließ sich an den nördlichen und östlichen Küsten von St. Domingo nieder und legte daselbst Städte an. Eine Menge aus Frankreich angekommener Ansiedler benutzte anfänglich den ganzen Küstenstrich und verbreitete sich später über die Ebenen im Innern. Der Anbau erweiterte sich; die Insel wurde reich und bevölkert. Einige Grenzstreitigkeiten, aussetzende Kriege, Repressalien zwischen den Franzosen und Spaniern hielten bisweilen diese Fortschritte zum Guten auf, ohne sie aber ganz hemmen zu können. Die Seekriege mit England, die aufrührerischen Bewegungen der Ansiedler oder Neger im Innern, die Katastrophe der Bank Law's, deren Wirkungen in den französischen Colonialbesitzungen schrecklich waren, konnten St. Domingo nicht hindern, auf dem Wege des Glücks immer weiter fortzugehen. In dem Augenblicke als in Frankreich 1789 die Revolution ausbrach, schien die Insel den Gipfelpunkt ihres Wohlstandes erreicht zu haben.

(Revolution.) Die Ereignisse im Mutterlande wirkten auf die amerikanische Colonie zurück. Eine Gesellschaft, die sich in Paris unter dem Namen der „Freunde der Schwarzen" bildete und zu welcher Mirabeau, Brissot, Condorcet, Petion und der Abbé Gregoire gehörten, diente den Forderungen der Farbigen, welche sogleich die absoluten Grundsätze der französischen Emancipation auf die Antillen anwenden wollten, als Stützpunkt. Durch die Annahme der Nationalfarben glaubte St. Domingo die Erklärung der Menschenrechte, d. h. die Gleichheit zwischen den bis dahin sehr getrennten Classen, dem Herrn und Sclaven, als neues Gesetz proclamirt zu haben. Eine Erklärung der constituirenden Versammlung vom 8. März 1790, welche die Colonien außerhalb des gemeinen Gesetzes stellte, diente nur zur Erbitterung der Gemüther, statt sie zum Gehorsam zurückzuführen. Von da an wurde die Insel ein Vulkan. Es traten wohl Pausen zwischen den Ausbrüchen ein, aber das unterirdische Feuer glühte fort.

Damals theilten sich zwei Männer in die Herrschaft, der Gouverneur Peynier, der Nachfolger Ducasseau's, und der Oberst Mauduit; der letztere übte in der That die Gewalt aus, womit der erstere eigentlich bekleidet war. Der Oberst Mauduit war ein thätiger, gewandter und versöhnender Mann. Er hatte sich die Farbigen durch Schmeicheleien und Versprechungen gewonnen und dadurch eine ephemere Popularität erlangt. Diese Popularität ermuthigte ihn, durch eine Art Staatsstreich eine Versammlung von 213 Ansiedlern, den Notablen des Landes, aufzulösen, welche bereits eine Art Charte für St. Domingo entworfen hatten. Diese Gewaltthat ging ohne Blutvergießen von Statten. Die Mitglieder der Versammlung wollten nicht durch Waffen protestiren, sondern schickten lieber 86 nach Frankreich, um da ihre Sache vor der constituirenden Versammlung zu betreiben.

(Ogé.) Während der „Leopard" diese Verfechter der Colonialemancipation forttrug, wurde durch den Aufruhr Ogé's ein Recht, das man so hartnäckig verweigerte, zur Thatsache. Ogé, ein junger dreißigjähriger Mulatte, war mehr Franzose als Creole und in Frankreich erzogen, hatte in Deutschland gedient und die berühmten Männer beider Männer kennen gelernt; er gehörte zur Gesellschaft der „Freunde der Schwarzen", in welche ihn Lafayette und Gregoire eingeführt hatten. Ob er nun blos Agent dieser Gesellschaft war, oder aus eigenem Antriebe handelte, genug Ogé umgab sich nach seiner Rückkunft nach St. Domingo mit unzufriedenen Mulatten und sammelte neben dem großen Flusse (Grande-Rivière), 15 St. von der Capstadt, einen Haufen von 300 Empörern; aber ein gegen ihn geschicktes Armeecorps griff ihn an, schlug ihn und tödtete eine große Anzahl der Seinigen. Er selbst flüchtete auf das spanische Gebiet und führte da ein unstätes Leben bis er der französischen Justiz ausgeliefert wurde. Ogé wurde in die Capstadt geschleppt und im März 1791 mit seinen Mitschuldigen gerädert. Damals hatte Bachelande als Gouverneur Peynier ersetzt.

So suchte man von allen Seiten die Bewegung der Geister nach den neuen Dingen hin zu unterdrücken. Selbst Paris gab sich zu diesen Reactionsmaßregeln her, und die Mitglieder der Colonialversammlung fanden in einem Berichte Barnave's statt einer lauten Gutheißung eine völlige Mißbilligung ihrer Handlungen und strenge Maßregeln gegen ihre Personen. Dies war ein Triumph für die conservative Partei; aber er kostete viel und dauerte nicht lange. In der Colonie reizte er zu der Ermordung Mauduit's durch dessen eigene Soldaten, und in Paris führte er den Antrag Gregoire's herbei, nach dem die Farbigen mit denselben Rechten wie die Weißen als französische Bürger anerkannt wurden. „Lieber mögen die Colonien zu Grunde gehen, als daß ein Grundsatz leide," sagte ein Mitglied der Versammlung, und das Decret ging durch.

(Aufstand der Schwarzen.) Kaum war es zu St. Domingo bekannt, als eine doppelte Empörung ausbrach; die Weißen standen gegen das Mutterland und die Schwarzen gegen die Weißen auf. Diese letztere Revolution war schrecklich und vernichtete die erstere. Den 23. August 1791 standen die Schwarzen mit einer entsetzlichen Uebereinstimmung zu gleicher Zeit in vier oder fünf Pflanzungen auf, ermordeten ihre Herrn und verbanden sich dann, um gegen die der Capstadt am nächsten liegenden Gemeinden zu rücken. Der Krieg stand vor den Thoren der Hauptstadt. Vergebens versuchten einige Pflanzer sich zu vertheidigen und sich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. Die Masse der aufrührerischen Schwarzen nahm jeden Augenblick zu. Die ganze Gegend füllte sich mit Schaaren, die von dem Gebirge herbeigekommen waren. Funfzig, hundert auf einmal in Brand gesteckte Pflanzungen bezeichneten den Gang der Empörung. Die Capstadt zitterte für ihre Bewohner; sie befestigte sich und organisirte Milizen. So schlug man sich einen Monat lang. Zweitausend Weiße und zehntausend Empörer kamen in dieser ersten Periode der Feindseligkeiten um. Hundert und achtzig Zuckerpflanzungen, neunhundert Kaffee-, Baumwolle- und Indigopflanzungen wurden verwüstet. Der in den nördlichen Gemeinden entstandene Aufruhr verbreitete sich über die westlichen und riß bald den ganzen französischen Theil von St. Domingo mit sich fort.

Von da an durchlief dieser Vertilgungskampf, der oft unterbrochen und eben so oft wieder begonnen wurde, verschiedene Phasen. Die erste endigte mit einer Art Uebereinkunft mit der siegreichen Empörung. Den 4. April 1792 wurde ein neues Decret erlassen und es kamen drei Com-

*) Der Oloner, welchen Namen er von seiner Heimath, Olone, erhielt. Eine ziemlich ausführliche Geschichte der Buccanier oder Flibustier findet man in der „Edinburger Cabinetsbibliothek L: Reisen der ersten englischen Seefahrer." 2 Theile. Leipzig, Hartleben. 1836.

missäre aus Frankreich mit der geheimen Instruction an, die Schwarzen unter ihren Schutz zu nehmen. Das war die Folge der Ereignisse; die Revolution machte in Paris Fortschritte, deshalb mußte sie auch auf St. Domingo fortschreiten. Vergebens wollte der neu ernannte Gouverneur Galbaud gegen den Gedanken und den Auftrag der Commission kämpfen. Sein Widerstand diente nur zur Hervorrufung eines Bürgerkriegs, in welchem die Schwarzen die Capstadt überfielen, sie in Brand steckten und alle Weißen ermordeten, die sich nicht auf die Schiffe geflüchtet hatten.

Die zweite Phase, von 1793 bis 1798, umfaßt die von den Engländern unternommenen Einfallsversuche. Sie hielten damals St. Domingo für eine reiche und leichte Beute, griffen die Insel auf verschiedenen Punkten an, bemächtigten sich des Hafendammes St. Nicolas, Jeremie's und Port au Prince's und hielten sich mehrere Jahre daselbst. Aber die vereinigten Anstrengungen der Weißen, der Schwarzen und Mulatten, die unzureichende Menge der Invasionstruppen, die Krankheiten und die Ungesundheit des Climas machten den Ort bald unhaltbar und nöthigten zur Räumung. Die Generale White, Brisbane, Forbes, Simcoe und Maitland scheiterten nach einander in einem Unternehmen, in welchem auch die französischen republikanischen Generale vergebens ihre Erfahrung und ihre Tapferkeit aufwendeten.

Während der englischen Occupation hatte sich die Partei der Schwarzen constituirt. Neben den ursprünglichen Häuptern Jean François, Biassou, Boukmant und Rigaud war ein neuer Führer erschienen, ein Schwarzer mit Namen Toussaint Louverture. In seiner Jugend war derselbe, da er eine besondere Klugheit und Thätigkeit besaß, unter 300 Sclaven durch den Aufseher Noe ausgezeichnet worden. Man hatte ihn lesen, schreiben und rechnen gelehrt. Sein Zustand war deshalb ein glücklicher, als die Empörung ausbrach. Er nahm nicht sogleich daran Antheil, sondern wartete, bis sich die Begebenheiten bestimmt gestaltet hatten. Da wurde er erst Lieutenant Biassou's, dann Obergeneral der Neger, und gewann einen solchen Einfluß über sie, daß die französische Regierung ihn gewinnen zu müssen glaubte, indem sie ihn in seiner Würde bestätigte. Bald Royalist, bald Republikaner, blieb Toussanit doch vor allem das Oberhaupt seiner Schwarzen, ihr Freund und Vater. Bei allen Stipulationen und Verträgen dachte er zuerst an sie. Kein persönlicher Ehrgeiz stellte sich zwischen sie und ihn; sich vergaß er oft, sie aber nie. Sobald das Land durch die Räumung der Engländer frei geworden war, ging seine erste Sorge dahin, die Freisprechung der Farbigen anerkennen und aussprechen zu lassen; dann aber, da er wohl einsah, daß die Unabhängigkeit ohne die Arbeit ein illusorisches Recht sey, suchte er die Bewohner zum Anbaue des Landes zu gewöhnen, behielt nur einen Theil seines Heeres, den er in Disciplin und der Handhabung der Waffen übte, ließ die Kirchen wieder öffnen, ermuthigte die Theater und legte den Grundstein zu einem der Unabhängigkeit des Landes errichteten Gebäude. Er war auf der ganzen Insel gekannt und geachtet und durchzog im Triumphe selbst den durch den Vertrag von 1795 an Frankreich abgetretenen spanischen Theil.

Die Colonie, die schwarze Colonie unter französischem Schutze erholte sich wieder, als der erste Consul Bonaparte durch Waffengewalt eine minder nominelle und minder precäre Souverainetät wieder gewinnen zu müssen glaubte. Da das Meer in Folge des Vertrags von Amiens frei geworden war, so segelte eine Flotte von Brest nach St. Domingo mit einer Armee von 25,000 M. unter den Befehlen des Generals Leclerc ab. Dieses Geschwader erschien am 2. Febr. 1802 vor der Capstadt, wo der schwarze General Henrich Christoph commandirte. Er wurde aufgefordert sich zu ergeben, gab aber eine abschlägliche Antwort; man griff ihn an und er räumte die Stadt, nachdem er sie in Brand gesteckt hatte. Die Franzosen besetzten die Ruinen. Unterdeß versuchte man bei Toussaint andere Mittel als die Gewalt. Auf der Flotte befanden sich zwei seiner Söhne, die in Frankreich erzogen und auf ihre Rolle vorbereitet waren; man glaubte, ihre und ihrer Mutter Thränen würden Toussaint bestimmen, wenigstens eine Neutralitätserklärung zu unterzeichnen. Bonaparte hatte sich selbst hineingemischt, nämlich eigenhändig einen Brief an den schwarzen General geschrieben, einen rührenden und ernsten Brief, worin er unter andern sagte: „Wir haben Achtung gegen Sie gefaßt; wir erkennen gern die wichtigen Dienste an, welche Sie dem französischen Volke geleistet haben. Wenn die Nationalfahne auf St. Domingo weht, so haben wir dies Ihnen und Ihren tapfern Schwarzen zu verdanken. Erinnern Sie sich, General, daß, wenn Sie der erste Ihrer Farbe sind, der einen so hohen Grad von Macht erreichte und sich durch so große Tapferkeit, durch so großes Talent auszeichnete, Sie auch vor Gott und den Menschen für Ihr Benehmen verantwortlich sind."

Toussaint ließ sich durch so viele verschiedene Beweggründe doch nicht erschüttern; er konnte keinen Augenblick zwischen den Anerbietungen des ersten Consuls, den Thränen seiner Familie und der Zukunft seines Volkes unentschlossen seyn. Er sah bei allen Versprechungen recht wohl, daß auf den Fahnen des Invasionsheeres stand: „Sclaverei den Schwarzen", und bei seinem Lebzeiten sollte diese Devise nicht in Ausführung kommen. Er bereitete sich zum Kampfe. Die Generale Christoph, Dessalines und Laplume erhielten Instructionen. Seine zu dem Hinterhaltskriege trefflich organisirten Truppen trotzten der Tapferkeit und Thätigkeit der Franzosen. Die Belagerung von Crete a Pierrot allein nahm fast ein ganzes Jahr in Anspruch. Leclerc, der wohl einsah, daß durch die Waffen nichts auszurichten sey, versuchte es darauf mit der Diplomatie, die freilich anfangs ungeschickt, später aber mit mehr Gewandtheit und Glück angewendet wurde. Man versprach den Schwarzen unbedingte Freiheit und Gleichheit, nahm ihre Generale an und ließ ihnen ihre Ehren und Grade. Christoph, Dessalines und Toussaint unterhandelten so nach einander. Der Friede wurde unterzeichnet, aber schon den nächsten Tag wurde Toussaint aus seiner Zurückgezogenheit entführt und am Bord eines Schiffes nach Frankreich gebracht, wo er 1803 in dem Kerker des Forts Joux starb.

Dieser gehässige Treubruch, diese Verletzung des Völkerrechts öffneten den schwarzen Generalen, die capitulirt hatten, die Augen; sie begannen den Feldzug von neuem und Leclerc war nicht mehr im Stande, ihnen zu folgen. Seine von der Hitze und dem gelben Fieber decimirte Armee schmolz von Tage zu Tage mehr zusammen. Die Eroberung der Insel wurde unmöglich. Man versuchte wohl, die Schwarzen einzuschüchtern, da man sie nicht zu besiegen vermochte; man richtete sie in Masse hin, ließ hungrige Hunde gegen sie los, ein grausames Mittel der Vernichtung, das man schon in den ersten Tagen der Eroberung angewendet hatte; aber diese äußersten Maßregeln dienten nur dazu, schreckliche Repressalien hervorzurufen. Endlich verschlimmerten sich die Sachen so, daß man das Unternehmen ganz aufgeben mußte. Der Tod Leclerc's, ein neuer Bruch zwischen Frankreich und Großbritanien, kühne Angriffe des Generals Dessalines, der die Capstadt belagerte, die Ungewißheit der Zukunft, die Unmöglichkeit, Verstärkungen zu erhalten, alles veranlaßte eine Räumung und machte sie nothwendig. Rochambeau, der Nachfolger Leclerc's, capitulirte mit Dessalines und war dann genöthigt, sich mit seinen Truppen und seiner Flotte den Engländern zu ergeben.

Den 30. Novbr. 1803, den Tag der Räumung, gehörte St. Domingo von neuem den Schwarzen. Der General Dessalines wurde zum Generalgouverneur der Insel ernannt, welche ihren ursprünglichen Namen Haiti wieder annahm. Dieser Mann, der minder erhabene Gefühle hegte, als Toussaint, bezeichnete die erste Periode seiner Macht durch die entsetzlichste Metzelei. In den ersten Monaten 1804 hatte Haiti seine sicilianische Vesper. Man ermordete alle Weiße ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Kaum wurden einige Priester und Aerzte verschont. Diese Schlächterei dauerte sechs Monate, und nach Verlauf derselben waren auf der Insel nur Farbige und einige Bürger der amerikanischen Union. Die Zahl der Opfer ist nicht zu schätzen.

(Dessalines.) Dessalines gründete einen Thron auf diesen Leichen. Den 8. Octbr. 1804 wurde er als Kaiser von Haiti gekrönt. Dessalines war Neger, er diente 1791 einem andern Neger, dessen Namen

er annahm. Nach seiner Krönung strebte er nach Pomp und Würde. Er ging stets mit Stickereien bedeckt; er hatte in seinem Gefolge einen Tanzmeister, der ihm Unterricht in der kaiserlichen Haltung gab. Dessalines war thätig und tapfer, aber blutdürstig und mißtrauisch. Als er keine Weißen mehr zu opfern hatte, ließ er Schwarze umbringen, und fing bei seinen eigenen Officieren an. Diese unpolitischen Barbareien veranlaßten eine Verschwörung unter seinen Truppen, und den 17. Octbr. 1806 wurde der Kaiser ermordet.

(Christoph.) Sein Nachfolger war Christoph, sein Nebenbuhler, der damals die Grausamkeiten des schwarzen Tyrannen zu verabscheuen schien. Der neue Souverain begnügte sich anfangs mit dem Titel eines Chefs der Regierung von Haiti. Seine Macht war indeß nur im Norden der Insel begründet. Der Commandant von Port au Prince, der Mulatte Petion, ein geschickter Ingenieur und sehr unterrichteter Officier, weigerte sich, den neuen Fürsten anzuerkennen und verschaffte sich eine mächtige Partei, welche jener des Gegners die Wage hielt. Fünf Jahre lang stritten die beiden Nebenbuhler um den Vorrang, ohne daß der Streit entschieden wurde. Christoph hatte wohl die Oberhand und immer Vortheil vor Petion, aber der letztere besaß so viel Hartnäckigkeit und Tactik, daß der Kampf stets wieder von neuem begonnen werden mußte. Endlich legten beide, des Kampfes müde, die Waffen nieder. Das Land litt sehr von diesen blutigen Zwistigkeiten; man vergaß jetzt den persönlichen Ehrgeiz, um an das Vaterland zu denken. Christoph setzte sich als Heinrich I. die Königskrone auf; Petion ließ sich zum Präsidenten ernennen, und die beiden Souveraine hegten von nun an nur den Gedanken, der eine sein Königreich, der andere seine Republik wieder zum Aufblühen zu bringen. Von 1811 bis 1818 blieb es also bei einem scheinbar guten Vernehmen. Als aber Petion starb und Boyer ihm im Amte folgte, glaubte Christoph, die Zeit sey gekommen, den übrigen Theil der Insel sich ebenfalls zu unterwerfen. Der Krieg begann in dem Bezirk von Grande Anse von neuem, war aber für Boyer glücklich. Der kluge, ausdauernde und gewandte neue Präsident gewann durch seine Handlungen diejenigen, welche nicht durch seine Waffen unterworfen worden waren. Christoph dagegen, der von Tage zu Tage ungerechter und grausamer wurde, erregte Unzufriedenheit unter den Seinigen und entfremdete sich selbst das Heer. Es brach eine Militärverschwörung gegen ihn in den ersten Wochen des Octobers aus, die durch eine Ermordung Christophs geendet haben würde, wäre dieser ihr nicht durch den Selbstmord zuvorgekommen. Den 26. October bildete der französische Theil von Haiti nur eine einzige Republik unter der Präsidentschaft des weisen Boyer. Im Jahre 1822 überlieferte ihm ein Handstreich auch den spanischen Theil, und so bildete ganz Haiti nur einen Staat in der Hand eines und desselben Oberhauptes.

(Die Republik.) Als die Unabhängigkeit der Insel auf diese Weise eine unbestreitbare Thatsache geworden, verschmähete es die französische Regierung nicht länger, mit Boyer zu unterhandeln. Seit lange hatten die Bourbons wenigstens die nominelle Anerkennung der Supremacie des Mutterlandes zu erhalten gesucht und sich bald an Petion, bald an Christoph, dann an Boyer gewendet; alle drei hatten dies verweigert. Sie verlangten vor allem die Anerkennung des neuen Staates. Das Cabinet der Tuilerien weigerte sich und verlangte durchaus als Trost im Vertrage eine äußere Suverainetät über Haiti. Herr Esmangart wendete seine ganze diplomatische Beredtsamkeit auf, um den Abgeordneten Haitis zu erklären, dieses Zugeständniß habe durchaus keinen reellen Werth. Die Sache scheiterte für diesmal, wurde aber mit mehr Glück im Juli 1825 durch die Vermittelung des Barons Mackau wieder aufgenommen. Frankreich erkannte die Unabhängigkeit Haitis gegen eine Entschädigung von 150 Mill. Francs an, die in fünf gleichen Terminen, der erste den 31. Decbr. 1825, bezahlt werden sollten. Diese für die neue Republik zu lästige Bedingung ist bekanntlich nicht streng erfüllt worden. 150 Mill. ohne die gewöhnlichen Lasten waren eine zu schwere Schuld, als daß man bei der Unterzeichnung des Vertrags dieses Resultat nicht hätte fürchten und voraussehen sollen.

Die Republik Haiti ist übrigens in unserer Zeit nicht unparteiisch beurtheilt worden. Einige haben sie systematisch verleumdet, andere dagegen übermäßig erhoben. Ja man hat sich sogar der Sprache der Zahlen, der Statistik, zu Parteilügen bedient. Jeder Reisende hat seine eigene Ansicht und seine Berechnungen. Dieser spricht von der Zunahme der Bevölkerung, der andere von der Abnahme. Nach einem ist die Insel vortrefflich angebaut, während sie nach der Angabe eines andern völlig brache liegt. Die Wahrheit liegt zwischen allen diesen Meinungen in der Mitte.

Die Insel ist noch nicht reich und kann es nicht seyn. Ein Land kann keinen Vertilgungskrieg aushalten, seine gesellschaftlichen Verhältnisse nicht umstürzen, ohne seinem Leben eine tiefe Wunde beizubringen; ein Boden wechselt seinen Herrn nicht ohne sehr darunter zu leiden. Männer, die als Sclaven geboren oder zur Sclaverei genöthigt und daran gewöhnt waren, erwachten eines Tages als Freie. Ruhig blickten sie um sich, sahen herrenlose Güter, Felder, Häuser, Waaren, und Säcke voll Gold und Silber. Da dachten sie: „diese Reichthümer können nie erschöpft werden. Warum sollten wir arbeiten? Das Arbeiten kommt dem Sclaven zu und wir sind keine Sclaven mehr." Der Krieg beschäftigte übrigens alle diese Arme, und so lange das Land nicht völlig erobert war, wollten sie es nicht bearbeiten; sie fürchteten immer, für andere zu säen und zu pflanzen. Ideen von Ordnung und Eigenthum, angestrengter Arbeit und Vervollkommnung der Landwirthschaft konnten demnach nur allmälig unter den von Natur leichtsinnigen und sorglosen Menschen Eingang finden. Ueberdies blieben die Haitier, ob sie schon Herrn in ihrem Lande waren, noch lange im Banne der europäischen Nationen. Der Handel, dieses Zubehör des Ackerbaues, mußte in ihren Häfen erst wieder hergestellt werden. Die ruhige Regierung Boyer's, seine ausgezeichneten Talente, seine Gerechtigkeit und seine Milde haben bereits einige dieser Wunden geschlossen; die übrigen werden mit der Zeit auch verschwinden. Haiti befindet sich noch in einer unklaren Uebergangs- und Entwickelungsperiode, und man wird erst später richtiger und genauer beurtheilen können, was ihm die Erringung der Unabhängigkeit genützt hat.

Kapitel V.

Die Antillen. — Sanct Thomas. — Martinique.

(St. Thomas.) Den 3. Juni kam ich zu St. Thomas, der kleinen dänischen Insel, an, die höchstens 3000 Einw. hat, aber wegen ihres Handels mit den französischen, englischen und spanischen Antillen reich und wichtig ist. St. Thomas erhebt als Freihafen ungeheuere Durchgangsabgaben von allen Waaren, die durch Schmuggelei in den einem europäischen Monopole unterworfenen Häfen aus- oder eingeführt werden. Das Mehl aus den Vereinigten Staaten, das die Küstenfahrer in der Nacht auf den Strand von Martinique oder Guadeloupe werfen, der Zucker, welcher trotz dem Verbote ausgeführt wird, alles lagert zu St. Thomas und belastet sich mit den nothwendigen Kosten eines lästigen Vermittlers. Der sichere, bequeme und geräumige Hafen dieser Insel genügt allen Forderungen eines großartigen Handels. Schiffe aus der ganzen Welt finden sich hier ein (Taf. 3. Abbild.) und selbst die Bewohner haben jenen Charakter von Weltbürgerlichkeit, den man bei dem dort stattfindenden Tauschhandel trifft. Die englischen, französischen und amerikanischen Häuser übertreffen die dänischen. Die Juden sind so zahlreich hier, daß sie sich neuerdings eine Synagoge gebaut haben.

Ich blieb nur einen Tag zu St. Thomas und diese Zeit reichte recht wohl hin, die thätige Handelsphysiognomie zu erkennen. Schon den 5. Juni brachte mich ein Küstenfahrer nach Martinique, das wir zwei Tage nachher bemerkten. Von weitem sieht diese Insel wie ein düsteres, schreckliches, von Schluchten zerrissenes Gebirge aus; aber allmälig tritt das

Grün deutlicher und deutlicher hervor und bezeichnet die verschiedenen Gestaltungen der romantischen Landschaften. Wir kamen um die Predigerspitze (pointe du prêcheur) herum und fuhren längs einer mit Häusern bedeckten Küste hin. Hier standen ländliche Hütten, dort Zuckermühlen, überall Gebäude, die ein wohlhabendes und volkreiches Land verriethen. Weiter hin erschien das Fort Saint Pierre mit der Stadt zu seinen Füßen, die sich wie eine lange weiße, von den hohen Gebirgen fast erdrückte Linie darstellte.

(St. Pierre.)

Keine Rhede ist schöner und lachender als die von Saint Pierre. Auf ihrem von gewaltigen Felsen eingeschlossenen Becken wiegen sich zierliche Geschwader, europäische Briggs, Schooner mit den dreieckigen Segeln, Böte mit Verdecks, die an der Küste hinfahren, und prachtvolle Kriegsschiffe, die ruhig unter den Batterien des Forts schlummern. (Taf. 2. Abbild.)

Wie zu der Zeit des Paters Labat kann man noch heute die Stadt in drei Theile theilen, den mittlern, St. Pierre genannt, jenen von Mouillage und den von Galère. Die Straßen im Innern und in den hochgelegenen Theilen sind ziemlich still und nur von handelnden Negerinnen und Mulattinnen bewohnt (Taf. 2. Abbild.); diejenigen aber, welche sich am Hafen hinziehen, sind breit, reich, lebhaft, angefüllt von Handelsleuten, die ihren Geschäften nachgehen, und mit reich versehenen Magazinen besetzt. Wenn die Häuser nicht so niedrig, der Boden nicht so staubig, die Sonne nicht so heiß wären, so könnte man sich bisweilen in eine Straße von Paris versetzt glauben. Der gute Geschmack in den Ausstellungen an den Kaufmannsladen, der Luxus der Waaren, die Menge und Mannichfaltigkeit der Schilder, der Lärm der Menge und die rastlose Bewegung der Arbeiter ziehen die Blicke durch immer wechselnde Scenen an.

Obgleich ich bereits an diese Colonialphysiognomie gewöhnt war, konnte ich mich doch eines Gefühls des Stolzes und der Freude nicht erwehren, als sich mir dieses ganz französische Aussehen darbot. Es war nicht mehr das spanische Phlegma, nicht die haitische Sorglosigkeit, nicht die dänische Gleichgiltigkeit, sondern die unter dem Wendekreise naturalisirte französische Lebhaftigkeit, der französische Geschmack, die französischen Gewohnheiten, Sitten und Trachten, tausend Stunden vom Vaterlande. Man glaubt es nicht, wie sehr diese Dinge nach einer Abwesenheit von einigen Monaten auffallen und wohlthun, mit welchem Vergnügen man Gegenstände bemerkt, die etwas von der Heimath haben, mit welcher Hingebung man die Eindrücke, die man bereits für verloren hielt, die Analogien in Gefühlen und Formen, in der Sprache, dem Gange und den Leidenschaften in sich aufnimmt.

Ich sah demnach wenig von Martinique und dies Wenige schlecht, denn ich war hier nicht mehr Reisender. Ich genoß und beobachtete nicht; ich gab mich der sorglosen Apathie eines Mannes hin, der lange an einem Orte gelebt hat. Ich war Creole und Ansiedler von Saint Pierre, von Allen gekannt, schon ein alter Freund der so gutmüthigen Jugend. Hatte ich Zeit zum Sehen und Beobachten? Heute Theater und Morgen Ball; Kaffee, Billard, Spiel, Diners, Picknicks, Ausflüge auf der Rhede, ich mußte mich zu allem hergeben, um Niemanden zu vernachlässigen und zu beleidigen. Wahrhaftig ich war der beschäftigtste Mensch in der ganzen Colonie. Wie oft kam, wenn ich ernstlich an einen Ausflug in das Innere der Insel dachte, einer meiner neuen Freunde und durchkreuzte meine Pläne durch minder verständige Vorschläge! Einmal mußte ich mit ihm in eine Gesellschaft farbiger Damen gehen. Da lag auf ihrem Bambuscanape lachend eine geistreiche Mulattin und machte die Honneurs in einem Salon, in welchem sich die Kaufleute der Stadt drängten. Welche Coketterie, welche Grazie liegt in diesen Damen, die weiß sind wie Creolinnen, ein Tuch mit lebhaften Farben um den Kopf geschlungen haben und die reizenden Formen ihres Körpers kaum mit einem Muslinkleide verhüllen! (Taf. 3. Abbild.)

(Sclaven.)

Ein andermal arrangirte man meinetwegen eine Landpartie, die aber so lärmend und ausgelassen war, daß man sich unmöglich so sehr sammeln konnte, um die Gegenstände um sich her aufmerksam zu betrachten. Der Hauptsache nach unterschied sich der Anbau auf Martinique von dem, was ich auf Cuba bemerkt hatte, nicht; die Vegetation und der Boden waren ungefähr dieselben. Felder mit Zuckerrohr und Kaffeepflanzungen nahmen den größten Theil des Bodens ein, und ein Aussehen von Wohlhabenheit und Thätigkeit bezeugte, daß dieser Anbau glücklich sey. Die vorübergehenden Neger hatten ein volles offenes Gesicht, ein lebhaftes Auge und einen starken Körper. Ohne die Schwielen von den Bambushieben über ihre Schultern hätte man diese Menschen für glücklicher halten können als unsere Dienstleute in Europa; aber dies blutige Mal der Sclaverei empörte das Herz. Die Sclaverei ohne die Peitsche könnte für gewöhnlichen Dienst gelten, aber die Peitsche giebt ihr einen Märtyrercharakter. Einige Pflanzer haben ihr entsagt; andere werden ihrem Beispiele folgen, und in einigen Jahren werden diese grausamen Strafen ganz aus dem Gebrauche gekommen seyn. Dann wird man sich vielleicht wundern, wie man sie so lange beibehalten konnte.

Das Schicksal der Neger, ihr Leben und ihre Sitten beschäftigten mich auf meinen Landpartien am meisten und es fällt auch jedem Neuangekommenen am ersten auf. Das Gefühl der menschlichen Gleichheit, das Mitleid das Wohlwollen für den Leidenden beherrschen alle Betrachtungen der Existenz in den Colonien. Dann vergißt man diesen Eindruck, man wird gleichgiltiger gegen die Gegenstände, die man alle Tage gewahrt, man findet einen Mittelweg zwischen den beiden einander gerade entgegengesetzten Meinungen, aber dies ist eine Sache des Verstandes und der Berechnung. Kommt man an, so spricht allein das Herz. Ich muß deshalb gestehen, daß ich mich eines peinlichen Gefühls nicht erwehren konnte, als ich einer öffentlichen Versteigerung unter der Leitung eines geschworenen Auctionators beiwohnte. Sie kam in Folge des Bankerotts eines Pflanzers vor. Man verkaufte die Sclaven seines Hauses, welche als Activvermögen in seinen Büchern standen. „Dreihundert Piaster die Negerin!" rief der Auctionator. Und die vor die Anwesenden Hingestellte wurde auf das Sorgfältigste untersucht. Man hätte bei einem Pferde, das Roßtäuscher auf den Markt gebracht, nicht mehr auf seiner Hut seyn können. Einer öffnete ihr den Mund, um die Zähne zu zählen; ein anderer bückte sich, um die Füße, die Beine, die Schenkel, die Brust zu untersuchen und sich zu überzeugen, ob man ihm nichts verheimliche, weder Aderknoten, noch Brüche ꝛc. (Taf. 2. Abbild.) Selbst die Frauen beschäftigten sich mit dieser Untersuchung und die kleinen Kinder fanden sich ein, um zu lernen, was sie von den so erhandelten Geschöpfen halten sollten.

Sind die Neger einmal in den Pflanzungen vertheilt, so führen sie ein ruhiges Leben. Besäßen ihre Herrn auch kein menschliches Gefühl, so würde ihnen schon der Eigennutz rathen, eine Sache zu schonen, die ihr Eigenthum geworden ist. Selten sucht also die Noth die Sclaven heim. In ihren freien Stunden bebauen sie kleine Landstückchen für ihre eigene Rechnung und sammeln sich Ersparnisse von dem, was ihnen gehört. Arbeitsame Menschen haben auf diese Weise nach sehr wenigen Jahren sich freikaufen können. In den Pflanzungen hat jede Negerfamilie ihre mehr oder minder verzierte Hütte, je nachdem der Sclave mehr oder minder reich, mehr oder minder fleißig ist. Ich besuchte fünf oder sechs solche Wohnungen, von denen die geringste so viel werth war als eine europäische Bauerhütte. Hühner und Schweine gingen vor den Thüren umher und zu den Häusern gehörten mit Gemüsen bepflanzte Gärtchen. (Taf. 3. Abbild.) Ein solcher Wohlstand wird allerdings selten gewöhnlichen Arbeitern zu Theil; er ist nur das Loos der Neger, welche ein Handwerk verstehen, der Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Böttcher ꝛc., so wie jener, welche ihres Aussehens und ihres Verstandes wegen zum Dienste im Hause bestimmt werden und da Kammerdiener, Köche, Kutscher ꝛc. sind. So läßt selbst die Sclaverei Verschiedenheit in dem Zustande und Vorrechte in der Unterthänigkeit zu.

Die Masse der Neger wird früh um sechs Uhr durch die Glocke des Hauses zur Arbeit gerufen. Jeder Arbeiter nimmt da seine lange Hacke und begiebt sich auf das Feld, das unter der Leitung zweier europäischen oder creolischen Aufseher bestellt werden soll. Sind die Schwarzen da an-

gekommen, so stellen sie sich in langen Reihen auf, hacken fast gleichmäßig und singen dazu eines der so melancholischen sanften Lieder von Congo. (Taf. 3. Abbild.) Die Aufseher beobachten sie, auf den Stiel einer langen Peitsche gestützt, deren sie sich von Zeit zu Zeit bedienen, um sie zur Arbeit anzutreiben. Um elf Uhr ruft die Glocke zum Mittagsessen, das aus Manioc und Bananen, sowie bisweilen aus Fischen und eingepökeltem Schweinefleische besteht. Diese Mahlzeit dauert eine Stunde, worauf die Arbeit wieder beginnt und bis Abends um sechs Uhr fortgesetzt wird.

Die Neger sind im Allgemeinen gutmüthig und geduldig, aber rachsüchtig, versteckt und zur Trägheit geneigt. Obgleich alle von afrikanischer Race sind, so theilen sie sich doch in eingeborene Schwarze und solche, die erst neuerdings von der Küste von Guinea angekommen sind. Die letztern werden weit weniger geschätzt als die andern, und selbst die Schwarzen nennen sie Salzwasser-Neger. Sind sie auf den Pflanzungen angekommen, so verheirathen sie sich freiwillig und halten fast immer die versprochene Treue. Der gemeinste und verderblichste Fehler dieser Menschen ist ihr unmäßiger Hang zu geistigen Getränken.

(Weiße und Farbige.) Diese Neger bilden den zahlreichsten Theil der Bevölkerung. Martinique zählt mehr als 80,000 Sclaven. Die freien Einwohner, welche sich auf 29,000 Seelen belaufen, bestehen aus zwei andern Racen, den Weißen und den Farbigen, die gegenwärtig vor dem Gesetz fast gleich, aber in der Gesellschaft noch weit von einander getrennt sind. Die Weißen zerfallen wieder in Europäer und Creolen. Die erstern sind aus der Ferne herbeigekommen, um ihr Glück zu machen, thätig, rührig und eigennützig; die letztern sind fast alle im Wohlstande geboren, deshalb träge, leichtsinnig und verschwenderisch. Der Creole von Martinique und von den Antillen im Allgemeinen hat alle Fehler und Eigenschaften der unter der heißen Zone geborenen Menschen. Leidenschaftlich im Guten wie im Bösen, lebhaft, eitel, gastfrei, unbeständig, ausschweifend, klug und poetisch, wird er zeitig aller Genüsse überdrüssig und verliert den Glauben wie seine Illusionen. Sein, wenn auch bleiches und braunes Gesicht ist im Allgemeinen schön und ausdrucksvoll, sein Wuchs anmuthig und sein Aussehen elegant und edel. Die Frauen sind den Männern gleich. Sie ersetzen ihre bleiche Farbe durch ein vollkommenes Sichgehenlassen, durch geistvolle und sanfte Züge und durch einen reizend geschmeidigen Wuchs. Im Anfange sind sie kalt, bald aber zeigen sie sich, wie sie sind. Die Weichheit ihrer Stellung, wenn sie umringt von aufmerksamen Sclavinnen auf einem Sopha liegen, die Anstrengung eines Wortes oder einer Geberde zu vermeiden scheinen und ein zu ihren Füßen fallendes Schnupftuch nicht aufheben würden, ist nicht zu beschreiben. Herrliche Geschöpfe, die zu Königinnen geboren zu seyn scheinen! Abends aber, wenn die Kerzen funkeln, wenn das Orchester den schnellen Tact eines Walzers bezeichnet, muß man sie kräftig und leicht hinschweben sehen. Sie erwarten dann von keinem Tänzer Schonung.

Ich dachte unter diesen Sybariden nur noch an Feste und Vergnügungen. Saint Pierre war für mich eine Art Capua geworden. Kaum hatte ich Zeit gefunden, Fort Royal, den Hauptort der Colonie, eine Stadt mit 12,000 E., zu sehen, die minder heiter ist als St. Pierre. Hier wohnen der Gouverneur und die unter ihm stehenden Behörden. Ich sah alles in Eile, die Casernen, die Kirche, das Arsenal, die Gefängnisse, die schnurgeraden Straßen und die schöne Promenade Savanes. Ich kam bis nach Lamantin, einem Flecken im Innern, der durch den Detailhandel mit den benachbarten Pflanzungen merkwürdig ist. Ich kam da an einem Sonn- und Markttage in dem Augenblicke an, als die Neger anlangten, um ihre Waaren, das Wochenresultat ihrer freien Arbeit, zu vertauschen. Es war ein seltsamer, merkwürdiger Anblick. Hier schritt ein kräftiger Mann unter einer Last Vegetabilien, eine Art wandelnden Gartens, umher, den er in Leinwand und Tücher umsetzen wollte. Da bot eine junge Negerin Ananas und Yams gegen Glasperlen aus; dort wollte eine Mestizin einen Zuckerhut, den Ertrag eines verdächtigen, betrüglichen Handels, verkaufen. Das Geschrei und das Gedränge ermüdeten Auge und Ohr.

Hätte ich auf meine Freunde gehört, so wäre ich ewig ihr Gast geblieben. Ich war nun seit vierzehn Tagen da und hatte mehrmals Anstalten zu meiner Abreise getroffen, ohne daß es mir möglich wurde, sie wirklich anzutreten. Ein lustiger Streich störte stets meine Pläne. Die Schiffe, auf denen ich mir einen Platz bestellte, schienen sich gegen mich verschworen zu haben; sie fuhren alle ohne mich ab. Endlich fand ich einen guten Holländer, bei dem schlechte Späße nicht angebracht waren, ließ meine Koffer an Bord bringen und den 24. Juni gingen wir nach Cayenne unter Segel. Man erwartete mich denselben Abend in einer Gesellschaft Freimaurer.

Nachdem ich so drei Inseln von den Antillen gesehen, kannte ich genug von ihnen. Ich sah sie nur für den Vorhof von Amerika an; sie waren für mich gleichsam nur die Vorrede zu einem langen und ernsten Werke. In Guyana betrat ich das Festland, das ich bis zur Rückkehr in das Vaterland nicht wieder verlassen sollte. Ich bedauerte es wohl, schöne und blühende Colonien, wie Jamaica und Porto Rico, nicht zu sehen, aber diese halb europäischen, halb creolischen Inseln hatten keine von den besuchten verschiedene Physiognomie. Einige gute Notizen, die ich auf dem Wege sammelte, schienen mir übrigens diese Lücke in meiner Wanderung ausreichend zu ersetzen.

Kapitel VI.

Antillen. — Geographie.

Die Antillen liegen in dem atlantischen Oceane vom 10. bis zum 23° n. Br. und zwischen dem 62. und 83° w. L. (Pariser Meridian). Die ganze Oberfläche des Archipels enthält fast 8300 Quadratlieues (20 auf den Grad). Man hat viel über die Formation dieser Eilande geschrieben, und einige Gelehrte sahen darin die Spitzen eines vom Wasser ertränkten Festlandes, andere eine Folge vulkanischer Bildungen. Wir wollen keine Hypothese zwischen diesen selbst sehr hypothetischen Meinungen wagen.

Bei der Eroberung theilten die Spanier diesen großen Archipel in zwei wohl unterschiedene Theile: die Inseln über und die Inseln unter dem Winde, die kleinen und die großen Antillen.

Die Geschichte der großen Antillen ist die von Cuba und St.-Domingo; die kleinen aber haben eine andere. Man sieht da 1625 einen Normannen, den Capitain Dernambuc, der an St. Christoph anlegt, sie mit den Engländern theilt und dann eine Colonie auf Martinique gründet, während sein Lieutenant, Lolive, Guadeloupe besetzt. Nach ihm kommt Poincy, der sich in diesem Archipele trotz den wüthenden Angriffen der Caraiben hält und Frankreich endlich den ruhigen Besitz dieser Inseln sichert.

(Caraiben.) Diese Caraiben, die Urbewohner der Antillen vor dem Winde, sind ein merkwürdiges Volk. Lange Zeit hielt man sie für ausgetilgt und wirklich giebt es auf dem Archipel keine mehr, aber die neuern Arbeiten einiger Reisenden haben es unbestreitbar dargethan, daß die Indianer von Guyana nichts anderes als die ausgearteten Nachkommen der Caraiben sind. Zur Zeit der Entdeckung hatten diese Völkerschaften den langen Inselhalbkreis inne, der von Trinidad bis Porto Rico reicht. Es waren wilde und kriegerische Männer, gefürchtet auf den Inseln unter dem Winde, die sie oft mit Krieg heimsuchten. Als unermüdliche Jäger und geschickte Fischer schienen sie das Leben der Landbauer 2c. zu verachten; sie hatten eine hellgelbe Hautfarbe, kleine und schwarze Augen, weiße Zähne, schlichtes glänzendes Haar, aber weder Bart, noch sonst Haare am ganzen Körper. Um sich vor Insecten zu schützen, überstrichen sie den Körper mehrmals mit Rucu. Die Männer beschäftigten sich nur mit dem Kriege; die Frauen mußten allein für die Bedürfnisse der Familie sorgen. Uebrigens schienen ihre Stämme durchaus keiner Regierungsform unterworfen zu seyn; die Eingeborenen lebten einander gleich, in Familien vereint in Dörfern, die sie carbets nannten

In Kriegszeiten wählten die Krieger einen Anführer, der diesen Titel sein ganzes Leben hindurch behielt. Religiöse Functionen scheint es bei ihnen nicht gegeben zu haben; sie hatten weder Tempel, noch Ceremonien, und beschränkten sich darauf, die beiden Prinzipe des Guten und des Bösen anzuerkennen. Ihre boyes (Zauberer) riefen den guten Geist an (jeder hatte den seinigen), der den mabuya oder bösen Geist vertrieb.

Wie es scheint, waren die Caraiben ein eines hohen Grades der Civilisation fähiges Volk; ihre Sprache war reich und wohllautend, ihre Haltung edel und stolz. Aber die Spanier des Columbus hatten ihnen nur die Sclaverei zu bieten und sie wollten lieber sterben, als ein solches Schicksal annehmen. Ihr Volk hat demnach allmälig die Antillen verlassen, wo die Europäer herrschten, und flüchtete sich auf das Festland.

Das waren die ersten Bewohner der kleinen Antillen und sie besaßen ein fruchtbares, von fischreichen Meeren bespültes Land. Dieses Land wurde bald unter die verschiedenen europäischen Mächte getheilt. Die Regierungen und die Abenteurer stritten sich darum; jeder wollte seinen Antheil an der Beute haben. Es würde uns zu weit führen, wollten wir erzählen, wie und wie oft diese verschiedenen Besitzungen ihre Herrn wechselten. Es ist hinreichend, den gegenwärtigen Zustand anzugeben.

Die Antillen können in die französischen, englischen, spanischen, dänischen, schwedischen und unabhängigen Antillen eingetheilt werden.

Von den französischen Antillen ist Martinique erwähnt worden und es ist nur noch Guadeloupe mit den dazu gehörigen Inselchen zu nennen.

Guadeloupe ist in zwei Theile getheilt, Grande Terre, der allgemeine Name des ganzen über dem Winde liegenden Theils der Insel, und Basse Terre oder der unter dem Winde liegende Theil. Aber diese Benennung ist fehlerhaft, denn Grande Terre ist der kleinste Theil und Basse Terre der höchste. Der Gebrauch hat indeß die Ausdrücke einmal geheiligt.

Guadeloupe hat zwei besondere Städte: Basse Terre, die Residenz des Gouverneurs und der Gerichtshöfe. Die schlechte Rhede hinderte stets das Anwachsen des Handels und der Einwohnerzahl. Sie hat nur 9000 E., Pointe a Pitre dagegen 16,000. Die letztere Stadt liegt an der Mündung des Canals, welcher die beiden Hälften der Insel scheidet, und ist ein blühender und wohlhabender Hafen; sie rivalisirt mit Saint Pierre, der Handelsmonopole von Martinique.

Die englischen Antillen sind größer und bedeutender. Voran steht Jamaica, nach Cuba und Haiti die größte Insel dieses Archipels, 160 M. (milles) lang und 45 breit mit 4000 Ackern Land. Jamaica hat mehrere wichtige Städte: Kingston, an der südlichen Küste der Insel, am Hintergrunde einer herrlichen, von zwei Forts vertheidigten Bai. Die Stadt hat ein schönes Aussehen, gerade und breite Straßen, zierliche und wohlgebaute Häuser. Man kann sie die Hauptniederlage des englischen Amerika nennen. Sie ist der Mittelpunkt eines unermeßlichen Handels, ob sie gleich nur 33,000 Einw. hat. Nach ihr folgen Spanish Town, die durch ihr Alter merkwürdig und die Residenz des Gouverneurs ist; dann Port Royal mit einer Einwohnerzahl von 15,000 Seelen; Montego Bay, und endlich Balize, eine neue Stadt, in Yucatan auf dem merikanischen Gebiete.

Nach Jamaica muß Barbados genannt werden, das sonst so blühend war, neuerdings aber durch einen schrecklichen Orkan verwüstet wurde, der einen auf 10 Mill. Piaster geschätzten Schaden anrichtete. Hier findet sich Bridgetown, eine der schönsten Städte der Antillen, mit merkwürdigen Gebäuden und uneinnehmbaren Forts.

Die Engländer besitzen ferner die Lucayer, die aus 650 Inselchen und 14 Inseln bestehen, von denen nur Nassau angeführt zu werden verdient; Antigoa, deren Hauptstadt, John's Town, volkreich, schön und fest ist; St. Christoph, die erste englische Niederlassung auf den Antillen; Montserrat und Newis, Barbuda und Anguilla, die Jungferninseln, Dominico, die lange französisch war, wie der Name des Hauptortes, Roseau, andeutet; St. Lucia, sonst französisch wie die vorige; St. Vincent, Grenada, Tabago und endlich Trinidad, welche letztere die Engländer den Spaniern genommen und deren Hauptstadt Puerto España sie Spanish Town genannt haben, — eine Stadt mit schönen Werften und der Mittelpunkt eines blühenden Handels.

Nach Cuba, wovon bereits die Rede gewesen ist, besitzt Spanien noch die wichtige und reiche Insel Porto Rico. Im mindern Grade haben der Handel und der Anbau derselben Fortschritte gemacht. Ihre Bevölkerung belief sich 1788 auf 80,000 Seelen; gegenwärtig zählt man 290,000, von denen nur 28,000 Sclaven sind. Die Hauptstadt der Insel, San Juan de Porto Rico, liegt auf einer Halbinsel an der nördlichen Küste und in der Mitte einer großen Bai. Sie ist stark und reich und hat eine Einwohnerzahl von etwa 30,000 Seelen. Dann folgen das 1511 gebaute San German und Mayaguez, ein durch die Landung des Abenteurers Ducoudray berühmter Flecken.

Die Antillen enthalten überdies für die Dänen Christiansted und St. Thomas; für die Schweden Gustavia auf der Insel St. Barthelemy, und endlich für die Holländer das Gouvernement Curaçao und die Hauptstadt desselben, Willemstadt. Der ganz unabhängige Theil dieses Archipels beschränkt sich auf Haiti, von dem bereits die Rede gewesen ist.

Dieser große Haufe von Inseln, die unter gleicher Zone liegen, hat fast dieselbe Temperatur. Nur zwei Jahreszeiten theilen sich in das Jahr, der Winter und Sommer, der letztere ist die trockene Jahreszeit, welche neun Monate anhält; die erstere die Regenzeit von drei Monaten. Dieser Wechsel von andauernder Feuchtigkeit und unerträglicher Hitze scheint eine der Ursachen jener schrecklichen Epidemien zu seyn, welche die Europäer dort befallen. Der ewige Passatwind, der von N. nach O. in den zwölf Monaten des Jahres weht, reicht nicht hin, diese von dem Regen ersäuften und von Orkanen erschütterten Inseln gesund zu machen.

Die Vegetation, welche stärker als diese Qualen ist, zeigt sich unter reichen und schönen Farben. Nie steht sie still; die Blüten öffnen sich auf demselben Baume, auf welchem die reife Frucht hängt. Der Feigenbaum trägt treffliche Früchte; die Ananas wächst auf den Ebenen und den Abhängen der Hügel; europäische Küchengewächse gedeihen trefflich neben dem von den Eingeborenen sehr geschätzten caraibischen Kohl.

In den andern Reichen ist die Mannichfaltigkeit nicht minder groß. Minen aller Art, Vögel, vierfüßige Thiere, Fische, Molusken, Zoophyten, Insecten ohne Zahl bilden die wissenschaftliche Nomenclatur dieses Archipels.

Kapitel VII.

Das französische Guyana. — Cayenne.

Wir fuhren den 24. Juni von Saint Pierre ab, hatten den andern Tag Barbade gesehen und am 30. kündigte uns eine Veränderung in der Farbe des Wassers an, daß wir über die Mündungen des Orinocco führen. Hier hatte das Meer, statt weiß und durchsichtig zu bleiben, ein schlammiges und röthliches Ansehen angenommen. Unser holländischer Capitain warf zu verschiedenen Malen den Anker aus und fand in 25 bis 20 Klaftern Grund.

Den 1. Juli bemerkten wir den Mont Maillet, ein mit großen Bäumen bewachsenes Plateau, das einzige Kennzeichen in diesen niedrigen, unter Wasser gesetzten Ländereien; und endlich erschien das Cap Cachipour, eine der vorgeschobenen Spitzen, welche der Oyapock bildet, indem er sich in das Meer ergießt. Als wir um dieses Vorgebirge herum waren, näherten wir uns dem Lande, um den Berg Lucas zu erkennen, einen großen steilen Felsen an der Meeresseite. Endlich, nachdem wir glücklich vor der Klippe von Grand Connetable vorbeigekommen, entdeckten wir die hohe Küste von Remire, an welche sich Cayenne lehnt.

Die Stadt selbst, die am Meeresrande auf einer kleinen Insel liegt, welche durch einen schmalen Canal von dem Festlande getrennt wird, kann

man von der hohen See aus nicht erkennen. Erst wenn man näher gekommen ist, bemerkt man in der Mitte einer großen Savanne lange schnurgerade Reihen von Häusern, während sich vorn ein Erdfort mit sehr schlechten Wällen erhebt. (Taf. 4. Abbild.) Das allgemeine Aussehen des Landes hat nichts, was das Auge erfreute und fesselte. Weite Sümpfe scheinen einen Gürtel um die Gebäude an der Küste zu bilden. Die Stadt zerfällt in zwei Hälften. Die eine, die Altstadt, ist in den Wällen eingeschlossen, schmuzig und halb verfallen; die andere, die Neustadt, dagegen ist gut gebaut und besitzt einige bemerkenswerthe Gebäude, die Kirche, die Niederlagen und einige Häuser von Kaufleuten. Innerhalb der Wälle findet man den Regierungspalast und das ehemalige Jesuitenhaus, welche zwei entgegengesetzte Seiten des Waffenplatzes ausmachen.

Ich stieg an einer Art fliegender Brücke aus und ging über jenen Platz; er ist prächtig, groß und mit einer Doppelreihe von Orangenbäumen besetzt, auf denen sich die zierlichsten Colibris schaukeln, welche man sehen kann. In der neuen Stadt fand ich die Straßen in rechten Winkeln durchschnitten und fast alle gepflastert. Cayenne, der Mittelpunkt des Handels des ganzen französischen Guyana, an der Mündung eines Flusses gelegen, hat einen großen Theil der Reichthümer der Colonie an sich zu ziehen gewußt; sie suchte eher zu bauen als urbar zu machen und gab der Leidenschaft des Luxus nach, ehe sie wußte, ob ihr nicht etwa das Nothwendige fehle.

Als ich mich umsah, glaubte ich die Antillen noch nicht verlassen zu haben. Es war dieselbe Vermischung von Farbigen und Weißen; nur gingen in Cayenne die schwarzen Sclaven minder bedeckt als auf dem amerikanischen Archipele. Die Männer trugen nichts als einen languti oder calimbe (Schurz), der kaum hinreichte, die Geschlechtstheile zu verhüllen. Die Frauen gingen mit entblößter Brust und hatten nur einen einfachen Rock über den Hüften befestigt. Einige wenige fügten ein Hemdchen hinzu, das den Unterleib bedeckte. Darüber war ein Schurz gelegt, den sie camisa nennen.

Diese Eingeborenen gehören zu den Indianerstämmen, welche sich in der Nähe festgesetzt haben. Sie sprechen ziemlich häufig ein verdorbenes Französisch, nennen Jedermann Du und geben jedem Creolen, den sie begegnen, den Titel banare (Freund).

Während ich diese Bemerkungen auf meinem Wege machte, kam ich in das Haus eines europäischen Kaufmanns, an welchen ich empfohlen war. Er nahm mich mit großer Herzlichkeit auf und stellte mich seiner Frau, einer hübschen und geistreichen Creolin, vor. Ich konnte nur wenige Tage in der Stadt bleiben und es wurde entschieden, daß ich in dem Hause wohne.

(Hängematten.) Als man mich in das größte Zimmer des Hauses, ohne Zweifel den Salon, führte, bemerkte ich mit nur mäßiger Ueberraschung zwei Hängematten an der Decke. Es waren allerdings zwei Geräthe von der vollendetsten und merkwürdigsten Arbeit, echte indianische Hängematten, deren Luxus den Preis erhöhete. Beide hingen da wie Schaukeln. Beim Anblicke dieser beweglichen Betten verrieth ich einige Ueberraschung. Meine Wirthin bemerkte es und sagte, während sie auf die eleganteste der beiden Hängematten wies: „sie sind hier gebräuchlich und unsere Wiegen in den heißen Tagen; das ist die meinige.“ Und sie schwang sich gewandt in die Hängematte, streckte sich darin halb aus, ließ ein Bein herabhängen und gab ihrem Lager eine schaukelnde Bewegung, deren Verlängerung den Schlaf herbeiführen mußte. Die hübsche Frau glich einer Sylphide, die sich auf ihrer flatternden Schärpe wiegt, oder vielmehr einer der Indianerinnen, wie sie sich in den nahen Wäldern so häufig finden, inmitten jener umherziehenden Wirthschaften, welche ihr Bett jeden Abend an den alten Bäumen Mittel-Guyanas aufhängen.

Nachdem wir mehrere Stunden angenehm verplaudert hatten, setzte man sich zu Tische und es fanden sich einige Europäer als Gäste ein. Offenbar sollte ich meine Zeche durch Neuigkeiten bezahlen und ihnen erzählen, was in dem Lande vorging, das sie nicht vergessen konnten. Ich löste meine Aufgabe so gut ich konnte und mit ungeheuerm Glücke. Die geringsten Kleinigkeiten waren für diese armen in den Sümpfen Guyanas verlorenen Verbannten kostbar, die nichts wußten, als was ihnen die Capitaine der Handelsfahrzeuge berichten, welche übrigens mehr an ihre Geschäfte als an das Erzählen denken.

(Theeanbau.) Nach Tische wollte mir die ganze Gesellschaft als Führerin bei einem Spaziergange durch die Stadt dienen. Wir begaben uns in den botanischen Garten, die Pflanzschule, in welcher man einige Gewächse aus Asien und Europa naturalisirt hat. Fast alle diese Versuche gelangen. Nur der Theestrauch konnte hier nicht gedeihen wie in Brasilien. In dem letztern Lande giebt es bereits eine sehr schöne Pflanzung, während alle dem Boden Guyanas anvertraueten Gegenstände sich allmälig verschlechterten. Sieben und zwanzig Chinesen, die man von Manilla zur Leitung dieses Anbaues kommen ließ, gediehen nicht besser als jene Sträucher; sie starben alle nach einander.

Dieser erste Tag wurde meinen Wirthen geschenkt; die folgenden aber wurden ernstern Studien gewidmet. Ich sah die Stadt genauer; ich durchwanderte die Umgegend und bereitete durch eine Detailbeobachtung eine größere Arbeit über das französische Guyana und Guyana überhaupt vor.

(Cayenne.) Die Insel Cayenne bildet fast das ganze Gebiet der Colonie dieses Namens. In frühern Zeiten hing sie ohne Zweifel mit dem Festlande zusammen, von dem sie durch einen kleinen Flußarm getrennt wird. Nördlich wird sie von dem Meere gebildet und an den andern Seiten ihres Umfanges durch die Flüsse Oyac, Cayenne und Oyapock. Man giebt ihr eine Länge von sechs Lieues und eine Breite von drei L. Der Boden ist niedrig, naß, von kleinen Wäldern bedeckt und mit lachenden grünen Hügeln bestreut. Der Boden gewährt, ob er gleich sandig ist, an der Oberfläche eine schwärzliche Kruste, an deren Stelle in einer Tiefe von zwei Fuß eine rothe Erde tritt. Der Kaffee, das Zuckerrohr, der Indigo, der Mais, der Manioc gedeihen auf diesen Ebenen. Während der Regenzeit bilden sich Weiden, die mit der Dürre verwelken und absterben.

Dieses kleine Gebiet von Cayenne, für Frankreich schwer zu behaupten, würde eigentlich sogleich geräumt werden müssen, gäbe nicht die Hoffnung neuer Colonisation auf dem festen Lande die Aussicht auf künftige Entschädigung. Die Einöden Guyanas, dichte Wälder, wo der Mensch sich nur mit dem Beile in der Hand einen Weg bahnen kann, geben auf allen Punkten herrliches Bauholz, das schnellfließende und zahlreiche Ströme bis zu dem Meere führen könnten. In diesem Lande ist alles Fluß und Holz. Man findet hier Pflanzenriesen, deren Verhältnisse in Staunen setzen und die die Engländer bereits für ihre Marine nutzbar zu machen gewußt haben. Man trifft hier so viele Arten nützlicher Bäume, daß Herr Royer das Verzeichniß derselben auf 259 gebracht hat. Der Oyapock, der Approuague, der Oyac, der Kuru, der Sinnamary, der Maroni, der Fluß des Nordcaps bewässern diese Landstrecke und machen sie zu einem großen See mit unermeßlichen Inseln. Welche Reichthümer schlummern in diesem Raume! Wie fruchtbar muß der Boden seyn, der solche Bäume nährt und so schöne Wipfel gen Himmel treibt! Wenn das Beil oder das Feuer dieses Guyana abräumt, werden ohne Zweifel Wunder im Schooße desselben entstehen. Nicht, daß man noch keine Versuche gemacht hätte, sie waren nur in zu kleinem Maßstabe angelegt und konnten deshalb zu keinem glücklichen Resultate führen. Den Posten von Approuague, Oyapock und Kuru ist es indeß gelungen, einige Ländereien zu bebauen. Noch beschäftigt man sich mit Austrocknungen, die früher oder später der menschlichen Geduld die Oberhand über die Natur geben werden.

Die Benutzung des Bodens von Cayenne erinnert an die der französischen Antillen. Eine Pflanzung besteht aus einer ziemlich großen Anzahl Gebäuden. Zum Baue derselben bedient man sich zweier schlechter Steinarten in Verbindung mit mittelmäßigen gebrannten Steinen; aber der Mörtel ist hier unbekannt. Das Holzwerk ist alles sehr schön und in der Nähe in Menge zu haben. Kalk macht man aus den Seemuscheln. Das Haus des Pflanzers hat nur ein Stockwerk und ein Erdgeschoß mit Au-

Hengalerien, einer Halle, in welcher die Ansiedler in den heißen oder regnigten Tagen herumgehen. Die Küche, die Speisekammer, die Hütte für die Cassave und das Waschhaus sind eben so viele besondere Gebäude neben dem Hauptgebäude. Dann folgen neben einander die ungefähr 36 Fuß langen und 12 Fuß breiten Negerhütten, die in zwei Reihen stehen und durch einen Raum von 20 Fuß getrennt sind. Jenseits dieser Hütten steht die Zuckermühle, die Brennerei, die Indigozubereitungsanstalt und Werkstätten der Neger. So bildet eine Pflanzung ein ganzes kleines Dorf mit 50, 60, 100 zu dem Hauptgebäude gehörigen und fast in demselben Style gebauten Hütten.

(Uebel.)

Die Lebensweise der Schwarzen ist fast dieselbe wie auf den Antillen, sie sind aber bei den Arbeiten der Urbarmachung, welche der Zustand des Bodens nothwendig macht, mehr Krankheiten unterworfen und die Sterblichkeit ist unter ihnen bedeutender. Zu den Geißeln des Landes muß man vorzugsweise das pian rechnen, eine Art venerische Krankheit, die von den afrikanischen Küsten herübergebracht worden seyn soll und selten diejenigen entkommen läßt, welche sie befällt. Sie giebt sich äußerlich durch einen trockenen Brand zu erkennen, der brennende und fortwährende Schmerzen verursacht.

Der Sandfloh und andere Insecten sind ebenfalls Uebel, denen die Schwarzen nichts als Ergebung und Geduld entgegensetzen können. Ihre Nacktheit giebt sie diesen Geschöpfen ganz Preis. Auch der Makakwurm verfolgt sie; er ist so dick wie eine Federspule, entsteht unter der Haut, entwickelt sich hier und wächst, bis man ihn herausziehen kann. Der Guinea-Wurm ist noch gefährlicher, aber er befällt, wie es scheint, nur die erst kürzlich aus Afrika angekommenen Sclaven. Er ist länglich, dünn wie ein Zwirnsfaden, und wird bisweilen bis sechs Ellen lang. Diese zahlreichen Unannehmlichkeiten sind indeß noch nichts in Vergleich mit einem schrecklichen Uebel, das schnell wie der Blitz trifft und die Eingeborenen zu Hunderten hinwegrafft, nämlich dem Tetanus. Zur Zeit, als das Land durch die Abholzungen noch nicht etwas gesunder gemacht worden war, unterlagen ihm ungefähr drei Viertel der bei dem Anbaue beschäftigten Neger nach einem Aufenthalte von einigen Jahren. Der Kranke starb in wenigen Stunden. Seine Kinnladen wurden zusammengepreßt und seine Gliedmaßen steif; er verschied in einem allgemeinen Zittern. Die Kinder besonders starben zu Hunderten. Heut zu Tage ist die Sterblichkeit nicht mehr eben so groß. Schnelle Hilfe unterdrückt das Uebel im Entstehen.

(Industrie.)

In wenigen Tagen hatte ich den bebauten Theil von Cayenne gesehen. Die ganze Arbeit auf den Pflanzungen, die Natur der Erzeugnisse und ihre Bearbeitung waren so ziemlich ebenso, wie ich es bereits beobachtet hatte. Ich wohnte der Bearbeitung des Manioc bei, des Erzeugnisses eines Busches mit knotigem Stamme, dessen Blätter oben dunkelgrün und unten graugrün sind. Schwarze raspelten vor mir die Wurzeln, preßten sie sodann, um sie in cuac oder Mehl oder in Cassave zu verwandeln, welche letztere von den Creolen vorgezogen wird. Ich sah ferner die Aüara zubereiten, eine sehr schön rothe Frucht einer Palme, welche an der Küste wächst. Ich folgte den Arbeiten der Einsammlung und Bereitung des Kaffees, der Baumwolle, des Zukkers und Indigos, die sich in den verschiedenen Colonialbesitzungen wieder finden und an andern Orten vielleicht besser behandelt werden. Eine Guyana eigenthümliche Industrie aber ist die Bereitung des Rucu (Orlean), den man hier vortrefflich liefert. Der Strauch, welcher ihn giebt, war wegen seiner Farbeeigenschaft schon den Wilden bekannt. Man hat erzählt, daß die Caraiben, die Ureinwohner der Antillen, und noch jetzt die Eingeborenen von Guyana sich vor dem Stiche der Insecten durch Bestreichung mit Orlean schützten. Trotz dieser geschichtlichen Sage scheint man den Orlean doch weder auf den Antillen noch in Guyana gefunden zu haben, und einige Naturforscher glauben, er sey in Brasilien einheimisch. Der Orlean (Rucu) ist ein großer Strauch mit schnurförmigen Blättern und in rothen Büscheln herabhängenden Blüten. Seine Frucht, welche so groß wird wie eine Kastanie, sieht röthlich, besteht aus zwei Kapseln mit markigen Dornen und ist innen mit einer Haut überkleidet, welche die färbenden Körner enthält.

Die Einsammlung geschieht ungefähr zwei Monate nach der Aussäung des Samens. Von diesem Augenblicke an kann man jährlich zwei Ernten halten. Die Winterernte ist die reichlichste. Ist der Orlean einmal ausgemacht und gestampft, so wirft man ihn in einen Trog mit Wasser. Hier weicht er sechs Tage, worauf man ihn durch ein feines Sieb schlägt, um ihn endlich in großen Kesseln zu kochen. Der ausgebreitete und erkaltete Niederschlag dieser Kochung wird nach Europa ausgeführt und giebt uns den Farbestoff, der zu so wichtigen und verschiedenartigen Fabrikationen dient. Der gute Orlean hat eine Feuerfarbe, die innerlich noch lebhafter ist als auswendig, und eine solche Consistenz, das ein harter Körper selbst mit einiger Gewalt nicht durchzudringen vermag.

Mein Wirth, der meinen Wunsch kannte, für einen Europäer so neue Länder zu sehen, wo nichts die Gegenwart unserer um sich greifenden Civilisation verräth, hatte mir ein Ueberraschung vorbehalten, nämlich einen Ausflug auf dem Flusse, der damals schwer zu befahren war, eine Reise auf dem Ober-Oyapock, dem größten Strome im französischen Guyana nach dem Maroni, veranstaltet. Alles war für den nächsten Tag bereit; eine kleine Goelette sollte mich zuerst nach dem Approuague und dann an die Mündung des Oyapock bringen. Ich schiffte mich den 5. Juli ein und erreichte, trotz einigen Verzögerungen der Fahrt, am 10. die Mündung des Flusses. Hier giebt der Oyapock, der sich in das Meer ergießt, seinen Namen einer großen Bai, deren südsüdöstliche Grenze das Cap Orange, wie die nordnordwestliche der Silberberg ist. Das erstere liegt 7 Stunden weit von dem letztern. Die Küste ist von der Mündung des Flusses bis an das Cap Orange eine niedrige und einförmige Fläche.

An seiner Mündung hat der Oyapock eine Breite von einer Stunde und ist durch zwei schmale Inseln, die Insel Perroquet und Biche, in zwei fast gleiche Hälften getheilt. Auf der Höhe der letztern Insel und auf dem linken Ufer des Flusses lag in dem vorigen Jahrhunderte die Gemeinde Oyapock, wo die Missionäre eine ziemliche Anzahl Indianer unter dem Schutze eines Forts zusammengebracht hatten. Die Engländer nahmen und verbrannten 1724 diese Niederlassung, welche sich seitdem nicht wieder erholen konnte.

Bei der Mündung des Oyapock hatte ich zwei Böte genommen, um den Fluß hinaufzugehen. Eines dieser Böte enthielt die Frauen der Indianer mit ihren Lebensmitteln, ihren pagaras und einer Menge kleiner Gegenstände, die sie auf Wanderungen mitzunehmen pflegen. Am Hintertheile jedes dieser Böte war ein ponacari oder ein Dach von Zweigen, mit einer Art Palmenblättern bedeckt. Diese ponacaries waren so gut geflochten, daß der stärkste Regenguß nicht durchzudringen vermochte.

(Ein Einsiedler.)

Je weiter wir in das Innere des Landes vordrangen, um so mehr verminderte sich die Breite des Flusses und es zeigten sich Wohnungen an den beiden Ufern. Neben uns glitten andere Fischerbarken hin, welche ihre Beute suchten. Die Fische wurden mit Pfeilen erlegt. Von der Mündung des Flusses bis zum ersten Falle des Oyapock, d. h. in einer Strecke von 14 St. (lieues), folgen die mannichfaltigsten und malerischesten Landschaften auf einander. Von Zeit zu Zeit unterbrechen grüne Inselchen den Lauf des Flusses und trennen ihn in fünf, sechs Arme. Diese Reihe von Inseln endigt erst bei dem ersten Falle, wo der Oyapock gleichsam einen großen in den Ländereien eingeschlossenen See bildet. An diesen Ort knüpft sich die Episode, welche Malouet, der Anordner der Colonie, erzählt. Auf einem Inselchen, welches von dem Schaume des Wasserfalles gebadet wird, fand er 1776 einen alten Invaliden von Ludwig XIV., der sich nach der Schlacht von Malplaquet dahin zurückgezogen hatte. Dieser Mann war damals 110 Jah[re] alt und er lebte seit 40 Jahren in dieser Einöde. Obgleich blind [und] nackt, hatte er doch noch kräftige Arme und Beine und nährte sich [von] dem Fischfange und dem Ertrage eines kleinen Gartens, des einzigen [Über]restes einer sonst beträchtlichern Pflanzung. Von 30 Sclaven, [die er ge]habt, waren ihm nur noch zwei alte Negerinnen übrig geblieben,

ihm dienten und beistanden. Uebrigens hatte der mit wenigem zufriedene Alte seit zwanzig Jahren weder Brod gegessen noch Wein getrunken. Als Malouet ihm beides gab, gerieth der alte Mann in ausgelassene Freude. Er gedachte dabei an sein Vaterland, sprach von der schwarzen Perücke Ludwigs XIV., von dem martialischen Aussehen Villers' und von der Güte Fenelon's, an dessen Thüre er früher in Cambrai mit der Wache aufgezogen war. Malouet blieb zwei Stunden in dem Hause dieser lebenden Ruine, tief gerührt von so viel Entbehrung und Noth. Ehe er den Alten verließ, erbot er sich gegen denselben, ihn nach Cayenne zurückzubringen und da für seine Bedürfnisse zu sorgen. Wer sollte es glauben? Der Alte schlug das Anerbieten aus. Er sey, sagte er, an das Rauschen des Wassers, an den Fischfang und an die so reiche und imposante Natur gewöhnt; die gesunde, reine Luft sage ihm zu. Malouet drang nicht in ihn, und wirklich würde man den alten Mann umgebracht haben, hätte man ihn in seinem Alter an einen andern Ort bringen und seine Lebensweise ändern wollen. Der Greis hieß Jacques und er hinterließ seinen Namen einem Theile des Wasserfalles, der noch jetzt Jaques Saut (Jacobs-Fall) heißt.

An diesem Punkte hört die civilisirte Bevölkerung auf. Diese sonst so blühende Bevölkerung besteht jetzt aus Farbigen und freien Negern unter einer kleinen Anzahl Weißer. Ihre Methode des Anbaues besteht darin, einen Theil des Bodens urbar zu machen, was man abatis nennt; dann pflanzt man auf der Stelle, die durch das Beil und das Feuer vorbereitet ist, Maniok, Yams und Bananen. Dieser Anbau ist übrigens so undankbar und so wenig erträglich, daß man hier und da ganze Strecken bemerkt, deren Ernte auf den Bäumen verfault. Die Trägheit der Eingeborenen steht ferner als Hinderniß großen streng durchgeführten Arbeiten entgegen. Fast alle Tage des Jahres sind für sie Ruhetage. Nur, wenn eine Familie ein Stück urbar machen will, zeigt sie ihren Freunden und Verwandten an, daß den und den Tag Mahuri, d. h. Festmahl für alle die seyn werde, welche mit arbeiten würden.

(Indianer.) Jenseits des Kreises, den diese weißen oder farbigen Ansiedler bewohnen, beginnen die Indianerstämme, deren Hütten man hier und da längs dem Flusse bemerkt. Die Hütte (carbet) dieser Völkerschaften besteht aus einigen in die Erde getriebenen Pfählen mit einem Dache von Palmenblättern. Sie steht, gewöhnlich von einer Baumgruppe versteckt, in der Mitte einer Pflanzung, d. h. einem mit halbverbrannten Baumstümpfen bedeckten Raume von einigen Quadratklaftern. Von dem Ertrage ihres Anbaues würden die Leute nicht leben können, hätten sie nicht die Jagd und den Fischfang.

Diese Indianer scheinen, wie ich bereits gesagt habe, von den Caraiben abzustammen. Ob sie gleich ganz in der Nähe der europäischen Niederlassungen leben, jeden Tag mit den Weißen zusammentreffen, so haben sie doch nichts von unsern Gebräuchen angenommen. Statt durch diese Berührung zu gewinnen, haben sie vielmehr die Offenheit und Redlichkeit der Stämme im Innern verloren. Sie sind übrigens sehr sanft, und leben in gutem Vernehmen unter sich und mit den Herrn der Küste.

Diese Eingeborenen sind von verschiedenen Racen und Stämmen. Barrère übertreibt deren Zahl, wenn er sie zu 56 angiebt; er vermischte die Völker des Amazonenflusses mit denen des französischen Guyana. Der gelehrte Lacordaire hat seitdem diese hohe Summe berichtigt. Nach diesem Reisenden zählt man im französischen Guyana die Galibis, welche unter dem Winde der Flüsse Sinnamary, Iracubo, Organabo und Mana wohnen, etwa 400 der Zahl nach; die Aruas, die minder zahlreich sind und in derselben Gegend sich aufhalten; die Palicubs, welche, 100 an der Zahl, auf den Savannen Uassa und Rocawa lagern; die Pirius, die Cariacuyus und die Noragen, die fast ausgestorben sind; die Marawanen, ein Stamm, der aus Brasilien eingewandert ist und sich an dem Approuague niedergelassen hat; die Oyampis, die ebenfalls ursprünglich von dem Amazonenflusse stammen und gegenwärtig der stärkste Volksstamm von Guyana sind, indem sie fast 4000 Nomaden zwischen den Quellen des Oyapock und denen des Orawari zählen, und endlich die Cussanis und die Emerillonen, die wilder und minder bekannt sind. Die Farbe dieser Indianer wechselt von Kupferroth bis Gelbbraun; ihr Haar ist fettig, schlicht, schwarz, an der Stirn glatt abgeschnitten; der Bart dünn. Ihre Züge haben nicht jenen dummen Ausdruck, den man ihnen gewöhnlich zuschreibt, aber auch nichts Ausgezeichnetes. Sie bemalen sich gern mit Genipa und Rucu, verstümmeln sich aber nicht, wie es einige brasilianische Völkerschaften thun, an den Lippen, der Nase und den Ohren. Das einzige Kleidungsstück der Männer ist das calimbe, das der Frauen die camisa. Die letztern gehen bisweilen völlig nackt, was die Männer nie thun. Diese Indianer, die zwar keine durchaus festen Wohnsitze haben, aber auch nicht immer umherschweifen, schießen sehr gut mit dem Bogen, der Waffe, welcher sie sich bei dem Fischfange wie bei der Jagd bedienen. Ihre ganze Industrie besteht in der Verfertigung ihrer Bogen und ihrer Canots. Diese sehr leicht gebauten Canots scheinen eine Elasticität zu besitzen, welche besser ist als die Stärke. Da sie jeden Augenblick an Felsen stoßen, von denen die Flußbetten wimmeln, so würden sie hundertmal zertrümmert werden, wenn sie nicht wie Fische über diese scharfen Spitzen hinwegglitten. Eine Oeffnung darin, ein Leck ist übrigens bald wieder verstopft, und wenn das Unglück bis zum Umschlagen geht, so springen die Eingeborenen als treffliche Schwimmer in den Fluß, richten ihr Canot wieder auf, machen es leer und bessern es aus.

Mein Wirth hatte, als er mir diese Reise vorschlug, ihre Gefahren nicht verheimlicht. Gewöhnlich setzt man sich ihnen nur in der trockenen Zeit vom Juli bis November aus, wenn die Gewässer von der Winterzeit in ihr Bett zurückgekehrt sind. Trotz diesem Hindernisse war ich entschlossen, meinen Weg fortzusetzen. Der von dem Regen noch angeschwollene Oyapock strömte reißend wie ein Gießbach dahin, und ob ich gleich dauerhafte Canots und eine starke und zahlreiche Mannschaft gewählt hatte, so kamen wir doch nur sehr langsam vorwärts.

Endlich nach einer vierzehntägigen Fahrt gelangten wir an den ersten Fall des Oyapock. Diese Fälle versperren den Fluß in seiner ganzen Ausdehnung. Nur die Piroguen gelangen über diese Felsenkette hinweg; und doch ist man häufig genöthigt, sie auf den Felsen hinzuziehen oder den Landweg einzuschlagen. Als Cataracten unter dem Wasser, wie die von Assuan in Aegypten, haben diese Fälle ihre besondere Schönheit, die der eines perpendiculären Falles nicht nachsteht. Bei seinem ersten Falle gewährt der Oyapock in einer Breite von 500 Klaftern ein Labyrinth von Strömungen und Gegenströmungen, sprudelndem und ruhigem Wasser, kleinen Fällen und Lagunen, nackten Felsen und grünen Inselchen, unter denen Tausende von Fischen, denen es in diesem unruhigem Wasser gefällt, hüpfen, schwimmen oder schlafen.

Alle Ströme Guyanas wälzen sich in einem gleichartig gebildeten Bette; alle haben mehrere Barren, die sie für jedes andere Volk als die Indianer unbefahrbar machen würden. Diese gewandten und wachsamen Eingeborenen aber haben eine besondere Schifffahrt erfunden und aus ihren Barken eine Art Amphibien gemacht, die sowohl auf dem Lande als im Wasser zu brauchen sind. Zeigt sich ein Felsen auf dem Flusse, so befestigen sie augenblicklich eine lange Liane an das Vordertheil und ziehen das Boot über das Hinderniß hinweg. Dieses entscheidende Mittel wird aber nur selten und in der höchsten Noth angewendet; aber während der Hälfte der Reise verläßt die indianische Mannschaft das unnütz gewordene Ruder, um auf die hindernden Felsen zu springen. Hier treiben sie die Pirogue mit der Hand oder mit dem Fuße immitten eines Labyrinthes von Felsenblöcken, die kaum über das Wasser herausragen. Ihre Gewandtheit dabei und ihr Glück läßt sich nicht beschrieben. Sie springen von einem Felsenstücke zum andern, wählen die minder heftigste Strömung aus, berechnen ihren Anstoß so, daß er weder zu stark noch zu schwach ist, suchen zu gleicher Zeit ihr eigenes Gleichgewicht und den Lauf ihrer Barke zu erhalten, und thun so Wunder der Gymnastik und Körperkraft. Das ist die Arbeit dieser eingeborenen Seeleute, wenn sie ihre Barken nach dem Ober-Oyapock leiten. Die Aufgabe ist aber nicht minder schwer, wenn sie dieselben nach dem Meere zu gleiten lassen. Dann fliegt das leichte Fahr-

zeug schnell wie ein Vogel dahin; es gelangt in eine endlose Auseinanderfolge von felsigen Defiléen und fällt von Cascade zu Cascade. Ist die Höhe der Cataracte gar zu beträchtlich, so befestigen sie vorn eine Liane, stürzen sich in das Wasser und widerstehen an dieser Art Anker so, daß sie nur wenig nachgeben. Trotz diesen Vorsichtsmaßregeln schlägt das Canot mehr als einmal um, und es muß dann herausgefischt werden, um es wieder flott machen zu können.

Als ich an der ersten Barre ankam, sah ich wohl, daß jetzt eine Reise auf dem Ober-Oyapock unermeßliche Hindernisse gewähre, ohne eine Aussicht auf wirkliche Entschädigung zu bieten. Ich entsagte dem Unternehmen. Andere, die in einer günstigern Jahreszeit nach mir kamen, waren unerschrockener und glücklicher; sie besuchten die Völkerschaften, welche am Ufer dieses Flusses und seiner verschiedenen Beiflüsse wohnen. Unter diesen Reisenden müssen Baudin, der zu bald starb, als daß er seine Erzählung hätte veröffentlichen können, und sodann die Herrn Lacordaire und Leprieur erwähnt werden.

(Lacordaire's Reise.) Lacordaire machte diesen Ausflug im October 1831. Am 20. kam er am ersten Falle an, und legte in den folgenden Tagen die von Marypa und Cachery zurück, von denen der letztere 50 Fuß hoch ist. Bei Cachery erhielt Lacordaire den Besuch des Häuptlings der Pirius, des Capitains Alexis, eines achtzigjährigen Greises, der europäisch gekleidet war und den Stock mit dem silbernen Knopfe trug, den er früher als Zeichen seiner Würde aus den Händen des Gouverneurs der Colonie erhalten hatte. Dieser Häuptling sprach das Creolische ziemlich gut und erzählte unserm Reisenden die Geschichte seines Stammes, der in den Kriegen mit den Oyampis aufgerieben worden war. Durch ihn wurde es möglich, die Mannschaft der Böte zu vervollständigen. Man setzte den Lohn der indianischen Schiffer auf 25 Frcs. monatlich oder vielmehr auf drei Ellen blaues Baumwollenzeug fest, woraus sie Calimbes für sich selbst und Camisas für ihre Frauen machen wollten. Die Säbel, die Beile, die Messer, die Spiegel, die Angelhaken sind auch von den Wilden, für welche das Geld keinen Werth hat, geschätzte Gegenstände. Sie geben zum Tausche für diese Waaren cuac, coques oder Canots aus einem einzigen Stamme, Bogen, Hängematten und lebendige Thiere. Ein Canot gilt mehrere Beile, eine Hängematte ein Beil, ein Bogen ein Messer und einen Spiegel, und ein Papagei ebenfalls.

Nachdem Lacordaire den Häuptling der Pirius verlassen hatte, kam er vor der Stelle vorbei, wo vor einem Jahrhunderte die Mission von Saint Paul blühte, ein von den Jesuiten in wunderschöner Lage gegründeter Posten. Gegenwärtig zeugen nur noch einige Balken von Racapuholze, daß an der Stelle eine kleine Stadt stand. Die Einsamkeit ist hier vollkommen und die wilde Vegetation hat bereits den Raum wieder erobert, den ihr der Anbau entriſſen.

Den 24. October machte Lacordaire Halt in der Wohnung eines Indianerhäuptlings Namens Kaorar, kam in den folgenden Tagen über mehrere Barren, wo die Felsen immer malerischere Gestalten annahmen, und gelangte den 28. an der Mündung des Camopi am Fuße eines 1826 von der Expedition des Ingenieurs Baudin aufgerichteten Kreuzes an. Der Camopi, dessen Quellen unbekannt sind, ist der beträchtlichste Beifluß des Oyapock. Jenseits dieses Flusses verengt sich der Strom so, daß er nur noch 100 Klaftern breit ist, und hier beginnt der Raum, den die Volksstämme der Oyampis inne haben.

Die erste oyampische Wohnung, vor welcher unser Reisender anhielt, gehörte einem Indianer Awarassin, bei welchem damals zwanzig Personen beiderlei Geschlechts versammelt waren, die sich vom Kopfe bis zu den Füßen mit Rucu u. dergl. beschmiert hatten. Man trug in cuis, Gefäßen aus der Hälfte von Flaschenkürbissen, den gegorenen Saft des Caschiry auf, trank im Kreise und bewerkstelligte einige Tausche. Die Hütte, in welcher er sich befand, war eine kubuya, niedrige Wohnung in der Gestalt eines Bienenstockes, bestimmt zur Aufnahme der Fremden und zum Ausspannen der Hängematten am Tage. Nicht weit davon erschienen große suras, andere Hütten, die zu gleicher Zeit als Niederlage der kostbaren Geräthe, als Küche und Schlafgemach dienten. Diese letztern sind größere, 15 bis 20 Fuß über den Boden erhöhete Gebäude von theils achteckiger, theils vierseitiger Gestalt. Um in dieselben zu gelangen, muß man auf einem schiefgelegten Balken mit Einschnitten und einer Lehne hinaufsteigen.

Nachdem Lacordaire die Wohnung Awarassin's verlassen, traf er zum erstenmale zwei Emerillon-Indianer von kaum 20 Jahren, die 5 Fuß 10 Zoll groß waren, Gesichter mit sanftem Ausdrucke und rundliche, weibliche Formen hatten, die mehrern Indianerracen gemein sind. Diese Leute waren von dem obern Oyapock heruntergekommen, um Familien zu besuchen. In derselben Hütte bemerkte Lacordaire auch zwei junge Mädchen von sechszehn Jahren in völliger Nacktheit, die nur um den Hals ungeheuer große Halsbänder von Glasperlen hatten, von denen einige Zweige bis auf die Hüften herabfielen.

Weiter hin war man in reinem Oyamplande und das Volk nahm einen riesenhaftern und männlichern Charakter an. In dem ersten Carbet, der besucht wurde, befanden sich zwanzig mit Pfeilen und Bogen bewaffnete Personen, die den Körper sorgfältig bemalt, die Arme und den Kopf mit Armbändern und Kränzen verziert hatten. Sie begrüßten den Reisenden mit dem Namen banare (Freund) und boten ihn ein Caschiry nach allen Regeln an. Er mußte mehrere Tassen oder Becher voll dieses geistigen Getränkes leeren und den Indianern die Spitze bieten, welche sich zu Ehren der Fremden berauschten.

Der Caschiry wird von geraspeltem, sieben bis acht Stunden gekochtem Manioc gemacht, welchen man zwei Tage lang gähren läßt. Nachdem diese Flüssigkeit durchgeseihet, ist sie weiß wie Milch, und hat einen etwas scharfen aber angenehmen Geschmack. Uebrigens ist der Trank sehr unschuldig und man kann mehrere Flaschen voll austrinken, ohne eine üble Wirkung zu spüren. Die Indianer nehmen eine ungeheuere Masse zu sich, um sich zu berauschen.

Wenn ein Fest angekündigt ist, machen die Indianer den Caschiry tonnenweise und füllen damit alle Gefäße, welche sie erhalten können. Für 100 Indianer muß man 8 bis 10 Fässer rechnen. Am angezeigten Tage kommen die Geladenen an; zwei Tage lang wird getanzt und nur Wasser getrunken, dann geht man auf den Fischfang und die Jagd und es findet eine große Mahlzeit statt, bei der ebenfalls nur Wasser getrunken wird. Ist diese Mahlzeit aber vorbei, so beginnt die widerwärtigste Orgie, die man sich denken kann. Die Männer liegen in den Hängematten und empfangen den Caschiry aus den Händen der Frauen. Hier müssen sie sich berauschen und immer trinken, denn nach der Sitte darf kein Tropfen Caschiry in den Gefäßen übrig bleiben.

Diese Excesse sind allerdings selten, denn die Indianer von Guyana sind von Natur mäßig und nüchtern.

Nachdem der französische Reisende sich wieder eingeschifft hatte, kam er über den Fall Ako und sah in einer Pflanzung auf dieser Höhe am linken Ufer den Häuptling Waninika, der mit einer seiner ganz nackenden Frauen arbeitete. Als sie einen Fremden bemerkte, dachte sie nicht daran, sich zu verhüllen, obgleich ihre Camisa daneben lag. Dieser Waninika war der mächtigste Häuptling der Oyampis gewesen. Seine poïkos (Vasallen), deren er viele hatte, arbeiteten und fischten für ihn. Er seinerseits führte eine väterliche Regierung. Dies dauerte so lange, bis er eine Reise nach Cayenne machte. Hier erwartete ihn eine Art officieller Empfang. Der Gouverneur Milius nahm ihn an seinen Tisch, steckte ihn in die Uniform eines Schiffscapitains, führte ihn zu einigen Bällen und entließ ihn endlich mit Geschenken beladen, worunter sich Munition und Gewehre befanden. Der arme Waninika verlor bei so vielen Ehrenbezeugungen den Kopf, wurde aus dem guten Fürsten, der er gewesen, ein Despot, machte sich ein Vergnügen daraus, nach seinen Unterthanen zu schießen, und trieb es so lange, daß ihn alle verließen. Da fiel sein Carbet in Trümmer und seine Pflanzungen verdarben aus Mangel an Pflege.

Lacordaire blieb nur kurze Zeit bei dem Capitain, ziemlich lange aber bei dem Bruder desselben, dem Indianer Tapaïawar. Die Carbets dieses

letztern, die in der Mitte einer Halbinsel lagen, enthielten 25 Personen, die sämmtlich zu seiner Familie gehörten. Seine Söhne und Schwiegersöhne fischten für ihn; seine Frauen besorgten die Pflanzung, und er, ein echter Pascha, hatte nichts zu thun. In seiner Hängematte ausgestreckt, trank, schlief und plauderte er.

Bei Tapaïarwar konnte Lacordaire während eines Aufenthalts von zwei Wochen die Oyampis in ihren Sitten und Gebräuchen beobachten, und er hat eine günstige Stimmung für sie mit zurückgebracht. Es herrschte fortwährend das beste Vernehmen unter ihnen. Alle standen mit Tagesanbruch auf, badeten sich im Flusse, kamen dann nach den Hütten zurück, um auszuruhen, und gingen darauf an die tägliche Arbeit, die Männer zur Hängematte, die Weiber zur Pflanzung. Es war ein patriarchalisches Leben, das nur von Zeit zu Zeit durch Schwelgereien in Caschiry gestört wurde.

Der Reisende sah Indianer-Tänze in großem Staate. Die Tänzer bereiteten sich mehrere Tage vorher darauf vor, wegen der Verfertigung des Schmuckes und der musikalischen Instrumente. Der Putz besteht in einer Art Mütze, die aus Arumarinde gemacht und mit drei langen Gänsefedern besteckt wird. Ein Visir von Federn verhüllt einen Theil des Gesichts. Bei diesen Festtagen waren die Indianer besser bemalt als gewöhnlich, die Zeichnungen regelmäßig, schwarz und roth, und schlängelten sich über den ganzen Körper. Das Calimbe ferner war an diesem Tage länger; seine beiden Enden hingen bis auf die Erde hinab.

Die einzigen musikalischen Instrumente sind eine Art Flöten. Eine jede dieser Flöten giebt einen Ton und die Indianer begnügen sich mit drei Tönen bei ihren Stücken. Sie verfertigen eine große Anzahl solcher Flöten, die, zusammen geblasen, den eintönigsten und ohrzerreißenden Effect machen. Die alleinige Begleitung dieser Flöten ist das Geräusch, das die über dem Knöchel der Tanzenden befestigten Nußschnuren hervorbringen.

Gegen Abend kommen die Tänzer an und vor ihnen her geht ein junges Mädchen, das einen Stab mit einer Art breitheiligen Fächers oben darauf aus drei langen Vogelfedern trägt. Der Tanz der Indianer ist nichts weiter als ein Gang, wobei die hintereinander gehenden Tänzer die linke Hand auf die Achsel des Vorangehenden legen, während die rechte die Flöte hält. Die Tänzerinnen umschlingen den Tänzer mit dem rechten Arme. So beginnen die Flöten und die Ahuaye-Nüsse bezeichnen den Tact. Bei jedem Schritte drehen sich die Tänzer um, als wenn sie einander grüßen wollten. Bei Fackelschein müssen diese Tänze phantastisch aussehen.

Lacordaire war noch bei seinem Wirthe Tapaïarwar, als ein anderer Reisender dazu kam, Adam de Bauve, der den Yarupi hinaufgehen wollte. Einer der Häuptlinge, welche an diesem Flusse wohnen, ein Indianer Namens Paranapuna, war in einer schönen portugiesischen Uniform und dem Calimbe zu Tapaïarawar gekommen und hatte den Reisenden gastliche Aufnahme in seinem Carbet angeboten. Lacordaire und de Bauve benutzten dieses Anerbieten und beschlossen, den Ausflug auf dem Yarupi gemeinschaftlich zu machen.

Die Fahrt auf diesem Flusse war wie auf dem Oyapock, gefährlich wegen der Barren und Fälle von 30 bis 40 Fuß Höhe. Bei dem Capitain Paranapuna wurden die Reisenden auf die seltsamste Weise empfangen. Der Häuptling, der wie seine ganze Familie in der Hängematte lag, rührte sich anfangs nicht, einige Minuten nachher aber sprang er von seinem Lager herab und und sprach und gesticulirte eine halbe Stunde lang, während er mit großen Schritten ernst und ärgerlich in dem Carbet auf- und abschritt. Es war eine Anrede an seine Söhne, denen er ihre Faulheit vorhielt. „Es kommen Weiße," sagte er, „und ich habe ihnen nicht einen Fisch, kein Stück Wildpret anzubieten." Der Tadel wirkte auf die Söhne und von dem Tage an jagten und fischten sie für die Gäste.

Lacordaire begleitete die Indianer auf die Jagd, erlegte mehrere ziemlich seltene Vögel und einen kleinen Cuguar. Seine Führer waren alle geschickte Jäger, sie gingen in dem Walde so leise, daß sie das Wild immer ganz herankommen ließ; dann schossen sie, erlegten den Gegenstand und ließen ihn liegen, um ihn auf dem Rückwege mitzunehmen.

Der Aufenthalt Lacordaire's unter den Uferbewohnern des Yarupi dauerte nicht lange. Uebrigens war er fieberkrank und hatte nicht Körperkraft genug mehr, um diese Erforschung des Landes fortzusetzen. Er schiffte sich wieder ein, fuhr den Yarupi und Oyapock hinunter und kam nach einer Abwesenheit von 40 Tagen in Cayenne wieder an. Als verständiger und gelehrter Reisender hatte er viel gesehen.

Die hier und da durch große Barren gehemmten Flüsse des französischen Guyana werden nie für den Binnenhandel passende Communicationswege werden. Wenn Urbarmachungen das Land öffneten, müßten zur Vervollständigung des Werkes der Colonisation Straßen das Gebiet in verschiedenen Richtungen durchschneiden. Bis jetzt haben jene Barren selbst die Verschmelzung der indianischen Volksstämme verhindert; sie dienten den über dies weite Land verstreuten Völkern als natürliche Grenzen.

Diesen Schwierigkeiten der Schifffahrt muß man auch den Ruin aller Niederlassungen zuschreiben, welche man bis jetzt an den Ufern des Oyapock versuchte. Die Posten, welche die Missionäre zu Saint Paul und an dem Camopi angelegt hatten, sind wieder geworden, was sie vorher waren, ungeheuere Einöden. Die Gegend am Oyapock hat jetzt nur noch einen unbedeutenden Handel mit Bretern und cuac, der durch ein Paar Goeletten betrieben wird.

(Indianer.) Wir haben die Indianer der Binnenwälder bereits kennen gelernt. Sie sind unempfindlich und träge, verlassen ihre Hängematten nur, wenn sie die Noth zwingt, und bauen kaum so viel Land an, als sie brauchen, um sich nähren zu können. Gewöhnlich nüchtern, bisweilen unmäßig, melancholisch, mißtrauisch, sanft, gastfrei, leiden sie an der Manie der Giftmischerei. Sie kennen die giftigen Pflanzen und wenden dieselben oft bei den Europäern an, in deren Dienst sie treten.

Die Eingeborenen gehen fast nackt, einige aus Mangel an Kleidungsstücken, andere aus einem gewissen Vorurtheile. Die Männer haben indeß das calimbe, die Frauen die camisa oder wenigstens den cuyu, eine Art dreieckiger Schürze. Die Männer haben sich bisweilen die Backen durchbohrt, so daß sie Federn oder andere Schmucksachen hineinstecken können. Ihr Gesicht ist übrigens ziemlich regelmäßig. Die zum Fettwerden geneigten Frauen haben ein gefälliges und sanftes Gesicht, anmuthige und wohlproportionirte Formen. (Taf. 5. Abbild.) Die bei ihnen sehr häufige völlige Nacktheit schließt keineswegs, wie man glauben könnte, jedes Schamgefühl aus. Sie sind mehr oder minder bemalt, sehen schmuzig aus und halten doch außerordentlich auf Reinlichkeit. Kaum haben sie die Hängematte verlassen, so nehmen die Indianer, Männer und Frauen, ein Bad in dem Flusse, dem gewöhnlich den Tag noch eines folgt.

Die Arbeit ist zwischen den beiden Geschlechtern so vertheilt, daß jedes etwas davon bekommt. In gewissen Büchern hat man den Antheil übertrieben, der den Frauen zugewiesen seyn soll. Die Bebauung des Bodens haben sie allerdings, aber bei den Eingeborenen sind die Ernten nicht die Hauptsache. Die Jagd und der Fischfang haben bei ihnen eine weit größere Wichtigkeit und sind zu ihrem Wohlbefinden wesentlich nothwendig. Diese besorgen nur die Männer. Der Bau der Canots und deren Ladung, die Hauptarbeit bei den Abholzungen gehen ebenfalls den Männern an. Den Frauen bleibt also die minder beschwerliche Arbeit übrig. Alles dies ist übrigens so vollkommen geregelt, daß in dem Hauswesen die vollkommenste Eintracht herrscht. Läßt eine Frau sich eine strafbare Vernachlässigung zu Schulden kommen, so straft sie der Mann ohne Lärm und Aufsehen; sie duldet diese Züchtigung ergeben und unterwürfig, und dann ist alles bis zu einem neuen Fehler vorbei. Nur der Ehebruch ist in den Augen der Indianer ein unverzeihliches Verbrechen und wird fast immer mit dem Tode bestraft.

Nach Lacordaire wurde der Oyapock von einem andern Reisenden, Leprieur, besucht, der die Angaben seines Vorgängers in den meisten Punkter nur bestätigt. Nachdem Leprieur einige Zeit auf dem Flusse über und unter der Mündung des Camopi gefahren war, entschloß er sich, sich mitten durch den Urwald zu wagen, um die Quellen aufzusuchen. Er brach den 8. Novbr. 1832 mit vierzehn Indianern auf und gelangte unter die grünen für die Sonne undurchdringlichen Laubgewölbe. Von einem mit Palmen, Orchideen, Pterus und Dioscoreen bedeckten sumpfigen Boden kam er auf Hügel mit Meliaceen, Cacteen, Farrnkräutern rc. Nach einem viertägigen Marsche unter dieser jungfräulichen Vegetation endlich kam er bei den Coqs de Roche (Felsenhähnen), zwei Stunden nördlich von den Quellen des Oyapock an, nachdem er viermal über diesen Fluß oder seine Arme gegangen war.

Auf diesem Punkte waren die Felsen Feldspath und Sienit, vermischt mit einigem Kies, und alle trugen unabweisbare Spuren der Wirkung des Feuers an sich.

In dieser Gegend Guyanas, dem Mittelpunkte einer Menge Flüsse, besuchte Leprieur mehrere derselben, den Ruapera, den Couve und besonders den Ober-Jari. Minder glücklich war er bei einem Versuche, den Maroni oder einige der Beiflüsse desselben zu erreichen. Nur mit drei Negern mußte er über tiefe Sümpfe, durch Wälder voll Jaguare gehen, lebte von der Cumupalme und Palmenkohl, dauerte 25 Tage in dieser gefährlichen Unternehmung aus und hielt erst inne, als alle seine Leute um ihn her krank wurden. Da kehrte er um und erreichte den Oyapock wieder.

Dieses Land, welches bis dahin noch kein Europäer betreten hatte, war uneben, aber niedrig und hatte Berge bis zu 600 Metres Höhe. Die Felsen waren fast alle feldspathisch; es ließ sich keine Spur von Kalklager sehen; angeschwemmtes, an der Küste so häufiges Land, fehlte in diesem Striche.

Der ganze Theil des Oyapock über dem Camopi wird von den Oyampis bewohnt, deren Anwesenheit daselbst sich von 1816 oder 1817 herschreibt. Die größern und gewandtern Emerillonen wohnen an den Ufern des Camopi. Dieser Stamm ist von denen, welche das französische Guyana bewohnen, noch am weitesten zurück. Während die Oyampis sich mit einigen industriellen Arbeiten beschäftigen, etwas Baumwolle spinnen und sehr hübsche Hängematten weben, beschränken sich die Emerillonen darauf, das Wild, das sie zu ihrer Nahrung brauchen, zu verfolgen und zu tödten. Die Fische, welche in allen ihren Flüssen sehr häufig sind, rühren sie nicht an.

Die Sprache der Oyampis ist reich, weich und wohlklingend. Lacordaire hat bestätigt, daß sie bis zehn zählen, eine Eigenthümlichkeit, welche eine Aehnlichkeit mehr zwischen dieser Sprache und den andern amerikanischen Sprachen seyn würde, in denen sich die Zahl zehn stets wegen der zehn Finger findet. Leprieur brachte ein Verzeichniß von ungefähr fünfhundert oyampischen und palicurischen Wörtern mit, welche als Grundlage für spätere Forschungen dienen können.

Kapitel VIII.

Das holländische Guyana.

Ich hatte also meine Binnenreise auf dem Oyapock hinauf aufgegeben. Drei Tage an der ersten Barre hatten mir eine ziemlich vollständige Idee von der Physiognomie des Landes gegeben. Zweimal lagerten wir am Ufer des Flusses in einer Art improvisirten Hütte. Jeden Abend schnitten meine Indianer drei Stangen von 12 Fuß Länge ab, befestigten dieselben an dem einen Ende mit Lianen, stellten sie dann aufrecht, bogen sie auseinander und erhielten so ein Dreieck, in dessen Zwischenräumen man drei Hängematten aufhing. Diese improvisirte Lagerweise heißt in der Sprache der Indianer tapayas. Bei Regenwetter kam zu dem tragbaren Dreieck noch ein Dach von Turlury-Blättern, welches die Hängematte ziemlich schützt und ihr als grüne Kuppel dient.

Den 23. Juli schiffte ich mich von neuem auf der Goelette ein, die am Ende des zweiten Tages vor Cayenne erschien. Mein neuer Aufenthalt in dieser Stadt sollte nur kurz seyn. Das französische Guyana hatte nichts mehr, das mich interessirte. Der Zufall kürzte diesen Aufenthalt noch mehr ab. Mein holländischer Capitain wollte, nach der Beendigung einiger Geschäfte in Cayenne, nach Paramaribo segeln, und ich mochte diese Gelegenheit nicht versäumen. Mein Gepäck wurde sogleich an Bord gebracht, ich nahm Abschied von meinen Bekannten und wir segelten ab.

Die Ueberfahrt von Cayenne nach Paramaribo geschah ohne ein weiteres Ereigniß, als den Aufenthalt von einem Tage zu Sinnamary, einer öden Savanne, die dadurch berühmt ist, daß sie den Verbannten vom 18. Fructidor als Exil diente. Die Namen Barbé Marbois, Barthelemy, Ramel, Tronçon Ducoudray kamen mir in das Gedächtniß, während ich diese nackte und unfruchtbare Haide betrachtete, und ich begriff es wohl, daß der Tod angenehmen seyn muß als ein Exil an einem solchem Orte.

Nach einer achttägigen Küstenfahrt gelangten wir an die Mündung des Surinam, eines schönen Flusses, der bis Paramaribo, der Hauptstadt des holländischen Guyana, eine Stunde breit ist. Unsere Goelette gelangte, von der Flut begünstigt, sogleich in das Fahrwasser und glitt bald zwischen zwei mit glänzendem Grün geschmückten Ufern hin. Hier und da zeigten sich zu beiden Seiten herrliche Landhäuser, Pflanzungen, Gruppen blühender oder mit Früchten beladener Bäume, Gärten und Blumenbeete, sämmtlich vortrefflich unterhalten.

Ungefähr 11 Meilen über der Mündung und bei dem Einflusse des Commewine, eines schönen Flusses, der sich in den Surinam ergießt, zeigten sich auf der einen Seite das Fort Leyden, auf der andern das Fort Zelandia und endlich am westlichen Ufer des Surinam die Batterien von Pouromerent. Darüber hinaus belebte sich der Fluß immer mehr; man merkte die Nähe der großen Stadt. Von Zeit zu Zeit sahen wie Gruppen fast nackter Jünglinge und Mädchen herbeieilen, welche sich in den Fluß stürzten und darin zu spielen schienen wie Fische. Ein anderes Mal wurde unsere Aufmerksamkeit durch elegante Barken der Creolen gefesselt, die stets vier Ruderer haben. Diese Barken hatten auf dem Hintertheile einen Pavillon mit beweglichen Jalousien, unter welchem die sybaritischen Europäer sich ausstrecken, während ihre Neger das Fahrzeug schnell auf dem Flusse hintreiben. Ein Schwarzer stand am Steuer, und wenn Damen dabei waren, stellte sich eine Negerin auf die Kuppel. Wir begegneten mehreren dieser Barken, die zierlich und malerisch aussahen. (Taf. 4. Abbild.)

(Paramaribo.) Es war vier Uhr als wir vor dem schönen Fort Zelandia vorüber kamen, welches zugleich die Stadt und die Rhede beherrscht. Nachdem wir um dasselbe herum waren, sahen wir Paramaribo am linken Ufer des Flusses liegen mit seinen langen Reihen weißer und regelmäßiger Häuser, während näher an uns ankernde Schiffe den Vordergrund des Gemäldes belebten. (Taf. 4. Abbild.) Von diesem Punkte aus gesehen, nimmt die Stadt für sich ein; sie hat ein Aussehen von Ordnung und Eleganz, welches die Anwesenheit der Holländer verräth. Am Lande wird dieses günstige Vorurtheil wirklich gerechtfertigt. Die Straßen sind breit und mit der Schnur gezogen, an jeder Seite mit blühenden oder fruchttragenden Bäumen bedeckt.

Der Platz, an welchem ich ausstieg, befand sich vor dem Regierungspalaste, einem hübschen Gebäude von zwei Etagen. Das Fort Zelandia liegt gegenüber und in seinen Mauern enthält es ein Arsenal, wie mehrere von Mauersteinen gebauete Magazine. Zwischen der Citadelle und dem Regierungspalaste zieht sich die öffentliche Promenade mit buschigen Tamarinden hin und beherrscht den Fluß, wie das entgegengesetzte Ufer, wo zierliche Häuser stehen.

Ein anderer sehr hübscher Platz ist der Oranienplatz, ganz mit Bäumen bepflanzt wie der erstere. An der einen Seite desselben erhebt sich das steinerne geräumige, wenn auch nicht eben elegante Rathhaus; auf

der andern steht die protestantische Kirche, wo in holländischer und französischer Sprache Gottesdienst gehalten wird; dann deutsche und portugiesische Synagogen, und endlich eine Menge Häuser von Kaufleuten des Landes. Alle diese Häuser sind von Holz, zwei Stockwerk hoch und außen perlengrau angestrichen, was sehr gut aussieht. Schindeln bilden die Bedachung und sehen aus wie Schiefer. Wenige Häuser haben Glasfenster, weil sie zu warm halten würden; Gazefenster vertreten die Stelle. Da das Wasser des Flusses nicht trinkbar ist, so hat jedes Haus seinen Brunnen für die Sclaven und das Vieh, und seine Cisterne für den Herrn.

Das Innere dieser Häuser ist im Allgemeinen luxuriös ausgestattet. Statt der Tapeten sind die Wände mit kostbarem Holze bekleidet. Der Fußboden wird jeden Tag sorgfältig mit halbreifen Orangen gereinigt, die man auseinander schneidet. Die Diener reiben sie stark darauf und man erhält dadurch nicht blos eine vollkommene Reinheit, sondern auch einen angenehmen Wohlgeruch im Zimmer.

Das Leben der Creolen, welche diese reinlichen netten Häuser bewohnen, hat etwas von dem Colonial-Raffinement und dem amerikanischen Luxus. Alles, was die bekannten Länder Delicates und Kostbares erzeugen, bedeckt die Tafel der reichen Holländer. Ihr größter Luxus ist der Luxus des Magens. Die Lebensmittel sind deshalb unglaublich theuer. Ein Reisender versichert, einen Truthahn mit 36 Frcs. haben bezahlen sehen. Nach ihm kostete das Pfund Weizenmehl 8 bis 24 Sous; die Butter 50 Sous; das Fleisch 24 bis 36 Sous. Ein anderer sehr charakteristischer Luxus bei den holländischen Creolen ist der feiner Zeuge. Sie tragen Wäsche nur von feinster und blendend weißer Leinwand. Die Sclaven im Hause haben eine Art Hemd von Guinea-Zeuge; die andern begnügen sich mit einem Rocke, der vom Gürtel bis auf dem halben Schenkel reicht. Die Tracht der Frauen von gemischtem Blute nähert sich mehr jener der Europäerinnen. Die Mulattinnen kennen die seidenen Kleider und den feinen Perkal; sie bedecken sich mit Juwelen und Armbändern aller Art, gehen aber barfuß, da die Schuhe ein Vorrecht der freien Personen sind.

Paramaribo ist eine große und schöne Stadt und kann eine Länge von 1 Meile haben bei einer Breite von ¼ bis ½ Meile. Die Einwohnerzahl, welche man auf 20,000 anschlägt, besteht aus sehr verschiedenen Elementen. Die Europäer jeder Nation, Engländer, Franzosen, Deutsche, Holländer, zählen dabei 2000; die portugiesischen und deutschen Juden 3000, die freien Farbigen 4000, die Sclaven 11,000. Die Menge so verschiedener Grundformen giebt der Stadt ein lebhaftes und geräuschvolles Aussehen. Die Straßen sind belebt von den Soldaten, Seeleuten, Sclaven, Pflanzern und Kaufleuten; Wagen rollen in Staubwolken hin; auch die Rhede ist durch die darauf sich kreuzenden Fahrzeuge, durch die Fischerbarken, die Schaluppen, welche Zucker, Cacao, Baumwolle, Kaffee ein- oder ausladen, und durch die hübschen Luxusboote belebt, welche mit ihren weißen Rudern und ihren grünen Seiten auf dem Flusse hingleiten.

Ich war in dem Gasthofe zum königlichen Wappen abgestiegen und fand da eine bequeme, reinliche und elegante, aber etwas theuere Wohnung. Hier befand sich zu gleicher Zeit mit mir ein braver Israelit aus Savanah la Juive, einem blühenden und volkreichen Flecken 20 St. über Paramaribo am rechten Ufer des Surinam. Dieser Kaufmann hatte eine eigene sehr bequeme und schöne Barke; er reiste als großer Herr. Als er aufbrach, bot ich mich ihm zum Reisegefährten an und er nahm mich herzlich gern mit. Es war eine Abwesenheit von nur acht Tagen, und ob ich gleich sehr wünschte, bald nach Colombien zu kommen, so wollte ich doch die Gelegenheit zu einem kleinen Ausfluge in das innere Guyana nicht unbenutzt vorüber lassen.

Am 28. Juli bestieg ich die Barke des Kaufmanns von Savannah, die unter dem Ruderschlage bald auf dem Flusse hinglitt. Es war eine herrliche Fahrt auf einem glatten Strome zwischen zwei ungeheuern Wäldern, welche ihre unermeßlichen Arme auszustrecken schienen, um einander zu fassen. Vögel flatterten unter diesem dunkeln Grün, während Tausende von Fischen über das klare und durchsichtige Wasser hüpften. Alle Schönheiten einer wilden und mächtigen Natur zeigten sich vor mir so schnell nach einander, daß ich das Grün, die Wälder, das Wasser oft für ein unter einander geworrenes Schattenspiel zu halten versucht war.

Wir lebten auf der Barke, schliefen aber nicht da. Die Muskitos würden uns auf dem Flusse keine Ruhe gelassen haben. Wenn es Abend wurde, suchte man einen abgeholzten, trockenen, hochgelegenen, bequemen Platz zu einem Bivouac aus. Die Barke wurde am Surinam angelegt, und die Barkenführer improvisirten mit vier Pfählen und einem Dache von Bananenblättern für jeden von uns einen Schutz, wo die Hängematte aufgehangen werden konnte. Neben diesem halb wilden, halb europäischen Carbet zündeten andere Diener ein großes Feuer an, sowohl um die Insecten zu vertreiben, als um das Abendessen zu bereiten. War meine Hängematte einmal aufgespannt, so streckte ich mich gern darin unter den gewaltigen hundertjährigen Bäumen aus, während meine Flinte neben mir lag, um im Falle eines Angriffs von herumstreifenden Indianern, von Jaguars oder andern wilden Thieren bereit zu seyn.

Auf diesem Gebiete, das weit reicher ist als das französische Guyana, bemerkte ich eine Menge neuer in großem Maßstabe vorgenommener Urbarmachungen. Hier war das Land doch wenigstens bewohnt; der Anbau wanderte nicht mit den Carbets der Indianer aus. Europäische Pflanzer, Herren einer gewissen Anzahl Schwarzer, bearbeiteten ein Stück Land von größerer oder geringerer Ausdehnung. Um diesen Boden dem Anbaue zu gewinnen, hatte man zu gleicher Zeit die Vegetation und das Wasser bekämpfen müssen, denn der Küstenstrich des holländischen Guyana war nicht nur bewaldet, sondern auch überschwemmt. Urwälder wuchsen hier mitten in Sümpfen. Ein einfaches und leicht ausführbares Schleußensystem mußte mit dem Feuer und dem Beile zur Urbarmachung beitragen. Nur die geduldige Energie der Holländer konnte ein solches Resultat erlangen. Durch die Thätigkeit der Pflanzer ist das Wasser jetzt nach den Flüssen zurückgedrängt oder in Canälen eingeschlossen, welche zugleich als Transportwege nützlich sind. Diese Canäle sind zahlreich und gut unterhalten; sie durchschneiden die Pflanzungen so, daß die Felder eben so viele Inseln bilden, welche durch Brücken oder herrliche mit Rasen bekleidete Dämme mit einander verbunden sind. Nichts sieht lachender aus als die Obstbäume, die Zuckerrohr-, Cacao- und Kaffeepflanzen, welche mitten in diesen Lagunen gedeihen.

Der Anbau und die Producte des holländischen Guyana sind fast dieselben wie die des andern Guyana. In der Nähe von Paramaribo wird das Land durch Sclaven bearbeitet, die von der afrikanischen Küste kommen. So viel ich bei meinem kurzen Aufenthalte sehen konnte, schienen diese Schwarzen nicht unglücklicher zu seyn als jene von den Antillen und von Cayenne. Es war dasselbe System des Zustandes, dieselbe Arbeitslast. Indeß erzählt der Reisende, der das holländische Guyana am ausführlichsten beschrieben hat, Stedman, daß zu seiner Zeit die Ebenen von Paramaribo die Hölle der Schwarzen gewesen. Er versichert gesehen zu haben, daß ein unglücklicher Sclave an den Rippen an einen Galgen gehakt war, und ein junges Mädchen von sechszehn Jahren durch Peitschenhiebe zerfleischt wurde. Besonders führt er jenen schrecklichen Zug einer Creolin an, die eines Tages auf der Barke nach ihrer Pflanzung fuhr und durch das Geschrei eines Kindes gestört wurde, das ihre Sclavin stillte. Ohne sich um das Jammern der Mutter zu kümmern, nahm sie das arme kleine Geschöpf, tauchte es in das Wasser und hielt es darin bis es ertrunken war. Ueberdies erhielt die Negerin Peitschenhiebe, um ihr die Thränen zu vertreiben.

Man muß wohl annehmen, daß solche Dinge selbst in dem holländischen Guyana Ausnahmen sind. Ich für meinen Theil habe auf allen Pflanzungen, die ich besuchte, nichts gefunden, was jenen Rohheiten ähnlich gewesen wäre. Der Stock herrscht wohl in diesen Gegenden und ersetzt, wie überall, jedes Strafgesetz der Neger, aber die Pflanzer machen, in ihrem eigenen Interesse, keinen Mißbrauch davon. Dieselben Annehmlichkeiten, welche ich auf den Antillen bemerkt, besitzt auch der Sclave von

Paramaribo. Er hat auch sein Gärtchen, seine Hütte, seine Ersparnisse, seine Unglücksgefährtin und seine Kinder. Zum Troste für die Arbeiten der Woche haben diese armen Gefangenen ihre Tänze am Sonntage, den Congo und den Loango, den Wacycotto und den Soisa, süße Erinnerungen an das Vaterland und die einzigen, welche den Unglücklichen geblieben sind.

Nach einer dreitägigen Fahrt, die durch Anhalten bald im Walde, bald in den Wohnungen unterbrochen wurde, kamen wir nach Savannah la Juive. Die Häuser des Ortes sind sehr hübsch und ihre Reinlichkeit verräth eine fast allgemeine Wohlhabenheit. Savannah hat immer der in Europa so lange gedrückten Nation, jenen Israeliten, die sich endlich durch ihren geduldigen und muthigen Fleiß von der Verfolgung loskauften, als Zufluchtsort gedient; Savannah war für die Juden ein amerikanisches Zion, und sie haben es zu einem reichen und stark bevölkerten Flecken gemacht. Seit lange leben sie hier völlig frei unter holländischem Schutze, und haben längst in den Fortschritten der Bodencultur bezahlt, was man ihnen in socialer und politischer Unabhängigkeit bewilligte.

Jenseits Savannah la Juive wird das holländische Guyana nur durch Indianerstämme bewohnt, welche die Ufer der großen Flüsse bewohnen, des Surinam, der Sarameca, der Commewine und der Marawine. Diese Stämme sind eben so zahlreich und verschieden als im französischen Guyana. Man findet da Warrows, Caraïben, Accawaus, Arrowauks, Taïras, Piannacotaus, Macuschis und mehrere minder wichtige Völkerschaften.

In dem Capitel über das englische Guyana werden wir die Warrows kennen lernen, einen Stamm, der vorzugsweise den Küstenstrich zwischen Paramaribo und Demerary bewohnt. Die Caraïben, eine zahlreiche, industrielle und muthige Völkerschaft, leben ebenfalls an der Küste; sie sind von mittlerer Größe, gut gewachsen und weißer als die übrigen Indianer, die Accawauks ausgenommen. Die letztern lagern fast alle an den Flüssen Essequibo, Demerary und Berbice. Sie sind hoch gewachsen und von sehr heller Farbe. Die Arrowauks wohnen im Innern des Landes; sind groß und gut gebaut, haben regelmäßige Züge, weiße Zähne, schwarze und lebhafte Augen und schwarzes langes, schlichtes Haar. An keinem andern Theile des Körpers lassen sie Haar wachsen. Die Taïras wandern nach Stedman zwischen dem Maranham und Surinam umher; die Piannacotaus verlassen die Einöden des Innern nicht, und die Macuschis haben das gleichnamige Land inne.

Trotz einiger Unähnlichkeiten nähern sich diese verschiedenen Indianerracen durch den allgemeinen Typus. Sie haben eine hohe volle Brust, einen dicken Hals, vierschrötige Schultern und fleischige starke Glieder. Ihrem Gesichte, das allerdings bisweilen gar nicht angenehm ist, fehlt es nicht an einer gewissen Regelmäßigkeit. Die Nase ist etwas adlermäßig, die Lippen und der Mund sind von mittlerer Größe, die Zähne klein, weiß und gut gestellt, das Kinn ist rundlich und die Ecken der untern Kinnlade ziemlich vorstehend. Beide Geschlechter reiben sich den Körper mit Careba-Oel in der doppelten Absicht, die Haut geschmeidig zu machen und dieselbe gegen Insectenstiche zu schützen. Sie färben sich wie die bereits beschriebenen Racen mit Rucu und ziehen bisweilen weiße Linien über ihren Körper und ihr Gesicht. „Warum beschmierst du dich so?" sagte eines Tages Stedman zu einem jungen Indianer. — „Damit meine Haut weicher und vor den Stichen der Insecten geschützt sey," antwortete er. „Aber warum färbt Ihr Euch weiß, Herr? Ich sehe keinen Grund, warum Ihr Euer Mehl verschwendet und Euere Kleider beschmuzt. Wollt Ihr schon vor dem Alter grau und weiß aussehen?"

Der Charakter dieser Eingeborenen ist übrigens ernst, zurückhaltend und schlau. Die Vergiftungssucht findet sich unter mehrern Stämmen wieder. Die Beschäftigungen dieser Völkerschaften beschränken sich auf etwas Anbau und die Verfertigung ihrer Hütten, Hängematten und Piroguen. Ihre Religion läßt sich eben so wenig würdigen als die der Stämme am Oyapock. Diese Indianer glauben an gute und an böse Geister und haben eine Art Zauberer, die peiis oder piaches heißen und nach ihnen die Macht besitzen, die bösen Geister zu beschwören.

Ist ein Indianer krank oder verwundet, so läßt er den peii rufen, der mit seinen Zaubergeräthschaften gegen Abend ankommt. Das Hauptwerkzeug ist ein großer Flaschenkürbiß, an welchem weiße Kieselsteine und dürre Körner befestigt sind und durch den ein Stab gesteckt ist, der an der einen Seite einen Griff bildet und an der andern sich in sehr schönen Federn endigt. Ist der peii bei dem Kranken angekommen, so beginnt er seine Exorcismen damit, daß er dem Flaschenkürbiß eine kreisförmige Bewegung giebt und ein Gebet an Yowahu anstimmt, das fast bis um Mitternacht dauert. Dann stellt er sich, als habe er eine Zusammenkunft mit dem Geiste und führt einige Minuten lang einen dialogisirten Monolog. Nach zwei Versuchen der Art giebt der peii seine Meinung über die Krankheit zu erkennen und läßt darauf die Anwendung einiger Mittel folgen, deren Eigenschaften ihn der Zufall gelehrt hat.

Die Stelle eines peii ist unter den Indianern wegen des Einflusses, den sie gewährt, sehr gesucht; aber ein Mann gelangt weder durch Kühnheit noch durch Talent zu dieser Würde. Sie ist erblich und geht von dem todten peii auf dessen ältesten Sohn über, der durch eine Reihe von abergläubischen Ceremonien, welche mehrere Wochen dauern, in die Geheimnisse seines Ordens eingeweiht wird. Unter andern Prüfungen muß er sich gewöhnen, den Tabaksaft zu verschlucken bis er als Brechmittel wirkt. Er enthält sich, während dieses Noviziats von irgend einem Thiere zu essen, das von europäischer Herkunft ist; ist er aber einmal zum peii erwählt, so hat er das Recht auf die Erstlinge aller Arten Nahrungsmittel.

Die Waffen dieser Indianer sind die Keule von Eisenholz, der Bogen und die Pfeile, und eine Art Blaserohr von Bambus, womit sie vergiftete Pfeile schießen. Die Pfeile werden aus den Splittern des Holzes von der ersten Schicht des cokarito genannten Baumes gemacht. Sie sind zwölf Zoll lang und etwas dicker als eine Stricknadel. Ein Ende derselben ist nach Bancraft in ein Gift von der Wurzel der woosara getaucht, das andere von einem kleinen Baumwollenstücke umgeben, das man in die Röhre einpaßt. Die Indianer vermögen diese Pfeile hundert Fuß weit zu schießen und die damit gemachten Wunden sind tödtlich. Das Gift wurali ist das heftigste und wirksamste von denen, welche von diesen Indianervölkern gebraucht werden. Der Reisende Waterton hat das Recept dazu mitgetheilt; es wird von der Kriechpflanze wurali, einer bittern Wurzel, zwei Zwiebelgewächsen und zwei Arten Ameisen, von denen eine groß und schwarz und ihr Biß fiebererregend, die andere dagegen roth ist und wie eine Brennessel sticht, aus starkem Pfeffer, und endlich aus zwei zu Staub gemachten Giftzähnen der Schlangen labarie und cunacuchi gemacht. Diese verschiedenen Ingredienzen werden gepulvert und zusammen auf langsamem Feuer gekocht, bis der bräunliche Saft die Consistenz eines dicken Syrups hat. Dieses Gift ist unfehlbar. Kaum ist es unter die Haut gedrungen, so tödtet es, ohne die Farbe des Blutes zu ändern und ohne das Fleisch zu verderben.

Die Wohnungen dieser Stämme sind ebenfalls carbets, die in einer Stunde auf vier in die Erde geschlagenen Pfählen aufgerichtet werden. Gewöhnlich sind diese Hütten von allen Seiten offen; nur die Macuschis verschließen sie und lassen eine große Oeffnung darin. Die Arrowauks, die industriöser als die andern Indianer sind, haben größere Wohnungen, die indeß auf dieselbe Art aufgerichtet werden, nämlich mit perpendiculären Stangen, auf denen man oben Querstangen legt, während man das Ganze mit Jerullierblättern bedeckt, die man mit kleinen Nibbisbändern an die Träger befestigt.

Diese Völkerschaften gehen halbnackt und haben nur einen Schurz aus Baumrinde oder Cocusnußfasern. Die Frauen tragen bisweilen ein viereckiges Zeugstück von Baumwolle. Die Berührung mit den Europäern hat übrigens die Einfachheit der ursprünglichen Tracht bereits etwas verändert. An den Festtagen setzen die Indianer Hüte mit glänzenden Federn auf, die durch ein zwei Zoll breites Band festgehalten werden. Die

Frauen tragen Halsbänder von Glasperlen und ähnliche Bänder an den Armen, den Knien und über den Knöcheln.

Die Nahrung der Indianer besteht in Yams, Pisang, Bananen, Cassave- und Maniocwurzeln, Krabben, Fischen, Land- und Wasserschildkröten und endlich in Eidechsen. Sie essen auch das Fleisch der Affen, das sie mit Cayennepfeffer kochen. Ihr gewöhnliches Getränk ist ein gegorener Saft von Manioc. Mehrere Reisende haben einige dieser Stämme für Menschenfresser gehalten. Bancroft erzählt, daß bei dem letzten Aufstande der Sclaven von Berbice die Caraiben, die Hilfsvölker der Engländer, viele Neger erschlugen und verzehrten. Dieser Schriftsteller setzt hinzu, die Caraiben wären die einzigen Indianer in Guyana, welche diesen gräßlichen Gebrauch hätten.

Die Gebräuche dieser Indianer unterscheiden sich nicht von denen der Oyampis, der Galipis und der andern Stämme im untern Guyana. Die Vielweiberei ist erlaubt, wird aber selten benutzt. Sie haben nur eine Frau und geben ihr nur dann erst eine Nebenbuhlerin, wenn sie zu alt oder zu häßlich ist. Die Verheirathung der jungen Mädchen findet gewöhnlich statt, wann sie das Alter der Mannbarkeit erreicht haben. Es gehen keine langen Vorbereitungen voraus. Der Zukünftige bietet seiner Braut eine gewisse Quantität Fische und Wildpret; nimmt sie dies an, so wird die Hochzeit mit einem Schmause gefeiert. Die Niederkunft ist bei diesen Frauen ein für sie sehr wenig schmerzhafter Act der Natur und nie von Leiden oder Nachtheilen begleitet. Die Mutter befreit sich ohne Beistand. Kaum ist die Geburt vorüber, so werden Mutter und Kind in das Wasser getaucht und den andern Tag geht die Indianerin wieder an ihre Arbeit. Nach einem sehr seltsamen, von einigen Reisenden bestätigten Gebrauche muß sich der Mann, wenn die Frau in Folge der Niederkunft gesund ist, krank stellen. Dies ist durchaus nothwendig; er muß in der Hängematte bleiben, klagen und streng fasten, wie unsere europäischen Wöchnerinnen. Die Nachbarn besuchen ihn, wünschen ihm Glück wegen seiner glücklichen Entbindung und zu baldiger Wiederherstellung. Er läßt alles geschehen und hört es mit an, als wenn er wirklich Mutter geworden wäre. Nach dreißig Tagen hebt man ihn aus seiner Hängematte, um ihn auszupeitschen und ihm große Ameisen auf die Arme zu setzen. Dies geschieht indeß blos zu seinem Vortheile, um die Steifheit nach einer so langen und vollständigen Unthätigkeit zu vertreiben. So erzählen einige Reisende; nach andern dauert diese unerklärliche Comödie nur drei Tage.

Kapitel IX.

Das englische Guyana. — Demerary.

Ich blieb nur einen Tag in Juden-Savannah und benutzte eine Barke, um von neuem nach Paramaribo zu fahren. Hier fand ich auf einem Küstenfahrer Gelegenheit nach Demerary, wollte dieselbe nicht vorbei lassen und schiffte mich noch denselben Abend ein. Vier Tage nachher, den 10. Aug., befanden wir uns im Angesichte der englischen Colonie und deren Hauptstadt Stabroeck oder George-Town.

Es war zwei Uhr Nachmittags, als wir in den Hafen dieser volkreichen Handelsstadt einfuhren. Georg Town ist auf einer flachen und unfruchtbaren Küste erbaut, nach allen Richtungen hin von Canälen durchschnitten und also keineswegs eine grüne blütenreiche Stadt wie Paramaribo. Dagegen hatte sie das Aussehen eines thätigen, geschäftsreichen Ortes, eines fleißigen und reichen Tyrus. Ihre mit Hallen versehenen hölzernen Häuser sind mit dem Ordnungsgeiste angelegt, der in dem Handelsverkehre liegt. Sie stehen in symetrischen Reihen, haben aber selten mehr als zwei Stockwerke. Ihre Dächer sind von rothem Holze, das wie Mahagoni aussieht. Statt der Glasfenster haben die Zimmer Rolleaux und Jalousien, durch welche die Luft streicht. Ueberall offene Kioks, luftige Belvederes, welche den Wind zu rufen scheinen, der in diesen warmen Gegenden eine Wohlthat und doch so selten ist.

Noch denselben Abend stieg ich an einem mit Kisten und Ballen bedeckten Hafendamme mitten unter einer Menge Schwarzer in Beinkleidern von blauem Baumwollenzeuge aus. Hier und da zeigten sich einige Creolen, die fast alle weiß gekleidet waren, Jäckchen und Beinkleider von Gingham trugen und ruhig bei diesem Geräusche unter der glühenden Sonne unter dem Schatten eines von einem Sclaven gehaltenen Sonnenschirmes waren, und der schwarzen Menge Befehle gaben, die sich überall rührig zeigte und auf deren fettiger Haut auf jedem Schweißloche ein Schweißtropfen stand.

(George Town.) George Town, das in gleicher Entfernung von Demerary und dem Essequibo liegt, ist der Stapelplatz des englischen Guyana geworden. Man zählt hier ungefähr 10,000 Einwohner, Weiße, Schwarze oder Farbige. Wenige Orte gewähren eine so große Vermischung von europäischen Nationen: Holländer, Engländer, Deutsche, Russen, Schweden, Dänen, Franzosen, Portugiesen, Italiener, dann Amerikaner, Juden aus verschiedenen Ländern, man findet alles hier. Es ist ein wahres Babel, ein Congreß von Nationen. Die Stadt ist groß, eine Meile lang und eine Viertelmeile breit. Die Hauptstraßen haben Trottoirs, die mit Backsteinen gepflastert sind, und werden Abends beleuchtet. An jeder Seite der Straße befindet sich ein schiffbarer Canal, der sich mit der Flut füllt und mit der Ebbe leert. Unter den öffentlichen Gebäuden ist der Regierungspalast und eine lange Häuserreihe zu erwähnen, welche zugleich als Douane, Niederlage, Börse und Handelsgericht dienet. Der Markt von George Town ist gut versehen, alles aber, wie in Paramaribo, außerordentlich theuer.

Nirgends wird übrigens, selbst nicht auf den Antillen, der Fremde wohlwollender und prächtiger aufgenommen. Man streitet sich fast um die Neuangekommenen. Sobald sie ein Haus betreten haben, sind sie die Gäste desselben auf eine unbeschränkte Zeit. Man hängt ihre Hängematte auf und deckt am Tische mit für sie; sie gehören zur Familie und werden mit derselben zu allen Bällen und Concerten eingeladen.

Die Umgegend von Demerary, besonders den Fluß hinaufwärts, ist mit fruchtbaren und lachenden Pflanzungen bedeckt. Man findet dergleichen noch in einer Entfernung von 200 Meil., aber darüber hinaus hört der Fluß auf schiffbar zu seyn und der Anbau verschwindet. Diese Pflanzungen, fast alle von Holländern, den ehemaligen Herrn des Landes, bewohnt, sind hübsch, bequem und gut gehalten. Die Brücken, die Thüren, die Fenster, die Häuser, die Negerhütten, die Werkstätten, alles ist weiß, in der Lieblingsfarbe dieses Volkes, angestrichen. Mit Bäumen besetzte Wege schlängeln sich immitten dieser Felder hin und erinnern oft an die schönsten Alleen Europas. Die Arme, welche die großen Besitzungen bebauen, sind ebenfalls die von schwanzen Sclaven; man scheint sie aber besser zu behandeln als in Paramaribo.

Ich mußte in dem englischen Guyana einen Monat bleiben, worauf mich ein Handelsschiff nach Cumana in Colombien bringen sollte. Ich benutzte diese Zeit, um verschiedene Ausflüge auf diesem so fruchtbaren und großen Gebiete zu machen. Ich besuchte den Bezirk von Essequibo, den weit industriösere Indianer als die früher beschriebenen inne haben, und wollte einige Tage in dem Bezirke von Berbice und dessen Hauptstadt, Neu-Amsterdam, zubringen.

Der Bezirk von Berbice breitet sich an dem gleichnamigen Flusse und zwischen dem Corentin und der kleinen Bucht Abary an den Oceane aus. Der Berbice ist, obgleich breit, an seiner Mündung durch eine Barre verschlossen, über welche nur solche Schiffe hinweg können, die weniger als 14 Fuß im Wasser gehen. Dieses Hinderniß wird ewig dem Glücke dieser Colonie entgegenstehen.

Neu-Amstembam liegt am südlichen Ufer des Canje und ist eine gesunde Stadt, wo jedes Haus eine Art Insel, umgeben von Canälen, bildet. Diese einstöckigen Häuser sind von Galerien umgeben, wo die Luft frisch und frei circulirt. Statt ihnen ein hölzernes Dach zu geben, decken sie die Bewohner mit Blättern. Die Pflanzungen in diesem Bezirke sind reich und schön.

Nachdem diese kleinen Reisen gemacht waren, blieben mir fast drei Wochen von dem Aufenthalte in dem englischen Guyana übrig. Meine Untersuchungen waren beendigt und ich wußte nicht, wie ich die Zeit ausfüllen werde, als mir der Zufall eine belehrende und abenteuerliche Reise brachte. Zwei englische Naturforscher wollten von George Town aufbrechen, um auf Kosten der geographischen Gesellschaft in London den Lauf des Masaroni und einiger seiner Beiflüsse zu erforschen. Ich trug mich als Begleiter an und sie nahmen mich als solchen auf.

(Reise im Innern.) Wir schifften uns den 20. Aug. auf einem Boote ein, das von einer Jagdpirogue begleitet war. Unsere Vorräthe waren: zehn Dutzend Messer, einige lange Messer, sechs Dutzend Kattunstücke, fünf Pfund Angelhaken, eine Quantität Halsbänder von Glasperlen, Nadeln, Rassirmesser und Spiegel, 20 Pfd. Pulver, Blei und Flintensteine, Scheeren und vier Flinten. Unsere Mannschaft bestand in einem Accawau-Capitain und 22 Indianern seines Stammes. Als Lohn erhielten diese Leute ein Stück Kattun, ein langes Messer und vier gewöhnliche Messer, der Capitain überdies ein Stück Kattun und eine Flinte. Der Vertrag war nicht auf gewisse Tage, sondern für die ganze Reise geschlossen.

Den ersten Abend schliefen wir auf der Insel Caria, ungefähr drei Meilen vom letzten englischen Posten an dem Flusse. Bei dieser Insel nimmt der Masaroni zuerst sein eigenthümliches Aussehen an. Die beiden Ufer sind selten zu gleicher Zeit sichtbar, so sehr ist sein Lauf von grünen buschigen Inseln unterbrochen. Caria war sonst holländisch und bebaut, jetzt liegt sie öde; einige noch stehende Cacaobäume zeugen allein von der ehemaligen menschlichen Arbeit. Weiter hin und bei einer kleinen Insel mit einer Caribi-Wirthschaft, beginnen die Schnellen des Masaroni. Die von Warimambo, über welche wir den ersten Tag hinwegkamen, glich den tosendsten Fällen des Oyapock. Unsere Mannschaft mußte aus dem Boote springen, um dasselbe durch dieses bald ruhige, bald schäumende Labyrinth zu bringen. Am ersten Tage hatten wir oft solche Fälle zu überwinden und begannen also mit starken Prüfungen.

Abends beim Lagern zeigte sich eine Schwierigkeit. Die Palmen waren am Ufer des Masaroni selten und wir hatten nichts zum Verdecken unserer Hängematten. Wir sahen uns genöthigt, das Segel vom Boote loszumachen und dasselbe als Zelt zu brauchen. Unglücklicher Weise fiel auch Regen ein und schlug durch.

Den nächsten Tag wollten wir nach einem Aufenthalte zu Aramatta, einem kleinen Indianerlager, zu Cupara bivouakiren. Unser Reiseleben erhielt durch unsere Mannschaft bereits einige Ordnung. Jeden Morgen, wenn wir erwachten, fanden wir unsern Kaffee fertig und an demselben Feuer gekocht, an welchem die Indianer ihre Pfeffersuppe bereiteten. Diese Wilden pflegen gleich früh zu essen. Haben sie die erste Mahlzeit eingenommen, so ist es ihnen gleichgültig, ob sie den übrigen Tag fasten müssen, wenn sie nur von Zeit zu Zeit die Kehle mit einigen Schlucken pywori, einem Getränke aus warmem Wasser und Cassave, anfeuchten können. So trinken sie davon so viel, daß sie ungeheuere Vorräthe mitnehmen müssen.

Wir brachen gewöhnlich um 7 Uhr auf und endeten die Tagesreise um drei oder vier Uhr, je nachdem man früher oder später einen bequemen Lagerplatz fand. Trockener Sand, von Bäumen umgeben, war unser liebstes Bivouac. Hier hatte man immer Raum zum Herumgehen, ein Wasserbecken zum Bade und Stangen zum Aufhängen der Hängematten. Dies war uns lieber als die immer übelriechenden Indianer-Carbets voll Muskitos.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir dieser Reise Tag für Tag folgen, die jede Stunde neu entstehenden Gefahren, welche unsere gebrechliche Barke zu zertrümmern drohten, die fortwährenden Krümmungen des Flusses, der ein langes Knie zu bilden schien, und die plötzlichen Veränderungen der Landschaft beschreiben, die sich in launenhaften Umgestaltungen gefiel.

Die Indianer, die wir zuerst trafen, waren Accawaus. Wir kauften von ihnen hal arry, eine Art Weinstock, der einen kleinen Büschel bläulicher Blüten trägt und dann eine zwei Zoll lange Schote mit zehn grauen Bohnen enthält. Die Wurzel, die sehr lang wächst, hat bei ihrer größten Entwickelung drei Zoll im Durchmesser. Sie enthält eine Art gummöser Milch, ein starkes narcotisches Mittel, dessen sich die Indianer zur Vergiftung des Wassers bedienen, worin sich Fische aufhalten. Sie schlagen die Wurzel mit sehr harten Stöcken, bis sie faserig wird, lassen sie dann in Wasser weichen, das bläulich wird, und gießen diese Flüssigkeit an den Ort, wo sie fischen wollen. Ist dieses vergiftete Wasser in einem Bassin nach etwa 20 Minuten vertheilt, so erscheinen alle Fische darin an der Oberfläche und die Indianer können sie dann leicht mit der Hand fangen. Ein Kubikfuß dieser Wurzel reicht hin, einen Acker Wasser zu vergiften, selbst da, wo es sehr schnell fließt. Der Fisch leidet übrigens von dem Gifte nicht und verdirbt nicht eher, als wenn er auf irgend eine andere Art gefangen ist. Der pacu wird ebenfalls mit dem hal arry gefischt, und zwar auf folgende Weise: die Indianer wählen gewöhnlich einen der Fälle des Flusses aus, wo die Wasserpflanze weya häufig wächst, von der sich der pacu nährt. Sie umgeben den Ort mit einer Mauer übereinander gelegter Steine bis einen Fuß über die Wasserfläche und lassen nur einen schmalen Raum zum Hineinschwimmen für die Fische frei. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang werden diese Zwischenräume plötzlich mit vorher zurecht gemachtem Lehm verschlossen, und wenn die Pacus sich in hinreichender Menge darin befinden, klopft man in der Nacht das hal arry, welches zur Vergiftung des ganzen Beckens nöthig ist. Wir sahen in weniger als einer halben Stunde auf diese Weise 280 Pacus fangen und schießen, eine ungeheuere Menge andere Fische nicht gerechnet. Wenn der Fisch gefangen ist, nimmt man ihn aus, salzt ihn ein und läßt ihn auf den Felsen dörren. (Taf. 5. Abbild.)

Der Masaroni bildet längs seines Laufes eine Menge Buchten oder stille Seen, welche die nothwendige Folge der Schnellen oder Fälle zu seyn scheinen. Wir kamen so über die Bucht Cabuny, über die von Massawine, Puruny und Acuva. Auf dem letztern Punkte wurde der Massaroni etwas freier von jenen Myriaden Inseln, die ihm das Aussehen eines endlosen Archipels geben. Da der Horizont sich so erweitert hatte, konnten wir die Arthurstafel sehen, den ersten sichtbaren Punkt der St. George-Gebirge, der großen Kette Mittel-Guyanas. Der großartiger und ruhiger gewordene Masaroni wendete sich nun von neuem gegen Westen und nahm das Aussehen eines großen Sees an.

Mehrere beschwerliche Tage brachten uns zu der Bucht Corobung, nachdem wir nach einander zu Kiguay, bei dem Falle Teboco, bei der Bucht Caranang, bei den Lagerplätzen von Aramayka und Abadukape, und bei den Buchten von Carowa Aikura und Ehping Halt gemacht hatten.

Der Anblick, den die Bucht von Corobung gewährt, hat unter dem Himmel nichts, was ihm gleich käme oder ihn überträfe, und kann nichts dergleichen haben. Das Wasser dieser Bucht hat, obgleich vollkommen durchsichtig, im Ganzen doch eine chocolatenartige Farbe und der Sand umher bricht sich darin in purpurnem Widerschein. Die Bucht wechselt die Richtung oft und bei jeder Biegung zeigt sich ein langer Streifen weißen matten, traurigen Sandes, der unangenehm von der Farbe des Wassers absticht. Im Allgemeinen hat die Landschaft kein Mittelfeld. Rund herum um das schwarze und ruhige, von einer gleichförmigen Sandlinie eingefaßte Becken erhebt sich wie eine Zauberdecoration ein vertikaler Berg von 1500 Fuß Höhe, der allerdings entfernt ist, aber so seltsam drohend aussieht, als wenn er jeden Augenblick in diesen See stürzen und den Schiffern den Weg versperren müßte. Zwischen diesen Felsenmauern und Dämmen im Flusse zeigen sich hier und da ungeheuere Granitblöcke, welche das Wasser gefangen zu halten und kaum den kleinsten Böten Durchgang gestatten zu wollen scheinen. Erst darüber hinaus zeigt sich das dintenschwarze Becken mit einem Streifen kreideweißen Sandes, der dem Auge wehe thut.

Wir schlugen unsere Zelte an diesem Sandufer fast gerade dem Macrebah-Falle gegenüber auf, der das Malerische der Landschaft noch erhöht. Der Fluß, der sich aus einer Höhe von 100 Fuß in diesen See hinabstürzte, welcher am Ufer fast ganz glatt blieb, gewährte einen majestätischen Anblick.

Von dem Bassin Corobung gingen wir bis zur Bucht Cumarow hinauf, wo unser letzter Halt gemacht werden sollte. Dieser Fall war einer der prachtvollsten, den man sehen kann; das Wasser stürzte sich aus einer Höhe von 400 Fuß mit einem solchen Getöse und in einer solchen Masse herab, daß eine Schaumwolke die ganze Umgegend bedeckte und das Ohr ganz betäubt wurde. (Taf. 5. Abbild.) Der Ort sah wild und streng aus: auf der einen Seite undurchdringliche Wälder; auf der andern, so weit das Auge reicht, Bergketten; im Vordergrunde des Gemäldes dieser Wasserfall mit der schrecklichen Stimme, dessen Wassermasse bei ihrer Breite von 100 Fuß in allen Farben des Prismas spielte.

Auf dem obern Becken fanden wir eine Menge Indianer mit dem Fischfange und dem Klopfen des hal arry beschäftigt. Nichts war hübscher als dieser Anblick. Die Frauen, die Kinder, die jungen Bursche, die Greise, alles war mit dieser leichten Jagd des schlafenden Fisches beschäftigt. Obgleich unsere Mannschaft nicht sehr geschickt war, so fingen wir doch in wenigen Minuten fast 200 Fische von allen Größen und allen Eigenschaften.

Es waren nun seit meiner Abreise von George Town achtzehn Tage vergangen und ich mußte fürchten, das auf der Rhede liegende nach Cumana bestimmte Fahrzeug nicht mehr zu finden. Ich nahm deshalb Abschied von meinen Reisegefährten, miethete mir ein indianisches Boot und fuhr allein auf dem Masaroni wieder hinunter. Diese Fahrt ging pfeilschnell. In sechs und dreißig Stunden war die Entfernung zurückgelegt; wir machten zwölf Meilen in der Stunde.

Bei der Mündung des Flusses fand ich ein Dorf von Warrows, wo einige auf Pfählen errichtete Carbets einen trockenen und bequemen Aufenthalt auf einer ganz überschwemmten Ebene gewährten. (Taf. 5. Abbild.) Die Warrows schlagen, um diese Carbets zu bauen, Pfähle in den Schlamm, bis sie einen festen Boden finden; dann legen sie Balken, welche den Boden tragen sollen, und bauen darüber eine Hütte, die sie mit Palmenblättern decken. Alles dies zeigt, ob es gleich ziemlich unvollkommen ist, von einer industriösen Anlage.

Die Sitten dieser Warrows sind ungefähr dieselben wie die der Indianer, von denen bereits die Rede gewesen ist. Derselbe allgemeine Charakter, wie derselbe Typus, beide durch einige leichte Verschiedenheiten geändert, herrschen unter allen Völkerschaften Guyanas vor. Der Gebrauch des Rucu, die Reinlichkeit, die fast völlige Nacktheit, die Nahrung von Fischen, Cassave, Yams, die Mäßigkeit mit zeitweiligen Orgien, das weichliche und träge Leben, alles dieses findet sich bei den Warrows wieder.

Nach einem Aufenthalte von einigen Stunden in einem ihrer Dörfer bestieg ich mein Boot wieder und kam den 15. Septbr. in George Town an. Das Fahrzeug lag noch da; es war durch einige Geschäfte zurückgehalten worden. Erst den 19. war es segelfertig, so daß ich Zeit erhielt, meine Beobachtungen über Guyana zu ordnen und durch einige an Ort und Stelle selbst gesammelte Documente zu vervollständigen.

Kapitel X.

Die Guyanas. — Geschichtlicher und geographischer Ueberblick.

Die Entdeckung Guyanas verdankt man dem Columbus. Nachdem er Trinidad gesehen, erblickte er den 11. August 1498 dieses amerikanische Festland, dem er den einheimischen Namen Paria Land ließ. Einige Gefahren, denen er in den Mündungen des Orinocco ausgesetzt war, welche er Rachen der Schlange nannte, nöthigten ihn sich zu entfernen, ohne die Entdeckung vollständig bewirkt zu haben.

Im folgenden Jahre waren Alfonso Ojeda, Joan de la Casa und Federigo Vespuccio glücklicher; sie besuchten in westlicher Richtung die ganze Küste. Nach ihnen versuchte Diego de Ordaz vergebens sich daselbst niederzulassen. Er wurde lebhaft von den Indianern zurückgedrängt und erfand die Fabel von jenem Dorado, von dem See Parina, dessen Ufer mit Gold und Rubinen bestreut seyn sollten. Nach diesen Erzählungen wollten Pedro de Ordaz und Gonzalez de Ximenes das Abenteuer versuchen und verleiteten zur Theilnahme eine Menge Spanier, die fast alle in jenen ungeheuern Einöden umkamen.

Diego de Ordaz hatte indeß von Karl V. das Monopol einer Erforschung des Landes Dorado erhalten und gründete nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen die Stadt San Toma, 60 Stunden von der Mündung des Orinocco, am Einflusse des Carony. Der Ort zählte aber nie mehr als 150 Einwohner.

Das Gerücht von den spanischen Eroberungen in der neuen Welt weckte den Ehrgeiz anderer Nationen. Die Engländer dachten ebenfalls an Guyana und an das fabelhafte Dorado, welches die Köpfe so Vieler erhitzte. Walter Raleigh erschien 1594 vor der Insel Trinidad, verbrannte die Stadt San Jose und kam an die Mündung des Orinocco. Nach Walter Raleigh erschien Lorenz Keymis, der nicht glücklicher war.

Erst um das Jahr 1624 zeigten sich die Franzosen zum erstenmale in Guyana. Einige Kaufleute von Rouen, die sich in Sinnamary niedergelassen, suchten die umliegenden Ebenen zu benutzen. Ihr Beispiel fand Nachahmer; die Compagnie des Nordcaps schickte Pflanzer nach Cayenne und diese Colonie hätte blühend werden können, wären die innern Zwistigkeiten nicht gewesen.

Im Jahre 1669 ging dieses Gebiet, das man pomphaft Aequinorial-Frankreich nannte, in die Hände der Westindischen Compagnie über, die aber sogleich mit den Holländern, ihren Nachbarn und Feinden, zu kämpfen hatte. Die Colonie von Surinam wurde die unversöhnliche Gegnerin jener von Cayenne. Im Jahre 1676 wurde die letztere durch die Holländer erobert, bald aber von dem Marschall von Estrees wieder genommen.

Als Repressalie suchte der französische Gouverneur Ducasse 1688 Surinam zu überrumpeln, wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen. Um dieselbe Zeit gründeten die Portugiesen ihr Guyana und ihre Niederlassung zu Macapa.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir der fortschreitenden Bewegung dieser vier Colonialbesitzungen weiter folgen. Die Holländer, die industriöser, thätiger, ausdauernder waren als die andern Ansiedler, hatten sich bald eine Ueberlegenheit erworben, die seitdem nie wieder verschwunden ist. Die französische Niederlassung blieb lange ein elender und unbedeutender Flecken. Im Jahre 1723 zählte Cayenne nur 90 Ansiedler, 125 Indianer und 1500 Neger. Im J. 1763 wollte Ludwig XV. ihm einen Antrieb zum Fortschreiten geben; es wurden 15,000 M. nach dem französischen Guyana geschickt und man wies ihnen zum Eigenthum das ganze Gebiet an, welches von der Bucht Cayenne bis an den Fluß Kuru geht. So sollte eine großartige Urbarmachung dem Lande ein neues Aussehen geben; man glaubte, diese Arme würden zur Umgestaltung des Landes hinreichen. Zum Unglück rechtfertigten die durch das Clima verweichlichten, durch die Fieber geschwächten, durch die Ausschweifung entnervten Ansiedler die Erwartung nicht; es starben von den 15,000 Mann 12,000; man wendete 33 Millionen Frcs. auf, ohne daß auch nur eine einzige nützliche Schöpfung entstand.

Guyana hat seitdem durch die großen Erschütterungen der europäischen Politik gelitten. Das durch die Engländer fast aus dem Besitz getriebene Holland mußte denselben den schönsten Theil seines Gebietes abtreten. Frankreich erhielt das lange verlorene Cayenne erst mit dem Frieden wieder. Wenn dieser Friede von Dauer ist, wenn die Ansiedler auf dem Wege der Verbesserungen fortgehen, den sie seit kurzem betreten haben, so werden die Guyanas schöne Perlen für die europäischen Kronen werden, deren Eigenthum sie sind, denn der Boden des Landes ist reich, bewässert und fruchtbar; er erwartet nur Capitale und Arme.

Man sehe nur die Karte an und man wird erkennen, welche vortheilhafte Lage dieses zwischen dem Orinocco und dem Amazonenstrome eingeschlossene Land hat, das durch die Verbindung des letztern mit dem Rio Negro und dem Cassiquiari zu einer Insel von 225 St. von N. nach S. und von 325 St. von O. nach W. wird. Die Guyanas werden überdies von tausend Flüssen durchschnitten, welche sie nach allen Richtungen hin durchkreuzen.

Die unter dem Aequator gelegenen Guyanas haben eine sehr heiße Temperatur, die indeß durch ungeheuere Wälder gemäßigt wird. Die Tage sind mit den Nächten gleich. Die größte Verschiedenheit in dem Auf- und Untergange der Sonne beträgt 40 Minuten. Man zählt nur zwei Jahreszeiten: die trockene und die Regenzeit.

Guyana besteht aus zwei Theilen: dem Küstenstriche, der sichtbar angeschwemmtes Land ist, und dem Binnenlande, wo die Bergketten beginnen, die man in geologischer Hinsicht noch sehr wenig kennt. Der Boden kann ebenfalls in zwei ganz verschiedene Arten getheilt werden, die Niederungen und die Höhen. Die letztern zogen die Pflanzer zuerst an. Man brannte die Wälder nieder und erhielt auf ihrer als Dünger dienenden Asche prachtvolle Ernten. Bald aber führte das Regenwasser die erste Schicht Pflanzenerde weit weg und es blieb der nackte Felsen zurück. Erst später erkannte man die Lage des zu den Pflanzungen wirklich geeigneten Bodens. Man trocknete die sumpfigen Savannen durch Gräben aus und erhielt so andauernde Felder. Hier gediehen das Zuckerrohr, der Cacaobaum, der Kaffeebaum und die andern zwischentropischen Gewächse.

Die Wälder Guyanas sind, wie man gesehen hat, reich an herrlichen Essenzen, Mahagoni, Jacaranda, Panacoco, Rosen-, Veilchen-, Atlasholz, und allen Arten harzigen und öligen Hölzern. Unter den medizinischen Gewächsen findet man den Sassafras, den Gayac, die Simaruba, die Tamarinde, den Copahu, die Sassaparille und die Ipecacuanha. Zu der Menge von Palmen, welche an den Ufern der Flüsse wachsen, gehören die Pinau, aus der man Latten macht; die Sampa, die Aüara, von welcher man ein sehr nützliches Oel erhält; die Arruma, welche zur Verfertigung von Korbwaaren dient, und endlich die Fächerpalme, von welcher die Eingeborenen großen Vortheil ziehen. Die Obstbäume sind die der Antillen, und außerdem im wilden Zustande eine Menge eigenthümliche.

Die dieser Zone eigenthümlichen Thiere sind der Tapir, der Jaguar, die Affen in zahllosen Arten, die Coatis, die Agutis, die Faulthiere, die Schweinhirsche, die Hirsche und Damhirsche. Die europäischen Hausthiere gediehen dort ebenfalls. Von Vögeln in prachtvollen Arten wimmelt es. Der amerikanische Strauß eilt über die armseligen Savannen; Geier und Flamingos an den Ufern der Flüsse; Löffelgänse, Enten, Trompetenvögel, Truthühner, rothe und blaue Aras, Tangaras, Pfefferfresser, Colibris, Cotingas sind von dem langen Verzeichnisse nur die häufigsten Arten. Die Nomenclatur der Fische ist nicht minder reich. An der ganzen Küste wimmelt es von Krabben, die sich dort Löcher in die Erde graben. Die Eingeborenen jagen sie und essen sie sehr gern. Unter den Insecten endlich muß man die lästigen Muskitos, Ameisen verschiedener Arten, Scorpione und häßliche Spinnen erwähnen.

Kapitel XI.

Colombien. — Cumana.

Nach einer viertägigen Küstenfahrt, deren Einförmigkeit durch nichts unterbrochen wurde, signalisirte man endlich vor uns die Insel Trinidad, die so lange spanisch war, jetzt aber englisch ist.

(Trinidad.) Die vor der Mündung des Orinocco gelegene Insel Trinidad hat die Gestalt eines länglichen Vierecks, und die spanischen Geographen verglichen sie mit einer Ochsenhaut. Ihre Größe beträgt 60 Meil. von Osten nach Westen und 45 M. von Norden nach Süden. Zwischen dieser Insel und dem Festlande erstreckt sich der Meerbusen von Paria, um den sich das Meer und der Fluß streiten, ein unruhiges Becken, in welches sich der Orinocco in mehrern Mündungen ergießt. Diese Bewegung des Wassers macht den Meeresarm für die Schiffe gefährlich und fast unbefahrbar; Sandbänke, die ihren Ort wechseln, unterseeische Strömungen und ungestüme Wirbel gestalten ihn gleichsam zu einer großen gefährlichen Charybdis, vor welcher die Seefahrer fliehen. Es ist der berüchtigte Drachenschlund.

Der Haupthafen von Trinidad, Puerto España (gegenwärtig Spanish Town), befindet sich den Mündungen des Flusses gegenüber, aber in einer Entfernung von 12 St., so daß die Wirkung der Gewässer durch die südlichen Theile von Trinidad bereits etwas gemildert ist. Puerto España ist eine große Stadt von 10,000 Einw. und einem sehr schönen steinernen Hafendamme, der 200 Metres weit in das Meer hinausragt. Es ist nach der Bai Charagaramus, 3 St. weiter westlich, der sicherste Hafen einer Insel, die mehr als zwanzig andere hat.

Der Küstenstrich von Trinidad hat Sümpfe, welche die Spanier Lagunen, die Creolen lagons nennen. In der trockenen Jahreszeit verändern sich diese Lagunen in Wiesen, auf welche man das Vieh treibt. Man findet daselbst viele Landschildkröten von verschiedenen Arten, deren Fleisch eben so wohlschmeckend als nahrhaft ist. Die Seevögel, die grauen Rebhühner, die Wasserhühner, die Flamingos, die weißen Schnepfen sind in diesen Sümpfen häufig und es ist schwer, sich eine Vorstellung von der Menge wilder Enten dort zu machen. Wenn sie fliegen, bilden sie einen ungeheuern Schatten und verdecken die Sonne. Man zählt drei Arten außer der Schnarrente. Besonders schön ist die kleinste Art, blau, rosa, gelb und weiß, mit einem blauen Stern auf der Stirn.

Da wir nahe an der ganzen Ostküste von Trinidad hinfuhren, so konnten wir den Bewegungen des Bodens dieser Insel folgen, sie mochte sich in niedrigem und bewaldetem Strande ausdehnen, oder in grünen und fruchtbaren Hügeln hervorragen. So kamen wir um die Spitze von Guataro und endlich um die Galeerenspitze herum, welche Trinidad im Norden endigt, worauf unser Schiff gerade nach Westen steuerte, um in den Hafen von Cumana zu gelangen.

Bis dahin hatte uns ein anhaltender und sanfter Südostwind auf dem schönsten Meere von der Welt dahingetrieben und wir fühlten seinetwegen auch die drückende Hitze nicht zu sehr. Nur die Kajüte war ein unerträglicher Aufenthalt und wir kamen nur selten in dieselbe hinab. Wir pflegten selbst unsere Hängematten auf dem Verdecke aufzuhängen und die Nacht unter dem Sternenhimmel zuzubringen. Es war bis dahin eine reizende, lückliche und schnelle Fahrt.

(Windstille.) Kaum aber waren wir über die Nordspitze der Insel Trinidad hinweg und einige Stunden lang im Schutze des Landes gesegelt, als der Wind plötzlich aufhörte; die Segel wurden schlaff, schlugen an den Mast und blieben endlich unbeweglich. Die Windstille war vollkommen; das Meer schlief; die Atmosphäre schien erstarrt zu seyn. Auf dem wie Oel schlaffen Wasser zeigten hier und da Haifische ihre Rückenflossen, bereit, uns durch das Schauspiel eines Fanges zu zerstreuen, wenn wir Lust dazu gehabt hätten. Diese Vielfraße stürzten sich blindlings auf alles, was man in das Meer warf. Ueberreste von Speisen, Federn von dem Geflügel, alte Kleider der Matrosen, Lumpen, Papier, Thierfelle ꝛc., alles war gute Beute für sie, alles schienen sie gut verdauen zu können.

Die Windstille hielt uns so drei ganze Tage lang 30 bis 40 Meilen von Cumana zurück. Wir machten kaum 5 Meil. in 72 St. Am vierten Tage endlich erhob sich ein leichter Wind aus NO. und wir kamen um die westliche Spitze von Trinidad. Fünf Stunden jenseits der Insel Chacacharreo und auf der Höhe des Drachenschlundes fühlten wir die Wirkung einer Strömung, welche das Schiff nach Süden zu ziehen schien. Es war das Wasser, welches sich in diese Oeffnung zwischen dem Festlande und der Insel stürzt und da eine abwechselnde Bewegung von Nor-

den nach Süden und von Süden nach Norden erfährt. Das Senkblei zeigte hier 40 Klaftern Wasser auf einem Grunde von grünem Thon.

Die Goelette kam so um das Vorgebirge Paria und das Vorgebirge der drei Spitzen herum, deren spitzige und gezackte Gipfel scharf von dem reinen blauen Himmel abstachen. Darüber hinaus erschienen die Testigos, ein Haufen Klippen, die über das Wasser ragen und auf denen ungeheuere Massen von Meergras schwimmen. Diese Fucaceen verstopften das Meer so, daß unser leichtes Schiff auf einem Sumpfe zu fahren schien.

Das Cap Malapasqua war uns den 4. Octbr. Abends in SO. geblieben und den 5. früh sahen wir in W. die Insel Margaretha. Wir fuhren so, um zwischen ihr und der näher am Festlande liegenden Insel Coche durchzukommen. Das Inselchen Coche ist eine große, öde unangebaute Sanddüne. Hier und da werfen einige runde Cactus, die sich wie Candelaber erheben, so viel Schatten, um das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von dem Ufersande zu hindern. Als wir gegen Mittag nahe daran vorbeifuhren, schien sich der Boden zu bewegen und jeder Baum sich durch ein Phänomen der Strahlenbrechung und eine optische Täuschung zu brechen. Wir hatten das Schauspiel der Luftspiegelung, wie es sich häufig in den libyschen Wüsten bildet.

Es war ungefähr zehn Uhr; wir befanden uns vor der Insel Cubagua, die früher durch die Perlenfischerei berühmt war und quer vor dem Cap Macanao, der Westspitze der Insel Margaretha, als zwei Piroguen an die Goelette kamen. Es waren Guayquerische Fischer, welche uns Fische und Obst anboten. Da wir Mangel an frischen Lebensmitteln hatten, so kauften wir alles, was sie an Fischen, Bananen, Tatus und crescentia cujete hatten. Diese Guayqueries gehören zu jenem Stamme eingeborener Indianer, welcher die Küsten von Margaretha und die Vorstädte von Cumana bewohnt. Kein Volksstamm des Festlandes, mit Ausnahme der Caraiben von Guyana, ist schöner als die Guayqueries, keiner ehrlicher, verlässiger und treuer. Der König von Spanien nannte sie in seinen Schedulas „seine lieben, edeln und getreuen Guayqueries". Sie sind nackt bis an den Gürtel, kupferfarbig, muskulös, und man könnte sie für Bronzestatuen halten. Ihre Piroguen sind aus einem einzigen Baumstamme gemacht und eine jede trägt 12 bis 20 Mann.

Diese Leute hatten uns nach dem Handel verlassen, als eine Schaluppe herankam. Es war das Lotsenboot, das uns bis in den Golf von Cariaco, jene große Bai von Cumana, führen sollte, wo alle Flotten der Welt Platz finden würden. Sobald der Lotse an Bord gekommen war, richtete er das Vordertheil nach SSO. und bald senkten sich die Berge von Margaretha am Horizonte tiefer und tiefer. Abends den 6. Octbr. bei Sonnenuntergange bemerkten wir die Höhen von Neu Andalusien, welche die Sonne mit Purpur übergoß. Cumana, seine Thürme, sein Schloß und seine Cocuspalmen erschienen in malerischen Ansichten. Es bildete sich ein Panorama von tausend Scenen, dessen Pracht durch den sanften Wind und die Abendröthe erhöht wurde. Allmälig, und je dichter das Dunkel wurde, verschwand eine dieser Schönheiten nach der andern, bis endlich am Horizonte nichts als eine dunkle Masse und vor uns ein leuchtendes Meer übrig blieb. Da der Wind vom Lande her zu wehen begann, so mußten wir bis zu Tagesanbruch laviren, und erst gegen neun Uhr erreichten wir den Ankerplatz in dem Golfe von Cariaco.

Während dieser Fahrt konnte ich deutlicher als den Tag vorher diese Landschaft mit dem Meere überblicken. Vor uns breitete sich das gewaltige 35 M. lange und 6 bis 8 M. breite Becken von Cariaco aus. Dieser Golf ist so sicher und so ruhig, wie ein Binnensee. Hier empfindet man nie die Orkane, welche über die Antillen hinbrausen und alles mit dem Boden gleich machen; man spürt nichts vom Zurücktreten des Meeres, keine Verschlammung, nicht einmal Klippen, bis auf eine Untiefe, der rothe Hügel, die 900 Klaftern von O. nach W. lang ist, an der man übrigens ohne alle Gefahr hinsegeln kann.

Auf der Küste vor uns zeigte sich wie ein Band der Rio Manzanares, dessen Krümmungen durch eine Doppelreihe von Cocuspalmen, gleich riesenhaften Sonnenschirmen, verrathen wurden. Die doppelte Ebene an seiner Seite schmückte sich mit herrlichem Grün von baumartigen Mimosen, die sich zu champignonähnlichen Wipfeln abrunden, rc. Der Strand war von herrlichen Vögeln belebt.

Die Stadt beherrschte den Fluß, die Ebene und das Meer. Von allen ihren Umgebungen sind nur die Ufer des Manzanares grün und frisch; alles übrige ist traurig und staubig. Der einsame, weiße und nackte Berg St. Antonio wirft auf das ganze Gebiet eine ausdürrende Hitze zurück. Weiter hin nach Süden zu entrollt sich ein schwarzer Vorhang von Bergen, Kalkalpen von Neuandalusien. Diese rauhe und bewaldete Bergkette im Innern schließt sich durch ein mit Gebüsch bedecktes Thal dem flachen und kreidigen Boden von Cumana an.

Kaum war unsere kleine Goelette vor dem Manzanares vor Anker gegangen, als zwanzig Guayqueries-Piroguen erschienen, um uns an die Küste zu führen. Ich stieg in eine derselben und kam an der Anlände unter der Batterie von la Boca, jenseits der Barre des Flusses an. Von diesem Punkte bis zur Stadt ist ungefähr noch eine Meile, die wir zu Fuße auf einer sandigen Ebene zurücklegen mußten. Eine halbe Stunde mühseligen Ganges brachte mich in die Vorstadt der Guayqueries, welche weiße regelmäßige Häuser hat. Ich ging schnell hindurch, auf einer schönen hölzernen Brücke über den Manzanares und befand mich in der Stadt, wo ich die eigennützige Gastlichkeit eines Wirthshauses der immer genirenden bürgerlichen Gastlichkeit vorzog. Ein zu langer Aufenthalt in Cumana würde mir übrigens eine kostbare Zeit geraubt haben, die zu Erforschungen des Innern bestimmt war. Andere wichtigere Orte erwarteten mich.

Ich stieg also in dem besten Gasthause der Stadt ab, wenigstens nannte es der Guayquerie so, der mich dahin führte. An der Schwelle desselben bemerkte ich den edeln Herrn vom Hause auf einem Stuhle ausgestreckt und mit unbeschreiblicher Ruhe eine Cigarre rauchend. Als er mich kommen sah, entzog er sich kaum einen Rauchzug. „Juanita," sagte er, „empfang den fremden Herrn, der bei uns wohnen will." Bei dieser Aufforderung erschien ein Kind, die Tochter des Wirths, wie ich anfangs glaubte. Aber es war die Frau; sie stand im 15. Jahre, hatte ausdrucksvolle schwarze Augen, regelmäßige, obgleich etwas stolze Züge, und so kindliche Formen, daß man bedauern mußte, sie schon im Besitze eines Mannes zu sehen.

Die lebhafte Juanita hatte mich bald in ein kleines, für ein spanisches Wirthshaus ziemlich reinliches Zimmer geführt, das die Aussicht auf die Landschaft und den Meerbusen hatte. Da ich einige Tage in Cumana bleiben mußte, so ging meine erste Sorge dahin, über die Preise mit meiner jungen Wirthin einig zu werden. Wie erstaunte ich, als sie für meine Wohnung und meinen Unterhalt 8 medio-reales, d. h. etwa 12 Groschen, verlangte. Ich glaubte, sie habe sich geirrt und ließ mir die Summe wiederholen. „Ja, Herr Fremder, acht medio-reales; wir verlangen nicht zuviel; Sie sollen aber auch wie ein hidalgo behandelt werden." Später sah ich, daß der Wirth selbst bei diesem Preise noch gute Geschäfte mit mir machte. Alles war auf dem Markte fast umsonst zu haben. Das Pfund frisches Rindfleisch kostete 6 Pfennige, das eingesalzene 7 Pf. Die Fische wog man nicht; man gab 10 bis 15 Pfund für 2 bis 4 Groschen. Wenn die Böte vom Golfe zurückkamen, eilten die Armen mit Kuchen aus Mais und Eiern, einer Art Tauschwerth, an das Ufer und sie erhielten dafür soviel Fische, als sie zu ihrem Unterhalt brauchten. Da es an kleinem Gelde in Cumana fehlt, so ersetzt man dasselbe durch Eier, welche das Courantgeld des Landes sind.

Für meine acht medio-reales des Tages erhielt ich zum Frühstück kaltes Fleisch, Fisch, Kaffee oder Thee, oder auch die unvermeidliche spanische Chocolade. Zum Mittagsessen gab es eine Menge ganz verschiedener und sehr guter Gerichte, Schade nur, daß sie zu sehr gewürzt waren. Trefflicher spanischer Wein befand sich stets auf dem Tische. Cumana ist sonach ein Schlaraffenland für den, der nicht viel im Beutel hat. In einer Privatwirthschaft müssen die Kosten noch geringer seyn.

(Cumana.) Den andern Tag ging ich aus, um die Stadt zu durchwandern. Sie hatte ein ziemlich ärmliches und nach-

lässiges Aussehen. Ihre ansehnlichen Gebäude beschränkten sich auf zwei Kirchen und zwei Mönchsklöster. Das Schauspielhaus war eine Art offener Circus, eine Arena in freier Luft, umgeben von einem Kreise bedeckter Logen. In diesen Colonien unter dem Aequator sind dies die allein möglichen Theater. Wollte man die unserigen mit ihren schweren Dächern, ihren dampfenden Lampen, ihren ekelhaften Gerüchen dahin verlegen, so würde man die Zuschauer ersticken. Uebrigens ist noch kein europäischer Bühnendichter bis nach Cumana gedrungen; Sänger vom zweiten Range könnten ihr Glück hier machen. Gewiß kommen sie auch einmal da an, denn diese Propagandisten der Bühnenkunst haben das Schicksal, allmälig die Wanderung um die Erde zu machen. Die Antillen haben bereits fast alle ihr Theater und ihr Schauspielerpersonal aus Europa. Später sollte ich dergleichen in ganz Südamerika finden.

Die Einwohnerzahl von Cumana, die 1802 noch 24 bis 26,000 Seelen betrug, hat seitdem stets abgenommen. Bei meinem Aufenthalte zählte man nur noch 12,000 Einw. Diese Leute sind im Allgemeinen höflich, ernst, nüchtern und ruhig. Die jungen Leute gehen selten nach Europa, um sich in unsern Schulen zu bilden; man giebt ihnen Unterricht so gut man kann an Ort und Stelle. Sie lernen Spanisch, Rechnen, die Elemente der Geometrie, Zeichnen, etwas Lateinisch und Musik. Diese Jugend scheint auch nicht so ausschweifend zu seyn, als die jungen Creolen gewöhnlich sind; sie liebt Ordnung und Arbeit. Die mechanischen Künste, der Handel, die Schifffahrt gehören zu dem praktischen Unterrichte, aus dem ihre Erziehung besteht.

Das commercielle Leben bildet die Basis des Seyns in Cumana. Der Detailhandel liegt fast ganz in den Händen der Catalonier, Biscayer und Canarier. Die Handelsleute sind gewöhnlich Matrosen, die durch viele Arbeit und durch Sparsamkeit zu Vermögen gekommen sind. Die Catalonier bilden die Mehrzahl und haben unter einander eine Art Bund, der sich bis auf die Neuangekommenen erstreckt. Kommt ein Catalonier, ein armer Bewohner von Vigo 2c. an dem Hafendamme an, so streiten sich zwanzig seiner Landsleute, zwanzig catalonische oder galizische Pulperi, um ihn als Haushofmeister, als Commis oder Associé zu erhalten. Es ist eine rührende, aber ganz ausschließliche Bruderliebe. Uebrigens rechtfertigen die Catalonier fast alle dieses Nationalvertrauen; sie sind arbeitsam und treu, edelmüthig und fleißig. Ehe die Colonie von Cataloniern dem Lande einen Antrieb zur Industrie gab, vernachlässigten die Cumaner eine Menge Producte ihres Bodens. Wenn man jetzt Oel aus dem Fleische der Cocusnuß macht, so verdankt man dies den Cataloniern. Sie verfertigen außerdem aus diesem Fleische eine Emulsion, die der Orgeate gleicht. Sie legten zuerst in den Städten Seilerwerkstätten an, wo man gute Taue aus der Rinde des Mahot (einer Art bombax) und Bindfaden und Stricke aus der agave foetida macht.

Nach diesem ersten Ueberblick von dem, was mich umgab, verließ ich die Stadt mit einem schwarzen Führer und wendete mich nach der Vorstadt der Guayqueries. Auf diesem Wege und in der Nähe des Rio Manzanares zogen mehrere merkwürdige Bäume meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich sah unter andern einen prachtvollen bombax heptaphyllum, dessen noch junger Stamm zwei Fuß im Durchmesser hatte. Weiterhin zeigte sich ein schöner blühender Guama, der sich durch den Silberglanz seiner Staubfaden auszeichnet.

So gelangte ich an die Ufer des Rio Manzanares, der, in den hohen Savannen entstehend, auf dem südlichen Abhange des Cerro Sant Antonio nach dem Meere hinabsteigt. Dieser Fluß hat ein helles klares Wasser, in welchem sich Mimosen, Ceibas und riesenhafte Erythrinas spiegeln. Zu jeder Stunde des Tages finden sich eine Menge Badende darin. Die Kinder von Cumana verbringen ihr Leben im Wasser, das unter diesen Breiten so gut ist. Alle Einwohner, selbst die reichsten Damen und junge Mädchen aus guten Familien können schwimmen. Ganze Familien baden sich in Gemeinschaft. Das Bad ist eine wesentliche Beschäftigung, die zur Tagesordnung gehört. Wenn Einer dem Andern früh begegnet, so fragt man nicht: „wie ist das Wetter heute?“ sondern: „ist heute das Wasser des Manzanares frisch?“ Bisweilen nimmt man das Bad Abends bei Mondenscheine. Ganze Gesellschaften in sehr leichter Kleidung setzen sich auf Stühle im Kreise an die frischeste Stelle des Flusses. Hier verbringen sie den Abend und lassen sich von Schwarzen bedienen, die Limonade bringen od r ihnen Cigarren reichen. Herren und Damen unterhalten sich so mitten im Flusse, ohne sich um die kleinen Crocodile oder bavas, die dem Menschen nie etwas zu Leide thun, oder um die Delphine aus dem Golfe zu kümmern, die den Manzanares hinaufkommen und Wasser emporblasen. Man kann sich denken, daß man in diesem so heißen Clima, wenn man 30 und 33 Grad Wärme hat, eine Temperatur aufsucht, die bis auf 22 Grad herabgeht. Das Wasser ist eine Wohlthat bei solcher Hundstagshitze, und die Wellen des Manzanares werden so wenig bewegt, daß für die Badenden gar keine Gefahr zu besorgen ist. Nur an seinen Ufern liegen bisweilen Klapperschlangen versteckt. Kommt der Manzanares in die Nähe des Meeres, so verschlämmt und versandet er und kann nicht befahren werden, nicht einmal von den kleinen Fahrzeugen, welche auf dem placer, einer Sandbank einige Klaftern von der Mündung, vor Anker liegen.

Ich befand mich nun in der Vorstadt der Guayqueris. Dieser Name soll nach Humboldt von einer Art Mißverständniß herrühren. Die Gefährten des Columbus trafen, als sie an der Insel Margaretha hinfuhren, einige Indianer, welche Fische mit einem spitzigen Stabe harpunirten, der sich an einem Stricke befand. Sie fragten diese Leute in der Sprache Haiti's, wie sie hießen. Die Wilden verstanden nicht, was man von ihnen wollte und glaubten, man frage sie nach ihren Harpunirstöcken, welche aus dem harten Holze der Macanapalme gemacht waren. Guaike! Guaike! antworteten sie. Daher das Wort Guayqueries, das sonach ganz ungeeignet auf einen Stamm der Guaraúnas angewendet wurde.

Ich war mit dem Gedanken in die Vorstadt dieser Indianer gekommen, eine ihrer Barken zu einem kleinen wissenschaftlichen Ausfluge zu miethen. Da die Insel Margaretha wenig besucht wird, so wünschte ich dieselbe zu sehen und mich dann an der Spitze von Araya an's Land setzen zu lassen, von wo ich nach Cumana zurückzukehren und so vollständig den Meerbusen von Cariaco, halb zu Lande und halb zu Wasser, zu umwandern gedachte. Für 10 Piaster war der Handel geschlossen und der Tag der Abreise wurde auf den 15. Octbr. bestimmt. Die mir übrigbleibende Zeit wendete ich zur Vervollständigung meiner Kenntnisse von der Stadt und ihrer Umgebungen an.

Außer der Vorstadt der Guayqueries zählt man noch zwei andere kleinere und minder wichtige, nämlich Serritos, wo sehr schöne Tamarinden wachsen, und Francisco. Ich durchwanderte beide und trieb diese Musterung bis zum Schlosse Sant Antonio, welches die Stadt beherrscht. Ich suchte den kürzesten Weg auf, traf aber ein Hinderniß, das ich nicht erwartet hatte. Ein Wald von stacheligem Cactus befand sich vor mir und ich wagte mich hinein, in der Hoffnung, hindurchzukommen, aber die scharfen Spitzen des Gewächses hielten mich jeden Augenblick auf und zerrissen meine Kleider, so daß sie bis auf die Haut drangen. Ich wußte, daß diese Cactuswälder, Tanales genannt, in dem Vertheidigungssysteme der Feste mit gerechnet worden. Ich schritt immer weiter und betrachtete mit Aufmerksamkeit die verschiedenartigen Combinationen dieser stacheligen Kerzen und erschrak nicht vor dem unheimlichen Zischen, das die Anwesenheit von Vipern und Klapperschlangen an dieser Stelle verrieth, wohin die Menschen sich nicht wagen. Erst nach einer Viertelstunde und nachdem meine Kleider völlig zerrissen waren, gab ich den Versuch auf, kehrte um und fand bald einen gebahnten und vom Gebüsche freien Weg nach dem Schlosse Sant Antonio. Hier erzählte man mir, die spanischen Ingenieure pflanzten diese Cactuswälder um Festungen herum, wie sie ebenfalls zur Vertheidigung in den Gräben die Crocodile zu vermehren trachteten.

Das Schloß Sant Antonio, das auf einem nackten Kalkfelsen liegt, erhebt sich nur 30 Klaftern über das Wasser des Meerbusens, wird von einer nackten Höhe überragt, beherrscht aber die Stadt und sticht hell

von der dunkeln Bergreihe ab. Nach SW. hin und auf dem Abhange der Felsen erkennt man die Ruinen des alten Castells Santa Maria. Von diesem hohen Punkte an schweift der Blick nach allen Richtungen hin, auf die Halbinsel, auf die umliegenden Inselchen, auf die Bai und auf einen unermeßlichen Horizont. Die hohen Gipfel von Margarita erheben sich über die felsige Küste von Araya und scheinen mit derselben zu verschmelzen. Die kleinen Inseln Caracas, Pituita und Boracha gewähren seltsame und vulkanische Gestalten, während die Salzebenen am Oceane das Auge durch den blendenden Widerschein ermatten.

Von diesem Fort herab erkennt man die Topographie des Küstenstrichs deutlich und genau. Cumana liegt da wie auf einem Delta, dessen Spitze das Castell seyn oder das durch die kleinen Flüsse Manzanares und Santa Catalina fortgesetzt würde. Diese kleine Strecke ist mit Mammeas, Achras, Bananen 2c. bedeckt, welche die Guayqueries in ihren kleinen Gärten bauen. Von da enthüllt sich auch das geologische System dieser Felsengegend. Die sonst vom Meere bedeckte Küste ist durch das allmälige Zurückweichen langsam trocken geworden. Vielleicht verdankt man der Bildung des Golfs von Cariaco, offenbar dem Erzeugnisse eines Meereinbruchs, die Entstehung des daran liegenden Landes, auf dem man Hügelchen von Gips und neuere Kalkbildungen findet. An einem dieser Gipshügel, der ohne Zweifel früher eine Insel im Meerbusen bildete, lehnt sich Cumana.

Die Sonne sank am Horizonte hinab, als ich das Castell Sant Antonio verließ. Ich schlug den Weg nach dem Strande ein, der von einer Menge Spaziergänger belebt war, welche hier die Abendkühle genossen. Auch die Ufer des Manzanares und Rio Santa Catalina waren mit Menschen bedeckt, während die Farbigen, die auf der Ebene von Charas zu arbeiten hatten, fröhlich nach der Vorstadt der Guayqueries zurückkehrten. Die ganze Landschaft war belebt und heiter und contrastirte mit jener hohen Mauer grüner und dunkler Cordilleren, welche den Hintergrund des Gemäldes bildeten. Majestätische Wälder, Vögel mit glänzendem und prachtvollem Gefieder gaben dieser Natur ein Aussehen von origineller Großartigkeit und unerwarteter Harmonie. Die Reiher und Alcatras mit schwerem Fluge, die zu Tausenden herumfliegenden Gallinazos schienen mehr als die Menschen an dieser Küste zu herrschen.

Das heitere Aussehen des Himmels und des Wassers scheint in dem Gebiete von Cumana einen Contrast mit dem zerrissenen Bau der Berge zu bilden. Dieser Contrast erklärt sich aber, wenn man weiß, welcher Umgestaltungen die Küste von Neu-Andalusien ausgesetzt ist. Es wüthet hier zwar kein Orkan, aber von Zeit zu Zeit machen sich entsetzliche Erdbeben bemerklich.

(Erdbeben.) Der Meerbusen von Cariaco (und die Indianer haben die Erinnerung an diese Sündflut bewahrt) wurde vor vierhundert Jahren durch eine heftige Erschütterung geöffnet, welche ein ganzes Meer in diesen gähnenden Schlund warf. Die Eingeborenen sprachen gegen Columbus davon bei dessen dritter Reise. Im Jahre 1580 fanden neue Erschütterungen statt; das Meer überschwemmte das Land und in den Bergen von Cariaco öffnete sich eine tiefe Höhle, aus welcher eine Masse salzigen Wassers, vermischt mit Asphalt, herausquoll. Seitdem machten sich nach einander andere Erdbeben fühlbar und der Ocean trat noch vielmals auf gepflügtes Land. Den 21. October 1766 endlich wurde die ganze Stadt Cumana zerstört. Wenige Minuten reichten hin, um alle Häuser dem Boden gleich zu machen, und die ganze Küste zitterte fast ein Jahr lang. Die Einwohner mußten auf den Straßen bleiben. Während der Boden wankte, schien sich die Atmosphäre in Wasser aufzulösen. Fortwährende Regengüsse gaben den gewöhnlich so trockenen Feldern eine unglaubliche Fruchtbarkeit, und die Indianer sagten, statt bei dem Anblicke dieser Verwüstungen zu erschrecken, die alte Welt verschwinde nur, um einer neuen Platz zu machen, die angenehmer seyn werde.

Im Jahre 1797 wiederholte sich dasselbe Unglück. Diesmal erfuhr der Boden statt einer zitternden Bewegung eine völlige Erschütterung, und in wenigen Minuten war die Stadt eine weite Ruine. Zum Glück hatte man vorher eine kleine Bewegung gefühlt, ehe der entscheidende Schlag fiel. Die Bewohner hatten Zeit, sich zu retten, indem sie den gewöhnlichen Schrei ausstießen: Misericordia! templa! templa! Die Eingeborenen haben übrigens fast jedesmal ein Vorgefühl. Die Thiere, deren Organe gegen die tellurischen Ausflüsse empfänglicher sind, scheinen ebenfalls durch ihre Unruhe und ihr Geschrei das Unglück zu verkündigen und zu ahnen. Eine halbe Stunde vor dem von 1797 merkte man einen starken Schwefelgeruch bei dem Berge des Klosters San Francisco, wo später das Getöse am heftigsten war. Flammen schlugen gleicherweise längs dem Manzanares, bei dem Hospiz der Capuziner und in dem Golfe von Cariaco bei Mariguitar empor.

Dieser Zustand des Bodens hatte schon zu einer andern Zeit die Aufmerksamkeit des gelehrten Humboldt auf sich gezogen, und in Folge dieser Untersuchung stellte er den Satz von dem Zusammenhange auf, welchen diese ungeheuern Erschütterungen mit den vulkanischen Ausbrüchen haben müßten. Bei mir erregte der Anblick der Küste keine so großen Gedanken. Wohl fielen mir die Zuckungen und die Unruhe des Bodens wie ihm auf, aber ich hatte weder die Energie noch die Kraft, auch meine wissenschaftliche Hypothese zu schaffen und von der Natur Rechenschaft von ihren geheimnißvollen Umgestaltungen zu verlangen.

Kapitel XII.

Die Insel Margarita. — Halbinsel Araya.

(Tänze.) So setzte ich noch zwei Tage lang meine Ausflüge in die Umgegend von Cumana fort. Einer derselben brachte mich in eine lachende Ebene bei der Vorstadt der Guayqueries, die mit kleinen Rohrhütten, den Milchhäusern des Landes, bedeckt war. Die Kühe, welche ich da bemerkte, waren klein, aber wohlbeleibt, und ihre Milch hatte einen vortrefflichen Geschmack. Diese Güter sind Besitzungen von spanischen Creolen. Sie leben hier glücklich, ruhig und zufrieden mit dem kleinen Einkommen von ihrem Vieh und ihren Feldern. Mehr als einmal sah ich zierliche Paare nach dem Tone einheimischer Instrumente tanzen, wenn ich in diese amerikanischen Häuser trat. Die hübscheste dieser Scenen sah ich bei einer Meierei in der Ebene Charas. Unter einem Schoppen spielten zwei indianische Künstler auf einer Art im Lande verfertigter Harfe, während ein verwachsener Schwarzer den Tact durch die Bewegung eines mit trockenen Erbsen gefüllten Flaschenkürbisses bezeichnete. Die Harfenspieler lagen weich hingestreckt auf einer buttaca oder einem Priesterstuhle, dessen Form sich noch aus der Zeit der Eroberung herschreibt und welche die Spanier in dem Lande gefunden haben sollen. (Taf. 6. Abbild.)

Eine andere minder fröhliche, aber rührendere Scene zog meine Blicke an den Ufern des Rio Santa Catalina an. Es war auch ein Tanz, aber ein Begräbnißtanz. Indianer und Neger feierten ein velorio, wie sie es nannten. Ein vor kurzem gestorbenes Kind lag auf einem Tische an der Thüre des Hauses und hielt ein Kreuz in seinen gefalteten kalten Händen. Die arme Mutter, die daneben saß, weinte schweigend; die andern Anwesenden führten einen einheimischen Tanz auf, sprangen auf einem Beine umher und klatschten in die Hände, während um sie her kauernde Frauen den Tact schlugen. Das Orchester bestand aus einer Flöte aus einer Federspule und einem carulao, einer Trommel aus dem hohlen Stamme einer Palme, die nur oben mit einer Haut überzogen war. Die Verschiedenheit der Töne, welche von dieser Trommel erhalten wurden, rührte von der Höhe her, in die der Spieler das Instrument vom Boden emporhob. Zur Begleitung hielt Einer wie eine Geige eine maraca (Esels- oder Pferdekinnbacken), auf deren wackelnden Zähnen er mit einem Stücke Palmenholze mit närrischer Gravität herumkratzte. Dieser velorio hatte eine ganz allegorische Bedeutung. Man tanzte und sang zur Ehre der Seele des kleinen Engels, damit sie gerade in den Himmel gehe, aus dem sie gekom-

men. Diese weinende Mutter neben ihrem Kinde vor diesen Männern, welche herumsprangen nach dieser mißtönenden Musik, der Kummer und die Freude, der Tod und die Auferstehung, das ganze Gemälde bildete einen Contrast, der in dem Gemüthe eine milde und unbestimmte Melancholie zurückließ. Ich kehrte ganz gerührt zurück. (Taf. 7. Abbild.)

(Margarita.) Den folgenden Tag brach ich mit meinem guayquerischen Führer auf. Früh um sechs Uhr ging die kleine Barke unter Segel; um Mittag ankerte sie an der Insel Margarita vor Pampatar, dem Haupthafen derselben. Die Küste schien im Allgemeinen traurig und unfruchtbar zu seyn. Kaum zeigten sich einige baumartige Cactus und stachelige Mimosen am Strande. Hier und da weideten einige Ziegen- und Maulthiere und schienen von dem unfruchtbaren Boden mehr zu verlangen, als er gewähren zu können schien. Nur reizende Colibris belebten die Oede. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Pampatar nahm ich ein Maulthier, um nach Asuncion, der Hauptstadt der Insel, zu reiten, welche im Innern liegt.

Asuncion ist eine kleine, aber ziemlich gut gebauete Stadt. Die Einwohner sind fleißig und thätig. Man sieht daselbst zwei Kirchen und ein Kloster. Die andern erwähnenswerthen Orte der Insel sind Pampatar, ein schönes, großes Becken, beherrscht von einem Fort, der Mittelpunkt eines lebhaften Schmuggelhandels mit dem colombischen Küstenlande; dann Pueblo de la Mar, einige Stunden westlich von Pampatar, und endlich Pueblo del Monte, mit einem Hafen, der wegen eines Riffes am Eingange schwer zugänglich ist.

Die Insel Margarita war lange ein Theil der spanischen Provinz Cumana. Gegenwärtig gehört sie zu Colombien. Die Insel hat keine andern Hilfsmittel als die Schmuggelei; die Ernten reichen kaum zur Ernährung der Bewohner hin; Mais, Cassave und Bananen, die letztern trefflich, wenn auch klein, sind die Haupterzeugnisse des Landes. Das Zuckerrohr, der Kaffee- und Cacaobaum zeigen sich in den Ebenen, aber in geringer Anzahl. Die Ziegen und Schafe geben hier eine köstliche Milch in Folge der aromatischen Kräuter, welche auf den Weideplätzen wachsen. Ein Wirthshaus giebt es auf der ganzen Insel nicht; aber alle Häuser nehmen einen Fremden auf, wenn er nur zu den Kosten des Hauswesens beitragen will. Die Fischerei ist auch eine wichtige Beschäftigung dieser kleinen Colonie. Die Fische sind in der Nähe so häufig, daß man bisweilen die Netze zerschneiden muß, um sie nur an das Land bringen zu können, so schwer werden sie. Man salzt eine große Menge der gefangenen Fische ein.

Die Salinen würden ebenfalls ein Reichthum für Margarita seyn, wenn das Salz in diesen Gegenden nicht eine gemeine und deshalb werthlose Sache wäre. Ein Faß von 300 Pfund gilt auf Margarita 25 Sous.

Diese Insel zerfällt in zwei Theile, welche mit einander durch eine Landzunge zusammenhängen, die nur 80 bis 100 Schritt breit und 10 bis 20 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben ist. Der höchste Punkt ist der Berg Macanao, nach dessen Gipfel sich die Schiffe richten, welche in den Hafen von Cumana fahren wollen. Die Insel mißt 16 Seemeilen in der größten Länge und kann 16,000 Einw. haben.

Nachdem ich zwei Tage auf der Insel verbracht hatte, blieb mir auf ihr nichts mehr zu sehen übrig. Ich bestieg das Boot eines Guayquerie, der mich an der Spitze von Araya aussetzen sollte. Die Fahrt geschah in der Nacht bei einem wundervoll gestirnten Himmel und auf einem spiegelglatten Meere. Jaguarfelle, die in der Barke lagen, gewährten mir ein Bett, auf das ich mich hinstreckte. Als ich erwachte, brach der Tag an und wir naheten der Spitze des Vorgebirges, bei der neuen Saline. Was ich vor mir sah, war weder eine Stadt, noch ein Dorf, noch ein Weiler, sondern ein bloßes Haus, das gänz allein auf der nackten Ebene stand, und daneben eine Redote mit drei Kanonen. Diese Saline, eine der wichtigsten, die man kennt, welche die Holländer und Engländer nach einander haben wollten und deren Bestehen bis zu Columbus und Vespucci hinaufreicht, hat gegenwärtig nicht einmal ein kleines Dorf neben sich. Kaum sieht man auf den Klippen des Vorgebirges einige Hütten indianischer Fischer. Das einzige Haus wird von dem Salineninspector bewohnt, der sein Leben in einer Hängematte verbringt und an nichts als die allgemein nützlichen Beschäftigungen denkt, die ihm obliegen.

(Araya.) Die neue Saline von Araya hält fünf Behälter, deren mittlere Tiefe acht Zoll beträgt. Von Menschen in Bewegung gesetzte Pumpen bringen das Meerwasser hinein. Die Verdunstung wird durch die fortwährende Bewegung der Luft begünstigt, und achtzehn bis zwanzig Tage nach der Einbringung des Wassers in die Behälter kann man das Salz sammeln.

Außer der gegenwärtigen Saline giebt es noch eine alte, die man nicht mehr benutzt und die unter dem Namen der Lagune bekannt ist. Noch denselben Tag ging ich bis dahin, um zu gleicher Zeit die Ruinen des Schlosses von Araya zu besehen. Ein guayquerischer Führer zeigte mir den Weg. Ich ging zuerst über eine unfruchtbare Ebene, dann über zwei Hügelchen und endlich auf einem schmalen Wege hin, den auf der einen Seite das Meer begrenzte, während auf der andern steil emporsteigende Felsen standen. Dieser Pfad brachte uns an den Fuß der Ruinen des alten Schlosses von Araya. Es war ein trauriger, aber imposanter Anblick. Diese einstürzenden Mauern, welche auf einem von Agaven, Mimosen und säulenartigen Cactus gekrönten Berge standen, glichen weniger Gebäudetrümmern, als Granitfelsen in seltsamen Gestalten, aus denen die Natur allein entweder Palastfronten oder Thürme von gothischen Tempeln bildet. Nach einer kurzen Betrachtung setzten wir unsere Wanderung bis zu einer Indianerhütte fort, in welcher wir essen wollten. Als wir um eine Waldecke herumbogen, stand die hübsche, im Aeußern reinliche Hütte vor uns. Sie war von gutmüthigen Leuten bewohnt, die uns anboten, was sie hatten, Fische, Bananen, und treffliches Wasser, ein unschätzbares Gut unter der heißen Zone.

Diese Hütte gehörte zu einer kleinen Gruppe von Wohnungen an den Ufern des Salzsees. Man bemerkte daselbst sogar die Ruinen einer Kirche unter dem Gebüsche. Als man 1762 das Schloß von Araya abtrug, stand ein ansehnliches Dorf daselbst, dessen Ueberreste diese Hütten sind. Die übrigen Einwohner verließen die unfruchtbar gewordene Gegend und wanderten aus, theils nach Maniquarez, theils nach Cariaco, oder in die Vorstadt der Guayqueries. Die kleinste Anzahl blieb und die Leute leben hier unter Entbehrungen, die ihre Trägheit ohne Mühe erträgt. Fragt man sie, warum sie nicht etwas Land bebauen, warum sie keine Gärten haben, so antworten sie: „unsere Gärten sind in Cumana. Wir bringen dahin Fische und man giebt uns dafür Bananen, Cocusnüsse und Manioc." Dieses System haben alle Bewohner der Halbinsel Araya. In Maniquarez und Cariaco findet man dieselbe Trägheit und Gleichgiltigkeit wieder. Der Hauptreichthum des Landes besteht in Ziegen, die in dem Lande herumschweifen, wo sie wild geworden sind. Sie haben nur den Stempel ihres Herrn auf dem Felle. Erlegt Jemand eine Ziege, die ihm nicht gehört, so bringt er sie dem rechtmäßigen Eigenthümer.

Uebrigens konnte ich in dem Dorfe der Lagune den Schuhmacher nicht wiederfinden, den die Erzählung Humboldt's berühmt gemacht hat und der demselben eine der originellsten Figuren seiner Reise lieferte. Dieser Schuhmacher war ein Farbiger von spanischer Kreuzung. Er empfing die Reisenden in seiner Hütte mit der Gravität, welche die Personen charakterisirt, die sich durch ihren innern Werth stark fühlen. Da alle Einwohner des Ortes barfuß gingen, so war sein Amt als Fußbekleidungskünstler so ziemlich eine Sinecure. Statt die Pfrieme zu brauchen, ging er auf die Jagd; er hatte einen Bogen und Pfeile und wußte dieselben gut zu brauchen, obgleich er bisweilen laut klagte, daß er sich wegen Mangels an Pulver derselben Waffen bedienen müsse, wie die Indianer; dies war für einen Mann von seinem Range eine Erniedrigung. Der edle Schuhflicker war übrigens der Gelehrte des Ortes; er kannte die Bildung des Salzes durch den Einfluß der Sonne und des Vollmondes; die Symptome der Erderschütterungen, die Spuren, an denen man Gold- und Silberadern erkennt, und endlich die Arzneipflanzen, welche er, wie alle Amerikaner,

in warme und kalte Pflanzen, in sthenische und asthenische des Brownschen Systems, eintheilte. Er war dem Handel des Landes gefolgt und wußte tausend merkwürdige Einzelnheiten über die Perlenfischerei zu Cubagua. Diese Perlen hatten aber in seinen Augen gar keinen Werth; er trat die eiteln Spielereien der Reichen mit Füßen und führte alle Augenblicke den demüthigen und frommen Hiob aus der heiligen Schrift an, der die Lehren der Weisheit allen Perlen Indiens vorgezogen hatte. Diese religiöse und philosophische Uneigennützigkeit hinderte indeß den Wunsch nicht, einen schönen guten Esel zu haben, der seine Bananen von dem Landungsplatze bis in seine Wohnung trage. Dieser Esel war sein höchster Wunsch: Hoc erat in votis.

Herr von Humboldt entging dem Puritaner von Araya nicht, ohne eine lange Predigt über die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge hören zu müssen, nach deren Beendigung der Mann aus einem ledernen Beutel kleine und halbdurchsichtige Perlen nahm, die er dem Reisenden aufnöthigte. Darauf zeigte er demselben ein Taschenbuch und befahl ihm fast, da hineinzuschreiben, daß ein armer Schuhmacher von Araya, aber ein Weißer von edelm castilianischen Geschlechte, Europäern dasjenige habe geben können, was auf der andern Seite des Meeres für etwas sehr Kostbares gehalten werde. Die Perlenmuschel findet sich an den Klippen sehr häufig, welche von dem Cap Paria bis an das Cap Vela ziehen. Margarita, Cubagua, die Spitze von Araya und die Mündung des Rio la Hacha standen zur Zeit der Eroberung bei den Spaniern in demselben Rufe, wie der persische Meerbusen und die Insel Taprabane bei den Alten. Man fischte daselbst Perlen in großer Menge, die in Europa schnell verkauft wurden. Seit dieser Zeit sind sie seltener geworden, und diejenigen, welche man noch findet, sind nicht viel werth. Das Thier lebt nur neun bis zehn Jahre und im vierten fangen die Perlen an, sich zu zeigen. Man muß oft bedeutende Massen von Austern sammeln, ehe man eine einzige werthvolle Perle findet; bisweilen reichen 10,000 Stück dazu nicht hin.

Nach einem Aufenthalte von einigen Stunden in dem Lagunendorfe machte ich mich wieder auf den Weg, um in Maniquarez zu schlafen. Der Weg war dürr und von der Sonne verbrannt, ohne ein anderes Grün als das der cylindrischen Cactus, die keinen Schatten gaben. Ich ging vor dem Schlosse Santiago vorbei, einem sehr alten Gebäude mit merkwürdigen Mauern, in denen man kaum einen Sprung findet. Man sieht hier eine Cisterne von 30 Fuß Tiefe, welche der ganzen Halbinsel Araya das Trinkwasser liefert.

Maniquarez ist in dieser Gegend durch die Verfertigung von Töpfertigung von Töpferwaaren merkwürdig, die nach einem undenklich alten Verfahren von Indianerinnen gemacht werden. Man nimmt den Thon aus der Nähe; die Arbeiterinnen wählen die Stücke, welche den meisten Katzenglimmer enthalten und bilden mit unglaublicher Geschicklichkeit Gefäße, die 2 bis 3 Fuß im Durchmesser haben; dann umgeben sie diese Töpfe mit Reisig und lassen sie in freier Luft backen.

Von Maniquarez kam ich nach Cumana zurück und schickte mich an, einen andern Ausflug nach Cariaco zu machen, als sich mir eine Gelegenheit zu einem interessanten Abstecher in das Land der Chaymas-Indianer darbot. Ein spanischer Naturforscher, Jose Ligueran, wollte, den Reisebericht Humboldt's in der Hand, daselbst einige wichtige Punkte der Geologie und Naturgeschichte genauer ermitteln. Er war wie ich ein Gast der freundlichen Juanita und alle Tage mein Tischgenosse. Die Partie war bald zwischen uns beschlossen.

Kapitel XIII.

Cumanacoa. — Thal von Caripe. — Grotte des Guacharo. — Cariaco. — Chaymas-Indianer.

Wir verließen Cumana den 25. October mit Sonnenaufgange, nahmen so wenig als möglich Gepäck mit und hatten zwei Saumthiere und zwei Indianer als Führer. Der Morgen war schön, wenn auch etwas bewölkt. Vor der Stadt schlugen wir den Weg ein, der nach Cumanacoa an dem rechten Ufer des Manzanares und dem Hospiz der Capuziner hinführt. Auf dem Gipfel des Berges Francisco sahen wir den Tag anbrechen und das Land schüttelte allmälig die Schatten ab, die auf ihm lagerten. Die Stadt und die Rhede erwachten und die Ebene schmückte sich mit den Blumen, welche die Morgensonne vergoldeter. Alles schien unserer Wanderung zuzulächeln.

Nachdem wir über das kleine Plateau hinweg waren, welches Cumana beherrscht, gelangten wir in die hohen Ketten des Innern, die wirklichen amerikanischen Alpen. Die Natur änderte in diesen hohen Zonen ihr Aussehen und nahm großartigere und wildere Formen an. Nur hier und da zeigte sich noch angebauetes Land. Die Hütten der Mestizen, die einsamen Felder wurden selten; jenseits der Quellen des Quetepe sah man davon gar nichts mehr. An dieser Stelle fingen wir an, den Imposible zu erklettern, eine dürre und steile Kette, das Bollwerk Cumanas bei einem feindlichen Einfalle. Der Abhang zu beiden Seiten ist nichts als Sand und Felsen. Die Vegetation kommt erst in dem kleinen Binnenthale, am Fuße des Pics, wieder zum Vorschein. Hier beginnt ein sehr schöner Wald, wo Cuspas (die Quinquina Columbiens), Cecropias mit silberglänzenden Blättern, Dorstenias, die einen feuchten Boden suchen, dann Orchideen, Melonenbäume und wilde Orangen wachsen. Alle diese Bäume haben ihre Festons und Arabesken von Lianen, welche bis zu dem Wipfel hinaufsteigen, in einer Höhe von 100 Fuß von einem Wipfel zum andern steigen und so über den ganzen Wald sich ziehen. Hier und da flattern von Zweig zu Zweige glänzende Vögel. Die Aras erschienen nur Paarweise, die Pisangvögel in Trupps.

Eine Allee von Jaguas brachte uns nach San Fernando, einem Chaymas-Dorfe von etwa 120 Feuerstätten. Die Hütten dieser Indianer waren nicht vereinzelt und mit Gärten umgeben, sondern standen in wirklichen Straßen, die einander in rechtem Winkel durchschnitten. Die dünnen und gebrechlichen Mauern waren von Lehm, unter welchen man Lianen gemischt hatte. San Fernando gehört zu dem Missionshause Cumanacoa und sieht geordnet und wohlhabend aus; es erinnert an die Dörfer der mährischen Brüder. Außer seinem Garten bebaut jeder Indianer das conuco oder gemeinschaftliche Feld, dessen Ertrag zur Unterhaltung der Kirche angewiesen ist.

Auf dem Wege von San Fernando nach Cumanacoa findet sich das kleine Dorf Arenas, das im Anfange dieses Jahrhunderts in der gelehrten Welt einen gewissen Ruf hatte. Hier hatte jener Lozano, der Chayma-Landmann, gelebt, der seinen Sohn fünf Monate stillte und ihm täglich zwei bis dreimal die Brust reichte.

(Cumanacoa.) Cumanacoa, wo wir am 27. October ankamen, ist der wichtigste Ort in diesem Thale. Die Stadt liegt am Fuße drohender Berge in einer runden Ebene, und sie kann 2300 Einwohner zählen. Sie wurde 1717 von Domingo Arias angelegt. Obgleich unter der Aequatorzone gelegen, fühlt Cumanacoa doch die Hitze nicht; ihr Clima ist gemäßigt, regenreich und selbst kalt. Die einförmige, aber kräftige Vegetation der Ebene zeichnet sich durch ein 40 Fuß hohes baumartiges Solanum aus. Der Boden ist fruchtbar und trägt einen der besten Tabake, die man kennt. Dieser Tabak wird im September gesäet und zwei Monate darauf verpflanzt. Dann hackt man ihn und bricht den Hauptschößling ab. Gegen den vierten Monat, wenn das Blatt bläulich graue Flecke bekommt, ist der Tabak reif und man sammelt ihn ein.

Ein anderes wesentliches Product des Thales von Cumanacoa ist der Indigo. Er übertrifft den von Caracas. Zur Bereitung desselben hat man zwei Küpen, welche das zum Faulen bestimmte Gewächs aufnehmen. Diese beiden Küpen, die mit einander in Verbindung stehen, gießen die Flüssigkeit in andere Gefäße, zwischen denen die Wassermühle angebracht ist. Die Welle des großen Rades, welche durch die beiden Behälter geht, ist mit langgestielten Löffeln versehen. Der färbende Bodensatz kommt zuerst in ein Ruhegefäß und dann auf Trockengestelle.

Die höchsten der Berge, welche das Thal beherrschen, sind der Cuchivado und der Turiquimini. An dem letztern muß man hinaufsteigen, um in das Thal Caripe, eine der köstlichsten Gegenden in der Nähe, gelangen zu können. Der dahin führende Weg geht über Sant Antonio und Guana Guana, Dörfer, die mitten in fruchtbaren Plateaus liegen.

Das Missionshaus von Caripe wurde sonst von aragonischen Mönchen verwaltet, die daraus eine Art Eden mit Gärten und fruchtbaren Feldern gemacht hatten. Selbst wenn die Frische eines immer gemäßigten Climas und der Anblick einer schönen Natur die Besucher nicht angelockt hätte, würde ein in dem Lande berühmtes Wunder dem Thale einige neugierige Forscher zugeführt haben. Dieses Wunder ist die cueva oder Höhle des Guachero.

(Höhle des Guacharo.) Diese Höhe war das Ziel unsers Ausflugs nach Caripe. Wir gingen durch das Dorf nur, um Führer dort mitzunehmen. Als wir an der Sierra Guacharo ankamen, führte der Weg unter einem Felsengewölbe an dem herausbrausenden Strome hin, bis die Höhle sich zeigte. Es ist eine riesenhafte 72 Fuß hohe und 80 F. breite Oeffnung. Aus dieser ungeheuern Höhle kommt der Fluß heraus, der selbst im Innern an den Ufern mit Bäumen und Gesträuchen bewachsen als strömte er in der freien Luft und unter der Sonne. Der Eingang ist so weit, daß man 200 Schritte weit in die Höhle hineingehen kann, ohne Fackeln zu brauchen. Erst an diesem Punkte beginnt die dunkele Gegend, wo der Guacharo lebt, eine Art Vogel, welchen die Eingeborenen dieser Höhle für eigenthümlich halten Dringt man bis dahin, so verrathen ein entsetzliches Getöse und gellendes Geschrei wie das der Krähen die Anwesenheit der Guacharos, welche sich hier zu Tausenden verbergen. Ihre Nester hängen in Trichtergestalt in einer Höhe von 60 Fuß an der ganzen Ausdehnung der Decke, welche damit gleichsam überzogen ist.

Die Indianer machen aus dem Fette dieses Vogels ein Oel, das sie zu ihren Speisen brauchen. Um sich dasselbe zu verschaffen, findet jährlich um Johannis eine große Jagd statt. Die Indianer gehen in die Höhle und schlagen einen Theil der an den Wänden hängenden Nester herunter. Die alten Vögel vertheidigen ihre Wohnung und schweben mit entsetzlichem Geschrei über den Köpfen der Jäger; die jungen aber fallen zur Erde und werden auf der Stelle geschlachtet. So erlegt man mehrere Tausende. Man öffnet sie und zieht das Fett heraus, das im ganzen Bauche bis an den After liegt; dann läßt man es zerlaufen und gießt das Fett in thönerne Töpfe. Man kann dieses halbflüssige, durchscheinende und geruchlose Fett über ein Jahr aufbewahren, ohne daß es ranzig wird. In dem Kropfe und dem Magen findet man trockene und harte Früchte, welche die Eingeborenen Guacharosamen (semina de guacharos) nennen und als unfehlbares Mittel gegen die Wechselfieber brauchen. Uebrigens scheint diese jährliche Jagd das Geschlecht der Guacharos nicht zu vernichten, von denen es in dieser Höhle wimmelt. Man hat noch nicht bemerkt, daß ihre Zahl geringer geworden wäre.

Die Grotte von Caripe ist eine der gleichförmigsten und regelmäßigsten, die man kennt. Der erste Theil, den man die Vorhalle nennen könnte, behält eine Höhe von 60 bis 70 Fuß bei einer Ausdehnung von 470 Metres. In diesem ganzen Theile strömt der Fluß bei einer Breite von 30 Fuß ruhig dahin. Weiter hin beginnt der zweite Theil der Höhle, wohin die Indianer nur mit Schrecken gehen, da sie glauben, dort befänden sich die Seelen ihrer Vorfahren. Sich dahin wagen, heißt, ihrer Meinung nach, sich dem Tode aussetzen. Je mehr sich das Gewölbe senkte, um so gellendere Töne stießen unsere Indianer aus und wir mußten die Erforschung aufgeben, welche ohne ihre Mitwirkung nicht geschehen konnte. Diese Furcht der Führer hat bis jetzt immer die Erforschung verhindert.

(Wald und Affen.) Wir gingen nicht auf demselben Wege von Caripe zurück, sondern wendeten uns gerade über das Plateau von la Guardia, um nach Santa Cruz und Cariaco zu gelangen. Auf diesem Wege kommt man durch den Wald von Santa Maria, der reich an herrlichen Bäumen ist, wie 130 Fuß hohen Curucays, Hymäneas von 10 F. im Durchmesser, Drachenblutbäumen mit purpurrothen Adern, und Palmen mit stacheligen Blättern. Kein wildes Thier zeigte sich uns in diesem dichten Walde, aber wir bemerkten mehrere Schaaren von Brüllaffen. Der interessanteste davon war der Araguato (stentor ursinus), der nach seinem dichten und braunen Pelze einem jungen Bäre gleicht. Das schwärzlich blaue Gesicht dieses Affen ist mit einer feinen faltigen Haut bedeckt und hat große Aehnlichkeit mit dem menschlichen. Das Thier hat ein trauriges Auge, eine traurige Stimme und gleichen Gang; selbst gezähmt behält es dieses ernste und melancholische Wesen; es springt nicht, es spielt nicht wie die kleinen Meerkatzen. Nichts ist spaßhafter als der Anblick, wie diese Araguatos einen ganzen Wald von Zweig zu Zweig durchwandern. Ist die Entfernung zu groß, so hängt sich der Affe an dem Schwanze auf und schaukelt sich, bis die Bewegung ihn in den Stand setzt, den benachbarten Zweig zu ergreifen. Dieses Manöver wird der Reihe nach und mit bewundernswerther Präcision gemacht. Das Haupt der Familie beginnt; die andern folgen. Die Indianer behaupten sogar, dieselbe Ordnung herrsche auch bei dem Schreien dieser Affen vor; einer von ihnen giebt den Ton an, die andern ahmen denselben nach.

Von dem Walde von Santa Maria blickte das Auge über den Meerbusen von Cariaco. Das letztere gefällt anfangs; die Hütten sind reinlich und die Pflanzungen wohl unterhalten; aber unter diesem frischen Grün herrscht das Fieber und hält einen großen Theil der Bewohner auf den Hängematten ausgestreckt. Trotz dieser Geißel zählt die Stadt 6000 E. und hat einen ausgebreiteten Handel und Ackerbau. Da die Fieber eben in Cariaco herrschten, so hielten wir uns daselbst nicht lange auf; eine guayquerische Barke brachte uns nach Cumana zurück, wo wir den 15. Novbr. ankamen.

(Chaymas.) Die indianischen Völkerschaften, welche wir auf unserm Wege gefunden hatten, gehörten zu dem Stamme der Chaymas, der wohl so wichtig ist, daß man sich einen Augenblick mit ihm beschäftige. Die Chaymas sind klein von Gestalt; selten erreichen sie eine Länge von fünf Fuß. Dagegen haben sie breite Schultern, fleischige Glieder, eine flache Brust, eine bronzefarbige Haut, eine kleine eingedrückte Stirn, schwarze Augen, einen geringen Bart, eine vorstehende Nase, einen großen Mund mit dicken Lippen und ein kurzes rundes Kinn. Ihr ganzes Gesicht hat ein trauriges, ernstes und melancholisches Aussehen. Ihre Zähne würden schön seyn, wenn sie dieselben nicht mit sauren Pflanzen schwärzten.

Trotz den Gegenvorstellungen der Priester gehen die Chaymans lieber nackt als bekleidet. Ziehen sie, wenn sie durch das Dorf gehen, einen baumwollenen Rock an, so reicht er nur bis an die Knie; sobald sie aber in ihre Hütten zurückgekommen sind, werfen sie diese hemmende Umhüllung von sich. Die oft auch nackt gehenden Frauen sind selten schön, obgleich sie in ihrem Blicke etwas Sanftes und Rührendes haben. Ihre Haare sind in zwei lange Flechten vereinigt. Sie bemalen weder, noch tättowiren sie die Haut, und ihr einziger Schmuck besteht in Hals- und Armbändern von Muscheln, Vögelknochen und Körnern.

Das Leben der Chaymas ist ruhig und regelmäßig. Ihre reinlichen und gut unterhaltenen Hütten enthalten ihre Hängematten, ihre Esteras (Rohrdecken), ihre Töpfe mit gegorenem Mais, ihre Bogen und Pfeile. Um diese Hütten her befinden sich die conucos oder Felder, welche sie mit einiger Sorgfalt bebauen. Der größte Theil der Arbeit liegt auf den Frauen. Kommt das Paar Abends vom Felde zurück, so trägt der Mann nichts als seinen machete, womit er sich einen Weg durch das Gebüsch bahnt; dagegen unterliegt die Frau unter der Last der Bananen und anderer Früchte. Oft muß sie auch noch zwei oder drei Kinder theils auf den Armen, theils auf den Achseln tragen. Diese Indianer sind im Allgemeinen wenig verständig; sie lernen die spanische Sprache sehr schwer und sprechen sie nie auch nur leiblich aus.

Die Chaymas-Indianer sind nicht die einzigen Ureinwohner dieses Theils von Südamerika. Man zählt hier noch eine Menge anderer Stämme, wie die Guayqueries, die Pariagotos, die Quaquas, die Araucas, die

Caraiben, die Cumanagotos und endlich die Guaraunos. Diese Racen haben, ohne sich in wesentlichen Punkten von einander zu unterscheiden, jede ihre speciellen Charaktere neben dem allgemeinen Typus. Die Zahl ist nicht genau bekannt. Unter den Indianern der Berge, welche wir besucht hatten, sind die Chaymas eine der zahlreichsten Völkerschaften. Man zählt ihrer wenigstens 15,000 in den Thälern und Hochebenen. Ihre Nachbarn sind die Cumanagotos in Westen, die Guaraunos in Osten und die Caraiben in Süden. Diese letztern, welche kriegerischer sind als die Chaymas, haben dieselben vor einem Jahrhunderte bekriegt. Um diese Zeit wurden ganze Dörfer von den Flammen zerstört und ein Theil der Einwohner erschlagen. Hundert Jahre Ruhe haben dieses Unglück noch nicht verwischen können. Zwanzig dem Boden gleichgemachte Dörfer sind seitdem in dem Zustande geblieben, in welchen sie die Caraiben versetzten, Ruinen und Einöden.

Kapitel XIV.

La Guayra. — Caracas. — Reise nach den Llanos des Orinocco.

Ich verließ Cumana den 30. Novbr. auf einem Küstenfahrer und den 6. Decbr. stieg ich zu Guayra, der Seevorstadt, dem Stapelplatze von Caracas, von der sie nur einige Stunden entfernt liegt, an's Land. Guayra lehnt sich an einen über sie hängenden Berg, ist auf einen Raum von 140 Toisen zwischen dem Meere und den Felsenwänden zusammengedrängt und enthält eine handeltreibende Bevölkerung von etwa 5000 Seelen, welche die Sonnenglut erstickt und die alle Jahre von dem gelben Fieber und endemischen Krankheiten decimirt wird.

Neben La Guayra und wenn man über einen in den Felsen gehauenen Weg gegangen ist, gelangt man in das Thal von Caracas, der Hauptstadt des Depart. Venezuela.

(Caracas.) Bis dahin hatte ich auf meinen Wanderungen in Columbien noch keine Erinnerung von der neuen Geschichte gefunden. Die Insel Margarita hätte mich indeß an ihren Arismendi, einen der thätigsten Revolutionshäupter; Cumana an seinen Marino und andere Krieger erinnern sollen, welche sich auf der Halbinsel Paria auszeichneten. Aber dieser östliche Streifen hatte in den militärischen und politischen Bewegungen nie die Initiative ergriffen. Er erhielt den Anstoß, gab ihn aber nie. Caracas dagegen war eine ganz historische Stadt. Unmöglich konnte man sich der Erinnerung an die wichtigen Ereignisse dieser Localkriege entschlagen. In Caracas, der Wiege der columbischen Revolution, hatte im Juli 1811 eine Junta das erste von Domingo und Mendoza unterzeichnete Manifest hinausgeschleudert, worin sich der Keim der künftigen Unabhängigkeit des Landes befand. Hier waren auch Bolivar und Paëz, als Sieger oder Besiegte, heute als Herren der Stadt und morgen gezwungen gewesen, vor Morillo zu fliehen und ein Asyl in den Ebenen des Orinocco zu suchen.

Dieser politische Charakter hat der Stadt Caracas keinen Tag gefehlt. Sie war immer stolz und unruhig und bestritt Bogota zu jeder Zeit den Titel eines Hauptortes der columbischen Staaten. Vielleicht verschmelzt sich diese verderbliche Nebenbuhlerei eines Tages in ein dauerhaftes und ruhiges Föderativsystem. Bald bleibt von den Reibungen der Bürgerkriege, wie wir hoffen, nur der edle Wetteifer übrig, der nach einem gemeinsamen Zwecke strebt.

Caracas, das am Rio Guayra, am Eingange der Ebene von Chacao liegt, erfreut sich eines fast ununterbrochenen Frühlings; in der trockenen Jahreszeit bleibt der Himmel immer rein, im December und Januar aber bedecken sich die Berge, an welche sich die Stadt lehnt und die früh rein und klar dastehen, Abends mit Dünsten, welche sich dort in auf einander folgenden Schichten verdichten. Löst sie später der Wind ab, so füllt sich die Luft mit Flocken, welche die runden oder zackigen Gipfel der Silla oder des Cerro de Avilla verlassen und als Regen in das Thal hinunterfallen. Die milde Temperatur eignet sich zu jedem Anbaue. Das Zuckerrohr, der Kaffeebaum, der Cacaobaum gedeihen da. Alle Früchte zwischen dem Wendekreise, die Banane, die Ananas, die Mango, reifen neben dem köstlichsten Obste Europas, der Pfirsiche, der Traube, dem Apfel.

Caracas, der Hauptort dieses Depart. von Venezuela, dem man eine Million Menschen zuschreibt, wurde 1566 von Diego de Lozada gegründet. Es blieb lange der Sitz einer audiencia (obern Gerichtshofes) und eines der acht Bischöfe des spanischen Amerikas. Die breiten Straßen durchschneiden sich in rechtem Winkel, sind aber uneben wie der Boden, und gewinnen an malerischem Ansehen, was sie an Regelmäßigkeit verlieren. Die Häuser haben theils geneigte, theils platte Dächer und sind theils aus Backsteinen, theils aus gestampfter Erde gebaut und mit Gips überzogen. Fast alle haben Gärten, weshalb die Stadt einen großen Raum einnimmt. Alle haben im Innern fließendes Wasser.

Wenn ich lange in Cumana blieb, so geschah es wegen der Regenzeit und gegen meinen Willen, denn ich war ein wahrer Nomade geworden. Der Aufenthalt in Städten war mir lästig, ich war ein Mann der Savannen und Einöden. Eine Fahrt auf den Schnellen des Flusses, ein Gang mit dem Machete in der Hand durch den Wald, ein Emporklettern auf Felsen, das erwartete, das erfreute mich. Ich ging, um als Bett eine Hängematte unter dem Sternenzelte, als Nahrung im Flusse gefangene Fische und einige auf dem Wege gepflückte Früchte zu haben.

Ich verließ Caracas zu Ende des Februars 1827 mit zwei Führern und wendete mich nach Süden, um die große Bergkette zu übersteigen, welche sich zwischen Baruta, Salamanca und den Savannen von Ocumare hinzieht. Von hier wollten wir nach den Llanos von Orituco über Cabruta bei der Mündung des Rio Guarico gehen und uns dann nach Calabozo wenden.

(Llanos.) Es war am 12. März und am Fuße der Berge von Ocumare, als wir auf die Llanos gelangten. Ich sah zum erstenmale diese unermeßlichen Ebenen und ihr Anblick von trauriger Gleichförmigkeit schnürte mir das Herz zu. Es war wie ein unübersehlicher, einförmiger, ruhiger See, ein Ocean, mit Seegewächsen bedeckt. Unter den Strahlenbrechungen der Sonne war der Horizont eben und rein an manchen Stellen, an andern wellenförmig und gestreift. Die Erde schien sich mit dem Himmel zu verschmelzen. Auf der ganzen mit magerm Gras bedeckten Ebene kein Baum, kein Gebüsch. Kaum hier und da streckten einige ärmliche Palmen, fast sämmtlich gipfellos, ihre Stämme wie so viele Mastbäume gen Himmel. Die Bäume vollendeten nur die Täuschung; sie bildeten das nothwendige Zubehör zu diesem Savannenmeere.

Die Caravane kam auf jene endlosen Ebenen, wo man den Horizont wechselt, ohne etwas zu bemerken. Nur die Führer konnten ihren Weg in diesen weiten Einöden finden. Nur sie erkannten die unbemerklichen Unebenheiten des Bodens in dieser ermüdenden Gleichförmigkeit: die bancos, wahre Untiefen oder Sandbänke; die mesas, breite, aber dem Auge unbemerkliche Plateaux, von denen einige als Flußscheiden dienen.

Obgleich die Llanos des Orinocco sich an diesem Flusse ungefähr 150 Stunden weit ununterbrochen ausdehnen, so hat man doch dieses große Gebiet in verschiedene Theile geschnitten: die Llanos von Cumana, von Barcelona, von Caracas und von Valencia. Weiter hin nach Süden und Südsüdwest zu werden diese Ebenen die Llanos von Varina, von Casanare, des Meta, des Guaviare, des Caguan und des Caqueta.

Wir befanden uns auf den Llanos von Caracas. Kaum hatten wir einige Stunden auf denselben zurückgelegt, als sich uns ein hato de ganado zeigte. So nennt man ein einzelnes mit kleinen Hütten, die mit Rohr und Fellen bedeckt sind, umgebenes Haus. Das Vieh schweift um die Wohnung umher. Entfernt es sich zu weit von den Weideplätzen, so jagen ihm einige peones llaneros, Arbeiter des Hauses, auf flüchtigen Rossen nach. So bringen sie dasselbe zurück, entweder um die Stücke mit einem glühenden Eisen zu brennen, oder um sie in einem beschränkten Raume zu halten. Diese hatos de ganado, elende Hütten, sind bisweilen

von Llaneros bewohnt, die acht bis neuntausend Ochsen, Pferde und Kühe besitzen.

Wir stiegen vor dem ersten dieser Häuser ab, um etwas Wasser und Schatten zu verlangen. Es war Mittag; die Sonne glühte unerträglich auf der Ebene; ein alkalinischer und durchdringender Sand drang in die Augen und die Kehle. Man bot uns den Schatten einer Palme, die von der Sonnenglut halb verbrannt war, und schlammiges Wasser aus einem nahen Sumpfe. Obgleich man in einer Tiefe von zehn Fuß in einer Schicht rothen Kieses Quellen findet, so sind die Einwohner doch so unthätig, daß sie sich lieber einen Theil des Jahres über der Gefahr aussetzen, vor Durst zu sterben, als Brunnen in die Erde zu graben. Das Leben der Llaneros wechselt so zwischen sechs Monaten der Ueberschwemmung und sechs Monaten der Dürre ab. Sie filtriren für sich ein sumpfiges Wasser und überlassen es den Heerden, ihren Durst zu stillen, wo es ihnen beliebt. Der Instinct zeigt den Thieren die Teiche und Pfützen; man sieht sie über die Ebenen hinjagen, den Schwanz emporgestürzt, den Kopf hoch haltend und die Nüstern aufsperrend; so suchen sie in einer schärfern und frischern Luftströmung die Richtung des Wassers zu erspähen, nach dem sie sich sehnen.

Nachdem wir einige Stunden ausgeruht hatten, brachen wir von neuem auf. Die Sonne stand jetzt minder hoch und war minder heiß; während sie sich nach dem Horizonte zu senkte, bewirkte sie auf vielen Punkten eine Menge Erscheinungen der Luftspiegelung, welche denen sehr seltsam vorkommen, welche daran nicht gewöhnt sind. Hier schienen die Palmen, welche längs an unserm Wege hin standen, gleichsam in der Luft zu schweben, ohne daß man hätte sagen können, worauf ihr Stamm ruhte; dort schien eine Heerde Rinder sich in phantastisch gestaltete Wolken stürzen zu wollen.

Wir brauchten drei ganze Tage, ehe wir Calabozo erreichten. Je weiter wir auf den Ebenen kamen, um so mehr füllten sie sich mit Pferden, Maulthieren und Rindern, welche frei weideten. Bisweilen trafen wir auch einige Heerden matacani, eine Art Reh, die größer als die unserigen sind und ein sehr wohlschmeckendes Fleisch haben. Ihr Fell gleicht dem des Damhirsches, ist glatt, fahlbraun und weiß gefleckt. Die matacani weiden mit den andern Heerden und scheinen sich vor den Menschen nicht zu fürchten.

Die Vegetation dieser so unfruchtbaren und nackten Llanos beschränkt sich auf einige Gräser, welche in den trockenen Strichen kaum zehn Zoll lang werden, an den Flüssen aber eine Höhe von vier Fuß erreichen können. Von Bäumen sieht man nur Palmen; die palma de copija (Dachpalme), die 20 bis 30 Fuß hoch wird, 8 bis 10 Zoll im Durchmesser hat und sehr gutes Bauholz giebt; hier und da kleine Gruppen Corypbas oder palma real de los llanos, und endlich die murichi-Palme, der nährende Baum der Guaraunos, denen er seine Früchte und seinen erfrischenden Saft giebt. Diese Palme ist für diese Einöden nicht blos eine Wohlthat, sondern auch eine Zierde.

So kam ich nach Calabozo, einer kleinen Stadt, welche Bolivar und Paëz berühmt gemacht haben. Es ist eine Vereinigung von fünf oder sechs an Weiden und Heerden reichen Dörfern. Der Handel des Landes besteht hauptsächlich in getrockneten Häuten, von denen beträchtliche Massen ausgeführt werden. Die Pferde der Llanos sind eine wilde Race, welche von einer sehr schönen spanischen abstammt. Sie sind klein, fast alle braun, und führen ein gequältes Leben zwischen den Ueberschwemmungen der Regenzeit und den Insecten der trockenen Jahreszeit, was indeß ihre Vermehrung nicht hindert. Diese Pferde sind in Calabozo so gemein, daß sie nur zwei bis drei Piaster gelten. Auch die Ochsen sind auf den Llanos sehr zahlreich und sehr wohlfeil.

Die Teiche bei Calabozo sind reich an electrischen Aalen. Um sich solche Fische zu verschaffen, muß man die Indianer lange bitten, welche sie fürchten. Gewöhnlich fängt man sie nicht mit Netzen, sondern mit dem barbasco, einer Art phyllanthus, das, in das Wasser geworfen, die Fische betäubt. Bisweilen bedient man sich auch der Pferde zu diesem Fange. Man muß dann etwa dreißig Stück zusammenbringen und sie in den Teich jagen. Durch ihre Hufe werden die Aale aus dem Schlamme herausgetrieben und zum Kampfe gereizt. Es gewährt einen merkwürdigen Anblick, wenn man diese gelblichen Aale plötzlich an der Oberfläche des Wassers erscheinen und sich unter den Bauch der Pferde pressen sieht, welche die Ruhe ihres Aufenthalts stören. Es beginnt ein schrecklicher Kampf und die Indianer am Teiche suchen ihn zu verlängern, indem sie die Pferde verhindern, den Kampfplatz zu verlassen. Mehrere dieser Thiere geben den Kampf auf, so kräftig ist der electrische Apparat der Fische. Manche Pferde, die heftige Schläge an zarte Organe erhalten, werden betäubt und verschwinden unter dem Wasser. Andere suchen keuchend mit starrender Mähne und stierem Auge in ihrer Angst das Ufer zu gewinnen. Ohne die Indianer, die sie zurücktreiben, würden sie alle den Kampf verlassen. Endlich aber werden die Wasserschlangen müde, ihre electrischen Apparate wirken minder stark und ihre Kräfte nehmen ab. Fünf Fuß lange Aale schwimmen auf dem Wasser und werden unbeweglich, halb todt, an die Ufer geworfen. Hier hebt man sie auf.

Wenn man den electrischen Aal anrührt, so fühlt man eine stärkere Erschütterung als durch die Entladung einer Leydener Flasche. Man braucht nur den Fuß auf einen dieser Fische zu setzen, um den ganzen Tag einen heftigen Schmerz in allen Gliedern zu fühlen. Der Anwesenheit dieser Aale schreibt man den gänzlichen Mangel der andern Fischarten in den Seen und Teichen der Llanos zu. Selbst die Eidechsen, die Schildkröten, die Frösche können eine solche Nachbarschaft nicht ertragen. Ja man erzählt, daß man Furte ändern mußte, wenn sich electrische Aale in zu großer Menge dort eingefunden hatten, weil sie die Maulthiere auf dem Durchgange durch ihre Schläge tödteten.

Nachdem ich einige Tage in Calabozo zugebracht hatte, setzte ich meinen Weg nach dem Süden der Llanos fort. Hier war der Boden staubiger, trockener und zwar wegen einer langen Dürre. Die Palmen waren verschwunden. Von Zeit zu Zeit hüllten uns Staubwolken ein und schlugen uns in das Gesicht. Ueber dem Uritucu begann die Mesa de los Pavones, eine schreckliche Einöde, wo das Gras sich kaum einige Zoll hoch erhob. Nur ein Gut, eine Art Oase, umgeben von Obstbäumen und Springbrunnen, gewährte uns Gelegenheit zu einem Halte. Weiter hin an den Ufern des Rio Guarico erschien auch ein kleines von Missionären angelegtes Dorf. Endlich, nachdem wir den Rio Guarico überschritten und in den Savannen südlich von Guayaval gelagert hatten, kamen wir den 28. März in die Stadt San Fernando, den Hauptort der Missionen von Varinas. Hier sollte sich für uns diese lange Wanderung über das Land endigen. Wir mußten nun die Maulthiere zurücklassen und die Piroguen besteigen, die Llanos für die Flüsse aufgeben.

(San Fernando.) San Fernando, am Apure und einem ansehnlichen Beiflusse gelegen, treibt einen ansehnlichen und lebhaften Handel in Häuten, Cacao, Baumwolle und Indigo. In der Regenzeit kommen große Böte von Angostura herauf, um in der Provinz Varinas zu handeln. Ich benutzte die Rückkehr einer dieser Barken, um nach dem Orinocco hinunter zu fahren. Es war eine der Schaluppen, welche die Spanier lanchas nennen, groß und weit, aber leicht zu regieren. Ein Steuermann und fünf Indianer reichten hin. Nach dem Hintertheile hin befand sich eine mit Palmenblättern gedeckte Hütte, die Raum genug für einen Tisch und Bänke gewährte. Ich hatte in San Fernando alle zu einer langen Reise nothwendigen Vorräthe mitgenommen, Bananen, Eier, Geflügel, Cassave. Man sollte unterwegs auch fischen; der Apure, auf dem wir fuhren, war reich an Fischen aller Arten, und an Schildkröten, deren Eier gesund und nährend sind. Die Jagd gewährte nicht mindere Hilfsmittel. Ungeheuere Flüge von Vögeln bedeckten das eine und das andere Ufer, und darunter befand sich ein hühnerartiger, der Fasan des Landes. Einige Fässer Branntwein, Waffen, Kleidungsstücke zum Wechsel vervollständigten die kleine Ausrüstung unserer lanchas.

Am Morgen des 3. April, nachdem wir San Fernando kaum verlassen, sahen wir am linken Ufer des Apure einige Hütten von Yaruros-

Indianern, die von der Jagd und dem Fischfange leben. Dieser sonst durch Zahl und Muth so mächtige Stamm ist jetzt sehr heruntergekommen und elend. Die Personen, welche wir bemerkten, hatten dennoch ein Ansehen von Stolz und Würde, das zu ihren Gunsten einnahm. Ihre unterscheidenden Merkmale waren ein längliches Auge, ein strenger Blick, vorspringende Backenknochen und eine vorstehende Nase. Sie waren brauner und minder untersetzt als die Chaymas.

Der erste Halt nach San Fernando ist der Diamante, über welchem Punkt hinaus nur noch von Jaguars, Caimans (alligator sclerops) und Cabiais bewohntes Land sich findet. Schaaren von Vögeln verdunkelten die Sonne. Weiter hin dehnte sich der Fluß aus, dessen eines Ufer sandig, das andere mit hochstämmigen Bäumen bedeckt ist. Auf der bewaldeten Seite sieht man zuerst sausos, die eine gleichsam von Menschenhand geschnittene Hecke bilden, jenseits welcher ein dichtes Dickicht beginnt. Kaum bemerkt man einige Palmenwipfel. Hier und da erscheinen in dem Dickicht am Flusse in großen Oeffnungen, welche durch Jaguare gemacht worden sind, Pecaris oder amerikanische Wildschweine, um in dem Flusse zu saufen. Diese Gegend ist reich an wilden Schreckensscenen. Hier zeigt ein Jaguar sein funkelndes Auge; dort erscheint ein Caiman, dessen Erdfarbe ihn mit dem Ufersande verwechseln läßt.

(Caimans.) Die Alligators, die zu zehn und zwölf neben einander und unbeweglich am Ufer liegen, scheinen sich weder um ihre Nachbarn, noch um die vorbeifahrenden Barken zu kümmern. Sie sind fast immer unschädlich und immer häßlicher als gefährlich. Wirklich kann nichts widerlicher seyn, als ihre Augen in gleicher Höhe mit dem Kopfe, ihr gezähnter Rachen und ihre schuppige schmuzige Haut. Ihre gewöhnliche Länge beträgt 18 bis 20 Fuß, einige erreichen indeß eine Länge von 25 Fuß. Die vollständigste Ruhe und Gleichgiltigkeit ist der gewöhnliche Zustand dieses Thieres; wenn es aber aus demselben sich aufrafft, so hat sein Gang etwas Schreckliches. Man hört, wenn es geht, ein klapperndes Geräusch, das von der Reibung der Hautschuppen herrührt; seine Bewegung geht fast immer in gerader Linie, ob es gleich sich auch umdrehen kann. Wird es nicht durch den Hunger gereizt, so schleppt es sich langsam und träge hin; wenn es sich aber auf seine Beute stürzt, findet es Kraft zu unerwarteten und raschen Bewegungen; es beugt den Rücken und scheint viel höher auf seinen Beinen zu stehen. Als trefflicher Schwimmer überwindet es leicht die schnellste Strömung.

Die hauptsächliche Nahrung der Caimans des Apure besteht in Cabais, Thieren aus der Ordnung der Nager, welche in Schaaren von 50 bis 60 Stück an den Ufern des Flusses leben. Sie haben die Größe unserer Schweine und sind fast Amphibien. Aber weder im Wasser noch auf dem Lande sind die armen Thiere einen Augenblick sicher und in Ruhe. Hier werden sie von den Jaguars zerrissen, dort von den Caimans angefallen.

Trotz den Verheerungen, welche zwei so mächtige Feinde anrichten, vermehren sie sich doch auf wunderbare Weise. Mehr als einmal war bei unserer Fahrt die Barke plötzlich von zahlreichen Schaaren Cabiais umgeben, welche bei dem Schwimmen den Kopf über das Wasser halten. Am Lande sah man sie wie Kaninchen auf den Hinterbeinen sitzen und wie diese die Oberlippe bewegen. Das Cabiai ist das größte Thier aus der Familie der Nagethiere. Sein Fleisch, das einen Moschusgeruch hat, wird eingesalzen und geräuchert.

Abends hielten wir bald an einem öden Orte, bald bei einigen einzeln stehenden Hütten an. Im erstern Falle verließen wir die Barke nicht; im zweiten hingen wir unsere Hängematte unter einem Dache auf. Diese Hütten waren von Mestizen bewohnt, Menschen, die etwas spanisches Blut in ihren Adern und etwas von dem Stolze der ersten conquistatores behalten haben. Dieser Stolz stand schlecht zu ihrer Kleidung und dem Zustande ihres Hauses, denn sie gingen mit ihren Frauen entweder nackt, oder waren mit einigen Lumpen bedeckt, und das Geräthe ihrer Hütten bestand in nicht mehr als einem plumpen Tische und einigen Hängematten.

Einige Tage nach unserer Abreise von San Fernando besuchten wir einen kleinen Weiler von Guamos, der aus zwanzig mit Palmenblättern gedeckten Hütten bestand. Diese Guamos bilden mit den Achaguos, den Guagivos und den Ottomacos die Nomaden der Ebenen vom Orinocco, und sie sind, wie alle diese Stämme, schmuzig, treulos und leben von der Jagd und dem Fischfange. Die Natur des Bodens, auf dem sie leben, hat ohne Zweifel großen Einfluß auf ihre Lebensart. Sie können auf immer überschwemmten Ebenen zwischen dem Apure und dem Metad nicht Ackerbau treiben und die sanften Sitten der Piarras, der Macos und der Maquiritares haben, welche den bergigen Theil bewohnen, von dem der Orinocco herabkommt. Die Guamos, welche wir sahen, zeigten sich indeß wohlwollend und gastfreundlich gegen uns. Sie boten uns gedörrte Fische und treffliches Wasser an.

Mehr als einmal wurde unser Bivouac an dem Ufer aufgeschlagen, wenn die Muskitos uns von dem Flusse vertrieben. Wir machten dann ein großes Feuer zum Schutze gegen die Jaguars an, eine Vorsicht, welche die Indianer für unfehlbar halten, deren Unzulänglichkeit aber durch eine Menge Unglücksfälle bewiesen wird. Ein andermal hingen wir unsere Hängematten unter den Bäumen am Ufer auf. Wenn die Nacht einbrach, nahm diese Natur, wo nur die wilden Thiere herrschen, plötzlich wilde und düstere Farben an. Die Caimans stellten sich, durch unsere Feuer angelockt, zu zehn und zwölfen am Ufer auf, betrachteten mit einer Art Vergnügen diese Flammensäule und richteten ihre lange Reihe träger und glänzender Augen auf uns. Bisweilen schweiften Jaguare um das Bivouac und schienen durch die ihnen fremde Scene mehr erstaunt als beunruhigt zu seyn. Ueberall herrschte übrigens bis Mitternacht Grabesstille. Aber gleich als hätten sich die Thiere ein Zeichen zu einem allgemeinen Hexensabbat gegeben, erhob sich um diese Zeit auf allen Punkten des Waldes verworrenes Geschrei und Geheul. Das Geschrei der Affen, das Brüllen des Jaguars und Cuguars, die Töne des Pecari, des Faulthiers, des Hocco und einiger andern hühnerartigen Vögel bildeten ein unermeßliches Concert in diesen Einöden. Die Klage läßt sich in allen Tönen hören und von allen Orten her. Bisweilen schienen selbst die Jaguars auf den Bäumen sich bemerklich zu machen, unter denen wir lagen, während die Brüllaffen auf der Flucht vor diesen schrecklichen Feinden pfeifende Töne der Angst von sich gaben. Jeder Busch hatte seine lärmenden Gäste, seine Scene der Liebe oder des Zornes, seine Wuth und seine Schrecken. In den ersten Nächten hielt uns dieser Stimmenverein wach, aber endlich trug die Natur den Sieg davon und wir schliefen mitten unter dem Lärme. Der einzige unangenehme Feind, an den wir uns nicht gewöhnen konnten, war eine ungeheuere Fledermaus, welche Abends um unsere Hängematten herumflog, uns bisweilen mit den Flügeln berührte oder uns mit ihren scharfen Zähnen verwundete. Diese Fledermäuse hatten lange Schwänze und waren offenbar eine Art Vampire, deren Zunge mit Warzen besetzt ist.

Unsere Indianer zeigten sich ihrer Seits sehr eifrig, für unsere Nahrung zu sorgen. Sie fingen alle Morgen Fische mehrerer Arten, unter andern Cariben, die sehr gierig nach Blut sind und die Schwimmenden anfallen. Nicht ihre Größe macht diese Thiere gefährlich, sondern ihre Wuth. Sie sind kaum vier bis fünf Zoll lang, fallen aber über den Menschen her und beißen ihn mit ihren spitzigen Zähnen in die Waden, die Schenkel oder die fleischigen Theile des Leibes. Eine Wunde lockt zwanzig andere dieser Fische herbei. Kaum haben sie in dem schlammigen Grunde, wo sie sich verbergen, Blutstropfen bemerkt, als sie sich zu Tausenden an die Stelle stürzen, wo sie eine Beute zu finden hoffen. Deshalb wagt man nicht, sich da zu baden, wo sie häufig sind. Man fürchtet sich vor dem Caiman nicht so sehr.

Weiter hin und in den Umgebungen von Caño de Manati fingen unsere Indianer eine Seekuh, ein grasfressendes Cetaceum, das 12 Fuß lang und bis 800 Pfd. schwer wird. In diesen Gewässern lebt das Thier heerdenweise; es findet sich häufig im Orinocco unterhalb den Fällen, in dem Rio Meta und in dem Apure bei den beiden Inseln der Carrizales und

la Conserva. Die Seekuh, welche ungeheuere Massen von Gras verzehrt, hat ein ziemlich gutes Fleisch, das aber mehr wie Schweinfleisch als wie Rindfleisch schmeckt. Die Guamos und die Ottomacos, die sehr begierig darnach sind, beschäftigen sich besonders mit dieser Jagd und salzen ein, was sie nicht sogleich brauchen. Die Seekuh hat ein sehr zähes Leben; hat man sie harpunirt, so bindet man sie an und tödtet sie erst in der Pirogue. Man zieht aus ihr ein Fett, das unter dem Namen manteca de Manati bekannt ist, zur Bereitung der Speisen und zur Beleuchtung der Kirchen dient. Die in Stücke geschnittene Haut dient als Stricke auf den ganzen Llanos. Man macht auch Peitschen daraus, die schrecklich sind für die Haut der unglücklichen Neger.

So sammelte ich auf dem Apure hin allmälig alles Interessante und Merkwürdige, was mir die Naturgeschichte der Llanos bot. Auf einer Fahrt von zehn Tagen waren mir zu viele Gegenstände aufgefallen, als daß ich alle hätte erforschen können. Diese Beobachtungen waren überdies nicht ganz gefahrlos. Bisweilen befand man sich mitten im Walde einem Jaguar gegenüber, der sich sehr ungern zur Untersuchung des Naturforschers hergab, oder man begegnete am Ufer einem Caïman, der, anfangs unbeweglich wie eine Bronzestatue, erwachte, um dem Neugierigen ein Gebiß von furchtbaren spitzigen und glänzenden Zähnen zu zeigen.

Den 2. April verließen wir den Apure, um in den Orinocco einzufahren. Da die Anschwemmungen nach der Einmündung hin ungeheuer groß sind, so mußte man sich längs des Ufers ziehen lassen. Als wir nach einer Stunde Arbeit über das letzte Wasser des Flusses hinglitten, entrollte sich ein großartiges Bild vor uns. Es war nicht mehr ein Fluß, den die Wälder bisweilen mit ihrem Schatten bedecken, es war nicht mehr die von tausend Vögeln, von tausend vierfüßigen Thieren belebte Natur; dieses Schauspiel hatte aufgehört. Vor uns lag das Meer mit seinen einförmigen Linien, mit seinen Wogen und Winden. Am Horizonte bemerkte man wohl dichte Wälder, aber das Ufer war flach und unfruchtbar; es setzte den Fluß fort, ohne daß man von weitem angeben konnte, wo das Land aufhörte und wo das Wasser begann. Auch dieses Schauspiel hatte seine Pracht und Majestät.

Unsere Lancha öffnete dem Winde ihre Segel, um den Orinocco hinaufzukommen. Der Weg ging anfangs nach SW. bis an das Ufer der Guaricotos, wo er eine kleine Biegung nach S. machte bis zu dem Hafen von Encaramada. Dieser Hafen, oder vielmehr diese Anlände ist der Sammelplatz der Eingeborenen, welche vom Handel und vom Fischfange leben. Zur Zeit unserer Reise sah man hier in ihren roth angestrichenen Barken Caraïbenstämme, welche auf die Schildkröteneiersammlung gingen. Diese Caraïben sind das stärkste Volk an den Ufern des Orinocco. Diese riesenhaften, langen und kräftigen Nomaden finden sich überall, auf den überschwemmten Ebenen und in den Wäldern, über und unter den Füllen. Indessen findet man bei Encaramada bereits seßhafte Eingeborene, welche sich mit dem Ackerbaue beschäftigen, theils als directe Eigenthümer, theils als Tagelöhner auf den Feldern der Mestizen. Ich besuchte ein solches Landgut, das in geringer Entfernung von dem Flusse lag. Es war ein kleines und niedriges Haus, vor welchem sich ein Rasenplatz befand. Nur eine Zuckermühle gehörte dazu, in welche man das Rohr brachte, um den Saft des Guarapa auszuziehen, den man dann gähren ließ, und Stangen, um darauf das in lange Stücke geschnittene Fleisch zu dörren. (Taf. 6. Abbild.)

(Schildkröteneier.) Von Encaramada fuhren wir nach der Boca de la Tortuga, der Insel, welche durch die Sammlung von Schildkröteneiern im Lande berühmt ist. Ein verworrenes Geräusch von Stimmen und eine ziemliche Menge von Eingeborenen verriethen sie schon von weitem. Es war die Zeit, wo dieser sonst gewöhnlich verlassene Ort von der einen Seite die Menge der umwohnenden Eingeborenen, und von der andern einen Schwarm kleiner creolischer Kaufleute oder pulperos vereinigt, welche dieses Handels wegen von Angostura kommen. An dem Strande war ein Geräusch und ein Leben wie auf einer Messe in Europa. Hier lagerten Guamos, Otomacos, Guahibos, Chiricaos und andere Eingeborene, welche sich von einander durch die Malereien auf ihrer Haut auszeichneten.

Die Schildkröten, welche der Orinocco nährt, sind zweierlei Arten; die erste ist die Arrau-Schildkröte, ein schüchternes und mißtrauisches Thier, das nicht über die Fälle im Flusse hinaufkommt. Die Arrau ist eine große Schildkröte des süßen Wassers mit häutigen Schwimmfüßen, schwarzgrau auf dem Rückenschilde und gelb unten. Sie wiegt bis funfzig Pfund und ihre Eier sind größer als Taubeneier. Die zweite Art ist die Terakay-Schildkröte und kleiner als die erstere. Diese sieht olivengrün, sammelt sich zur Legezeit nicht in Schaaren, sondern legt ihre Eier einzeln.

Das Eierlegen geschieht in den letzten Tagen des März bei seichtem Wasser. Hier sammeln sich schon im Anfange dieses Monats die Arraus in Schaaren und schwimmen zusammen nach den vier oder fünf bevorzugten Inseln, auf die sie ihre Eier legen, und stecken von Zeit zu Zeit den Kopf aus dem Wasser, um zu sehen, ob sie nichts von den Menschen zu fürchten haben. Die letztern sind weit entfernt, sie stören, und schützen sie vielmehr; es wird eine Art Cordon an dem Ufer den Inselchen gegenüber gezogen, wo die Eier gelegt werden; man vertreibt die Jaguars und hindert die Piroguen, zu nahe an die Inselchen zu kommen. Die Eier werden in der Nacht ohne alle Ordnung und eilig gelegt. Die Schildkröten stürzen sich, als wollten sie sich sobald als möglich davon befreien, auf die Küste, legen die Eier auf Haufen und bedecken sie mit Sand. In dem Tumulte dabei wird eine große Anzahl dieser Eier zerbrochen.

Sind die Eier sämmtlich gelegt, so beginnt ihre Einsammlung. Es geschieht unter der Aufsicht eines Abgeordneten der Vorsteher der Mission, welcher den Boden mittelst eines Rohres untersucht, um zu erkennen, wie weit die Eierschicht reicht. Diese Schicht geht bis drei Fuß ungefähr in die Erde hinein und erstreckt sich etwa 100 Fuß von der Küste hin. Die Sammlung wird nach Cubikfußen vertheilt. Sind die Loose gemacht, so graben die Indianer die Eier mit ihren Händen aus, legen sie in kleine Körbe, die sie mapiri nennen, und tragen sie dann auf das gemeinschaftliche Feld. Hier stehen Tröge mit Wasser, in welche man alle Eier wirft, damit sie, zerstoßen und umgerührt, ihren öligen Theil oben aufschwimmen lassen. Dieser Stoff wird, über recht raschem Feuer gekocht, die manteca de tortugas, welche im Lande sehr großen Nutzen gewährt, da die Creolen sie dem besten Baumöle vorziehen.

(Indianer.) Jenseits des Boca de Tortuga erschien zu unserer Rechten die Mündung der Arauca, eines breiten Flusses, der der Schauplatz verschiedener Episoden in dem Unabhängigkeitskriege war. Weiter hin und auf dem entgegengesetzten Ufer liegt das Dorf Uruana, 200 St. von der Mündung des Orinocco. In dieser Höhe ändert sich das Aussehen des Flusses; er strömt nicht mehr zwischen ebenen und flachen Ländereien, sondern wird von hohen Bergen eingeschlossen. Die malerischeste der Schluchten, die er bespült, ist die von Baraguan; sie stößt an die Küste von Pararuma, welcher Ort ebenfalls durch die Schildkröteneiersammlung bekannt ist und zu dieser Zeit von indianischen Völkerschaften besucht wird. Diese Völkerschaften gehören allen Racen an, welche die mittlere und obere Gegend des Orinocco bewohnen. Man sah hier Macos, Salivas, Maquiritares, Curancucanas und Pareca s, sanfte und leicht zu civilisirende Völkerschaften, neben Guahibos und Chiricoas, die stets ununterjocht sind; die Indianer der Ebenen neben Indianern des Waldes; die Monteros und die Llaneros. Zu Pararuma beginnt für die beiden Grundformen der Eingeborenen eine Art neutrales Land, wo sie einander begegnen und dulden. Wenige dieser Indianer hatten angenehme Formen und Gesichter. Den Körper mit Erde und Fett bestrichen, an dem Feuer kauernd oder auf großen Schildkrötenrückenschilden sitzend, bleiben sie ganze Stunden lang unbeweglich, den Blick auf den Boden geheftet und in einem Zustande, der an Blödsinn grenzt.

Die Farben sind fast die einzige Bekleidung der Eingeborenen. Je reicher diese Wilden sind, um so lebhafter und mannichfaltiger werden die

Malereien, mit denen sie ihre Haut bedecken. Will man von einem sehr armen Indianer sprechen, so sagt man: „er hat nicht soviel, um sich den Leib zu bemalen.“ Dies ist der letzte Grad der Armuth. Die schönste dieser Farben ist ein Scharlachroth. Die Caraiben und Otomacos bemalen sich nur den Kopf, aber die Salivas, das industriöseste Volk des ganzen Landes, beschmieren sich den ganzen Körper. Nach der rothen Farbe, welche man chica nennt, kommt der onoto oder Rucu, der in Guyana so viel gebraucht wird. Die Malereien sind weder gleichförmig noch regelmäßig; sie geben seltsame Gestaltungen. Bald will man ein europäisches Kleidungsstück nachahmen, z. B. den blauen Frack mit gelben oder schwarzen Knöpfen, bald malt man blos nach der Phantasie. So macht man breite rothe Querstriche über den Körper und bringt Glimmerflitterchen darauf an.

Ueber Pararuma mußte man das Fahrzeug wechseln; wir kamen in die Gegend der Fälle des Orinocco. Mein Führer wählte mir eine Pirogue mit einem Toldo am Hintertheile, einer Art Dach aus Palmenblättern, welches mir bei Regen Schutz gewähren sollte. Wir nahmen sechs indianische Ruderer mit, deren Pagaien drei Fuß lang waren. Diese völlig nackten Männer setzten sich zwei und zwei an das Vordertheil der Pirogue, stimmten einen sehr eintönigen Gesang an und schlugen die Ruder nach dem Tacte.

Die Pirogue kam vor dem Mogote oder Cocuyza, dem alten kleinen Fort der Missionäre an der Mündung des Parnari, vorbei, und nachdem sie über den Marimara-Fall hinweg war, gelangte sie in eine breite, von dem Flusse gebildete Bucht, welche man den Hafen von Carichana nennt. Es ist ein Ort von ziemlich wildem Aussehen. Das Wasser spiegelt Granitmassen zurück, welche mit einer dintenfarbigen Kruste überzogen sind. Carichana ist ein kleines Dorf, bewohnt von Salivas, einem verständigen und bildsamen Volke. Das umliegende Land zeigt eine mit kräftigen Gräsern bewachsene Ebene. Den Waldrand sieht man nur in der Ferne. In der Nähe findet man das Paraguatam, eine schöne Art des macro cnemum, dessen Rinde roth färbt; das Guaricamo mit giftiger Wurzel; die jaracanda obtusifolia und endlich das serrape der Salivas-Indianer, dessen aromatische Frucht in Europa als Tongabohne bekannt ist.

Ueber Carichana beginnen die Schnellen im Flusse, unter denen man als eine der gefährlichsten die von Cariven erwähnen muß. Ist man über dieselbe hinweg, so findet man die Mündung des Meta, des beträchtlichsten Beiflusses nach dem Guaviare, der auch von allen andern Bogota und dem westlichen Theile von Columbien am nächsten kommt. Bei der Mündung des Meta trafen wir auf dem Flusse Flöße der Guahibos, die durch Lianen aneinander gebunden waren. So gehen diese Flößen oder balsas, ohne zu zerreißen, über die gefährlichsten Fälle. Die Guahibos auf denselben unterschieden sich nicht von denen, welche wir an andern Orten gesehen hatten. Sie schienen mit dem bemalten Gesichte und dem ganz nackten Körper mehr Energie und größere Lebhaftigkeit zu haben als die Indianer der Dörfer am untern Orinocco; ihr Blick war mehr traurig als wild. Mehrere unter ihnen hatten Bart und schienen auf diese Zierde stolz zu seyn.

So waren wir zu den großen Fällen von Atures und Maypures gekommen, welche den Lauf des Orinocco in zwei fast gleiche Hälften schneiden. Der obere Lauf ist auf 260 Seemeilen, der untere auf 167 geschätzt worden. Jenseits dieser Cataracten beginnt ein unbekanntes, zum Theil bergiges, zum Theil ebenes Land, welches zugleich die Beiflüsse des Amazonenstroms oder des Orinocco aufnimmt. Dieses Gebiet ist zu jeder Zeit das Fabelland gewesen. Die Missionäre verlegten dahin Völker nach ihrer Schöpfung, eine Art Cyclopen oder Garamanten, welche das Auge auf der Stirn, einen Hundskopf und den Mund unter dem Magen haben sollten. Wir sahen natürlich nichts, was dieser phantastischen Race glich.

Die Fahrt über die zuletzt erwähnten Fälle wäre für unsere Pirogue beinahe verderblich gewesen. Auf dieser langen und breiten Barre, wo der Fluß sich in Schaum bricht, war sie zwanzigmal der Gefahr ausgesetzt, verschlungen oder an den Felsen zertrümmert zu werden. Nur die Gewandtheit unserer Indianer rettete uns.

Atures ist ein kleines Dorf, bewohnt von sanftmüthigen, aber faulen Salivas-Indianern. Die auf einem fruchtbaren Gebiete gegründete Colonie hätte mit minder sorglosen Anbauern glücklich werden können. Das ebenfalls gut liegende Dorf Maypures besitzt beträchtlichern Anbau. In beiden nimmt die Bevölkerung ab, was sich übrigens allgemein findet. Ueberall, wo die europäische Civilisation Indianern einen festen Wohnsitz geben wollte, hat die Sterblichkeit die Einwohner verringert. Die Volksstämme gingen fast alle zu Grunde, wenn man sie ihrer wilden und herumziehenden Lebensweise entriß. Die Auswanderungen nach dem Walde, systematische Frühgeburten der Weiber, welche giftige Wurzeln brauchen, alles trug zu dieser Verminderung bei, die übrigens so schnell vor sich geht, daß man jetzt berechnen kann, wie die vor hundert Jahren gegründeten Dörfer nicht mehr als ein Fünftel ihrer Einwohnerzahl gegen sonst haben.

Um die Häuser von Atures und Maypures schweifen Heerden wilder oder zahmer Schweine umher. Diese Schweine sind von zweierlei Art. Die eine, der kleine Pecari, heißt im maypurischen Dialecte chacaro, während die andere größere und schwärzlich braune apida genannt wird.

Wenn man über die großen Cataracten hinweg ist, wird die Fahrt auf dem Orinocco beschwerlicher und ermüdender. Die Caimans sind wilder und größer, während die Insecten, die Muskitos und Zancudos, jeden Tag zahlreicher, lästiger und grausamer werden. Wie geduldig man auch seyn mag, so kann man doch diese wiederholten Angriffe, diese Verschwörung geflügelter Feinde, die mit ihren Saugrüsseln die Kleider durchstechen und in den Mund, in die Nasenlöcher, in die Ohren und Augen dringen, nicht ohne Klagen ertragen. Selbst die Creolen, die daran gewöhnt sind, wünschen einander nicht guten Tag, ohne sich zu fragen: „wie haben die Zancudos Sie diese Nacht behandelt?“ Um die Geißel zu qualificiren, haben sie sogar die Benennung plaga de los mosquitos (Muskitowunde) erfunden. „Wie wohl muß man sich auf dem Monde befinden,“ sagte ein Saliva-Indianer zu dem Pater Gumilla, „der so schön und hell und gewiß von Muskitos frei ist!“ Diese Insecten verschonen, wie man sieht, Niemanden. Die spanischen Mönche, welche in den Wäldern des Cassiquiare wohnen, sehen nach einigen Monaten ganz gefleckt aus, da jeder Stich einen kleinen schwarz braunen Fleck zurückläßt. Gegen die Angriffe dieser unermüdlichen Feinde giebt es kein Schutz- und kein Heilmittel. Die mit Rucu, Bolus oder Schildkrötenfett bestrichenen Indianer scheinen vor den Stichen nicht gesichert zu seyn. Die Malerei schwächt vielleicht die Heftigkeit des Stiches, sie schützt aber nicht davor. Das einzige, was man gegen die Muskitos und Zancudos thun kann, ist, sie saugen zu lassen. Der anfangs heftige Schmerz mildert sich allmälig und wenn das Thier sich freiwillig wieder entfernt, hört er ganz auf, während wenn man das Insect verjagt, oder auf der Wunde erschlägt, der Stich sich entzündet und die Haut aufschwillt.

In der Gegend der großen Fälle und bei der Mündung des Rio Cataniapo sieht man die Höhle von Ataruipe, das Todtengewölbe einer alten Völkerschaft von Atures. Man findet unter diesen unterirdischen Wölbungen mit Rucu bemalte Skelette und große Gefäße von gebrannter Erde, worin die Knochen einer Familie gesammelt worden zu seyn scheinen. Eine der schönsten Landschaften dieser Gegend zeigt sich bei Maypures und von der Spitze des kleinen Gebirges Manimi, einer Granitmasse, die aus der Savanne sich erhebt. Dieser Berg beherrscht eine Schaummasse von einer Meile in der Ausdehnung. Aus diesem Bette erheben sich ungeheuere Steinblöcke, schwarz wie Eisen, die theils je zwei und zwei stehen, theils wie Thürme, feste Schlösser und verfallene Ruinen aussehen. Jeder dieser Felsen oder dieser Inselchen ist mit Baumgruppen bedeckt, und durch einen weißlichen Nebel hindurch zeigt sich der Wipfel hoher Palmen. Die prächtigen Wadgiais vom Geschlecht oreodoxa treiben ihren Stamm bis zu einer Höhe von 80 Fuß, wo dann die glänzenden und geraden Blätter herauskommen. Diese großartige Vegetation,

diese bewegliche Weiße des Schaumes, die prismatischen Farben, in denen er erscheint, die kleinen Regenbogen, die sich auf dieser Fläche bilden, alles dies gewährt den schönsten, den malerischesten, den mannichfaltigsten Anblick.

Die Eingeborenen dieser Umgegend bauen Bananen und Manioc. Sie sind nüchtern, sanft und reinlich. Der Gebrauch der geistigen Getränke ist bei ihnen noch unbekannt; ihr einziges gegorenes Getränk ist das, welches der seje, eine wilde Palme liefert, die an den Ufern des Arauca wächst und unzählige Blüten und Früchte trägt. Man wirft die Früchte in kochendes Wasser, damit sich der Kern lostrenne, dann macht man davon einen kalten Aufguß, der eine gelbliche Flüssigkeit liefert, die dem Geschmacke nach Aehnlichkeit mit Mandelmich hat. Die umliegende Gegend trägt auch eine Art Unona, welche die Creolen fruta de burro nennen. Die Aeste dieses Baumes steigen gerade und pyramidalisch empor wie die der Pappeln, welche man fälschlich italienische nennt. Man benutzt die aromatischen Früchte dieses schönen Baumes als kräftiges Mittel gegen das Fieber.

Unsere Reise traf über den Cataracten zuerst nach einer Menge kleiner Flüsse San Fernando de Atabapo, von wo wir den Temi und Tuamini hinauffahren sollten, um zu jenem Theile der überschwemmten Ländereien zu gelangen, welcher eine Verbindung zwischen dem Orinocco und Rio Negro bewirkt. Von da konnte man den letztern Fluß hinab, den Cassiquiare hinauf fahren und dann den Ober-Orinocco wieder erreichen. Da in diesem Labyrinthe von Flüssen jeder Irrthum verderblich seyn müßte, so suchten wir immer die besten eingeborenen Schiffer aus und gewannen uns dieselben durch einen hohen Gehalt und durch die Aussicht auf eine Belohnung.

(San Fernando de Atabapo.) San Fernando de Atabapo, wo die Pirogue den 28. April anlegte, liegt bei dem Zusammenflusse des Orinocco, Guaviare und Atabapo. Der Ort wurde erst 1756 definitiv zur Zeit der Expedition Ituriage's und Solanos gegründet. Vor dieser Zeit hatte man sich gegen die täglich wiederholten Angriffe der Indianer in der Nähe, der Manitivizanos, der Tamanaken, der Amarizanos und der Marepizanos vertheidigen müssen. Endlich wurden diese Feinde durch abwechselnd angewendete List und Gewalt unterworfen. Ihr mächtigster Häuptling, der Napoleon dieser Länder, Cyrutu, speiste an der Tafel des spanischen Generals und war von da an für die Colonisten gewonnen. Aus einem Könige, der er war, wurde er der Regent eines Dorfes und ließ sich mit den Seinigen in der Mission von San Fernando de Atabapo nieder. Die andern Häuptlinge ahmten sein Beispiel so wohl nach, daß der gute Pater Gili, einer der Missionäre, welche zu Anfange dieses Jahrhunderts dort wohnten, zu einem gelehrten Reisenden sagte: „ich habe in meinem Missionshause fünf reyecillos (kleine Könige), den König der Tamanaken, jenen der Avarigoten, der Parecas, der Quaquas und der Maypures. In der Kirche setze ich sie alle auf eine Bank, aber Manalti, dem Könige der Tamanaken, gebe ich den Vorzug, weil er mir bei der Gründung des Dorfes behilflich gewesen ist."

Diese Mission von San Fernando de Atabapo ist gegenwärtig gegen das, was sie ursprünglich war, sehr verfallen. Von den 600 Personen, aus denen ihre Bevölkerung bestand, hat das Dorf kaum noch 50 behalten, welche kleine Cacaopflanzungen haben. Eine der nützlichsten Zierden dieser Gegend ist die Pirijado-Palme mit stacheligem Stamme, 60 Fuß hoch, mit gefiederten dünnen Blättern. Die Früchte derselben sind schöner und außerordentlicher als das Aussehen des Baumes. Jeder trägt 50 bis 80 Früchte, die wie sie reifen purpurroth werden, im Innern gelb, zuckersüß und nährend sind. Diese Frucht, welche wie die Banane gegessen wird, ist eine angenehme und gesunde Nahrung.

Der Rio Atabapo, auf dem wir jetzt fuhren, ist gegen den Orinocco ein Paradies. Auf seinen frischen und klaren Gewässern giebt es keine Muskitos, keine Zancudos. Man kann die Nacht über schlafen, ohne geplagt zu werden. An beiden Seiten des Flusses stehen Palmen mit herrlichen Wipfeln, von jeder Größe und jeder Gestalt. Der Contrast dieses Flusses mit dem großen Strome ist keine Seltsamkeit; er existirt in der ganzen Binnengegend, wo man die Flüsse in weiße und schwarze Gewässer eintheilt. Die letztern sind rein und klar, die erstern mit Schlamm und fauligen Stoffen gefüllt. Der Rio Atabapo gehört zu den schwarzen. Man findet in ihm keine wirkliche Krokodile mehr, sondern nur Bavos; auch sieht man viele Flußdelphine und keine Seekühe. Vergebens sucht man in den Wäldern an seinen Ufern den Cabiaï, den Araguate, den Zamuro, den Guachacaro, welche an den weißen Flüssen so häufig sind; dagegen erscheinen hier ungeheuere Wasserschlangen, eine Art Boas, die für die badenden Indianer gefährlich sind.

So reisten wir weiter bis zur Mission San Baltasar, einem der am besten gebauten Dörfer, die ich seit meiner Abreise von Caracas gefunden. Die Häuser waren regelmäßig und reinlich; die Pflanzungen schön und gut unterhalten. Oberhalb dieses Dorfes gelangt man in den Rio Temi, aber ehe wir zu ihm kamen, fuhr unsere Pirogue vor dem Piedra de la Madre vorbei, einem Granitfelsen, an welchen sich eine zwar schon erzählte Episode knüpft, die aber zu charakteristisch ist, als daß wir sie hier übergehen könnten.

(Eine indianische Mutter.) Zu einer Zeit, als man, um die Bevölkerung der Dörfer zu verstärken, Treibjagden gegen die Indianer unternahm, kamen Creolen eines Tages in eine Hütte, wo sich eine Guahiba-Mutter mit drei Kindern befand, von denen drei noch unerwachsen waren. Jeder Widerstand war unmöglich; der Vater befand sich auf dem Fischfange und die Mutter hatte keine andere Hoffnung als schnelle Flucht. Man eilte ihr nach; man ergriff sie, knebelte sie mit ihren beiden Kindern und brachte sie nach San Fernando. Von ihrem Manne und ihren beiden ältern Söhnen getrennt, welche dem Vater gefolgt waren, dachte die arme Frau von nun an an nichts als an die Flucht. Man hatte geglaubt, sie so weit weggebracht zu haben, um es ihr unmöglich zu machen, ihre Hütte wiederzufinden. Sie gab aber diese Hoffnung nicht auf. Sie entfloh nochmals mit ihren Kindern. Jedesmal wurde sie eingeholt und grausam gegeißelt, aber sie ließ nicht ab von neuen Versuchen, bis man sie von ihren Kindern trennte und sie nach den Missionen an dem Rio Negro brachte. Eine Pirogue nahm sie auf; sie wurde an das Hintertheil derselben gefesselt; aber sie zerriß ihre Bande, sprang in den Fluß und erreichte das linke Ufer des Atabapo. Hier eilte sie in den Wald hinein, wohin sie von ihren Hütern verfolgt wurde. Gegen Abend ergriff man sie von neuem, legte sie auf den Granitfelsen, der damals la Piedra de la Madre (der Stein der Mutter) genannt wurde, zerfleischte ihren Körper mit Geißelhieben und führte sie in einer Barke nach der Mission von Javita zurück. Hier, in einem jener Häuser, die man pomphaft casa del Rey nennt, zerriß sie in der Nacht von neuem ihre Fesseln und entfloh in der Absicht, zu ihren gefangenen Kindern nach San Fernando de Atabapo zurückzukehren und dieselben ihrem Vater an dem Guaviare zuzuführen. Es war eine Reise von 50 Stunden durch überschwemmte und fast unwegsame Wälder. Der stärkste Indianer würde sie nicht zu unternehmen gewagt haben. Diese Mutter vollbrachte sie zum großen Theile. Sie drang durch den Wald trotz den zahllosen Lianengeflechten theils gehend, theils schwimmend, lebte von schwarzen Ameisen, welche auf Bäumen ihre harzigen Nester aufhängen, und gelangte so bis in die Nähe der Mission, wo sich ihre Kinder befanden. Das Unglück verfolgte die arme Guahiba; man bemächtigte sich ihrer von neuem und statt sie für so große Mutterliebe zu belohnen, ließ man sie fern von ihren Kindern in einer der Missionen am obern Orinocco sterben. Sie starb den freiwilligen Hungertod.

Wir befanden uns nun in dem Temi, dessen Lauf von Süd nach Nord von Firijaos und Mauritias mit stachelichem Stamme beschattet wird. Von Zeit zu Zeit tritt das Wasser in den Wald und oft lenkten unsere Schiffer, um die Krümmungen des Temi zu vermeiden, in die sendas oder Wasserwege mitten im Walde ein. Bei einer solchen Fahrt mitten im Walde sahen wir aus einem überschwemmten Gebüsche eine Schaar toninas (Süßwasserdelphine) hervorkommen, die 4 Fuß lang wa-

ren und bei unserm Anblicke wasserspritzend entflohen. Bisweilen wurde es uns schwer, wieder in den Fluß zurückzukommen.

Die Mission Javita ist die erste, welche man findet, wenn man den Rio Temi hinauffährt. Sie wird von Poimisanos, Echinovis und Paraginis bewohnt, welche sich hauptsächlich mit dem Baue von Piroguen beschäftigen. Diese Piroguen werden aus Sassafras-Stämmen, eine Art Lorbeerbaum, ausgehöhlt, die eine Höhe von 100 Fuß erreichen, gelb, harzig, im Wasser fast unverfaulbar sind und einen sehr angenehmen Geruch haben. In allen diesen Wäldern findet man übrigens herrliche Bäume, z. B. ocoteas, wirkliche laurus, amazonias arboreas, curvanas, jacios, jacifates, Rothholz, guamufales, amyris caranas und manis, riesenhafte Bäume, welche sich fast alle zu einer Höhe von 100 bis 110 Fuß erheben.

Eine Pirogue durch den Wald zu bringen, ist eine schwierige Sache. Es geschieht mittelst hölzerner Walzen, welche man unter die Pirogue legt und von hinten nach vorn wälzt.

(Religion.) Während dieses Fortschaffen bewirkt wurde, konnten wir einige Beobachtungen über die Völkerschaften in der Nähe machen. Hier zeigte sich zum erstenmale eine Art Gottesverehrung, was ich sonst noch nicht bemerkt hatte, entweder weil mir der Zufall nicht günstig gewesen war, oder weil es am untern Orinocco wirklich nichts dergleichen gab. Die Völkerschaften in dieser Gegend haben ihr gutes Princip Cachimana und ihr böses Prinzip Jolokiamo, von denen das eine mächtig und das andere schlau ist. Die Priester dieser Religion sind alte Indianer, denen der botuto oder die heilige Trompete anvertraut ist, welche sie an den Tagen einer großen Beschwörung ertönen lassen. Nur wer rein und ehelos bleibt, wird in die Geheimnisse des botuto eingeweiht. Diese heiligen Trompeten scheinen nicht sehr zahlreich zu seyn; die berühmteste findet sich am Einflusse des Temi und ihr Ton ist so stark, daß man ihn nach den Indianern zu gleicher Zeit zu Tuamini und zu San Davide, d. h. zehn Stunden weit, hören kann. Die Trompete ist ein Fetisch der ersten Ordnung. Man legt neben sie Früchte und geistige Getränke. Bald bläst der große Geist selbst hinein, bald begnügt er sich damit, sie von dem Priester blasen zu lassen. Die Frauen dürfen den botuto nicht sehen. Wirft eine, auch nur zufällig, einen Blick auf diesen heiligen Gegenstand, so wird sie auf der Stelle und ohne Barmherzigkeit geopfert.

Um nach Caño Pimichin zu gelangen, mußten wir durch Wälder hindurch, welche von Schlangen wimmelten. Unsere Indianer gingen voran und schlugen auf die Büsche. In der Mitte eines Dickichts trafen sie eine große 5 Fuß lange Mapanare-Schlange. Es war ein herrliches Thier, weiß unter dem Bauche und auf dem Rücken braun und roth gefleckt.

Der Pimichin, auf welchem unsere Pirogue gebracht wurde, ist einer der krümmungenreichsten und schönsten Flüsse eines Landes, das deren so viele hat. Die Indianer nennen ihn einen Bach, ob er gleich so breit ist als die Seine. Es ist eine beschwerliche Reise, bis zu ihm zu gelangen, und sie wird selten unternommen. In den Zeiten vollständiger Ueberschwemmung ist es nicht nöthig, das Fahrzeug zu Lande auf den Fluß zu schaffen. Das ganz mit Wasser bedeckte Land gestattet eine directe Verbindung mit den beiden großen Flüssen Orinocco und Amazonenstrom. Dann bildet Guyana nur eine unermeßliche Insel, und eine Pirogue, welche in die Mündung des Amazonenstroms hineinführe, könnte nach einer Fahrt von 1000 bis 1100 Stunden aus denen des Orinocco wieder herauskommen.

Wenn man in den Rio Negro gelangt, bemerkt man zuerst eine Veränderung in der Farbe des Wassers, das bernsteinartig aussieht, und überall, wo die Tiefe groß ist, sieht es wie Kaffeesatz. Diese Farbe ändert sich nicht, wenn auch ansehnliche Flüsse anderes Wasser hinzuführen. Der erste Halt am Rio Negro ist die Mission Marva, ein Dorf mit 150 Indianern, welche im Wohlstande leben, dann kommt San Miguel de Davide, unter welchem ein Arm des Cassiquiare oder des Rio Conorichite sich hinein ergießt, der lange als Schauplatz der Contrebande der Sclavenhändler gedient hat. Dieser Handel, der in diesen Binnenländern zwischen den Brasilianern und den Indianern betrieben wird, war lange die einzige Ursache des Vertilgungskrieges, welchen die Caraiben vor einem halben Jahrhunderte den andern Völkerschaften am Orinocco erklärt hatten. Die Caraiben führten Krieg, um Gefangene zu erhalten und dieselben zu verkaufen. Gegenwärtig halten sie sich ruhig, weil die Käufer sich nicht mehr einfinden.

Von San Davide bis zur Insel Dapa fährt man einen halben Tag. Bei unserer Anwesenheit befanden sich auf dieser Insel einige Felder und zwei oder drei Hütten, in welchen vielleicht zwanzig Indianer, Männer und Frauen, alle völlig nackt, zusammengedrängt waren. Bei unserer Ankunft stiegen zwei sehr junge und recht hübsche Mädchen aus ihren Hängematten und boten uns Casave, so wie Kuchen von weißem Teige an, welche vachacos heißen und aus gestoßenen und dann im Rauche getrockneten Ameisen gemacht werden.

Zu San Carlos berührten wir die Grenze. San Carlos auf der Seite Columbiens, San Jose de Maravitanos auf der Seite Brasiliens sind die beiden äußersten Posten der Nachbarländer an dieser Ecke Ober-Guyanas. Von diesem Punkte aus hätte ich in eben so kurzer Zeit nach den portugiesischen Besitzungen, als zu den Llanos Columbiens gelangen können. Aber ich wollte erst dann nach Brasilien, wann ich Columbien gänzlich erforscht hätte. Die Pirogue fuhr also wieder weiter, um die Mündung des Cassiquiare zu erreichen, der zu jeder Zeit, selbst in der trockenen, fahrbar ist und kein Tragen der Piroguen nöthig macht.

Bei dem Zusammenflusse des Rio Negro und Cassiquiare liegt San Francisco Solano, das zu Ehren eines der Häupter der Grenzexpedition gegründet wurde. Es wird von zwei eingeborenen Nationen, den Pacimonalen und Cheruvichahenas bewohnt. Die Pflanzungen in der Umgegend schienen ziemlich vernachlässigt zu seyn; sie waren von Schaaren Pfefferfresser verwüstet. Dieser diebische und zutrauliche Vogel kommt ohne Scheu in die Häuser und nimmt da alles, was er findet. Es ist nicht wahr, daß er wegen des Baues seines Schnabels genöthigt sey, seine Nahrung empor zu werfen, um sie verschlingen zu können. Er hebt sie allerdings ziemlich beschwerlich von der Erde auf, hat er sie aber einmal gefaßt, so braucht er nur den Kopf einzuziehen, um sie verschlingen zu können. Beim Saufen freilich macht er so außerordentliche Verdrehungen, daß die Geistlichen darin ein Kreuz und ein benedicite sehen wollten. Die Federn dieses Vogels sind ein Schmuck für die brasilianischen Damen, und wahrscheinlich waren sie eine der Zierden der alten Bewohner des Landes, die immer mit Federdiademen abgebildet sind.

Nach einer beschwerlichen Fahrt auf dem Cassiquiare erreichte unsere Pirogue endlich den letzten bekannten Punkt des Orinocco bei dem Posten Esmeralda, welcher die Grenze der angebauten Länder bildet. Esmeralda mit etwa 100 Einwohnern, ist ein hübsches Dörfchen und liegt in einer reizenden Ebene. Man spricht hier drei indianische Sprachen.

In Esmeralda wird der beste curare, eines der heftigsten Gifte, die man kennt, verfertigt. Man geht mit der Bereitung etwas geheimnißvoll um und feiert sie als ein Fest unter dem Namen fiesta de las juvias. Die Juvias sind die Früchte der bertholletia, einer Liane, welche den curare liefert. Eine ziemlich vollkommene Orgie geht der Verfertigung voraus. Hat sich der Rausch wieder verzogen, so stellt man große Kessel zum Kochen des giftigen Saftes auf. Das Gift liegt weder in den Früchten, noch in den Blättern, sondern in dem Splint. Man raspelt die Liane und die hinweggenommene Schale wird auf einem Reibsteine in sehr dünne Fasern gezogen. Da der giftige Saft gelb ist, so nimmt die ganze faserige Masse dieselbe Farbe an. Ein kalter Aufguß, dann eine Concentration durch die Verdunstung reichen hin, dieses schreckliche Gift zu erhalten, für das man noch kein Gegenmittel kennt.

Ist das Gift fertig, so beginnt der erste Act des Juviasfestes. Die Scene geht in großen Hütten vor sich, um welche herum große gebratene und durch den Rauch geschwärzte Affen aufgestellt sind. Die Eingeborenen

lieben das Fleisch der Affen sehr. Wenn die Thiere gebraten daliegen, sehen sie wie kleine in einem Feuer verbrannte Kinder oder wie Mumien aus. Die Indianer weiden sich an diesem Anblicke, den Europäern aber ist er widerwärtig. Diese Völker scheinen alle, noch vor nicht langer Zeit, Menschenfresser gewesen zu seyn.

Nachdem sie ihre Affen verzehrt haben, beginnen die Indianer die Tänze. Nur die Männer haben das Recht zu dieser Unterhaltung, was die Monotonie erhöht. Alle diese Indianer, junge und alte, drehen sich im Kreise, bald rechts, bald links, mit schweigender Gravität. Fast immer sind die Tänzer auch die Musiker. Sie blasen in eine Art Hirtenflöte mit ungleichen Röhren und biegen zur Bezeichnung des Tactes die Knie. Alles dies geschieht nach einer langsamen und traurigen Melodie. Die Frauen halten sich die ganze Zeit über bei Seite und dürfen höchstens Affenbraten, gegorene Getränke, Palmenkohl ꝛc. zutragen. Diese Indianer sind alle Götzendiener und leben auch in Vielweiberei; die sehr gering geachteten Frauen haben indeß im Hause eine Art Rangordnung.

Ueber Esmeralda hinaus findet man die Mündung des Macova, und dann die ungezähmten Stämme der Guaicas und Guaharibos, welche kein weiteres Vordringen erlauben. In diese Berggegend versetzt die alte Sage weißliche Zwergvölker, die nichts anderes sind als vermischte Stämme von Guaicas und Guaharibos. Der kleine Körper der einen und die weiße Haut der andern haben einige Reisende veranlaßt, sie zu einer Art Albinos zu machen; es sind aber ganz einfach Indianerstämme, die durch ihr Leben im Gebirge, durch das Kreuzen der Racen und andere Ursachen eine weißere Haut erhalten haben als ihre Nachbarn. Diese Stämme bewohnen die Bergketten, welche sich zwischen den Quellen der obern Beiflüsse des Orinocco in dem Lande hinziehen, das sonst unter dem Namen Parimo bekannt war und wo das berühmte Dorado Walter Raleigh's und der ersten spanischen Eroberer liegen sollte.

Wir verließen Esmeralda am 18. Mai. Die Fahrt auf dem Orinocco war uns nur noch ein Spiel; der Fluß zog uns von selbst mit fort. Wir konnten in der Mitte bleiben, wo ein fortwährender Zug die Muskitos vertreibt, und so gelangten wir in minder unbebaute und minder wilde Länder. Santa Barbara und San Fernando de Atabapo zogen schnell an uns vorüber; wir kamen fast spielend über die großen Fälle. Pararuna, Carichana, Uruana, bereits besuchte Orte, erschienen von neuem. Bei einem Halte an dem letztern Punkte konnten wir zwei vereinigte Völkerschaften von Otomacos und Amarizanos in der Nähe sehen, die durch ihre Sitten, ihre Gebräuche und ihre Lebensweise sehr merkwürdig sind.

(Erdesser.) In diesen Otomacos sah ich zum erstenmale Geophagen oder Erdesser. Sie verschlingen aus Geschmack oder Bedürfniß eine gewisse Quantität Thonmasse, ohne daß ihre Gesundheit darunter leidet. Diese Erde wird in boyas oder kleine Kugeln geformt, deren sie den Tag über mehrere verzehren. Dieser verdorbene Geschmack gehört indeß nicht ausschließlich den Otomacos an, man findet ihn auch bei den Guamos und bei andern indianischen Völkerschaften. Die Erde, aus der jene Kugeln bestehen, ist ein feiner und öliger gelblich grauer Thon, den sie leicht am Feuer brennen lassen. Diese Thatsache wurde auch auf andern Festländern beobachtet, und man weiß, daß die Neger von der Guineaküste sehr gern eine gelbliche Erde essen, welche caouac genannt wird. Denselben Gebrauch bemerkt man in Asien und auf dem malaiischen Archipele.

(Niopo.) Die Otomacos und Amarizanos haben noch eine andere seltsame und verderbliche Leidenschaft, die für das Niopopulver. Dieses Niopo erhält man von einer Art Mimosa, die zertheilt und befeuchtet und dann dem Gähren ausgesetzt wird. Wenn die Körner schwarz zu werden anfangen, knetet man sie wie einen Teig, mischt Maniocmehl und Kalk dazu und setzt alles einem raschen Feuer aus, an dem der Teig zu kleinen Kuchen wird. Diese Substanz wird an allen diesen Orten und zu jeder Stunde des Tages mit Vergnügen verzehrt. Kommt ein Fremder, so setzt man ihm denselben als ein Pfand des Willkommens vor. Auch ich entging ihm nicht. Kaum war ich in eine Amarizanos-Hütte getreten, als mir ein junges Mädchen Niopo anbot und mich aufforderte, mich dazu auf die Erde zu legen. Meine Indianer folgten der Einladung, ich aber sah blos zu.

Hat man das zu feinem Pulver geriebene Niopo auf einen kleinen Teller gelegt, so nimmt der Eingeborene denselben mit einer Hand und hält mit der andern einen gabelförmigen Knochen an die Nase, in die er diese Art Schnupftabak einzieht. Damit diese Operation ihm größere Wollust gewähre, legt sich der Indianer auf die Erde und bleibt da liegen, wenn das Pulver ihn berauscht hat. Die Hütte, in welcher ich eine solche Scene sah, hatte ein sehr ärmliches Aussehen. Sie war mit Palmenblättern gedeckt, aber von allen Seiten offen und ließ die unumgänglich nothwendige am Dache schwebende Hängematte sehen. An einem Pfosten hingen vergiftete Pfeile, und eine Mutter stillte ihr Kind, während eine alte Frau in einem Winkel mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt war. (Taf. 6. Abbild.)

Das Niopo wirkt nicht immer als spasmodisches und schlafmachendes Mittel; es reizt die Indianer bisweilen dermaßen, daß ihre Trunkenheit mehrere Tage dauert. Dann verwunden und ermorden sie sich unter einander und man sieht oft in Folge dieser Schlägereien Leichname auf dem Flusse schwimmen.

Von Uruana bis Angostura, der Hauptstadt am untern Orinocco, währte unsere Fahrt nur 12 Tage. Nicht ohne große Freude sah ich nach dieser beschwerlichen Fahrt auf wilden Flüssen ein civilisirtes Land wieder. Den 30. Mai stieg ich an's Land und bezog ein kleines Haus, das mir in Vergleich mit dem Gesehenen fast wie eine königliche Residenz vorkam.

(Angostura.) Angostura, am rechten Ufer des Orinocco gelegen, lehnt sich an einen Hügel, dessen Hang sich noch eine halbe Meile weit hinzieht. Die geraden und mit dem Flusse parallellaufenden Straßen haben ziemlich hübsche Häuser, theils von Stein, theils von Erde. Das schönste und bedeutendste dieser Häuser ist das des Gouverneurs, welches quer vor dem Orinocco steht und vor welchem einige Kanonen aufgepflanzt sind. Die andern Gebäude sind die Kirche, die von außen mehr wie ein Gefängniß als wie ein Tempel aussieht; die Caserne, das Hospital, die Hauptwache und das Gefängniß. Die andern gehören den Kaufleuten von Angostura, welche Handel mit Europa und dem obern Orinocco treiben. Man kann hier Rum, Wein, Tabak, Käse haben, wenn auch zu außerordentlich hohen Preißen. In dem obern Theile der Stadt befindet sich das kleine Fort, welches sie schützt.

Angostura ist eine reiche Stadt. Ihre Bevölkerung kennt die Raffinements des bürgerlichen Luxus und die Vergnügungen des europäischen Lebens. Die Frauen sind daselbst anmuthig und hübsch; sie tragen eine geschmackvolle Kleidung, welche durch prachtvolle Spitzen noch mehr hervorgehoben wird. Wie alle Creolinnen in den amerikanischen Colonien rauchen sie gern und bieten ihren Gästen eine Cigarre an. Die Cigarre hat zwischen den Herrn und Damen ihre Sprache der Artigkeit und der Gunst. So ist es zum Beispiel eine Artigkeit von Seiten einer Dame, die Cigarre selbst anzuzünden und in den Mund zu nehmen, welche sie anbieten will. Es ist eine Gunstbezeigung von Seiten einer Dame, einen Herrn die Cigarre an der ihrigen anzünden zu lassen, und diese Gunst wird sehr bedeutungsvoll, wenn das Paar lange so mit einander raucht.

Angostura, das von Mittel-Columbien so weit entfernt liegt, war eine der Hauptbühnen des Unabhängigkeitskrieges. Der Ort sah sich gleich in den ersten Tagen emanzipirt und diente den Schaaren venezuelischer Patrioten, die 1818 aus England ankamen, als Sammelplatz. Hier organisirte man jene kleine hingebende, aber uneinige Armee, die sich mit allen royalistischen Streitkräften am Ober- und Unter-Orinocco messen wollte, welche den Feldzug von Arauca machte, die Schlachten von Barcelona, Cumana, Calabozo, Ortiz, Villa de Cura, San Carlos, Cojeda ꝛc. lieferte, die mehr kosteten als nützten, aber doch in sofern nützlich waren,

daß sie den Krieg in die Länge zogen und den Weg zu spätern Triumphen bahnten.

Angostura konnte mich nicht lange aufhalten. Es war auf diesem von jedem Reisestriche so entfernten Punkte keine wesentliche Beobachtung zu machen. Um wieder in die reichen columbischen Provinzen zu gelangen, boten sich zwei Mittel dar, erstens meine Wanderung über die Llanos wieder zu beginnen, oder zweitens den Orinocco hinunter zu fahren, um von da Cumana, la Guayra oder Portobello zu erreichen.

Während ich wartete, daß eine Gelegenheit sich zeige, machte ich Ausflüge in die Umgegend von Angostura, wo ich auf den angeschwemmten Inseln, die der Orinocco bildet, eine Menge Lagerplätze der Guaraunos, des zahlreichsten Volksstammes auf diesen überschwemmten Gewässern, sah. In der Regenzeit wohnen die Guaraunos wie die Warrows Guyanas in Hütten, die auf Pfählen ruhen. Diese an eine Palme gelehnten Hütten haben eine Art Plateform von jungen Cacaoschößlingen, auf welchen die Eingeborenen ihre Hängematten aufhängen. Der Reichthum dieser Stämme besteht in der großen Anzahl Palmen, die auf ihren Inseln und auf ihren überschwemmten Ländereien wachsen und ihnen zu gleicher Zeit Getränk und Nahrung gewähren. So scheint die Existenz dieser Guaraunos, deren es etwa 10,000 giebt, an die Palmen geknüpft zu seyn, wie die gewisser Vögel oder Insecten von gewissen Blumen oder gewissen Bäumen abhängt. Die großen, kräftigen und gut gebauten Guaraunos sind minder träge als die andern Wilden des südlichen Amerikas. Sie lieben leidenschaftlich den Tanz, sind sehr geschickte Fischer und richten zu diesem Fischfange eine Art Hund ab, der unserm Schäferhunde gleicht. Diese Hunde sind die Gefährten der Guaraunos. Diese Wilden sind gutmüthig, gefällig, gastfrei und von heiterer Gemüthsart, während alle Indianer in der Umgegend traurig sind, und sprechen eine sanfte, harmonische und reiche Sprache. Ihr kleiner Verkehr beschränkt sich auf Fische, Netze und Körbe.

Nach vier Tagen zeigte sich mir noch keine Gelegenheit zu einer Reise zu Meer; dagegen brach eine Caravane auf, die über die Llanos nach Cumana ziehen wollte. Obgleich der Anblick dieser Ebenen anfing, mir sehr monoton vorzukommen, so trug der Wunsch, das Bassin des Orinocco zu verlassen, doch den Sieg über die Langeweile und die Strapazen des Weges davon. Ich verließ Angostura den 8. Juni.

Kapitel XV.

Nueva Barcelona. — Reise nach Guayra. — Weg von Caracas nach Valencia und von Valencia nach Maracaybo.

Auf dem Wege von Angostura nach Nueva Barcelona ist der erste wichtige Haltpunkt Cari, ein ansehnlicher Caraïbenposten. Diese sonst herumziehenden und kriegerischen Caraïben sind gegenwärtig ein Volk von Hirten und Ackerbauern. Ihnen kommt unter den Indianern in körperlicher und geistiger Hinsicht die Ueberlegenheit zu. Sie haben fast alle eine colossale Größe (5 Fuß 6 Zoll bis 5 Fuß 10 Zoll). Die kupferrothen Männer, die sich den Körper mit Onoto färben und sich malerisch mit einem Stücke fast schwarzen Zeuges umhüllen, gleichen von weitem Bronzestatuen. Die fast nackten Frauen tragen nur den Quajuco, der kaum so breit wie ein Bändchen ist. Ihre größte Coketterie zeigen sie in dem Gebrauche des Rucu. Wollten sie die Hütte verlassen, ohne sich schön roth bemalt zu haben, so wäre dies ein Negligé, das der gute Geschmack der Caraïben nicht gestattet. Die beiden Geschlechter tragen das Haar auf der Stirn glatt geschoren. Auch durch den Typus unterscheiden sich die Caraïben von den andern Indianern; sie haben eine minder eingedrückte Nase, minder vorstehende Backenknochen und schwärzere, klügere Augen. Ihr Blick ist traurig, ihre Haltung ernst.

Von Cari kamen wir in die Stadt Pao und von da in den Hafen von Nueva Barcelona, das wir den 20. Juni erreichten. Nueva Barcelona ist eine hübsche und blühende Stadt am antillischen Meere zwischen Cumana und Guayra. Obgleich minder stark bevölkert als Cumana, da sie nur 5000 Einw. zählt, zieht sie doch jeden Tag einen Theil des Handels jener Stadt wegen ihrer günstigen Lage an sich. Barcelona hat keine Indianervorstadt und in ihren Umgebungen findet man nur ein Gemisch von Cumanagotos, Palenken und Piritus, die klein, untersetzt und dem Trunke ergeben sind.

Zwei Tage reichten mir hin, die Stadt zu sehen; den 22. Juni reiste ich auf einem Packetboote wieder ab, kam den 24. in Guayra und den 25. in Caracas an, von wo ich meinen Weg wieder zu Lande fortsetzte, um den Bezirk Valencia besuchen, den einzigen Punkt, der mir von den beiden großen Provinzen Maturin und Venezuela noch übrig war.

Die Straße von Caracas nach Valencia, die anfangs in einer engen Schlucht angelegt ist, geht bis siebenzehnmal über den Rio Guayra, ehe sie an das kleine Dorf Antimano kommt. Doch zeigen sich an den Orten, wo die Hügel sich neigen, reiche Pflanzungen. Die Kaffeeplantagen herrschen vor und bekleiden alle Höhen. Ueber Antimano hinaus beginnt das Bergsystem Higuerote, das die beiden Längenthäler Caracas und Aragua trennt. Der erste Weiler, den man in dem letztern trifft, ist San Pedro und ihm schließen sich die kleinen Güter Las Lagunetas und Garavatos, einzeln stehende Gasthäuser, an, wo die Maulthiertreiber anhalten und eine Tasse Guarapo trinken.

Von Las Lagunetas steigt die Straße in das Thal des Rio Tuy hinab und hier beginnt ein reiches, fruchtbares, mit Weilern, Dörfern und Flecken, die in Europa meistens Städte heißen würden, bedecktes Land. Von O. nach W. auf einer Strecke von 12 Stunden findet man Vitoria, San Matro, Turnero und Macaraï, die zusammen 28,000 Einw. haben. Der Tuy schlängelt sich in diesen Ebenen in einem Boden hin, der mit Bananen und einem kleinen Walde hura crepitans, Erythrinas ꝛc. bedeckt ist. Kein Wasser ist klarer und schöner als dieser kleine Fluß. Der Anbau der Ebenen ist nicht mehr den Indianern anvertraut; Neger arbeiten auf den Feldern. Ueberall, wo man sich den Küsten nährt, findet man die Sclaverei.

Bei dem Flecken Vitoria theilte sich der Weg. Der eine, den wir einschlugen, ging gerade von Caracas nach Valencia; der andere führte über Villa de Cura, los Reyes und Calabozo nach den Llanos des Orinocco. Vitoria ist reich und bevölkert. Man erhält auf seinem Gebiete 4000 Centner Weizen. Der Acker giebt 3000 bis 3200 Pfund, dreimal mehr als Frankreich, und doch halten es die Landbauer in dem Thale Aragua für vortheilhafter, Zuckerrohr zu pflanzen, als Getreide zu säen. Von einem Berge aus, der Vitoria krönt, ruht das Auge auf Gärten, Gütern, Weilern und Gruppen wilder Bäume. Nach S. und SW. zieht sich die Bergkette von Palma, Guayraima, Theyra und Guiripa hin, welche die Ebene von Calabozo verdeckt. Diese Kette senkt sich nach W. an dem See von Valencia nach Villa de Cura und la Cuerta de Yusma hin.

Der Weg jenseits Vitoria ist ein wahrer Garten, der über Turmero, Macaraï, Cura und Guacara geht, um nach Valencia zu gelangen. Dieses lange Thal von Aragua, das so lachend und fruchtbar ist, hat zwei Ausgänge, einen nach dem See, einen andern nach dem Meere zu, das nur durch eine leicht zu übersteigende Bergkette getrennt ist. Je näher man dem Hauptorte der Provinz kommt, um so mehr nimmt die Bevölkerung zu und dehnt sich der Anbau aus. In Macaraï ist das Aussehen von Wohlstand allgemeiner als in Turmero, aber nicht so bedeutend wie zu Guacara. So kommt man nach Valencia, nachdem man eine Zeit lang an dem See hingezogen ist, der ihren Namen trägt.

Der See von Valencia oder nach den Eingeborenen von Tacarigua ist das Product der zahlreichen kleinen Flüsse, welche das Aragua-Tha bewässern. Sein Umkreis, der etwa so groß ist wie jener des Neufchateler Sees, gewährt den Contrast zweier Naturen. Das nördliche Ufer, das sich an das Aragua-Thal stützt, ist mit einem prachtvollen grünen Teppiche bekleidet; Zuckerrohr-, Kaffeebaum- und Baumwollenstauden-

pflanzen werden von Wegen durchschnitten, an denen cestrum und andere buschige Pflanzen wachsen. Jedes Haus hat seine Gruppe Ceibas, mit den großen gelben Blüten oder den Erythrinas mit purpurnen Blüten. Am andern Ufer dagegen sieht man nur eine nackte Ebene, die in düstern Gebirgen endigt.

Die mittlere Tiefe des Sees beträgt 12 bis 15 Klaftern. Die tiefsten Stellen haben nur 40 Klaftern. Die Temperatur des Wassers ist bei gewöhnlicher Zeit 23° bis 24°. Der See ist mit bebaueten und fruchtbaren Inselchen bedeckt, auf denen Mestizen, Fischer und Hirten, wohnen. Sie werden hier geboren und sterben da oft, ohne das feste Land betreten zu haben. Für sie sind diese Inseln eine Welt und ihr See ein Ocean. Dieser ist fischreich, aber die Fische darin eben nicht wohlschmeckend. Auf diesen Inseln wachsen Pflanzen, die ihnen eigenthümlich zu seyn scheinen, z. B. der Melonenbaum des Sees, der einen höhern Stamm hat als der gewöhnliche. Die Früchte desselben sind übrigens kleiner, vollkommen rund und außerordentlich süß.

Unter den Zuflüssen des Sees von Valencia verdienen die Schwefelwässer von Mariara erwähnt zu werden, welche alle Eigenschaften unserer besten Schwefelbäder zu haben scheinen. Auf dem Felsen, von dem sie herabkommen, wächst der volador oder gyrocarpus, dessen geflügelte Früchte sich wie Laden drehen, wenn sie sich von dem Stiele trennen. Schüttelt man die Zweige des volador, so sieht man augenblicklich und gleichzeitig eine Masse dieser Früchte herabfallen, deren häutige und gestreifte Flügel sich in dem Falle entwickeln und den Eindruck der Luft unter einem Winkel von 45° erhalten.

(Nueva Valencia.) So von fruchtbaren Bergen umgeben und unweit von der See liegend, ist Nueva Valencia eine große, volkreiche Stadt. Man kommt in dieselbe auf einer schönen Brücke mit drei Bogen aus Bruch- und Backsteinen, die nebst der Glorieta die größte Merkwürdigkeit der Stadt ist. Die Straßen sind groß und breit, die Marktplätze schön, die Häuser niedrig, aber zierlich. Die Bevölkerung von etwa 15,000 Einw. ist mehr eine ackerbauende als handeltreibende. Nueva Valencia dient als Niederlagsort der reichen Ernten des Aragua-Thales und bringt sie nach Puerto Cabello, der Seestadt der Provinz. Puerto Cabello ist ein so ungesunder Aufenthalt, als Guayra, und den Europäern daselbst eben so verderblich. Nicht blos das gelbe Fieber rafft bisweilen einen Theil der Bewohner hin, auch andere Fieber herrschen daselbst zu allen Zeiten des Jahres. Die wirksamste Ursache dieser Ungesundheit scheint die Nähe der Salzsümpfe zu seyn. Puerto Cabello ist auch ein militairischer Posten. Von Menschenhänden aufgeführte Festungswerke haben die Stärke des Ortes noch erhöhet, der schon durch seine Lage fast uneinnehmbar ist. Der schönste Hafen der Welt wird hier von einem doppelten Gürtel von Castellen und Redouten beherrscht und vertheidiget. Trotz diesen furchtbaren Werken scheute sich die Armee der Unabhängigen nicht, 1823 die von den Spaniern besetzte Stadt anzugreifen.

Ich kam den 27. Juni in Valencia an und reiste den 28. wieder nach Maracaybo ab, nachdem ich in der Weite die große Lagune umzogen hatte. Mein Weg ging über San Carlos, Tocuyo und Merida. Der Zufall führte mir als Reisegefährten einen jungen Columbier zu, den ich nur mit seinem Vornamen Pablo bezeichnen will. Er war wie ich für die Naturschönheiten seines Vaterlandes begeistert und begleitete mich so lange, als ich dasselbe durchwanderte. Wir trennten uns erst an der Grenze.

Um die Mitte des ersten Tages, der ermüdend und einförmig war, kamen wir nach Tocuyo, einer grünen Oase in der Mitte weiter Savannen. Einige M. weiterhin dehnten sich die Ebenen von Curabobo, das berühmte Schlachtfeld, aus, wo Bolivar und Paëz an der Spitze ihrer columbischen Freiwilligen die Spanier unter La Torre in die Flucht schlugen. Wir zogen gegen Abend über diese Ebene, deren Name in der Geschichte des Landes denkwürdig bleiben wird. Darüber hinaus endiget die Ebene und es beginnen die Gebirge.

In den folgenden Tagen fiel uns nicht auf. Wir kamen über Thaquillo, ein Dorf mit einigen ärmlichen Hütten; San Carlos, eine Stadt von 6000 Seelen, die durch das letzte Erdbeben geprüft wurde und reich an Baumwollen-, Kaffee- und Indigopflanzungen ist; Angare, ein volkreiches Dorf, in einem reizenden Thale, umgeben von schönen Pflanzungen; Barquicimeto, das noch grausame Spuren von dem großen Erdbeben an sich trägt, welches 1812 seine Häuser umwarf und wobei von den 8000 Menschen 1500 umkamen; endlich Tocuyo, eine Art Hauptort dieses Bergbezirkes und Grenzstadt der Provinz Venezuela. Tocuyo wurde 1545 von einem Agenten der Welserschen Compagnie gegründet. Die Hochebene, auf der die Stadt liegt, ist ungefähr 3 Stunden lang und endiget am Fuße eines Kalkgebirges, das von NO. nach SW. läuft. Dieser nicht große Raum ist merkwürdig fruchtbar und die Stadt erhält durch den Ackerbau eine Wichtigkeit, die sie allein bei ihrer entfernten Lage von den Küsten haben kann.

Der Weg von Tocuyo nach Merida, der in den obern Thälern einer Andenkette hingeht, ist reich an Landschaften von imposanter Schönheit. Die Flüsse wälzen da Silberwogen über Granitfelsen, werden in ihrem Laufe oft gebrochen und theilen sich in schäumende Linien. Denkt man sich zu dieser Bewegung der Gewässer, zu diesem Wechsel des Bodens, zu diesen drohenden Felsenmassen, welche das Aussehen fortwährend ändern, die schönsten, die kräftigsten Bäume der Aequatoralpen, so wird man sich eine Vorstellung von dem jede Minute wechselnden Schauspiele dieses langen und malerischen Weges machen können.

So durchwanderten wir das Carache-Thal, das häufig dem Chamouny-Thale ähnlich ist, und fanden daselbst alle Arten des Anbaues, welche die Abhänge Tyrols und der Pyrenäen, der Karpathen und der Apenninen bedecken, selbst die Kröpfe wieder, von denen die europäischen Bergbewohner belästiget sind. Wir sahen Pampanito, Mendoza und mehrere andere Dörfer; wir kamen über den Panamo, d. h. den höchsten Punkt dieser Cordillere, dann durch Mucuchies und Mucumbar und gelangten den 13. Juli in die herrliche Stadt Merida.

(Merida.) Das 1558 unter dem Namen los Caballeros gegründete Merida liegt auf einem 3 St. langen und 1 St. breiten Plateau, welches von dem kleinen Flusse Macujun bewässert wird. Lage, Boden, Temperatur, Alles hat sich vereiniget, um ein kleines Eden, einen immer grünen Garten aus diesem vom Himmel gesegneten Punkte zu machen. Eine einzige Geißel aber vernichtete Alles wieder. Merida wurde 1812 von dem Erdbeben durchaus zerstört. Caracas und Merida, die 500 Meilen aus einander liegen, wurden an einem Tage von einer und derselben Erschütterung vernichtet. Das Unglück war für die Küstenstadt und die Binnenstadt ungefähr gleich. Merida konnte von 12,000 Einwohnern nur 3000 behalten. Seitdem suchte es sich allmälig wieder aus den Trümmern zu heben, aber solche Wunden bluten lange. Ein Tag macht sie, aber zu ihrer Heilung gehören Jahrhunderte. Merida ist der Hauptort eines Bezirkes und die Residenz eines Bischofs. Sonst hatte die Stadt fünf Klöster und drei Kirchen; jetzt besitzt sie nur noch eine Kirche und ein Kloster.

Der Wunsch, Merida zu sehen, hatte uns viel weiter nach S. geführt, als nöthig war, um den See Maracaybo zu umgehen. Nach einem zweitägigen Aufenthalte in dieser hübschen Stadt, wendeten wir uns wieder nach N., um bei Gibraltar zu dem See zu gelangen. Wir kamen dort wirklich den 17. Juli an und nahmen sogleich eine große Barke, welche nach Maracaybo unter Segel ging.

Der See von Maracaybo bildet ein 50 St. langes und 30 St. breites Oval, so daß er einen Umfang von 150 Meil. hat. Er ist ein kleines Mittelmeer, das mit einem zur Hälfte kleinern Golfe mittelst einer Straße von 2 St. Breite und 8 M. Länge in Verbindung steht. Der See nimmt über 20 Flüsse auf, von denen die ansehnlichsten die Zulia und der Matacan sind. Obgleich nach dem Oceane hin offen, ist sein Wasser doch süß und trinkbar, außer zur Zeit, wenn der Wind vom Meere her fortwährend die salzige Flut in das Flußwasser treibt. Der See ist selten Stür-

men ausgesetzt; nur bei heftigen NO-Winden sieht man das kleine Meer seine Wogen aufthürmen, die doch bisweilen so stark sind, daß sie Fahrzeuge umwerfen. Die Flut steigt in diesem Bassin sehr hoch.

(Maracaybo.) Nach einer dreistündigen Fahrt landeten wir in Maracaybo. Dies ist eine gut gebaute, große Stadt mit 20,000 Einw. Ihre Lage an dem See macht sie zu einer Handelsstadt. Die Menschen sind dort sanft, liebenswürdig und gebildet. Als Hauptstadt des Depart. Julia hat sie Forts, von denen das ansehnlichste Barra ist, Schulen, und ziemlich schöne Werfte.

Maracaybo hatte für uns keine andere Physiognomie als Cumana und Caracas. Es war ebenfalls eine Küstenstadt in fast täglicher Berührung mit den Menschen und Waaren des europäischen Festlandes. Wir reisten den 24. Juli auf einem Küstenfahrer wieder ab, der nach Santa Marta fuhr. Es war eine sehr hübsche Goelette, und ein guter Segler, und brachte uns schnell aus dem Meerbusen von Maracaybo hinaus, der ziemlich gefährlich ist, wenn der NO-Wind heftig weht. Man erkannte nach einander Punta de Espada oder das Vorgebirge Gallinas, dann das Cap Vela, worauf wir die Stadt La Hacha im Hintergrunde eines Einschnitts der Küste liegen ließen und gerade nach Santa Marta zufuhren, wo wir den 31. Juli vor Anker gingen.

Kapitel XVI.

Weg von Santa Marta nach Bogota über den Rio Magdalena. — Mompox. — Honda. — Uebergang über den Sargento.

(Santa Marta.) Santa Marta liegt am Ufer des Meeres, am Fuße einer felsigen Kette, die sich allmälig bis zu der Spitze der Nevada erhebt, welche 12,000 Fuß über dem Meeresspiegel mißt. Im Mittelpunkte des Fahrwassers steht der Moro, ein steiler Hügel, auf dessen Gipfel ein Fort sich befindet. Von dieser Bastion aus, an welcher die Natur und die Kunst gearbeitet haben, entrollt sich ein herrliches Panorama. Auf der einen Seite zieht sich eine lange Reihe Wald, Felder und Gärten hin, welche allmälig am Fuße der hohen Cordillere aufhören; auf der andern scheint der Ocean mit seiner blauen Flut sich an den Horizont empor zu heben, während von jeder Seite ein steiles Ufer seine hohen Felsen wie einen Wall vor den Wogen hinzieht, die sich daran brechen.

Santa Marta war von allen columbischen Städten diejenige, welche am hartnäckigsten zur Erhaltung der spanischen Herrschaft kämpfte. Als Seehafen, fast mit Ausschluß Carthagenas begünstigt, verdankte die Stadt dem Einflusse des Mutterlandes viel, und ihr Widerstand gegen eine örtliche Emancipation rührte vielleicht eben so sehr von ihrem Interesse als von ihrer Ueberzeugung her. Wie dem auch seyn möge, zur Zeit unserer Anwesenheit war Santa Marta eine besiegte und gefallene Stadt. Die wichtigsten und einflußreichsten Bürger waren in dem neuen Bürgerkriege umgekommen oder entzogen sich der Proscription durch das Exil. Die Zahl der Einwohner ist von 5 bis 6000 auf 3000 heruntergegangen. Santa Marta kann ohne Zweifel diese Verluste wieder einbringen, und mit einem guten Hafen, in der Nähe Carthagenas und des Rio Magdalena, jenes großen Binnencanals des westlichen Columbiens, unter der neuen Herrschaft so blühend werden, daß sie auf früher nicht zurückzusehen nöthig hat. Die Stadt ist groß und besitzt einige merkwürdige Kirchen.

Mein Reisegefährte, Pablo, hatte einen Verwandten in Santa Marta und führte mich zu demselben. Das Haus war einfach, aber für das Land ziemlich schön. Das Hauptzimmer, in welchem man speiste und die Gäste empfing, lag zu ebener Erde und hatte keine Thüre, sondern nur einen Vorhang. Als ich eintrat, war eben ein Franciscaner, der Freund und Rathgeber des Hauses, zur Mahlzeit angekommen. Man setzte sich an den Tisch. Die Meubles, das Tischgeräthe, alles war neu für mich, der ich seit langer Zeit meine Mahlzeiten stehend oder liegend unter den Bäumen des Waldes gehalten hatte. Eine Menge Hausgeräthe fiel mir hier zum erstenmale auf: hier in einer Ecke eine Hängematte für die Fremden; dort ein an die Wand gelehnter Stuhl, wo gewöhnlich die Besuchenden sitzen; auf dem Fenster tinajas, Gefäße von poröser Erde, um Wasser hinein zu gießen; silberne jarros und andere bedeckte Gefäße, um die cucarachas, eine Art Schabe von dem darin Enthaltenen abzuhalten; dann die Flasche Branntwein, genannt las once, oder der Trank um elf Uhr; endlich ein großer Besen von Palmenblättern, der an der Decke hing und von einem Negersclaven in Bewegung gesetzt wurde, um den Gästen während der Mahlzeit Kühlung zuzufächeln. (Taf. 6. Abbild.) Diese Mahlzeit bestand aus zwei Gängen, einmal in Ragouts und dann in Zuckersachen. Der zweite war weit appetitlicher als der erste. Man trank nur zu Ende der Mahlzeit und blos Wasser.

Das größte Hinderniß, das sich dem Glücke Santa Martas entgegensetzt, wird immer die Nähe einer Seestadt, ihrer Nebenbuhlerin, seyn. Cartagena, der Hauptort der Provinz, an einem Arme der Magdalena gelegen, hat bessere Bedingungen zum Glücke als Santa Marta. Cartagena besitzt einen herrlichen Hafen, in den man durch die Einfahrt Bocachica gelangt, welche zwei Forts beherrschen. Es ist eine imposante, aber traurige Stadt, die wie ein großes Kloster aussieht. Die Häuser, die alle oben vorspringende Terrassen haben, scheinen den Straßen die Luft und die Sonne nehmen zu wollen. Doch kann die Stadt Anspruch auf bedeutendere Bauwerke machen. Die wenig eleganten und ziemlich schlecht meublirten Wohnungen sind nichts desto weniger bequem und frisch. Cartagena, das durch mehrere Belagerungen und einen kostspieligen Krieg ruinirt wurde, ist auch jetzt ein fester Platz, der durch eine etwas ansehnliche Garnison uneinnehmbar werden könnte. Die Bevölkerung von 10,000 Seelen besteht nur aus Farbigen, die meistentheils Fischer, Matrosen oder Kleinhändler sind. Diese Farbigen, welche man Mestizen oder Zambos nennt und in fast allen columbischen Städten findet, sind im Allgemeinen fleißige Menschen und besonders in den Gewerben geschickt, welche eine geduldige Aufmerksamkeit erfordern. Dagegen werden die Arbeiten, welche Kraft und Gewandtheit der Muskeln verlangen, von ihnen nur höchst mittelmäßig geliefert.

Die farbigen Frauen Columbiens unterscheiden sich von denen der Antillen nicht, und sind hier im Allgemeinen noch schlauer und lebhafter, in Folge einer Kreuzung des indianischen und spanischen Blutes. Sie haben weniger von jenen unangenehmen Zügen, welche die afrikanischen Racen charakterisiren, wie die platte Nase, die mit Blut unterlaufenen Augen, die plumpen, leicht zu ermüdenden Formen.

Obgleich die gastliche Aufnahme, welche wir in Santa Marta gefunden hatten, uns hätte veranlassen sollen, unsern Aufenthalt zu verlängern, so verließen wir doch schon den 3. Aug. diese Stadt in einer großen Barke, die mit Vorhängen versehen war, um uns vor den Muskitos zu schützen. Auf ihr sollten wir, an der Küste hinfahrend, die Cienegas, eine Lagune am Meeresufer, erreichen, in welche sich der Rio Magdalena in vier Mündungen ergießt.

Der Küstenstrich dieser Cienegas, so wie der ganze Theil des Gebietes, der sich von Santa Marta nach La Hacha erstreckt, wird von Guahiros-Indianern bewohnt, unabhängigen Völkerschaften, welche die Spanier nie unterwerfen konnten. Die Einwohnerzahl dieses Bezirks wird auf 40,000 Seelen geschätzt. Die gut bewaffneten, gut disciplinirten Guahiros, die eben so gut mit der Flinte, als mit dem vergifteten Pfeile umzugehen wissen, haben einen bedeutenden Schmuggelhandel mit den englischen Kaufleuten von Jamaica organisirt. Sie vertauschen Maulthiere, Schafe, Perlen, Farbehölzer und Häute gegen Rum, Branntwein, Schießbedarf und kleine Schmucksachen. Sie treiben auch mit der Stadt La Hacha Handel. Ihre Häuptlinge oder Kaziken unterscheiden sich durch eine Kriegstracht, die aus einem Tigerfelle besteht, dessen Ränder mit Pfeffervogelfedern verziert sind und dessen glänzende Zähne ihnen als Diadem dienen.

In der Lagune von Cienegas fiel uns die ungeheuere Menge Vögel auf, welche das Wasser bedeckten oder an den Ufern spielten. Der Anblick des mit grünen Inseln bedeckten Sees war reizend; vorn dehnte sich der Wald aus, dessen Gipfel in einer Höhe von 80 Fuß gleichsam ein grünes Meer bildeten, das sich im Winde bewegte, und im Hintergrunde erhoben sich die schneeigen Anden. Die Phantasie kann sich keine Vorstellung von der Majestät dieser Natur in den Bergketten unter dem Aequator machen; man muß sie gesehen haben.

Nach einem kurzen Aufenthalte vor Pueblo Viejo, einem der Flecken am See, gingen wir wieder unter Segel, um die Mündungen des Rio Magdalena zu erreichen. Bei Pueblo Viejo machte mich mein Reisegefährte auf eine Ebene aufmerksam, wo 1820 ein hartnäckiger Kampf zwischen den columbischen Truppen unter dem General Cariñan und einer kleinen Anzahl spanischer Soldaten, welche von den Eingeborenen unterstützt wurden, stattgefunden hatte. Der theuer erkaufte Sieg war den Columbiern geblieben.

Den 7. Aug. gelangten wir in die Canäle, welche zu dem Hauptbette des Rio Magdalena führen. Der erste war der große, tiefe, weite, mit Bäumen besetzte, von einer Menge Flamingos, Reiher und anderer Vögel belebte Canal; dann kam der Canal Clarin, dessen Ufer von Affen bevölkert zu seyn scheinen; darauf der Canal Abrito, und endlich der Canal Soledad, der direct von dem großen Flusse abgeht. Kaum waren wir auf diesen Canal gekommen, so begegneten wir einer Menge kleiner indianischer Piroguen, einfacher hohler Baumstämme mit plumpen Segeln und bisweilen auch blos mit Baumzweigen statt derselben. An dem Ufer der vier Mündungen befand sich eine Familie, welche ihr Lager abbrach. Es war etwa um zehn Uhr früh. Der Indianer hatte, um den Wind zu benuzzen, der von dieser Stunde an bis um vier Uhr Nachmittags weht, sein Segel ausgespannt. Die Frauen arbeiteten in ihrem kleinen Hauswesen; eine legte in einen Winkel der Barke die Eier eines Leguan, den sie eben geöffnet hatte; die andere kam mit zwei irdenen Krügen und einem Kinde auf dem Arme von einer nahen Quelle zurück. Die Frauen waren gänzlich bekleidet; der Mann dagegen hatte nur den guayuco oder pampanilla, das Languti der Neger, den Calimbe der Guyaner, den Maro der Oceanier, ein bloßes Zeugstück, das die nackten Völkerschaften mit einem verschiedenen Worte bezeichnen, dem man man einen wissenschaftlichen Namen geben sollte, der die andern alle ersetzte. (Taf. 7. Abbild.)

Da die Strömung in dem Canale Soledad nicht sehr stark war, so fuhren wir schnell hinauf. Unsere Barke, mit den sechs Indianern, in diesen Gewässern erfahrenen Männern, war übrigens vortrefflich, mit Lebensmitteln reichlich versehen und ziemlich gut gegen die Muskitos geschützt, denen die Flüsse angehören. So zu einer langen und beschwerlichen Fahrt vorbereitet, erreichten wir den Rio Magdalena den 10. Aug. auf der Höhe von Barranca Nueva, einem großen Flecken mit 1000 Einw. An dem Strande von Barranca erschienen jene Legionen von Caïmans wieder, die ich seit meiner Entfernung von dem Orinocco fast vergessen hatte. Die Caïmans des Rio Magdalena sind die größten und wildesten, die ich kenne. Man erzählt im Lande die Geschichte von einem jungen Mädchen, das Wasser in dem Flusse schöpfen wollte und von einem Crocodil an der Hand gefaßt wurde. Sie schrie, aber man würde ihr zu spät zu Hilfe gekommen seyn und das Crocodil hätte sie unfehlbar fortgeschleppt, wenn sie sich nicht eines den Indianern bekannten Mittels bedient hätte. Sie stieß ihren Finger in das Auge des Crocodils, den einzigen verwundbaren Theil dieses Thieres. Vom Schmerz überwältigt biß es die Hand des muthigen Mädchens ab und entfloh. (Taf. 7. Abbild.) Die Indianer an den Ufern des Rio Magdalena kennen eine Menge solcher Anekdoten. Unter andern erzählt man die von einem Sclaven, der seinen Herrn von einem Caïman fortschleppen sah, sich mit seinem Machete in den Fluß stürzte und das Thier nöthigte, seine Beute loszulassen.

Obgleich das Crocodil gewöhnlich von Fischen lebt, so greift es doch den Menschen häufiger an, als man glaubt. Die Indianer behaupten, wenn es einmal Fleisch gekostet habe, werde es begierig darnach. Deshalb sind auch die Fälle ziemlich häufig, daß Badende fortgeschleppt wurden. Die Crocodile sind so scheu und schlau, daß es selten gelingt, sie zu tödten. Die Kugel gleitet von ihrer Haut ab; sie wird nur tödtlich, wenn sie in den Rachen oder unter die Achselgrube trifft. Die Indianer greifen sie mit Lanzen an oder fangen sie wie die Haifische mit Haken und einem Stücke Speck daran. Die Bewohner der Ufer des Rio Magdalena, die ziemlich steil sind, studiren von Jugend auf die Bewegungen des Crocodils und errathen gleichsam den Angriff des Thieres. Die Bogas, Schiffer, wissen besonders diese Angriffe vorauszusehen und zu vereiteln. Es ist als wäre das ganze Volk in der Furcht vor gefährlichen Bestien aufgezogen worden. Jeder Ort ist für die Eingeborenen durch ein Abenteuer bezeichnet, das sie den Reisenden erzählen. Hier hat eine Schlange ein Maulthier und einen Mann umgebracht; hier hat ein Caïman ein Mädchen fortgeschleppt; dort trug ein Jaguar ein Kind im Rachen fort rc.

Ueber Barranca wurde der Wind schwächer und unsere Bogas waren genöthigt, gegen die Strömung blos mit ihren Rudern zu kämpfen. Sie fuhren so nahe als möglich am Ufer hin und suchten bei der Forttreibung des Fahrzeugs jeden Zweig und jeden Baumast zu benutzen. So ging unsere Fahrt fort, während das Aussehen der Landschaft sich häufig änderte. Zwei Tagereisen von Mompox begegneten wir der Barke oder bote, welche regelmäßig zwischen dieser Stadt und Cartagena fährt. Es war ein hübsches kleines, aber wohlbemanntes Boot mit einem beweglichen Maste und einem einzigen Segel, der redonda. In dem Augenblicke, als wir dasselbe sahen, hatte es angehalten; die Bogas machten ihr Abendessen zurecht und bauten ihre toldos, eine Art niedrigen Zeltes, unter dem geschützt vor den Muskitos schlafen. (Taf. 7. Abbild.)

Wenn es Abend wurde, gingen wir ebenfalls an's Land und schliefen bald auf dem Sande, oder unter den Bäumen des Waldes, bald in Dörfern oder einzeln stehenden Hütten. Diese Hütten waren von Fischern bewohnt, deren Arbeit ihre arme Familie kaum nährte. Eine dieser Hütten über Yurbentin fiel uns durch die Ordnung und Thätigkeit auf, welche darin zu herrschen schienen. Sie bestand blos aus Bambus und Palmenblättern und war oben offen. Einige magere Bäume waren alles, was dazu gehörte. Unter dem angebauten Schuppen stand ein Mann, der ein Netz (ataraya) strickte; neben ihm befanden sich zwei Frauen; die eine rieb auf einem Steine den Mais, aus dem die arepas und die Kuchen gemacht werden sollten, die man dann auf einem heißen Bleche bäckt; die andere bereitete Blätter des bijao oder bihaï der Botaniker zu, deren man sich in ganz Columbien zum Einwickeln bedient. Außerdem körnte eine alte Frau Mais aus neben der Frau vom Hause, die auf einer Matte saß und einem anderthalbjährigen Kinde, welches zwischen ihren Beinen saß, die Brust reichte. Zwei andere Kinder spielten mit einer keimenden Cocusnuß. Dieses Familiengemälde gefiel mir so, daß ich es mit allen Einzelnheiten abzeichnete. (Taf. 8. Abbild.)

Bisweilen erwartete uns in den Dörfern, wo wir die Nacht verbrachten, die Ueberraschung eines Tanzes oder Festes. Zu Sembrano nahm man uns in einem Mestizenhause auf, wo man uns zu Ehren sogleich einen Ball veranstaltete. Das Orchester bestand aus zwei jungen Negern, die ziemlich gut Violine spielten, aus einem Knaben, der mit Gewalt auf eine Trommel schlug, und einem Mulatten, der wie besessen das Stahlstäbchen in dem Triangel herum bewegte. Die Musik war nicht ganz unangenehm; da sie immer im Tacte blieb, so hätten wohl auch Europäer darnach tanzen können. Als das Orchester sich hören ließ, kam die Gesellschaft an; junge hübsche Mulattinnen füllten bald eine Art berasten Esplanade, welche zu dem Hause unserer Wirthe führte. Das Fest war hübsch; man walzte, man tanzte wie man es in Europa nicht anders gethan haben würde.

Unsere Bogas hielten bei der Fahrt so oft als möglich an. Jeder Vorwand, jeder Zufall gab ihnen eine Gelegenheit, Halt zu machen. Bald meinten sie am Lande Schildkröteneier zu sehen und da sie nach dieser Speise sehr begierig sind, so legten sie am Ufer an, um das Land zu untersuchen. Ein andermal landeten sie wieder, um die Crocodileier zu zer-

stören, die sie liegen sahen, oder auch um Früchte zu sammeln, oder um Wasser aus einer Quelle zu holen. Wir wagten nicht, uns über diese kleinen Verzögerungen zu erzürnen, weil unser Boot schwer beladen war und die Leute eine schwere Arbeit hatten. Uebrigens war dieses Anhalten fast immer nützlich; es verschaffte uns Lebensmittel oder einen angenehmern Trank als das Wasser des Flusses. Die Zerstörung der Caimanseier kam uns minder nothwendig vor, aber sie ließen sich nicht davon abbringen. Sie machten diese Jagd nicht für uns, sondern für sich, indem sie ihren Feind in der Wiege tödteten. Die kleinen Crocodile haben aber diese Leute nicht allein zu fürchten. Kaum sind sie aus den Eiern gekrochen, so müssen sie sich gegen die großen Reiher vertheidigen, welche ihnen aufpassen, sie packen und mit in die Luft nehmen. Nichts sieht merkwürdiger aus, als wenn die jungen Caimans, die kaum einige Zoll lang sind, ihren bereits mit Zähnen versehenen Rachen öffnen und sich so wälzen, daß sie dem Vogel nur das drohende Gebiß zeigen. Der Reiher schlägt mit den Flügeln, kehrt das kleine Thier um und macht es vollends todt.

Bei dieser Reise von Barranca nach Mampox fiel mir besonders eine Ansicht auf, die der Insel San Pedro, welche ein kräftiger dichter Wald ist, wo sich Tausende von Aras mit blauen Flügeln flattern. Diese Insel, ganz aus angeschwemmtem Lande bestehend, könnte wunderbar fruchtbar werden, wenn man sie abholzte und bebaute. Ein wenig höher hinauf liegt das Dorf Pinto, dessen 300 Einwohner sich weniger mit dem Fischfange als mit der Viehzucht beschäftigen. Die furchtbarsten Feinde dieser Landleute sind die Jaguars, die sich zahlreich hier aufhalten und das Vieh vor den Augen der Besitzer rauben. Bisweilen gehen diese Thiere des Nachts selbst in dem Dorfe umher, wo dann die Hunde deren Anwesenheit durch ein klägliches Geheul anzeigen. Wenn man dies hört, läßt man augenblicklich die stärksten Doggen los, welche das Raubthier angreifen. Sie halten es gewöhnlich in Schach, bis man dasselbe erlegt.

Die Jaguars und Crocodile sind die beiden Tyrannen der Aequatorländer. Zum Glück wollte die Natur nicht, daß sie sich weiter verbreiteten; sie sind einander vielmehr feindlich gesinnt und bekämpfen sich häufig. Auf dem Lande greift der Jaguar das Crocodil an; im Wasser wird er von diesem angegriffen. Ueberrascht ein Jaguar ein Crocodil, das auf einer Sandbank in der Sonne schläft, so fällt er dasselbe an und beißt es unter dem Schwanze, der weich und fettig ist. Das Crocodil unterwirft sich so fast ohne Widerstand; gelingt es ihm aber, seinen Feind in das Wasser zu ziehen, dann wechseln die Rollen; der Jaguar wird überwunden, ersäuft und verschlungen. Der Jaguar kennt seine Schwäche im Wasser so wohl, daß er, wenn er darüber will, am Ufer lange brüllt, um die Crocodile zu verscheuchen, die ihm den Weg streitig machen könnten.

Wir hatten bereits nach einander an dem und jenem Ufer des Flusses die Dörfer und Flecken San Agostino, Teneriffa, Plato, Sembrano und Tacamocho liegen lassen. Wir sahen noch Talayqua, ehe wir nach Mompox gelangten, das wir den 14. Juli erreichten.

(Mompox.) Mompox, einer der Stapelplätze Mittel-Columbiens und großer Binnencanal, verdankt seiner Lage am Magdalenenflusse eine commerzielle und landwirthschaftliche Entwickelung, welche von Tage zu Tage steigt. In diese Stadt fließen die Producte der umliegenden Provinzen; sie ist das erste Glied der Kette zwischen Cartagena und Santa Marta einer Seits und Bogota andern Seits; sie empfängt von Antioquia, Pamplona, Cucuta und Mariquito Zucker, Goldstaub, Kaffee, Cacao und Farbeholz. Die etwa aus 800 Personen bestehende Bevölkerung ist großen Theils aus Schwarzen, Zambos und Bogas oder Schiffern zusammengesetzt. Die leidlich gebaute Stadt hat einen gut unterhaltenen Kai und eine Art Damm gegen die Ueberschwemmungen des Flusses. Vor dem letzten Kriege war Mompox eine offene Stadt, als sie aber 1823 der spanische General Morales bedrohte, legte man schnell einige Werke an, um sie vor einem Handstreiche zu sichern. Seit dieser Zeit sind ein Graben und einige Kanonen als Deckung in den Bürgerkriegen übrig geblieben.

Mompox hat einige ziemlich gut gebaute Kirchen und einige Klöster ohne Geistliche. Man bemerkt mehrere breite, schöne und reinliche Straßen, von denen einige Trottoirs haben. Die Häuser sind so gebaut, daß sie alle Bedingungen der Kühle und Lüftung vereinigen, welche in diesem heißen Clima so sehr wünschenswerth sind. Dagegen werden sie aber sehr schlecht beleuchtet. Die Märkte sind zahlreich besucht und gut versehen; der hauptsächlichste wird auf dem Kai, im Schatten sehr schöner Bäume vor der Kirche gehalten. Hier am Ufer verwandeln sich die Barken in wahre schwimmende Magazine, wo die Einwohner ihre Bedürfnisse kaufen. (Taf. 8. Abbild.)

Das Clima ist so heiß in Mompox, daß man dort einen ziemlichen Theil des Tages über schläft. Wenn aber die Nacht kommt, geht man aus, sammelt sich familienweise an der Thüre der Häuser und erwartet da häufig den Tag. Sonst blieb die Stadt die ganze Nacht hindurch finster, seit einigen Jahren hat aber eine Polizeimaßregel verlangt, daß jeder Einwohner eine von geöltem Papiere umgebene Lampe anzünde. So gleicht Mompox Abends einer chinesischen Stadt. Den Tag über stumm, wird sie Abends laut und fröhlich. Man ruft einander von Thüre zu Thüre zu, man lacht mit den Vorbeigehenden und lebt in einer natürlichen Vertraulichkeit. Die beiden Geschlechter würden eine angenehme Physiognomie haben, wenn sie nicht durch ungeheuere Kröpfe entstellt würden. Die Momporier essen viel Schweinfleisch und trinken bei ihren Mahlzeiten nur Wasser. Muß man diesem doppelten Umstande jenes im innern Columbien fast allgemeine Gebrechen zuschreiben, das alle Einwohner, junge und alte, Weiße und Farbige, zu befallen scheint?

Nach einem kurzen Aufenthalte in Mompox fuhr unsere Barke von neuem den Strom hinauf, der in der Umgegend sehr belebt ist. Eine Menge kleiner Piroguen und großer Flöße kreuzt sich auf ihm mit ungeheuern Schampans. Diese Schampans sind lange und breite flache Böte, mit denen der Handel mit den Binnenprovinzen unterhalten wird. Da das Wasser über Mompox für Barken mit scharfem Kiele nicht mehr tief genug ist, so bedient man sich dieser flachkieligen Fahrzeuge zum Transport der Waaren. Die Schampans sind 50 bis 60 Fuß lang und 20 F. breit. In der Mitte derselben befindet sich die carrosa, eine Art Laube von Palmenblättern und Bambusstöcken. Auf dem Hintertheile ist eine Erhöhung, wo der Steuermann aufrecht stehend diese plumpe Masse mittelst eines großen und langen Ruders leitet. Vorn arbeitet ein anderer Steuermann, der barratero, mit einem großen Ruder ebenfalls an der Leitung des Schampans. Die Mannschaft besteht aus Schiffern oder Bogas, welche nackt sind, auf dem Kopfe einen Strohhut tragen, oben auf der carrosa stehen, in drei gleiche Haufen getheilt sind, ein ewiges eintöniges Lied singen und abwechselnd den Schampan mit achtzehn Fuß langen unten gabelförmigen Stangen fortstoßen. Diese Bogas sind entweder Indianer oder Mestizen, oder Zambos von Indianern und Negern. Neben diesen plumpen Massen schwimmen kleine Flöße von balso-Stämmen, die durch Lianen mit einander verbunden sind. Die Flöße bringen die Bagos zurück, welche man von Zeit zu Zeit auf die großen Fahrzeuge nimmt, wenn man über schwierigere Stellen fahren muß. (Taf. 8. Abbild.)

Diese Schampans haben die Form und Bauart behalten, welche die Spanier zur Zeit der Eroberung in dem Lande fanden. Sey es nun, daß die Spanier sich jedem Fortschritte in dieser Art widersetzten, oder daß die Trägheit der Eingeborenen allein dieses Stehenbleiben bewirkte, genug die Schampans gleichen in jeder Art den ursprünglichen Fahrzeugen der Eingeborenen. Diese so unvollkommenen Fahrzeuge sind dennoch ziemlich theuer, indem eines von der gewöhnlichen Größe auf den Werften von Mompox nicht weniger als 3000 Piaster kostet. Seltsamer Weise findet man in China große Böte, welche ebenfalls Schampans heißen und wie die in Columbien eine Erhöhung haben, auf welcher sich die Mannschaft aufhält. Vielleicht darf man aus diesem Zusammentreffen weiter nichts folgern; seltsam bleibt es aber doch.

Die Fahrt von Mompox nach Honda, bei einer unerträglichen Sonnenglut und durch Legionen nicht minder unerträglicher Insecten, wurde

wie die ganze übrige Reise von langen, langweiligen und unfreiwilligen Haltpunkten bezeichnet. Wir waren unsern Bogas überlassen, welche die unfügsamsten Menschen sind. Wenn man böse wurde und drohte, so ließen sie die Barke ohne Mannschaft und man mußte sie fast bitten, zurückzukommen. Da wir nichts Besseres thun konnten, so ergaben wir uns in das Schicksal und suchten das häufige Anhalten durch einige naturhistorische Studien nützlich zu machen. Pablo schoß mit seiner Jagdflinte einige Vögel und Säugethiere für unsere Sammlungen; er erlegte und verwundete eine ungeheuere Menge Affen. Diese Thiere sind hier so zahlreich, daß ihnen das Land anzugehören scheint. Es befanden sich darunter mehrere Abarten des Saï, rothbläuliche Klammeraffen, Titis und Viuditas. Diese Titis schienen uns der Saïmiri der Naturforscher zu seyn. Sie haben ein weißes Gesicht mit einem bläulichen Flecke auf dem Maule und an der Nasenspitze. Dieser Affe ist einem Kinde sehr ähnlich. Wenn er sich fürchtet, so befeuchten sich seine Augen sogleich mit Thränen. Wenn er zufrieden ist, so hüpft er vor Freude und schneidet die seltsamsten Gesichter. Diese schüchternen Titis werden in den indianischen Hütten mitten im Walde leicht zahm; bringt man sie aber in die Ebenen, so verlieren sie ihre Heiterkeit und sterben. Die viudita (kleine Wittwe) ist ein Thier mit einer viereckigen weißlichen Maske versehen, die in das Bläuliche fällt und die Nase, die Augen und den Mund umfaßt. Die fast nackten und sehr hübschen Ohren haben einen übergeschlagenen Rand. Man glaubte in der Farbe einiger seiner Theile eine Aehnlichkeit mit der Trauer der Frauen zu sehen und daher erhielt das kleine Thier den Namen viudita. Dieser Affe ist sanft und schüchtern; er nimmt die Nahrung nicht an, die man ihm bietet, und flieht die Gesellschaft der andern Affen. Obgleich dem Anscheine nach ruhig, wird er nur wüthend, wenn er einen Vogel bemerkt. Dann klettert er schlau und gewandt wie eine Katze auf den Baum, springt von Zweig zu Zweig und tödtet seine Beute, wenn er sie erlangen kann.

So kam unsere Barke allmälig vor den Dörfern Peñon und Morales vorbei; das letztere wird von sehr gastlichen Zambos bewohnt, und verfertigt vielen Palmenwein; dann gelangten wir an einem großen Religionsfesttage nach Badillo. Wir sahen hier eine öffentliche Unterhaltung, deren Hauptepisode ein Negertanz mit weichen wollüstigen Bewegungen war. Nach Badillo ist der erste Haltpunkt San Pablo, dessen bergiges Gebiet schon minder reich ist. Als wir am Ufer ausstiegen, fanden wir drei bis vier Dutzend Schildkröteneier und an den Bäumen hingen eine Menge Nester. Diese seltsam gebauten Nester, die nur ein kleines Loch in der Mitte haben, scheinen sich kaum an den Zweigen halten zu können. Die Vögel legen sie aus Vorsicht gegen die Affen so an, welche nach den Eiern begierig sind. Ich wünschte ein solches Nest zu haben, aber der Baum, auf dem sie sich befanden, hatte einen so starken und glatten Stamm, daß keiner unserer Bogas bis an die Aeste zu gelangen vermochte.

Auf dem ganzen Wege hin und auch bei den Ufern zwischen Morales, Badillo und San Pablo erscheinen von Zeit zu Zeit Weiler oder einzelne Häuser, in denen Bogas wohnen, die nach vieljährigem Dienste auf dem Flusse an dessen Ufer sich niederlassen und da ihre Familie zu der beschwerlichen Beschäftigung gewöhnen. Ein Rohrhaus mitten im Walde, umgeben von einem kleinen Garten, wo Bananen und Zuckerrohr zur Nahrung und Blumen zum Schmucke der Frauen wachsen, das ist fast das einzige Besitzthum der Eingeborenen. Die Wohlhabendsten besitzen zwei Dutzend Hühner; ein Schwein und eine Kuh sind die größte Summe ihres Reichthums. Zwei oder drei Hunde und einige Katzen sind die gewöhnlichen Tischgenossen dieser armen Leute. Eine Guarapomühle, ein Webstuhl, Netze, Wurfspieße, eine Hängematte, Sessel, Flaschenkürbisse und Teller bilden das Geräthe. Unter den Waffen sieht man den Machete und das Beil. Die Lebensmittel schafft man von Tag zu Tag.

Diese Flußanwohner leben in einem um so precairern und elendern Zustande, als die Luft des Flusses ungesund, das Wasser schlecht und fast untrinkbar ist. Sie bebauen ihr Feld, bearbeiten ihre Piroguen, verkaufen den Führern der Champans ihre überflüssigen Waaren und suchen sich und ihrer unglücklichen Familie irgend eine Bequemlichkeit zu verschaffen. Diese einsamen Wirthschaften haben oft nicht mehr als den Mann, die Frau und einige Kinder. Die letztern sterben in großer Anzahl und man findet selten alte Leute. Nur der Mann und die Frau in der Kraft des Lebens können so vielen Strapazen widerstehen. Die Frau beschäftigt sich nicht blos mit den Wirthschaftssorgen, sie arbeitet auch auf dem Felde, während der Mann auf die Jagd oder den Fischfang geht.

Jenseits San Pablo änderte sich das Aussehen des Landes. Man merkte bereits die Nähe der mit Schnee bedeckten Berge. Die Caïmans waren minder zahlreich an dem Ufer, der Boden war minder überschwemmt und minder feucht; der Charakter der Vegetation änderte sich; trotz der glühenden Sonne schien das Wasser kälter zu seyn. Bis Honda sahen wir so die Landschaft sich verändern, um uns auf die Alpennatur des Sargento und den europäischen Anbau der Hochebene von Bogota vorzubereiten.

Zwischen San Pablo und San Bartolome erstreckt sich die Spitze von Barbacoa hin, die durch ein mörderisches Zusammentreffen der Spanier und Unabhängigen berühmt ist; über San Bartolome erschienen sodann nach einander das kleine Dorf Garapaso und der Felsen Angostura. Nicht weit von diesem gefährlichen Passe liegt der kleine Flecken Nari, der den Magdalenenfluß beherrscht. Nari, an einem gleichnamigen Flusse, fünf Tagereisen von Medellin und am Ausgange der reichen Provinz Antioquia gelegen, ist einer der lebendigsten Stapelplätze am ganzen Flusse. Die Waaren und Reisenden kreuzen sich hier von allen Theilen Columbiens. Man vertauscht hier den Cacao der Magdalenaebenen gegen das in den Bergen gesammelte Gold. Ueber Nari hinaus sind die Ufer des Rio Magdalena öder und wilder. Der Wald steigt bis an den Rand des Flusses herab und hängt über ihn die Zweige seiner majestätischen Ceibas. Statt der von Myriaden Ameisen bedeckten Bäume sieht man weite, von Lianen und Blättern gebildete Lauben. Alles ist unter diesen Wölbungen Schatten und Schweigen. Nur eine Menge Aras mit reichen Farben stört die Ruhe dieser kühlen Einöden.

Buena Vista und Guarama waren die einzigen Dörfer, die mir vor der Ankunft zu Honda zu sehen noch übrig waren. Buena Vista liegt herrlich in einer Landschaft von Thälern und Hügeln. Guarama hat dieselben malerischen Schönheiten, die aber auffallender und rauher sind. In der Umgegend rücken die Zweige der Cordilleren zusammen; der Fluß wird mehr und mehr zusammengedrängt und wälzt ungeheuere Steine mit fort, welche seinen Lauf hindern; er hat so reißende Schnellen, daß wir mit Mühe darüber hinweg kamen. Wir mußten mehrmals unsere Bogas an's Land setzen und uns von ihnen ziehen lassen. Namentlich muß unter diesen schwierigen Stellen Guarderia erwähnt werden, eine Art Kreidecap, das einen in den Fluß vorspringenden Winkel bildet. Unter dem Schutze dieses Vorgebirges in der Sonne schlief eine Menge Caïmans, während neben ihnen weiße Reiher standen, welche diesen Amphibien auf die Jagd folgen.

Wir kamen zu Honda den 30. Aug. an. Diese Stadt, welche in einem von hohen Bergen umgebenen Thale liegt, ist ungesund und leidet unter einer erstickenden Hitze. Ehe man hinein gelangt, muß man über zwei Brücken, deren eine über den Guali, einen Fluß geht, welcher in den Rio Magdalena fällt. Der Guali oder Guili wälzt seine klaren Wellen über einen schwarzen Sand, der ihnen eine Tintenfarbe giebt.

(Honda.) Honda, die Hauptstadt der Provinz Mariquita, ist durch ihre Lage wichtig, und war noch ansehnlicher vor dem Erdbeben, das die Städte Columbiens so arg heimsuchte. Viele Häuser und Kirchen liegen noch in Trümmern. Was noch steht, verräth eine Stadt, die bessere Tage gesehen hat. Die Straßen sind schnurgerade und gepflastert. Honda hat einen reich versehenen Markt, wo sich alle Indianer der Umgegend versorgen. In den untern Straßen sieht man eine Menge Kaufleute herumgehen, die ihre Waaren auf dem Platze verkaufen wollen. Fischer bringen an langen Stangen bagres, deren einige vier bis

fünf Fuß lang sind. Landleute kommen mit ihren Maulthieren, die mit pelacas, einer Art Kisten, beladen sind. (Taf. 9. Abbild.) Auf den Straßen sieht man Mestizinnen, die ihre Cigarren rauchen oder stehen bleiben, um Leckereien zu kaufen; Zollbeamte, welche die Zugänge zu dem Markte bewachen; Indianer Zambos, Tagelöhner, welche die nach Bogota bestimmten Waaren an's Land schaffen. Fast die ganze Bevölkerung ist kröpfig und die Anlage zu dieser Verunstaltung so allgemein, daß man sie sogar bei den Hunden findet. Ueber Honda hinaus ist der Rio Magdalena nicht mehr schiffbar; die Schampans müssen ausgeladen werden.

Der Magdalenenfluß, den wir verlassen sollten, kommt aus dem Sapas-See und folgt auf fast seinem ganzen Laufe immitten der columbischen Cordillere beinahe demselben Meridian. Drei völlig unterschiedene Temperaturen charakterisiren die weite Linie, die er von S. nach N. durchläuft. Von seiner Mündung bis nach Mompox unterhält der vorherrschende Seewind eine heilsame Luftbewegung auf dem Flusse; von Mompox nach Morales bewegt kein Hauch die Luft und ohne den Nachtthau würden die lebenden Wesen die Hundstagsglut nicht ertragen können. Von Morales bis zu den Quellen des Rio Magdalena mäßigt die Nähe der schneeigen Anden die Sonne, und die Landwinde machen die Atmosphäre gesünder. Auf dieser ganzen Strecke hat man es mit Feinden zu thun: mit den Muskitos nahe am Meere, weiter aber mit den kleinen Fliegen und den jejenes, und noch weiter mit den tabanos, summenden und gierigen Insecten. Will man sich baden, so kommen die Caïmans herbei; will man im Schatten des Waldes ausruhen, so stößt man auf Schlangen. Zur Zerstreuung von diesen Leiden und Besorgnissen sieht das Auge nur hier und da einige schöne Indigo-, Zuckerrohr- und Cacaobaumpflanzungen; sonst erblickt man fast nichts als Lianen und stachelige Büsche, über welche die hohen einförmigen Palmenwipfel hinwegragen.

Wir wollten ohne Bedauern die Muskitos und den Rio Magdalena verlassen. Unsere Maulthiere standen am andern Ufer des Flusses bereit und erwarteten in dem Hause des Oberzollbeamten den Aufbruch der Reisenden. Den 1. Septbr. früh bestiegen wir die Thiere und schlugen den Weg nach dem Gebirge ein. Diese Maulthiere haben einen wunderbar sichern Tritt. Wenn man an ihren Gang nicht gewöhnt ist, so zittert man anfangs, indem sie am Rande von Abgründen hingehen, deren bloßer Anblick Schwindel erregt; aber bald beruhigt man sich und bewundert die imposanten Aussichten und Landschaften. Ein Maulthier setzt den Fuß nicht anders als auf die Spuren, welche seine Vorgänger auf demselben Wege zurückgelassen haben. Alles ist bei ihm voraus berechnet; man könnte im Nothfalle die Tritte berechnen, die es von einer Station zur andern thut, so regelmäßig, beständig und fest ist sein Gang. Selten stolpert es und man kann daher nichts Besseres thun, als ihm den Zügel ganz zu überlassen.

Nachdem wir eine Zeit lang an den Ufern des Rio Magdalena hingezogen waren, stiegen wir über den Berg durch eine dichte Waldung hindurch. Bei der ersten Lichtung bot sich unsern Blicken eine prächtige Aussicht dar. Wir überschauten die ganze Provinz Mariquita mit ihren Dörfern und weißen Häusern, und dann, näher bei uns, wie ein silbernes Band auf dieser grünen Ebene, den Rio Magdalena, der Honda und seine Häuser bespülte.

Nach einer neuen Wanderung durch Waldland ging die Caravane über den Rio Seco und gelangte Abends zu der Venta Grande, einem allen Wirthshäusern ähnlichen Wirthshause, der Zwischenstation zwischen Honda und Sargento. Kaum kann man hier einige Lebensmittel, etwas chicha (Maisbier) und Guarapo kaufen. Bisweilen läßt man den Reisenden carne seca, in der Sonne gedörrtes Fleisch, Fett, Würstchen, einige Gemüße, wie Baracachawurzel, süßen Manioc und Kürbisse ab, die man aciamas nennt. Will man von diesen Lebensmitteln sogleich essen, so muß man sie selbst kochen. Die Venda Grande war eine ziemlich kleine Hütte mit einem Strohdache, das so weit vorstand, um eine Art Außengalerie zu bilden. Im Innern befand sich ein Schenktisch und daneben ein großer Krug Chicha oder Guarapo, wovon die vorbeiziehenden Maulthiertreiber trinken. Der größern Bequemlichkeit wegen hat man ein Schiebfenster angebracht, durch welches man in der Nacht das Getränk hinausreicht. Auf dem Schenktische sieht man auch gewöhnlich einen flachen Teller mit Piment und gestoßenem Knoblauch unter Weinessig. Darein taucht man den Maiskuchen, den man zum Trinken ißt. Diese Ventas oder Gasthäuser werden von Eingeborenen oder Mestizen gehalten, die ziemlich bequem von dem Gewinne leben. Fast alle Tage unbeschäftigt, verbringen sie die Zeit mit Tabakrauchen und dem Klimpern auf einer schlechten Guitarre. Die Zubehörungen des Hauses bestehen fast immer in einem kleinen mit Bananen und Melonenbäumen bepflanzten Garten. Die Ventas sind übrigens ziemlich armselige Wohnungen, wo man fast nichts zum Lager findet und sich der Hängematten bedient, welche man in einem großen Ledersacke mit sich führt. (Taf. 9. Abbild.)

Ueber diese Venta hinaus wird der Weg mit jeder Minute steiler und beschwerlicher. Die Symptome der Dünnheit der Luft machten sich bemerklicher, je weiter wir stiegen. Das Athmen war kürzer und beschwerlicher. Der ganze Weg war von Maulthiertreibern bedeckt, welche hinaufzogen oder herabkamen. Oft mußte man einander an Stellen ausweichen, wo der Weg kaum für ein Thier breit genug zu seyn schien; diese klugen und vorsichtigen Thiere fanden aber immer Platz genug, um zwischen den Abgründen und Reihen beladener Thiere hinwegzukommen. Eine Scene dieser Art fiel uns auf einem steilen Pfade im Angesichte des Pics Tolima auf, der sich in der Ferne erhob. Auf dem höchsten Theile des Weges schritt ein Maulthiertreiber vor seinem Thiere her, und hielt die Last desselben mit seinem Stocke, damit sie nicht heruntergleite, während näher bei uns Hausirer mit ihren Thieren herabstiegen, die theils mit muchilas beladen, theils leer waaren. (Taf. 9. Abbild.) Der Maulthiertreiber trug die camiseta, eine Art minder weiten Mantels als der poncho. Wir konnten von diesen einheimischen Handelsleuten aufsteigen und die Thiere lenken lernen. An den Stellen, wo das Thier springen mußte, ließ der Reiter den Zügel los und hielt sich fest an den Sattelknopf an. Dieser Sattel war ein spanischer mit hohem und breitem Knopfe und alforjas vorn. Der Kaufmann trug samaros von Jaguarfell und Sporen. Zwischen zwei Abgründen, in deren Mitte von beiden Seiten Bäume reichten, war die Scene wahrhaft merkwürdig und malerisch.

Nachdem wir so bis 970 Toisen etwa in die Höhe gestiegen waren, ging es auf dem Sargento auf dem Abhange wieder hinunter, der in die Stadt Guaduas führt. Eine grüne Wiese, auf welcher Vieh weidete, von Feld umgebene und von Bäumen beschattete Hütten nebst klaren Bächen, erblickten wir in diesem kleinen Thale. Guaduas bildet den Mittelpunkt desselben. Es ist ein hübscher Ort mit reinlichen weißen Häusern, einer Kirche in ziemlich gutem Style und regelmäßigen Straßen. Nach den wilden Scenen dieser Pics ist dieses reizende Thal ein Traum, ein Feenplatz; alles lacht da, alles labet zu angenehmen Gedanken ein.

Guaduas ist ein Bezirk von sieben Dörfern, welche zusammen eine Einwohnerzahl von 14,000 Seelen haben können. Bei unserer Anwesenheit gehörte fast das ganze Thal dem Obersten Acosta, dem politischen Richter des Bezirks, der den Bewohnern mehr Vater als Vorgesetzter ist. Er nahm uns gastlich auf. In Guaduas beginnt ein Volkstypus, der an Europa erinnert. Es sind regelmäßige Gesichter, zierliche Taillen, weiche Formen, lebhafte Augen, ein rosenfarbiger Mund und weiße und rothe Gesichtsfarbe, die unter diesen Breiten sehr selten ist. Diese Leute sind nicht blos schön, sondern auch gutmüthig, sanft und zuvorkommend gegen den Fremden. Vielleicht verdanken sie diese guten Eigenschaften der Fruchtbarkeit des Bodens, der wenig Arme und Unglückliche da läßt. Man erntet auf dem kleinen Gebiete von Guaduas 40,000 Arrobas Zucker, Reis, Bananen, Kaffee und Pomeranzen. Zum erstenmale seit meiner Ankunft auf diesem Festlande sah ich hier Schafe mit einer weißen seidenartigen Wolle. Diese Thiere scheinen keinem unserer Schafe in Europa nachzustehen; ihr Fleisch war vortrefflich. Drei Tagereisen von Guaduas liegt das kleine Dorf Palma, das Gold-, Eisen- und Smaragdgruben enthält.

In Folge des aufgeklärten Eifers seines hauptsächlichen Eigenthümers kennt das Thal von Guaduas bereits die fruchtbarsten Elemente der neuern Civilisation. Der Hauptort hat eine Lancastersche Schule, die allen Kindern dieser Berge unentgeltlich offen steht. Eine Menge anderer nicht minder nützlicher Stiftungen wurde durch die Familie Acosta eingerichtet, welche hier eine patriarchalische Herrschaft übt. Man überträgt ihr die Sorge, die Streitigkeiten zu entscheiden, welche sich unter den Bergbewohnern erheben, und diese appelliren davon selten an die Gerichtsbehörde zu Bogota.

Jenseits Guaduas' geht der Weg fast auf demselben Niveau fort. Man kommt durch eine Reihe von Thälern und Hügeln, zieht an dem Rande von Abgründen hin und durchwadet reißende Waldbäche. So kam die Caravane durch das Dorf Villeta, wo man neben Wiesen einige Reisfelder findet. In dem Gebirge in der Umgegend halten sich viele Bären auf. Eine Stunde über Villeta erscheint der Rio Negro, über dessen steile Ufer man eine schöne Brücke von Bambus gebaut hat. Das Nachtquartier wird zu Curador, in einem jämmerlichen Wirthshause gehalten, zu dem wir nur auf abscheulichen Wegen gelangen konnten. Von hier an beginnt eine der großen Straßen nach der Hauptstadt, an der Meilenzeiger stehen, auf denen die Entfernung von Bogota und die Höhe über dem Meere angegeben ist. Der Weg wird von Maulthier- und Viehtreibern nicht leer. Der Maulthiertreiber folgt mit dem Auge dem Gange seiner Thiere und beobachtet jeden Schritt derselben, damit sie sich nicht von der angegebenen Straße entfernen; der Viehtreiber dagegen führt seine Thiere an einem Stricke, den er ihnen wie einen Zügel durch die Nase gezogen hat.

Nachdem wir Villeta und eine Venta, 900 Toisen über dem Meeresspiegel, gesehen hatten, gelangten wir nach Fucutiva, dem ersten Weiler des Plateaus von Bogota.

Auf diesem Plateau glich nichts Amerika unter dem Aequator. Man kann sich nach Europa versetzt halten. Die Aequatorglut hatte einer ganz erträglichen Wärme Platz gemacht. Die Ebene war nicht mehr mit Zukkerrohr-, Cacao- nnd Kaffeepflanzungen, sondern mit Roggen- und Gerstenfeldern und fetten reichen Weiden bedeckt. Hier pflügte ein Landmann, dort trieb ein Schäfer eine Heerde Schafe vor sich her. Lange Reihen Maulthiere und Ochsen kreuzten sich auf diesem Wege; einige davon waren mit Getreide, Kohlen und Aepfeln beladen; andere brachten aus den tiefer gelegenen Thälern Orangen, Bananen und Mangofrüchte. Die Indianer, welche in diesen Ebenen herumgingen, trugen Mäntel und auf dem Kopfe Hüte, die im Lande selbst verfertigt werden.

Die Ebene von Bogota, die unter 4° 30′ n. Br. 1370 Toisen über dem Meeresspiegel liegt, erstreckt sich 8 Meil. weit von N. nach S. und 16 Meil. von O. nach W. auf einer vollkommen glatten Fläche.

Wenn man einer alten örtlichen Sage glauben will, so hatte das Land, ehe sich die Muyscas daselbst niederließen, eine schreckliche Ueberschwemmung erfahren. Der Fluß Bogota, der keinen Ausgang mehr nach dem Thale zu fand, hatte alles, Felder und Menschen, ersäuft; die Menschen waren nach dem Gebirge geflüchtet, als ein göttlicher Mensch erschien. Er hieß Zhue oder Bochica. Er stieß mit seinem Stabe auf den Boden und öffnete dadurch dem Wasser des Flusses einen Abzug; es stürzte sich den Tequendama herab.

Die Hochebene von Bogota ist keiner der Geißeln ausgesetzt, welche die niedern Ländereien verödden. Man sieht hier weder Muskitos, noch Caimans, noch Jaguars, dagegen wird den Neuankommenden die Dünnheit der Luft beschwerlich. Alle Temperamente können sich dem schnellen Wechsel von 15 bis 20°, diesem Contrast zweier Naturen und zweier Atmosphären, nicht ungestraft aussetzen.

Die einzigen Bäume, welche in dieser Ebene wachsen, sind Aepfelbäume und Weiden. Die großen und schönen wohlriechenden sind verschwunden, dagegen gedeihen alle Getreidearten; der Weizen, die Gerste, der Reis finden sich noch in einer Höhe, wo in Europa ewiger Schnee liegen würde.

Nachdem wir auf einer schönen steinernen Brücke über den Fluß Bogota gegangen waren, bemerkten wir in einer Entfernung von etwa drei Meilen die Hauptstadt selbst am Fuße einer Bergkette, die das Plateau nach O. begrenzt. In dieser Entfernung sind die Thurmspitze der Kathedrale, die Dächer der Klöster Guadalupe und Mentrura die vorspringendsten und sichtbarsten Punkte. Noch denselben Abend, den 6. Septbr., erreichten wir die Stadt, wo wir in einer ihrer besten posadas einkehrten.

(Bogota.) Bogota wurde den 6. Aug. 1538 von Quesada gegründet, der hier einige Jahre darauf starb. In Folge seiner trefflichen Lage gedieh der Ort so schnell, daß zwei Jahre nach der Anlage der Hof von Spanien ihn zu dem Range einer ciudad (Stadt) erhob. Der gewandte Quesada hatte wirklich für alles gesorgt. Um die Stadt vor heftigen Oststürmen zu sichern, hatte er sie an die halbe Höhe zweier Berge bauen lassen, indem er zu gleicher Zeit berechnete, daß wenn sie eine Festung werde, diese Lage ihr einen natürlichen Gürtel von Festungswerken geben werde, gegen welche die Angriffe des Menschen nichts vermöchten. Welche bessere Lage konnte man für eine Hauptstadt wählen, als die vor dem Tolima, einer der Spitzen der Quindiu-Kette mit Ausgängen auf den einen und den andern Abhang dieser Bergreihe?

Gegenwärtig hat Bogota eine Ausdehnung von 3000 Metres von N. nach S. und 1700 Metres von O. nach W., so wie eine Einwohnerzahl von 40,000 Seelen. Die Straßen sind indeß eng und schlecht unterhalten. Ein ehemaliger Vicekönig sagte: „es giebt vier Polizeidiener in Bogota, die Gallinazos, den Regen, die Esel und die Schweine." Diese vier Polizeiagenten räumen fortwährend den Schmuz und Unrath aus Bogota fort und sie werden von einigen Indianern unterstützt, welche die Straßen mit Schubkarren räumen.

Das Clima von Bogota verlangt, daß man gegen schnelle atmosphärische Wechsel Vorsorge treffe. Im Winter reichen kaum warme Kleidungsstücke hin, um die Kälte abzuhalten. Sechs Monate ungefähr ist der Himmel von Wolken bedeckt und die Witterung regnerisch. Drei andere Monate sind unsicher und veränderlich; nur drei Monate haben trokkene und schöne Tage. Das Clima ist indeß, so feucht es auch seyn mag, nicht ungesund. Nach einem Fieber von einigen Tagen, der Folge einer dünnen Atmosphäre oder einer langen Reise auf den Ebenen, gewöhnen sich die Europäer leicht an Bogota. Schwerer ist es, sich mit einer Küche, deren Grundlage mit Knoblauch gewürztes Schweinfleisch ist, und dem Getränke, Chicha und Guarapo, vertraut zu machen. Die Gebirgswasser veranlassen ebenfalls häufig sehr gefährliche Dyssenterien. Die Häuser von Bogota sind großentheils noch, was sie in den ersten Tagen der Eroberung waren, ohne Eleganz und ohne Symetrie; einige neue Gebäude zeugen aber auch hier von Fortschritten. Mit Leinwand überzogene Canapes, kleine Tische, altmodische Lederstühle, ein oder zwei Spiegel und einige silberne Lampen an der Decke, — das ist ungefähr das Mobiliar dieser Häuser. An den Wänden sieht man bisweilen Papiertapeten oder grobe Frescomalereien. Eines der schönsten Gebäude der Stadt ist die Kathedrale, die, 1814 gebaut, trotz einigen Unrichtigkeiten in der Façade, wegen der Reinheit und Harmonie ihres Schiffes bemerkenswerth ist. Andere Kirchen sind minder schön, wenn auch nicht minder reich.

Außer den in ihrem Schoße vergrabenen Reichthümern haben diese Kirchen ungeheuere Einkünfte. Die Klöster daselbst besitzen bedeutende Güter. Man zählt zwölf Mönchs- und Nonnenklöster, deren bestdotirte die der Dominikaner und der Mönche von San Juan de Dios sind. Sonst gehörten drei Viertel der Stadt diesen Mönchen. Sie verwendeten ihre Reichthümer größtentheils zur Gründung von Hospitälern und Schulen, die unter ihren Klöstern standen. Die Hospitäler sind ziemlich schlecht unterhalten, die gut gelegenen und gebauten Schulen aber werden besser geleitet. Man lehrt darin Lateinisch, Philosophie, Mathematik und Theologie.

Gegenwärtig ist der Regierungspalast das eleganteste und reichste Gebäude. Man hat die alte Residenz der Vicekönige, ein Gebäude mit plattem Dache und niedrigen ärmlichen Häusern daneben, aufgegeben. Der

gegenwärtige 1825 gebaute Palast ist in einfachem aber edlem Style und enthält mehrere prachtvoll meublirte Zimmer. Die Minister wohnen darin und haben auch ihre Bureaux daselbst. Der Senatspalast ist ein Flügel des ehemaligen Dominikanerklosters; jener der Deputirten provisorisch eines der größten Häuser der Stadt, welches man dazu eingerichtet hat. Der Staat, der von einer Revolution überrascht wurde, hat noch kein passendes Asyl für seine politischen Gewalten.

Bogota hat auch eine Münze und ein Theater. Das letztere wurde von einem Privatmanne, einem leidenschaftlichen Freunde scenischer Darstellungen, erbauet. Der regelmäßige, aber dunkele Saal hat mehrere Reihen vergitterter Logen. Das große Parterre ohne Bänke ist abschüssig. Man steht daselbst. Die Stücke, welche man dort spielt, sind noch aus der Kindheit der dramatischen Kunst. Die patriotischen Gegenstände werden von der Menge am besten aufgenommen, seltsamer Weise spricht sich aber im Theater zu Bogota die Zufriedenheit des Publikums auf die Art aus, wie man in Europa das Mißfallen ausdrückt; man pfeift bei den Stücken, welche man für gut findet.

Kaum waren wir den folgenden Tag erwacht, als wir die Stadt durchwanderten. Unsere Posada lag nicht weit von dem Platze San Vitorin, einem der schönsten und belebtesten Bogotas. In der Mitte desselben steht ein Brunnen, ein massives Mauerwerk, das von Vasen umgeben ist; auf der einen Seite ziehen sich die imposanten und düstern Gebäude eines Klosters hin. (Taf. 10. Abbild.) Wir sahen hier Eingeborene, die an ihre Arbeit gingen. Ein Hirschjäger mit dem Lasso in der Hand ritt vorüber; Landleute trieben ihre mit Lebensmitteln beladenen Lastthiere vor sich her; Indianerinnen von der Hochebene kamen mit leeren Hühnerkörben vom Markte zurück, während hübsche Mägde, Mestizinnen, ihre Krüge an dem Brunnen füllten.

Von dem Platze San Vitorin begaben wir uns zu dem Zollhause, wo man unsere Habseligkeiten zurückbehalten hatte. Dieses Zollhaus ist ein Gebäude mit Arkaden, unter denen die Verification der Waaren stattfindet, die in die andern Theile der columbischen Staaten gehen oder aus denselben kommen. Es liegt in dem Mittelpunkte der Stadt und seine Zugänge sind immer von einer großen Menschenmenge gefüllt, welche ihren Vergnügungen oder ihren Geschäften nachgeht. Während unsers kurzen Aufenthalts zogen fast alle Trachten von Bogota vor unsern Augen vorüber; wir konnten alle Nuancen von Classen, Ständen und Rang erkennen. Auf der einen Seite sahen wir die Träger des Zollhauses, welche Ballen mittelst bald über die Stirn, bald über die Achseln gehender Riemen trugen; dann Maulthiere, beladen mit Zuckersyrup in Lederschläuchen, aus dem man Chicha macht. Weiter hin kamen Damen in Visiten- oder Meßtoilette. Der Staatsanzug besteht in der saya, der mantilla und dem Hute. Die saya ist ein etwas kurzer Rock von schwarzem Atlas, der oft mit anderthalb Fuß langen Fransen endigt. Die mantilla ist eine Art feines gewöhnlich himmelblaues, halbkreisförmig geschnittenes Tuch, das so umgenommen wird, daß es wie ein langer Nonnenschleier von dem Kopfe auf die Achseln fällt. Diese Damen trugen überdies Filzhüte und Schuhe von Atlas oder Leder. Durch die Fußbekleidung unterscheiden sich die Damen der hohen Classen. Die Bürgermädchen gehen barfuß. Erhebt sie ihre Schönheit oder ein glücklicher Zufall zu der Classe, welche das Recht hat, Schuhe zu tragen, so müssen sie sich gewissen Gebräuchen unterwerfen und beatas werden, d. h. eine ganz jener der Nonnen ähnliche schwarze oder braune Tracht annehmen. Neben diesen Frauen, Bürgerinnen, Beatas oder bloßen Mägden gingen Priester in schwarzem Mantel mit einem Hute à la Basil; contaderos aus der Umgegend und Bettler, eine in Bogota wie in allen Ländern sehr zahlreiche Classe, wo die christliche Mildthätigkeit dem Müßiggange zur Entschuldigung und zum Reize dient. Nichts ist häßlicher als der Anblick dieser Menschen, die meistens mit häßlichen Wunden, mit Aussatz oder der Elephantiasis bedeckt sind. (Taf. 10. Abbild.) Unter den zahlreichen Varietäten der Bettler unterscheidet man die der Bettelmönche, welche sich unter der Last ihrer Bettelsäcke beugen, und jene der Männer, die schwarz gekleidet und mit einer Klingel versehen sind und zu jeder Stunde ausrufen: „Bittet Gott für die Todten."

Ob es gleich noch sehr früh, war doch schon die ganze Bevölkerung der Stadt auf den Beinen. Die reichlich versehenen Märkte hatten sich mit einer Menge Menschen aus allen Theilen der Hochebene gefüllt. Die Spaziergänge blieben trotz ihrer Rosenhecken verödet, aber alle Straßen wimmelten von Reitern; die meisten derselben begaben sich in ihre Landhäuser oder auf ihre Güter in der Umgegend, um die Pächter zu beobachten, Pachtverträge abzuschließen, eine Pflanzung anzuordnen oder eine Ernte zu beschleunigen.

Die europäischen Gegenstände sind in Bogota selten und theuer, dafür halten sich aber die Bodenerzeugnisse daselbst auf billigen Preisen. Das Brod ist gut, aber man ißt wenig davon. Dreimal des Tages trinkt man Chocolade und ißt dazu Käse und Confituren. Die gewöhnliche Hausmannskost besteht in gekochtem Fleische, Kartoffeln, Juca und Bananen, Eiern mit Butter, Linsen und Schweinsfleisch. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser; bisweilen trinkt man aber auch Chicha und seltener Wein. Jedermann bedient sich dazu silberner Becher. Nach der Mahlzeit wäscht man sich die Hände, raucht und schläft.

Die Sitte, Tabak zu rauchen, ist allgemein, selbst unter den Frauen. Sie legen die Cigarre kaum weg. Doch scheint sich eine Reform für sie vorzubereiten. Als zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges eine Menge englischer Freiwilliger in das Land kam, entstanden auch einige Liebschaften. „Unsere Engländerinnen rauchen nicht und deshalb lieben wir sie," sagten die blonden Officiere, und diese Worte reichten hin, die Cigarre in der ganzen jungen Frauenwelt abzubringen. Die lebhaften und leidenschaftlichen, schönen, weißen und gut gebaueten Frauen sind im Allgemeinen weder streng moralisch, noch zu ernsten Dingen geneigt. Ihr Leben vergeht zwischen den Vergnügungen und den Andachtsübungen.

Jeder Fremde, der die Hauptstadt Columbiens besucht, muß einen Ausflug nach dem Tequendama-Falle machen. Dieser vier Stunden von der Stadt gelegene Wasserfall wird von dem Flusse Bogota gebildet, der sich von der Hochebene (dem Plateau) in das Thal hinabstürzt. Wir begaben uns den 12. Septbr. dahin. Bis nach Soacha, einem hübschen Dorfe in der Mitte der Entfernung, behält die Landschaft das traurige und zerrissene Aussehen der Umgegend der Hauptstadt; weiter hinaus aber und von dem Gute Canoas an, ist das Land mit Wohnungen und Pflanzungen bedeckt, weiter hin auf dem Abhange des Plateaus beginnt ein waldiger und sumpfiger Strich. Der Weg war für die Thiere ungehbar. Wir banden unsere Pferde an einen Baum und stiegen auf einem schmuzigen Wege hinab. Noch bemerkte man nichts, außer dem Rauschen des Falles. Nach einem halbstündigen beschwerlichen Gange erblickten wir ihn endlich. Es ist wirklich ein schönes Schauspiel. Man denke sich einen breiten Fluß, der sich aus einer Höhe von 600 Metres herabstürzt und hier und da von vorspringenden Felsen gebrochen wird. Die in allen Farben des Prismas spielende Wasser- und Schaumsäule, dieser kleine Bach, der sich dann im Thale hinschlängelt, um sein Wasser mit dem des Rio Magdalena zu vermischen, die über den Abgrund gebeugten Bäume, die grüne Landschaft, die Bewegung, das ewige monotone Geräusch, alles gebietet Schweigen und flößt Bewunderung ein.

Die natürliche Brücke von Pandi ist ein nicht minder merkwürdiges Wunder. Sie wird durch einen 20 Fuß breiten Felsen gebildet, der zwei durch eine schmale Schlucht getrennte Berge vereinigt. Die Bewohner des Landes wagen sich nur zitternd in die Tiefe des Schlundes. Selbst die Thiere scheinen denselben zu fliehen.

Die Gegend um Bogota in einem Kreise von 12 Stunden ist reich an Dörfern und Flecken. Der O. und W. der Hochebene werden bebaut, der Norden aber und besonders die Provinz Socorro sind von gewerbfleißigen Menschen bewohnt. Die geringsten Weiler auf dem Wege von Tunja weben die Baumwolle und verfertigen Töpferwaaren. Das reichere und stärker bevölkerte Tunja bearbeitet auch die Wolle. Geht man auf der Straße nach N. weiter, so findet man Paita, das Schwefelquellen hat,

deren Dämpfe sich bei trockener Witterung verdichten und als schwefelsaure Potasche auf die Weideplätze herabfallen. Weiter hin liegt der See von Tota auf dem Paramo de Ramona, ein nach den Eingeborenen bezauberter und verfluchter See. Ein anderer See in dieser Gegend, der See von Guatavita, hat einen minder schrecklichen Ruf. In dieses Bassin, das 9000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, warf, wie die Sage berichtet, der Cazike des Landes jedes Jahr ungeheuere Schätze an Gold und Edelsteinen. Man setzte selbst hinzu, daß bei der Eroberung die Eingeborenen, als sie ihrer Schätze wegen verfolgt wurden, dieselben sämmtlich dem See, ihrer Schutzgottheit, anvertrauten. Die Agenten des Capitains Charles Cochrane wurden durch diese Sagen veranlaßt, eine Austrocknung des Sees zu versuchen, die zum Theil bewirkt wurde und den Unternehmern einige kleine goldene Bildsäulen eingebracht haben soll. Aber es ist dies eine weit unsicherere und unfruchtbarere Quelle des Reichthums, als die Blei-, Salz- und Kupferbergwerke.

Ich wollte Bogota nicht verlassen ohne wenigstens eine übersichtliche Idee von der politischen Constitution Columbiens aufzunehmen. Ich wohnte den Debatten in der einen und der andern Kammer bei und ich las jenes lange Gesetzbuch von 191 Artikeln, welches das öffentliche Recht des Landes bildet.

(Staatseinrichtung.) Der Gewalten giebt es hier drei: die gesetzgebende, die vollziehende und die richtende. Die erste besteht aus einem Senat und einer Kammer der Abgeordneten. Es ist die Uebereinstimmung der beiden Kammern nöthig, wenn eine Bestimmung gesetzliche Kraft erhalten soll. Die Provinzen ernennen ihre Repräsentanten und zwar 1 Deputirten auf je 30,000 Einw., so daß die Kammer aus 150 Mitgliedern besteht. Die Deputirten müssen den Besitz eines Vermögens von 2000 Piastern oder ein Einkommen von 500 Piastern nachweisen. Sie können nur von der Provinz ernannt werden, in welcher sie wohnen und ihr Amt dauert vier Jahre. Die Kammer der Repräsentanten hat das Recht, den Präsidenten, den Vicepräsidenten und die Minister der Republik vor den Senat zu fordern.

Dieses sehr einfache Räderwerk, wie man sieht, ist fast ganz dem Mechanismus der amerikanischen Constitution entlehnt, die ihrer Seits eine Modification der englischen ist. Der Präsident von Columbien, wie jener der Union, versammelt den Congreß, befehliget die Armee, kann im beschränkten Fällen sein Veto entgegensetzen und in Uebereinstimmung mit den Richtern die Todesstrafe mildern.

Die Hilfsmittel der neuen Regierung bestehen in Auflagen, ähnlich den französischen. Ertrag der Zölle, Tabaksmonopol, Abgaben von Branntwein, Papier, Stempelpapier und die Grundsteuer, das sind die vorzüglichsten Zweige des öffentlichen Einkommens. Es beläuft sich ungefähr auf 5 Millionen Francs, wie die Ausgabe. Mit dieser Summe unterhält man 20 bis 30,000 Mann unter den Fahnen. Die eingeborenen Soldaten sind tapfer, leicht zu discipliniren, geduldig, mäßig und kräftig. Das Budget sorgt auch für die Kosten einer Marine, die ungefähr zwanzig Kriegsschiffe zählt.

Kapitel XVII.

Weg von Bogota nach Quito über Ibague, Neiva und La Plata. — Popayan. — Quito.

Wir brachen den 20. Aug. von Bogota auf. Ehe ich das columbische Gebiet verließ, hatte ich noch den ganzen Küstenstrich zu sehen, der sich von Bogota nach Guayaquil erstreckt. Zwischen diesen beiden Städten, von denen die eine im Innern, die andere an der Küste liegt, befinden sich eine Menge Stationen, deren vorzüglichste Ibague, Neiva, La Plata, Popayan und Quito sind. Die andern Haltpunkte auf dem Wege zeigen nur Dörfer, Flecken oder unwichtige Städte.

Um nach Ibague zu gelangen, muß man bei La Mesa von dem Plateau von Bogota hinabsteigen. Im Augenblicke, als die Straße auf der Spitze über dieser Stadt ankommt, entrollt sich ein prachtvolles Gemälde vor dem Blicke. Die hohen Gipfel der Cordilleren scheinen in einem Wolkenmeere zu schwimmen, aber die Berge des zweiten Ranges zeigen deutlich ihre Risse, zwischen denen das Wasser braust, und ihre Wälder, deren Wipfel von Schaum befeuchtet werden, während in der Ferne die helle, heitere Ebene die tausend Farben ihrer Vegetation und die tausend Krümmungen ihrer Flüsse zeigt.

Nach Mesa kommt Tocayma, das an dem Ufer des Bogota liegt und durch die wohlthätige Kraft seiner Mineralquellen berühmt ist. Tocayma ist das Bad der Hauptstadt; die Genesenden, die Kranken und Schwachen kommen jedes Jahr entweder nach Tocayma oder nach Guaduas, um sich in den Heilbädern zu baden. Die rheumatischen und scorbutischen Krankheiten, die auf der Hochebene sehr häufig sind, heilen wegen des kalten Climas, das die Poren immer geschlossen hält, nur schwer. Um solche Leiden zu vertreiben, muß man nach Tocayma gehen. Die Mineralwasser des Landes enthalten Eisen und Schwefel. Die Einwohnerzahl, etwa 1000 Personen, verdoppelt sich in der Badezeit.

Den folgenden Tag kamen wir an das Ufer des Rio Magdalena, den wir bei dem sogenannten Paso de Llander überschreiten sollten. Vor uns auf der andern Seite des Flusses erhob sich der Tolima, dessen mit ewigem Schnee bedeckter Gipfel der höchste Punkt dieses Zweiges der Anden ist, welcher über Popayan und das Thal Cauca sich bis in die Provinz Antioquia erstreckt.

Zwei Tage nachher gelangten wir nach Ibague, eine durch ihren Boden und in Folge ihrer Lage in der Nähe von Goldlagern reiche Stadt. Wie sehr ich auch wünschte, mit eigenen Augen diese Bearbeitung der Goldbergwerke zu sehen, um sie später mit jenen zu vergleichen, welche mir die brasilianischen Berge zeigen sollten, so gebrach es uns doch an Zeit und Gelegenheit, in jene Gebirgskette zu gelangen, welche Ibague von Cartago trennt. Ein glücklicher Zufall füllte diese Lücke in meiner Wanderung aus. Ein französischer Mineralog, den ich traf, hatte über diesen Ausflug die kostbarsten Nachweisungen gesammelt und zögerte nicht, mir dieselben mitzutheilen.

(Bergwerke.) Der Weg zwischen Ibague und Cartago geht über den Quindiu, der aus dem Magdalenenthale in das Thal des Cauca über die mittlere Cordillere führt. Obgleich kleine Maulthiere seit einiger Zeit zu dieser beschwerlichen Reise abgerichtet worden sind, so läßt man sich doch lieber von Menschen tragen (andare en carguero). Die indianischen Träger verrichten diesen Dienst, der durchaus nichts Demüthigendes hat. Sehr leichte Sessel werden auf den Achseln dieser Leute mittelst starker Riemen befestigt und der bequem auf diesem Sessel sitzende Reisende gelangt über die schrecklichen Schluchten und schlüpfrigen Sümpfe dieser langen Kette. Die cargueros tragen gewöhnlich 75 bis 100 Kilogr. Für 12 bis 15 Piaster machen sie so die Reise von Ibague nach Cartago, die 10 bis 12 Tage dauert. Statt diese beschwerliche Beschäftigung ungern zu thun, fürchten sie vielmehr, Arbeiten auf diesen Gebirgen könnten ihnen dieses Transportmonopol entziehen; deshalb haben sie auch bis jetzt alle Pläne von Straßenverbesserung vereitelt. Die Beschäftigung des carguero ist sehr allgemein geworden und man begegnet auf den steilen Pfaden nicht selten 50 bis 60 Reisenden, welche sich so forttragen lassen. Die Trägheit der Weißen ist in diesen Climaten so groß, daß jeder Bergwerksdirector zwei Indianer in seinem Dienste hat, welche er seine cavallitos (Pferde) nennt. Diese Geschöpfe werden gleich früh gesattelt und sind stets bereit, den Herrn von einem Bergwerke zum andern zu tragen, und dieser bedient sich, wenn er von seinen Indianern spricht, der Ausdrücke, welche man zur Bezeichnung des Ganges der Pferde und Maulthiere braucht. Dieser Transport auf dem Rücken eines Mannes erfordert einige Gewandtheit von Seiten dessen, der auf dem Stuhle sitzt. Eine falsche Bewegung kann ihn in den Abgrund hinunter stürzen.

Auf diesen Bergen hält man an Orten an, welche man contaderos nennt, die gewöhnlich eben sind, eine Quelle in der Nähe und etwas Gras

für das Vieh haben. (Taf. 10. Abbild.) Von Ibague nach Cartago trifft man gegen 60 solche contaderos. Die Maulthiertreibergesellschaften, die hier neben einander vorüberziehen, bauen sich provisorische Hütten von Zweigen und Lianen. Diese in der Eile gebauten Hütten sind kühl und bequem. Selten bringt der Regen durch.

Jenseits dieser Bergpässe findet man die Goldbergwerke der mittlern Cordillere. Die reichsten sind die von Marmato, in NO. von der Vega von Supia am Abhange des Rio Cauca. Das Terrain, in welchem diese Bergwerke angelegt sind, gehört zu der großen Syenit- und Porphyrformation, welche die reichen Goldlager in der Provinz Antioquia enthält. Der goldführende Stein liegt gewöhnlich auf dem Felsen. Das Gold ist darin in oft unmerklich kleinen Theilchen verstreut. Um dasselbe zu erhalten, wird das Gestein zerstampft und gewaschen. In Marmato wie zu Vega de Supia befindet sich das Werk unter dem Abhange des Berges und besteht in einem Schuppen, unter welchem ungefähr ein Dutzend Menschen arbeiten können. Ein kreisrundes Loch in dem Boden ist mit geneigten Porphyrsteinen ausgelegt und darauf wird das Erz, das man in Stücken aus dem Bergwerke bringt, zerpocht. (Taf. 10. Abbild.) Nach dem Zerklopfen kommt man an das Waschen. Das Erz wird in einen hölzernen Trog, batea, geworfen, wo man es erst mit der Hand abspült, worauf in dieser Arbeit sehr geschickte Negerinnen der batea eine sehr schnelle Kreisbewegung geben, so daß der schwerste Goldstein allmälig zu Boden sinkt. Es sind mehrere Wäschen nach einander erforderlich, um alles Gold auszuscheiden. Die Frauen beschäftigen sich fast allein mit dieser Arbeit, die eben soviel Geschicklichkeit als Kraft erfordert. Ein Creole führt die Aufsicht. Diese Arbeit ist sehr gewinnreich. Alle Feuersteine von Vega de Supia enthalten Gold, mehr oder weniger. Bisweilen findet man, wenn man einen zerschlägt, Gruppen von Goldkrystallen, die über eine halbe Unze wiegen. Leider ist das chemische Verfahren, das man dabei anwendet, noch sehr mangelhaft. Würde die Arbeit wissenschaftlicher betrieben, so würde sie noch weit mehr Gewinn geben.

Dies erfuhr ich von dem Mineralogen und wir setzten unsern Weg nach Neiva über das köstliche Thal Cuello, die Stadt San Luis und das gekrümmte Bett der Luisa fort. Trotz der erstickenden Hitze erreichten wir in fünf Tagen Villa Vieja, von wo wir den andern Tag nach Neiva kamen. Neiva ist eine der wichtigsten Stationen von Bogota nach Guayaquil. Der Ort liegt am Ufer des Rio Magdalena und unterhält einen beträchtlichen Cacaohandel, da man ungefähr 2000 Ladungen Cacaobohnen in der Provinz erntet. Neiva, Timana und was dazu gehört, hat ungefähr 70,000 E. Timana, das in einer bergigen Gegend liegt, schickt einen ziemlich beträchtlichen Theil Goldstaub nach Neiva. Außer diesen beiden Handelszweigen tauschen die Handelsleute von Neiva mit den Andaguis-Indianern Wachs und Firniß, der bei den Meubles den japanischen Lack ersetzt. Trotz dieser industriellen Thätigkeit hat Neiva keine gepflasterten Straßen und alle Häuser sind mit Palmenblättern bedeckt. Die Einwohner sind fast alle Farbige. In dieser Höhe wird der Rio Magdalena nur noch von Flößen oder balsas befahren.

Das einzige Obdach, das man von Neiva nach Popayan findet, wo eine Caravane anhalten kann, sind tambos, eine Art Schaultrie oder Caravanserai, die auf Kosten der nächsten Stadtgemeinde angelegt wurden. Diese tambos bestehen in einem mit Stroh bedeckten Schuppen, wo die Reisenden ein Obdach für die Nacht, aber keine Lebensmittel finden. Bisweilen ist der tambo durch eine kleine Hecke oder eine Mauer vor den Angriffen der Jaguars geschützt, welche diese Gegend durchstreifen und das Vieh in den Gütern selbst rauben und verzehren. Um diese wilden Thiere auszurotten, legen die Bauern auf einem etwas entlegenen Stücke eine Art Einzäunung mit sehr starken in drei Reihen stehenden Pfählen an, die nur einen Eingang haben, nämlich den zu einer Falle, die niederfällt, sobald der Jaguar hineingetreten ist. Um das Thier anzulocken, bringt man ein lebendiges Schwein oder Schaf in die Falle. Die Eingeborenen gehen mit Lanzen und Hunden auf die Jaguarjagd. Die Hunde greifen zuerst den Feind an, der aber mehrere seiner Gegner niederstreckt, worauf die Jäger, wenn sie glauben, das Thier sey vom Kampfe ermüdet genug, vorrücken und ihm die Lanze so vorhalten, daß er sich daran spießen muß. Der Jaguar ahnet die Gefahr; er geht schrecklich brummend nach den Lanzen zu und schleicht wie eine Katze um die Eingeborenen herum. Endlich wagt er einen Sprung, wird aber fast jedesmal durchbohrt, ehe er einen der Jäger erreichte. Wenn im Gegentheil der Jaguar dem Stiche entgeht, wird der Mann sein Opfer, denn selten kommen die Andern schnell genug an, um ihn freimachen zu können.

Als wir an den Ufern des La Plata und vor der Stadt dieses Namens ankamen, mußten wir über eine der seltsamen, in Südamerika so häufigen Brücken. Sonst war die Brücke über den La Plata eine bloße tarabita, d. h. ein an Pfählen von einem Ufer zum andern hinübergespannter Strick, auf dem die Reisenden in einem beweglichen Sessel hingletten, der in laufenden Ringen hing und von Schwarzen gezogen wurde. Vor einigen Jahren hat man diese tarabita in eine Brücke von Bambus mit einem einzigen Bogen verwandelt.

(La Plata.) Das jetzige La Plata ist nicht das alte Plata, das in der ersten Zeit der Eroberung einige Stunden weiter oben angelegt wurde. Die Stadt, welche heut zu Tage diesen Namen führt, ist klein, aber hübsch und liegt sehr gut. Wenn man sie verläßt, geht man an dem hübschen Flusse País hinauf, bis man an den Fuß des Guanacas, einen offenen Durchgang über die östliche Cordillere zwischen La Plata und Popayan, kommt. Wie wir nach dem Paramo emporstiegen, machte die Vegetation des Thales den Alpenpflanzen Platz. In der Nähe des Gipfels blieben kaum einige verkrüppelte und mit Moos bedeckte Bäume übrig. Der Weg würde an verschiedenen Stellen nicht begangen werden können, wenn man nicht in gewissen Entfernungen an den sumpfigen Stellen viereckige Stücke Holz gelegt hätte, auf welche die Maulthiere die Beine setzen. Auf dem Paramo war die Luft scharf und kalt und bei dem tambo Corales, wo wir anhielten, mußten wir, im September und fast unter dem Aequator, ein großes Feuer anzünden. Uebrigens war es eine Zeit, in der der Uebergang über diese Paramos nicht sehr gefährlich war; in andern Jahreszeiten sehen ihre Gipfel oft schreckliche Katastrophen. Im Jahre 1819 mußte der General Bolivar auf dem Paramo von Visba viel leiden und in demselben Jahre sah der Paramo von Guanacas, wo wir uns jetzt befanden, 44 Soldaten und Officiere eines Hilfscorps umkommen, welche die Insurgenten unterstützen wollte und aus Europa gekommen war. Neun Jahre nach diesem Unglücke sah man noch die Knochen jener Unglücklichen liegen, welche am Abhange eines Abgrundes bleichten.

(Popayan.) Unter solchen Gedanken kamen wir in Popayan an. Die Landschaft umher ist wahrhaft schön und reich. Man ahnte die Nähe einer wichtigen Stadt, der größten, welche wir seit Bogota gesehen. In vieler Hinsicht übertrifft Popayan sogar Bogota. Ihre Häuser sind besser gebauet, luftiger und besonders heiterer. Die Belenstraße würde in Europa für eine schöne Straße gelten. Alle Häuser, die zwar nur ein Stockwerk haben, stehen in gerader Linie und haben Trottoirs. Ihre ganze Ausdehnung hindurch zieht sich eine Reihe offener Balcons. Einige der elf Kirchen der Stadt sind nicht ohne Geschmack und Kunst gebauet; auch das Münzgebäude und die Hospitäler haben keinen schlechten Styl. Leider enthält Popayan neben reichen und reinlichen Theilen andere voll Schutt und Schmuz. In dem neuerlichen Kriege hat diese Stadt mehr gelitten, als eine andere in Columbien. Sie wurde sechszehnmal genommen und wieder genommen, war bald spanisch, bald unabhängig und erfuhr alle Repressalien der Parteien und alle Schrecken des Bürgerkrieges. Popayan, das zwischen Bogota, der Provinz Pasto und den Ländereien von Quito, am Eingange zu dem reichen Caucathale liegt, war der Zielpunkt der beiden Parteien und das Schlachtfeld, wo sie einander trafen. Später verschlimmerte ein neues Element der Unruhe die Lage dieser Gegenden noch mehr. Diese ganze Cordillere wird von Schwarzen oder Zambos bewohnt, welche durch diese Kämpfe um die Unabhängigkeit auf den Gedanken kamen, die Freiheit der Farbigen

zu erringen. Sie beriefen demnach einen Congreß in die Stadt Barbacoa und die neuen Republikaner mußten, um diese Sclaven zum Gehorsam zu bringen, die bewaffnete Macht zu Hilfe nehmen und die Stadt mit Sturm erobern. Aber auf diesen ersten gedämpften Aufstand folgten mehrere andere. Die im Anfange nicht eben zahlreichen Schwarzen bewaffneten ihre Weiber und eines Tages drangen sie bis in die Vorstädte von Popayan auf Pferden, deren Hufe sie mit Baumwollenzeuge umwickelt hatten. Trotz dieser Vorsicht verrieth sie das Geräusch und man konnte sie aus den Vorstädten treiben, ehe sie das Vieh geraubt hatten.

Die Bevölkerung von Popayan beläuft sich auf etwa 7000 Seelen, Mestizen, Indianer, Mulatten, Creolen oder Sclaven. Die Indianer gleichen denen von Bogota und ihre Tracht ist dieselbe, mit Ausnahme des montero, eines Hutes, der jenem der chinesischen Mandarinen gleich und bunt gefärbt ist. Die Creolen haben die spanischen Züge; ihre Haltung ist ernst und würdig. Man zählt unter ihnen nur zwei Classen; die eine besteht aus einer geringen Anzahl reicher Familien und Geistlichen, während die andere die pulperos und die Kaufleute begreift.

Als Merkwürdigkeit muß in den Umgebungen von Popayan der Rio Vinagre angeführt werden, der in großen Cascaden herabfällt und dessen klares Wasser essigsauer ist; und dann der Krater von Purace, über dem fortwährend dichter Rauch schwebt.

Als wir Popayan verließen, um nach Quito zu reisen, mußten wir einen der gefährlichsten Theile von ganz Columbien durchwandern, die Gegend von Pasto. Obgleich der Bürgerkrieg damals dort aufgehört hatte, so standen die Bewohner in Folge ihrer Wildheit doch noch immer auf einer Art Kriegsfuße und es kamen bisweilen Gewaltthätigkeiten gegen die Reisenden vor. Trotz den zahlreichen Truppen, die in der Gegend lagerten, wurden von Zeit zu Zeit Reisende ermordet und ganze Caravanen geplündert. Die Armuth war so groß, daß sie auch minder unruhige Bewohner hätte zu Gewaltthätigkeiten treiben können. Längs des Weges trafen wir bisweilen auf Ruinen. Die Dörfer waren verödet und das Feld lag unbebauet da.

Wir erfuhren keine jener traurigen Katastrophen, die man uns prophezeihet hatte und kamen den 30. Septbr. in Quito an. Wenige Orte mögen eine so seltsame, so wilde Lage haben als Quito, die alte Stadt der Sonne. Die Stadt, welche von Belalcazar und Alvarado erobert wurde, ist, man mag sie von weitem von der recoleta aus betrachten und mit einem Blicke ihre Thürme, ihre Häuser auf den quebradas oder Schluchten (Taf. 11. Abbild.) überschauen, oder den Ufern der Wildbäche in die Straßen selbst folgen, wo einige geschäftige Bewohner, Wasserträger, Tirajas-Händler rc., oder auch Bürgerinnen, die sich in ihren reboso (Mantille) gehüllt haben, oder Hidalgos mit dem über die Achsel geworfenen Mantel herumgehen, — von allen Punkten dieses Panoramas, von allen Seiten ist Quito eine der malerischesten Städte, die man sehen kann.

(Quito.) Wir sollten bei einem Herrn Guzman wohnen, dessen einstöckiges Haus mit einer offenen Galerie fast auf der Spitze der Quebrada von Jerusalem stand. Es war einer der höchsten Punkte der Stadt, wo die wenigsten Häuser standen, der stillste und wildeste Theil. (Taf. 11. Abbild.) Kaum hatten wir unsere Wohnung in Besitz genommen, als die vornehmsten Bewohner der Stadt zum Besuch kamen, und es begann damit zwischen uns und den Bewohnern von Quito ein Austausch von Artigkeiten, welche bis zum Tage unserer Abreise sich hinzogen.

Quito liegt an dem Abhange des Pichincha, eines erloschenen Kraters, der aber doch noch raucht. Die abschüssigen Straßen werden nur durch den Regen gereinigt; sie gehen fast alle in einer Richtung oder parallel mit den Quebradas, auf denen die Stadt gleichsam reitet. Vor der Stadt sammeln diese Quebradas ihre Gewässer sämmtlich in einem kleinen tief eingeschnittenen Flusse.

Dem Fremden, der nach Quito kommt, fällt zuerst die endlose Menge Klöster auf, die fast alle schön und reich sind. Das bedeutendste ist das von San Francisco, ein ungeheueres Gebäude in ziemlich schönem Style mit einer reichen Kirche, in welcher alles Gold, massives Silber und Edelsteine zu seyn scheint. Nach diesem Kloster folgt das der Jesuiten, welches gegenwärtig die Universität der Stadt, die Bibliothek und die Buchdruckerei enthält. Inschriften auf einer Marmortafel im Innern erinnern an die Arbeiten Lacondamine's und seiner berühmten Mitarbeiter. Die Buchdruckerei besitzt erst zwei Pressen, und die Bibliothek enthält nur theologische Schriften. Die ganz steinerne Façade des Jesuitenklosters ist schön gearbeitet. Die dreißig Fuß hohen Pfeiler sind von corinthischer Ordnung und jede aus einem einzigen weißen Steinblocke gehauen; andere Bildhauereien schmücken die innern Wände. Die Kathedrale ist minder bemerkenswerth als die beiden erwähnten Klöster. Eines ihrer Thürmchen, das, wie man sagt, absichtlich so gebaut worden seyn soll, neigt sich nach der Kirche hin. Neben diesem Gebäude dürfte noch das Kloster Recoleta de la Merced anzuführen seyn, in welches sich die vornehmen Leute und die Bürger der Stadt während der Zeit der Oster-Zurückgezogenheit begeben.

Während unsers Aufenthalts in Quito war diese Zeit des religiösen Eifers vorüber und das Kloster de la Merced hatte wenig Pensionäre. Wir sollten diese Stadt nicht in ihren schönen Augenblicken sehen, wenn der Pomp der Kirche die Straßen belebt und die Einwohner in Bewegung bringt. Ein anderer Reisender, der einen eben so richtigen als scharfen Blick hat, Herr von Raigecourt, war glücklicher und sah nach mir eine heilige Woche in Quito. Seine, noch ungedruckte, Erzählung davon ist zu interessant, als daß wir uns das Vergnügen versagen könnten, dieselbe mitzutheilen.

„Die Feierlichkeiten der heiligen Wochen näherten sich," sagt Herr von Raigecourt, „und wir entschlossen uns, unsere Ausflüge bis nach dem Ostertage zu verschieben; denn wenn die heilige Woche in Rom durch den Glanz und Pomp ihrer Feste imposant ist, so ist sie vielleicht nicht minder merkwürdig in Quito durch die Originalität derselben. Ostern fiel dieses Jahr den 11. April, und acht Tage vor dem Palmensonntage begannen die Ceremonien, welche ohne Unterbrechung die ganze heilige Woche hindurch dauern sollten. Den Abend dieses Tages sahen wir unter unsern Fenstern fünf Puppen oder seltsame weißgekleidete Figuren vorübertragen, vor denen eine Schaar Kinder einherzog. Jede dieser Puppen hatte eine ungeheuer große zuckerhutförmige Mütze von fünf bis sechs Fuß Höhe auf, von welcher hinten zwei Leinwandstücke oder lange und schmale Bänder herabhingen, welche bisweilen bis auf die Erde flatterten. Ein weißer von einem Gürtel zusammengehaltener Rock, der bis auf die Fersen reichte, bedeckte den übrigen Körper. Alle trugen in der Hand eine Klingel, die sie abwechselnd bewegten. Man nennt diese Gestalten almas santas, heilige Seelen, aus welchem Grunde weiß ich nicht.

„Den andern Tag, Sonntag, begab ich mich in die Kathedrale, um der Einweihung der Palmenzweige beizuwohnen. Die Kirche war voll von Leuten, die am Ende langer Stöcke ungeheuere grüne Bündel von Palmenblättern rc. trugen. Da die Ceremonie zu lange auf sich warten ließ, so ging ich wieder hinaus und nach San Francisco zu, wo in diesem Augenblicke die Prozession der Mönche dieses Ordens singend und mit Palmenzweigen in den Händen zurückkam. Sie zogen vor einem Christus her, der, wie mir anfänglich vorkam, auf Armen getragen wurde, aber die seltsamen Bewegungen, welche ich ihn machen sah, forderten mich auf, ihn in einem Augenblicke, als die Prozession unter den Arcaden des Klosters hielt, genauer zu beobachten. Ich fand da nicht ohne Ueberraschung, daß der Träger der Figur ein Esel sey, der, durch seine Last incomodirt, dieselbe unfehlbar heruntergeworfen haben würde, hätten nicht zwei an den Seiten stehende Männer sie fortwährend im Gleichgewichte zu halten gesucht.

„Ein noch seltsamerer Anblick zeigte sich mir in der Kirche Santa Clara, in welche ich an diesem Tage eintrat. Ich bemerkte durch die Gitter hindurch alle Nonnen des Klosters um einen Esel herum, um den sie geschäftig waren, oder auf die Knie sanken und beteten, ob man gleich in

diesem Augenblicke keine Ceremonie in der Kirche hielt. Ich konnte mir das, was ich sah, nicht anders erklären, als daß ich annahm, das Thier solle in einer ähnlichen Prozession, wie ich eben gesehen, eine Rolle spielen.

„Eine zweite Prozession, die größer als die erste war, kam Abends aus dem Kloster San Francisco heraus und zog unter meinem Fenster vorbei, von wo ich sie genau beobachten konnte. An der Spitze ging eine gewisse Anzahl Männer, welche an langen Stangen Laternen trugen, von denen die beiden vordersten die Gestalt von Sternen hatten. Dann kamen zwei Figuren, die, wie man mir sagte, einen heiligen Johannes den Evangelisten und die heilige Magdalene vorstellten; darauf drei almas santas, wie ich sie bereits beschrieben habe, mit dem Unterschiede, daß die mittlere über die andern hinausragte und eine lange weiße Schleppe hatte, welche ein als Engel gekleidetes Kind mit zwei großen Flügeln trug. Diese drei Figuren bewegten abwechselnd ihre Glöckchen, so daß das Klingeln nicht aufhörte. Eine Anzahl Frauen, unter denen ich mehrere aus der vornehmen Welt erkannte, folgten in zwei Reihen und jede trug eine Kerze in der Hand. Zwischen den Reihen bemerkte man einige Mönche von San Francisco, welche die Ordnung aufrecht zu erhalten suchten. Ihnen folgten wieder drei almas santas, von denen die mittlere ebenfalls über die beiden andern hinwegragte, welche schwarz gekleidet waren und ein langes Schwert an der Seite trugen. Hinter ihnen gingen Paarweise die Barbiere der Stadt barhäuptig und in ihrer malerischen Festtracht, welche in einer Art engen Ponchos, der der Länge nach gefaltet ist, und in kurzen Beinkleidern ohne Schuh und Strümpfe besteht.

„Sie trugen Paarweise ein großes Räuchergefäß oder vielmehr ein silbernes Kohlenbecken, das an zwei Ketten von demselben Metall hing. Den Barbieren folgte eine ungeheuer große Trage von vergoldetem Holze, mit einem Baldachin, mit Lampen, Spiegeln und Heiligenbildern, auf welcher der Heiland, vom Kopfe bis zu den Füßen in ein über und über mit Gold gesticktes Gewand gekleidet und sein Kreuz tragend, erschien. Hinter ihm war Simon el Cyreneo, wie ihn die Umstehenden nannten, der, statt vereint mit dem Heiland das Kreuz zu tragen, dasselbe nur mit einer Hand stützte. Dieser letztere war von schlankem Wuchs, trug eine Halsbinde bis an die Ohren, einen burschikos auf ein Ohr gesetzten Hut und einen furchtbaren Schnauzbart. Frauen mit Kerzen in der Hand folgten der Trage, welche für zwanzig Personen zu schwer zu seyn schien; dann der Polizeipräfect, begleitet von zwei Franciskanern, mit einer großen Laterne; darauf Unsere Liebe Frau der sieben Schmerzen, dieselbe, welche ich im Kloster San Francisco gesehen, in einem schönen himmelblauen Atlasgewande mit goldenen Sternen darauf. Die beiden Magdalenen schlossen den Zug.

„In gewissen Entfernungen waren Musikchöre aufgestellt, welche von Zeit zu Zeit mißtönende Töne hören ließen, die ich mit weiter nichts als den Tönen des Instruments des kleinen Savoyarden vergleichen kann, der die Marionetten tanzen läßt. Diese Prozession zog langsam eine lange, ein wenig abschüssige Straße hin und ihr Anblick hatte wirklich etwas Imposantes.

„Den folgenden Tag fand eine zweite, aber minder glänzende Prozession statt; sie bestand gänzlich aus Indianern, ohne irgend einen Priester dabei. Den Tag erschien bei mir eine vom Kopfe bis zu den Füßen veilchenblau gekleidete Person mit einer Maske vor dem Gesichte und einem ledernen Gurte statt des Gürtels. Ich wartete schweigend, bis die Person mir die Ursache ihres Besuchs genannt haben würde, aber sie blieb bescheiden an der Thürschwelle stehen, ohne ein Wort zu sprechen, und nachdem sie mit einem Geldstücke dreimal auf den silbernen Teller geschlagen hatte, den sie in der Hand hielt, entfernte sie sich schweigend wieder. Bald darauf kam eine zweite solche Person und wiederholte dasselbe Manöver. Ich erfuhr endlich, daß es Büßende wären, welche Almosen sammelten, und daß oft die ausgezeichnetsten Personen der Stadt diese Rolle übernähmen.

„Wegen eines fortwährenden Regens am Dienstage mußte die Prozession verschoben werden, welche an diesem Tage stattfinden sollte. Mittwochs früh um zehn Uhr kam sie in folgender Ordnung aus der Kathedrale heraus. Zuerst erschien eine beträchtliche Anzahl Büßende, barfüßig und meistentheils mit einem Stricke am Halse und einer Dornenkrone auf dem Kopfe; dann eine alma santa mit einem Kreuz in den Armen; zwei Heilige, deren Namen ich vergessen habe; ein Oelberg mit einem den Heiland tröstenden Engel; ein Ecce Homo, den der heilige Petrus knieend um Vergebung zu bitten schien; ein ungeheueres Crucifix, eine Kreuzesabnahme und endlich die heilige Jungfrau in einem prachtvollen veilchenblauen mit Silber gestickten Sammetgewande, dessen Schleppe ein Engel trug. Alle diese Figuren gingen keineswegs dicht hinter einander, wie ich sie aufgezählt habe. Zwischen ihnen befanden sich die verschiedenen religiösen Orden, die alle ohne Ausnahme der Ceremonie beiwohnten; die Zöglinge der Schule von San Fernando und San Luis, die erstern in schwarzen weißgestickten Kleidern, die letztern in halb gelben, halb rothen; sodann eine Anzahl von Beamten und Officieren aller Grade mit Kerzen. Hinter der Figur der heiligen Jungfrau gingen sieben Canonici mit einer Capuze von schwarzem Taffet auf dem Kopfe und mit Chorhemden aus gleichem Stoffe, deren Schleppe mehrere Ellen lang war; vier große schwarze Fahnen mit rothen Kreuzen darüber wurden vor dem Bischofe hergetragen, welcher die heilige Monstranz verhüllt trug und den Zug beschloß. Die Menge, welche die Prozession begleitete, stürzte sich unaufhörlich ihr entgegen und mehrmals wurde ich durch diesen frommen Eifer fast umgeworfen.

„Am grünen Donnerstage gab es keine Prozession; man hielt nur eine Messe in jeder Kirche, nach welcher man ein Grab aufrichtete als Sinnbild dessen, welches an gleichem Tage den Heiland umschlossen hatte. Alle diese Gräber waren sehr reich und mit einer Menge von Spiegeln und Figuren ausgeputzt, welche der schlechte Geschmack der Bewohner von Quito überall anbringt.

„Die Prozession am Charfreitage übertraf an Glanz alle vorhergegangenen und ich wollte dieselbe nicht versäumen. Früh wohnte ich zuerst dem Amte in der Kirche San Domingo bei, wo man mir eine Fahne aufnöthigte, mit der ich in Prozession mit zu dem Grabe ziehen mußte, um die geweihte Hostie zu holen. Die linkische Art, mit der ich mich dabei benahm, ärgerte mich anfangs, aber ich tröstete mich, als ich erfuhr, der Oberst Young, ein Engländer und Protestant, sey den Tag vorher genöthigt worden, eine solche Ceremonie mit einer Kerze in der Hand mitzumachen. Abends ging ich in dieselbe Kirche zurück, aus welcher die Prozession aufbrechen sollte; ich trat in dem Augenblicke ein, als man die Passionspredigt hielt. Hinter dem Hochaltare sah ich drei ungeheuere Kreuze; das in der Mitte war leer, an den beiden andern aber hingen die beiden Schächer, ein Weißer und ein Indianer, — eine Einrichtung, wodurch man ohne Zweifel die verschiedenen Casten schonen wollte. Ein tiefes Schweigen herrschte in der Kirche, in dem Augenblicke aber, als der Prediger die Ankunft Jesus auf der Schädelstätte schilderte, hörte man das Klopfen des Hammers und man sah den Heiland an das Kreuz heften. Als die Beschreibung seines Begräbnisses kam, stiegen zwei Geistliche auf Leitern auf das Kreuz und machten die Nägel an den Händen der Puppe los, während zwei andere die Füße lösten und den Körper stützten; alle vier nahmen ihn langsam herunter und zeigten ihn der Versammlung, die zu schluchzen anfing; als sie ihn umdrehten, verband sich mit dem Schluchzen das Geräusch von Ohrfeigen, welche die Frauen einander um die Wette gaben. Hierauf wurde der Körper in einen silbernen Sarg gelegt, dieser auf die Bahre gehoben und die Prozession brach in der größten Ordnung auf.

„Voran zogen tausend almas santas, deren einige so hohe Mützen trugen (Taf. 12. — 1.), daß sie an die Fenster des ersten Stockwerks der Häuser reichten und dort bisweilen hängen blieben. Von diesem seltsamen Kopfputze hingen verschiedenfarbige Bänder herab, welche auf die Schultern der Puppe fielen. Das Gewand Einiger endigte sich in einer langen Schleppe, die ein Engel trug. Auf einer Trage, die unmittelbar darauf

folgte, befand sich ein anderer Engel und zu Füßen desselben ein häßliches Gerippe, das den von dem Heiland überwundenen Tod vorstellte. (Taf. 12. — 2.) Nun folgte eine Reihe Geistlicher in Priestergewändern, welche die verschiedenen Embleme des Leidens trugen. (Taf. 12. — 8.) Der erste hielt ernst in der Höhe seines Kinnes ein Schwert, an dessen Spitze ein Ohr geklebt war, das jenes des Malchus vorstellte, welches der heil. Petrus abhieb; darauf kam ein Hahn auf einer Stange, sodann die dreißig Silberlinge des Judas, auf eine hölzerne Standarte gemalt, die Würfel auf einem silbernen Teller, auf andern Nägel, der Hammer und die Kneipzange; auch sah man die Ruthen, welche zur Geißelung gedient hatten, das Rohr und endlich den Rock, der als Fahne auf einem langen Stabe getragen wurde. Dieser seltsamen Gruppe folgte ein Zug Musikanten in blauem Anzuge, mit Masken und mit Kreppschleiern an ihren Instrumenten, die Trauerlieder spielten. Nach ihnen kam der Heiland (Taf. 12. — 7.), sein Kreuz tragend und wie früher von Simon el Cyreneo begleitet; dann der erste Alcalde der Stadt in schwarzem Anzuge mit Federhut und mit einer schwarzen Fahne auf dem Rücken (auf die ein rothes Kreuz gemalt war), die er nachschleppte. (Taf. 12. — 8.) Eine Menge Neger, gleichförmig gekleidet in königsblauem Frack mit jonquillefarbigem Kragen und Aufschlägen, himmelblauen Beinkleidern mit gelben Tressen und einer Schärpe von derselben Farbe, folgte. Alle sollten zu seinem Hauswesen gehören. Zwei lange Reihen Mönche, von denen jeder ein Crucifix in der Hand hielt, kamen darauf und vor den Zöglingen der beiden Schulen (Taf. 12. — 9. 10.), von denen ich gesprochen habe. Diesen schloß sich der zweite Alcalde der Stadt mit der umgekehrten Fahne wie der erste an. (Taf. 12. — 11.) Hinter ihm kam der Sarg, welcher den Leichnam Jesus enthielt, umgeben von einer Menge Personen in Anzügen von allen Farben, bewaffnet mit Stöcken, Säbeln, Degen, Lanzen, und eine Laterne in der Hand tragend. (Taf. 12. — 12 u. 13.) Diese letztern stellten die Juden vor, welche in den Garten am Oelberge kamen, um unsern Herrn zu fangen. Man versicherte mich, diese Rolle sey so verhaßt, daß sie von Niemanden in der Stadt freiwillig übernommen werde und daß man die Gewürzkrämer und Victualienhändler zur Uebernahme derselben zwinge. Den Juden folgten alle Officiere der Garnison mit einer Kerze in der Hand, dann die Truppen pelotonweise und in ziemlich guter Haltung. (Taf. 12. — 14.) Sie trugen die Flinte übergehängt, was in Quito ein Zeichen der Trauer ist, wie bei uns das umgekehrte Gewehr. Die jedes Peloton commandirenden Officiere waren minder gleichmäßig gekleidet als ihre Soldaten; einige trugen eine Dienstmütze, andere den dreieckigen Hut oder den Tschako. Den Beschluß machten die Mönche von La Merced, die Canonici, der Bischof, die heilige Jungfrau in einem mit Gold und Silber gestickten Sammetgewande, dessen Schleppe ein Engel trug, eine Menge Frauen mit Kerzen und ein Peloton Gensd'armerie. (Taf. 12. — 16, 17, 18 u. 19.)

„Eine feierliche, nur durch die geistlichen Gesänge und die Musik unterbrochene Stille machte diese Ceremonie wahrhaft imposant und ließ den grotesken Anblick vergessen, den sie hier und da darbot. So weit das Auge reichte, sah man eine doppelte Reihe Lichter sich langsam bewegen, deren Glanz die Dunkelheit der Nacht zerstreuete. Auf dem Marsche kam nur ein einziger Unfall vor, der einen Augenblick die Ernsthaftigkeit der Anwesenden störte. In der Mitte einer Straße befand sich eine Cloake, deren Oeffnung durch die Menge verdeckt wurde. In dem Augenblicke als die Juden, welche dem Sarge unsers Herrn folgten, daselbst ankamen, verschwanden einige derselben plötzlich in diesem Schlunde, zur großen Freude mancher Personen, die sie für wirkliche Juden hielten und diesen Unfall für eine gerechte Strafe Gottes ansahen. Man zog sie wieder heraus und ihr Fall hatte zum Glück keine nachtheiligen Folgen.

„Um eine genaue Vorstellung von der Zahl der Personen zu geben, welche dieser Prozession beiwohnten, wird die Angabe hinreichen, daß an diesem Tage in der Stadt nicht weniger als 5000 Kerzen verkauft worden waren. Der General Farfan (ein Indianer von Cusco, von einer alten Kazikenfamilie abstammend), sagte mir, er habe für 200 Piaster gekauft, setzte aber hinzu, lieber hätte er das Geld den armen Soldaten gegeben, die im Hospitale lägen und an allem Mangel litten.

„Eine letzte Prozession, die Auferstehungsprozession genannt, fand am Ostersonntage statt, da sie aber schon um vier Uhr Morgens aufbrach, so konnte ich ihr nicht beiwohnen; sie mußte übrigens den beschriebenen mehr oder minder ähnlich seyn.

„Ich habe diese Ceremonien mit lebhaftem Interesse beobachtet. Es ist viel für und gegen den seltsamen Pomp von dergleichen Schauspielen gesagt worden. Ich mache indeß bemerklich, daß wenn diese dem äußern Cultus gegebene theatralische Form die Lehren und Moral einer Religion aus dem Auge verlieren läßt, sie im Anfange mächtig die Bekehrung der Indianer begünstigen mußte, deren Geist sinnlicher Bilder bedarf. Man findet sie in Columbien nicht blos bei den feierlichen Festen, sondern auch bei den alltäglichen Ceremonien. Jede Messe hat ihren kleinen Theatercoup, welcher in der plötzlichen Erscheinung einer heiligen Jungfrau, eines Crucifixes &c., umgeben von brennenden Kerzen, besteht. Gewöhnlich wird dies dadurch bewirkt, daß man plötzlich einen Vorhang emporzieht.

„Die Indianer verfertigen die zahlreichen Puppen, welche man bei allen Ceremonien bemerkt, und das Talent, welches sie dabei beweisen, verdient eine rühmende Erwähnung. Aber ist es bei allen Dingen, die aus ihren Händen hervorgehen, so. Sie schneiden sehr geschickt in eine Art Cocusnuß, deren Kern sehr weiß ist, kleine Figuren von Heiligen und Thieren und machen kleine Puppen daraus, welche sie sodann färben und die das Costüm im Lande vollkommen treu darstellen."

Diese Indianer, von denen Herr von Raigecourt spricht, sind wirklich die geschicktesten im Lande. Da die Weichlichkeit der Creolen von jeder Handarbeit zurückhält, so bilden die Mulatten und Neger mit den Indianern die Classe der Arbeiter. Ihnen verdankt man Tuche, grobe Baumwollenzeuge, Teppiche, Ponchos und besonders jenen wasserdichten Stoff von Gummi elasticum, der seit kurzem auch in Europa vielen Beifall gefunden hat. Er wird in dem Bezirke Pasto verfertigt. Außer den Indianern von Quito, die viel Aehnlichkeit mit denen von Bogota haben, sieht man auch noch andere in diese Stadt kommen, z. B. die Indianer von Maynas aus den Thälern des Amazonenflusses. (Taf. 11. Abbild.) Ihre äußerst malerische Tracht besteht bei beiden Geschlechtern in einer Art Tunica aus carrirtem Zeuge, welche den Körper von dem Halse bis auf die Knie bedeckt, aber die Arme und Beine frei läßt. Der Kopf ist unbedeckt; die Haare sind bisweilen glatt abgeschoren, gewöhnlich aber schlicht und lang. Einige dieser Indianer tragen eine Zagaie, die gewöhnlichste Waffe für sie ist aber ein sechs bis sieben Fuß langes Blaserohr, mit dem sie kleine Pfeile von hartem Holze mit vergifteter Spitze sechzig Schritte weit schleudern. Diese Eingeborenen tauschen auf dem Markte zu Quito die kostbarsten Producte ihrer Thäler gegen Gegenstände der amerikanischen oder europäischen Industrie ein. Die Tracht der wohlhabenden Creolen in der Stadt unterscheidet sich nur sehr wenig von der, welche wir bei Bogota beschrieben. (Taf. 11. Abbild.)

Obgleich Quito 13 Minuten vom Aequator liegt, sichert ihm doch die Lage auf einer Hochebene, wo der Barometer sich 20 Zoll hoch hält, wie Bogota, eine gleichmäßige und milde Temperatur, welche nur von 10° bis 18° variirt. Tag und Nacht sind gleich. Um die Stadt her wachsen auf der einen Seite nach den Bergen empor die europäischen Gewächse, auf der andern, nach dem Thale hinab, die Producte der wärmsten Breiten. Natürlich ist das Zwischengebiet, das an dem Reichthume beider Theil nimmt, das lachendste und mannichfaltigste. Herrliche Heerden, lebendige Hecken von duranta und barnadesia, schöne Felder, auf denen das Getreide wogt, bedecken die nahe Ebene. Ihr Eindruck auf den Reisenden ist um so stärker, da sie zwischen schneeigen oder feuerspeienden Bergen eingeschlossen ist; hier der Pichincha mit seiner Rauchkrone; dort die Bergreihe Panecillo, die wie von Menschenhand gearbeitet aussieht; weiter hin der Cayambe, über dessen Spitze der Aequator hinwegläuft; noch weiter hin der Antisana, der höchste bekannte Vulkan, der seinen Krater in einer Höhe von 3000 Toisen hat; endlich näher an Quito der Ilinissa, der

malerischeste aller Berge, der in einer Höhe von 2700 Toisen sich in zwei pyramidale Spitzen spaltet.

Das ist die Landschaft, in deren Mitte sich Quito, eine Stadt mit 40 bis 60,000 E. erhebt. Die Häuser sind von Lehm oder Lehmsteinen und weiß angestrichen; nur wenige sind von Stein. Auf den Dächern der Häuser sieht man hohle und auf den Kirchen grüne oder blaue Ziegel. Das Innere der Häuser ist ziemlich einfach. Man decorirt nur den Salon, in welchem man die Besuche empfängt, und der größte Schmuck besteht in ziemlich schlechten Malereien. Man sieht grobe Frescobilder auf fast allen Mauern, und Heiligenbilder selbst in den Gängen der Klöster. An den Decken hängende Lampen, inländische Teppiche auf dem Fußboden, Schreibtische, Canapes von seidenem und baumwollenem Zeuge, ein vergoldetes und mit Damast beschlagenes Bett in einem reich mit Bildhauerarbeit gezierten Alcoven vervollständigen das Meublement in guten Häusern zu Quito. Zu den Piecen gehört auch die Vorhalle, die sehr schmuzig ist und im Nothfalle als Fourragemagazin, Küche, Schlafbehältniß der Dienerschaft und obrador, Arbeitssaal und Boudoir mit Blumen dient, wohin sich die Frauen begeben.

Der Unterhalt ist in Quito ziemlich theuer; Rindfleisch ist selten, Schöpsenfleisch nicht viel werth. Dagegen sind die Chocolate und die Confituren trefflich und die Kartoffeln ausgezeichnet. Das Volk trinkt rapsadura, eine Art Chicha, welche die Zuckermühlen zu Ibarra liefern. Die andern Früchte und Gemüse sind Birnen, Aepfel, verschiedene Arten Pfirsichen, Erdbeeren, Tunas (cactus opuntia), Aguapates (palta), Guabas (mimosa inga) und Melonen.

Wie sehr ich auch wünschte, einen wissenschaftlichen Ausflug nach dem Gipfel des Pichincha zu machen, so wollte ich doch die Gefälligkeit meines Reisegefährten nicht mißbrauchen, indem ich meinen Aufenthalt in Quito verlängerte. Auch hier mußte Raigecourt, der in seinen Untersuchungen so ausdauernde Reisende, meiner unvollständigen Musterung zu Hilfe kommen. Bei seinem Aufenthalte in Quito 1830 machte er diesen Ausflug mit einem columbischen Obersten, einem Freunde der Geologie gleich ihm. Sie verließen die Stadt auf der Seite der Recoleta de la Merced und befanden sich eine halbe Stunde später mitten in einem Kreise von schneeigen Pics. Zur Rechten nach S. zu erschienen in der Ferne die weißen riesenhaften Höhen des Iliniſſa, des Chimborazo und des Cotopaxi, mehr in der Nähe der Tunguragua, der Sinchulagua, der Antisana mit dem Gute, dem höchsten bewohnten Punkte auf der Erde, und endlich zur Linken die Gletscher des Cayambe. Ueber diesem Punkte begann das Plateau des Pichincha, das in der Geschichte des Landes wegen eines entscheidenden Kampfes berühmt ist, welcher die Frage der republikanischen Unabhängigkeit löste. Hier auf den Höhen des Panecillo hatte der General Sucre mit seinen Columbiern gelagert, während die an Quito gelehnten Spanier diese Stadt zu vertheidigen suchten. Bei einer strategischen Bewegung begegneten sich die beiden Armeen auf dem Plateau des Pichincha, wo ein erbitterter Kampf begann. Sucre setzte seinem Rufe als geschickter General die Krone auf und die vollständig geschlagenen Spanier räumten von nun an definitiv die columbischen Provinzen.

Gegen 11 Uhr kam Raigecourt am Fuße des Vulkans, 150 Toisen von dem Krater, an. In dieser Höhe war der steile Weg mit kleinen vulkanischen Steinen bestreut, welche unter den Füßen wegglitten, und in der dünnen Luft wurde das Athmen kurz und schwer. Als der Reisende ankam, pfiff es ihm in den Ohren und er sank fast ohnmächtig am Rande des Kraters nieder. Als er wieder zu sich kam, untersuchte er den Ort.

„Der Krater," sagt er, „schien mir wirklich unermeßlich zu seyn, weil eine Wolke gerade über der Mitte schwebte. Der Abhang ist, so weit das Auge hineindringen kann, so sanft, daß man hineinsteigen könnte, aber ich wagte mich nicht über fünf Schritte hinunter, weil ich mich vor dem schwierigen Heraufsteigen fürchtete. Der Krater stößt einen starken Schwefelgeruch aus und man fühlt daselbst eine bedeutende Wärme. Doch giebt es, was ich mir nicht erklären konnte, Stellen, wo der Schnee nicht ganz geschmolzen ist; am Rande zeigte der Thermometer 5° über dem Eispunkte.

„Bald nach unserer Ankunft dehnte sich die Wolke, welche den Krater bedeckte, mehr aus und hüllte auch uns ein. Wir stiegen deshalb wieder hinab und in einer Viertelstunde hatten wir unsere Maulthiere erreicht."

Kapitel XVIII.

Weg von Quito nach Guayaquil. — Chimborazo. — Guayaquil. — Cotopaxi, Cuenca und andere Städte bis zum Marannon.

Wir verließen Quito den 6. Octbr. und schliefen den Abend in Callo, einem Orte, der durch den tambo des Inca berühmt ist, ein Bauwerk aus der ersten Zeit, woraus man eine hacienda gemacht hat. Man sieht in den Mauern ungeheuere Steinblöcke und die Thüren sind oben enger als unten. Dieser Tempel des Inca, den man dem Huayna Capac, dem Fürsten zuschreibt, welcher zur Zeit der Eroberung regierte, scheint ein Gebäude von vierseitiger Gestalt, an jeder Seite 30 Metres lang, gewesen zu seyn. Man kann noch vier große Außenthore und acht Gemächer erkennen. Die Symetrie der Thüren, die Regelmäßigkeit der Nischen, die Behauung der Steine, alles erinnert an die ägyptische Bauart in deren minder vollkommenen Schöpfungen. Das Gebäude muß übrigens in der Zeit seines Glanzes, zwischen zwei schneeigen Berggipfeln, den Cotopaxi und dem Iliniſſa, gelegen, großartig und imposant ausgesehen haben.

Jenseits und auf dem Wege nach Tacunga war das Land mit Agaven bedeckt, welche ein für die Eingeborenen höchst nützliches Gewächs sind. Der Stamm derselben, der bisweilen dreißig Fuß hoch wird, ersetzt das sehr seltene Bauholz; die Blüte wird eingemacht, die Frucht giebt einen guten Essig und aus den zwischen zwei Steinen geschlagenen Blättern zieht man eine Art alcalischen Saftes, der die Seife beim Waschen der Wäsche ersetzt. Bisweilen destillirt man auch diesen Saft und erhält dann ein sehr starkes geistiges Getränk.

Dieser ganze Bezirk von Columbien hat so viel als die Mittelprovinzen von den heftigen Erderschütterungen 1797 und 1812 gelitten, deren Spuren noch sichtbar sind. Wir sollten sie besonders zu Ambato, zu Savoneta und in den kleinsten Dörfern wiederfinden. Man sieht an allen diesen Orten eingestürzte Mauern, die Niemand seitdem wieder aufrichten konnte oder wollte.

Ambato, wo wir den andern Tag ankamen, ist eine hübsche Stadt, die fast am Fuße des Riesen dieser Cordilleren, des Chimborazo, liegt, und man kann sich keine Idee von der Menge der Lebensmittel machen, welche wir von allen Seiten des Landes hierher zusammenströmen sahen. Der Ort war voll von auf die mannichfaltigste und seltsamste Weise gekleideten Indianern. Die sämmtlich in den Poncho gehüllten Männer hatten mehr oder minder langes Haar. Die Frauen trugen ein gefälteltes Hemd oder blos ein Zeugstück, das durch einen Gürtel um die Hüften befestigt war. Die Märkte werden gewöhnlich des Sonntags gehalten, so daß man nach Beendigung der Geschäfte die Eingeborenen den Katechismus lehren und sie zum Gottesdienste versammeln kann. Das lachende Thal von Ambato enthält herrliche Obstbaum- und andere Gärten, in denen man viele der so schönen, so kleinen, so lebhaft gefärbten Colibris sieht.

(Der Chimborazo.) Nachdem wir an dem Flusse Ambato hingezogen waren, gelangten wir in das Gebirge. Von dem Tambo, dem einzigen möglichen Haltpunkte und der einzigen Hacienda auf dieser Straße, konnten wir mit dem Blicke den Chimborazo messen, die ungeheuere Granitmasse, deren weißes Haupt ein strenges und trauriges Aussehen hatte. Man denke sich einen Berg von 7000 Metres Breite an seinem Gipfel, der an einem indigoblauen Gewölbe scharf hervortritt und in einer durchsichtigen Atmosphäre schwimmt, während duftige Tinten die untern Flächen der Landschaft zu verschleiern scheinen. (Taf. 13. Abbild.) Rund um

uns her war die Natur düster und undankbar. Kaum wuchsen einige Gräser um den Tambo. Diese Vegetation der hohen Berggipfel ist in mehrere Zonen getheilt. In der Höhe von 3600 Metres verlieren sich allmälig die holzigen Gewächse mit lederartigen und glänzenden Blättern. Dann kommen die Alpenpflanzen, die Valerianen, die Saxifragen, die Lobelias, darauf die Gräser, die hier und da mit schmelzendem Schnee bedeckt sind und einen gelblichen Teppich bilden. Noch höher aber findet man die Cryptogamen, welche die Porphyrfelsen überkleiden, worauf das ewige Eis erscheint, das Ende des organischen Lebens.

Von dem Punkte, wo wir uns befanden, war der Chimborazo verhältnißmäßig für uns nicht höher als der Montblanc über dem Chamounythale; aber der Tambo liegt bereits 1500 Toisen über dem Meeresspiegel. Wer diese Gegenden nicht gesehen hat, kann sich keine Vorstellung von dem prächtigen Bergsysteme machen, das sich vor uns von Quito aus entrollt hatte und uns bis zu dem Paramo von Assuay begleiten sollte. In einem Raume von 37 Lieues hatten wir bereits gesehen oder noch zu sehen: in W. den Casitagua, den Pichincha, den Atacazo, den Corazon, den Ilinissa, den Carguairazo, den Chimborazo und den Cunambay; in O. den Guamani, den Antisana, den Passuchoa, den Ruminavi, den Cotopaxi, den Quelendana, den Tunguragua und den Capaurcu, Berge, die alle, bis auf zwei oder drei, höher als der Montblanc sind. Statt einander zu verdecken, schneiden sich diese Berge rein am Blau des Himmels ab und man erkennt sie alle, wenn man an ihnen hingeht, wie eine hohe Küste, an der man zu Schiffe hinfährt.

Wir waren in diesen Anblick einer riesenhaften Natur versunken, als etwas Neues unsere Aufmerksamkeit abwendete. Eine Heerde Llamas zog über das Thal. Ich hatte bereits hier und da einige dieser Thiere, aber einzeln und nicht in Heerden, bemerkt. Ihr leichtes und gewandtes Aussehen, ihre kluge Physiognomie interessirten mich damals; aber erst später in Peru, ihrem eigentlichen Vaterlande, sollte ich die Naturgeschichte dieser nützlichen Thiere studiren.

Den folgenden Tag, nachdem wir einige Stunden lang am Chimborazo hingezogen waren, kamen wir über den Culminationspunkt des Weges und stiegen nach Guaranda, einer volkreichen Stadt mit gutbebauter Umgegend, hinab. Der Landstrich, durch den man kommt, ist von Agavehecken durchschnitten, welche sich an den Feldern hinziehen und die schädlichen Thiere von ihnen abhalten. Man baut in diesen Thälern eine sehr geschätzte Art Kartoffeln, von denen man viele nach Guayaquil schafft. Die Häuser von Guaranda sind wie in der Dauphiné von Erde gebaut, die man zwischen zwei Breter stampft. Einige wenige sind mit Ziegeln, die übrigen mit Stroh gedeckt.

Eine halbe Stunde von Guaranda befanden wir uns, fast ohne daß wir es merkten, auf einer jener natürlichen Brücken, welche im Lande unter dem Namen socabon bekannt sind. Es hatten schon die Brücken von Pandi oder Icononzo, ein natürlicher Bogen, der über einen Bach in der Höhe von 500 Toisen geht, eine Idee von dem prachtvollen Schauspiele geben können, welche solche Gegenstände gewähren. Der socabon von Guaranda machte keinen geringen Effect, ohne gerade jene Wichtigkeit zu haben. In dem Augenblicke als wir über eine Straße zu gehen glaubten, bot sich unsern Blicken mit einemmale zu beiden Seiten eine Schlucht dar. Der Wildbach hatte den Berg ausgehöhlt und sich einen Weg durch den Felsen gebahnt. Nichts hatte eine Brücke angekündigt und doch floß ein Strom unter unsern Füßen. (Taf. 13. Abbild.)

Vom Fuße des Chimborazo bis nach Guayaquil ändert sich das Aussehen der Landschaft mehrmals. Auf die rauhen Schönheiten von Guaranda folgen die nackten Ebenen von San Miguel, dann beginnt die kleine Angaskette, welche an eine lange Reihe kräftiger Wälder stößt, die sich von Playa nach Guayaquil über Savoneta hin ziehen. Unsere Caravane durcheilte bald diese Ferne. In Savoneta verließen wir unsere Maulthiere, um eine Pirogue zu nehmen, welche auf dem Flusse Guayaquil hinunterfahren sollte. Savoneta ist der Rand dieser Küstenwälder, welche in der Regenzeit große Sümpfe bilden. Die Häuser stehen deshalb auch etwas über den Boden erhöht; sie haben eine Veranda oder Außengalerie. (Taf. 13. Abbild.) Fast alle sind von Rohr gebaut und sie haben von Meubles einige Tische, einige Stühle und die nothwendigen Hängematten, welche außen unter der Veranda aufgehangen werden.

Die Fahrt bis nach Guayaquil war glücklich und schnell. Nachdem wir zweimal, in Bodegas und San Boronbon, angehalten hatten, gelangten wir den 12. October nach Guayaquil. Bei Ueberschwemmungen ist dies ganze Land unter Wasser gesetzt. Bei unserer Fahrt war es mit grünen und üppigen Wäldern bedeckt, in welchen schöne Vögel umherflatterten. Hier und da längs der Ufer des Guayaquil zeigten sich einige Wohnungen, während sich auf dem Flusse viele mit Waaren beladene Balsas kreuzten.

Das von bewaldeten Bergen eingeschlossene Thal Guayaquil gewährt eine Reihe köstlicher Landschaften. In dem ganzen Thale behält der Fluß eine Breite, die ungefähr doppelt so groß ist als die der Themse bei London. Von dem Gipfel einer Höhe, wo sich sonst das Arsenal befand, schweift der Blick über die Stadt und das Land umher. Um die Stadt selbst aber im Ganzen zu überblicken, muß man sich im Innern neben das Arsenal stellen. (Taf. 14. Abbild.) Dann muß man einen Stadttheil nach dem andern, eine Straße nach der andern, ein Gebäude nach dem andern, den Hafen mit den ankernden Schiffen und die Rohrbalsas, die Waaren auf dem Hafendamme (Taf. 14. Abbild.), die Kirchen mit ihrer seltsamen und ärmlichen Bauart, die Paläste der Behörden und die Bürgerhäuser einzeln mustern.

(Guayaquil.) Die Straßen von Guayaquil sind breit, aber schlecht gepflastert; das Gras wächst an verschiedenen Stellen. Die Häuser sind von Holz und alle haben, wenigstens in dem eleganten Stadttheile, vorspringende Balcons, unter denen die Vorübergehenden sich vor dem Regen rc. schützen. Diese Balcons sind wahre Außengalerien, denn sie reichen rund um die Häuser herum. Wenn man sie mit Vorhängen versieht, welche die Seeluft bewegt, so werden sie für die Zimmer ein Mittel der Abkühlung und des Schutzes gegen die Sonnenglut. Von Außen sehen diese Häuser ziemlich ärmlich aus. In der Regenzeit verwischen sich die Malereien, mit denen man sie bedeckt, und lassen auf den Mauern nur ungleiche und verschiedene Farben zurück. Das ärmste Viertel ist das des Pulvermagazins (Poudrière). Die Häuser oder Hütten sind dort von Rohr ohne Mörtel dazwischen, mit Dächern von Blättern der wilden Banane, weshalb sie mehr Vogelkäfigen als Menschenwohnungen gleichsehen. Die Scheidewände in allen Häusern Guayaquils sind von Erde, die sich zwischen Rohr befindet. Diese Bauart erwies sich als sehr nützlich, als der Admiral Guise die Stadt bombardirte. Seine Kugeln, von denen man noch überall Spuren sieht, machten blos ein Loch in diese Mauern, während sie steinerne zertrümmert haben würden. Die Stadt wird durch eine Pflanzung von herrlichen Cocuspalmen in zwei getrennte Theile geschieden.

Man findet in Guayaquil, wie in allen columbischen Städten, die spanischen Sitten mit den Modificationen wieder, welche das Clima und die örtlichen Bedürfnisse und Gewohnheiten mit sich bringen. Man ist in Guayaquil anders spanisch wie in Quito und Bogota. Die Gemächlichkeit und Weichlichkeit, welche die Aequatorglut veranlaßt, das nachlässige Sichgehenlassen, welches man auf den Hochebenen der Cordilleren nicht findet, erscheint in der Küstenstadt wieder, wo die Sonne brennt. Man wiegt sich hier den ganzen Tag in beweglichen Betten. Die Frauen empfangen die Besuche in ihren Hängematten und bieten den Gästen nicht Stühle, sondern auch Hängematten an. Die warme und ungesunde Regenzeit läßt dem Körper nur die Fähigkeit der Bewegung, und wenn die Trockenheit eintritt, nimmt eine schwüle drückende Luft dem Gedanken alle Thätigkeit und den Gliedern alle Energie. Doch sagt man, daß sich der Thermometer fast nie über 27° erhebe.

Guayaquil, eine Seehandelstadt mit etwa 22,000 Seelen, hat berühmte Werfte, von denen eine Menge Schiffe hervorgehen, welche auf den amerikanischen Meeren fahren. Man nennt sie das Seearsenal Colum-

diens. Auch hat sie eine Schifffahrtschule und eine sehr besuchte gelehrte Schule. Auf ihrer Rhede liegen viele europäische Schiffe. Gerade am Eingange ihres Hafens erhebt sich ein Felsen, der wegen seiner Form Amortajado (Leiche im Leichentuche) heißt, weil er in einiger Entfernung, besonders vom Meere aus, vollkommen wie ein menschlicher Körper aussieht, dem die Arme auf der Brust liegen. In dem Golfe von Guayaquil und an den Mündungen des Flusses liegt die Insel Puna, welche von schönen Vögeln belebt wird und herrlichen Schatten hat, eine Insel, welche mit der Küste eine Art Hafen bildet, wo die Schiffe ankern, ehe sie den Fluß hinauffahren.

Ich hatte Guayaquil in meine Reiseroute aufgenommen, um mich hier nach einem Hafen Perus einzuschiffen; aber der Zufall begünstigte mich nicht und als ich alles überlegt hatte, zog ich es vor, meine brasilianischen Forschungen zuerst vorzunehmen, ehe ich mich zu dem Lande der Incas wende. Von Quito aus schon hatte ich viele Spuren jener alten Geschichte, viele Sagen bemerkt, welche bis zu den ersten Tagen der Eroberung hinaufgingen. Guayaquil leitete meine Gedanken direct darauf. Guayaquil ist das alte Tumbes, das Tumpis Garcilazo de la Vega's, die Residenz des Kaziken Huyana Capac, als 1526 Francisco Pizarro hier zum erstenmale erschien.

Ich mußte demnach umkehren und über Quito zurückgehen, um zu den Marannon zu gelangen, auf dem ich mich nach Brasilien einschiffen wollte. Auf dieser neuen Reise konnte ich den Vulkan Cotopari sehen. Auf fast ungangbaren Wegen kam unsere Caravane am Fuße des Feuerspeienden an und hielt in dem kleinen Dorfe, das seinen Namen führt.

(Cotopari.) Der Cotopari ist der höchste der Andenvulkane, welche in neuerer Zeit Ausbrüche gehabt haben. Seine Höhe von 2952 Toisen übertrifft um 800 Metres die des Vesuvs, wenn man denselben auf den Gipfel des Pics von Teneriffa setzte. In dieser Höhe ist der Cotopari nicht minder furchtbar und nicht minder gefürchtet. Kein Krater wirft mehr Schlacken unter zuckenderen Bewegungen aus. Die Lavamasse, die ihn umgiebt, würde einen ansehnlichen Berg bilden. Im Jahre 1738 erhoben sich seine Flammen 900 Metres über dem Krater; 1744 hörte man in Honda, d. h. 200 Stunden weit, das unterirdische Getöse des Berges. Den 4. April 1768 spie der vulkanische Rachen einen solchen Aschenregen aus, daß es in Ambato und Tacunga dunkel wurde und die Bewohner nur mit Laternen umhergehen konnten. Im Jahre 1803 ging dem Ausbruche eine seltsame Erscheinung voraus. Die Schichten ewigen Schnees, welche den Gipfel des Berges bedecken, schmolzen fast mit einemmale und ließen die schwarzen Außenwände des Kegels nackt. In dem Augenblicke, als die Erscheinung stattfand, hatte sich seit zwanzig Jahren an der Oeffnung des Kraters kein Rauch gezeigt.

Der in SSO. von Quito liegende Cotopari ist unter den Riesen der Anden einer der regelmäßigsten und schönsten. Es ist ein vollkommener mit Schnee bedeckter Kegel, der scharf von dem Dunkelblau des Himmels absticht. Dieser Eismantel verhüllt die Unebenheiten des Bodens so wohl, daß keine Steinmasse, keine scharfe Ecke die vollkommene Ebenheit dieses Kegels stört. Es ist ein Zuckerhut von blendender Weiße. Nahe an den Rändern des Kraters sieht man indeß Felsenbänke, die sich nie mit Schnee bedecken und von weitem wie dunkelschwarze Linien aussehen. Diese Seltsamkeit erklärt sich entweder durch warme herausquellende Luft oder durch den glatten Abhang dieser Seite des Kegels. Der Krater scheint von einer Basaltmauer eingeschlossen zu seyn, die leicht zu erkennen ist, wenn man die Hälfte der Höhe des Berges erreicht hat. Man steigt leicht bis an den Fuß des vulkanischen Kegels auf einem mit Bimssteinen bedeckten Boden hinauf, wo einige Büschel spartium supranubium wachsen. Darüber hinaus und an der Grenze des ewigen Schnees muß man anhalten.

Eine der charakteristischsten Seltsamkeiten dieses so regelmäßigen Kegels ist eine halb unter dem Schnee begrabene Felsenmasse, welche die Eingeborenen den Kopf des Inca nennen. Nach einer Volkssage soll dieser isolirte Felsen selbst ein Theil des Gipfels des Cotopari gewesen und bei dem ersten Ausbruche des feuerspeienden Berges herausgeworfen worden seyn. Man setzt hinzu, dieses Ereigniß habe zur Zeit des Einfalls des Inca Tupac Yupanqui stattgefunden und wäre als Vorzeichen des Todes dieses Eroberers angesehen worden. Andere behaupten, der Ausbruch habe später und in dem Augenblicke stattgefunden, als der Inca Atahualpa von den Spaniern in Caramarca ermordet worden. Man geht sogar noch weiter und sucht eine Verbindung zwischen dieser Thatsache und einem Berge herzustellen, der in der ersten Zeit der Eroberung, als Pedro Alvarada sich von Puerto Viejo nach dem Plateau von Quito begab, Asche gegen die Spanier warf.

(Das verschüttete Rio-Bamba.) Nachdem wir einige Stunden in Cotopari verbracht, schlugen wir den Weg nach Tacunga ein und fanden über Ambato die Theilung des Weges, wo einer nach Guayaquil über den östlichen Abhang, der andere nach Cuenca und auf den Marañon über den westlichen Abhang der Cordilleren führt. Wir reisten auf dem erstern weiter und kamen nach dem neuen Rio-Bamba, da das alte durch das Erdbeben am 4. Februar 1797 völlig eingestürzt worden ist. Die jetzige Stadt liegt in der Ebene von Tapi, die offen, dürr, sandig, fast ohne Wasser ist und nur hier und da einige kleine kegelförmige Berge mit sehr breiter Basis hat. Das von feuerspeienden Schlünden umgebene Rio-Bamba wird nur langsam wieder aufgebaut, als wenn die Einwohner, im Schreck vor der Katastrophe, die Steine in der Besorgniß aufeinander häuften, sie eines Tages wieder zusammenstürzen zu sehen. Der Anblick der alten verschlungenen Stadt rechtfertigt solche Besorgnisse. Es ist ein gräßlicher, nicht zu beschreibender Anblick. Die Stadt wurde gleichsam aus ihren Wurzeln gerissen; kein Haus blieb verschont. Auf einem Raume von etwa einer Viertelstunde trifft man nichts als umgestürzte Mauern, gefallene Säulen und Haufen Mauerwerk. Ungeheuere Blöcke wurden in weite Ferne geschleudert. Es steht nichts mehr als zwei Bogen einer Kirche, und auch diese konnten sich nur durch andere Ruinen aufrecht halten, welche als Stützen an ihnen liegen. Während der Katastrophe stürzte ein Theil des nahen Berges auf die unglückliche Stadt und vollendete dadurch die Schreckensscene. Jetzt nach acht und dreißig Jahren noch kann der Reisende sich jene Nacht deutlich vorstellen.

Von Rio-Bamba wendeten wir uns nach Guamote, wo man den Theilungspunkt der beiden Cordillerenzweige sehen kann, von denen der eine nach W., der andere nach O. läuft. Guamote ist ein hübsches Dorf auf einem hohen Plateau und auf einer Insel, welche zwei Flüsse bespülen. Gegenwärtig hat Guamote nur eine kleine Anzahl Rohrhütten und eine Kirche, im Anfange dieses Jahrhunderts aber enthielt es eine zahlreiche und kriegerische Bevölkerung. Im Jahre 1793 riefen die Indianer wegen einiger ungeschickten und drückenden Finanzmaßregeln die sämmtlichen Bewohner der Umgegend zu den Waffen. Der Aufstand war schrecklich, dauerte aber nicht lange, wurde im Entstehen unterdrückt und führte das Verderben Guamotes herbei, das völlig zerstört wurde. Der Ort konnte sich seitdem von diesen schrecklichen Repressalien nicht wieder erholen. So ist es in diesen unglücklichen Ländern; wenn die Natur nicht zerstört, so zerstört der Mensch, was die Erdbeben verschonen, stürzen die politischen Erschütterungen um.

In Alausi, einem Flecken von 5500 E., beginnen die dichten Wälder, welche erst am Oceane endigen. Weiter hin, zu Puma Chaca, nach dem weiten Plateau, das sich auf den Cordilleren von 0° bis 3° s. Br. hinzieht, erscheint eine Gebirgsmasse, welche wie ein ungeheuerer Damm den östlichen Kamm der Anden von Quito verbindet. Diese Gruppe, welche aus Glimmerschiefer und Porphyrschichten besteht, ist unter dem fürchterlichen Namen Paramo von Assuay bekannt. Im Juni und Juli ist diese Passage der Schrecken der Reisenden. Ganze Caravanen von Menschen und Maulthieren sind mehr als einmal, von Schnee überrascht, auf diesem Kamme versunken. Diese Straße, welche sich in einer mit dem Gipfel des Montblanc gleichen Höhe hinzieht, ist voll schrecklicherer Gefahren als die Alpen- und Pyrenäenstraßen. Um auf den Paramo von Assuay hinauf-

zusteigen, kommt man durch Puma Llacta, ein Dorf, das ungefähr in derselben Höhe liegt wie Quito; dann steigt man immer mehr bis nach Salanag, ein kleines Plateau, wo man Halt macht. Von hier kommt man auf das Plateau Piches, dann auf jenes des Litau, wo der Paramo, der höchste, der schrecklichste, der gefährlichste Punkt dieses Weges, beginnt. Oft bringt die Kälte allein um; sie macht die Glieder steif und benimmt die Fähigkeit, fortzuschreiten. Entgeht man dem Tode, so verläßt man in der schlechten Jahreszeit den Paramo doch selten, ohne ein Glied erfroren zu haben. Auf dem höchsten Punkte des Plateaus befinden sich zwei Teiche, von denen einer 180 Fuß lang ist und dessen Wasser auf 9° R. unter Null bleibt; der andere mißt 1400 F. in der Länge und 800 in der Breite. Neben diesen Seen, die keine Fische zu erhalten scheinen, giebt es sehr dichtes Alpengras. Sie machen die Grenze der Ebene von Puyal, die unfruchtbar und sumpfig ist.

In dieser Höhe und inmitten dieser Natur sieht man doch imposante Ueberreste der Pracht der Incas. Ein Weg mit behauenen Steinen zur Seite, nach den Verhältnissen und der Festigkeit eine wahre Römerstraße, zieht sich auf dem Rücken dieser Cordilleren hin. In einem Raume von 6 bis 8000 Metres Länge behält diese Straße eine und dieselbe Richtung. Man kann nach einigen Reisenden die Fortsetzung bei Caramarca, 120 St. südlich Assuay, bemerken, und man hat daraus geschlossen, daß ein Weg über den Rücken der Anden zwischen Cuzco und Quito hinging. In einiger Entfernung von diesem Wege und in einer Höhe von 2000 Toisen liegen mitten unter Schnee und Eis die Trümmer eines Palastes, den man für jenen des Inca Tapac Yupangui hält, der gegenwärtig in einige Gebäude verwandelt worden ist, welche los Paredones heißen. Man kann sich nicht wohl die Wahl dieses Ortes für ein Lusthaus erklären.

Wenn man von dem Paramo von Assuay nach S. hinabsteigt, findet man ein pruanisches noch wichtigeres Denkmal, den Ingapica oder die Feste des Cañar. Es ist ein Hügel mit einer Plateform. Hier erhebt sich in einer Höhe von 5 bis 6 Metres eine von großen behauenen Steinen gebildete Mauer, die ein regelmäßiges Oval bildet, deren große Achse 38 Metres lang ist; das Innere dieses Ovals ist mit reizender Vegetation geschmückt. Im Mittelpunkte des Raumes steht ein 7 Meter hohes Haus, das nur zwei Gemächer enthält. Diese beiden Gemächer hatten, wie die Gebäude in Herculanum und wie alle Gebäude Perus, im Anfange keine Fenster. Jetzt hat man deren zwei hineingemacht. Ihrem geneigten Dache nach sind sie den europäischen Häusern sehr ähnlich. Dieses Gebäude, welches eine Art Militärhaus gewesen zu seyn scheint, ein kleines Fort als Etappenort auf diesem Wege, in welches sich die Incas Abends einschlossen, wenn sie sich mit einer kleinen Bedeckung von Cuzco nach Quito begaben. Dieses Gebäude hat die ungeheuern Steine nicht, welche man in allen Bauwerken in Süden Perus findet. Acosta hat zu Tiaguanaco achtzehn Fuß lange Steine gemessen. Ein anderer Reisender maß dergleichen an demselben Orte, welche 28 bis 30 F. lang waren. Zu Cañar haben die längsten nur acht Fuß. Weniger ihre Maße als die Gleichheit ihrer Bearbeitung zeichnet sie aus. Sie sind so rein behauen, daß man mit Mühe Mörtel in den Fugen bemerkt. An einigen andern Gebäuden daselbst sieht man eine Art Mörtel von Asphalt. Die Steine von Cañar sind Trapp-Porphyr, der Feldspath in sich schließt und äußerst hart ist. Sie scheinen, wie die Steine des Palastes auf dem Berge, aus großen, drei Stunden weit entlegenen Brüchen bei dem See von Culebrita bezogen zu seyn.

Man sieht noch andere Ruinen bei dem Paramo von Assuay. Am Fuße des Hügels, den die Feste Cañar krönt, führen kleine in den Felsen gehauene Wege zu einer Spalte, welche Inti Guaicu, die Sonnenschlucht, genannt wird. An diesem versteckten Orte und unter dichtbelaubten Bäumen erhebt sich eine isolirte Sandsteinmasse 4 bis 5 Metres hoch. Auf einer der Seiten dieses weißen Felsens ist eine Reihe concentrischer schwarzbräunlicher Kreise gezeichnet, welche das unförmliche Bild der Sonne mit halb verwischten Zügen darstellen, welche zwei Augen und einen Mund anzuzeigen scheinen. Nach den Eingeborenen wäre dies eine Schöpfung des Himmels, zu der die Hand des Menschen nichts hinzugefügt hätte. Als der Inca Tupac Yupanqui zur Eroberung Quitos auszog, entdeckten die Priester von Peru das symbolische Bild an der Seite des Berges und weiheten dasselbe der Verehrung des Volkes. Daher schreibt sich ohne Zweifel auch die Reihe von Gebäuden auf einem so engen Raume und in so undankbarer Gegend.

Weiter oben und auf einem Berge, der das Haus des Inca beherrscht, steht ein kleines Gebäude, welches zu dem Garten des Palastes gehört zu haben scheint. Man nennt es Ynga Chungana oder Spiel des Inca; es besteht aus einer bloßen Steinmasse, die, von weitem gesehen, einem Canape mit einem Rücken mit kettenartigen Arabeskenverzierungen gleicht. Geht man in den ovalen Raum hinein, so sieht man, daß dies Canape nur einen einzigen Platz gewährt, daß aber der da Sitzende mit einem Blick das ganze Thal des Gulan überschaut, in welchem ein kleiner Fluß in schäumenden Cascaden hinabfällt. Die Stelle, wo die umschließende Mauer am niedrigsten ist, entspricht einer Felsenöffnung, einer tiefen Grotte, in welcher der Inca Atahualpa nach der Sage seine Schätze verbarg.

Hat man den Paramo von Assuay verlassen, um in das Thal von Cuenca hinabzusteigen, so wird die Atmosphäre milder und die Landschaft nimmt einen lachenderen und sanfteren Charakter an. Nach dem Rio de la Bivgen sieht man Delek, ein von Indianern bewohntes Dorf; dann kommt man auf das Plateau von Cuenca, das ungefähr 1200 Toisen über dem Meeresspiegel liegt. In Cuenca ist die Temperatur fast immer gleich, indem sie am Tage kaum von 12° bis 15° wechselt, wenn sie auch in der Nacht bis 6° herabsteigt. Der Regen dauert in Cuenca minder lange als in Quito; während der Solstitien ist er häufig, in den Tag- und Nachtgleichen aber selten. Dann heitert sich das Wetter auf und die Sonne wirft ihre reinen Strahlen von dem immer blauen Himmel aus.

(Cuenca.) Das in einer dürren und sandigen Ebene erbaute Cuenca hat schnurgerade, meistens gepflasterte und durch laufendes Wasser bewässerte Straßen. Die von gebrannten Steinen erbauten Häuser sind niedrig und in armseligem Style. Unter den Kirchen ist nur die des ehemaligen Jesuitenklosters von einiger Bedeutung. Die etwa 20,000 betragenden Einwohner sind größtentheils Kaufleute und Handwerker. Vier bis fünftausend Indianer werden zu den schwersten Arbeiten gebraucht. Die Gegenstände der örtlichen Fabrication bestehen in Baumwollenzeugen, Hüten, Confituren, und Käse, der dem Geschmacke nach dem Parmesankäse gleicht. Cuenca erhält von Piura Baumwolle und Seife, von Guayaquil Reis, Salz, Fische, Wein, Oel, und Faience von Europa, von Quito einige einheimische Stoffe der herrlichen Wälder von Loxa, welche die Grenze der gegenwärtigen Republik bilden, z. B. die schönste China, welche man kennt. Es liefert dafür allen diesen Orten die Erzeugnisse seiner Industrie und seines Bodens. Das Thal Paute, in dem man Quecksilberminen gefunden hat, gehört der Stadt Cuenca. San Cristoval an dem Supay, Urcu und Qualaceo gehören ebenfalls dahin. In diesen Bezirken, wo es Berge giebt, sammelt man Cochenille und Gold. In der Nähe, zu Guagual Suma, steht ein Berg, auf dem die Indianer, wie man sagt, von Zeit zu Zeit den Manen ihrer Incas einige junge Kinder opfern.

In Cuenca verließ ich den Reisegefährten, der mir bis dahin so treu geblieben war. Pablo hatte seinen eigentlichen Weg verlassen, um mich zu begleiten. Ich trennte mich sehr ungern von ihm. Denselben Tag, an welchem er nach Quito zurückkehrte, brach ich nach der entgegengesetzten Richtung hin auf, um dem Wege Lacondamines über Tarqui, Jaen und den Marañon zu folgen. Den 30. Octbr. kam ich in Tarqui an und gelangte den nächsten Tag in das schöne Thal von Yunguilla, eine Art Treibhaus, das von Bergen umgeben und reich an Obstbäumen ist. Pomeranzen, Citronen, Limonien, Bananen und besonders Chirimoyas (Zimmetäpfel) giebt es in diesem Tempe in Menge. Bei dem Ausgange des Thales watet man durch den Fluß los Jubones, der im Lande berühmt ist. Ein freier Neger, der sich bei der Furt niedergelassen, hat nichts weiter zu thun, als die Reisenden auf einem großen Pferde überzusetzen.

Zwei Tage nachher kam ich in Zamura, dem ersten Minenlande, an, das ich seit meiner Ankunft gesehen. Nach dem jämmerlichen Aussehen des Ortes bereichert das Gold nicht immer diejenigen, welche es aus den Eingeweiden der Erde herausholen. Die Minen von Zamura sind, obgleich sehr ergiebig, fast verlassen; da das Gold, welches man erhielt, sehr geringhaltig war, so gab man allmälig die kostspielige und beschwerliche Bearbeitung auf, um sich der Benutzung der fruchtbarern und reellern Reichthümer des Bodens zuzuwenden. Von Zaruma nach Lora besteht der Weg fast gänzlich aus Lianenbrücken oder Furten. Jeden Augenblick kommt ein Bach oder Fluß. Wasserströme fallen von dem östlichen Abhange dieser Cordilleren herab. Lora, wo ich den 15. Novbr. schlief, ist eine verfallene Stadt, der von ihrem ehemaligen Handel nichts als Chinawälder geblieben sind.

Von Lora nach Jaen gehen die secundären Aeste der östlichen Cordillere fort. Der Weg ist auch hier von schmalen Schlünden zerrissen, welche bisweilen sumpfige Plateaus durchschneiden. Auf diesem Wege mußten Städte mit wohlklingenden Namen liegen, die sich auf allen alten Karten finden: Loyola, Valladolid und Cumbimiana, welche in den ersten Jahren der Eroberung gegründet wurden. Leider existiren diese edeln Städte nur noch in den Ueberlieferungen der Chorographen. Einige haben nicht einmal eine Indianerhütte mehr zur Bezeichnung der Stelle, wo sie standen. Ich kam bald auf Maulthieren reitend, bald auf Flößen fortschwimmend nach Jaen de Bracamoros, von wo ich nach Chuchunga gelangte. Aber ehe wir uns den Gewässern des Marañon anvertrauen und eine Reihe neuer Eindrücke in uns aufnehmen, wird es gerathen seyn, einen Blick rückwärts zu werfen und das columbische Land im Ganzen zu überschauen.

Kapitel XIX.

Geographie und Geschichte von Columbien.

Obgleich neuerliche Zwistigkeiten die durch den Geist Bolivars und das Schwert des Paez gegründete Republik in drei verschiedene Republiken getrennt zu haben scheinen, so kann man doch gegenwärtig diese Staaten noch in ihrer ungetheilten Lage und in der Gemeinschaft der Interessen zusammenfassen, welche sie zur Eroberung ihrer Unabhängigkeit so stark machte. Daß Columbien drei Hauptstädte hat: Quito, Caracas und Bogota; daß es drei Oberhäupter und drei politische Grundgesetze anerkennt, ist etwas momentan Mögliches, ein Zufall, wie er in dem Leben der Königreiche und Republiken vorkommt; wenn aber die Verwandtschaft der Sitten und Sprache, wenn die geographische Lage, die frühere Geschichte, die Gleichheit des Cultus ein Volk mit dem andern verbinden, so sind Spaltungen selten von langer Dauer; gewiß verbindet sie ein neuer Vereinigungsvertrag. Columbien wird dieser föderalistischen Neigung nachgeben; die ewige Vernunft wird, früher oder später, das wieder vereinigen, was zeitliche Leidenschaften getrennt haben. Dieses Resultat scheint mir unvermeidlich zu seyn, und die columbischen Staaten sind deshalb in diesem Abrisse in ihrer compacten Verbindung betrachtet worden.

Die Republik Columbien liegt zwischen dem 12° 30′ n. und 6° 8′ s. Br., und zwischen dem 61° 5′ und dem 84° 43′ w. L. von Paris, hat also eine Ausdehnung von 470 Lieues von N. nach S. bei einer sehr verschiedenen Breite. Ihr Flächenraum beträgt 143,673 Q.Lieues und sie grenzt in N. an das antillische Meer, in O. an den atlantischen Ocean, das englische Guyana und Brasilien, in S. an Brasilien und Peru, in NW. an den großen Ocean und die Republik Guatimala. Dieser große Staat besteht aus den Ländern, die unter der spanischen Herrschaft das Vicekönigreich Granada und die Capitainerie Caracas bildeten. Das erstere war in Cordillerenprovinzen abgetheilt von Guayaquil bis Merida, und begriff Casanare und San Juan de los Llanos in sich; die zweite umfaßte die Bezirke Cumana, Barcelona, Caracas, Varinas und Guyana.

Kein Gebiet unter dem Himmel gewährt Gelegenheit zu ergreifendern und ernstern Studien. Auf der einen Seite erheben sich unermeßliche Ketten und Plateaus; auf der andern ziehen sich ebene Savannen wie ein Meer bis an den Fuß jener Ketten. Bei ihrem Eintritte in Columbien theilt sich die Cordillere der Anden in drei kleinere Ketten, von denen eine einzige, die westliche, einige schneeige Gipfel zeigt, welche unter dem 7° 55′ s. endigen, um erst bei dem Chimborazo wieder zu erscheinen, während die vereinigte mittlere und östliche Kette von den bewaldeten Bergen von Lora ausgehen, um über Cuenca den Stock des Assuay zu bilden. Hier beginnt eine andere Theilung der Anden, welche durch die Arbeiten der französischen und spanischen Astronomen berühmt ist, die von 1735 bis 1741 hier einen Grad eines Erdmeridians maßen. Diese Arbeit wurde durch Vergleichung der Höhen der einen und der andern der Ketten gemacht, welche eine 6 bis 8 Lieues breite und 75 lange Ebene trennt. In einer so unbedeutenden Ferne hinter einander erscheinen in der Ausdehnung dieses Plateaus in W. der Chimborazo (3350 Toisen), der Cotocache (2570 Tois.), der Iliniſſa, der Pichincha (2191 Tois.), der Corazon und der Carguairazo; in O. der Antisana (2992 Tois.), der Cotopari (3070 Tois.), der Tunguragua, der Cayambe, der Sanguy. Mehrere dieser Pics sind vulkanisch. Die mittlere Höhe des Plateaus, das am Fuße dieser Riesen hinläuft, beträgt 1600 bis 1800 Toisen. Aus ihm und zwischen dem Iliniſſa und dem Cotopari geht der Stock Chisinche aus, ein schmaler Damm, eine bloße Abtheilung des Thales, die Wasserscheide zwischen dem atlantischen und dem großen Oceane.

Weiter hin ein wenig über Ibarra und immitten der mit Schnee bedeckten Gipfel des Imbabura und Cotocacha gruppiren sich die beiden Cordilleren in eine einzige Masse, wo die Vulkane Cambal, Chiles und Pasto erscheinen. Hier zieht sich, 1600 Toisen über dem Meeresspiegel, das Plateau von Pasto, das Thibet des Aequinorial-Amerikas, hin. Wenn man an die nördliche Grenze gelangt, treten die zwei Andenzweige von neuem hervor und bilden weiter hin drei Ketten, von denen Humboldt die erste östliche Cordillere nennt, die nach O. vom Rio Magdalena läuft; die andere die mittlere Cordillere, welche die beiden Thäler des Rio Magdalena und des Cauca trennt, und die dritte die westliche Cordillere, welche sich von W. vom Cauca zieht. Diese letztere, welche man auch Cordillere des Choco nennt, die am wenigsten bekannte von den drei, ist in Vergleich zu den beiden andern nicht sehr hoch, obgleich schwer zugänglich und von schrecklichen Wegen durchschnitten. Der Culminationspunkt dieses Systems scheint der Pic von La Torre zu seyn, und auf einer dieser Grenzen findet sich der Isthmus von Rapsudura, der berühmt ist, seit ein Mönch hier die Lösung der Durchschneidung Amerikas in zwei Festländer zu finden glaubte.

Die mittlere Cordillere, welche die Provinz Antioquia durchzieht, zählt mehrere noch unerforschte Höhen; sie theilt sich unter dem 6° oder 7° der Breite in zwei Massen, eine in O. zwischen dem Rio Magdalena und dem Cauca, die andere in W. zwischen dem Cauca und dem Atrato mit dem Berge Santa Rosa als Gipfelpunkt der ersten und der Sierra de Abibe der zweiten. Weiter hin entzieht sich diese Kette den geologischen Beobachtungen. Eine Menge ordnungsloser Zweige laufen verworren nach N., um mittelst bewaldeter und sumpfiger Plateaus sich den Bergen des Isthmus von Panama anzuschließen. Ein anderer Stock der mittlern Cordillere, welcher die kleine Kette von Guanacas und Quindiu bildet, läuft nach O. von Popayan über die Plateaus von Malbasa, die Paramos von Guanacas, Huila, Iraca, Tolima und Ruiz, zeigt in dieser Ausdehnung einige vulkanische Pics wie die von Sotana und Purace und schließt in N. die Provinz Popayan durch ihre Verbindung mit der kleinen Kette von Choco. Dieser Theil der mittlern Cordillere enthält die höchste Höhe der nördlichen Anden, den Pic von Tolima, der 2865 Toisen hoch ist.

Die östliche Cordillere, der die Schneekämme abgehen so lange die

beiden andern mit ihr parallel laufenden Cordilleren weiße Gipfel zeigen, erhebt und vergrößert sich, wann die letztern sich senken. Ueber dem 5ten nördl. Grad sticht sie ihre beiden Rivalen aus, trennt die Beiflüsse des Meta von denen des Magdalena und zieht sich über die Paramos des Chingasa, Guacheneque, Zoraca, Almorsadero (2010 Toisen), Laura, Cacota (1700 Toisen), Zumbador und Porqueros, um sich der Sierra von Merida anzuschließen. Andere kleine Zwischenketten, die bald von der einen, bald von der andern Cordillere abgetrennt sind, bilden zwischen beiden eine Reihe Querkämme, wie die Sargentogebirge in O., und in W. die Stützen, welche sich an die Granitmassen von Mariquita und Santa Ana anlehnen.

Außerhalb dieser Ketten läuft eine, die ein besonderes System zu bilden scheint, ob sie gleich einen Verbindungspunkt mit der östlichen Cordillere hat, — nämlich die Kette des Küstenstrichs von Caracas. Von der Sierra de Merida geht die östliche Cordillere wirklich in den Paramos von Timotes, Niquitao, Bocano und las Rosas fort, worauf eine sehr deutliche Senkung eintritt; kaum verbinden einige hohe Plateaus, wie die von Cerro de Altar, die Anden des Innern mit der Küstenkette. Zu Barquesimeto beginnt der Stock des neuen Küstensystems. Die Kette verzweigt sich da nach NW. über die Sierra de Coro oder Santa Lucia und nach NO. über die Berge von Puerto Cabello und Villa de Cura und bildet so die östliche Mauer einer großen Einsenkung, deren Mittelpunkt der See von Maracaybo ist. Auf dieser Linie nach O. hin finden sich zwei parallele kleine Ketten in einer Entfernung von 12 L. von einander, sind aber mit einander durch den Kamm, den man Alto de las Cocuyas nennt, und durch den Higuerota verbunden. In der nördlichen kleinen Kette findet sich die höchste Spitze im O. der Anden, die Silla von Caracas (1351 Toisen). Uebrigens wechselt der Name dieser Küstenkette nach den Orten; so ist sie z. B. das Gebirge von Coro, von Caracas, von Bergantin, von Barcelona, von Cumana und von Paria.

In dieser Breite und nach W. zu zwischen dem Meerbusen von Darien und jenem von Maracaybo erhebt sich unerwartet die Gruppe Santa Maria, die mit Schnee bedeckt 3000 Toisen hoch ist. So hoch aber auch diese Gruppe ist, so scheint sie sich doch mit dem Ganzen der Cordilleren nur durch einige Hügelreihen zu verbinden, welche von einer Seite nach Caracas, auf der andern nach den Ufern des Magdalenenflusses laufen. Eben so ist es mit der Gruppe von Parime, die isolirt auf der großen Insel Guianas liegt, ein Haufen von Granitspitzen, welche kleine Ebenen durchschneiden.

Das sind die Berge Columbiens. Von ihren schneeigen Höhen kommen nach den beiden Oceanen und dem Meere der Antillen zu prachtvolle Ströme und schöne Flüsse herab. Nach dem großen Oceane zu, wo die Cordillere das Meer fast berührt, sind die Flüsse nicht von Wichtigkeit. Man bemerkt hier kaum den Guayaquil, las Esmeraldas, den Patia und San Juan. Auf dem Isthmus von Panama ist der Chagres, der sich in das Meer der Antillen ergießt. Dieses Meer nimmt auch den Cauca und Magdalenenfluß auf, die erst in fast parallelen Betten laufen und sich unterhalb Mompox vereinigen, um sich in mehrern Mündungen in die Cienegas in den Golf von Cartagena bei der kleinen Insel Gomez zu ergießen.

Von der östlichen Seite der Anden kommt eine Menge Bäche, Flüsse und Ströme herab, welche die beiden Flußkönige, den Amazonenstrom und Orinocco, nähren. Von dem 3. Breitengrade N. bis zur südlichen Grenze Columbiens wenden sich alle Flüsse dem Amazonenstrome zu, der von diesem Punkte auf dem Gebiete der Republik fließt und nach einander den Pastaza, dessen Gewässer von dem Assuay kommen, den Napo, der vom Cotopaxi kommt, den Putumayo, der von der Cienega de Sebondoy, einem Alpensee in NO. von Pasto, fließt und dem Yupara aufnimmt, der sich am Fuße derselben Cordillere bildet. Von dieser Höhe an, d. h. vom 3. bis zum 10. Breitengrade N. sendet der östliche Abhang der Cordillere alle seine Gewässer dem Orinocco zu. So entstehen und verschwinden nach einander in dem großen Flusse der Ariari und der Guayavera, die in dem Guaviare vereinigt sind, der Rio Meta, der aus dem Pachaquiaro und dem Rio de Aguas Blancas besteht; der Apure und seine zahlreichen Beiflüsse. Wenn diese Beiflüsse den Orinocco erreichen, hat der Fluß bereits von S. und O. eine Menge andere aufgenommen. Der von den Parime-Bergen kommende Orinocco fließt erst nach W., sendet nach S. den Cassiquiare, seinen Verbindungszweig mit dem Rio Negro, empfängt den Ventuari, dann den Rio Atabapo, darauf den Meta und Apure, wendet sich von W. nach N., dann von N. nach O., vergrößert sich in dieser neuen Richtung noch durch den Manapire, den Cauca und Caroni, theilt sich 25 St. vom Meere in zwei Arme, Boca de los Navios und Bocas Chicas, die wiederum sich in elf bis zwölf Mündungen spalten. Die Boca de los Navios ist fast ein Meeresarm. Der schiffbare Theil ist 2800 Toisen breit.

Außer diesen Strömen und Flüssen hat Columbien auch Seen, z. B. jene von Guatavita, Tacarigua und Maracaybo, die bereits erwähnt worden sind. Der letztere ist der wichtigste von allen und bildet eine Art Mittelmeer, in dessem Schooße die Indianer sonst eine Menge Dörfer auf Pfahlwerk erbauet hatten. Daher kommt auch der Name Venezuela (kleines Venedig), den man anfangs dem See und dann der ganzen Provinz gab. An dem einem Ende des Sees befindet sich eine Art natürlichen Pharus, der durch eine Erdharzgrube gebildet wird. Dieses entzündet sich in der Luft, leuchtet in der Nacht und leitet die Böte auf diesem Becken.

So bewässert, so von hohen mit Schnee bedeckten Bergen oder von spiegelglatten Llanos gebildet, bald von Wäldern bedeckt, bald nur nackte Ebenen zeigend, enthält dieses große Gebiet alle Climate, alle Temperaturen, fast alle Thiergeschlechter und alle Pflanzenarten. Von den Llanos bis zu dem Gipfel der Anden zählen die Columbier tierras calientes (heiße Länder), die Binnenthäler und den Küstenstrich; tierras frias (kalte Länder), paramos (unbebaute Hochebenen) und nevados (mit Schnee bedeckte Höhen). Bisweilen gewährt ein und dasselbe Gebirge alle diese verschiedenen Zonen. Wenn man von den heißen Ländern nach den andern zusteigt, ist schon bei 400 Toisen die Luft gemäßigter; bei 600 ist sie frisch, bei 900 kalt, bei 1200, auf den Paramos, eisig. In der Cordillere zählt man vier Jahreszeiten, zwei trockene und zwei regenreiche; die ersten beginnen mit den Solstizien, die letztern mit den Tag- und Nachtgleichen. Selten regnet es in den trockenen Jahreszeiten, und in den nassen vergeht noch seltener ein Tag ohne Regen. Der Südwind ist der Wind des guten Wetters, der Nordwind jener des stürmischen.

Das ganze gebirgige Columbien ist reich an Metallen. Man kann sagen, das ganze Andensystem sey blos eine Masse, deren Rinde nur Erde oder Porphyr, deren Inneres aber Gold, Silber, Platina, Eisen, Blei, Zink oder Quecksilber ist. Neu Granada hat Goldminen in seinen Provinzen Quito, Antioquia und besonders in Choco, wo außerordentlich reichhaltige Adern, wie man sagt, jährlich 13,000 Mark Gold und eine beträchtliche Menge Platina in dem Handel bringen. Die Silberminen von Marquitones sind sehr ergiebig. Das minder reiche Venezuela hat auch seine mineralischen Schätze; Gold, Silber, Kupfer, Malachit, Eisen, Alaun, Salz, Kaolin (Porzelanerde), Steinöl, Schwefel finden sich fast in allen Bergketten, während die Flüsse Smaragden, Diamanten, Hyazinthen, Granaten und Amethysten führen. Die Smaragdminen von Muzco sind im Lande berühmt.

Die Pflanzenerzeugnisse sind eben so schön als zahlreich. Die Ebene bringt alle Pflanzen zwischen den Tropen, das Zuckerrohr, den Cacao- und Kaffeebaum, den Tabak und Mais hervor; die höhern Plateaus haben Getreidefelder und Obstgärten, wo die Früchte Europas reifen. Die Wälder sind ungemein reich an Farbe- und Bauhölzern und enthalten auch hier und da einige seltsame Bäume, z. B. den palo de la vaca, welcher der Stellvertreter des afrikanischen ravenala zu seyn scheint, und aus dem nach einem Einschnitte eine sehr angenehme Milch quillt, während seine Frucht eine süße und gesunde Nahrung giebt.

Das Thierreich hat ebenfalls die andern Länder nicht zu beneiden.

Wenn eine Menge wilder Thiere, wie der Jaguar und Caiman, die wärmeren und gemäßigten Landstriche unsicher machen, so bedecken und beleben dafür auch eine große Anzahl nützlicher oder schöner Thiere, die Pferde, die Stiere, die Maulthiere die minder bebauten Ebenen. Die hohen Plateaus haben den Hirsch, die Bären, die wilden Katzen, die Llamas und das Vigognschaf; die Thäler verbergen tausend Arten von Vögeln, Papageien aller Arten, zahlreiche Affen von verschiedener Farbe, freilich aber auch eine Masse von gefährlichen Schlangen und unerträglichen Insecten.

Als Columbus 1498 dieses Land entdeckte, das in unsern Tagen, spät erst, seinen Namen erhalten hat, war es von herumziehenden Völkerschaften bewohnt, deren einige noch existiren, und die sich alle für eine Nation ausgeben. Man weiß, daß Columbus nicht an's Land ging. Nachdem er den Golf von Paria und die Boca del Dragon gemustert hatte, fuhr er an der Halbinsel Araya hin und segelte von neuem nach Norden zu. Im Jahre 1499 dehnten Ojeda und Amerigo Vespucci diese Musterung bis zu dem Cap Vela aus; 1510 Ojeda und Nicuesa bis zu dem Golf von Darien, und 1513 ging Balboa, der in das Innere des Landes eingedrungen, zuerst über die Landenge von Panama, sank auf seine Knie auf dem Berge, von dem er den großen Ocean erblickte, und ging, mit Schild und Schwert, in das Wasser hinein, um davon im Namen des Königs von Spanien Besitz zu nehmen.

Unterdeß waren die Spanier in Menge nach dem entdeckten Lande geströmt, aber die ersten Schritte dieser Abenteurer von Mord und Raub bezeichnet. Vergebens wollten einige fromme Geistliche dagegen einschreiten; vergebens nahmen der evangelische Las Casas und der weise Juan Ampues die armen Indianer in Schutz; nichts vermochte die Menschen im Zaume zu halten, welche der Durst nach Gold und die Eroberungssucht über alle Maßen und über alle Vernunft exaltirt hatten. Die Niedermetzelung der Eingebornen dauerte fort, ja wurde noch grausamer in der Provinz Venezuela, die Karl V. den Welsers, Kaufleuten von Augsburg, für ihre Vorschüsse abgetreten hatte. Die Agenten dieser Deutschen übertrafen die Spanier noch, und von 1528 bis 1546 war das Schicksal der Indianer schrecklich. Selbst später, als sie eine Art Freiheit wieder erlangt hatten, glaubten diese Unglücklichen nicht an einen dauerhaften Frieden; sie zogen einen Vertilgungskrieg der Milde der Eroberer vor.

Das war das Aussehen der Küsten in der ersten Zeit der Eroberung. Bis dahin war die europäische Invasion auf die Küstenstrecke beschränkt gewesen und hatte keineswegs die Stämme im Innern berührt. Hier lebten auf den Plateaus der Anden verständigere, civilisirtere Indianer. Die Landstrecke, wo sonst die Provinz Cundinamarca war, wurde von Colinas, Muros, Guanos und Muyzcas bewohnt. Dieser letztere Stamm, der zahlreichste von allen, erkannte als erstes Oberhaupt, Gesetzgeber oder Gott Bocachica oder Idacanza an, der diese Menschen zuerst vereinigt und civilisirt und sie den Sonnengottesdienst gelehrt hatte. Dieser Cultus hatte, wie man sagt, sehr viel Aehnlichkeit mit der thibetanischen Religion.

Der Oberpriester von Iraca oder Sagamozo, das geistliche Oberhaupt und der Gebieter der Nation, wurde durch die Häuptlinge von vier Stämmen gewählt. Er wohnte in einem Chunsua oder Heiligthume, wo ihn das Volk anbetete. Neben diesem geistlichen Oberhaupte gab es noch einen weltlichen König, unter welchem die Zippas oder Fürsten dieser Cordilleren standen. Dieser Stamm hatte einige unbestimmte Begriffe von den exacten Wissenschaften; er kannte den dem Bocachica zugeschriebenen Kalender und die Eintheilung des Jahres in zwanzig Monde; er hatte überdies Perioden von funfzehn Jahren, deren jede, die einen der vier Theile des großen Jahres von sechzig Jahren vorstellte, mit einem Menschenopfer eingeweiht wurde. Seine Sprache, die ganz verloren gegangen ist, war die herrschende im Lande, in Folge der Siege.

In diese gewerbfleißige und kriegerische Gegend drang 1536 der Spanier Gonzalo de Quesada. Mit 600 Infanteristen und 80 Reitern verfolgte er die Eroberung, die nach einem Jahre beendigt war. Ungefähr der dritte Theil der Spanier fiel, theils als Opfer des Climas, theils unter den Streichen der Indianer, aber Quesada blieb Herr des Landes und gründete darin die Stadt Bogota, in welcher er starb.

Als die Spanier Herrn des Landes waren, suchten sie ihre Herrschaft daselbst zu befestigen. Dieser lange Eroberungskrieg hatte die Zahl der Eingeborenen, wenigstens an der Küste, sehr geschwächt. Die Felder blieben unbebaut liegen, es fehlte an Armen zur Arbeit; um dieselben zu erhalten, ließ man Neger von der afrikanischen Küste dahin bringen und schuf bald durch allmälige Kreuzung jene Classe von Zambos oder Mestizen, Abkömmlinge von Indianern und Schwarzen, in allen Farbenschattirungen und Graden, jene Classe, welche gegenwärtig einen wichtigen Theil der columbischen Bevölkerung ausmacht. Auf dem Plateaus hielt sich das rein indianische Volk, vermehrte sich und wurde in den Händen der Spanier ein Werkzeug zu Verbesserungen im Ackerbaue.

Diese Provinzen, welche man damals in das Königreich Neu Granada und die Capitainerie Caracas theilte, wurden von Spanien friedlich regiert bis 1781, wo in Folge einer drückenden Abgabe Socorro, an den Thoren der Hauptstadt gelegen, sich empörte und gegen dieselbe zog. Dieser von dem Erzbischofe gestillten Bewegung folgte 1794 eine allgemeine Erschütterung als Wirkung des großen Anstoßes, den die französische Revolution der Welt gegeben hatte. Die Sache ging so weit, daß man in Bogota die Erklärung der Menschenrechte drucken lassen konnte. Diese dumpfen Unruhen dauerten fort und nahmen bald nahe, bald fern liegende, oft sehr geringfügige politische Ereignisse zum Vorwande, zeigten sich 1796 in einem Aufruhre zu Caracas wegen einiger polizeilicher Maßregeln, 1797 in einer Militärverschwörung, die in Guayra unterdrückt wurde, 1806 in dem Versuche Miranda's, der unterdrückt wurde, sobald man Kenntniß davon erhielt, und endlich entscheidender 1808 bei Gelegenheit der Gefangennehmung des Königs von Spanien, Ferdinands, den Napoleon entthront hatte. Die alten Bande, welche die Colonien an das Mutterland knüpften, waren nicht mehr stark genug, als daß eine Aenderung der Dynastie sie hätte anziehen können, ohne sie zu zerreißen. Außer daß der Nationalstolz beleidigt war, kamen die religiösen Antipathien gegen eine Familie ins Spiel, welche die päbstliche Autorität nicht geschont hatte. Sobald die Abgesandten des neuen Souverains in Caracas ankamen, brach eine Empörung aus. Auf die Proclamation des Königs Joseph antwortete das Volk mit dem Rufe: „Es lebe Ferdinand!" Quito erklärte sich 1809 für unabhängig. Zwar wurde dieser Versuch diesmal vereitelt, aber ein Jahr später wiederholt, ohne einen andern Einfluß auf die hochgelegenen Gegenden zu haben. Nur in Caracas befestigte sich die Emancipation. Den 19. April 1810 erklärte das officielle Manifest einer Insurrectionsjunta die Trennung zwischen Spanien und Columbien unter dem Vorwande, das letztere wolle seinem legitimen Souverain Ferdinand treu bleiben. Bogota antwortete auf diese Aufforderung den 28. Juli dadurch, daß es zu den Waffen griff. Man nahm den Vicekönig fest, den man beschuldigte, Amerika an Napoleon verkauft zu haben, und schickte ihn unter Bedeckung nach Cartagena. Als diese beiden fast gleichzeitigen Insurrectionen völlig im Gange waren, suchte man sich unter einander zu verständigen. Cundinamarca machte Venezuela Eröffnungen, das letztere ahnete aber schon ein anderes politisches Seyn. Die Junta war einem Congresse gewichen, welcher den Anfangspunkt und das Motiv der Revolution nicht mehr annahm. Den 5. Juli 1811 sprach dieser Congreß die Unabhängigkeit Venezuelas aus. Die Acte erklärte, man erkenne keinen König an und werde sich nur einer repräsentativen Regierung unterwerfen. Etwa im März hielt der Congreß seine Sitzungen in Valencia im Araguas-Thale.

Bald begannen indeß aber auch die Tage des Kampfes. Die Spanier hatten noch Truppen im Lande. Sie rückten gegen die Aufrührer. Die Vortheile schwankten, als 1812 ein Erdbeben die Stadt Caracas völlig einstürzte, welches Unglück in der Hand der Priester eine Waffe wurde und das Volk erschütterte; der spanische General Monteverde eroberte, be-

günstigt durch diesen panischen Schrecken, Venezuela wieder. Kaum blieben noch einige Insurgenten unter Miranda, der eine Capitulation unterzeichnen mußte, welche man gleich nach der Abschließung verletzte.

Die Repressalien der Sieger riefen im folgenden Jahre eine neue Opposition hervor. Diesmal stand an der Spitze Bolivar, der bisher nur eine untergeordnete Rolle in Puerto Cabello gespielt hatte, Bolivar, dessen Name so schnell berühmt werden sollte, der Sohn dieser Länder, abstammend von einer Familie Mantuanoes, welche von den ersten Eroberern Amerikas herkommen sollte, ein thätiger, geistreicher, kühner, kluger Mann, der auf der besten spanischen Universität gebildet war, Europa gesehen und kennen gelernt hatte und erst seit kurzem mit der Tochter des Marquis von Ustaritz verheirathet war. Niemand besaß mehr als Bolivar jene überlegenen Eigenschaften, durch die man auf die Massen wirkt; Vorzüge des Körpers, des Geistes und des Gemüths; einen kleinen, aber kräftigen und gut gebauten Körper; ein schwarzes Auge voll Feuer, eine Adlernase, ernste und strenge Züge; Anmuth im Gespräch, glückliche, oft sehr witzige Einfälle, das Talent zu beobachten und die Leute zu wählen, Uneigennutz, Treue, Begeisterung, Mäßigkeit, — Bolivar hatte alles, was einen Mann über die gewöhnliche Reihe hinaus erhebt, und überdies den Willen, das Ziel zu erreichen, wie die Ausdauer in den Mitteln, ohne welche der scharfsinnigste Kopf nichts ausführt. Das war das neue Haupt der columbischen Revolution, die unter ihm einen andern Charakter annahm. Er wollte die Befreiung Südamerikas. Sobald er erschien, vereinigten sich alle improvisirten Häupter dieses Unabhängigkeitskrieges um ihn als den einzigen Mann, der den gemeinsamen Kräften die nöthige Einheit geben könne. Der junge Marino, der Cumana aufgewiegelt hatte, Rivas und Bermudes beeilten sich, in Verbindung mit dem Obergeneral zu treten, den ihnen ihr gutes Glück sandte.

Den 4. August 1813 zog Bolivar als Sieger in Caracas ein und wurde als Befreier Venezuelas begrüßt. Zwei Jahre lang kämpfte er gegen die spanischen Truppen, schlug Monteverde bei Agua Caliente und belagerte Puerto Cabello, das von den Spaniern lebhaft vertheidigt wurde. Wenn die Insurgenten damals sich hätten mit einander verstehen können, wäre ihre Sache gewonnen gewesen, aber innere Zwistigkeiten theilten die Columbier. Die von den Spaniern aufgewiegelten Neger und Mulatten erklärten sich gegen sie. Es mußten zu gleicher Zeit Uneinigkeiten im Innern und Truppen nach außen bekämpft werden. Dennoch widerstand Bolivar bis zu dem Tage, wo ihn das Glück unter den Mauern von Cartagena verließ. Er wurde hier geschlagen, trat von dem Schauplatze seiner Siege ab und zog sich nach Jamaica zurück. Nach seiner Abreise schien die Sache der Insurgenten verloren zu seyn. Schreckliche Repressalien setzten das Land in Schrecken. Cartagena ergab sich. Nurino, welcher die Armee der Unabhängigen Neu Granadas befehligte, wurde gefangen genommen und erschossen. In Quito, das die Spanier eroberten, wurde je der fünfte Mann der Garnison niedergemetzelt. Santa Fe de Bogota, das Morillo unterwarf, der neue von Spanien gesandte General, ein Mann mit eisernem Sinn und Muthe, wurde der Schauplatz blutiger Hinrichtungen. Sechshundert Personen fanden hier ihren Tod, darunter der Chemiker Cabal und die Botaniker Caldaz und Lozano. Ein solcher Zustand forderte Rache, und der Rächer kam.

Bolivar, der dem Dolche eines Mörders entgangen war, verließ Jamaica bald und landete an der Insel Margarita, wo Marino und Arismendi noch widerstanden, indem sie Corsaren bewaffneten, welche der Schrecken der spanischen Marine waren. Trotz der Macht Morillo's, trotz den unzureichenden Mitteln in einer Küstenprovinz, trotz der Rückgabe Cartagenas und der Unterwerfung von fast ganz Venezuela, erholte sich die Partei der Unabhängigen bald wieder und vereinigte sich durch die Sorge Bolivar's und im Schatten seines Namens. Neue Chefs hatten sich ihm angeschlossen: Brion, der durch seine Hingebung den Namen „Bürger von Cartagena" erhalten hatte und den er zu seinem Großadmiral ernannte; Torres, Marino, Urdaneta, Zaraza — thätige, auf dem Schlachtfelde bewundernswerthe Männer; Jose Cordez de Madariaga, ein im Rathe höchst nützlicher Mann von edelm hingebenden Herzen, dem die entstehende Revolution ihre ersten Hilfsmittel verdankte; der Schotte Mac Gregor und eine Menge englischer, schottischer, deutscher oder französischer Freiwilliger, einige haitische Officiere und zwei Bataillone Schwarze, welche der Präsident Petbion schickte; eine Menge Männer aus dem Lande selbst, unerschrocken und aufopfernd, und darunter tapfere wie Paëz, Paëg, der an der Spitze seiner nackten Lanciers in den Ebenen des Apure so viel Wunder der Tapferkeit zu vollbringen wußte, Paëz, der Chef der irregulären Truppen des Landes, ein glänzender Reiter, der an der Spitze seiner Indianer den Feind angriff, und unter ihnen der geschickteste in der Handhabung der Lanze war.

Diesen Verbündeten Bolivar's schlossen sich bald alle Unzufriedene im Lande an, welche die Strenge Samannons, dem die **Reinigung** des Landes übertragen war, in die Ebenen des Apure trieb. Bald folgten den ersten Sendungen von Menschen, Geld und Munition, die aus England angekommen waren, andere. Ein eifriger Agent, Lopez Mendez, in London, hatte den Auftrag, dort Freiwillige zu werben, die mehrmals zu den Erfolgen der columbischen Waffen beitrugen. Die erste Sendung von 5000 Soldaten und 3000 Matrosen war nicht glücklich. Fast alle wurden durch das Clima und die Strapazen hinweggerafft. Die zweite Sendung, welche durch den General Evereux in Irland geworben worden war, leistete wesentlichere Dienste.

So unterstützt begann Bolivar jene glorreichen Feldzüge, in denen lange Glück und Unglück mit einander wechselten. Venezuela wurde schon 1816 durch den Sieg von Barcelona freigemacht; die Schlacht von Netria verrieth die Anwesenheit des Paëz an der Grenze der Llanos. Gegen das Ende von 1817 waren die Patrioten, 10,000 an der Zahl, Herrn von Orinocco und Apure, hatten einen Fuß in Neu Granada und besaßen die Insel Margarita wie einen Theil der Häfen des Golfs von Paria.

Die ersten Anfänge im J. 1818 waren minder glücklich, in den letzten Monaten aber die Frage von der Unabhängigkeit fast gelöst. Bolivar, der sein Hauptquartier in Angustura genommen hatte, wo er einen Congreß eröffnete, dachte von da an nur an das Militärische, rückte gerade gegen Mittel-Columbien, gewann zu Ende 1818 die Schlacht von Sebanos de Careba, und darauf jene von Calabozo, die ihn bis an die Thore von Valencia brachte, kehrte sodann nach der Cordillere zurück, entschlossen, die spanische Macht im Herzen anzugreifen, kam den 1. Juli in das Thal von Sagamozo über den Paramo von Chita, vernichtete 3500 Spanier, welche den Abhang besetzten, zog in Tunja ein, wo er nur wenige Tage blieb, schlug ein neues feindliches Corps zu Boyaca und wurde, Herr von Bogota, hier zum Präsidenten der columbischen Republik ausgerufen.

Es war aber nur eine precaire Unabhängigkeit, so lange sich noch spanische Truppen im Lande hielten. Bolivar suchte den Feind von neuem auf. La Torre, der an Morillo's Stelle getreten war, erwartete den columbischen General in den Ebenen von Calabozo, wo eine für die unabhängige Armee entscheidende Schlacht erfolgte. Dieser letzte Sieg war kaum errungen, als die Episode der Revolution der Cortes in Spanien Amerika einige Ruhe ließ. Ohne sich mit dem Mutterlande zu verständigen, hielt man sich gegen dasselbe in einem Zustande unbestimmter Neutralität. Als später eine Reaction eintrat gegen die Cortes auf dem europäischen Festlande, konnte Morales, den man gegen die Columbier schickte, das Feld nicht halten und mußte sich in Maracaybo einschließen, wo er kurz darauf zu capituliren genöthigt war. Die letzten Plätze der Küste pflanzten einer nach dem andern die Fahne drr Unabhängigkeit auf. Vor dieser Zeit schon hatte der Congreß von Cucuta die Organisation des Landes geregelt. Eine nach jener der Vereinigten Staaten gebildete Constitution beschränkte die Macht des Präsidenten, der bis dahin eine Art Dictatur bekleidet hatte, und setzte bestimmt das öffentliche Recht der neuen Staaten fest.

Das freie Columbien konnte seine Freiheit nicht für befestigt halten, so lange die Spanier vor seinen Thoren lagerten. Die Unabhängigkeit

Perus, das Spanien noch unterthan war, mußte erfolgen. Bolivar und der General Sucre gaben ihrem begonnenen Werke diesen glorreichen Anhang. Der Uebergang über die Anden fand unter zahllosen Gefahren statt. Die Siege von Junin und Ayacucho vollendeten einen Triumph, dessen erster Act im Thale des Pichincha, am Fuße des Vulkans begonnen hatte. Die peruanische Republik wurde gegründet.

Seit dieser Zeit ist Spanien ganz von dem amerikanischen Festlande verschwunden und die dortigen spätern Kriege waren Bürgerkriege. So ist es immer. Die Organisation kostet mehr als die Eroberung selbst. Bolivar, der mit 583 Stimmen von 602 zum Präsidenten ernannt wurde, wollte sich mit ruhigen und friedlichen Verbesserungen beschäftigen, als Paëz auf Anstiften der Bewohner von Venezuela sich von ihm trennte. Der ehemalige Zwiespalt der beiden Provinzen zeigte sich von neuem. Bolivar begab sich an Ort und Stelle und dämpfte die erste Bewegung; aber bald zeigten sich andere Uneinigkeiten, die nicht immer leicht zu bekämpfen waren. Der Vicepräsident der Republik, Santander, die Generale Paëz und Cordova, Freunde Bolivar, wurden seine Nebenbuhler. Er hatte ferner sowohl gegen Militäraufstände, als gegen einen Bruch zwischen Columbien und Peru zu kämpfen. Man beklagte sich über Bolivar und beschuldigte ihn, er strebe nach der Dictatur. Da glaubte der Präsident, die Leitung der Staatsgeschäfte niederlegen zu müssen; er gab seine Demission, nahm sie auf das dringendste Bitten noch einmal zurück und gab sie dann unwiderruflich 1830. Bald darauf, von Gram gebeugt, starb er, sah mit Leidwesen, daß Columbien jeden Tag etwas von der compacten Kraft verliere, die er ihm zu geben gesucht hatte, und ermahnte noch auf dem Sterbebette an „Einigkeit! Einigkeit!" Man sollte meinen, diese Worte eines Mannes, der sein Leben der Unabhängigkeit seines Vaterlandes zum Opfer brachte, könnten für die, welchen sie galten, nicht verloren seyn. Obgleich in drei Staaten getheilt, geht Columbien gegenwärtig auf der Bahn ruhigen Fortschreitens vor.

Nach der letzten Organisation wird das Gebiet der Republik Columbien in zwölf Departements getheilt: Cundinamarca, Ecuador, Guayaquil, Assuay, Cauca, Magdalena, Boyaca, Zulia, Orinocco, Maturin, Venezuela und Isthmus, welche wiederum in Bezirke und diese in cabildos oder Gemeinden zerfallen. Im Jahre 1831 trennten sich diese zwölf Departements, um die Vereinigten Staaten Südamerikas zu bilden, welche aus den drei folgenden Republiken bestanden: die Republik Neu Granada, mit der Hauptstadt Bogota; die Republik Venezuela mit der Hauptstadt Caucas, und die Republik Ecuador mit der Hauptstadt Quito. Die Gesammtzahl der Einwohner dieser verschiedenen Departements beträgt 2,800,000 Seelen, wovon beinahe die Hälfte der vermischten Race angehört, ein Viertel creolische Weiße, ein Achtel Indianer, ein Sechszehntheil Neger, freie und Sclaven, und die übrigen Europäer sind.

Diese verschiedenen Racen sind ungleichförmig über diese Oberfläche verbreitet. Die vermischten Creolen, die Creolen von reiner spanischen Abstammung und die seit lange dort wohnenden Eurpäer haben keinen Character, der von jenem verschieden wäre, welchen man in allen alten spanischen Besitzungen wiederfindet. Es ist dieselbe gastliche Gravität, dieselbe freundliche und würdevolle Milde, dieselben Sitten, dieselben Gebräuche, dieselben Gewohnheiten, edele und schöne Charactere, die, besser ausgebildet, noch bessere Resultate geben würden. Unglücklicher Weise entnervt das Clima, besonders in den warmen Zonen, die körperlichen Kräfte und verurtheilt den Körper fast zur Nachlässigkeit. Dies ist das größte Hinderniß der Entwickelung der Industrie und des Ackerbaues eines Landes, für das die Natur übrigens so viel gethan hat. Trotz diesem Widerwillen gegen die Handarbeit verfertiget man in Columbien Leder, Marokin, Tuch, wollene Decken und baumwollene Zeuge und Hängematten, und zwar immer mit unvollkommenen Mitteln, denn die Mechanik ist in dem Lande noch sehr weit zurück.

Die Bodenerzeugnisse sind reicher und mannichfaltiger; sie bestehen in Cacao, Baumwolle, Kaffee, Zucker, Indigo, Tabak, Stieren, Maulthieren, Pferden, getrocknetem Fleische, Tolubalsam, Häuten, feinen Tischler-, Bau- und Farbehölzern, China, Cassia, öligen Mandeln von Juvia, Sassaparille und andern Medizinalpflanzen, Vanille, Kucu, Gold, Platina, Silber, Kupfer, Steinöl, Zink, zusammen für eine Summe von 10 Mill. Piastern. Für diese Gegenstände bezieht es aus dem Auslande Camélot, Casimir, Tuch, Baumwollenwaaren, Muslin, Hüte, Damenschuhe, Bänder, gezwirnte Seide, Strümpfe, Tücher, Stangeneisen, Stahl, Bleiplatten, Wein, Mandeln, Rosinen, Branntwein und eine Menge anderer Artikel. Die vorzüglichsten Häfen, in denen dieser Handel betrieben wird, sind Guayra, Rio Hacha, Cumana, Barcelona, Santa Marta, Cartagena, Chagres, Porto-bello, Parama und Guyaquil. Die Lebhaftigkeit der Geschäfte auf diesen Märkten würde der Staatskasse von Columbien bedeutende Einnahmen sichern, wenn nicht eine fast offen betriebene Schmuggelei zum Theil die Hilfsquellen vernichtete. Die Auflage von 18 bis 30 pCt. von der Einfuhr und von 12 pCt. auf die Ausfuhr brachte im Anfange dem Staate 40 Millionen ein; gegenwärtig belaufen sich diese Einnahmen kaum auf den vierten Theil. Die Finanzen eines Staates können übrigens nach langen Kriegen und bei dem ersten Versuche eines neuen Gesetzes unmöglich in einem blühenden Zustande seyn. Um die Rückstände seiner Schuld zu bezahlen, mußte Columbien in England eine Anleihe von 40 Mill. Piaster aufnehmen, welche gegenwärtig an den vorzüglichsten Börsen Europas notirt wird. Durch den Frieden und den Handel wird diese Anleihe getilgt werden; die Hilfsmittel Columbiens sind groß und müssen noch mehr zunehmen.

Die columbische, 32,000 M. starke Armee besteht aus Infanterie, Husaren, Lanciers und Artillerie. Bis jetzt hat nur die Garde des Präsidenten Uniform; die Uebrigen equipiren sich nach ihrer Willkühr. Blauer Frack und blaue Pantalons ist die gewöhnlichste Tracht. Die Lanciers haben nur die Lanze; die Husaren dagegen Degen und Carabiner. Die Officiere tragen eine roth und blaue Uniform, einen runden oder eckigen Hut und alles hat einige Aehnlichkeit mit der alten spanischen Uniform. Halbnackte indianische Milizen vervollständigen dieses Armeepersonal und sind nicht der mindest unerschrockene Theil. Wenn Columbien frei ist, so verdankt es dasselbe großentheils diesen Milizen, diesen Lanciers des Paëz, die völlig nackt über die Spanier in den Ebenen von Apure herfielen. Die Marine besteht fast ganz aus fremden Matrosen.

Wir haben bei unserer Erforschung einen Theil der wichtigsten Städte kennen gelernt; hier folgen nun diejenigen, welche wir rechts oder links an unserm Wege liegen lassen mußten.

In dem Dep. Cundinamarca muß außer Bogota, der Hauptstadt, Muzo erwähnt werden, welches der Dr. Roulin nebst Somondoco als Ursprungsörter jener schönen und zahlreichen Smaragden anzeigt, die im Handel unter dem Namen Smaragden von Peru bekannt sind. Dieser gelehrte Naturforscher konnte angeben, um den Reichthum dieser Mine zu beweisen, daß sie 1620, d. h. 56 Jahre nach der Entdeckung, an Abgaben an die spanische Regierung fast 300,000 Piaster bezahlt hatte, obgleich die Schmuggelei so groß war, daß man die Grube verschließen mußte. Sie ist seitdem wieder geöffnet worden und fängt an, wieder Ertrag zu geben. Außer Tunja und Honda enthält dieses Dep. noch Mariquita, das wegen seiner Gold- und Silbergwerke berühmt ist, welche eine englische Gesellschaft bebaut; San Juan de los Llanos, das die Grenze der Provinz mit den Ebenen des Orinocco bildet; Antioquia, Sitz eines Bisthums, Hauptort eines Bezirks; Ibague, Santa Rosa de Osos, bemerkenswerth durch seine reichen Goldwäschen; Medelin, Hauptort des Bezirks Antioquia, eine Stadt, die durch ihre Einwohnerzahl, ihre Schule und noch mehr durch ihren Handel wichtig ist.

In dem Dep. Ecuador findet man außer Quito noch Rio Bamba, Ambato, Esmeralda, berühmt durch seinen Cacao, und Gualla Bamba, wo ein in das Gebirge gehauener Weg beginnt, der sich eine Viertelstunde weit hinzieht.

Das Dep. Guayaquil gewährt nichts Merkwürdiges als die Hauptstadt und die Insel Puna, die beide bereits angeführt worden sind.

Assuay, das Dep., wo wir bereits Cuenca und seine Paramos, San Jaen, Loxa und seine Wälder gesehen haben, enthält noch Zaruma, das durch seine Goldbergwerke und die Ruinen der alten Stadt Chulucunas merkwürdig ist, welche auf dem Kamme der Cordilleren an der Grenze von Peru liegen, ein öder Raum, wo man schnurgerade Straßen mit Häusern aus Porphyrblöcken, Trümmer von imposanten Gebäuden und besonders ein Bauwerk findet, das im Lande das Incasbad heißt.

Das Dep. Cauca zeigt außer der ebenfalls bereits erwähnten Hauptstadt Popayan noch Cali, das durch seine Bevölkerung und seine Schule wichtig ist; Barbacoas, Cartago mit ihren Goldbergwerken, Iscuande mit seinen Platinaminen, San Buenaventura, empfehlenswerth durch seine Bai, und endlich Quibdo, der Hauptort der Provinz Choco, die am reichsten an Platina ist.

Die Prov. Choco ist der feuchteste Theil von ganz Columbien. Dichte Wolken lassen hier nur bisweilen einige Sonnenstrahlen durchdringen. Es regnet fast das ganze Jahr. Auf einem thonigen Boden von 260 bis 2072 Fuß Höhe findet man Gold und Platina, wo man nur in den Boden gräbt; aber trotz diesen Reichthümern ist der Mensch dort elend. Er muß am Rande der Flüsse in auf Pfählen ruhenden Hütten wohnen, sich ein Gärtchen auf Bretern anlegen und von einigen Gemüsen leben, die er sich so erbaut. Choco zählt bei einer Länge von 100 Lieues kaum 20,000 Einwohner und diese sind fast alle Wilde.

In dem Dep. des Isthmus liegt Panama, die Hauptstadt, die theils aus Stroh, theils aus Holz besteht. Sie hat eine Kathedrale und eine Schule. Ihre Straßen sind eng und schmuzig, aber die Kaufmannsläden werden so reinlich und nett gehalten, wie in keiner andern Stadt Columbiens. Die Bevölkerung von Panama, die lange übertrieben worden ist, übersteigt nicht 10,000 Seelen. Der kothige und ungesunde Boden wird das ganze Jahr hindurch von Regen überschwemmt, den ihm der eine oder der andere Ocean schickt. Auf demselben Isthmus, aber an dem andern Meere, liegt die Stadt Cruzes ganz vorzüglich an dem Chagres, der ruhig dahinfließt und tief ist. Dichte Wälder, die von tausenderlei verschiedenen Vögeln und Affen bewohnt werden, umgeben Cruzes. Dasselbe Dep. hat noch Chorrera, Nata, und Los Santos, kleine Städte von 4 bis 5000 E., und endlich Porto-Bello, dessen Name in der Handelswelt einigen Ruf gehabt hat. Die Spanier hatten diese Stadt la Sepultura de los Europeos (das Grab der Europäer) genannt. Trotz einigen Arbeiten zur Verbesserung des Gesundheitszustandes ist dieser Küstenstrich noch immer gleich ungesund, und Porto-Bello zählt gegenwärtig kaum 1200 Seelen.

In dem Dep. Magdalena finden sich außer den bereits besuchten Städten Cartagena, Mompox, Santa Marta, Rio de la Hacha noch Ocana, eine kleine Stadt in der Mitte, die man zur Hauptstadt der Republik machen wollte, el Carmen, der am wenigsten ungesunde Ort in der Provinz Cartagena, Tolu, durch seinen Balsam berühmt, und Turbaco, ein Indianer-Dorf, in dessen Nähe einige volcancitos (kleine Vulkane) liegen, welche Koth auswerfen.

In dem Dep. Boyaca bemerkt man Bojaca, das durch eine Niederlage der Spanier 1819 berühmt ist; Chinquiquira, ein Wallfahrtsort, wo die Columbier das Bild der Jungfrau anbeten; Santa Rosa, eine hübsche, gut gebaute Stadt; Pamplona, eine sehr verfallene kleine Stadt; Cucuta, berühmt durch den Congreß von 1821; Socorro, mit 12,000 E., eine industriöse und thätige Stadt, von welcher zu Ende des letzten Jahrhunderts die ersten Funken des Aufruhrs ausgingen; San Gil; Moniquira, reich an Kupfergruben; Velez, wo sich Goldwäschereien befinden; Pore, das durch die letzten Kriege verwüstet worden ist; Samagozo, eine alte verfallene Stadt. Hier wurde nach Humboldt jenes bei den Muyzcas übliche Menschenopfer zur Feier des Beginnens eines Cyclus von funfzehn Jahren gebracht. Das Opfer war ein Kind der Ebenen, dem Vaterhause entrissen und mit dem Namen guesa, d. h. irrend, bezeichnet. Der guesa wurde in dem Tempel der Sonne erzogen, mußte von dem 10. bis zum 15. Jahre in den Orten herumgehen, die Bocachica durchwandert und durch seine Wunder verherrlicht hatte, und nach Ablauf des 15. Jahres führte man ihn zu der Säule, einer Art Sonnenuhr, welche die Schatten des Sonnenstillstandes und den Durchgang der Sonne durch den Zenith zu messen bestimmt war. Die Priester oder xeques folgten dem Opfer. Sie waren wie die ägyptischen Priester maskirt und stellten theils Bocachica, den Gott mit drei Köpfen, gleich dem indischen Trimurti, theils Chia, die Frau Bocachicas, theils Famagota, das Symbol des Bösen, mit einem Auge, vier Ohren und einem langen Schwanze vor. War diese allegorische Prozession an die Säule gelangt, so band man das Opfer daran, das nun sogleich von einem Hagel von Pfeilen getroffen wurde. Sein Herz, das man zuerst herausriß, wurde Bocachica, dem Sonnenkönige, dargebracht, das Blut aber in geweihten Gefäßen aufgefangen.

Das Departement Zulia hat nur die bereits gesehenen Städte, Maracaybo an einem großen See, Coro und Merida. Das Departement Orinocco enthält außer Angostura die Städte Varinas, Guanare, Mantecal, die bevölkertste des Bezirks Apure, Caycara, in deren Nähe Syenitfelsen mit colossalen symbolischen Figuren sich befinden; Esmeralda, am Fuße von Granitpics, welche die ersten Spanier für Smaragdfelsen hielten. Das Departement Venezuela hat außer den bereits erwähnten keine wichtigen Städte, Caracas, Guayra, Maracay, Merida, Valencia, Barquesimeto. Das Dep. Maturin ist ebenfalls erschöpft, wenn man von Cumana, Araya, Maniquarez, Cariaco, Piritu, Cumanacoa und Barcelona gesprochen hat.

Kapitel XX.

Brasilien. — Fahrt auf dem Marañon.

Wo beginnt der Marañon, welches ist sein Hauptbett, das die andern in sich aufnimmt, das den Namen behält, wenn die Beiflüsse den ihrigen verlieren? Warum hat der Fluß mehrere Namen auf seinem Laufe; bei seiner Entstehung Tanguragua nach Einigen, oder Ucayali nach Andern; weiter unten der neue Marañon, und überdies Rio Solimoës, und endlich Amazonenfluß? Das sind Fragen, welche in geographischen Schriften aufgestellt worden sind, ohne daß sie irgend ein Schriftsteller zu lösen vermocht hätte.

Der Tanguragua oder neue Marañon, auf dem ich mich einschiffen sollte, mag er nun der Mutterstamm des Amazonenflusses seyn oder nicht, kommt aus dem See Lauri (Lauri Cocha) auf einem obern Plateau der peruanischen Anden. Ehe er auf der Höhe von Jaen de Bracamoros schiffbar wird, läuft er ungefähr 100 Lieues nach NNW. zwischen zwei Bergketten. Von diesem 20 Lieues von dem Stillen Meere gelegenen Punkte wendet er sich auf die östlichen Ebenen und ergießt sich nach einem Laufe von 800 Lieues in das atlantische Meer, so daß er auf diese Weise Südamerika in fast seiner ganzen Breite durchläuft.

Cuchunga, wo ich den 22. Novbr. ankam, ist der Landungsplatz von Jaen. Das einzige Transportmittel, welches ich hier fand, war ein großes, 25 Fuß langes, 10 F. breites Floß ohne Lehne aus großen mit Lianen zusammengebundenen Stangen. Mit vier Indianern vertraute ich mich diesem gebrechlichen und unförmigen Fahrzeuge an. In den ersten Tagen dieser gefährlichen Fahrt war kein Studium möglich. Halb im Wasser stehend, mußte ich auf mein Gepäck achten, das jeden Augenblick von der Flut verschlungen werden konnte; ich hatte so kaum Zeit, einen Blick auf die schön minder bergige, weich in Wellenlinien gehobene Landschaft zu werfen. Hier und da ergossen sich reißende Waldbäche in den Marañon und bisweilen erblickte ich auf einem derselben einige jener Brücken von zusammengeflochtenen Lianen, welche wie Hängematten über dem Wasser schweben. Nichts sieht merkwürdiger aus, als wenn die Indianer über diese luftigen Wege gehen, die im Winde schwanken, und einen

um so größern Bogen beschreiben, je länger sie sich unter der Last der Eingebornen gesenkt haben.

Drei Tagereisen unter Chuchunga klemmt sich der durch den Santiago vergrößerte und 250 Klaftern breite Marañon plötzlich zwischen zwei vertikale Felsenwände zu nur 25 Toisen Breite zusammen, als wenn er die Wand der Cordilleren durchbrochen hätte, da er nicht hoffen konnte, darüber hinweg zu steigen. Diese Enge, welche der Pongo de Manseriche heißt, zieht sich von Santiago bis San Borja und kann zwei Lieues lang seyn. Die Schnelligkeit der Strömung ist hier so groß, daß man mit Mühe erkennen kann, was vor den Augen vorüberzieht. Man unterscheidet nur undeutlich einen langen gewundenen schmalen und tiefen von dem Wasser ausgehöhlten Gang mit prismatischen Felsen, die über das Flußbett hängen. Einige Bäume, die oben auf den Wänden erscheinen, bilden über dem Strome grüne Wölbungen und verschleiern das wenige Licht, welches von oben herabfällt. Lacondamine hat berechnet, daß seine balsa (Floß) an dieser Stelle zwei Klaftern in der Secunde zurücklegte. Die Fahrt wurde für den berühmten Reisenden fast verderblich. Sein Floß blieb einige Minuten an einem Baumzweige hängen, den seine Leute im Wasser nicht bemerkt hatten.

Ueber dem Pongo de Manseriche erweitert sich der Marañon und breitet sich gemächlich in einer sumpfigen Gegend aus. Es giebt hier nicht mehr Felsenwände, nicht mehr riesige Berge und endlose Wälder und Schluchten; es ist nicht mehr die Erde, sondern ein Meer von süßem Wasser, ein Labyrinth von Seen, Flüssen und Canälen, die nach allen Richtungen durch einen unermeßlichen Wald dringen und denselben allein zugänglich machen.

San Borja ist eine kleine Indianer-Mission, die kaum einige Hütten zählt, welche unter der Aufsicht eines Mestizenhauptes stehen. Das ganze benachbarte Land an dem Marañon hinab ist so wunderbar fruchtbar, daß man unter dem dichten Pflanzenwuchse fast unmöglich einen einzigen Kiesel auf dem Boden erkennen kann. Wann die Indianer dieser Wälder nach San Borja kommen und sie sehen Kiesel, so heben sie dieselben als etwas Kostbares auf. Erst später, wenn sie erkennen, wie gemein ein solcher Gegenstand ist, werfen sie dieselben wieder weg.

Ich verließ San Borja auf einer Balsa, die etwas größer und dauerhafter war als die erste. Von San Borja nach Laguna, einem der Hauptorte der Mission Maynas, ergießt sich eine Menge Flüsse und Flüßchen in den Marañon sowohl von der rechten als von der linken Seite. Die auf der rechten sind fast alle unbedeutend, auf der linken aber nimmt er zuerst und zwar ein wenig unter San Borja den Marona, der von der columbischen Cordillere unterhalb des Vulkans Sanguay herabkommt, und den Postuca auf, der, im O. von Rio Cambo gebildet, durch das von den Ibaros-Indianern, einem freien und wilden Volke, bewohnte Land fließt. Ueber diesem Punkte fließt der Huallaga mit dem Marañon zusammen. Der Huallaga ist ein langer Strom, der von der Mittel-Cordillere Perus herabkommt und neuerdings von dem englischen Lieutenant Lister Maw untersucht worden ist. Bei der Verbindung der beiden Flüsse liegt der Ort Laguna, der Hauptort der Mission der Chaymas.

Hier nahm ich wieder ein anderes Fahrzeug und fand Piroguen, die aus einem einzigen 40 Fuß langen Baumstamme gemacht und mit acht Ruderern besetzt waren. Ich blieb einen ganzen Tag in Laguna, das das ansehnlichste Dorf auf diesem Wege ist. Die Maynas, welche dasselbe bewohnen, haben ein wildes, keckes und stolzes Aussehen. Ihre Züge sind nicht unangenehm und ihr langes schwarzes Haar, das auf ihre Achseln herabfällt, giebt ihnen ein würdevolles Wesen. Der Anblick eines Europäers erregte anfangs ihre Neugierde und ihr Gelächter, aber allmälig gewöhnten sie sich daran und achteten nicht mehr darauf.

Der größte Theil dieser Mission besteht aus bekehrten Eingeborenen. Alle Sonntage kommen sie aus den benachbarten Wäldern, um die Messe in der Missionskapelle zu hören. Dieser Tag ist für sie ein Tag der Erholung und der Festlichkeit. Nach Beendigung des Gottesdienstes verbringen sie den übrigen Tag mit Tanzen und Chica-Trinken.

Der Bezirk Laguna bringt Mais, Yuca, Bananen, Sassaparille und Wachs hervor. Die Eingeborenen haben wenige Hausthiere und nur einiges Geflügel. Der Fluß giebt ihnen Fische, Schildkröten und Seekühe. Das Getränk der Einwohner ist Chicha, die sie aus Mais, Yuca, Bananen und Chunta, einer großen rothen Cocusnuß, verfertigen. Die beste Chicha ist die aus Mais und Yuca. Der Handel Lagunas besteht darin, daß man Wachs, eingesalzene Fische und Schildkröten für Tucuya nach Moyobamba und nach Tabatinga, an der brasilianischen Grenze Sassaparille und Seekuhthran für Messer, Haken, Hacken ꝛc. schickt. Man führt wenige Zeuge in das Land ein. Die Eingeborenen gehen nackt; nur der Gouverneur trägt ein großes Hemd von blauem Baumwollenzeuge und Beinkleider von englischem Nankin. Die unter ihm stehenden Indianer bilden vier oder fünf Stämme, welche sich in die beiden Dörfer Laguna und Santa Cruz theilen. Das letztere, das weiter oben am Huallaga liegt, ist der erste Posten am Flusse außerhalb des peruanischen Gebiets. Santa Cruz hat 30 bis 40 Feuerstellen; Laguna kann 100 Einwohner haben, die alle dem Geistlichen williger gehorchen als den Befehlen des Alcalden oder der weltlichen Obrigkeit.

Ich brach den 4. Decbr. mit zwei gemietheten Piroguen von Laguna auf. Einige Krüge gekaueter Yuca zur Bereitung der Chica, Bananen und gesalzene Fische waren unsere Vorräthe. Die Piroguen gelangten bald an die Vereinigung der beiden großen Flüsse Huallaga und Marañon. Das Bett, das sie bildeten, konnte ungefähr 1 Meile breit seyn und eine Barre hemmte das Einströmen des Huallaga in den Marañon. Ist man einmal in diesen großen Strom gelangt, so trifft man auf eine Menge grüner Inseln. Unsere Piroguen kamen so nach Huarinas, einem Bezirke, der Copahu-Balsam, Sassaparille, weißes Wachs, Tabak, Yucas, Bananen und Mais erzeugt, in dem man aber kein Vieh sah. Auf der Höhe von Huarinas fand Lacondamine einen Stamm Yameos, den Lister Maw nicht erwähnt. Nach Lacondamine ist es ein friedliches, gelehriges und leicht civilisirbares Volk. Die sehr merkwürdige Sprache desselben scheint alle Vocale verbannt zu haben. Die Leute hielten im Sprechen, wie mehrere Wilde in Brasilien, den Athem an sich und ihre Worte waren so lang, daß in jeder andern Sprache zehn bis zwölf Sylben dazu gehören würden. So wurde das einsilbige Wort drei bei ihnen durch poetarraorincuroac ausgedrückt. „Glücklicher Weise,“ setzt Lacondamine hinzu, „geht ihr Zahlensystem nicht weiter.“ Die Yameos sind, wie die alten amerikanischen Stämme, sehr gefräßig, wenn sie viel Nahrungsmittel haben, aber sie ertragen dafür auch sehr geduldig den Mangel. Sie scheinen jede Art von Arbeit zu scheuen. Der Fischfang und die Jagd genügen ihren Bedürfnissen; sie verlangen und suchen nicht mehr. In der Zeit des Ueberflusses überlassen sie sich der ausgelassenen Freude und unmäßigem Gelächter. Ihre Waffen bestehen in einer Art Blaserohr, mit dem sie vergiftete Pfeile schleudern. Die letztern werden aus Palmenholze gemacht und haben am Ende ein Stück Baumwolle, welche das Rohr gerade ausfüllt. Es ist selten, daß sie in einer Entfernung von 30 oder 40 Schritten mit diesen Pfeilen den Gegenstand nicht erreichen, nach dem sie zielen und das Gift, mit dem sie die Spitze tränken, ist so stark, daß das getroffene Thier in wenigen Minuten stürzt.

Die Mission von Huarinas ist von einigen Feldern gleich denen bei Laguna umgeben. Die Ernten, der Handel und die Abzugscanäle sind in den beiden Oertern dieselben. Unterhalb drängt sich der Marañon enger zusammen und macht sich von den Inseln frei, welche bis dahin seinen Lauf hemmten. Die Vegetation am Ufer scheint kraftloser zu werden. Man sieht die kräftigen und riesenhaften Bäume der Anden nicht mehr, sondern Gräser, baumartige Farnkräuter und Sträucher, über welche hier und da einige schöne Palmen hinausragen.

Die erste Mission nach Huarinas ist San Regis, durch nichts von den vorhergehenden unterschieden. Ich handelte hier eine ungeheuere Schildkröte für eine Scheere ein. San Regis hat auch einen Pfarrer, eine Kirche und etwa sechszig Einwohner, die von Bananen, Yuca und Fischen leben. Unterhalb diesem Orte ergießt sich in den Amazonenstrom

der Ucayali, einer der breitesten Beiflüsse des Marañon, wenn er nicht das Hauptbett ist. Von diesem Punkte aus wird der Fluß fast ein Meer. Lacondamine, der hier die Tiefe untersuchte, versichert, 80 Klaftern Tiefe gefunden zu haben, ob es gleich noch 800 Stunden vom Ocean ist. Die Untersuchungen der Lieutenants Lister Maw gaben indeß nicht dasselbe Resultat; denn er fand hier nur 15, 20 bis 30 Klaftern Tiefe.

Ueber San Regis ist die Mission Joaquin de los Omaguas, ein Dorf, das aus etwa 50 Paaren besteht, welche sich mit dem Fange und der Einsalzung der Fische beschäftigen. Ich bemerkte, entweder weil die Leute von Natur sehr thätig sind, oder weil es gerade die Zeit einer außerordentlichen Arbeit war, an dem Ufer einen Arbeitseifer, der mit der Trägheit der Bewohner am obern Marañon sehr contrastirte. Vielleicht kam es daher, daß die Fischereizeit begonnen hatte. Die umliegenden Felder waren in sehr gutem Zustande. Um die Wohnungen her bemerkte man einiges Geflügel. Die Omaguas, welche die Hauptzahl der Einwohner ausmachen, waren sonst ein mächtiger Stamm, der einen Raum von 600 Meilen am Amazonenflusse inne hatte. Der Name Omaguas oder Flachköpfe schreibt sich von der sehr alten Gewohnheit dieser Eingebornen her, den Kopf der Neugeborenen zwischen zwei Bretern platt zu drücken, damit das Gesicht dem Vollmonde ähnlicher werde. Die Sprache dieses Volkes ist dem Ohre wohlklingend und leicht auszusprechen. Sie brauchen wie gewisse Völkerschaften am Orinocco Yopo und zwar mittelst einer Art Pfeife, deren Röhre wie ein Y auseinander geht. Die Vegetation am Marañon, von San Jaaquin de las Omaguas an, ist wunderbar reich und üppig; die mannichfaltigste Pflanzenart aber die Lianen, welche sich hier in tausend Arten findet; sie umschlingen die Wälder mit einem Netze von tausend Maschen und zeigen bisweilen in ihrem Geflechte so viel Regelmäßigkeit, als wären sie von Menschenhand untereinander geflochten, während sie ein andermal herumhängen, daß man sie für das Tauwerk eines Schiffes halten könnte. Die Indianer verfertigen aus diesen Lianen Seile für ihre Piroguen, die theils armdick, theils ganz dünn sind. Gummi, Harz und Balsame aller Art tropfen von allen Gewächsen; auch gewinnt man mehrere Arten Oel. An einigen Orten des umliegenden Landes verbrennen die Einwohner ein Copalgummi, das sie aus den Blättern der Banane gewinnen. Andere brauchen zu demselben Zwecke gewisse Samen, welche sie in die Höhlung eines Stabes thun; sie zünden die Körner an und stecken dann den Stock in die Erde, daß er einem Leuchter gleicht. Der Baum, welcher den Kautschuk erzeugt, ist an den Ufern des Marañon sehr häufig. Die Indianer machen Flaschen daraus.

Unterhalb Omaguas nimmt der Marañon einen noch großartigern Charakter an; er würde in der Hauptströmung für Kriegsschiffe schiffbar seyn. Die Strömung legt an dieser Stelle in der Stunde ungefähr vier Meilen zurück. Wenige Stunden über Omaguas erscheint die Mission Iquitos unter wohl unterhaltenen Pflanzungen auf der Höhe eines ziemlich hohen Ufers. Diese Mission hat eine sehr hübsche Kirche mit einem Rasenplatze davor. Man verfertigt hier Hängematten, die im Lande berühmt sind. Etwas unterhalb Iquitos ist die Stelle, wo sich der Marañon mit dem Rio Napo vereinigt, einem ansehnlichen Flusse, der sich erst nach 160 St. in dem großen Flusse verliert. Sonst machten die Portugiesen den Spaniern den Besitz aller Länder östlich von diesem Flusse streitig, aber das von wilden und unbezwungenen Völkerschaften bewohnte Land gehörte eigentlich Niemanden.

Oran, wo ich am 9. anlegte, ist eine Mission am linken Ufer des Flusses, in deren Nähe sich viele wilde Thiere aufhalten. Den Morgen, als unsere Böte vorüberfuhren, hatte eben ein Jaguar einen Haushund geraubt. Mehrere Fischerböte zeigten sich auf dem Flusse und suchten einige Seekühe zu harpuniren. Die Fischereigeräthe schienen mir vollkommener zu seyn als die der Völker am obern Marañon, und die Stricke an der Harpune dauerhafter und besser gearbeitet. Die Harpune war von hartem und schwerem Holze mit einem Stücke leichten Holzes am Ende, um sie über dem Wasser zu halten.

Nach Oran kommt die wichtigere Mission Pebas, wo wir den 10. Decbr. ankamen. Das Ufer war mit Indianern bedeckt, welche betrunken zu seyn schienen und unsere Böte mit wildem Geschrei empfingen. Sie gingen mit langen und vergifteten Pfählen bewaffnet umher. Einige Freundschaftszeichen und einige Geschenke von geringem Werthe beruhigten sie. Der Gouverneur und Alcalde von Pebas schien mir der wichtigste Mann zu seyn, den wir am Flusse bisher getroffen. Sein ziemlich reicher Bezirk erzeugt Cacao, Sassaparille, Vanille, Wachs, Mais, Yucas, Bananen und Melonenbäume.

Der Fluß liefert eine große Menge Fische; die Wälder enthalten viel Wildpret. Man findet in ihnen auch Jaguars, Tapirs, Damhirsche und Affen. Die Indianer von Pebas stehen in lebhaftem Verkehre mit den Omaguas, obgleich ihr Dorf nicht sehr belebt aussieht. Lister Maw theilt sie in Yaguas und Origonen. Die Yaguas scheinen nach allen ihren charakteristischen Kennzeichen von edeln peruanischen Familien und selbst von der Familie der Incas abzustammen, haben schöne und ausdrucksvolle Gesichter, sind groß und gut gewachsen, kupferfarbig, haben lichteres Haar als die übrigen Indianer, tragen einen Gürtel von Rinde und schmücken sich die Arme und Beine mit langen Assasblättern. Die Origonen, die schwärzer, kleiner, ärmlicher, dem Gesichte und Wuchse nach minder ausgezeichnet sind als die Yaguas, scheinen wirkliche Ureinwohner dieses Binnenlandes zu seyn, wohin die andern nur in Folge von Revolutionen kamen. In Pebas befindet sich die große Giftfabrik für die umliegenden Oerter. Die Origonen haben einigen Ruf wegen der Art erlangt, wie sie diesen tödtlichen Saft bereiten, der von dem curare der Orinocco-Ebenen nicht verschieden zu seyn scheint. Das Gift der Origonen hat dieselbe Stärke. Versuche bewiesen Lacondamine, daß es nach zwei Jahren von seiner Stärke nichts verloren habe. Die Herrn Reaumur und Herissant machten Versuche mit Pfeilen, die vor vier Jahren nach Paris gebracht worden waren, und fanden, daß die damit gemachten Wunden noch eben so tödlich seyen als an dem Tage, da die Waffen mit dem giftigen Safte getränkt wurden. Das von einem solchen Pfeile getroffene Thier erhielt Zuckungen und starb nach einigen Minuten.

Jenseits Pebas giebt es nur noch unbedeutende Missionen, wie Cochinchenas und Loreto, ehe man an die Grenzen Brasiliens gelangt. Während einer dreitägigen beschwerlichen und an Beobachtungen unfruchtbaren Fahrt trafen wir blos ein großes Floß, das denen ziemlich ähnlich war, welche ich auf dem Amazonenflusse und dem Rio Magdalena bereits gesehen hatte. Es waren Bambusstämme mit langen Lianen zusammengebunden und mehrfach übereinander gelegt, so daß die obere Schicht trocken blieb, ob sie gleich nur wenig über das Wasser ragte. Eine mit Palmenblättern belegte Estrade diente zur Sicherung der Waaren. Vollständig nackte Indianer leiteten dieses unförmige und plumpe Fahrzeug. (Taf. 16. Abbild.)

Den 16. Decbr. kam ich nach Tabatinga, das sonst Presidio de Tabatinga hieß, einem brasilianischen Posten an der Grenze der columbischen Besitzungen. Tabatinga mit seinem zerstörten kleinen Fort liegt am nördlichen Ufer des Marañon oben auf einem kreidigen Hügel an der Stelle, wo der Fluß in einem engen, kaum drei Viertel Meile breiten zusammengedrängten Bette fließt. (Taf. 15. Abbild.) Eine Wache ruft und hält die Fremden an, die hier über die Grenze kommen. Man kann sich denken, daß diese Wache nicht sehr oft gestört wird. Ein Hafencommandant ist mit der Polizei dieses Postens beauftragt.

Sonst hatte Tabatinga eine commerzielle Wichtigkeit, welche gegenwärtig sehr abgenommen zu haben scheint. Die Gebäude, welche sich aus jener Zeit des Glückes herschreiben, fallen jetzt in Trümmer. Ein unter dem Ministerium des Marquis von Pombal errichteter Stapelplatz, das Fort mit seinen verrosteten Kanonen, alles sieht verfallen aus. Der Ort selbst besteht aus einigen von dem Gouverneur, seiner kleinen Garnison und dem Pfarrer bewohnten Häusern. Die indianischen Völkerschaften halten sich in den Wäldern auf und verlassen dieselben nur, wenn sie durch ein Fest, einen Tanz, ein Gelag nach Tabatinga gezogen werden.

Die wichtigsten dieser Völkerschaften sind die Tecunas und die Marurunas. Die erstern lagern an den Ufern des Rio Yavari, der sich auf der rechten Seite in den Marañon ergießt; die andern dagegen sind wilder und bewohnen fernere Wälder. Ich sah bei unserm kurzen Aufenthalte einige dieser völlig wilden Maruruнas. Sie hatten die Nase, die Ohren und die Lippen durchbohrt, das Gesicht mit Federn und Dornen ausgeputzt und die Stirn roth und schwarz gestreift. Ich bemerkte unter ihnen einen Häuptling dieses Stammes mit ausdrucksvollem Gesichte und so geschnittenem Haar, daß es in einem einen Zoll breiten Kreise um den Kopf stand; die Stirn und die Backen waren mit Querstreifen tättowirt. (Taf. 16. Abbild.) Muschelstücke hingen an seiner Nase, seinen Ohren und seiner Unterlippe; mehrere Pflanzenstengel schienen in seine Lippen gesteckt zu seyn und eine lange rothe Arafeder ragte an seinen Mundwinkeln hervor. Als ich ihn auf dem Markte von Tabatinga bemerkte, unterhandelte er mit einem Häuptlinge des Stammes der Muras, welcher an den Ufern des Rio Iça wohnt. Dieser letztere Häuptling war nicht minder mißgestaltet und nicht minder seltsam aufgeputzt. (Taf. 16. Abbild.) Die Maruruнas tragen das Haar lang und bestreichen sich bisweilen den Körper mit einer hellen Farbe. Die Sitten dieser Wilden sind nicht minder seltsam als ihre Tracht und ihre Physiognomie. Die Wöchnerin darf bei ihnen kein Affenfleisch essen und muß sich mit dem Fleische der Hoccos begnügen. Wird ein Kind geboren, so giebt man ihm einen Namen ohne alle Ceremonie; wenn man ihm aber später die Ohren, die Lippen und die Wangen durchbohrt, feiert die ganze Familie und der ganze Stamm ein Fest. Diese Völkerschaft, eine der gefürchtetsten und zahlreichsten am Marañon oder Ober-Solimoes, ist zu keiner Zeit weder von den Portugiesen, noch von den Spaniern unterjocht worden. Sie hält sich an den Ufern des Ucayali und des Yavari auf, die deshalb für die Reisenden nicht sicher sind. Sie verbergen sich hinter Bäumen und lauern auf die Böte. Haben sie ein Boot herankommen lassen, so durchbohren sie zuerst den Steuermann und fallen dann mit tamacunos, schrecklichen Keulen, die in ihren Händen eine furchtbare Waffe sind, über die Mannschaft her.

Die Tecunas sind minder wild. Ruft sie ein Fest nach Tabatinga, so kommen sie dahin in ihren Piroguen in großer Anzahl, nackt, mit Arm- und Kniebändern, Epauletten, Federkopfputzen und einem zierlichen Gürtel von Baumrinde geschmückt. Diese Feste sind nicht kurz; sie dauern bisweilen drei Tage und sind dem Tanze und dem Chichatrinken gewidmet. Der Zufall ließ mich Zeuge eines solchen wahrhaft merkwürdigen Festes seyn. Nach ein- oder zweitägigen bacchischen Orgien befanden sich diese Tecunas des Tanzes wegen wieder auf den Beinen. Die Veranlassung dieser Zusammenkunft war, einem zweimonatlichen Kinde unter Musik und bei Tanz alle Haare vom Kopfe zu reißen. Die Festlichkeit begann mit einer entsetzlichen Musik. Der Zug wurde von einem Manne eröffnet, dessen Gesicht mit einer großen Affenmaske bedeckt war, und er stellte den Teufel Yurupari vor. Die Ränder seiner aus Baumrinde gemachten Kleidung wurden von zwei kleinen Indianerinnen getragen. Nach ihm kam eine Menge Masken, theils in riesenhafter Größe, ähnlich den mamacombos der Afrikaner, theils als wirkliche oder phantastische Thiere, Fische, Hirsche, Vögel, Calmas, alte Baumstämme ꝛc., zuletzt eine alte häßliche, schmuzige, schwarz angestrichene Megäre, die gesticulirte und den Tact eines eintönigen Liedes auf einem großen Schildkrötenschilde schlug. Alle sprangen und hüpften wie junge Ziegen. Man hätte sie für Besessene oder für einige jener Phantome halten können, welche Hofmann in seinen phantastischen Träumen schuf. Aber hier hätte die Phantasie Hofmanns der Wirklichkeit nachgestanden. (Taf. 15. Abbild.) Das Kind stirbt bei diesem Ausreißen seiner Haare oft unter schrecklichen Leiden. Die Operation dauert bisweilen drei Tage und drei Nächte ohne Unterbrechung; man kann sie weder begreifen, noch rechtfertigen, wenn man nicht eine religiöse Monomanie darin sehen will. Nach einem reichlichen Genusse von Chicha wird der Tanz minder verworren und der Ball endigte sich in einer Art Kriegstanz, der noch eine oder ein Paar Stunden dauerte, worauf ein Jeder sich niederlegte.

Als unsere Pässe von dem Commandanten von Tabatinga visirt waren, verließen wir diesen Posten den 18. Decbr. und kamen den folgenden Tag nach San Paulo de Olivença. Zwischen den beiden Missionen lag sonst die Villa San Jose, die jetzt ganz verschwunden ist und nur noch einen großen Wald zeigt. Man hat den Ort seiner ungesunden Lage wegen verlassen.

(San Paulo de Olivença.) San Paulo de Olivença ist einer der schönsten Orte an diesem ganzen Küstenstriche. Er liegt 100 Fuß über dem Meeresspiegel auf einem hohen Ufer amphitheatralisch mitten unter großen grünen Wiesen. Die Urbarmachungen nehmen bei dieser Mission einen ziemlich großen Raum ein und scheinen einigen Wohlstand zu verkündigen. Die meist in europäischem Style gebauten Häuser haben alle nur ein Stockwerk. Die Kirche ist schön und groß. Alles verräth, daß man sich civilisirten Gegenden nähert. Die Frauen sind so ziemlich in Baumwollenzeuge gekleidet. Die Männer haben Koffer mit Schloß und Schlüssel. Man sieht in dem Lande noch kleine Spiegel, Messer, Scheeren und Nadeln, die gegen Cacao eingetauscht wurden, und aus allem zusammen ergiebt sich ein ungewohnter Anblick von halber Civilisation. (Taf. 16. Abbild.)

Die Umgegend von San Paulo de Olivença wird von den Campivas, Tecunas, Culinas und Arayças bewohnt, die sämmtlich nackt gehen und den Körper auf verschiedene Art bemalen. Die Mädchen der Culinas sind durch ihre Gewandtheit im Laufen berühmt. Wenn bei ihnen das Alter der Mannbarkeit eintritt, so legt man sie in eine Hängematte oben auf der Hütte, wo sie, dem fortwährenden Rauche ausgesetzt, vergessen und ohne Nahrung sind und das Fasten so lange als möglich ertragen. Die Arayças haben andere nicht minder seltsame Gebräuche. Bei ihnen muß der junge Mann für seine Braut, für die, welche ihm von der Wiege an bestimmt ist, lange jagen und, ehe er das Mädchen verdient, den Vater pflegen und ihn ernähren. Die merkwürdigste Gewohnheit bei den Campivas ist die, daß man die Kinder in eine Wiege von der Gestalt einer Pirogue legt, ihre Köpfe da zwischen sehr dünnen Bretern befestigt, um denselben durch den Druck allmälig die Gestalt einer Bischofsmütze zu geben. Diese Indianer schießen Pfeile durch ein Blaserohr; übrigens sind sie friedlich und treu und zeigen sich gegen die Reisenden gastfrei und wohlwollend.

Eine eintägige Fahrt brachte mich von San Paulo nach Iça, einem Militärposten, wo unsere Ankunft Abends durch eine Illumination gefeiert wurde, zu der man Butter und Schildkrötenfett in Orangenrinden brauchte. Beim Scheine dieser Lämpchen führten zweihundert der schönsten Indianer des Stammes Passes einen Kriegstanz auf. Sie waren nackt, hatten das Gesicht schwarz tättowirt und trugen in der Hand theils lange Stangen, theils Blaseröhre. Die Frauen und die Kinder folgten. Die Yuris, eine andere Völkerschaft aus der Umgegend, mischten sich unter die Passes. Unter den letztern giebt es payes oder Zauberer, welche ein fast unbegrenztes Ansehen genießen. Beide Volksstämme bewohnen den untern Theil des Rio Iça, eines Flusses, der in NW. der Cordillere entspringt. Funfzig Stunden weiter oben heißt er Putomayo; Rio Iça wird er, indem er sich in den Solimoes ergießt.

In derselben Gegend und in der Nähe der Mündung des Tocantin findet man die Cauricunas, welche das Fleisch der Crocodile verzehren. Vor einigen Jahren schüttelten diese Völker das brasilianische Joch ab und ermordeten ihren Missionär. Seitdem empfinden sie Furcht bei dem Anblicke eines Fremden. Sie gehen nackt, haben das Gesicht roth und schwarz bestrichen, die Arme und Knie mit Bändern aus Baumrinde und Federn verziert. Ihre aus Palmenblättern gebauten Hütten haben eine kegelförmige Gestalt und eine sehr niedrige Thüre. Die ganze Familie und die Hunde des Hauses liegen unter einander in dem einzigen dunkeln, niedrigen und verräucherten Gemache. Die Gegend, wo das Volk lebt, enthält alle Arten Wildpret. Ihre Nachbarn an den Ufern des Yapura, von dieser Seite minder begünstigt, sind öfters grausamer Hungersnoth ausgesetzt.

Von Iça nach Egas, der Mündung eines der größten Beiflüsse des Solimoës, des Yapura, findet man wenig Dörfer und wenig Wohnungen. Die beiden Ufer des Flusses sind ungesund und bewaldet und den wilden Thieren überlassen, welche in der Tiefe dieser Wälder unbeschränkt herrschen. Der kleine Posten Forte Boa am linken Ufer des Solimoës ist auf dieser langen vielfach gekrümmten Ausdehnung des Flusses allein zu erwähnen. Man kommt immitten eines unangebauten Landes in das Dorf Casara oder Alvarenz, einem elenden Haufen von Häusern an den Ufern eines Flusses, der sich in den Solimoës ergießt. Vor diesem Orte verbindet sich der Yapura mit dem großen Flusse. Obgleich ich wünschte, an dem Ufer dieses so merkwürdigen Beiflusses hinaufzugehen und der Wanderung der Herren Spix und Martius bis an die brasilianische Grenze zu folgen, so fehlte es mir doch an einer Gelegenheit, diese Musterung auszuführen. Dieses Land ist übrigens von jenen beiden deutschen Naturforschern mit solcher Geduld durchforscht worden, daß ich ihrer großen wissenschaftlichen Arbeit wahrscheinlich wenig hinzuzufügen gehabt haben würde. Ich halte es aber für nützlich, die Hauptpunkte jener Reise hier dem größern Publikum darzulegen.

(Reise von Spix und Martius.)

Die Mündung des Yapura, jener des Tefe fast gegenüber, ist fast eine Seemeile breit. Je weiter man in diesen schönen Fluß hineinkommt, sieht man die Ufer sich mit jungfräulichem Wald bedecken. Spix und Martius drangen auf dem Majonas, einem Seitenarme, den eine Insel bildet, hinein. Es war zur Zeit der Anschwellung, und die Gewässer des Yapura, die gewöhnlich heller sind als die des Marañon, sahen schlammig und gelblich aus. Uebrigens war der Anblick der Ufer der beiden großen Ströme fast derselbe. Der erste Halt wurde bei der Mündung des Tijuaca, des Ausflusses des Sees Amona, und dem Uranapu, einem großen und tiefen Flusse gegenüber, gemacht. Hier befand sich eine factoria (tybas) zum Fange der Seekuh und des pirarucu. Diese Factorias bestehen in einem Schoppen von Palmenblättern und einem großen Lattengerüste, um darauf den Fisch über einem großen Feuer zu dörren. Zur Zeit der Fischerei herrscht eine große Thätigkeit an diesem Orte. Der Ertrag derselben ist bisweilen so bedeutend, daß man in acht Tagen Lebensmittel auf ein ganzes Jahr erhält. Kessel, in denen das Fett ausgekocht wird, machen selbst die geringsten Ueberbleibsel nutzbar.

Nach einer siebentägigen Fahrt erreichten Spix und Martius Sant Antonio de Marapi, einen Flecken, der vor etwa 50 Jahren angelegt wurde und gegenwärtig von einigen Stämmen der Umgegend, Passés, Yuris, Coëranas und Yumanas bewohnt wird. Sechs Häuser und eine Kirche, weiter erhält dieser Posten nichts. Die Coëranas, welche in der Umgegend lagern, haben einige unbestimmte religiöse Ideen. Sie glauben an die Existenz eines Gottes, der alles für sie geschaffen hat, die Flüsse, die Wälder, die Sonne und die Sterne; sie beten diesen Gott an und rufen ihn an. Dagegen glauben sie nicht an die Unsterblichkeit der Seele und fürchten den Tod.

Die Indianer von Marapi bedienen sich vergifteter Pfeile, die sie mit ihrem Blaserohr oder ihrem Bogen fortschleudern. Diese Bogen sind von rothem Holze. Außerdem haben sie einen Wurfspieß (marucui) und eine Keule (cuidaraz), deren Form und Verzierung je nach den Stämmen verschieden ist, und endlich einen Schild aus gegerbter Tapirhaut oder der Rückenhaut eines Caimans. Die reichsten fügen eine Messerklinge hinzu. Um diese ihre Waffen zu erhalten, gaben Spix und Martius diesen Wilden Glasperlen, Baumwollenzeuge und Tücher. Man fand in dem Yapurathale weder Rinder, noch Schafe, noch Schweine, dagegen Geflügel und Hunde in großer Menge.

Eines Abends wichen die beiden Naturforscher, als sie in eine Hütte nackter Indianer traten, vor Schrecken bei dem Anblicke einer prächtigen Schlange mit gelben und grünen Schuppen zurück, die vier Ellen lang war und aufrecht mitten in dieser Wohnung stand, als gehöre sie mit zu der Familie. Als die Reisenden eintraten, glaubte dieser seltsame Gast, ihnen einige Artigkeiten erweisen zu müssen; er näherte sich ihnen hüpfend und tanzend, wozu ein alter Indianer sang; dann rollte sich das Thier in lange Ringe zusammen, bald nach der Seite, bald nach jener, und zog sich endlich nach diesen Zeichen der Freundschaft in einen Winkel der Hütte auf einen Haufen Heu zurück, wo es unbeweglich liegen blieb. Nicht alle Indianerwohnungen hatten ihre Schlange; nur die Zauberer verstehen diese Thiere, selbst die giftigsten, zu zähmen; sie reißen ihnen die Giftzähne aus und brauchen sie dann zur Heilung der Schlangenbisse. Durch diese Wissenschaft gelangen sie zur Herrschaft über die andern Wilden, die so leichtgläubig als abergläubisch sind.

So lange der Yapura von N. nach S. strömte, schien die Vegetation an seinen Ufern den beiden Reisenden keine bemerkenswerthen Unterschiede zwischen der an den Ufern des Solimoës zu bieten; als aber der Fluß sich von O. nach W. wandte, zeigten sich Pflanzen, die sie vorher nicht gesehen hatten; vorherrschend waren in den sumpfigen Niederungen die Sassaparille und der Cacaobaum.

Spix und Martius legten darauf an dem Dorfe Malloca an, das am südlichen Ufer des Yapura in der Nähe des Sees Acunaui lag. Dieser nicht eben große See hat dunkelfarbiges Wasser. An einer seiner Buchten standen einige kegelförmige von nackten Indianern bewohnte Hütten. Es waren Cauxicunas, welche in dieser Gegend wohnen. Die Reisenden, welche hier an's Land gingen, fanden da einen jungen Indianer, der gut gewachsen, der Sohn des Häuptlings war und die lingua geral ziemlich gut sprach. Er führte die Fremden in eine der großen Hütten. Die Haltung dieser Wilden verrieth Furcht, aber weder Feindseligkeit, noch Uebelwollen. Spix und Martius wanderten also ohne Besorgniß weiter; aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie mit einigen ihrer Ruderer in die Hütte gegangen waren und sich in einem indianischen Fort vor dreißig mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Kriegern befanden, die auf an den Wänden hängenden Hängematten saßen oder sich auf Pfähle stützten, — vor einer furchtbaren und unruhigen, unbeweglichen, schweigenden Besatzung, bereit, die Pfeile gegen die Europäer auf die erste falsch verstandene Geberde abzudrücken. Die Lage war kritisch; doch hatten die Leute diesen Hinterhalt nur gelegt, weil sie selbst angegriffen zu werden fürchteten. Die Erscheinung einiger Böte auf dem See hatte sie einen vorbedachten Ueberfall besorgen lassen, sie wollten denselben eben sowohl durch die List als durch die Gewalt bekämpfen, und ihr Plan entbehrte, wie man sieht, keineswegs eine Art strategische Geschicklichkeit. In einem engen Raume, mitten unter Kriegern, die wohl auf ihrer Hut waren, würden die Europäer alle unterlegen seyn, ehe sie an Mittel zu ihrer Vertheidigung denken konnten. Es fehlte ihnen Licht und Raum; sie würden alle unter den vergifteten Pfeilen gefallen seyn. Spix und Martius sahen ein, daß man sich über ihre Absichten irre, behielten in der Gefahr ihre ganze Kaltblütigkeit, banden ihre Halstücher ab und bewegten dieselben zum Zeichen der Freundschaft und des Friedens. Bei diesem Zeichen rief der Führer seine Leute zurück. Er wollte unbewaffnete Männer nicht angreifen, trat vor und sprach ihrer Branntweinflasche zu. Dieser Häuptling war ein Mann von 5 Fuß 8 Zoll mit breiter Brust und athletischem Gliederbau, der durch seine Nacktheit noch mehr hervortrat. Als er zu den beiden Naturforschern trat, machte er eine Bewegung, die für einen Kuß gelten konnte; er rieb sein mit Rucu stark beschmiertes Gesicht an ihren Gesichtern. Bis dahin hatte man unter den Indianern der gemeinen Classe dieses Zeichen der Freundschaft noch nicht bemerkt. Nach demselben fragte der Häuptling die Reisenden durch einen Dolmetscher über den König von Portugal und Brasilien, und faßte von diesem Monarchen eine um so günstigere Meinung, als man ihm denselben als einen Mann von riesenhafter Größe schilderte. Nach dieser kleinen Unterhaltung herrschte das beste Vernehmen zwischen den Naturforschern und den Indianern. Der Häuptling gab als Zeichen der Freundschaft einen Bogen von rothem Holze und ein Packet vergifteter Pfeile. Seine nach ihren Umständen freigebigen Unterthanen fügten andere Waffen und Früchte hinzu, während die Europäer den Wilden verschiedene Kleinigkeiten boten, die dankbar angenommen wurden, Angelhaken, Halsbänder ꝛc. Es waren nur Männer zugegen.

Die Frauen und Kinder waren, wahrscheinlich aus Vorsicht, in eine entferntliegende Hütte zusammengebracht worden. So lange die Reisenden in dem Innern geblieben, stießen die Frauen klagende Töne aus. Die Männer waren sehr gut gewachsen, und von dunkler Farbe. Sie wurden nicht durch irgend eine Tättowirung entstellt, aber die Ohrläppchen waren ungeheuer vergrößert. Sie hatten nie Weiße gesehen und deshalb schien alles, was sie bemerkten, Kleidung, Schmuck ꝛc., sie lebhaft zu interessiren. Die geringsten Geberden, die einfachsten Worte überraschten sie. Mit besonderer Verwunderung sahen sie den Dr. Spix die Worte aus ihrer Sprache aufschreiben. Der Häuptling behielt übrigens eine Art Decorum vor den Seinigen. Er kannte die Rechte seines Amtes und wollte denselben nichts vergeben. Als die Naturforscher die Hütte verließen, rührte er sich nicht und trug seinem Sohne auf, sie bis an den Landungsplatz zu führen.

Die Hütten der Cauricunas waren die am besten gebauten Indianerhütten, welche Spix und Martius bis dahin gesehen hatten. Sie maßen 30 Fuß im Durchmesser und 20 F. in der Höhe. Zwei viereckige einander gegenüberstehende und 4 Fuß hohe Thüren und eine Oeffnung oben auf dem Gebäude, durch die sowohl Licht hineinfallen als der Rauch hinausziehen sollte, waren mit beweglichen Laden versehen, die geöffnet und geschlossen werden konnten. Das Dach von Palmenblättern war so dicht, daß der Regen nicht durchzudringen vermochte. Das waren die Hütten der Cauricunas, ähnlich denen der Manurucus und mehrerer Stämme am Yapura.

Als die Reisenden von ihrem Ausfluge auf den See Acunaui zurückgekommen waren, lagerten sie auf einer Insel, wo man eine Menge Eier einer Eidexenart (iguana und euphyrus) fand. Eine Schicht Erde und Blätter bedeckte diese Eier, welche sehr leckere Störche aufsuchten und verzehrten. Obgleich die Kleinen bereits entwickelt waren, aßen doch die Indianer diese Eier mit Vergnügen und machten sie den Störchen streitig. Der Storch, von dem hier die Rede ist (ciconia americana), und einige große Reiher (ardea egretta) waren damals die einzigen Wasservögel in jener Gegend. Die Indianer meinten, es wären nur Nachzügler, weil sie seit der Anschwellung des Amazonenflusses sich wie die andern über die Cataracten des Yapura hätten zurückziehen und nach Norden gehen sollen. Dies stimmte mit den Beobachtungen Humboldt's überein, der angab, daß die Wasservögel des Orinocco nach der Frühlings Tag- und Nachtgleiche, d. h. zur Zeit des ersten großen Wassers, nach Süden gehen, weil sie am Ufer dieses Flusses keine hinreichende Nahrung mehr fänden.

Die Reisenden setzten so ihre Wanderung fort, bald zwischen den Inseln, bald am nördlichen Ufer des Yapura. Auf dieser Fahrt mitten unter unbekannten Ufern wurde die Schwierigkeit durch die Vermehrung der Schnelligkeit der Strömung, durch zahlreiche unter dem Wasser versteckte Baumstämme, durch Myriaden von Muskitos und durch eine erstickende Hitze vermehrt, obgleich man eine regnige und fast immer sonnenlose Atmosphäre hatte.

So kamen sie an das kleine Dorf San Joao do Principe, das am nördlichen, hier ziemlich hohen Ufer lag und die entlegenste portugiesische Niederlassung an diesem Flusse war. Es wurde 1808 angelegt und bevölkerte sich mit Familien der Coretas, der Yuris und der Yamas, die aus den benachbarten Wäldern kamen. Der Gründer dieses Postens hatte ohne Zweifel einen Gedanken des Friedens und der Civilisation, aber der Gedanke scheiterte in der Ausführung. Die Indianer von San Joao do Principe sind der Herrschaft ihrer eingeborenen Häuptlinge entzogen worden, um unter die eines Weißen oder Mestizen zu treten, der gewöhnlich seine Stellung mißbraucht und fast immer den Despotismus, die Intrigue und die Armuth mit sich bringt, — Geißeln, denen die Indianer ihre herumirrende Lebensweise und die Ruhe ihrer Wälder vorziehen. Der Ort war gut gewählt, obgleich er von Fiebern heimgesucht wird; Mulatten von San Paulo hatten sich da niedergelassen, denn die Paulipos sind von allen brasilianischen Creolen diejenigen, welche einen gewissen Instinct von Colonisation haben. Der Boden von San Joao war für sie ein treffliches Feld zur Ausbeutung, denn die Fruchtbarkeit desselben ist wahrhaft fabelhaft. Man sieht hier Maniocwurzeln von 30 Pfd. und Bananen von 100 Pfd.

Spix und Martius legten an Sitio d'Uarivaui an, wo sie von dem Taubixava Miguel empfangen wurden, einem Yuri-Häuptlinge, der am dem ganzen Yapura bekannt war. Seit mehreren Jahren hat dieser Häuptling aus den Wäldern von Pauhos etwa 100 Indianer herbeigeführt, die große Hütten haben, welche denen der Weißen gleichen. Die meisten Familien besitzen überdies einen großen offenen Schoppen, wo jeder seine Hängematte nach Belieben aufhängt und sich, nach ihrem gewöhnlichen Ausdrucke, an dem Feuer darunter ergötzt. Trotz ihrem häufigen Verkehre mit den Weißen sind die Yuris noch immer echte Wilde der Wälder, Indios do mato. Sie haben keine andere Kleidung als den Gürtel und Calimbe. Sie bauen Manioc, Bananen, Cocuspalmen ꝛc. nur in dem Maße, als sie bedürfen, und leben von dem Ertrage ihrer Jagd und Fischerei, die beide sehr ergiebig sind.

Spix und Martius sahen die Tänze dieser Eingeborenen. Derjenige, welcher dieselben leitete, hielt in der linken Hand einen langen Cylinder von leichtem Holze, mit dem er auf die Erde schlug, um den Tact zu bezeichnen; er begleitete so die Bewegungen der Comparsen, die alle seltsame Masken trugen und gewaltsam schrien. Um diesen Lärm zu vermehren, schlugen Einige auf kleine Trommeln aus dem Holze des panax montoni. Nach den Tönen dieser Instrumente bewegte sich eine Gruppe als Krieger gekleideter Männer, welche von ihrem Häuptlinge (dem Taubixava) befehligt wurden. Hinter großen runden Schilden von Tapirhaut versteckt, wechselten sie zuerst drohende Geberden, worauf sie ihre Wurfspieße schleuderten. Nichts konnte seltsamer und häßlicher seyn, als der Anblick dieser Männer mit glänzenden Muskeln, schrecklichen Grimassen und fürchterlichem Geschrei. Ihre Art, die Wurfspieße mit entsetzlichen Verzerrungen einander zuzuschleudern und das tättowirte und mit Rucu beschmirte Gesicht hinter dem Schilde zu verbergen, trug ebenfalls dazu bei, diesem Schauspiele ein noch phantastischeres Aussehen zu geben.

Als die Reisenden Uarivaui verließen, wurden ihre sieben Böte von 60 Ruderern gelenkt. Diejenigen dieser Indianer, welche vom Amazonenflusse gekommen waren, sahen allein gesund aus; die andern waren blaß oder gelb, und durch diese Farbe wurde die Tättowirung noch schrecklicher hervorgehoben. Die meisten hatten einen sehr dicken Bauch; an den ältesten ließen sich Symptome einer Leber- und Milzverstopfung erkennen, das Resultat der häufigen Fieber, welche an den Ufern des Yapura wüthen und gegen welche die Eingeborenen kein Mittel kennen. Sie denken nicht einmal daran, die Weißen darum zu fragen, denn sie besitzen, das Leid zu tragen, eine gewisse Trägheitsenergie. Es muß dies erwähnt werden, weil man gewöhnlich glaubt, die Indianer hätten eine Menge sehr wirksamer Arzeneimittel gegen die Krankheiten. Trotz ihrem kränklichen Aussehen arbeiteten die Ruderer ohne Aufhören und die Fahrzeuge gelangten bald zu der ersten Cataracte, welche Cupati heißt. Je näher man derselben kam, um so höher wurden die Ufer des Yapura und um so lichter die Wälder. Abends zeigte die Serra de Cupati ihren bis dahin in dichten Wolken verhüllten Gipfel und am folgenden Tage sah man jene Gebirge, deren Höhe etwa 600 Fuß über dem Bette des Yapura beträgt. Die Seiten dieser Kette sind völlig bewaldet. Die Reisenden kamen nun an den Fall, der ein dumpfes Geräusch machte, welches mehr und mehr zunahm und endlich ein schreckliches Donnergetöse wurde. Das über dem Falle zusammengedrängte Flußbett ist nicht über 600 Fuß hoch. Ehe der Yapura einen Ausgang findet, scheint er nach allen Richtungen hin darnach gesucht zu haben. Oberhalb des Falles bede er fast das ganze dicht bewachsene Feld. Es ist ein See, in dem sich prächtige Waldungen spiegeln. Aber sobald er sich einen Weg in den Felsen aushöhlen konnte, stürzt er mit außerordentlicher Heftigkeit hinein. Es ist sehr schwer, Fahrzeuge über diese Stelle zu ziehen.

Eine Stunde über diesem Falle zeigt sich ein zweiter, noch beträchtlicherer. Man mußte, um darüber zu kommen, die Fahrzeuge abladen. Alles wurde auf dem Rücken von den Indianern fortgeschafft, welche mit

Mühe über die ungeheuern Felsenmassen stiegen. Jenseits diesem Punkte war das Dorf Manacura, das von Yuris, einem kriegerischen Volke, bewohnt wird, welche geschickt in der Bereitung des Saftes sind, womit man die Pfeile überzieht, um sie zu vergiften. Noch weiter oben senken sich die Ufer allmälig und so vollkommen, daß bei dem Dorfe Miranhas (Porto dos Miranhas) die Hütten der Eingeborenen fast in gleicher Höhe mit dem Flusse stehen. Porto dos Miranhas, von den Portugiesen so genannt, ist ein ärmliches an den Ufern erbautes Dorf. Die Wohnungen mitten im Walde unterbrechen die Einförmigkeit der beiden Ufer des Yapura nicht, so wenig Raum nehmen sie ein. Ungefähr 50 Indianer lagerten in diesem Dorfe unter der Herrschaft eines Häuptlings, der nach der Gewohnheit der indischen Häuptlinge einen christlichen Namen angenommen hatte, wahrscheinlich ohne getauft zu seyn. Kaum hatten die Piroguen der Reisenden bei Porto dos Miranhas angelegt, als die Bewohner sie schreiend umringten und sie zu dem Oberhäuptlinge des Landes führten. Er hieß Joao Manoel und seine fast unbeschränkte Macht erstreckte sich über den ganzen obern Yapura. Ohne Zweifel hatte dieser Mann Muth und Kühnheit genug gehabt, um seinen Stamm zu beherrschen, und die Leute zu Sclaven gemacht, wie die der Nachbarschaft. Um diese Sclaven zu verkaufen, hatte er sich an die Weißen gewendet und sein Verkehr mit diesen ihm einige europäische Gebräuche zugebracht. So war er ziemlich stolz und vergnügt, das Hemd und die Beinkleider, die er trug, zu zeigen. Mit nicht weniger Stolz aß er auf einem Porzelanteller, rasirte sich jeden Tag und trug im Nothfalle einen Hut. Ganz verschieden von allen Indianern, die keine Kleidungsstücke dulden können, trug er dieselben gern und zeichnete sich so vor seinen wilden Unterthanen aus. Joao Manoel verstand das Portugiesische nicht, drückte sich aber ziemlich geläufig in der Geral-Sprache aus. Dieses Halbwissen, diese Halbkleidung, diese Halbcivilisation des Häuptlings stachen von der vollständigen und häßlichen Verthierung dieser Horde ab. Joao Manoel war das Haupt von Menschenfressern, die kaum ihre eigene Sprache redeten und die portugiesische Herrschaft weder anerkannten, noch auf irgend eine Art ertragen wollten. Wenn sie die Unterthanen und demüthigen Diener Joao Manoels waren, so waren sie es aus Faulheit, aus Stolz, aus Selbstsucht.

Spix und Martius unterhielten sich eine Zeitlang mit dem Häuptlinge von Porto dos Miranhas, und dieser Mann schien wirklich über den ihm Umgebenden zu stehen. Die Indianer lachten von Zeit zu Zeit, ohne daß man einen Grund davon einsehen konnte, laut auf, was sie von den andern Völkerschaften sehr unterschied. Diese Miranhas sind der zahlreichste und mächtigste Stamm im ganzen Yapurabecken östlich von dem großen Falle. Sie sollen 6000 Köpfe zählen; die Wälder, welche sie einnehmen, haben eine Ausdehnung von 50 Stunden. Ihre Stämme sind verschieden und vielfach; jeder hat seine Sprache, seinen Häuptling und seine Gebräuche. Selten leben sie in Frieden untereinander.

In Porto dos Miranhas trennten sich die beiden Naturforscher. Der stärkere und aufgelegtere Martius entschloß sich, allein bis an die Grenze des brasilianischen Gebiets zu gehen; Spix blieb in Porto dos Miranhas bei Joao Manoel. Noch vor ihrer Trennung fällten die Indianer einen dicken yacare uva (calophyllum inophyllum) und brachten ihn in den Hafen, um eine Pirogue aus dem Stamme zu machen. Es wurde ein Gerüst aufgeschlagen und der Baum darauf gelegt, den man nun mit Beilen zur Dicke eines Bretes abhieb. Mittelst eines darunter angebrachten Feuers bog man ihn darauf allmälig. (Taf. 16. Abbild.) Während dieser Arbeit machten die Indianerinnen Cassave zur Verproviantirung der Pirogue des Reisenden Martius. Durch einige Geschenke von Glasperlen und gedruckte Zeuge erregte er einen unglaublichen Arbeitseifer unter ihnen. Die Frauen machen hier alle Arbeiten der Männer. Sie allein haben einige Begriffe von Industrie; sie allein verfertigen Hängematten und zwar in so großer Anzahl, daß man dergleichen bis in die Provinz des Rio Negro und bis nach Belem ausführt. Die Frauen kauen ferner den Manioc und bereiten die Cassave. Sie haben überdies kleine Baumwollenpflanzungen, spinnen die Wolle dieses Baumes und färben sie mit dem Safte verschiedener Pflanzen. Dann zermalmen sie die Körner, setzen, wenn sie in Wasser gekocht sind, Piment dazu und machen eine Art Brei daraus, der gegessen wird. Die Frauen erhalten auch durch das Verbrennen des yukyra uva und mehrerer spadix von Palmen eine salzige Substanz, die, ausgelaugt, nach der Verdunstung einen Bodensatz zurückläßt, welcher das Salz ersetzt. Alles Geflügel, das um die Wohnungen herläuft, wird von den Frauen aufgezogen. Die kleinen Kinder nehmen an den kleinen häuslichen Arbeiten keinen Theil, sondern durchstreifen die nahen Wälder, um daselbst Wurzeln, Früchte, Insectenlarven, Ameisen, kleine Fische, Froschlaich und tata potaba, eine Art Schwämme, zu suchen. Eine andere Fabrikation, welche die Frauen beschäftigt, ist die der Hemden aus der mit Klöppeln stark geschlagenen Rinde des turiri, welche Hemden wirklich ohne Naht sind. Aus der Rinde des braunen turiri machen sie auch kleine Kästchen zur Aufbewahrung ihres Schmuckes und ihrer Federn, wie aus dem weißen Gürtel, welche sie dann färben. Trotz dieser Thätigkeit gehen die Frauen ganz nackt, entweder weil ihnen die Kleidung lästig ist, oder weil sie keine bequeme fertigen können.

Kaum waren die Reisenden nach Porto dos Miranhas gekommen, als man aus der Umgegend eine Menge Indianer aus ihren Wäldern kommen sah. Sie waren durch den Lärm der trocanos herbeigerufen worden, welche man sogleich geschlagen hatte. Dieses Instrument besteht aus hohlen Holzblöcken, und man schlägt darauf mit Knütteln, welche größtentheils einen Knopf von elastischem Gummi haben. Dadurch erhält man einen Ton, der weit hin schallt. So benachrichtigen die Indianer von Porto dos Miranhas ihre Nachbarn von dem, was sie interessiren kann. Die Beschaffenheit des Tones giebt zugleich die Art der Nachricht kund. Der Krieg wird durch einen besondern Ton, das Verlangen von Lebensmitteln durch einen andern und die Ankunft Fremder durch einen dritten gemeldet. So waren Spix und Martius in ihren Piraguen kaum erschienen, als der trocano von Porto dos Miranhas in die Ferne die Kunde verbreitete: „es kommen Fremde!" Dieses Signal tönte von einem Ufer zum andern und der Tauxirava, der Häuptling der Miranhas, meldete, daß in einer Stunde alle mallocas von Miranhas, seine Freunde und Verbündete, die Ankunft der beiden Naturforscher wissen konnten. Dieser merkwürdige Telegraph kann sowohl in der Nacht als am Tage sprechen und jeden Augenblick melden, was an den Ufern des Flusses geschieht, — ein Instrument einer vervollkommneten Civilisation, eine gefährliche und schreckliche Waffe bei diesen wilden Völkern, die, ohne daß der Europäer etwas davon ahnet, zwanzig, dreißig, vierzig Stämme in dem Augenblicke über ihn bringen kann, wo er es nur mit einem zu thun zu haben glaubt! Spix und Martius staunten, als man ihnen die Beschaffenheit des Instruments und die Dienste auseinandersetzte, welche es leiste. In den ersten Tagen ihrer Ankunft und als das Interesse, welches sich an sie knüpfte, noch den Reiz der Neuheut besaß, konnten sie kein Wort sprechen, keinen Schnitt thun, ohne daß sogleich der trocano alles dies den umliegenden Wäldern erzählte. „Der Weiße ißt," sagte die telegraphische Trommel; „der Weiße schläft;" „wir tanzen mit dem Weißen" ꝛc. ꝛc. So lockte die Neugierde bald aus der Ferne eine Menge Eingeborene herbei, welche außerdem nicht gekommen seyn würden. Unsere beiden Naturforscher konnten natürlich diesen jeden Tag zunehmenden Zufluß von Menschen nur mit Besorgniß sehen. Ein falsch verstandenes Wort, ein Streit reichte hin, ein Zusammentreffen herbeizuführen, bei dem sie erschlagen, gebraten und verzehrt zu werden fürchten mußten. So empfahlen sie auch ihren Leuten, jeden Grund zu einer Collision zu vermeiden, besonders die Eifersucht der Männer nicht zu erregen, die ihre Frauen mit einem unruhigen Mißtrauen zu bewachen schienen. Das Menschenfressen lag so sehr in den Sitten dieses Volkes, daß keiner von ihnen etwas Unrechtes oder Unpassendes darin sah. Der Häuptling selbst und seine Frau, eine große schöne Indianerin, gestanden ohne Hehl, Menschenfleisch gegessen und dasselbe sehr wohlschmeckend gefunden zu haben.

Die Trennung fand statt. Martius schiffte sich wieder auf dem Ya-

pura ein und fuhr den Fluß hinauf, der sehr gefallen war. Die Schnellen wurden fast gefährlich, wenigstens hinderlich. Die Indianer schienen im Rudern nicht mehr dieselbe Kraft zu haben, als wenn der Stich der piums, einer Art Muskitos, welche sie jeden Tag mehr quälten, einen Theil ihrer Kräfte nähme. Die heftiger gewordene Strömung, die Fieber, welche die Mannschaft und die Reisenden selbst befielen, alles machte diese Fahrt traurig, beschwerlich und gefährlich.

Endlich, nach einer achttägigen Fahrt, kam Martius vor Arara Coara (das Loch Araras), dem größten Falle des Yapura, an. An dieser Stelle hat der Fluß einen Berg durchwühlt und stürzt sich schäumend mitten in das Loch, das er gebildet hat. Es ist ein prachtvolles Schauspiel, sowohl wegen der Schönheit des Falles und der Menge des Wassers, als wegen der Landschaft, die diesen Fall umgiebt. (Taf. 16. Abbild.) Die Höhe des Falles beträgt 60 Fuß. Rechts und links vom Flußbette steigen Granitfelsen empor, die von Myrten und Phidiums bedeckt sind; dann, wenn der Felsen aufhört, beginnt der Wald mit seinem ewigen düstern Gewölbe. Man kann sich nur mit Mühe eine Vorstellung von der Gräßlichkeit dieser Orte machen, welche noch in ihrem Zustande des Urumsturzes zu seyn scheinen. Der Anblick des wilden und ordnungslosen Landes zeigt, daß die Hand des Menschen von dieser Vegetation nichts weggenommen und ihr hinzugefügt hat; daß sein Fuß diese Farrnkräuter nicht betrat, daß er dieses Blättergewölbe den Vögeln und wilden Thieren nicht streitig machte. An den Stellen, wo die Wände, welche den Fluß zusammendrängen, der Vegetation Raum lassen, dringen die Pflanzen so dicht und üppig hervor, daß das Ganze wie ein Moosteppich aussieht. Die Spitze der Wand, die 150 Fuß hoch ist, wird von kleinen Bäumen bedeckt.

Bei diesem so malerischen und so schrecklichen Falle des Yapura machte der deutsche Reisende Halt. Bei einem solchen Hindernisse wurde jede Schifffahrt unmöglich. Die Indianer machten ihn auf einen Felsen aufmerksam, auf dem sich einige von der Zeit verwischte Bildhauereien zeigten. Alle näherten sich denselben zu gleicher Zeit mit Geberden der Ehrfurcht und wiederholten den Ruf: Tupana! Tupana! (Gott!) Nachdem Martius lange hingesehen hatte, entdeckte er fünf Köpfe, von denen vier von Strahlen umgeben waren, während der fünfte Hörner hatte. Man mußte diese Köpfe nothwendig einer sehr entlegenen Zeit zuschreiben. Näher am Ufer auf einem abgeplatteten und horizontalen Felsen, der etwa 9 Fuß lang war, erkannte Martius noch einige andere Figuren, welche bei hohem Wasserstande bedeckt werden mußten. Man zählte sechszehn, die eben so plump gearbeitet waren, als die vorhergehenden, und Jaguar- und Krötenköpfe und unförmige Menschengesichter vorstellten. Ein alter indianischer Seemann, der zur Mannschaft des Reisenden gehörte, versicherte, man sehe viele ähnliche an den Fällen des Rio Messai und des Rio dos Engaros; er selbst bemerkte viele zu Cupati.

Den Tag nach seiner Ankunft zu Arara Coara machte Martius mit den Indianern einen Ausflug in den benachbarten Wald, der glücklicher Weise frei von Piums war. Der Weg war rauh und steil; die Vegetation schien sich von jener am Flusse zu unterscheiden. Nirgends bemerkte man Felsen; alles war von einer dicken Schicht schwarzer Erde bedeckt. Martius erstieg die zwei Granitblöcke, welche die beiden Steinsäulen des Flusses über seinem Falle bildeten. Hier über diesem Strudel wurde das Auge von dem zauberhaften Eindrucke dieser wie Lava hinrinnenden Wassermasse entzückt. Die Granitwände waren steil abgeschnitten, als wäre der Berg nicht allmälig, sondern durch eine plötzliche Katastrophe getrennt worden. Die Ränder des Abgrundes beschatteten Gesträuche und Farrnkräuter. Martius berechnete, daß er auf diesem Plateau von Arara Coara sich nur 500 Fuß über dem Zusammenflusse des Yapura und Solimoës befinde, und doch hatte die Vegetation einen besondern Charakter. Das Daseyn dreier Arten China verrieth die Grenze der beiden großen botanischen Regionen, der von Brasilien und jener von Columbien. Uebrigens wird diese Grenze zwischen Staat und Staat nur durch diese schäumende Barre bezeichnet. Da diese entlegenen Provinzen nur von wilden, den Europäern feindlich gesinnten Stämmen bewohnt sind, so ist die Herrschaft der erstern in dieser Gegend blos nominell und nur die Karten setzen hierher die Grenze der beiden Staaten.

Als so die Grenzen Brasiliens erreicht waren, gab Martius Befehl, den Fluß wieder hinunter zu fahren, und die Indianermannschaft empfing dies Gebot mit großem Jubelgeschrei. In drei Tagen war die Strecke zurückgelegt, die Pirogue sah Porto dos Miranhas wieder, wo Spix und alle seine Leute am Fieber litten. Die vor der Abreise begonnene Pirogue war noch nicht fertig. Joao Manoel war abwesend, aber man erwartete seine Rückkehr jeden Augenblick. Spix und Martius drängten die Bearbeitung; nach zehn Tagen war das Fahrzeug so ziemlich beendigt, als die Trocanos des südlichen Ufers wieder tönten. Es war das Zeichen der Rückkunft. Wirklich bedeckte eine Flotille von Piroguen den Fluß und brachte den Häuptling mit seinen Kriegern zurück. Sie kamen von einem fernen Zuge und brachten eine reiche Beute an Cassave, Hängematten ꝛc. Die Gefangenen folgten. Ihre Züge waren düster, drückten aber keinen Schmerz aus; die Besiegten ließen weder Klagen noch Aechzen hören, obgleich die Sieger dieselben roh und grausam vor sich her trieben. Die Beute wurde in die Hütten von Miranhas von den Gefangenen getragen. Nach Beendigung dieser Arbeit ließ man sie alle frei herumgehen bis auf einen sehr starken Mann, dem man die Füße band, weil er zu entfliehen gesucht hatte. Den ganzen Tag über erhielten diese Gefangenen nichts zu essen, dann vertheilte man sie unter die Sieger, die sie wiederum an den Häuptling verkauften.

Gegen Abend überließen die Indianer sich dem Schlafe, aber beim Beginne der Nacht erschienen sie plötzlich wieder vor der Hütte des Häuptlings, der sie mit Kuchen und andern Leckereien nach ihrem Geschmacke bewirthete. Die anwesenden Naturforscher wurden eingeladen, Theil an dem Mahle zu nehmen. Spix saß neben Joao Manoel und dieser ließ ihm durch den Dolmetscher sagen, während er auf die Hütte der Gefangenen deutete und eine schreckliche Grimasse dazu machte, daß er auf dem Feldzuge sehr gute Geschäfte gemacht habe. Er glaubte nämlich, Spix sey nur in der Absicht eilig von dem Ober-Yapura heruntergekommen, um soviel Sclaven zu kaufen, als zu bekommen wären. Er staunte deshalb nicht wenig, als der Reisende ihm für einige Kleinigkeiten soviele Beile und Messer gab, als er für seine Gefangenen erwartete. Da der indianische Häuptling an Freigebigkeit sich nicht übertreffen lassen wollte, so fügte er seinen Geschenken zwei junge Mädchen und drei Knaben hinzu. Spix hütete sich wohl, diese armen Geschöpfe auszuschlagen, denn alle würden in Porto das Miranhas umgekommen seyn; die meisten hatten bereits das Fieber. Drei dieser Kinder überlebten die Anstrengungen der Reise. Spix behielt das älteste und gab die beiden andern weg; die übrigen starben. Nach einem ziemlich langen Aufenthalte in Porto dos Miranhas setzten die Reisenden ihre Fahrt auf dem Amazonenflusse fort; da aber das Wasser etwas gefallen war, so hatten sie Mühe, über den Cupatifall hinwegzukommen. Diese Stelle war indessen die einzige, welche einige Schwierigkeiten gewährte. Wenige Tage nachher gelangten sie wieder in den großen Fluß.

Bei seiner Verbindung mit dem Yapura ist der Amazonenfluß oder Solimoës ein bewundernswerther Fluß. Schon von San Paulo de Olivença an hat er eine ansehnliche Breite in einem fast immer mit Inseln besäeten Bette erreicht. Selten sieht man auf dieser Höhe zu gleicher Zeit die beiden Ufer des Flusses. Alle Inseln in seinem Bette scheinen öde zu seyn. Ihre Vegetation war dem Anscheine nach von jener des festen Landes verschieden. Vorherrschend bemerkte man die verschiedenen und zahlreichen Palmenfamilien. Der Lauf des Flusses, der eine sehr ungleiche Geschwindigkeit hat, wechselt nach der Beschaffenheit der Strömungen und Gegenströmungen. Gewöhnlich giebt es dreierlei Arten Strömungen, die in der Mitte des Flusses, und jene an beiden Ufern. Die größte Schnelligkeit ist 6 Meilen in der Stunde.

Nachdem wir über die Einmündung des Yapura hinweg waren, bis wohin wir den beiden deutschen Gelehr-

ten folgten, findet man die kleine Stadt Egas, welche die Eingeborenen Tefe nach einem Flusse nennen, an dem sie, ungefähr 2 St. von dessen Verbindung mit dem Solimoës, liegt. Egas ist eine der wichtigsten Stationen in dieser Gegend und der Handelsstapelort für den ganzen obern Solimoës und seine verschiedenen Beiflüsse, und mit europäischen Waaren ziemlich wohl versehen. Die verschiedenen Artikel, die zwar theuerer sind als in Para, sind doch wohlfeiler als die, welche aus Peru und Columbien über die Anden kommen. Der Boden ist fruchtbar.

In Egas findet man in der größten Anzahl jene Kaufmannsclasse von Mestizen, welche im Lande Brancos heißen, Käufer und Verkäufer von Sclaven, welche das Gesetz umgeben, das die Indianer für frei erklärt, und im Innern gewissermaßen Factoreien anlegen, um ihren Handel mit Menschenfleisch zu betreiben. Braucht ein Branco Indianer zur Bearbeitung seiner Ländereien, oder für Pflanzer, denen es an Arbeitern fehlt, so verbindet er sich mit drei oder vier andern Speculanten, in deren Namen er den Eintritt in die Indianer-Missionen (d. h. die Fahrt den Yapura hinauf) verlangt, wo der bedeutendste Sclavenhandel getrieben wird. Hat er die Erlaubniß dazu, so bewaffnen die Brancos eine Flotille von Piroguen und begeben sich auf den Fluß. An der Stelle, wo sie in dem Walde einen Volksstamm vermuthen, verlassen sie die Piroguen in der Nacht, lassen sich zu dem Stamme führen und überfallen die Leute in ihren Hängematten. Dieser Ueberrumpelungskrieg hält die armen Indianer immer in Unruhe und er erklärt das Abenteuer der Herrn Spix und Martius an den Ufern des Acunauisees. Die Indianer haben von den Brancos weder Ruhe noch Frieden zu erwarten. Diese Speculanten überraschen sie mitten in ihren Festen, wenn sie vor den Feuern tanzen, und bei ihren Orgien, wann sie, trunken von Chica, in ihren Hängematten liegen. Die Feuerwaffen überwinden die Pfeile der Eingeborenen bald. Statt der beschwerlichen persönlichen Verfolgung benutzen sie aber auch die Kriege der Stämme unter einander und erhalten die Gefangenen gegen einige Glasperlen und Gegenstände von Eisen. So betreibt man jenen Menschenhandel, den einzigen, der einigen Gewinn in jenen öden Gegenden giebt, den einzigen, der einige Europäer und Mestizen dahin zu ziehen vermag.

(Tapir.)

Die Naturgeschichte der Umgegend von Egas scheint die reichste des ganzen Landes zu seyn. Es wimmelt von großen und kleinen Thierarten. In den Wäldern am Tefe findet man den Tapir (tapyrus americanus), den Mai-Euri Barrère's, den Mborebi Azaras und den Anta der Spanier. Es giebt, wie es scheint, zwei Arten; die größte, welche weiße Ohrspitzen hat, wird so groß wie ein Stier, obgleich die Beine kurz sind. Es hat vier Zehen an den Vorderfüßen, an den hintern aber nur drei. Jung ist das Thier nackt und gefleckt wie ein Damhirsch; wie es größer wird, verschwinden die Flecken und es wird ganz dunkelbraun. Der Kopf ist lang, schmal und auf der Stirn convex, die Augen sind klein und blau; die Ohren gleichen mehr denen eines Stieres als andern, ob sie gleich kürzer und breiter sind. Der Tapir hat eine Art höchstens vier Zoll langen Rüssels. Er lebt von Gras und Baumzweigen, taucht bisweilen in das Wasser und hält sich größtentheils an den Flüssen auf. Er ist stark, thut aber Niemanden etwas zu Leide; er kämpft nur, wenn er angegriffen wird. Der Jaguar fällt ihn nicht von vorn an, sondern sucht ihn von hinten zu überfallen. Obgleich plump und unbehülflich dem Aussehen nach, zeigt der Tapir doch im Nothfalle eine große Schnelligkeit im Laufe.

Die Ufer des Amazonenflusses und des Tefe haben, wie der Orinocco und der Rio Magdalena, ihre Alligatorarten, welche aber nur an den stehenden Stellen des Flusses in großer Anzahl vorhanden sind. Die Jaguars oder onças machen sich in der ganzen Ausdehnung der Wälder bemerklich, sind aber von verschiedener Art und Größe. Man sagt, in der trocknen Jahreszeit kämen diese wilden Thiere, wann sie der Hunger aus ihren Wäldern triebe, an die Ufer des Flusses, um Schildkröten zu jagen, wie es die Indianer thun. Aus Instinct oder Nachahmung wissen sie diese Thiere auf das Rückenschild umzuwenden, um sie dann in aller Bequemlichkeit zu verzehren. Ja noch mehr; wenn sie gesättigt sind, so lassen sie die andern Schildkröten so umgekehrt liegen, daß sie nicht entfliehen können. Die Schlangen aller Arten, welche ebenfalls diese Wälder unsicher machen, sind der Gegenstand wunderbarer und schrecklicher Sagen. Die Indianer erzählten Lister Maw, es gebe in gewissen Seen eine Wasserschlange, welche kein anderes lebendes Wesen neben sich dulde. Sie allein fülle die Seen, in denen sie sich aufhalte. Diese Seen wären völlig unzugänglich, selbst den Piroguen der Reisenden. Ehe die Ruderer sich auf ein Becken wagten, wo man ein so furchtbares Thier zu treffen fürchte, stießen sie in das Horn oder machten sonst einen großen Lärm, um sich zu überzeugen, ob die Schlange in dem Schlamme liege. Um ihrer Fabel größere Glaubwürdigkeit zu geben, riefen die Indianer die Autorität des Geistlichen an. Dieser habe, als er in dem Gebirge predigen wollte, in dem Walde die Spuren einer Schlange gefunden, die fast so dick wie ein Linienschiff gewesen. Dies sagen die Indianer, die leichtgläubigsten Menschen von der Welt.

Die Haupterzeugnisse des Bezirks Egas sind die Baumwolle, der Cacao, der Zucker und der Manioc. Die Sassaparille gedeiht nicht wild. Statt des Papiers zur Umwickelung der Cigarren braucht man die Rinde eines Baumes. Die Häuser von Egas haben ein angenehmes Aussehen; einige erinnern an die europäischen Wohnungen, ob sie gleich nur ein Stockwerk hoch sind. Das Haus des Commandanten, das prächtigste, hat eine hölzerne Außengalerie. Auch die Kirche ist dauerhaft gebaut. Die Gesammtbevölkerung von Egas kann 400 Personen betragen, die größtentheils Weiße und Mestizen sind. Dem weiten Becken von Egas gegenüber liegt Nogueyra, ein anderer Handelsposten, dessen Wichtigkeit dem benachbarten ungefähr gleichkommt. In beiden scheinen die Indianerinnen thätig und fleißig zu seyn. Sie verfertigen Töpferwaaren und machen Wirthschaftsgeräthe aus zerschnittenen und mit einem bunten Firniß überzogenen Flaschenkürbissen. Sie verfertigen außerdem Hängematten, von denen einige blos von Baumwolle, andere von Stroh und Baumwolle sind.

Nach zweitägiger Ruhe verließ ich Egas und schiffte mich auf dem Tefe, einem Flusse mit hellem und tiefem Wasser, ein, um den Solimoës wieder zu erreichen. Von Egas nach Barra de Rio Negro folgen die kleinen Indianer-Dörfer aufeinander, ohne etwas Bemerkenswerthes zu bieten. Der Anblick des einförmigen Flusses wird nur durch die Einmündungen seiner verschiedenen Beiflüsse und durch die Myriaden von Inseln in seinem Bette etwas belebt. Der größte Beifluß auf diesem Wege ist der Purus, der sich auf der linken Seite in ihn ergießt.

Das wichtigste Ufer ist das von Goajaratuba, berühmt durch den Fang der Schildkröteneier. Als ich dort war, beschäftigte man sich eben mit diesem Fange. Hütten von Palmenblättern waren an dem Ufer erbaut worden, in denen die aus der Umgegend herbeigekommenen Indianer und die Kaufleute von Para wohnten. Alles war Leben und Arbeit. Hier an einer Ecke der Insel sah man Haufen von frisch ausgegrabenen Eiern; dort füllte man sie in die Piroguen oder man warf sie zu Tausenden in ungeheuere Kessel, um das Fett abzusondern, dessen man sich im Lande statt der Butter bedient. Mehr als 150 Personen, Indianer, Mulatten, Neger und Weiße, beschäftigten sich mit dieser Arbeit. (Taf. 17. Abbild.)

In den Monaten October und November, wenn das Wasser eine große Höhe erreicht hat, verlassen die großen Schildkröten das Wasser, um ihre Eier auf gewisse Sandinseln zu legen. Um diese Zeit schickt die Regierung Soldaten ab, welche die Zugänge zu diesen bevorzugten Inseln zu bewachen haben, damit nichts jene Thiere bei ihrem Eierlegen störe, das der größte Reichthum des Landes ist. Diese Soldaten verhindern es auch, daß die Indianer, und besonders die Muras, die Eier sich nicht zueignen. Ist die Legezeit vorbei, so benachrichtigen sie den Gouverneur der Provinz, und dann kommen die Leute aus den entferntesten Gegenden herbei, um die Eier aufzusuchen. Der Aufseher bei dieser Ernte ist ein capitao da praya (Küstencapitain), welcher die Ordnung aufrecht erhält, den Boden ausmißt und vertheilt, wo man nachgraben soll, und den Zeh-

ten erhebt. Nach dieser ersten Formalität gräbt jeder an dem ihm zugewiesenen Theile nach, bis die Eier zum Vorschein kommen, welche bald in einer Schicht, bald in zweien liegen. Diese Arbei muß rasch gethan werden, denn bereits nach acht Tagen fangen die Eier an zu verderben. Man schichtet sie in Haufen von 15 bis 20 Fuß im Durchmesser und von entsprechender Höhe auf. Dann füllt man sehr früh am Tage vollkommen calfaterte Pirogaen zur Hälfte voll, zerschlägt mit einer dreizinkigen hölzernen Gabel die Eier und zertritt sie vollends mit den Füßen. Da diese Eier sehr wenig Weißes haben, so erhält man einen gelben Brei, auf dem Schalenstücke schwimmen. Darauf gießt man Wasser und läßt die tropische Sonne auf die Mischung wirken. In drei bis vier Stunden zieht ihre Hitze das Fett, als den leichtesten Theil, an die Oberfläche. Dies schöpft man ab und sammelt es in irdenen Töpfen. Diese Arbeit wird in jeder Pirogue bis dreimal wiederholt, worauf der größte Theil des Fettes ausgezogen ist. Diese Substanz hat völlig die Farbe und Consistenz von geschlagenem Eiergelb. Man kocht sie über gelindem Feuer in großen eisernen oder kupfernen Kesseln mehrere Stunden lang, rührt sie um, schäumt sie ab und klärt sie so. Der flüssige obenauf schwimmende Theil wird dann von neuem weggenommen und man kocht ihn noch einmal bei noch gelinderem Feuer, bis er keine Blasen mehr auftreibt. Erkaltet erhält dieses Fett die Consistenz und die Farbe von Schweinfett; man gießt es in große oben offene irdene Töpfe, welche etwa 60 Pfund fassen können. Diese mit Palmenblättern und Baumrinden bedeckten Töpfe werden verschickt und im Handel unter dem Namen manteiga de tartaruga verkauft. Das Fett ist um so wohlschmeckender und reiner, je schneller es nach der Einsammlung der Eier ausgezogen worden ist und je frischer diese waren. Hat es die gehörige Zeit gestanden, so verliert es den Schildkrötengeruch ganz, obgleich es in dem Geschmacke etwas behält, an das sich nur die Indianer gewöhnen können. Die geringere Qualität wird als Brennöl gebraucht.

(Barra de Rio Negro.)

Ich kam den 8. Jan. in Barra de Rio Negro, einer neuen Stadt, an, die am rechten Ufer des Flusses und zwei Stunden von dessen Ergießung in dem Solimoës liegt. Sie schreibt sich erst von 1807 her, und ist dennoch jetzt bedeutend und die wichtigste in der Gegend. Vor jener Zeit war der Hauptort der comarca oder des Bezirks Barcellos, das zehn Tagereisen weiter oben an dem Ufer des Rio Negro liegt. Seitdem hielt der Senat die feste Barra, die nur zur Vertheidigung der Einmündung angelegt worden war, für mehr in der Mitte und besser gelegen, und man machte sie zu der wesentlichen Stadt des Landes. Barra de Rio Negro zählt gegenwärtig 3000 Seelen. Die Stadt ist auf einem Boden erbaut, den die Ueberschwemmungen des Flusses fast immer schonen und der von den Muskitos nicht heimgesucht wird; sie hat Häuser, welche ganz wie europäische aussehen und von denen mehrere zwei Stockwerk hoch sind. Man hat den Bau eines Hospitals begonnen. Die vor dem Flusse stehende Kirche ist ein ziemlich hübsches Gebäude und neben ihr befindet sich das Fort. Es giebt ferner einige Werkstätten zur Fabrikation von Baumwollenwaaren und Seilwerk, so wie Niederlagen für die aus den Provinzen des Innern angekommenen Waaren. Zwei Brücken über einen kleinen Fluß verbinden die verschiedenen Theile der Stadt untereinander. Das ganze in leichten Wellenlinien gehobene Land ist mit künstlichen Wiesen bekleidet, wie die Seiten der Berge mit Pflanzungen bedeckt sind, während dichte Wälder die Vertiefungen füllen. Die Stadt Barra ist der Hauptmarkt aller Eingeborenen; sie tauschen hier die Erzeugnisse ihres Bodens gegen europäische Waaren aus. Die vornehmsten Bewohner der Stadt haben selbst haciendas oder Landgüter, welche ihnen nicht blos Lebensmittel, sondern auch Tauschgegenstände, wie Kaffee, Baumwolle und Sassaparille, liefern.

Die Garnison von Barra besteht aus 200 M. regelmäßiger Truppen. Zwischen Barra und Barcellos liegt eine Menge kleiner Posten an den Ufern des Rio Negro und Rio Branco. Man schätzt die Gesammtbevölkerung der beiden Bezirke auf 3 bis 4000 Seelen, welche vereinzelt und in Wirthschaften beisammen leben. Die Höhen des Rio Branco in der Nähe der Provinzen Guyanas nähren ungefähr 40,000 Stück Vieh. Um den Rio Negro hinaufzukommen, braucht man etwa einen Monat. Die Strömung ist nicht stark, besonders wenn der Solimoës seinen höchsten Wasserstand erreicht hat.

Auf der Höhe von Barra de Rio Negro und auf dem rechten Ufer des Solimoës liegt das Gut Manaquiru, um welches sich Indianerhütten gruppiren, die man vom Flusse aus erkennen kann. Sie sind von Muras bewohnt. Spix und Martius, welche hier an's Land gingen, erzählen, diese Wilden wären ihnen 60 Personen stark, Männer, Frauen und Kinder, entgegengekommen, um einige Flaschen Branntwein zu erhalten. Man könne sich schwerlich etwas Häßlicheres denken, als diese schwarz und roth beschmierten und durch drei Schweinzähne entstellten Indianergesichter. (Taf. 16. Abbild.) Sobald der Mond aufgegangen war, begannen diese Indianer ihre Tänze, und die Worte, womit sie dieselben begleiteten, hatten etwas eben so Bizarres als ihre Gesichter. „Siehe da deinen Teufel, der dich heirathen will," sagten die Männer; worauf die Frauen antworteten: „du bist ein hübscher Teufel; alle Weiber wollen dich haben." Dieser Tanz dauerte mehrere Stunden und zuletzt sprangen alle untereinander herum.

Spix und Martius verdankt man auch Angaben über den Lauf des Rio Madeira, vor dessen Mündungen ich den Abend zubrachte. Die unermüdlichen Reisenden gingen diesen Fluß hinauf, der einer der bedeutendsten Beiflüsse des Amazonenstromes ist und dessen Mündung zum Theil durch eine Insel verdeckt wird. Die Strömung war damals sehr reißend und das Wasser bedeckte die Ufer so, daß die Bäume aus demselben hervorzuwachsen schienen. Es trieb eine Menge Bäume darauf, woher er auch den Namen madeira (Holz) erhalten hat. Nach einer viertägigen Fahrt kamen Spix und Martius in der Mission Novo Monte Carmel do Canoma an, die 1811 an dem Flusse gleiches Namens angelegt wurde und von Mandrucus bewohnt wird. Diejenigen, welche sie sahen, waren Männer von 5 Fuß 6 Zoll, muskulös, mit breiter Brust, gemeinen, scharf ausgeprägten, aber sanften Zügen, kurz über der Stirn abgeschnittenem Haar und schmalen bunten Strichen auf dem Körper, die am Halse anfingen und bis an das Ende der Zehen gingen. (Taf. 17. Abbild.)

Ohne Zweifel wollen sie sich durch diesen bunten Anstrich ein imposantes und martialisches Aussehen geben. Der Krieg ist für diese Wilden eine Gewohnheit und ein Vergnügen; keine Nachbarnation ist kriegslustiger gestimmt. Um ihre Hütten her sah man auf Pfählen Köpfe von Feinden, und eine große Anzahl Skelette von Jaguars, Coatis, Pecaris und andern Thieren gab ihren Dörfern das Aussehen eines großen Todtenhauses. Man giebt die Streitmacht der Mandrucus zu 18,000 M. an. Wehe den Stämmen, die ihre Feinde werden! Sie verfolgen dieselben mit einer solchen Erbitterung, daß mehrere von ihnen allmälig vernichtet worden sind. Wann der Mandrucu Sieger ist, so schont er keinen seiner Gegner. Er stürzt seinen Mann zu Boden, faßt ihn bei den Haaren und trennt den Kopf mit einem kurzen Messer von Rohr mit wunderbarer Gewandheit vom Rumpfe. Diese Geschicklichkeit im Kopfabnehmen verschaffte den Mandrucus den Namen pai quire (Kopfabschneider). Diese Köpfe werden geordnet und zugerichtet; der Mann, der sie zu einer schrecklichen Trophäe machte, verläßt sie nicht mehr. Auf der Jagd und im Kriege trägt er sie bei sich; begiebt er sich in die gemeinschaftliche Hütte, um zu schlafen, so legt er sie neben seine Hängematte. Die Mandrucus scheinen allen Nachrichten zu Folge dem großen Stamme der Tupis anzugehören. (Taf. 17. Abbild.)

Spix und Martius brachen, nachdem sie sich einige Stunden in Canoma aufgehalten hatten, wieder auf und folgten dem Laufe des Iraria, der aus dem See Canoma kommt, um sich mit dem Amazonenflusse zu vereinigen, den er unter dem Namen Furo do Rama erreicht. Sie kamen Abends in die Mission der Mauhas, wo diese mit den Mandrucus zugleich lebten. Der Ort sah ordentlich und wohlhabend aus. Zu Villa Nova da Raynha oder Topinambarana fanden die Reisenden nochmals den Solimoës wieder. Villa Nova da Raynha ist ein Flecken, der aus mehreren

Reihen niedriger Häuser besteht, welche fast alle ohne Fenster und mit Palmenblättern bedeckt sind.

Ehe ich dahin gelangte, hatte ich die Mission Serpa gesehen, die von Weißen bewohnt wird und aus einigen verfallenen Häusern um eine Kirche her besteht. Das Elend, das diesen Ort befallen zu haben schien, kommt nach Lister Maw von dem schlechten Benehmen gegen die Indianer her, die durch eine barbarische Behandlung und zu beschwerliche Frohnarbeiten von den Gegenden vertrieben worden sind, wo die Mestizen in größerer Anzahl leben. Dieser Reisende fügt überdies die allgemeine Bemerkung hinzu, daß auf dem ganzen Wege die am nächsten bei den brasilianischen Besitzungen und den Centrums der Regierungsgewalt gelegenen Oerter die wenigsten Indianer zählen, während die Dörfer im Innern, wo das Joch der Weißen minder fühlbar ist, zahlreiche Wilde enthalten, die ruhig unter dem Gesetze eines Geistlichen leben. So hat die Civilisation, statt die Eingeborenen angezogen zu haben, dieselben nach ihren Wäldern zurückgedrängt.

Villa Nova da Raynha war die letzte Mission der Comarca des Rio Negro, wo es eine Art Provinzialdouane giebt. Zwei eiserne Kanonen und dreißig Soldaten bewachen diesen Posten. Einige kleine Küstenfahrer ankerten am Ufer, als wir vorbeikamen. Eine Stunde unterhalb Villa Nova und auf derselben Seite des Flusses sieht man verschiedene Gebäude, welche die comandancia heißen, die gewöhnliche Wohnung des Grenzbefehlshabers. Unweit davon konnte ich einige Fabriken des Landes sehen. Die erste war eine Ziegelei, welche auf einmal 400 Krüge für die Schildkrötenbutter machen konnte. Weiter hin kam eine Werkstätte mit Schmiede und Ambos, und noch weiter ein Schoppen, der zur Bereitung der Maniockuchen diente. Als ich da war, arbeiteten unter der Aufsicht der Hausfrau, einer thätigen und reichen Mestizin, zwanzig Indianerinnen. Die Gebieterin selbst saß an dem einen Ende des Schoppens mit drei oder vier Sieben, durch die sie das Maniocmehl schüttelte, um Kuchen davon zu machen. Andere Indianerinnen kneteten diese Kuchen oder trugen sie in den Ofen. Diese Kuchen, welche man aus dem reinsten und weißesten Theile des Maniocs macht, gelten im Lande für eine Luxusspeise; man ißt sie zum Kaffee. Aus dem übrigen Manioc destillirt man eine Art Branntwein.

Den folgenden Tag war ich in Obidos, das hoch an der Mündung des Rio das Trombetas liegt, der von der linken Seite einfließt. Obidos hat nichts Merkwürdiges; es ist eine Mission wie alle schon beschriebenen; aber die Mündung des Rio das Trombetas erinnert an eine geschichtliche Thatsache, die nicht ohne Interesse ist. Hier soll nach Orellana der erste, welcher auf dem Amazonenflusse schiffte, als er an's Land ging, von Indianern angefallen worden seyn, in deren Reihen Frauen kämpften. Deshalb habe man dem Flusse den Namen Amazonenfluß gegeben. Obidos ist der westlichste Punkt des Flusses, wo die Ebbe und Flut bemerklich wird. Er ist hier 4345 Fuß breit und sehr reißend; an den Ufern hat er eine Tiefe von 160 Fuß.

Jenseits Obidos ist der breiter gewordene Amazonenfluß ein wahres Labyrinth von Inseln, das mit dem festen Lande zusammenfließt. Kaum hat man Zeit, große und regelmäßige Wälder und sorgfältig unterhaltene Cacaopflanzungen zu erkennen, woraus man auf die Nähe rein creolischer Städte schließen kann. Santarem, wo wir den folgenden Tag ankamen, hat bereits diesen Anblick. Es ist ein Kriegs- und Zollposten zugleich, wo man eine ziemlich starke Garnison unterhält. Ohne so groß zu seyn als Barra de Rio Negro, ist Santarem regelmäßiger gebaut und besser mit europäischen Gegenständen versehen. Die Straßen sind breit, obgleich kurz, die Häuser mit Ziegeln gedeckt, mit Kalk beworfen und gelb angestrichen. Die Kirche, die am Ufer steht, ist groß, gut gebaut und hat zwei kleine Thürme. Die Caserne und das Haus des Commandanten stehen einander gegenüber. Santarem treibt einen kleinen Handel mit Para durch Goeletten, deren einige englischen Handelsleuten angehören. Es handelt auch mit den Völkerschaften am Topayos, an dessen Mündung die Stadt liegt.

(Porto do Moz.) Eine Tagereise bringt den Reisenden von Santarem Porto do Moz. Porto do Moz, das an dem Zusammenflusse des großen Stromes und des Xingu liegt, hat nur eine einzige Straße niedriger und mit Palmenblättern bedeckter Häuser. (Taf. 18. Abbild.) Sie zieht sich am Flusse unter Baumgruppen und den mannichfaltigsten Pflanzungen hin. Die Bevölkerung von Porto do Moz besteht in Indianern und Mestizen, welche von den Tacuhepen und den Yurunas herstammen, Völkerschaften, deren Horden noch jetzt zwischen dem Tocantin und dem Topayos herumziehen. Der Xingu ist bei seiner Einmündung zu Porto do Moz fast eine Stunde breit. Auf dem entgegengesetzten Ufer sieht man die Villa Almeirim oder Paru, eine der ältesten Städte an den Ufern des Amazonenflusses. Ihre gegenwärtigen Bewohner stammen vorzüglich von Apamas und Aracajus her, sie gewährt aber einen jämmerlichen Anblick. Das Gebirge Almeirim, das ungefähr eine Stunde vom Flusse liegt, hat einen ungefähr 800 F. hohen Gipfel, den ein Wald von großen Bäumen krönt. Die Seiten desselben sind mit dem schönsten Gras bewachsen; es ist eine frische und ruhige Landschaft, welche das Auge anzieht und erquickt.

Indem wir immer an dem nördlichen Ufer des Amazonenflusses hinzogen, sahen wir Arroyolos, wo sich der Fluß nach NO. wendet. Um zu Garupa an dem rechten Ufer anzulegen, muß man über den ganzen Fluß, d. h. über einen Meeresarm, fahren. Die beiden Ufer des Amazonenflusses liegen hier so weit auseinander, daß man sie beide nicht zu gleicher Zeit sehen kann. In dem Bette desselben liegt eine Menge Inseln, die bei hohem Wasserstande verschwinden und deshalb nicht bewohnt sind; selbst die Fischer besuchen sie selten, da die Fische in dieser Gegend nicht häufig sind. Dagegen giebt es in den Wäldern der Garupainseln sehr viel Wild.

Ueber Garupa sieht man das linke Ufer des Flusses nicht mehr; bald verläßt man das Hauptbett, um in jene Reihe von Salzcanälen zu gelangen, welche den Amazonenfluß in zwei Arme theilen. Der eine wendet sich nach NO.; der andere, der aus tausend kleinen Armen besteht und durch den schönen Fluß Tocantin vergrößert wird, bildet die Bai von Para oder Belem und ergießt sich sodann in ziemlich paralleler Richtung mit der großen Mündung in den Ocean. Einige neue Geographen wollten diese kleinen Canäle, die Tajipuru heißen, nicht für eine Fortsetzung des Amazonenflusses gelten lassen. Wie dem auch seyn möge, diese Bewegung der Gewässer des Flusses bildete eine Art Delta, welches man die Insel Marajo nennt, eine sehr große, aber häufig überschwemmte Insel mit großen Wasserdeichen. Man kann unmöglich eine Vorstellung von den Canälen geben, in denen sich der Fluß nach Süden wirft. Sie sind so zahlreich, so wechselnd, so wenig unterschieden, daß selbst die Indianer Pfähle aufstecken müssen, um sie wieder zu erkennen. In allen diesen Canälen macht sich die Ebbe und Flut fühlbar und das Wasser ist fast so salzig als im Meere. Auf dem Boden, der bei der Ueberschwemmung frei bleibt, sieht man hier und da Zuckerrohrpflanzungen, die man am Ober-Marañon nicht findet. Der ansehnlichste Ort auf diesem Wege ist Breves, das an der SW-Küste liegt. Es ist ein Flecken von 40 zwischen Cacao- und Pomeranzenbäumen zerstreuten Hütten. Die Hütte des Richters hatte Lehmmauern; die andern bestanden nur aus niedrigen Pfählen, welche ein Dach von Ubussupalmenblättern trugen. Die Ubussupalme (manicaria saccifera) ist die einzige in Brasilien, welche ungetheilte zwanzig Fuß lange und zehn Fuß breite Blätter hat. Sie sind so dicht, daß ein von ihnen gemachtes Dach bei einiger Sorgfalt mehrere Jahre dauern kann. Uebrigens ist ein solches Dach auch der Frische wegen einem Ziegeldache vorzuziehen. Die Leute, welche diese Hütten bewohnen, sehen glücklich aus. Obgleich sie arm sind, scheinen sie doch mit ihrer Armuth zufrieden zu seyn, denn sie geht offenbar nicht bis zum Elende. Die Wohnungen, die man hier und da in der Gegend sieht, sind sorgfältig und fast mit einer Art Luxus gebaut. Die Eigenthümer scheinen Creolen von Para oder Ansiedler zu seyn, die durch den leichten Abzug ihrer Erzeugnisse schnell zu Wohlstand gelangen.

Ehe ich nach Santa Maria de Belem kam, mußte ich noch bei Limoeiro an der Mündung des Tocantin anlegen, der der Hauptarm dieses Theils des Amazonenflusses geworden ist. Von Limoeiro kamen wir nach Santa Anna, einem hübschen Orte, der eine begünstigte Bevölkerung nährt. In der Umgegend lagern die Camutas-Indianer, ein kriegerischer Stamm, dessen unruhiger Sinn mehrmals schon die Ruhe von Para gestört hat. Ueber Santa Anna verengt sich das Bett des Flusses und erhält den Namen Jagarape Merim. Ueber der Mündung des Moju, die eine Viertel Meile breit seyn kann, wird die Fahrt leichter und angenehmer. Die schönen Pflanzungen, die Lusthäuser, die Zuckerrohrfelder gleiten auf einem Raume von 12 Stunden an beiden Ufern hin. Endlich, nachdem wir am rechten Ufer Beja liegen gelassen hatten, legte unser Fahrzeug den 28. Jan. auf der Rhede von Belem an.

(Belem.) Santa Maria de Belem oder Para, das 1616 von Francisco Caldeira gegründet wurde, liegt auf einem niedrigem Strande des Amazonenflusses am rechten Ufer desselben vor der großen Insel Onças, die durch eine Reihe kleinerer Inseln fortgesetzt wird. (Taf. 18. Abbild.) Ungefähr eine Stunde von der Stadt erhebt sich auf einem von Wasser umgebenen Felsen das kleine Fort Serra, welches das Fahrwasser beherrscht und alle Schiffe recognoscirt, ehe es dieselben in den Fluß einfahren läßt.

Die Stadt selbst wird durch zwei Forts vertheidigt, die beide auf dem Felsen liegen, aber nicht sehr hoch sind. Das Arsenal befindet sich außerhalb der Stadt auf dem halben Wege zu der Einmündung des Flusses Guama. Wie man sagt, sind Fregatten von ihren Werften hervorgegangen.

Das Hauptgebäude von Para ist der Palast, ein großer zwei Stockwerk hoher Bau, mit einem offenen Balcon, Bildhauerarbeiten an der Außenseite und Palmen zwischen den Fenstern. Fast alle obern Beamten der Regierung wohnen in diesem Palaste. Hinter demselben erstreckt sich ein Rasenplatz, wo die Truppen jeden Morgen paradiren. Nicht weit von dem Palaste befinden sich einige angefangene Gewölbe, woraus einmal ein Theater werden sollte.

Die Kathedrale und die acht oder neun Kirchen von Para sind ziemlich schön, aber keine hat etwas Besonderes. Vor der Kathedrale steht der Palast des Bischofs. Das Zollhaus ist ein großes und bequemes Gebäude und man hat für das Fortschaffen der Waaren einen besondern Kai angelegt. Die Bürgerhäuser sind meistens groß und gut gebaut; die Straßen breit und zum Theil gepflastert, aber selten belebt und geräuschvoll. Die Bewohner von Para sind, wie alle Creolen der Länder unter dem Aequator, weichlich, träge und nicht sehr industriös. Die Frauen kommen selten aus, und wenn es geschieht, so liegen sie dabei in Hängematten, die auf Stangen getragen werden. Die wichtigsten Eigenthümer wohnen nicht in der Stadt selbst; sie haben alle ihre Landhäuser in geringer Entfernung.

In Para giebt es keinen regelmäßigen Markt. Die Böte und Pirogen kommen jeden Morgen ohne bestimmten Tag und bestimmte Stunde an und verkaufen den Ertrag der Ernten. Man sieht zwei oder drei Schlachthäuser. Das Vieh und die Pferde kommen von der Insel Marajo und den kleinen umliegenden Inseln, oder man findet sie auch in wildem Zustande. Die Pferde sind nur mittelmäßig; eines kostet nicht mehr als 5 Piaster und man führt sie bisweilen nach Ostindien aus. Als eine merkwürdige Eigenthümlichkeit erzählt man von diesen Pferden, daß sie nach dem Abendritte von ihren Herren sich selbst überlassen werden und sie sich dann ihr Futter auf den Wiesen der Stadt suchen, jedes aber am andern Morgen mit Tagesanbruche sich vor dem Hause seines Herrn von selbst einfindet. Der Handel Paras ist nicht beträchtlich, besonders weil es an Geld fehlt. Die Ausfuhr besteht in Cacao, Copahubalsam, Sassaparille, Baumwolle, trockenen Häuten ꝛc.; die Einfuhr dagegen in verschiedenen Artikeln europäischer Fabrikation. Para ist die wichtigste Stadt der ganzen Amazonengegend, der Seehafen, die Hauptstadt dieses unter dem Namen Provinz Para bekannten Theils von Ober-Brasilien. Diese Provinz zerfällt wieder in drei Comarcas oder Bezirke, Para, Guayana (den Rio Negro umfassend) und Solimoës. Die administrativen Eintheilungen haben andere Namen. Sie theilen das Land in die Comarca Rio Negro, Comarca Para und Comarca Marajo.

Kapitel XXI.

Allgemein Geographisches über die Gegend des Amazonenflusses.

Als Francisco Caldeira zum erstenmale 1616 auf einem Arme des Amazonenflusses erschien und die Stadt Belem gründete, war dieses Küstenland von den Tupinambas bewohnt, die vor der Eroberung flohen und sich in das Land zurückzogen, das den Fluß Tocantin bespült. Von hier warfen sie sich, indem sie eine Diversion benutzten, die ihnen ein holländischer Angriff gewährte, zu verschiedenen Malen auf den neu gebildeten Posten und machten denselben seinen Gründern streitig. Es folgten darauf langdauernde Unruhen bis 1621, als Bento Maciel die Holländer vertrieb, die sich an den Ufern des Amazonenflusses festgesetzt hatten, die feindseligsten und kühnsten Volksstämme vernichtete und die andern in ihre Waldasyle zurückdrängte oder zwang, um Frieden zu bitten. Diese Pacification brachte Bento Maciel den Namen des Pacificators des Maranham.

Seit dieser Zeit folgten die Gouverneurs in Para aufeinander entweder als specielle Gouverneurs dieses Bezirks oder als Generalcapitaine des Staates Maranham. In den ersten Zeiten der Eroberung wurde die Sclaverei der Indianer als ein Herkommen fortgesetzt. Der Jesuit Antonio Vieyra, der zuerst die Emancipation der Sclaven zu predigen wagte, theils in Para, theils in Lissabon, machte nur unter den Mönchen seines Ordens Proselyten. Weit entfernt, sich den Gründen des Interesses und der Menschlichkeit zu fügen, welche minder strenge Maßregeln forderten, vertrieben die Behörden die Paters 1671 aus der Provinz. Erst 1755 forderte der Kaiser Joseph, der eine Menge von seinen Vorfahren erlassener Edicte zurücknahm, daß der Codex der Unabhängigkeit kein Hohn für die Indianer sey und für die Eingeborenen eine neue Zeit, eine Zeit der Milde herbeiführte. Die wieder frei gewordenen Indianer sind seitdem in frohnpflichtige Völkerschaften organisirt worden, welche bei ihren Arbeiten von Aufsehern bewacht wurden. Erst in unsern Tagen ist die Emancipation vollständig geworden. Uebrigens scheint es, als solle keine liberalere Gesetzgebung einen entscheidenden Einfluß auf die wilden Völkerschaften ausüben. Die Zahl der Stämme vermindert sich von Tag zu Tage; das Geschlecht der Mestizen scheint alles zu gewinnen, was die Indianer verlieren.

Der Anblick dieses weiten Landes ist je nach den Zonen verschieden, im Allgemeinen aber flach, bewaldet, sumpfig und fast auf allen Punkten fruchtbar. Das Clima ist das der Aequatorländer, glühend heiß und kaum durch einige Ostwinde abgekühlt. Eine wunderbare Vegetation schmückt die Ufer fast aller dieser Flüsse, wo sich die Bäume zu einer staunenswerthen Höhe erheben. Krystalle, Smaragden, Granit, Silber, wenn auch in geringer Menge, Thon und Blei, das sind die Mineralreichthümer. Alle Reichthümer der Vegetation anzuführen, würde zu weitläufig seyn; die Bäume zum Bauen, die balsamischen Bäume, wie der Cumaru, der Copahu, der Strauch, welcher den Storax giebt; der merapinima, compact, schwer und glatt wie Schildkrötenschale; der sucuba, violettes Holz, das einen Würmer vertreibenden Saft giebt; der assam, welcher ein feines Gift enthält; der getaica, dessen Harz man sich zum Glätten des irdenen Geschirres bedient; der chiruruba, dessen Asche vortrefflich zur Bereitung der Seife ist. Unter den Früchten dieses Landes kann man die Pomeranze, die Mangaba, die Saracara, die Abiu, die Inga, die Bacaba ꝛc. anführen. Cocuspalmen sieht man nur in der Nähe des Meeres. Der Maranham-Kastanienbaum ist dieser Gegend eigenthümlich. Einer der nützlichsten Bäume der Provinz ist ohne Zweifel der Cautschuk, aus

dessen Stamme man durch Einschnitte eine Art Harz erhält, das alle Formen annimmt und aus dem man wasserdichte Zeuge macht. Die andern allgemeinen Erzeugnisse sind die Sassaparille, die Ipecacuanha, die Jalappe, die Gewürznelke von Maranham, die Tapioca und der Lorbeer der Molukken. Welche besondern Arten man unter den wilden Thieren findet, haben wir bereits gesehen. Alle wilden Thiere, die schon in den Ebenen des Orinocco beschrieben wurden, finden sich auch in den Wäldern am Amazonenflusse; die Vögel, besonders die Aras, gewähren dieselben reichen Farben und denselben Luxus an Varietäten.

Die Geologie dieser ungeheuern Landstrecke ist fast unbedeutend; dafür gewährt aber die Hydrographie derselben ein weites Feld der Untersuchung. Der Amazonenfluß, der von den peruanischen Bergen herabkommt, nimmt, wie wir gesehen haben, zu seiner Rechten den Javary auf, der die Grenze zwischen Peru und Brasilien bildet; den Jutay oder Hyatahy; den Jurua oder Hyarua; den Tefe, welcher Egas bespült; den Madeira, der von den Bergen Bolivias kömmt und auf seinem Laufe unterhalb Matto Grosso den Guapore aufnimmt; den Topayos, der in dem obern Theile seines Laufes Juruena heißt und das Land der Mandrucus durchströmt, und endlich den Xingu, der von dem Plateau Campos Parecis kommt, das Land der Bororos durchschneidet, Para, Souzel und Pombal bespült. Zu seiner Linken erhält er den Iça oder Putumayo und den Yapura oder Caqueta, der von den Höhen der columbischen Cordillere kommt; den Rio Negro, den ansehnlichsten seiner Beiflüsse, durch den der Amazonenstrom mit dem Orinocco in Verbindung steht, den Rio Negro, der auf der Serra de Tunuhy entspringt und dem großen Flusse seine Beiflüsse, den Cassiquiare und Rio Branco, zuführt; endlich als die letzten Beiflüsse auf dieser Seite, den Rio dos Trombetas und den Anaurapara, die von dem südlichen Abhange der Serra de Tucumaque kommen. Unter diesen Flüssen muß man eine besondere Stelle dem Tocantin anweisen, den einige Geographen nicht zu den Beiflüssen des Amazonenstromes zählen, mit dem er durch einen Salzwassercanal in Verbindung steht. Der Tocantin, der Fluß von Para, wenn er sich in das Meer ergießt, oder die zweite Mündung des Amazonenstromes, besteht aus der Vereinigung zweier großen Arme, dem eigentlich sogenannten Tocantin und dem Araguaya, welchen man für den Hauptarm ansehen muß. Der Hauptbeifluß des Araguaya ist der Rio das Mortes, welcher die Provinz Matto Grosso durchströmt. Die Quellen des Flusses befinden sich in den ersten Reihen der Serra dos Vertentes in der Provinz Goyaz.

Der Amazonenstrom hat auf seinem ganzen Laufe eine schnelle Strömung, die noch durch eine Menge kleiner Inseln beschleuniget wird. Diese Inseln machen aus dem Bette des Flusses eine Art 4 bis 500 Stunden langen Archipel, so daß man selten die beiden Ufer zu gleicher Zeit sehen kann. Diese Inseln entstehen und verschwinden, vergrößern und verkleinern sich jedes Jahr.

Die Fahrzeuge, welche den untern Amazonenfluß befahren, sind aus Baumstämmen gebildet, die vierzig bis funfzig Fuß in der Länge messen. Man höhlt sie mittelst des Feuers aus, läßt ihnen die größtmögliche Breite und verstärkt sie durch äußere Ansätze mit Bretern, welche sie höher über dem Wasser halten sollen. Man nennt diese langen Fahrzeuge, die auch Masten und runde Segel haben, Piroguen. Um den Fluß hinaufzukommen, benutzen sie Ostwinde, und bei der Hinabfahrt die Strömung und die Fluth.

Der Amazonenfluß enthält viele Fische, das wichtigste der Amphibien aber ist die Seekuh, die man wegen der Aehnlichkeit ihres Kopfes mit dem des Rindes so nennt. Das Fleisch ist gut und man erhält von dem Thiere einen Thran. Es ist nebst dem Fisch Pirarucu die Hauptnahrung der indianischen Fischer. Der Pirarucu ist ein dicker und guter Fisch.

Die größte Insel im Amazonenflusse ist Marajo, wo die Portugiesen eine Comarca gebildet haben. Sie liegt zwischen dem Flusse Tocantin und dem großen Flusse, wird in N. von dem Ocean und in S. von dem Canal von Tajipuru bespült und mißt etwa 30 St. von S. nach N. und 40 von O. nach W. Dieses schöne, fruchtbare und an Vieh reiche Land fürchtet nur die häufigen Ueberschwemmungen und die pororoca an der Mündung des Amazonenflusses, die man in der Gironde mascaret oder raz d'eau nennt und die Lacondamine also beschreibt:

„Während der drei nächsten Tage am Voll- und Neumonde, der Zeit der höchsten Flut, erreicht das Meer, statt über 6 Stunden zum Steigen zu brauchen, in einer oder zwei Minuten seine größte Höhe; man kann sich denken, daß dies nicht ruhig abgehen kann. Man hört in einer Entfernung von einer bis zwei Stunden ein entsetzliches Getöse, welches die pororoca ankündiget; je näher man kommt, um so stärker wird der Lärm, und bald sieht man eine Wassermasse von 12 bis 15 Fuß Höhe, nach ihr dann eine andere, dann eine dritte und bisweilen eine vierte, die nahe auf einander folgen und die ganze Breite des Canals einnehmen. Diese Woge schreitet entsetzlich rasch vor und zerschmettert Alles, was ihr widersteht. Ich habe an mehreren Stellen Zeugen ihrer Verwüstungen, sehr große entwurzelte Bäume 2c. gesehen; überall, wo sie hinkommt, ist der Boden rein wie abgekehrt. Die Böte, die Piroguen 2c. haben kein anderes Mittel, sich zu schützen, als an einer Stelle zu ankern, die große Tiefe hat. Ich untersuchte an verschiedenen Stellen die Umstände dieses Phänomens und besonders auf der kleinen Insel Guama bei Para, und ich bemerkte immer, daß es nur nahe an der Mündung der Flüsse und dann vorkomme, wenn die aufsteigende Flut in einem engen Bette auf dem Wege auf eine Sandbank oder eine Untiefe geräth."

Der Küstenstrich der Insel Marajo wird bisweilen durch dieses Phänomen verwüstet, das Innere aber ist davor gesichert. Die beiden größten Wasserströme, welche über die Insel gehen, kommen aus einem Binnensee; man nennt sie den Anajat und den Arary. Die Eingeborenen dieser Insel, die Rengahybas, die im 17. Jahrhunderte von dem Jesuiten Antonio Vieyra zum Christenthume bekehrt wurden, sind Schiffer und Fischer. Sie nahmen den Beinamen Iguaranas von Iguara, was in der tupischen Sprache eine Pirogue heißt. Der Hauptort der Insel ist Villa de Joannes, ein kleiner Flecken ohne Bedeckung, der in einer sumpfigen Gegend liegt. Man erwähnt auch noch den Hafen Chaves am Ocean und die Weiler Soure, Salvaterra und Monçaras. Außer dieser großen Insel hatte der Amazonenfluß sonst andere mit einer zahlreichen Bevölkerung, besonders Machiana und Caviana, die van den Aroas bewohnt wurden. Jetzt sind diese Inseln öde. Das Schwert oder Krankheiten haben ihre Bewohner vertilgt.

Das ist der Amazonenstrom. Zu jeder Zeit zogen die Breite seiner Gewässer und die Schönheit seiner Ufer Reisende dahin. Ihn hinabgefahren zu seyn, war fast ein Anspruch auf Ruhm, und noch in unsern Tagen ist es eine ziemlich schwere Aufgabe, deren Lösung die Geschichte der Reisen aufzeichnet. Der Erste, welcher diese lange Fahrt wagte, war der Spanier Orellana, der sich 1540 vierzig Meilen östlich von Quito einschiffte, dem Cauca un Napo folgte, in den großen Fluß kam und hinunter fuhr bis an das Nordcap an der guyanischen Küste. Er gab diesem großen Strome den poetischen Namen, den er noch jetzt führt; er wendete auf diesen ungeheuern Thermodon der Neuen Welt die Homerische Fabel von Stämmen kriegerischer Frauen an, die sich gegen die umwohnenden Völkerschaften vertheidigten und eine Brust abschnitten, um den Bogen besser handhaben zu können. Orellana behauptet, auf dem Unter-Amazonenflusse einen Stamm dieser Frauen getroffen zu haben, die ihn nöthigten, seine Fahrzeuge wieder aufzusuchen. Gegenwärtig gilt es fast für ausgemacht, daß der Umstand, welcher zu dieser Fiction Veranlassung gab, der Anblick einiger Indianerinnen war, die ihre Männer bei dem Zusammentreffen mit den Europäern unterstützten und sich selbst mit den Waffen in der Hand vertheidigten.

Nach Orellana erschien auf dem Orinocco Pedro de Ursoa, der 1560 abgeschickt wurde, um den See Parima und das Land Eldorado aufzusuchen. Pedro de Ursoa sah die Ufer des Amazonenflusses nicht selbst. Ein aufrührerischer Soldat, Aguirre, ermordete ihn unterwegs und ließ sich zum Führer der Expedition ernennen. Er ging den großen Fluß hinunter und bezeichnete seinen Weg durch Verwüstung und durch Mord. Man

zögerte lange, nochmals eine Expedition zu beginnen, welche bis dahin so schlecht gelungen war. Erst später und nach der Gründung Belems unternahm auf Befehl Raymundos de Noronha, des Gouverneurs dieser Stadt, Pedro von Texeira diese Fahrt nach einem großen Maßstabe. Pedro von Texeira verließ Belem den 28. October 1637 mit 47 Böten, 1200 Eingeborenen und 60 portugiesischen Soldaten, so daß das ganze Heer, die Frauen und Sclaven mitgerechnet, 2000 Seelen stark war. Diese schwimmende Colonie kam nach zahllosen Anstrengungen und Elend nach einer einjährigen Fahrt nach Quito. Nach diesen mehr militärischen als gelehrten Reisenden der alten Zeit erschienen in den folgenden Jahrhunderten die sich aufopfernden und arbeitsamen Männer, welche den Amazonenstrom nicht befuhren, um seine Ufer zu verwüsten, sondern um sie kennen zu lernen: 1690 der Pater Fritz, welcher die Karte vom Amazonenflusse entwarf; 1743 Lacondamine, und in unsern Tagen endlich der Lieutenant Lister Maw, und besonders die geschickten und ausdauernden deutschen Naturforscher Spix und Martius, welche zuerst die Ethnologie und die Phytologie des Amazonenflusses mit einigen Details aufhellten.

Die geographischen Untereintheilungen dieses weiten Landstriches sind für die Provinz Para das eigentliche Para, die Bassins des Xingu und Topayos und die Länder der Mandrucus.

Das eigentlich so genannte Para enthält außer der Stadt Para noch Braganza, sonst Cayte, den Hauptort der kleinen gleichnamigen Capitanerie, eine der ältesten Städte des Landes. Sie liegt drei Stunden vom Oceane an dem kleinen Flusse Cayte. Eine Brücke schneidet sie in zwei Theile. Der nördliche wird nur von den Indianern bewohnt. Man erwähnt überdies San Jose de Cerrebello, Urem an dem rechten Ufer des Guama; Vizia, eine alte Stadt, sonst der reiche Stapelort des Innern an dem Flusse Tocantin; Cintra an dem Flusse Maracana; ColIares, eine Mestizenstadt 12 St. von der Hauptstadt auf einer Insel, die ein schmaler Arm von dem Festlande trennt; Villa Nova do Re, etwas unterhalb der Mündung des Curuca, zum Theil von Ackerbau treibenden Indianern bewohnt; Bayao, Pederneira, reiche Indianerdörfer, und endlich Arcos, eine Ureinwohnerstadt, ohne eine Menge kleiner Ortschaften, wo die Indianer Dörfer angelegt haben, die jeden Tag sich mehr mit Pflanzungen umgeben.

Das Bassin des Xingu hat nicht minder wichtige Oerter. Die Hauptstadt des Landes, welches die neuern Geographen zu der Camarca Paras rechnen, ist Villa Viçosa, deren ursprünglicher Name Cameta ist, eine der ältesten Städte der Provinz an dem linken Ufer des Tocantin. Sie ist der geschäftsreichste Stapelplatz des Innern, der reichste im ganzen Lande. Man zählt hier 12,000 Einw., sowohl Europäer als Indianer und Mestizen. Villa Viçosa hat hübsche Häuser und schöne Kirchen. In dieser Höhe bildet der Tocantin gleichsam eine große, drei bis vier Meilen breite Bai. Fünf Stunden in NO. liegt die Insel Ararahy, die 3 St. im Umfange hat, schmal und flach ist und den Fluß in zwei große Buchten schneidet, deren eine Bai von Marapata, die andere Bai von Limoeiro heißt. Dreißig Stunden oberhalb Villa Viçosa an demselben Ufer des Tocantin liegen die Forts Alcobaca und Arrayos, die beide zur Bewachung der Piroguen bestimmt sind, welche in die Provinz Goyaz kommen. Man erwähnt ferner Garupa, Porto do Moz, von denen schon die Rede gewesen ist, Porlet und Melgaço an den Ufern des Sees Anapu, und Pompal, eine Stadt, die von Tage zu Tage blühender wird.

Das Bassin des Topayos, das von mehrern Indianerstämmen bewohnt wird, enthält unter andern Städten Santarem, das wir bereits erwähnten; Souzel, eine Mestizenstadt in den Gebirgsschlünden des Ober-Xingu, bewohnt von indianischen Jägern, Fischern und Handwerkern; Alter do Cham, ursprünglich Hybirarybe, an einem See in der Nähe des Topayos in einiger Höhe über dem Spiegel des Amazonenflusses; endlich Areyro, an dem Ufer des Topayos, das zwar eine Stadt heißt, aber nur ein Dorf von geringer Bedeutung ist.

Das Land der Maudrucus enthält eine Menge indianischer Völkerschaften, denen dies Gebiet gehört. Außer den kriegerischen Mandrucus selbst, von denen es den Namen hat, erwähnt man noch die Yumas, die Yammas, die Muras und die Araras, von denen jedes Volk seine Sitten, seine Sprache, seine Dörfer und seine Häuptlinge hat. Diejenigen, welche sich in ganz wildem Zustande befinden, verlassen ihre Wälder nicht; die andern wohnen in Dörfern, wo sie sich unter die Christen mischen und dem Landbaue wie den ersten Anfängen der Civilisation Geschmack abgewinnen. Die am weitesten vorgeschrittenen unter ihnen fangen an, sich zu bekleiden; die andern gehen völlig nackt. Sie sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Die Muras und Mandrucus haben wir bereits kennen gelernt. Die andern Stämme haben ziemlich ähnliche Sitten. Die wesentlichen Ortschaften dieses Landes sind Villa Franca oder Camaru, eine Mestizenstadt, mit einiger Regelmäßigkeit an einem See erbaut, der mit dem Amazonenflusse und dem Topayos in Verbindung steht; Villa Nova da Raynha, die bereits erwähnt wurde; Borba, eine kleine arme Stadt auf einer grünen Ebene, welche das rechte Ufer des Madeira beherrscht. Sie liegt 30 Meilen vom Amazonenflusse. Ihre Bevölkerung besteht aus Ureinwohnern von verschiedenen Stämmen, vermischt mit einer kleinen Anzahl Europäer und Mestizen. Diese Mission hat ihren Platz mehr als einmal gewechselt. Sie grenzt an ein ansehnliches, von unbekehrten Muras bewohntes Dorf. Villa Boin und Pinhel sind noch zwei kleine Städte an den Ufern des Popayos und beide von Indianern bewohnt.

Die Provinz Solimoës, welche an Para grenzt, kann in mehrere Bezirke getheilt werden, welche ihren Namen von den sie bewässernden Flüssen haben, wie Puru, Coary, Tefe, Yurba, Yutahi, Yabari. Puru hat nur eine kleine Stadt, Crato, an dem Madeira in großer Entfernung über Borba. Sie ist von Indianern und Mestizen bewohnt und als Ackerbau treibender Ort nicht unbedeutend, einer der Hafen der Piroguen, welche von Matto Grosso kommen. Es läßt sich erwarten, daß sie eine der wichtigsten Ortschaften der Provinz Solimoës werden wird. Coary hat als Hauptort Alvellos an einer breiten Bai ungefähr fünf Stunden von der Mündung des Coary. Die Einwohner stammen fast alle von den Stämmen Uamanis, Solimoës, Yumas und Cuchinras, welche in der Umgegend lagerten. Sie bauen Cacao, Copahu, Sassaparille, und machen Schildkröteneierbutter. Diese von dem Mönch Jose de Magdalena gegründete und von dem Mönch Antonio de Miranda fortgesetzte Mission wurde von dem Mönch Moriz Moreyra dahin gebracht, wo sie sich gegenwärtig befindet. Tefe gewährt nichts Merkwürdiges als die Mission Egas, von der bereits die Rede gewesen ist und die mit einigen Mestizen von Coretas, Cucurunas, Yumas, Yupinhas, Tamuanas und Achuaris bewohnt wird. Der Hauptort Yurbas ist Nogueyra, eine am linken Ufer des Tefe liegende Stadt vor Egas und drei Stunden von dem Amazonenflusse. Alvarens gehört ebenfalls zu diesem Bezirke. Yutahi, ein von Tecunas und Yuirinas bewohnter Bezirk hat als Hauptort Forte Boa, das wir bereits gesehen haben. Yabari, wo die Maranhas, die Tecunas, die Yuris, die Mayurunas und die Chimanas lagern, enthält die Missionsstädte San Paulo de Olivença und San Jose de Tabatinga.

Die Provinz Guyana, welche den nördlichen Theil des Amazonenlandes bildet, zieht sich vom Rio Negro bis zum Ocean und von dem nördlichen Ufer des großen Flusses bis zu dem franz. Guyana, wie es durch den Oyapok und die Tucumakkette begrenzt wird. Es ist großentheils ein ödes Land, außer an den beiden Ufern des Rio Negro und an den Ufern des Solimoës. Diese Provinz, welche von vier ansehnlichen Flüssen bewässert wird, dem Yapura, dem Rio Negro, Rio Branco und Rio das Trombetas; die theils von den columbischen Cordilleren, theils von dem Parime oder Tucumakbergen herabkommen, hat wenige wichtige Städte und gehört fast ganz den Indianern an. Das Innere ist ohne Einwohner und wenig bekannt; der Küstenstrich allein hat einige Missionen, in denen theils Europäer und Mestizen, theils blos Mestizen wohnen, oder in denen sich blos Wilde aufhalten. Die Küste, die sich von dem Cap Nord bis zum Cap Oranien erstreckt, besteht ganz aus unter Wasser ge-

setzten Ländereien, auf denen keine Niederlassung möglich ist. Im N. vom Cap Nord liegt die Insel Maraca, die 6 St. breit ist und einen großen See in der Mitte hat. Schreckliche Pororocas zerstören ihre östliche Seite, wie die der Insel Marajo. Geht man am nördlichen Ufer den Amazonenflusses hinauf, so findet man als Hauptmissionen Maccapa, Hauptort der Provinz, auf einem hohen Ufer, mit einer Kirche, einem Hospitale und mit Ziegeln gedeckten Häusern; dann Villa Nova an dem Ufer des Ananirapucu; Mazagao, an der Barre des Mutuaca, wo man das Land baut und Ziegel macht; Arroyolos, an dem Ufer des Amaruca; Espozende an dem Tubare; Almeyrim an dem Ufer des Paru; Outyro, Mestizenmission; Montalegre, eine ansehnliche und reiche Stadt auf einer Insel des Gurupatuba; Prado an dem Jurubui; Alemqueo, wichtig durch seinen Handel und seine Pflanzungen; Obidos, das alte Pauris; Serpa, eine kleine Insel des Amazonenflusses; Faro und Sylves, Mestizendörfer an Binnenseen.

Der westliche Theil des portugiessischen Guyana besteht aus Missionen an den beiden Flüssen Yapura und Rio Negro. Mit Spix und Martius haben wir bereits an dem Yapura Sant Antonio de Maripi, San Joao do Principe und Porto das Miranhas besucht. An dem Rio Negro findet man folgende:

Ueber Barra de Rio Negro, einer wichtigen Station am Amazonenflusse, kommt die Kirchfahrt Ayrao mit ihrer dem heiligen Elias gewidmeten Kirche, eine an dem rechten Ufer des Rio Negro liegende Mission; dann 12 bis 18 St. weiter oben und an derselben Seite Mura von angenehmen Aussehen, eine Mission von Mestizen von Europäern und Indianern, namentlich den Carahyahys, den Aroaquis, den Cocuannas, den Manaos und den Jumas. Zehn Stunden weiter oben und ebenfalls am rechten Ufer findet sich die Kirchfahrt Carvoeyro, die aus Manaos-, Paraunos- und Maranacuacenas-Indianern besteht und über welcher der Rio Negro den Rio Branco, seinen wichtigsten Beifluß, aufnimmt. Dann kommt die Mission Poyares, darauf Barcellos, sonst der Hauptort dieser Provinz und ehemalige Residenz ihrer Gouverneure, ein etwas verfallener Posten, dessen Bevölkerung aus Handelsleuten, Fischern und Jägern besteht. Sechszehn Stunden von Barcellos liegt Morayra, Mestizenmission, Thomar, eine kleine Mestizenmission, in deren Nähe die kriegerischen Manaos, ein Indianervolk, lagern, das fast das ganze Land zwischen dem Uariva und dem Chiura inne hat. Die Religion dieser Völker, wie die aller Indianer, bei denen man einige Spuren davon gefunden hat, läßt zwei Götter oder zwei Principe zu, das gute, Mauary, und das böse, Saranhe genannt. Die Sprache dieses Stammes ist die, welche in diesem Bezirke herrscht. Ueber Thomar kommt Lamalonga, von Manaos, Bares und Banibas bewohnt; Santa Isabel, bewohnt von Uapen; Macaraby, bewohnt von Caraos; Caldas, wo man Barren, Macus und Meppuris findet; San Joao Nepomuceno, San Bernardo und Nazareth, weniger wichtige Posten, wo Ayrmeys, Barecus und Meppuris leben; San Gabriel nahe bei den Fällen des Crocoby, eine Mission von Baren Indianern; dann San Joaquim do Coamu, wo der Rio Negro eine Menge Hemmnisse und gefährliche Stellen hat; dann weiter hin San Miguel und Santa Anna, die beide von Banibas Indianern bewohnt sind; endlich San Jose dos Marabytanas, eine Colonie von Marabytanas Indianern, der letzte portugiessische Posten an dieser Grenze, der in geringer Entfernung von dem Cassiquiare liegt, der die Verbindung zwischen dem Amazonenflusse und dem Orinocco unterhält. Von Para nach San Jose zählen die Schiffer 500 St. und sie brauchen drei Monate zu dieser Reise.

An den Ufern des Rio Branco findet man die Kirchspiele Santa Maria, San Joao Batista, Nossa Senhora do Carmo, San Felipe, Sant Antonio, Santa Barbara und San Joaquim, Grenzposten 350 Stunden von Para. Die Völkerschaften dieser Missionen sind Indianer, welche in mit Palmenblättern bedeckten Hütten wohnen. Unter den dem Rio Branco eigenthümlichen prachtvollen Vögeln muß der gallo da serra oder der Felsenhahn erwähnt werden. Das Gefieder dieses Vogels ist prachtvoll, von schöner Orangenfarbe mit einem Federbusche, der sich wie ein Fächer ausbreitet und zusammenlegt. Dieser Busch geht von dem Anfange des Halses bis zum Schnabel; er ist orange wie der Vogel, aber wunderschön rosa eingefaßt. Der Vogel ist sehr selten.

Das ist das Ganze der verschiedenen Ländereien am Amazonenflusse, eines unermeßlichen und schlecht gekannten Gebietes, das 300 Jahre nach der Entdeckung noch heute erwartet, die europäische Wissenschaft werde ihm seine Columbus, wie die Staatskunst seine Franklin schicken.

Kapitel XXII.

Von Para nach Maranhao.

Während meines Aufenthalts in Para konnte ich diese schon von den beiden so oft erwähnten berühmten Reisenden, Spix und Martius, genau beschriebene Stadt ziemlich vollständig beobachten.

(Para.) Vor Para hat der Fluß, der zwischen dem festen Lande und der Insel Marajo fließt, fast 3 Stunden in der Breite. Von der Rhede aus gesehen, scheint die Stadt, welche auf einer ebenen und flachen Küste liegt, nur aus zwei parallelen, an jungfräuliche Wälder sich lehnenden Straßen zu bestehen. Von diesem Gesichtspunkte fallen zuerst zwei Gebäude ins Auge, die Börse und das Zollhaus, die nahe am Ufer und beinahe in der Mitte der Häuserlinien liegen. Dahinter erheben sich die beiden Thürme der Kirche Merces und weiter hin der Dom der Kirche der heil. Anna, wie in N. Sant Antonio, das Kapuzinerkloster, das die Perspective schließt. Am südlichsten Ende ruht das Auge auf dem Castell und dem Militärhospital, an welche das Seminar und die Kathedrale mit ihren beiden Thürmen stoßen. Weiter vor im Innern erscheint der Palast des Gouverneurs, ein prachtvolles unter der Verwaltung des Bruders des Marquis von Pombal erbauetes Gebäude.

Kommt man in die Stadt hinein, so erkennt man, daß sie mehr enthält, als ihr äußerer Anblick verspricht. Die gleichmäßig aus Steinen erbauten Häuser stehen bald in rechten Winkeln, bald bilden sie große Plätze. Diese fast alle fensterlosen Häuser haben gewöhnlich nur ein Stockwerk, selten zwei. Eines der merkwürdigsten Gebäude ist die Kathedrale, ein zwar nicht eben hoher, aber imposanter Bau, dessen Kapellen mit Gemälden von portugiesischen Malern von ziemlich mittelmäßigem Verdienste verziert sind. Das alte Jesuitencollegium und das dazugehörige Seminar machen dem Unternehmungsgeiste dieses sonst so mächtigen Ordens Ehre. Ihre Kirche ist gegenwärtig ein Hospital.

In O. von Para ließ der Graf von Arcos, dessen politische Laufbahn in Para begann, durch Durchschnitte einen großen Raum austrocknen, woraus man einen öffentlichen Spaziergang gemacht hat, den einzigen, den man hier sieht. Diese Schöpfung ist kaum 20 Jahre alt und schon sind die bombax ceiba, der Brodbaum (artocarpus incisa), der Mangobaum (mangifera indica), der Monbin (spondias miroholanus) schöne Bäume geworden. Man glaubt, Para verdanke diesem Parke die Gesundheit der Luft, die in ihr herrscht. Obgleich diese Stadt in einer Niederung unter 1° 28′ s. Br. liegt, kennt sie doch die Krankheiten nicht, welche die Guyanas verheeren; sie ist bisher sogar von dem gelben Fieber, der Geißel dieser Gegenden, verschont geblieben. Die Krankheiten, welche man hier hat, kommen von schlechter Nahrung her und befallen die untern Classen des Volks, dessen gewöhnlicher Unterhalt aus halb gegorener Cassave, Fischen und eingesalzenem Fleische besteht. Diese Nahrung ist übrigens ganz nach dem Geschmacke der Eingeborenen, die sie jeder andern vorziehen.

Die Fische werden auf der Insel Marajo zubereitet, wo man auch eine große Menge Vieh zieht. Die Stiere werden entweder lebendig nach Para gebracht, oder man bringt das getrocknete oder eingesalzene Fleisch dahin. Auf dieser niedern und sumpfigen Insel, wo sie bis an die halben Beine im Wasser gehen müssen, wenigstens die Hälfte des Jahres hin-

durch, werden sie oft von Crocodilen angefallen und sind stets von Muskitos gequält; deshalb ist auch ihr Fleisch weder wohlschmeckend noch gesund. Da man sie auf Böte ohne Futter bringt, so kommen sie in Para halb verhungert an. Das Getränk der niedern Classe ist der Tafia, während die wohlhabendere portugiesischen Wein trinkt.

Im Jahre 1820 bestand die Zahl der Einwohner von Para in 24,500 Seelen. Da diese Stadt eine der vor der kürzesten Zeit in Brasilien erbauten ist, so trifft man hier Creolen von europäischem Blute in größerer Anzahl als sonst irgendwo. Die Mulatten und Neger sind dagegen selten, da die Einführung der Sclaven von der afrikanischen Küste auf diesem Punkte erst 1755 begann, zu welcher Zeit Joseph I. die Indianer für frei erklärte. In der Stadt und auf den umliegenden Landgütern findet man viele Angicos, Ansiedler, die von den Azoren kamen. Andere stammen von Portugiesen ab, die, als ihr Souverain 1769 Mazagao an der Küste von Marocco aufgab, sich in Brasilien niederließen. Diese letztern leben in Mazagao und Macapa, Städten im N. des Amazonenflusses.

Die Landleute oder rosseiros unterscheiden sich weniger als die Städter durch ihre Sitten und Gebräuche, die man in den südlichen Provinzen Brasiliens nicht findet. Die rosseiros legen sich mit mehr oder minder Recht den Namen brancos (Weiße) bei, obgleich man die Vermischung deutlich bei ihnen sieht. Unter ihnen stehen die cafusos oder Mestizen, welche nicht darauf Anspruch machen können, brancos zu seyn. Diese Cafusos leben zerstreut in der Umgegend der Stadt entweder an den Ufern des Rio Para oder nördlich in den kleinen Dörfern der Insel Marajo. Die letzte Classe besteht aus Negern und Indianern; die letztern sind frei und, wie man sich am Orte ausdrückt, nicht civilisirt, sondern blos gezähmt (Indios mansos).

Die in der Provinz Para sehr zahlreichen Neger und Indianer haben dort alle allgemeinen Charaktere ihrer Racen behalten. Träge und ruhig, verlangen sie nichts als Tafia und Weiber. Fischreiche Flüsse in der Nähe, ein Stück bebaubares Land und ihre Hütte, weiter brauchen sie nichts. Jede andere vollständigere Civilisation ist ihnen zuwider; statt sie zu wünschen, fliehen sie dieselbe. Da sich überdies die Civilisation ihnen nie anders als unter der Form der Rekrutirung und Steuer gezeigt hat, so läßt sich leicht einsehen, warum sie sich nicht nach ihr sehnen. Diese Indianer sind in der Provinz Para zahlreicher als in jeder andern. Man sieht viele in der Stadt, was in den südlichen Städten selten vorkommt. Sie ersetzen hier die Negersclaven, sind Fischer, Lastträger, Matrosen und Lotsen auf dem Flusse; man braucht sie auch im Arsenal und bei den öffentlichen Arbeiten. Der Graf von Villaflor hatte sogar ein Bataillon indianische Infanterie aus ihnen gebildet, das mit ziemlicher Präcision manövrirte.

Die weiße Bevölkerung von Para unterscheidet sich durch ihre Thätigkeit, ihre Offenheit, Redlichkeit, ihren ernsten und ruhigen Charakter und ihr gastfreundliches Wohlwollen. Die Einwohner sind minder leidenschaftlich für die Musik eingenommen als die südlichen Brasilianer, finden aber dafür Geschmack an den ernsten Studien. Als Hauptort der Provinz ist Para der Sitz der Verwaltungsbehörden. Das Arsenal und die Werfte stehen unter der Aufsicht eines Marineintendanten, und von hier kommen die Schiffe, mit denen sich jedes Jahr das brasilianische Geschwader verstärkt, da das Holz in den nahen Wäldern fester und zäher ist als irgend anderes in den übrigen Provinzen. Obgleich die Hauptwerfte des Landes, hat Para doch keine in Bezug auf diese Bestimmung stehende Befestigungen. Eine Flotille, welche den Eingang in den Fluß erzwänge, würde die Castelle und Redouten, welche die Stadt gegen einen Angriff vom Meere aus schützen sollen, bald zum Schweigen bringen. Sicherer als durch Befestigungen wird sie durch die Schwierigkeit der Fahrt geschützt. Von der Landseite ist der Ort wegen der Sümpfe und Gräben fast unzugänglich.

Man hat gesehen, welche große Liste von Ausfuhrgegenständen der Markt von Para gewähren könnte. Alle diese Gegenstände kommen aus dem Innern des Landes, das man mit dem unbestimmten Namen Sertao bezeichnet und das besonders die Städte Cameta, Garupa, Santarem und Barra do Rio Negro begreift. Die Stadt wird erst belebt, wenn reichbeladene Barken von dem obern Amazonenflusse kommen.

Ist man über die Gärtenreihe hinweg, in denen der Muskatennuß-, Gewürznelken- und Zimmtbaum nebst andern Gewürzbäumen Malaisiens wachsen, so nimmt die Umgegend von Para mit einemmale den allgemeinen Charakter eines von Flüssen und Wäldern durchschnittenen Landes an. Wenig Wege, aber Teiche, zwischen denen man kleine Fußpfade angelegt hat. Gewöhnlich liegen die Landgüter in der Nähe der Flüsse, welche fast die einzigen Communicationsmittel in diesem Gewebe von Flüssen, Strömen, Bächen, Canälen und Teichen sind. Der Ansiedler von Para, der Indianer, der Mulatte sind so an dieses Wasserleben gewöhnt, daß sie auf einer Pirogue, die aus einem Baumstamme gemacht ist, über die Mündung des Flusses fahren. Nichts schüchtert sie ein, weder die Entfernung von mehrern Stunden, noch die Bewegung der Ebbe und Fluth, noch die Brandung an der Barre, noch die Wogen der hohen See. Wird die Pirogue umgestürzt, so sucht man sie wieder umzukehren und auszuschöpfen; geht dies nicht, so schwimmt man an das Ufer. Gewöhnlich ist eine dieser kleinen Barken (montaria) an das Hintertheil der Küstenfahrer befestiget, damit man auf den überschwemmten Ländereien fahren kann.

Nichts kann reicher und majestätischer seyn als die wilde Vegetation, von welcher Para umgeben ist. Nicht nur die Küsten des Oceans sind mit einem immergrünen Rande von Mangobäumen eingefaßt, dieser Gürtel bringt auch in das Land hinein und zieht sich von der Mündung des Amazonenflusses und des Rio Para bis zur Stadt Cameta an dem Tocantin und westlich bis nach Garupa; auch findet man ihn auf allen den niedrigen Inseln, welche man den Archipel von Para nennen könnte. Je weiter man sich aber von dem atlantischen Meere entfernt, um so seltener werden die den Seeküsten eigenthümlichen Bäume, während die Vegetation, welche den Amazonenfluß charakterisirt, die Oberhand gewinnt, um sich greift und sich entwickelt, bis sie allein herrscht. Das gleichförmige und dunkle Grün dieser Bäume vermischt sich allmälig und weicht einem zartern, verschiedenartigern Grün, wozu bald herrliche Blumen, bald die gebogenen Wipfel der Jubatipalme (sagus taedigera) kommen. Zahllose Schaaren von Guaras nisten auf den Spitzen dieser Palmen und bewegen ihre feuerfarbigen Flügel hier und da auf diesem grünen Hintergrunde.

Die ilha das Onças ist von Para durch einen achthundert Klaftern breiten Flußarm getrennt, der an den beiden Ufern eine Tiefe von 4 bis 5, und in der Mitte von 3½ Klaftern hat. Bei der Ebbe sind die Wellen weder stark noch gefährlich; bei der Flut aber, besonders bei Süd- und Ostwind, laufen die kleinen Fahrzeuge Gefahr, umgeworfen zu werden. Das Wasser ist trübe und führt viel Lehm mit sich; die Schiffe legen deshalb auch nur im Nothfalle da an. Die Oberfläche der Insel wird von Bächen durchschnitten, in denen Ebbe und Flut fühlbar sind. Die Insel hat keinen einzigen Stein; sie ist ein grünes Bouquet, das sich aus dem Meere erhebt. Das Zuckerrohr und der Reis gedeihen dort besonders wohl.

Die feuchten Wälder, welche Para umgeben, sind von carabatos (acarus ricinus) und mucuins heimgesucht, die zu dem Geschlechte trombidium gehören. Dieses Insect quält gleichmäßig die Menschen und die Pferde. Die cupins, weiße Ameisen oder Termiten (termes fatale) richten große Verwüstungen in dem Lande an. Sie dringen in die Häuser und verzehren alles, was sich in ihrem Wege findet.

Die kleine schwarze Ameise (formica destructrix), guguyogu genannt, die in allen zwischentropischen Ländern Amerikas so häufig ist, gräbt sich in der Erde Löcher und Gänge von außerordentlicher Ausdehnung. Spix und Martius fanden, daß eine einzige Colonie einen Raum von 190 Quadratfuß einnahm. In den Tagen, an denen die Sonne scheint, und besonders nach Regentagen, sieht man sie plötzlich zu Myriaden hervorkommen. Die Geschlechtslosen stürzen auf die Bäume, besonders die Oran-

gen, die sie gefräßig benagen; die andern, die geflügelten Männchen und Weibchen (icans der Indianer) folgen ihnen, erheben sich im Augenblicke der Paarung in dichten Schaaren in die Luft und lassen sich auf den entfernten Bäumen nieder, deren Blätter in einigen Stunden abgefressen sind. Gegen die ersten braucht man siedendes Wasser; gegen die letztern einen narkotischen Rauch, indem man Solaneen auf das Feuer wirft. Wie häßlich auch diese geflügelten Ameisen seyn mögen, so schätzen die Indianer dieselben doch als Leckerbissen; sie sammeln dieselben, braten und verzehren sie. Man sieht oft Eingeborene vor einem Ameisenhaufen mit einem hohlen Bambusstabe kauern und die Ameisen verzehren, welche durch diese Röhre bis in den Mund kriechen. Der Biß aller dieser Ameisen ist schmerzhaft; aber es giebt auch eine giftige, die tanibara (alta cephalotes) oder schwarze zweihörnige Ameise, die größte von allen; es ist die tocanteira der Portugiesen, die tapiahi und quibuquibard der Indianer (cryptocerus acutus).

Mehrere Gewächse scheinen von der Natur zur Wohnung für die Ameisen bestimmt zu seyn. Der tococa z. B., ein kleiner Strauch, hat am obern Theile seiner Blätter eine Anschwellung, in welcher zahlreiche Schaaren rother Ameisen nisten, und die hohen Zweige des triplaris americana verbergen unzählige Colonien dieser Insecten. Wehe dem, der einen solchen Zweig abbricht! Er wird von einem Heere unbemerklicher Feinde überfallen und ist in einem Augenblicke mit Wunden und Bläschen bedeckt.

Alle Insecten, die in diesem nördlichen Theile Brasiliens minder glänzend sind als in den südlichen Provinzen, kommen in der Gegend von Para in ansehnlicherer Anzahl zum Vorschein. So ist es mit allen andern Thieren. Die Menge der Kröten und Frösche, welche man in der Nähe der Flüsse und Sümpfe antrifft, übersteigt allen Glauben. Mehrere Arten legen alle Monate Eier und wenn man diese Thiere ein wenig in Ruhe ließe, würden sie das ganze Land bedecken. Das Meer und die Flüsse sind sehr fischreich. Von allen Arten, die in die Flüsse hinaufgehen, ist die interessanteste und gesuchteste der pirarucu, von dem schon die Rede gewesen ist. Die größten dieser Fische wiegen 60 bis 80 Pfund. Man richtet sie wie den Kabeljau zu.

Die Frösche laichen in solcher Menge, daß man bei der Ebbe ganze Bänke ihres Laichs sieht. Die Caimans und die großen Wasservögel machen einander diese Eier streitig. Auch die Indianer essen sie, wenn die Jungen beinahe auskriechen; sie nennen sie dann juins. Mehr als einmal hielt bei der Fahrt die Mannschaft an, ging an das Ufer, füllte mit diesem Laich das Vordertheil der Barke, öffnete die Eier, ließ sie zwischen ihren Fingern hindurch und fricassirte sie mit Schildkrötenbutter.

Eine der malerischesten Seiten der Umgebungen von Para ist die, welche der Rio Guama bespült. Hier giebt es Urwälder, welche sich von N. nach S. der Stadt erstrecken. Riesenhafte Baumstämme zeigen sich in diesen dichtbelaubten Einöden; man sieht hier sapucaia (lecythis), pao d'alho (crataeva tapia) und bucori (symphonia coccinea), deren Stamm 40 bis 60 Fuß und über den Wurzeln sogar 100 Fuß im Umfange hat. Diese prachtvolle Vegetation findet die Bedingungen ihrer Entwickelung nicht blos in den glühenden Strahlen der Sonne, sondern auch in der Feuchtigkeit des Bodens. Diese Riesen der Wälder scheinen auch die Despoten derselben zu seyn, denn sie absorbiren die Vegetation einer niedern Ordnung. Man findet in diesen Urwäldern häufig sehr große Strecken ohne irgend einen Busch oder Strauch. Kaum bemerkt man hier und da einige Gräser, eine kleine Lilienart mit weißen Blüten, besonders viele Arten Bromeliaceen und Aroïdeen, unter denen sich das tracontium polyphyllum auszeichnet, eine durch ihren gefleckten Stengel merkwürdige Pflanze, da derselbe in allen Farben der Klapperschlange spielt. Von den Baumzweigen hängen sehr lange Stengel herab, welche man für Rinde halten könnte. Eine Art sapucaia ist durch ihre schön braune, zähe, einem dichten Zeuge ähnliche Rinde merkwürdig. Die Indianer bedecken sich damit, um sich vor den Insecten zu schützen. Eine andere Art desselben Geschlechts hat eine Rinde, die aus langen sehr zähen Fasern besteht, welche, geklopft und erweicht, zum Kalfatern der Böte und Schiffe dienen. Noch eine andere, die curatari, giebt eine dünne Rinde von sehr feinem blaßrothen Gewebe. Wenn man vorsichtig verfährt, kann man große Stücke ablösen. Die Indianer machen Cigarren davon.

In der Umgegend von Para wachsen auch viele Kautschukbäume. Die Brasilianer nennen den Kautschuk oder das elastische Gummi seringeira. Es ist ein Baum von hohem dünnen Stamme mit gelblich grauer, unten holperiger, oben glatter Schale. Diese Rinde sondert bisweilen von freien Stücken, am häufigsten aber, wenn sie angestochen wird, einen milchigen Saft ab, der an der Luft verhärtet und dann in blaßgrauen Schnuren von der Dicke eines Gänsefeiels und mehrere Ellen lang herabhängt. Wenn diese Schnuren an den dünnen Zweigen hängen, bilden sie elastische Röhren, die ohne Zweifel den Eingeborenen angedeutet haben, wozu dieser Stoff wohl gebraucht werden könnte. Die Indianer hatten davon Spritzen und Pfeifenröhre gemacht. Gegenwärtig wird dieses Gummi von den vereinzelt wohnenden Ansiedlern und den armen Mestizen gesammelt und zugerichtet, weshalb sie Seringeiros heißen. Obgleich der Kautschukbaum in Para und in dem ganzen französischen Guyana sehr häufig ist, so kommt das meiste elastische Gummi doch aus der Stadt Para und von der Insel Marajo. In dem größten Theile des Jahres, besonders aber in den Monaten Mai, Juni, Juli und August, machen die Seringeiros Längenschnitte in die Bäume und befestigen darunter kleine Formen von rothem Thon. Ist der Baum kräftig und gesund, so füllen sich diese Formen in vier und zwanzig Stunden. Ihre gewöhnliche Form ist die einer Birne, und in dieser kommt der Kautschuk gewöhnlich nach Europa. Bisweilen machen aber die Seringeiros die Formen anders; sie lassen den Kautschuk in seltsame Figuren laufen, ahmen die Früchte des Landes, die Fische, die Affen, die Jaguars, die Seekühe und selbst Menschenköpfe nach. Damit der Saft, der sich in sehr dünnen Schichten ausbreitet, schneller trocknet und nicht verdirbt, werden die Formen, welche ihn aufnehmen sollen, vorher dem Rauche ausgesetzt, der sich bei der langsamen Verbrennung der rohen Frucht der Uasm-Palme (attalea speciosa) entwickelt. Dieser Rauch giebt dem Kautschuk, dessen natürliche Farbe ein schmuziges Weiß ist, die dunkelbraune Farbe, welche wir an ihm kennen, und macht denselben außerdem consistenter und compacter. Will man ein Zeug wasserdicht machen, so überzieht man eine Seite desselben mit einer dichten Schicht des frischen milchigen Saftes und läßt es dann in der Sonne trocknen. So erhält man Mäntel und Ueberröcke, durch welche weder der Thau, noch der Regen zu dringen vermag. Dagegen hindert ein solches Kleidungsstück auch die Ausdünstung und ist in der Wärme lästig. Die Miliz des Landes trägt so gemachte Röcke.

Diese ganze für das Auge so angenehme Vegetation ist leicht zu überblicken und zu schildern. Nicht so ist es mit dem geologischen Systeme des Landes, das dieses Grün und die fruchtbare Erde darunter verdeckt. Der Felsen in der Nähe von Para ist gewöhnlich unter einem oder zwei mächtigen Lagern guter Erde, oder unter Lehm an niedrigen und feuchten Orten. In Pederneira und Castello, eine Stunde nördlich von der Stadt, fanden Spix und Martius eisenhaltigen Sandstein in unregelmäßigen Lagern. Im Innern der Comarca von Para, nämlich nach S., zwischen dem Rio Garupi und dem Rio Tury-Assu findet man wahrscheinlich eine ältere Formation.

Eines der reichsten und am besten geleiteten Landgüter in der Umgegend von Para ist das engenho von Yacuarary, das Spix und Martius besuchten. Wenn man dahin will, geht man über die Mündung des Guama hinweg, worauf man an der südlichen Küste der Bai von Goajara an die Mündung des Rio Majo kommt, die 700 Klaftern breit ist. Dieser Fluß strömt auch in einem sehr breiten Bette zwischen zwei bewaldeten Ufern, etwa dritthalbe Stunde weit; bei dem Einflusse des Acara aber verengt es sich und ist nur noch 300 Fuß breit. Etwas über diesem Punkte liegt das engenho oder Yacuarary. Dieses Gut war sonst ein Lusthaus (casa de recreio) und die Musterwirthschaft der Jesuiten von Para. Die Zuckerrohrpflanzung besteht noch daselbst; die Cacaopflanzung

aber ist eingegangen, weil sich der Boden nicht für dieselben eignete. Außerdem gedieh dort alles nach Wunsch. Man braucht zur Bearbeitung Negersclaven; die Indianer verweigern die Arbeit oder thun sie ungern und schlecht; sie ziehen ihre Fischerei ꝛc. vor.

Diese Indianer bewohnen ziemlich zahlreich die niedern Inseln, welche die Mündungen des Tocantin, des Majo und des Iguaripe Mirim bilden, wo sie bereits zwei hübsche Dörfer haben, Villa do Conde und Beja, die beide von den Jesuiten angelegt wurden, welche da Tupinambas, Rhengahybazen, Mamayamazen, Eingeborene dieses Bezirks, und dann später Tochiguarazen zusammenbrachten. Seitdem haben sich diese Stämme ganz mit einander verschmolzen, sie sind halbcivilisirt und sprechen Portugiesisch. Diese Indianer, ursprünglich Fischer und auf dem Wasser fast mehr zu Hause als auf dem Lande, haben sich der europäischen Civilisation unterworfen, welche in ihr Gebiet eindrang, während die Jäger-Indianer immer vor den Weißen zurückwichen und in ihrer Wildheit verharrten. Die erwähnten beiden Dörfer hießen ursprünglich Murtigura und Camauna.

Nach dieser detaillirten Musterung der Stadt Para und ihrer Umgebungen dachte ich daran, die Provinzen des südlichen Brasiliens zu besuchen. Ein Küstenfahrer sollte den 15. Febr. nach Maranhao unter Segel gehen; ich nahm einen Platz darauf und verließ den Hauptort der Region des Amazonenflusses. Da mein Schiff kaum einige Fuß im Wasser ging, so brauchte es die für große Schiffe gefährlichen Fahrwasser des Rio Para nicht zu verlassen. Außer daß der Canal eng, die Tiefe ungleich ist, gewähren die mit gleichförmigen Waldungen bedeckten Ufer den Lotsen sehr wenige Anhalte- und Wiedererkennungspunkte. Die Indianer, welche die Lotsen des Flusses sind, richten sich mit Hilfe colossaler ceibas. Uebrigens ist die Sache nicht sehr bedeutend, wenn auch ein Schiff aufstößt; der Grund von weichem Schlamme und eine matte Welle bringen den Kiel nicht in Gefahr. Man muß blos häufig das Schiff erleichtern oder abwarten, bis die Flut dasselbe wieder flott macht. Man benutzt die Bewegung der Ebbe und Flut, um in den Fluß hinein und aus demselben herauszukommen. Die Ebbe dauert, wie in allen westlichen Gewässern, eine Stunde länger als die Flut.

Wir kamen vor dem Fort Barra, einer kleinen Insel, vorbei, wo die brasilianische Polizei den Schiffen Ein- und Ausgangspässe giebt; dann vor Mosqueira, welches Para seine Bausteine liefert. Urwälder bedeckten sonst diese Oerter, wo man noch heute bisweilen große bebauete Lichtungen sieht. Die schönsten finden sich in dem Bezirke Capoeira, der von Indianern und Mulatten bewohnt ist, deren Hütten man durch die Haine von Bananen, Goyave- und wilden Orangebäumen erkennt. Weiter hin erweitert sich der Canal und man bemerkt die Insel Guaribas, die mit nicht eben hohen Mangobäumen bewachsen ist; darüber hinaus kommt die Spitze Carmo, wo der Fluß sich mehr und mehr erweitert. Hier ist er fast ein Meer; das Wasser ist bereits grünlich und phosphorescirend, wenn auch noch nicht salzig. Immer weiter nach W. erscheinen die Sandbänke im N. von Salinas, welche den Schiffern als Merkmale dienen. Auf dieser Höhe läßt man in SO. die Spitze Taïba, um die Untiefe San Joao zu vermeiden, und kommt um das Cap Magoary, die vorgestreckte Spitze der Insel Marajo. Für die Schiffe, welche nach Europa fahren, endigt bei diesem Punkte die Fahrt auf dem Flusse; diejenigen aber, welche nach S. wollen, müssen noch um das Cap Tijiocca herum, das eine Reihe gefährlicher Riffe hinausstreckt. Bei der Spitze Alalaya, weiter nach O. nnd über Salinas, befindet sich ein Posten, wo die Schiffe anhalten, wenn sie einen Lotsen brauchen. Ein Kanonenschuß reicht hin, ihn zu rufen. Die Küste sieht, wenn man daran hinfährt, wie ein Streifen niedrigen Landes aus, den vorn der Morro Piravo und weiter zurück die Serra de Gurupy beherrscht, — beide Erkennungspunkte, wenn man von der hohen See kommt; zwischen diesen beiden Bergen öffnet sich die Bai Caïte.

Die Insel San Joao, die über 7 St. lang ist, liegt in NW. von dem Eingange der Bai Tury Assu und ist ein niedriges bewaldetes und unbewohntes Land, obgleich man auf allen Punkten treffliches Wasser und auf der NNW-Küste eine sichere Rhede für kleine Schiffe findet. Diese Bai ist sehr groß. Der Rio Tury, der die Grenze zwischen den Provinzen Maranhao und Para bezeichnet, entladet sich in diese Bai, aber die Versandung dieses Flusses bei seiner Mündung bei dem Flecken, der seinen Namen führt, hindert die Schiffe von großer Tonnenlast an der Einfuhr in diesen Hafen. So ist trotz der Fruchtbarkeit des Landes der Handel dieses Fleckens noch sehr unbedeutend. Nach der Aussage der Creolen ist der Rio Tury von allen Flüssen zwischen dem Paranabiba und dem Amazonenstrome derjenige, welcher die ansehnlichsten Fälle hat. Vielleicht kommt er aus Bergen, deren Gestein älter ist als der Sandstein der Küste; vielleicht kommen auch seine Quellen von bewaldeten Bergen herab, die von unabhängigen Indianern bewohnt und den Brasilianern der Küste unzugänglich sind. Wie es auch mit diesen beiden Conjuncturen seyn möge, so ist soviel gewiß, daß man neuerdings in der Nähe von Tury Gold gefunden hat, das in weißem Quarz liegt und so reichlich vorkommt, daß sich die Regierung von Para entschlossen hat, Gebäude zur Benutzung aufführen zu lassen.

Zwischen dem Rio Miarim und dem Rio Para, längs den Küsten des atlantischen Meeres und am ganzen Laufe der beträchtlichen Flüsse zieht sich ein weites fast unbebautes Land hin, auf dem Spix und Martius neuerlich einige merkwürdige Angaben aus dem Munde der kirchlichen Behörden gesammelt haben, die in solchen Sachen am besten unterrichtet sind. In diesem Striche giebt es gar keine oder nur sehr wenige portugiesische Niederlassungen. Das wunderbar fruchtbare Land ist fast öde. So lange die Ansiedler ihren Unterhalt an der Küste finden, wagen sie sich nicht weiter in das Land hinein. Die Ufer des Rio Guama sind die, wo man die meisten fazendas sieht, und mehrere Kirchspiele sind von Weißen bewohnt, die von den portugiesischen Inseln kamen. An dem Rio Cupim giebt es mehr Indianer. Drei Stunden vom Meere, an dem Rio Caïte, findet man Villa de Caïte oder Braganza, den wichtigsten Ort dieses Bezirkes mit ungefähr 2000 Weißen. Villa de Gurupy, der letzte Flecken dieser Provinz, ist ein elendes Oertchen am Ufer des Meeres und von Indianern bewohnt. Im Innern findet man nur noch Cercedello am östlichen Ufer des Gurupy; dann ist alles unbekannt. Der Landweg, der von Para nach Maranhao führt, entfernt sich nicht von den angeführten Punkten. Kaum durcheilen ihn bisweilen die Boten der Verwaltung.

Indem wir unsere Fahrt fortsetzten, sahen wir über dem Rio Tury die Bai Caballo de Velha, dann den Morro Itacolomi, einen konischen Berg am Eingange der Rhede von Cuma, jenseits welcher der Fluß Maranhao beginnt. In dieser Höhe nehmen die Schiffe gewöhnlich einen Lotsen, dessen geübtes Auge allein auf einer gleichförmigen und niedern Küste sich Erkennungspunkte schaffen kann. Die Winde begünstigen fortwährend die Aus- und Einfahrt der Schiffe. Man braucht nur sorgfältig die Bewegungen der verschiedenen Sandbänke, die Strömungen und die Zeit der Flut zu beobachten, um ohne Schaden von einer Küste zu kommen, die mehr verschrien ist, als sie verdient. Unser Capitain führte kühn sein leichtes Fahrzeug in das Flußbett, und einige Tage nach unserer Abfahrt von Para ankerten wir vor der Hauptstadt der Provinz Maranhao.

Kapitel XXIII.

Die Provinz Maranhao.

(San Luiz de Maranhao.) San Luiz de Maranhao, das nach seiner Bevölkerung und seinem Reichthume den vierten Rang unter den Städten Brasiliens einnimmt, liegt an der Westküste einer Insel, welche von zwei Flüssen oder vielmehr von den beiden Baien des Rio San Francisco in N. und des Rio Bacanna in S. gebildet wird. Die Stadt be-

findet sich an der nördl. Seite einer Landzunge, welche ein Ende der Insel ausmacht. Der älteste und reichste Theil von San Luiz, Bairo de Praia Grande, liegt am Ufer auf sehr ungleichem Boden. Die zwei bis drei Stockwerk hohen Häuser sind meistentheils von behauenem Sandstein erbaut und im Innern gut eingerichtet. Die sehr holperigen, zum Theil bergigen Straßen sind entweder schlecht oder gar nicht gepflastert. Die Residenz des Gouverneurs ist ein ziemlich ärmliches Gebäude und besteht aus einer Façade, der es an der gehörigen Würde und Eleganz fehlt. Das ehemalige Jesuitencollegium, das Rathhaus und die Gefängnisse bilden die andern Seiten des Platzes, an dem sie steht. Weiter vorwärts nach dem Innern liegt der zweite Stadttheil, Bairo de Nossa Senhora da Conceiçao, der aus von Gärten und Pflanzungen umgebenen Häusern besteht, unter denen sich eine große Caserne, Campo de Urique genannt, erhebt. Sonst hatte man alle Simse und Verzierungen für die öffentlichen Gebäude von Lissabon kommen lassen, aber man fand sie für leichte Gebäude zu schwer. Sie liegen noch in einem Winkel. Außer den beiden Hauptkirchen hat die Stadt noch drei andere, zwei Kapellen, die Kirchen von vier Klöstern und endlich die des Hospitals und die Militärkirche. Mehrere dieser Tempel wurden auf Kosten reicher Bürger erbaut, was großes Vermögen an diesem Orte verräth.

Die Festungswerke Maranhaos stehen weit unter der Bedeutung dieses Ortes. Die Garnison, welche man daselbst hält, ist schwach und nicht geeignet, einem ernsten Angriffe zu widerstehen. Das Fort San Marcos am Eingange des Hafens ist ein viereckiger Thurm auf einer Anhöhe. Man hält ihn eher für einen Leucht- oder Wartthum als für ein Vertheidigungswerk. Von da kann man die Schiffe signalisiren, welche hereinkommen und hinausfahren. Einige andere Forts befinden sich überdies an der Seeseite; an der Landseite giebt es keines, als habe man sich ganz auf die Felsen und die Sandbänke, die natürlichen Wälle, verlassen, welche Maranhao in dieser Richtung vertheidigen.

Die Bevölkerung von Maranhao, die Stadt und was dazu gehört mitgerechnet, kann sich auf 30,000 Seelen, portugiesische Creolen und Negersclaven, belaufen. Die Einwohnerzahl der ganzen Provinz betrug 1815 etwa 210,000 Seelen. Die reinen Indianer und Mestizen sind selten. Die weißen Bewohner Maranhaos zeichnen sich wirklich durch die Eleganz ihrer Manieren und durch ihre außerordentliche Höflichkeit aus. Der Reichthum des Landes, der Wunsch, die europäischen Sitten nachzuahmen, wozu eine Menge englischer und französischer Häuser die Veranlassung gegeben hat, aber auch, und besonders, die Freiheit, die vollkommene Bildung und das sanfte Wesen der Frauen von Maranhao haben dazu beigetragen, diese Stadt zu einer der angenehmsten in Brasilien zu machen. Die jungen Mädchen, die fast alle in Portugal erzogen werden, bringen den Geschmack an Arbeit und Ordnung, Haltung und Bescheidenheit mit zurück, welche den Creolinnen nur zu häufig fehlen. Deshalb haben sie auch die Sitten dieser Stadt gebildet, indem sie über die Männer jenen häuslichen Einfluß übten, der leichter zu ertragen als zu bekämpfen ist. Ihre aufgeklärten Tugenden rechtfertigen übrigens solche Handlung und solchen Einfluß. Die jungen Männer schickt man fast alle in die guten Schulen Frankreichs und Englands.

Nach dem örtlichen Vourtheile ist das Clima von Maranhao zu warm, als daß man Schulen anlegen könnte, welche der Jugend die Reisen ins Ausland ersparten. Dieses Vorurtheil ist in ganz Brasilien allgemein, doch giebt es in Maranhao ein Gymnasium und niedere Schulen. Augustinernonnen, welche das Gelübde nicht abgelegt haben und in die Welt zurücktreten können, leisten große Dienste bei der Erziehung der jungen Mädchen, die man nicht in das Ausland sendet.

San Luiz de Maranhao, das unter 2° 29′ s. Br. unter einem Aequatorclima liegt, hat zur Bekämpfung der fortwährenden und unerträglichen Hitze nur den Land- und Seewind. Die mittlere Temperatur des Jahres ist 21° 12′ R., und sie würde viel höher steigen ohne die Nordwinde, welche die Atmosphäre etwas abkühlen. Die Regenzeit beginnt auf der Insel im Januar, später also als in den Binnenländern, und dauert bis zum Juni oder Juli mit fast ununterbrochener Heftigkeit und gewaltigen Donnerschlägen. Obgleich die Insel nahe am Aequator liegt und von Wäldern in sumpfigem Boden umgeben ist, ob sie sich gleich nur 250 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, so ist sie doch gesund und gilt in ganz Südamerika als solche. Nur die Blattern sind da endemisch; eine Epidemie kennt man nicht. Dagegen wird sie von Myriaden Muskitos und Mücken heimgesucht, welche um die Gräben und natürlichen Canäle summen, die bei der Ebbe trocken bleiben. Die Insel zeigt ein Conglomerat von eisenhaltigem Sandstein. Das Eisenoxyd davon giebt mehreren Quellen einen Stahlgeschmack, aber man erkennt darin eine Spur von kohlensaurem Gas. Das allgemeine Aussehen der Insel hat nichts Vorspringendes; es sind hohe dichte Wälder, in denen man wenige Cocuspalmen unterscheidet, jenen gewöhnlichen Schmuck aller Küstenstriche des Oceans zwischen den Tropen.

In geringer Entfernung von der Hauptstadt liegen zwei Indianerdörfer, deren Bewohner, von den Tupinambas und Mannajos abstammend, geringe Fortschritte in der Civilisation gemacht haben. Sie werden von eingeborenen Häuptlingen regiert, bezahlen nur sehr unbedeutende Abgaben, beschäftigen sich mit dem Fischfange, der Verfertigung von Matten und Töpferwaaren, oder vermiethen sich als Matrosen auf die Küstenfahrer. Sie sind alle Christen und bilden eine Kirchfahrt.

(Alcantara.) Am linken Ufer des Rio Miarim und nördlich von Maranhao liegt auf dem festen Lande die Villa Alcantara, die zweite Stadt der Provinz und sonst die Hauptstadt die Capitainerie Cuma unter dem Namen Tapun Tapera. Alcantara, das zum Theil amphitheatralisch am Ufer des Meeres, zum Theil in einem grünen Thale ausgedehnt liegt, hat viele neue Häuser von behauenem Stein. Seine Bevölkerung von 8000 Seelen besteht aus fleißigen Ackerbauern, die die Hälfte des Jahres auf ihren Gütern wohnen, um die Aufsicht über die Pflanzungen und die Ernte der Baumwolle zu führen. Nahe am Meere ziehen sich Salzsümpfe hin, welche der Magistrat für den unbedeutenden Werth von 1000 Reis (etwa 2 Thlr.) verpachtet hat. Diese vom Meere durch schmale Dämme getrennten Sümpfe sind 4 bis 5 Fuß tief; man läßt das Wasser vom Mai bis August hinein und es verdunstet bis zum December. Dann harkt man den salzigen Rückstand zusammen und packt ihn, ohne ihn vorher zu reinigen, in Palmenblätterkörbe. Der jährliche Ertrag ist 15 bis 20,000 Alqueires Salz, wovon ein Theil in der Provinz Maranhao verbraucht und der andere nach Para versandt wird.

Alcantara hat keinen Gürtel buschiger Wälder, sondern ist von Wiesen umgeben, über welche hier und da einige Baumgruppen hinwegragen. Hochaufgeschossene mit Stacheln gewaffnete Palmen, Agaven mit blühendem Wipfel zieren die Abhänge der Hügel und schmücken die Waldränder. Zahlreiche Bäche bilden ein natürliches Canalsystem und ergießen sich, vielfach verflochten, mitten unter Mangohecken in das Meer. Bisweilen erweitern sich diese Bäche zu fischreichen Teichen, die von den Indianern besucht werden. Oft erscheinen diese großen Wasserflächen unter der Gestalt grüner frischer blühender Wiesen. Wehe dem Reisenden, den dieser Rasen anlockt; wehe ihm, wenn er sich diesem bunten Teppiche anvertraut! Kaum hat er den Fuß darauf gesetzt, als die Wiese sich loslöst und wie ein neues Delos dahinschwimmt. Er schwimmt dann mitten unter den weißen Stengeln des arum (caladium liniferum), die sich wie Elfenbeinstäbchen auf das Wasser neigen und dasselbe mit ihren großen Blättern verdecken. Der Reisende ist nicht mehr auf festem Lande, sondern auf einer beweglichen Brücke, welche lebendige Gräser über klarem Wasser gebildet haben. Von Glück hat er noch zu sagen, wenn die Caimans nicht sehr böse darüber werden, daß sie in ihrem Gebiete gestört wurden!

Diese seltsamen beweglichen Wiesen, welche im Lande unter dem Namen Tremetaës oder Balsedos bekannt sind, werden durch die allmälige Ablagerung erdiger Theilchen gebildet, welche die Bewegung der Ebbe und Flut zurückhält, die selbst in diesen kleinen Bächen und noch weiter hinein im Lande bemerklich ist.

Dieser Ueberfluß an Wasser ist, wie man gesehen hat, der eigenthümliche Charakter des Bassins des Amazonenstroms, wo er trotz der Aequatorhitze eine prachtvolle und unbeschreibliche Vegetation unterhält. Der indianische Name der Wiesen in der Provinz Maranhao ist Pari (Plural Parizis), dessen Aehnlichkeit mit den Beriberis oder Savannen Floridas die Aufmerksamkeit der Philologen verdient. Diese Parizis breiten sich in einer gewissen Strecke nach N. von Alcantara aus und umgeben dann die Bai von Cuma, was ihnen den Namen Pericuma verschafft hat. Jenseits des Rio Tury Assu findet man sie unter Urwäldern wieder. Sie dienen den seltenen Reisenden, welche die beschwerliche Straße von San Luiz nach Para auf dem Landwege ziehen, als Erkennungspunkt. In S. und SW. gehen sie bis an die Ufer des Rio Pindare.

Der Hafen von Alcantara hat nur 3 bis 4 Klaftern Tiefe und ist nur kleinen Schiffen zugänglich. Deswegen hat er fast gar keine directe Schifffahrt und alles geschieht durch Vermittelung der Hauptstadt, welche sein Stapelort ist. Die Umgegend der Stadt ist mit weißen Maulbeerbäumen bepflanzt, die von einem verunglückten Versuche, die Seidenwürmerzucht einzuführen, sich herschreiben. Dieser Versuch scheiterte an dem Clima; die Insecten gediehen wohl anfangs, aber allmälig erschöpfte sie die Hitze und bei der dritten Generation wurden die Eier unfruchtbar. Man mußte demnach diesem Reichthume entsagen.

Die Insel Maranhao ist in S. durch den Rio Mosquito, in einer Länge von etwa 5 St., begrenzt. Dieser Meeresarm, dessen Breite an einigen Stellen nur 300 Fuß beträgt, verbindet die Bai von San Marcos in W. mit der von San Jose in O. In der Bai von San Marcos endigt der Rio Bacanya, wie man den Miarim bei seiner Mündung nennt. Ein Boot führt bis zur Fazenda Bacanya, wo man Pferde findet, um zu der Fazenda Arrayal zu gelangen. An dem letztern Punkte giebt es Gerbereien. Man sieht hier Hirschhäute und Ochsenhäute, welche man durch Ochsenhirn und feine Seifen erweicht. Schon verfertigt man in diesen Provinzen viele Seife zu verschiedenem Gebrauche.

Da die zu meiner Abreise von Maranhao bestimmte Zeit gekommen war, so verließ ich die Stadt den 1. März. Ich wollte von da nach Bahia. Einige reiche Portugiesen von Maranhao, gebildete Männer, machten sich auf zu einer Reise. Zu Bacanya an dem Rio Mosquito schifften wir uns ein und kamen durch mehrere sumpfige Canäle zu den Mündungen des Itapicuru in die Bai von San Jose. Dann fuhren wir den Itapicuru hinauf und sahen an seinen beiden Ufern eine unendliche Menge Meiereien und Landgüter, welche der Gemeinde Itapicuru Grande gehörten. Zu Itapicuru untersucht ein Commandant die Pässe der Reisenden. Sonst hatten die Portugiesen auf dem rechten Ufer des Flusses das kleine Calvario oder la Vera Cruz, das zur Abhaltung der Indianer bestimmt war, jetzt liegt es aber in Trümmern und die kräftige Vegetation des Waldes hat bereits den Ort erobert, den man ihr abgenommen hatte, um das Fort dahin zu bauen. Diesem Posten gegenüber zieht sich eine Felsenkette hin, welche die Schifffahrt hemmt. Es ist dies die gefährlichste Stelle des Itapicuru. Lotsen (passadores) müssen ihre ganze Aufmerksamkeit aufwenden, um die schwerbeladenen Fahrzeuge durch die Klippenspitzen zu bringen, die sich einen Flintenschuß weit erstrecken. Zu Paï Simao, einem Dörfchen von einigen Häusern, schifft man die Ladungen wieder ein. Die Carmeliter von Maranhao haben hier eine schöne Meierei, wo Sclaven Töpferwaaren, Dach- und Mauersteine verfertigen. Man baut nur für das Bedürfniß des Hauses Baumwolle, wie man auch nicht mehr Vieh zieht. Der Geistliche, welcher die Verwaltung leitet, behält seine Vollmacht nur drei Monate.

Die nächste Gemeinde, San Miguel, ist reich und groß. Die Bewohner sind Mestizen bis auf 300 Topajaros und Casys-Casys Indianer, welche sich mit Fischerei und Schifffahrt beschäftigen. Diese Indianer sind die Ueberreste der Stämme dieser Namen.

Itapicuru Miarim liegt auf einem Hügel des rechten Ufers des Flusses. Obgleich unansehnlich, treibt diese Stadt doch einen ansehnlichen Handel mit der Hauptstadt. Sonst hieß sie Feira und war ein bloßer Viehmarkt, wo die Sertanejos die Stiere von Piauhy und Maranhao verkauften und dafür die Baumwollenzeuge, die Quincaillerie, die Fayence, die Töpferwaaren, die Weine und Branntweine Portugals kauften. Die Fluth steigt bis an die Stelle des Itapicuru herauf.

Schon hatten wir zu verschiedenen Malen während unserer Fahrt Abends unsere Barken verlassen, um am Ufer zu lagern. An dem Punkte, den wir gewählt hatten, improvisirten unsere Wilden eine Hütte von Blättern mittelst Pfählen und Zweigen, und bereiteten darnach die Mahlzeit vor einem großen Feuer. (Taf. 18. Abbild.) Bisweilen gingen mehrere von ihnen fort und auf die Jagd und brachten einige große siganas, Vögel aus der Hühnerfamilie (opisthocomus cristatus), ein nicht sehr scheues Wildpret, das sie leicht erlegten und gern gegen ihr eingesalzenes Fleisch vertauschten. In der Nacht stießen diese Vögel so gellende Töne aus, daß unser Schlaf dadurch völlig gestört wurde. Die Ufer dieser Flüsse enthalten auch viele Leguane, welche unsere Schiffer mit der größten Begierde verfolgten. Diese Speise war für sie ein Leckerbissen.

Jenseits des Itapicuru Miarim ist die Fahrt beschwerlich und langsam. Jeden Augenblick stoßen die Barken auf Felsenbänke oder bleiben an schwimmenden Bäumen hängen. Die Alten behaupten, die Untiefen und gefährlichen Stellen hätten sich sehr vermehrt, seit man die Ränder dieser Ströme urbar gemacht. Das sehr gekrümmte Flußbett wird von heftigen Strömungen heimgesucht, welche die Barken an Felsen werfen, wenn man sie weder zu vermeiden, noch zu beherrschen weiß.

Unterhalb des Einflusses des Rio Codo, der von W. kommt und dessen Ufer von wilden Indianern bewohnt werden, gewährt das Land zwischen den Flußwäldern große Wiesen, die durch Strauch- und Palmendickichte unterbrochen werden, oder sich eben und grün von O. nach W. ziehen. In N. erstreckt sich der Wald von dem Flußrande bis 3 und 5 Stunden weit.

Die von dem Itapicuru bewässerten Ländereien sind mit unglaublich fruchtbaren Baumwollenfeldern bedeckt. Die weißen und wolligen Taschen, welche man auf einem mehrere Stunden großen Umkreise bemerkt, scheinen ein weites Silberfeld zu seyn. Unter dem Aequator bei unerträglicher Hitze gleichen sie einer im Winde bewegten Schneedecke. Die andern Erzeugnisse haben in diesem Striche weder geringere Ueppigkeit, noch mindern Glanz, noch geringern Nutzen. Die Bananengärten ziehen sich bis an den Fluß und spiegeln sich in dessen Flut. Der Itapicuru läuft zwischen zwei Felsenwänden hin. Oft hat er so wenig Wasser, daß man die aufwärts fahrenden Barken ausladen muß. Zu Copeira Grande kommt dies vor. In andern Jahreszeiten schwillt der Fluß an, erhebt sich, tritt über seine Ufer und entwurzelt die Gewächse, die an den Felsenufern wachsen.

(Caxias.) So kamen wir nach Caxias, sonst Arrayas das Aldeas Altas, einem der blühendsten Flecken Brasiliens. Man zählt in seinem Bezirke (termo) über 30,000 Einw. Der Bezirk verdankt sein Glück dem Anbaue der Baumwolle, der seit der Gründung (zu Ende des vorigen Jahrhunderts) der Gesellschaft von Maranhao und Groß Para, deren Zweck die Verbesserung des Anbaues im Lande ist, eine unermeßliche Ausdehnung gewonnen hat. Mehr als die Hälfte der Baumwolle, welche die Provinz hervorbringt, wird von Caxias nach der Hauptstadt geschickt. In den letztern Jahren belief sich die Zahl der Ballen auf 25 bis 30,000 und jeder wog 5 bis 6 Arrobas. Die Baumwolle von Maranhao ist die, welche man zu mittelfeinen Strümpfen und zu Indienne vorzieht.

Zwei Völkerschaften von gemeinsamem Stamme bewohnen diese Gegenden, die Aponegi Crus und die Macama Crus. Man nennt sie auch Caraoñus. Man sieht sie oft ganz nackt nach Caxias kommen und so in der Stadt herumlaufen. Ihre Häuptlinge führen sie aus den Wäldern zwischen dem Rio Miarim und dem Rio dos Alpercatas, um von den Weißen Kleidungsstücke, Beile, Messer und andere Kleinigkeiten zu erhalten. Dafür geben sie Wachs, reichgefärbte Vogelfedern und künstlich gearbeitete Bogen und Pfeile. Diese ziemlich häufigen Besuche unterhalten ein gutes Vernehmen zwischen den Eingeborenen und den Ansiedlern.

Seit den ersten Jahren des jetzigen Jahrhunderts besteht ein sicherer Friede zwischen den Portugiesen und den freien Indianern dieser Provinz. Um ihn zu erhalten, überhäuft man diejenigen, welche bis nach Carias kommen, mit freundlicher Behandlung, und entschädigt sie für ihre Reise durch alle Arten Geschenke an Tabak, bunten Zeugen und Branntwein. Diese Indianer sind sehr schöne Leute; sie haben kräftigere Glieder, eine keckere Haltung, einen sicherern Gang und festere Bewegungen als irgend andere Wilde, welche wir später sehen sollten. Im Allgemeinen sind sie hochgewachsen. Die Züge der jüngern waren angenehm und offen, doch verriethen die kleinen Augen, die kurze stumpfe Nase, die eingedrückte und dann vorspringende Stirn immer die unterscheidenden Charaktere der amerikanischen Racen. Nur die Aeltesten waren durch Löcher in der Oberlippe und durch die Verlängerung der Ohrläppchen, die 2 bis 3 Zoll maßen, entstellt. Die Löcher der Lippe waren durch runde glänzend gelbe oder alabasterweiße, zwei oder drei Zoll lange Harzstücke ausgefüllt, welche sich leicht wegnehmen ließen. Die Ohrläppchen hängen, wenn sie dieselben ganz frei lassen, fast bis auf die Achsel, gewöhnlich aber schlagen sie dieselben nach oben zurück. Die Haut dieser Leute hatte die glänzende Kupferfarbe, welche man bei allen gesunden Indianern bemerkt; wenn die Haut eine lichtere Farbe bekommt, so sind sie krank, oder verändern ihre gewöhnliche Lebensweise.

Man glaubt nicht, daß ein Indianerstamm aus der Provinz Maranhao sich der Tättowirung bedient. Nur Abends, wenn sie bei dem Scheine der Fackeln tanzen, beschmieren sie sich oft das Gesicht schwarz und roth. Ihre Physiognomie nimmt dann einen Ausdruck von Wildheit und Wahnsinn an. Einer bläst, um seinen Cameraden Lust zum Tanzen zu machen, in ein bore, eine große Rohrtrompete, welche einen lärmenden Ton von sich giebt, während ein Anderer durch ein eintöniges Geheul antwortet, das bald um die Wette von der Menge der Indianer wiederholt wird. Dann beginnen die Sprünge, die Kapriolen, und Verdrehungen, welche man Tänze nennt. Die Tänzer schwingen ihre Arme auf drohende Weise, heulen und verrenken sich wie Besessene. Es ist, als sähe man Verzückte oder Wahnsinnige vor sich. Fast alle Indianer, die wir sahen, hatten kurze Hosen von Baumwollenzeuge; während des Tanzes vertauschten einige dieselben gegen eine Art Suspensorien, die bei den Völkerschaften des nördlichen Brasiliens üblich sind; die kleine Anzahl Frauen, welche sich in dem spanischen Posten zeigt, ist ziemlich anständig gekleidet; gewöhnlich nehmen sie keinen Antheil am Tanze.

Die Sprache der Aponegi Crus und der Caraonus scheint dieselbe zu seyn. Spix und Martius haben keinen Unterschied gefunden. Diese Sprache, welche eine Menge Kehllaute hat, wird langsam, mit einer eigenthümlichen Betonung und einem sehr charakteristischen Physiognomiespiele gesprochen.

Sonst breiteten sich die Tupinambas von dem Rio Muny bis zu dem Rio Para aus; jetzt sind nur noch einzelne Horden auf der Insel Maranhao in der Gegend von Alicantara in den Dörfern übrig, welche sich längs dem Itapicuru hinziehen; dann zu Montao oder Carara an dem Rio Pindare. Unter dieser Zahl befinden sich die Mannajos, welche unabhängig jenseits der Quellen des Miarim zwischen diesem Flusse und dem Rio Tocantin leben. In verschiedenen Bezirken haben sich die Familien vereinigt, um Dörfer zu gründen, deren Sprache von der Abstammung von der großen Familie der Tupinambas zeugt. Diese Bevölkerung, die sonst sehr zahlreich war, ist gegenwärtig auf 9000 halbcivilisirte Indianer herabgekommen. Diese armen Wilden haben durch die Berührung mit den Europäern nichts als verzehrende Endemien, wie die Blattern, gewonnen. Man schätzt die Zahl der nicht unterworfenen und wilden Indianer, wahrscheinlich übertrieben, auf 80,000 Köpfe. Die Maranhoten geben den freien Indianern ihrer Provinz die Namen Timbiras, Gamellas, Bus, Tarantes, Chehs und Cupinharos; aber es ist schwer zu beurtheilen, ob diese verschiedenen Namen verschiedene Stämme charakterisiren oder nur unbedeutende Unterschiede bezeichnen, ob die Varietäten einer und derselben Familie angehören oder abgesonderte Familien bilden. Dieses ethnologische Räthsel wird so lange ungelöset bleiben, als die feindselige Stimmung dieser Wilden ruhige und häufige Beobachtungen unmöglich macht. Bisher sind alle Versuche der Portugiesen, diese Indianer zu einer sitzenden Lebensweise zu gewöhnen, völlig gescheidert. Die Gamellas haben selbst Dörfer zu Canyori verlassen. Das, was man von ihnen weiß, ist also nichts weiter als die Frucht militairischer Recognoscirungen, welche die Brasilianer auf dieses Gebiet führten, oder die der Erscheinung einiger dieser Leute in den civilisirten Posten.

Die Timbiras gaben sich selbst Namen, die in crans endigen. Man theilt sie in drei Classen: Timbiras der meta (Wälder), Timbiras mit canella fina (mit schönen Beinen) und Timbiras mit boca forada (mit durchbohrter Unterlippe. Die ersteren, welche in ihrer Sprache Saccameicrans heißen, bewohnen die dichten Urwälder zwischen dem rio das Balsas und dem Itapicuru. Noch war kein Weißer kühn genug, sich dahin zu wagen. Die Timbiras mit schönen Beinen oder Curumeirans ziehen auf den zum Theil abgeholzten Plateaux des Alto Miarim, des Alpercatos und des Itapicuru umher. Die Portugiesen sagen in ihrer Bildersprache, ihr Lauf sey so schnell, wie der Flug eines Pfeiles. Der untere Theil ihrer Schenkel ist mit Streifen von bunten Baumwollenzeuge sehr dicht umwickelt, die sie von ihrer Jugend an tragen. Sie glauben dies sey ein Mittel, sehr gelenkige Beine zu bekommen. — Die Timbiras mit durchbohrter Unterlippe zerfallen in Alponegicrans (Ponegicrans), Ponicrans, Purecameirans (Ponecameirons) und Macamecrans oder Caraonus. Ihre Dörfer sind zahlreich, theils zwischen dem Grajahu und Miarim, und weiter in W. bis zu dem Tocantin, theils zwischen den eben erwähnten Völkerschaften.

Die Gamellas, Acobos ihrer Sprache nach, wohnen nördlich von den vorhergehenden in den dichten Wäldern, welche sich zwischen dem Tury Assu und dem Pindare hinziehen. Sie sind wild wie die Botocuden, tragen wie diese ein Holzstück in der Unterlippe und greifen die Ansiedler, deren Schrecken sie sind, an, plündern und morden sie. Diese Gewaltthaten von ihrer Seite sind allerdings nur gerechte Repressalien. Zu einer Zeit, wo man sie durch alle erlaubte und unerlaubte Mittel ausrotten wollte, gaben ihnen die Portugiesen prächtige Kleidungsstücke, die mit Blatterngift angesteckt waren. Die schreckliche Geißel verbreitete sich in dem Stamme und wüthete mit solcher Gewalt, daß die armen Wilden einander erschießen mußten, um nur ihre Leiden zu endigen. Die Acobos oder Gamellas sind von den andern Völkerschaften nicht eben geliebt, welche sich den Weißen anschließen, wenn diese einen Feldzug gegen dieselben unternehmen. Ohne Zweifel sind diese Acobos identisch mit den Bus, welche an dem Westrande der Provinz Maranhao lagern und bisweilen nach Para kommen.

Die Tenembas sind eine andere Abtheilung des Stammes Bus. Wie man sagt, ist ihre Haut weiß, eine Eigenthümlichkeit, welche man auch den Capacas, einem kleinen Stamme zwischen dem Miarim und Guayaba zuschreibt. Man setzt hinzu, daß dieser letztere Stamm, der sich aller Berührung mit den andern enthalte, von Holländern abstamme, welche, von der Insel Maranhao vertrieben, im Innern in den amerikanischen Wäldern ein Asyl suchen mußten.

Alles, was man von den Cupinhares weiß, ist, daß sie Einöden an dem rechten Ufer des Tocantin bewohnen. Die Chehs sind die nördlichsten Stämme. Sie lagern sechs Stämme in den kleinen Dörfern zwischen dem Tocantin und dem Cupim, leben von der Jagd, dem Fischfange und dem Baue des Manioc und der Bananen. Sie wissen sehr geschickt die Stöcke wilder Bienen von den Bäumen zu entfernen und den Honig von dem Wachse zu trennen. Haben sie ihre Ernte gemacht, so verkaufen sie dieselbe an die Ansiedler in der Nähe. Zu Hause gehen sie ganz nackt. Zum Tanze und zum Kriege schmücken sie sich den Körper und verzieren ihre Waffen mit vielfarbigen Federn oder Schnuren von Thierzähnen und den glänzenden Körnern der seleria. Sie sind kriegerisch und zahlreich und führen bisweilen unter einander selbst Krieg. Der Unerschrockenste und Geschickteste ist während des Krieges der Anführer; er befiehlt durch

den Ton des Bora und hat über seine Krieger das Recht über Leben und Tod. Ist der Frieden geschlossen, so hört seine Macht auf; seine militairische Auszeichnung ist ein steinernes Beil mit kurzem Handgriffe. Die Chehs kennen den Gebrauch vergifteter Pfeile, obgleich ihre vorzügliche Waffe eine sehr schwere hölzerne Keule ist. Ihre Angriffe geschehen mit einer gewissen strategischen Kenntniß; sie berechnen voraus; sie kennen die Kunst der Diversionen und des falschen Lärmens. Ihre Gefangenen lassen sie selten am Leben. Der Diebstahl und der Mord sind bei ihnen verboten. Der Dieb wird nach Verhältniß dessen bestraft, was er gestohlen hat; die Verwandten des Opfers üben gegen den Mörder die Blutrache. Das ist das Gesetz der Wiedervergeltung. Die Chehs sind treffliche Schwimmer; sie fahren über die größten Flüsse auf Flößen von Palmenholz; bisweilen schiffen sie darauf auf den Flüssen der Provinz Maranhao herab, um den Ansiedlern Wachs ꝛc. zu bringen. Die Unterhaltungen der Indianer beginnen gewöhnlich mit Sonnenuntergang und dauern bisweilen bis zum Tagesanbruche. Sie finden zur Zeit der Ernte und bei Hochzeiten statt. Die Chehs, welche über die Keuschheit der Mädchen streng wachen, kümmern sich wenig um die der Frauen. Sie zählen die Zeit nach den Mondwechseln; wenn sich der Mond in der Regenzeit mit Wolken bedeckt, so dauert ihre Zeitperiode übermäßig lange. Bis jetzt haben sie diesem Uebelstande nicht abzuhelfen gesucht. Die Aufeinanderfolge der Tage und Nächte, der trockenen und feuchten Jahreszeiten, die Blitze und der Donner sind für sie mechanische Wirkungen und sie kümmern sich wenig darum, die Ursachen derselben zu ergründen. Auch der Gedanke an ein höheres Wesen beschäftigt sie nicht ernstlich, aber sie fürchten sich sehr vor Zauberern.

Das sind die Indianerstämme, welche sich um Carias befinden. Carias selbst ist ein wichtiger Punkt, ob er gleich nur durch den Itapicuru mit Maranhao in Verbindung steht. Die Wege, welche an dem Flusse hin und von einem Landgute zum andern gehen, sind nur für Reiter zum Fortkommen. Die Saumthiere können sich oft durch sumpfige Wälder keinen Weg bahnen.

Ueber Carias macht der Itapicuru eine Krümmung; man muß ihn verlassen und Maulthiere nehmen, um in die Provinz Piauhy zu gelangen. Der Itapicuru hat, wie fast alle Flüsse dieses Landes, noch unbekannte Quellen. Kein Brasilianer hat sie jemals gesehen. Von Carias bis an das Meer läuft er nach Nordosten und ist fast in allen Jahreszeiten schiffbar. Von seiner Quelle bis nach Carias, wo er wegen Felsenbarren nicht schiffbar ist, zieht er gerade nach Norden ziemlich mit seinem Nachbar, dem Parnahiba, parallel.

Unser Weg zog sich durch einen Wald, in welchem hier und da bebauete abgeholzte Stellen oder von Ansiedlern bewohnte Meiereien erschienen. So gelangten wir zu dem Parnahiba, dem ansehnlichsten Flusse zwischen dem Rio San Francisco und dem Rio Tocantin. Der Parnahiba bildet die Grenze zwischen der Provinz Maranhao und Piauhy. An der Stelle, wo wir ihn überschritten, wälzte er bei einer Breite von etwa 200 Fuß salziges und gelbliches, mit fauligen Stoffen beladenes Wasser, das dennoch das einzige ist, welches die Anwohner trinken können. In den zahlreichen Meiereien an seinem obern Laufe beschäftigte man sich sonst mit der Viehzucht; gegenwärtig baut man dort Baumwolle.

Der Parnahiba kommt von dem südwestlichen Theile der Provinz Piauhy. Da er ein flaches und sumpfiges Land durchströmt, das von Palmenwäldern bedeckt ist, so hat er einen von Cataracten nicht unterbrochenen Lauf. Die Brasilianer kennen ihn genau nur bis an den Zusammenfluß mit dem Rio das Balsas, da die Urbarmachungen nicht weiter gegangen sind. Jenseits wohnen herumziehende Acroas- und Goguesh-Horden. In dem obern Theile beschifft man den Parnahiba mit Piroguen und in dem untern mit Flößen oder Balsas von Palmenstengeln. Sein gewöhnlich gerades und tiefes Bett ist für Schiffe von 3 bis 500 Tonnen zugänglich. Sie laden zu San Joao de Parnahiba, dem einzigen Seehafen der Provinz Piauhy, die Häute, das eingesalzene Fleisch, den Tabak und die Baumwolle, welche die Provinz erzeugt. Der Hafen Parnahiba, der nicht tief und deshalb wenig besucht ist, liegt vier Stunden vom Meere, da, wo der Fluß in sechs Mündungen sich in dasselbe ergießt.

Jenseit des Parnahiba kamen wir zur Fazenda Sobradinha in der Provinz Piauhy, und dann zeigte sich weiter südlich am Fuße einer vierhundert Fuß hohen Serra (Hügel), aus Sandstein bestehend, das kleine Arrayal San Gonzalo d'Amarante. Dieses Dörfchen besteht aus einigen ärmlichen Hütten, über die sich eine verfallene Kapelle erhebt. Vor funfzig Jahren führte ein Commandant von Oeiras, nachdem er mehrere Indianerstämme, welche die höhern Districte beunruhigten, besiegt, funfzehnhundert Personen mit sich fort an die Ufer des Parnahiba, um dort, fern von ihren ursprünglichen Wohnplätzen, Aldeas anzulegen. Die Gueicos wurden nördlich von Mercès, die Timbiras westlich von Oeiras, und die Acroas und Gogues in San Gonzalo d'Amarante untergebracht. Diese drei letztern Stämme werden oft mit dem gemeinschaftlichen Namen der Pamelos bezeichnet. Jetzt sind in diesem Landstriche nur noch hundert und zwanzig Individuen übrig, von denen einige gemischten Ursprungs sind. Eine große Anzahl von Indianern ist durch Krankheiten, besonders durch die Blattern, hingerafft worden; andere haben die Flucht ergriffen, um in ihre Heimath zurückzukehren. Alle übriggebliebenen Hütten gewährten den traurigen Anblick der Unordnung, Unreinlichkeit und des Elends. Dadurch zeichnen sich fast alle indianischen Aldeas aus, in die man an ein nomadisches Leben gewöhnte Menschen beinahe mit Gewalt zusammentrieb, und ihnen einen ewig betrunknen Soldaten zum Oberhaupte vorsetzte. Mit landwirthschaftlichen Colonien ist man immer glücklicher gewesen. Man ist zu einigen vortheilhaften Resultaten dadurch gelangt, daß man die Indianer in die Pflanzungen oder Fazendas vertheilte, während sie in den Aldeas einer völlig viehischen Stumpfheit entgegen gehen. Wo sie in Städte vereinigt sind, da werden sie entnervt, verlieren sie ihre physische Energie; unter dem fast tödtlichen Einflusse einiger europäischen Krankheiten werden die Männer schwächlich, die Frauen unfruchtbar. Daher denn die Entartung und Entvölkerung.

Die Gogues bewohnen die zwischen den südwestlichsten Theilen des Parnahiba gelegenen Kantone, den Rio do Somino und Tocantin, die sie Kautschaubora nennen. Die Acroas, ihre Nachbarn gegen Norden theilen sich in zwei Stämme, sprechen aber ein einziges Idiom, das dem der Gogues sehr nahe kommt. Die Acroas Miarim sind noch nicht bezwungen. Sie sind, wie die Acroas Assu, weniger roh und kriegerisch als die Timbiras. Ihre Waffen bestehen in Bogen und Pfeilen, die bisweilen vergiftet sind.

Von San Gonzalo de Amarante aus gingen wir über die Serra und fanden an der südlichen Abflachung ein Land, das von einer Hügelkette, einer Fortsetzung der Serra de Mocambo, und einer Menge von jenen Hügeln hinabfließender Bäche durchschnitten wurde. Man findet nirgends ein Obdach, das für den Abend Schutz gewährte, und muß daher unter freiem Himmel sein Lager aufschlagen. Hat man sich von der Serra de Mocambo links gewendet, so befindet man sich einer Gruppe terrassenförmig aufsteigender, oben breit abgeflachter Sandsteinberge gegenüber. Diese Beschaffenheit des Bodens trifft man überall zwischen den königlichen Meiereien von Gameteira und Mocambo. Weiterhin bilden sich Thäler; die Teiche werden häufiger, und hier und da zeigen sich Wälder von Buritis (mauritia flexuosa), Aricauris (attalea compta) und Carnauvas, Palmen von verschiedenem Wuchs und verschiedenen Formen. Dann geht man über den noch sehr kleinen Caninde, um an die Ufer des Uhuma zu gelangen; hierauf kommt man an den Olho d'Agoa, einen Berg, den man auf einem steilen und schlechten Wege erklimmen muß. Dieser Berg besteht aus Sandstein und wird von Quarzadern, die reich an Gold sind, durchzogen. Man hat auf diesem Punkte, so wie auf allen Bergen der Umgegend, welche Gold enthalten und in den ersten Zeiten der Eroberung von Abenteurern entdeckt wurden, Minen anzulegen versucht; aber diese Arbeiten sind, sey es nun, daß es an den dazu nöthigen Händen gebrach, oder daß man sich verrechnet hatte, wieder aufgegeben worden.

Eine Stunde von hier wird Oeiras, die Hauptstadt der Provinz Piauhy, welche 1774 von der Provinz Maranhao getrennt wurde, sichtbar. Obschon Oeiras den Namen einer Hauptstadt führt, so ist sie doch nichts als ein Haufen niedriger von Erde erbauter Häuser, deren Mauern mit Kalk weiß angestrichen sind. Einige krumme Straßen winden sich durch diesen Flecken. Er wird von dem Riocho da Poma Bergonha und dem Riocho da Mocha bespült, die sich nach ihrer Vereinigung eine Stunde weiter abwärts in den Caninde ergießen. Diese Bäche liefern den Einwohnern ein klares, wenn auch ein wenig salziges Wasser. Die Wärme ist bedeutend in dieser Gegend, denn sie steigt im Sommer bis auf 29° und 30°. Die Regenzeit beginnt im October und endigt im April; Juli, August und September sind die trockensten Monate. Der am meisten herrschende Wind ist der Südwind. Das Clima ist gesund, und der gewöhnliche Genuß von frischem Fleische trägt zu dem guten Gesundheitszustande der Bevölkerung nicht wenig bei, obschon die Regenzeit intermittirende Fieber hinterläßt. Die Bevölkerung der Gemeinde beläuft sich auf 14,000 Seelen, die der Provinz auf 71,300.

(Oeiras.) Oeiras liegt hundert Meilen von Bahia und funfzig Meilen von Maranhao entfernt. Man findet bei den Einwohnern dieser im Innern des Landes gelegenen Stadt nicht den Anstrich von Bildung, wie in den Küstenstädten, dafür aber Einfachheit der Sitten, Leutseligkeit und zuvorkommende Gastfreundschaft. Trotz dem, daß Oeiras die erste Stadt des Landes ist, steht es doch, was Civilisation und Reichthum anlangt, Parnahiba nach, dessen Lage am Meere es zum blühendsten Orte dieser Provinz macht. Die Lage von Oeiras gestattet nicht einmal, es zu einem Stapelplatze für die innern Provinzen zu benutzen, weil es den schiffbaren Wässern zu fern ist. Baumwolle, Tabak, Seifen, geräuchertes Fleisch, die Producte der Provinz, werden auf dem Parnahiba oder dem Itapicuru verladen. Oeiras ist nichts desto weniger ein angenehmer Ort, und umgeben von malerischen und reizenden Naturscenen. Hier erheben sich Berge von röthlichem Sandstein, bald in steilen Felswänden aufragend, bald abgeflacht und, je nachdem ihre Form ist, mit Buschwerk oder gräulich grünem Rasen bedeckt; dort winden sich lachende Thäler und in ihrem grünen Grunde Bäche mit Silberspiegeln.

Von Oeiras aus reist man zwischen waldigen Anhöhen in Thälern, die von Palmen beschattet werden, worauf schöne und lärmende blaue Aras herumhüpfen; und oftmals geht man längs den Ufern des Caninde hin. In der Nachbarschaft von Itha ist das Erdreich mit gemeinem Salz und Salpeter geschwängert. Zwischen den Fazendas Campo Grande und Castello übersteigt man einen Theil der Serra Imperiatal. Diese beiden Fazendas sind Domänen des Staats, der noch dreißig andere in Piauhy besitzt. Sie wurden von einem Portugiesen aus Mafra angelegt, der auf seinen Zügen gegen die Indianer die Wahrnehmung machte, daß die Ländereien dieser Provinz sehr für die Viehzucht geeignet wären. Nach dem Tode dieses Mannes erbten die Jesuiten von Bahia diese verschiedenen Meiereien mit der Verpflichtung, neue anzulegen und deren Ertrag zu frommen Zwecken zu verwenden. Späterhin, als man die Jesuiten vertrieben hatte, fielen ihre Güter wieder an die Regierung zurück, welche drei Meiereien mehr vorfand, als die sie anzulegen bewilligt hatte. Das in dieser Gegend gezogene Vieh ist sehr schön. Die Pferde sind mittelmäßig. Der Felsen besteht aus Granit bis an die Serra Branca, welche weißer und gelblicher Gneis ist. Hier und da breiten sich schöne Auen aus und da, wo sich die Gegend erhebt, Wälder von Catingas. Die Campos von Santa Isabela sind mit Gruppen von Carnauvas, dichtem Gebüsch und isolirt stehenden Joas übersäet. Dieser Baum, in Wuchs und Laubwerk unserer Linde ähnlich, bedeckt mit seinem Schatten einen Theil der Rinderweiden. An den Flüssen und Teichen tummeln sich lustige Schwärme von Reihern, Enten und andern Wasservögeln. Links vom Wege muß man nothwendig den Topa, einen Berg von weißem oder blaßrothem Sandstein bemerken, der sich terrassenförmig erhebt und sich in einen platten von Osten nach Westen zu laufenden Rücken endigt. Gruppen von Cactus, Akazien, Mimosen, Bauhinien und combretum geben diesem weißen, sandigen, mit einem Gras- und Blumenteppich überzogenen Boden das Ansehen eines Gartens.

So gelangt man an die Serra dos Doës Irmaos, einen Theil der großen Bergkette, die, sich in einer Länge von wenigstens fünf Breitegraden ausdehnend, die Provinz Piauhy von den östlicher gelegenen Pernambuco und Bahia trennt. Was man von dieser Bergkette weiß, ist unvollständig und ungewiß: aus der Verwirrung der Namen ist eine Verworrenheit in Hinsicht auf Zustand und Lage hervorgegangen. Ihr mittlerer Theil heißt auf den meisten portugiesischen Karten Serra Ibiapaba (Ende des Landes), welche Benennung ursprünglich nur ihrem nordöstlichen Ende in Seara zukam. Die Sertanejos von Pernambuco und Parahiba nennen den Hauptzweig Serra Borborema oder Bronburema, während andere diesen Namen blos auf den nordöstlichen Zweig beziehen, welcher die Grenze zwischen Seara und Rio Grande do Norte bildet. Viele Seitenzweige, unter denen einige Gold in sich enthalten, und von denen die nicht sehr zahlreichen Flüsse dieser beiden Provinzen entspringen, nehmen im Allgemeinen eine Richtung von Osten nach Westen. Der südliche Zweig und zugleich der wichtigste unter allen, ist die Serra Araripe oder dos Cayriris, welche die nördlichste Grenze des Bassins von Rio de San Francisco ausmacht.

Der Kern dieser ungeheuern Kette soll aus Granit und andern Urmassen bestehen. Die höchsten, in Flächen von großem Umfange ausgehenden Gipfel scheinen zwischen dem 6. und 7. Breitegrade zusammen zu liegen. Die mehr zerstreuten und nicht so hohen Berge dieses Bezirks sind im Allgemeinen mit Wald bewachsen, während die sie trennenden Thäler nichts als einen Teppich von rauhen oder stechenden Gräsern oder von leichtem Gestrüpp darbieten. Die Temperatur dieser bergigen Gegenden ist unbeständiger als die am östlichen Abhange gelegenen: der Himmel ist hier minder klar; Regen und Thau sind häufiger. Die nasse Jahreszeit beginnt nicht mit dem September, wie in den südlichern und näher am Meere befindlichen, sondern im Januar; sie dauert bis in den April. Während dieser Periode ist alles grün und blühend; aber im August und September ist das Land eine verbrannte Wüste. Dieses Clima und dieser Boden erstrecken sich westlich bis an das Plateau von Seara und an den nördlichen Theil der Provinz Piauhy. Die Sertanejos nennen dieses Clima und die unter seinem Einflusse sich entwickelnde Vegetation agreste, im Gegensatze zu mimoso. Selbst die Gräser sind verschiedene. Das durch mimoso bezeichnete Clima herrscht auf der östlichen Seite der Berge über die ganze Comarca oder Sertao de Pernambuco, am linken Ufer des Rio de San Francisco, welche Kantone ihrer niedrigen Lage, ihrer gleichförmigen Oberfläche, und vielleicht ihrer geognostischen Beschaffenheit halber ein beständigeres, trockneres und wärmeres Clima haben. In der einen wie in der andern jener beiden Zonen, der agresten und der mimosonen, herrscht von Zeit zu Zeit, von zehn zu zehn Jahren z. B., eine große und verwüstende Trockenheit. Dann berstet die Erde in breite Risse; die Vegetation verkümmert und erstirbt, und die Thiere kommen vor Hunger und Durst um. Die portugiesischen Schriftsteller gedenken einer Trockenheit, die im Jahre 1792 in der Provinz Seara begann und erst 1796 ihr Ende erreichte.

Die Serra dos Doës Irmaos bildet die Trennungslinie der von dieser Kette entspringenden Gewässer. Obgleich das Terrain auf beiden absteigenden Seiten verschieden ist, so bietet doch die Vegetation nichts auffallend Abweichendes dar. An vielen Stellen der Provinz Piauhy findet man eine compacte, lehmige, oft ziegelrothe Erde, gemischt mit Fragmenten von bläulichem, schwärzlichem und röthlichem Quarz mit zelligem Bruche. In Goyaz, wo diese, Batatas genannten, Steine häufig vorkommen, hält man sie für sichere Zeichen von der Gegenwart des Goldes.

Die Serra dos Doës Irmaos, welche die Provinz Piauhy von Pernambuco scheidet, wird durch einen kleinen, nicht sehr hohen und 60 Fuß breiten Rücken (joqueiro) durchschnitten, der zwischen zwei abgeplatteten Hügeln hinläuft, auf denen große Cactusstengel wachsen. Diese, an sich

wenig malerische, Lage rechtfertigt den Namen (Berg der zwei Brüder) nicht, den ihr die naiven Sertanegos gegeben haben. Es ist weiter nichts, als ein breites Plateau, welches die Wasserscheide des Caninde und Rio San Francisco bildet. Darüber hinaus steigt man in die Provinz Pernambuco auf einem sanften Abhange hinunter, dessen Seiten mit Bäumen und Sträuchern geschmückt sind. Die Höhe des Gipfels der beiden Brüder beträgt 1215 Toisen über dem Wasserspiegel. Dieses ganze von nicht tiefen Schluchten zerrissene Gebirge zeigt hier und da scharfe und vorspringende Vorgebirge. Der Boden besteht aus Glimmerschiefer, dessen Oberfläche oft in weißen feinen Sand gefallen ist, auf dem man zarte Gewächse und hellgrüne Gräser bemerkt, dann aus Gneiß und Granit. Er ist trocken und gewährt abwechselnd Catingas und Wiesen. Weiter hin fließen mehrere kleine Flüsse, welche sich in den Rio Pontal ergießen, die während der dürren Jahreszeit austrocknen wie dieser. Das Land ist ungleich und wellenförmig gehoben; es wird von langen Abzungsgräben (sangradomos) in allen Richtungen durchschnitten; bei starkem Anwachsen des San Francisco füllen auch sie sich mit Wasser. Die Ränder dieser Gräben, wie die der Flüsse, sind mit buschigen rankenden Gewächsen und Bäumen mit Stacheln bedeckt; man nennt diese Vegetation alagadisso. An den Stellen, wo der Boden sich unter bewaldeten Einsenkungen hebt, ziehen sich frische Wiesen hin. Die Kräuter sind hier glatter, feiner, zarter als in den Provinzen des südlichen Brasiliens. Hier sind die wahren sogenannten campos mimosos. Die Ansiedler lassen da ihre ansehnlichen Viehheerden weiden. Die Milch ist nur in der feuchten oder grünen Jahreszeit fett und wohlschmeckend.

An diesem Punkte beginnt der Sertao de Pernambuco, der sich zwischen dem Rio Grande und Rio Pontal, Beiflüssen des San Francisco zur Linken, hinzieht, dann längs diesem Flusse bis zu seinen Cataracten hingeht und nur wenig sich nach W. und NW. wendet. Auch hier ist es noch ein heißes und dürres Land; die kleine Zahl der Bäche, die dasselbe bewässern, ist fast alle Jahre in der schrecklichsten Trockenheit ausgetrocknet. Für die isolirten Ansiedler und die Caravanen, welche das Land durchziehen, hat man hier und da einige leicht erschöpfte Cisternen angelegt. Oft stirbt die Hälfte der Pferde und Rinder, die man von Piauhy herbringt, vor Durst oder Hunger, ehe sie an den San Francisco gelangen. Dieses Gebiet, das, seiner Natur nach, von dem umliegenden verschieden ist, bildet gegenwärtig die politische Unterabtheilung Comarca do Sertao do Pernambuco.

Die Nahrung und die Beschäftigungen dieser Sertanejos und jener, welche weiter nach N. wohnen, üben immer auffallenden Einfluß auf den Charakter, die Sitten und die physische Organisation derselben. Ihr rundes und volles Gesicht athmet die kräftigste Gesundheit. Sie sind heiter, offen, wohlwollend, arbeitsam und stark, und haben jenes Aussehen von Keckheit und Kraft, welches eigentlich nur ein charakteristisches Kennzeichen der Bewohner der gemäßigten Zonen ist. Diese Eigenthümlichkeit ist das Resultat ihres thätigen und beschäftigten Lebens. Da sie genöthigt sind, ihre zahlreichen Heerden zu bewachen und zu unterhalten, und persönlich gegen die Angriffe der wilden Thiere zu vertheidigen, so haben sie aus diesem Leben auch den Muth und die Kraft geschöpft, welche dasselbe erfordert. Dabei sind sie, da sie in keine Berührung mit den civilisirten Völkern kommen, natürlich und einfach, wenig unterrichtet, und wünschen keine größern Kenntnisse. Deshalb ist auch ein großer Unterschied zwischen der Einfachheit des Bewohners von Piauhy und seinem prosaischen, schwerfälligen Geiste, und der klugen, erfinderischen und poetischen Schlauheit des Bewohners der Bergwerksländer (mineiro).

Ist man durch diese Comarca, so gelangt man zu dem Registo do Joazeiro an den Ufern des San Francisco. Diese Passage wird am meisten von allen in dem Sertao de Bahia besucht. Auf diesem Wege betreibt man den Handel mit Piauhy und Maranhao. Alles für den Verbrauch in Bahia bestimmte Vieh, etwa 20,000 Stück, geht über diesen Registo, wie die europäischen Waaren und die Negersclaven, welche sich auf die Pflanzungen im Innern begeben. Es ist an dieser Stelle ein Wegegeld eingeführt und von der Regierung verpachtet worden. Man fährt über den Fluß in einem Segelboote, das die Passagiere in Joazeiro absetzt.

(Joazeiro.) Joazeiro gehört zur Provinz Bahia und ist ein arragal oder Dorf von etwa 50 Häusern und 200 Einwohnern, das seinen Ursprung der sonst in der Nähe bestehenden Mission und seine gegenwärtige Wichtigkeit der Straße von Piauhy verdankt, welche über den San Francisco, die Grenze der Provinzen Pernambuco und Bahia, geht. Das Wasser dieses Flusses ist zur Zeit der Trockenheit seicht, fängt gewöhnlich gegen das Ende des Januars zu wachsen an und steigt zwei Monate lang, dann senkt es sich einige Wochen und läßt die steilen Ufer von Feuchtigkeit durchdrungen zurück, welche der Vegetation eine außerordentliche Kräftigkeit giebt. Das Ufer, welches die Sertanejos vazante nennen, ist 10 bis 20 Fuß hoch. Zur Zeit meiner Anwesenheit hatte der San Francisco von einem Ufer bis zum andern eine Breite von nur 2000 Fuß. Sein Wasser von unangenehmem Geschmacke war schmuzig. Die Caïmans und die Piranhas, welche Fische nicht minder gefährlich sind als jene Reptile, sind gleich selten hier; der erstere hält sich in einzelnen Teichen am Flusse auf; Boas sieht man sehr wenige. Die besten Fische gehen in Schaaren nur bis Cento Ce und die Fischottern sind nicht häufig. Am Ufer des Flusses begegnete ich indianischen Fischern, welche die Fische, die sie im Wasser sehen, auf dem sie ihre Piroguen langsam hingleiten lassen, mit ihren Pfeilen durchbohren. (Taf. 18. Abbild.)

Die Ufer des San Francisco auf der Höhe von San Joazeiro sind minder belebt, minder reich, minder wohl unterhalten als weiter nach S. Bald werden die Ernten durch eine ununterbrochene Hitze oder durch plötzliche Ueberschwemmung vernichtet. Der seiner Natur nach sorglose Bewohner dieser Provinz verläßt sich demnach auf die Hülfsmittel, welche von Minas Geraës herkommen. Die inländischen Producte sind Leder, Talg, eingesalzenes Fleisch, etwas Tabak und besonders Salz, welches man in der Nähe des Flusses sammelt. Die Einwohner sind sehr arm; nur die Grundeigenthümer sind wohlhabend, auf deren Gütern Pächter leben. Die letztern haben alle Fehler der Trägen und Reichen; sie mißbrauchen die leichte Befriedigung der Bedürfnisse, sind Spieler und Wollüstlinge und wenden auf ihre Geschäfte nur geringe Aufmerksamkeit.

Die Fahrt auf dem Rio San Francisco geschieht theils auf einzelnen Böten, theils auf Piroguen, die in der Quere aneinander befestigt werden. Sie geht hinaufwärts bis nach Malhada, Salgado und San Romao in Minas Geraës, hinunter dagegen nur bis Porto da Vargem Redonda in einer Strecke von 50 Stunden. Weiter kann sie nicht fortgesetzt werden, weil eine Felsenkette hier anfängt, 12 Stunden weit den Lauf des Wassers zu hemmen, das im Allgemeinen schmal und tief, von Schnellen und Fällen unterbrochen ist, deren ansehnlichster jener von Paulo Affonso ist. Hier und da sind wohl noch einige Stellen befahrbar, aber die ununterbrochene Schifffahrt beginnt erst zu Aldea Caninda, 30 Stunden weiter in W. von Villa de Penedo wieder, das 7 St. über der Einmündung des Flusses in den Ocean liegt. Zwischen Vargem Redonda und Caninda werden die Waaren von Maulthieren fortgetragen, aber die Unterbrechung in der Schifffahrt ist dem Handel so nachtheilig, daß er nur von Penedo nach Caninda direct stattfinden kann und in keiner Art auf den Theil des Flusses jenseits der Cataracten Einfluß hat. Die benachbarten Bezirke erhalten ihre Waaren fast alle zu Lande von der Villa de Caxoeira. Wenn man einer Menge Augenzeugen glauben darf, könnten diese Hindernisse der Schifffahrt wenigstens zum großen Theile aufgehoben werden und die Fortschritte des Handels werden diese Verbesserung offenbar auch herbeiführen.

Die unmittelbaren Umgebungen von Joazeiro sind eben und einförmig. Der Boden, der aus einer rothen Mergelerde oder Sand mit Granitkörnern besteht, ist mit verschiedenen Pflanzen und besonders Mari (geoffroya spinosa) bedeckt, einem funfzehn Fuß hohen Baume, und dem Branco Mango der Sertanejos (hermesia castaneaefolia), welcher der Weide ähnlich sieht. Kleine Meiereien, einzeln am Flusse hin, sind durch

lange Breterplanken und Dornenhecken getrennt. Ungeheuere Hunde wachen. Mitten im Flusse erhebt sich eine kleine Insel (ilha do Fogo), von der ein pyramidalischer Granitfelsen emporsteigt. Fünf Fuß hohe blühende Puyas geben der Landschaft ein besonderes Aussehen. An verschiedenen Stellen des Ufers trifft man Puddingstein. Der Granit herrscht eine Stunde im Umkreise vor und man sieht in der Nähe keine Spur von der Salzniederlage, welche den Reichthum dieser Gegend bildet.

Wir hatten keine Zeit, nach diesen Niederlagen zu gehen und sie mehr in der Nähe zu beobachten, aber Spix und Martius waren glücklicher und kamen bis zu dem Flusse Salitre, dem Beiflusse des San Francisco, wo man viel Salz in mehrern Meiereien sammelt, die 4 Stunden von dem Flusse entfernt sind. Um dahin zu gelangen, muß man nach W. durch nicht eben hohe Wälder gehen und sich da einen Weg durch die dichte Vegetation des Agadisso bahnen. Nach dem Aufhören des Granits findet man weißlich gelben Dolomit in nicht hohen Lagen. Er ruht auf Glimmer und Thonschiefer und nördlich umgeben Hügel von Urkalk das Becken, wo der Rio Salitre entspringt. Meistens zieht man in künstlichen Höhlen das Salzwasser aus einer röthlich gelben feinen, sich weich anfühlenden Erde, die mit Pflanzenüberresten und Kieseln gemengt ist. Man erhält dann das Salz durch Abdampfung. Das Salzlager erstreckt sich in S. in dem Becken des San Francisco bis zu der Villa Urubu, in einer Länge von mehr als drei Breitengraden und in einer Breite von 20 bis 30 St., in O. weit über die Serra dos Almas hinaus und in W. bis 15 St. von dem San Francisco. Auf dieser Seite zeigen sich in Einsenkungen, besonders nach Regen, salinische Ansetzungen auf einem dürren, nur mit schwächlichen Bäumen und kleinen Sträuchern bedeckten Boden. Das Salz wird in Säcke von Rinderhaut gepackt, von denen jeder etwa 40 Pfund enthält.

Zu Carnoibas, das etwa 4 Stunden von Joazeiro liegt, verläßt man den Bezirk, wo die Carnaubas und die schöne Vegetation wächst, welche die Palmen zu begleiten pflegt. Man tritt in ein dürres und todtes Land, das fast immer eben ist und höchst selten einige Hügelchen hat. Auf dem Boden, der sich allmälig nach NW. senkt, bemerkt man nur rundliche Granitblöcke. Zu Riachinebo zieht sich ein großes, ganz bewaldetes Thal hin, das schöner ist als das ganze übrige Land.

Nach abermaligem viertägigen Reisen gelangten wir nach Villa Nova da Raynha oder Jacobina Nova, einem jämmerlichen Flecken allein in diesen Ebenen. Ein Tag der Trockenheit würde alle diese unglücklichen Einwohner umbringen. Dieser Flecken liegt am Fuße der Serra de Tiaba, deren Gipfel man bei 1200 Fuß über der Basis übersteigt. Dieses Gebirge ist granitisch und mit Bäumen bedeckt, die größer werden, je höher man hinaufkommt. Ehe man hinüberkommt, ist schon das Wasser sehr selten und die Erde bedeckt sich mit Euphorbienstengeln. Ist man hinüber, so trifft man volle Cisternen; die Biegungen des Felsens verbergen entweder Quellen oder Wasseransammlungen. In der Trockenheit ist diese Gegend begünstigter als die andere. Doch bleiben alle Bäche gleichförmig trocken; der Rio do Peixe und die andern Flüsse erhalten nur noch einzelne Pfützen; die Dürre ist außerordentlich, die Vegetation mager, die Luft heiß und kaum athembar.

In diesen kritischen Augenblicken ist eine der reichlichsten Quellen des Landes die von Corte. Sie ist nichts weiter als ein 12 Fuß tiefer Spalt in der Granitmasse. Man muß hineinsteigen, um das Wasser, das tropfenweise herunterfällt, in einen Flaschenkürbiß zu sammeln. Um diese Oeffnung drängen sich jeden Tag über dreißig Frauen oder Mädchen, welche da das nothwendige Wasser holen. Ist die Trockenheit ganz ungewöhnlich und die Durchsickerung zu gering, so hält sich der Richter des Ortes vor der kostbaren Quelle auf, um die Ordnung zu erhalten und dafür zu sorgen, daß eines nach dem andern in dem Felsen hinabsteige. Die Männer finden sich ebenfalls, mit Flinten bewaffnet, ein, um im Nothfalle die Rechte ihrer Familie zu wahren. Alles, was diese Unglücklichen dann thun können, ist, das Verdursten zu verhindern. An die Thiere darf man gar nicht denken; für sie giebt es keine Tränke. In Gravata wird das Wasser der Cisternen salzig; die Maulthiere der Reisenden wollen es nicht saufen und man giebt den armen Thieren Zucker. In dieser undankbaren Wüste sind die Wurzeln der spondias tuberosa eine große Wohlthat. Sie laufen in horizontaler Richtung und bilden über der Oberfläche des Bodens Aufschwellungen, welche bisweilen so groß wie ein Kindeskopf werden. Diese Anschwellungen sind hohl und voll Wasser. In jedem dieser seltsamen Behälter fanden wir ungefähr ein halbes Maß eines bald ganz reinen, bald dunklern sehr wohl trinkbaren Wassers, ob es gleich einen ziemlich unangenehmen harzigen Geschmack hatte.

Dieses öde Land zieht sich von dem Rio do Peixe bis nach Feira de Conceiçao hin. Hier beginnen die Meiereien und der Anbau, die Landhäuser und die Vendas wieder, die immer zahlreicher werden, je mehr man sich der Stadt Caroeïra nähert, welche am Ufer des Rio Paraguaçu liegt.

Wenn man diese Gewässer, dieses Grün, diese lachende Gegend wieder erblickt, dehnen sich die Lungen aus, das Herz erfreut sich, als hätte man sie nie wiedersehen sollen. Mit der Vegetation stellen die Gäste sich ein, die sie beleben. Hier und da, selbst mitten in Wäldern, erblickt man plötzlich einsame Teiche, in deren Gewässer sich nur die hohen Wipfel der umstehenden Bäume spiegeln. An den Rändern dieses stillstehenden Wassers bewegen sich Tausende von Vögeln aller Arten, weiße und graue Reiher, Jabirus, Phenicoptern, Löffelgänse ꝛc., die alle so viel Lärm machen, so verschieden in der Gestalt und in so großer Anzahl versammelt sind, daß man wirklich ein magisches Bild der Schöpfung vor sich zu sehen glaubt. (Taf. 19. Abbild.)

So gelangten wir in die Villa Caroeïra, welche am Fuße einer Hügelkette an den Ufern des Rio Paraguaçu liegt. Einige wichtigere Gebäude als die der Städte im Innern kündigten bereits die Nähe der Küste und sichere Verbindung mit der großen Stadt Bahia an. Caroeïra gegenüber liegt Porto Feliz, ein lebendiger und volkreicher Ort. Caroeïra ist reich und blühend. Es hat eine Kirche, ein Carmeliterkloster, ein Johanneshospital, einen Brunnen und zwei steinerne Brücken über die kleinen Flüsse Pitanga und Caquenube, welche einige Zuckermühlen treiben. Auch Porto Feliz hat zwei Kirchen. Die Häuser an beiden Seiten des Flusses sind von Stein; die Straßen gepflastert. Man verschifft von hier viel Tabak und Baumwolle nach Bahia. Der Paraguaçu, der zu diesem Transporte dient, ist über Caroeïra nicht schiffbar. Die Flut, welche bis hierher steigt, findet etwas höher oben eine Felsenschranke, welche jede Schifffahrt unmöglich macht. (Taf. 19. Abbild.)

Von Caroeïra nach Bahia ist die Straße schön und lachend; sie geht durch angebaute reiche Gegenden. Mit der Ebbe reichen wenige Stunden zu dieser Ueberfahrt hin. Den 15. April waren wir in Bahia angelangt.

Kapitel XXIV.

Bahia.

(Bahia.) Bahia oder San Salvador, an der östlichen Küste und fast am Eingange der Bai Todos os Santos gelegen, ist eine erzbischöfliche Stadt, die reichste, die blühendste, die lebendigste in Brasilien mit Ausnahme von Rio de Janeiro. Sie war selbst länger als zweihundert Jahre die Residenz der Generalgouverneure des Landes. Erst seit 1763 wurde die Regierung mit dem Titel eines Vicekönigreichs nach Rio de Janeiro verlegt.

Bahia ist der große Stapelplatz aller Producte ihrer verschiedenen Comarcas und jener der benachbarten Provinzen. Die Länge von S. nach N., die Vorstadt Bom Fim, das nördliche Ende, und die Vorstadt Victoria, das südliche Ende, mitgerechnet, beträgt ungefähr 4 Meilen. Man theilt sie in zwei Theile, die Ober- und Unterstadt. Der höchste und größte Theil liegt auf der Spitze eines reizenden Hügels; der andere zieht sich am Fuße desselben an der Westseite hin. Der letztere Theil der Stadt

heißt Praya, weil er sich längs der Bai hinzieht. Er hat nur eine einzige Straße, wo sich alle Handelsetablissements, die Niederlagen der Kaufleute, die großen Entrepots, die man trapiches nennt, concentriren, in denen die Waaren aus der Umgegend, der Zucker, der Tabak, die Baumwolle und die andern Ausfuhrartikel, wie auch das Mehl, das Getreide, die Hülsenfrüchte, welche unter das Volk vertheilt werden, aufgestapelt liegen. Die untere Stadt zerfällt in zwei Kirchgemeinden, Nossa Senhora del Pilar und da Conceiçao. Die letztere hat eine schöne Kirche, deren Façade aus Steinen von Europa gebaut und deren Inneres reich verziert ist. Nicht weit davon liegen die Werfte und das Marinearsenal.

Die obere Stadt (cidade alta) liegt auf einem steil zugänglichen Hügel und die Lage ist wahrhaft schön. Das Thal mit seinen hortas oder Lusthäusern, eine immer grüne Vegetation, Wasser, eine ruhige und große Rhede, segelnde oder vor Anker liegende Schiffe, alles fesselt den Blick und erregt Bewunderung. Die Häuser haben vergitterte Fenster und Balcons. Geht man auf den Straßen, so begegnet man jeden Augenblick Palankinen, die von Negern getragen werden. Diese Palankine sind oft von raffinirter Eleganz, mit einer Kuppel und Federn darauf, vergoldeten Schnitzereien und Vorhängen von Muslin oder gestickter Seide. Die reichsten sind die der Damen, welche darin auf weichen Kissen kauern und sich von einem Hause zum andern tragen lassen. (Taf. 19. Abbild.) Diese Palankine, die man auch cadeiras nennt, sind ein in allen guten Häusern durchaus nothwendiges Geräthe. Ihr Luxus besteht in der Eleganz des Baldachins, in dem Reichthume der Moirevorhänge und in der Pracht des Anzugs der Neger, welche sie tragen. Es giebt indeß auch Miethcadeiras, welche in Bahia die Stelle unserer Miethwagen vertreten. Für einen Thaler läßt man sich so von einem Ende der Stadt bis zum andern tragen.

Die obere Stadt ist nicht, wie die untere, eine reine Handelsstadt; man merkt hier vielmehr das träge und bürgerliche Leben; man sieht weniger Niederlagen und mehr Kaffeehäuser, weniger Magazine im Großen und mehr Detailladen, Fleischer, Bäcker, Obsthändler &c.

Das Fleisch ist ausgezeichnet in Bahia, das Obst sehr gut und sehr verschiedenartig; man findet Orangen ohne Kerne (ambigos), Mangos, Feigen, Goyaven, Pitangas, Wassermelonen und Ananas, welche letztere von Negerinnen verkauft werden. Dieser Theil der Stadt ist in sechs Kirchgemeinden getheilt mit den Kirchen Nossa Senhora de Victoria, San Pedro, Santa Anna, Sant Antonio, San Sacramento und San Salvador, welche die Kathedrale ist. Bahia enthält auch ein Armenhaus, ein Waisenhaus und eine Anzahl prächtiger Kapellen. Diese Kirchen und Kapellen sind der Gegenstand der fortwährenden Fürsorge der Einwohner. Die Straßen sind voll von achtbaren Bürgern oder Officieren, die, einen Beutel in der Hand, in großem Staatsanzuge die Vorbeigehenden anreden und sie um eine Gabe zur Unterhaltung des Gottesdienstes ansprechen; deshalb sind auch die Kirchen und Klöster die einzigen bemerkenswerthen Gebäude. Die Jesuiten hatten sonst ein prachtvolles Collegium im schönsten Theile der Stadt; jetzt hat man ein Hospital und eine chirurgische Schule daraus gemacht. Der Palast des Gouverneurs ist auch ein bemerkenswerthes Gebäude. Eine Seite desselben sieht nach der Bai, die andere stößt an ein Rathhaus. Die Façade geht auf die Praça da parada (Paradeplatz). Der erzbischöfliche Palast hat zwei Frontseiten, von denen die eine nach dem Meere sieht; er steht mit der Kathedrale in Verbindung, die ein geräumiges Schiff hat.

Bahia hat eine Münze, einen Hafenadmiral, einen Schatzmeister, ein Civilgericht und einen Gouverneur. Vor den letzten politischen Erschütterungen unterhielt man hier auch ein geistliches Gericht und eine aus fünf Deputirten bestehende Schatzjunta. Eine berathende Handelskammer vervollständigt die administrative Verwaltung. Die öffentlichen Schulen haben ziemlich ausgezeichnete Professoren. Man lehrt Mathematik, Griechisch, Lateinisch &c. Bahia besitzt auch eine öffentliche Bibliothek, eine Spiegelfabrik, einige Druckereien und ein Seminar.

Verschiedene Forts vertheidigen die Stadt von der Meerseite; darunter verdient erwähnt zu werden das Fort San Marcello von kreisförmiger Gestalt mit zwei Batterien. Auf der Landseite befindet sich ein großer und tiefer See, der lange als Graben diente und in welchem ungeheuere Caimans lebten. Die Stadt wurde von den Holländern 1624 genommen und 1636 von dem Prinzen von Nassau beschossen, der sich ihrer ebenfalls bemächtigte.

In der östlichen Vorstadt befindet sich das Lazarethhospital (ehemaliges Lusthaus der Jesuiten) das die schönste Pflanzung von Pimentbäumen enthält. Die Vorstadt Bom Fim hat ihren Namen von einer sehr angenehm gelegenen Kapelle. Etwa 2 Meil. östlich befindet sich die Gemeinde Unsere liebe Frau von Penha (gewöhnlich Tapagipe genannt) am Ende einer Halbinsel, wo die Erzbischöfe eine horta hatten und wo gegenwärtig die wichtigsten Werfte von Bahia liegen. Es ist ein köstliches Vorgebirge, das durch prachtvolle Cocuspalmen verschönert und erfrischt wird.

In der Vorstadt Victoria steht die Kirche Unserer lieben Frau der Gnade, wo man das Grab der Dona Catarina Alvarez, der Schwester eines Indianerhäuptlings, bemerkt, die später die Gattin des Diego Alvarez Correa wurde. Sie begleitete Correa nach Europa, blieb da einige Zeit lang und besuchte den französischen Hof, wo sie großes Interesse erregte. In Frankreich wurde sie auch getauft und Catarina genannt, wobei sie also ihrem Namen Paraguaçu entsagte, wie sie nach dem oben erwähnten Flusse hieß.

Die Gesellschaft in Bahia ist sanft, freundlich, artig und in Brasilien ihrer guten Sitten wegen berühmt. Die höhere Classe hat alle europäischen Gewohnheiten nebst dem Raffinement des Luxus, den das Creolenleben bringt. Der Luxus ist auch in die Classen der Kaufleute und Arbeiter gedrungen. Männer und Frauen gehen stets nett, wenn nicht reich gekleidet: die Männer in Fracks nach englischer Mode, die Frauen in einem Rocke, einem gestickten Hemd und der Kapuze, die sie fast ganz verhüllt. Die Frauen der untern Classen gehen im Allgemeinen sehr wenig aus und dürfen sich nicht einmal mit ihren Männern an den Tisch setzen. Ihre Beschäftigung besteht in der Verfertigung grober Spitzen. Das Hauswesen, das einfach und nicht beschwerlich ist, liegt den Negerinnen ob, welche auch die Mahlzeiten bereiten, die immer mit Piment gewürzt sind.

Die Bevölkerung von Bahia wird auf 120,000 Seelen geschätzt, wovon ungefähr zwei Drittel Neger sind. Diese Anhäufung afrikanischer Racen auf einem und demselben Punkte wurde mehrmals für die Herren in Bahia fast gefährlich und man bewacht diesen unruhigen Theil der Bevölkerung sehr sorgfältig. Sonst waren Mordthaten häufig und sie blieben fast immer ungestraft. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts aber ist eine strenge Polizei zur Unterdrückung der Verbrechen eingeführt worden. Zahlreiche Patrouillen von weißen, Mulatten- und schwarzen Soldaten halten die Ordnung und Ruhe in der Stadt aufrecht.

Die Schwarzen werden in Brasilien gewöhnlich weit besser behandelt, als in den französischen und sonst den englischen Colonien. Sie kaufen sich häufig selbst los und werden ohne Lösegeld unter vorher gestellten Bedingungen frei. Bisweilen lassen sie ihre Herren nicht bei sich im Hause arbeiten, sondern nöthigen sie, ihnen jeden Tag 240 Reis von ihrem Verdienste zu bringen. Die freien Neger sind in Bahia sehr zahlreich, können zu einer Menge Aemter gelangen und werden Handwerker, Soldaten und Geistliche. Der Stab des schwarzen Regimentes besteht aus gebildeten, wohl unterrichteten Männern von trefflicher Haltung. Die Mulatten stehen den Weißen fast gleich. Sie haben Zutritt in die gute Gesellschaft und werden oft sehr ausgezeichnete Beamte in der Verwaltung oder im Richterstande.

Der wichtige Handel Bahias war lange Zeit ganz in den Händen einiger englischer, durch ihre Capitale und ihren Credit mächtiger Häuser. Gegenwärtig ist dieses Monopol durch die Concurrenz gestürzt. Der Hauptausfuhrartikel ist der Zucker, wovon jährlich ungefähr 80,000 Kisten, jede von 40 Arrobas, verschifft werden. Man hat zwei Sorten Zucker,

den weißen und braunen (branco und bruno). Der Zucker der neuen Ernte kommt in Bahia in den Monaten November, Januar und Februar an. Die günstigsten Monate zum Ankaufe sind die vom Januar bis Mai. Der beste Bahia-Zucker kommt von Reconcavo. Es giebt zwei Arten desselben; der, welcher um die Bai herum und im Innern (dentro) gewonnen wird und der weißere, den man außerhalb der Bucht und längs der Küste gewinnt (foras). Der Tabak liefert ebenfalls den fremden Schiffen, die auf der Bai liegen, schöne Ladungen. Im Innern lastet das Monopol auf diesem Artikel; nur für die Ausfuhr ist er frei. Der Tabak kommt auf den Markt zu Bahia vom Januar bis März über die Städte Caxoeira und Santo Amaro. Man häuft ihn dann in den Lagerstätten der Regierung auf, wo er der Gegenstand der strengsten Bewachung wird. Auch die Baumwolle ist ein Erzeugniß des Binnenlandes und wird in Bahia gegen europäische Gegenstände vertauscht. Die neue Baumwolle kommt im Februar an. Die Qualität ist nach den Bezirken verschieden; der größte und schönste Theil von dem, was in Bahia verkauft wird, kommt von der südlichen Grenze der Provinz Pernambuco. Die Baumwolle von außen ist der des Innern wegen der Feinheit und der Länge vorzuziehen, aber sie ist so unrein, daß man sie nicht gern kauft; trotz dem kostet die Arroba immer 3 bis 4 Realen mehr als jene aus dem Innern. Der größte Theil der letztern kommt von Villa Nova do Principe in der Comarca Jacobina, von wo man sie auf Maulthieren und Pferden bis nach Caxoeira schickt. Große Flößen tragen sie dann nach Bahia. Der Reis, getrocknete und gegerbte Häute, Farbehölzer, Fischthran, Kaffee, verschiedene Droguen und etwas Rum gehören noch zu den vorzüglichsten Ausfuhrgegenständen.

Bahia ist nicht blos einer der belebtesten Märkte Südamerikas, sondern überdies ein gesunder, gemäßigter Aufenthalt, der keine jener Endemien kennt, welche die zwischentropische Zone verheeren, und von einer Atmosphäre umgeben ist, welche Land- und Seewinde reinigen und erfrischen. Die örtlichen Gewohnheiten nehmen etwas von dem Clima an; man führt hier ein weichliches, ziemlich unthätiges Leben. Die Bahianer verbringen, leicht gekleidet, einen Theil des Tages auf Hängematten, die von Schwarzen geschaukelt werden, oder auf frischen, weichen Decken. Der Tabak, der Kaffee, das Spiel, die Unterhaltung und Zuckerwaaren dienen zur Vertreibung der langen Stunden des Tages.

Nichts gleicht dem lebenvollen Schauspiele, welches der Hafen und die Rhede von Bahia gewähren, besonders an den Tagen vor einem Feste. Dann muß man Tausende von Barken sehen, welche 20, 30 Stunden weit herkommen; man muß der Bewegung auf diesen Kais folgen, die Gesänge jener Neger hören, die ihre Lasten nach dem Tacte tragen, die Menge betrachten, welche den Hafendamm, den Kai, die Praya-Straße und die großen Niederlagen füllt. Der Eingang in die Bai ist beinahe 4 Meilen breit, aber nur der östliche Theil gewährt ein sicheres Asyl für die großen Schiffe. Jedes Jahr kommen über 2000 Schiffe an und eben so viele fahren ab. Man schätzt die Einfuhr Bahias auf 29 Millionen und die Ausfuhr auf 40 Mill.

Wann das Meer nicht aufgeregt ist, gelangt man in einigen Stunden von Bahia nach der Insel Itaparica, der größten Insel in der Bai. Sie ist mit prachtvollen Cocuspalmen bedeckt. An der Küste sah man sonst eine Menge Kessel, in denen das Fett der in den benachbarten Meeren harpunirten Wallfische zerlassen wurde. Knochen, Wirbel, Schädel dieser Geschöpfe lagen unter einander an der Küste und verpesteten die Luft. Dieser Handel, der nicht mehr besteht, scheint ziemlich bedeutend gewesen zu seyn und die brasilianischen Wallfischjäger machten, wie es scheint, gute Geschäfte.

Kapitel XXV.

Von Bahia in das Bergwerksland.

Nach einem einwöchentlichen Aufenthalte zu Bahia reisete ich den 24. April mit einigen Kaufleuten wieder ab, welche sich ihrer Geschäfte wegen in das Bergwerksland begaben. Wir kamen von neuem auf den Paraguaçu und sahen nach einander Maragogipe mit den schönen Zuckerrohrpflanzungen und dann Caxoeira, das bereits besucht war, den reichen Stapelplatz, der 1000 Häuser und 10,000 Einw. zählt.

In Caxoeira muß man den Fluß verlassen, der aufhört schiffbar zu seyn und weiter reiten. In zwei Tagen kommt man durch ein gutbevölkertes und bebauetes Land in die Aldea Tapera. Um nach der Villa Pedra Branca zu gelangen, muß man sich etwas von dem Wege abwenden. Es führen schmale über bewaldete Hügel gehende Wege dahin. Da erscheinen nach einigen Stunden zwei Reihen Erdhütten um eine ebenfalls von Erde gebauete Kirche herum. Pedra Branca ist eine Niederlassung, die erst etwa dreißig Jahre zählt und von Cariris und Sabuyas bewohnt wird. Sonst lebten diese Stämme in den benachbarten Wäldern; jetzt bilden sie eine Gemeinde von etwa 600 Seelen. Ob sie gleich einander in vielen Punkten ähnlich sind, so unterscheiden sie sich doch durch die Sprache. Die Indianer sind von mittlerer, ziemlich schlanker, aber nicht eben starker Gestalt. Sie verunstalten sich auf keine Weise; sind träge und verbringen ihre Tage damit, daß sie mit einem Blaserohr entweder auf Feldratten, auf Vögel, oder auch auf wilde Thiere schießen; bisweilen erschlagen und rauben sie auch das Vieh von den Meiereien und kümmern sich wenig um die Strafe, welche sie bedroht. Sie gehorchen den weißen Gerichtspersonen nur mit großem Widerstreben, bauen ungern den Mais und die Banane, flechten lieber Netze, Hängematten und Körbchen, oder machen Töpferarbeit. Durch Gährung des Maniocmehls erhalten sie ein ziemlich angenehmes Getränk, das sie canughi nennen.

Bis nach Tapera ist man in einer schönen Ebene gereist, aber weiter hin wird das Land dürr und undankbar. Zu Rio Seco beginnt ein Gebirgsland und endlich gelangt man in die Granitgegend, wo es gar kein Wasser mehr giebt. Die Dörfer entbehren dort alles; man erhält weder etwas zu essen, noch zu trinken. In diesen schrecklichen Gegenden trifft man abwechselnd Maracos, dann Jacari, dessen Fluß ein Wasser enthalten soll, das Fieber erregt. Weiter hin muß man über mehrere ziemlich hohe Granitberge steigen, ehe man nach Olho d'Argoa gelangt, wo die Menschen und Thiere große Mühe haben, in der Zeit der Trockenheit ihren Durst zu löschen.

So kommt man durch den Raum von 20 Stunden, welcher Simoro von Maracos trennt. Die Serra de Simoro, deren Höhe 3000 Fuß beträgt, kann man für den letzten Zweig der Serra de Montiqueira ansehen. Sie bildet die Trennungslinie zwischen dem Plateau und den Niederungen der Provinz Bahia. In W. ist das Clima unbeständiger und feuchter; in O. trockener. Wie man sagt, hat man an dem östlichen Abhange dieser Kette Diamanten gefunden. Der Boden ist nur mit Mühe bebaubar und die Bevölkerung wird in diesem Bezirke wohl mehr stationair bleiben als in mehr begünstigten. Die Fazendas zeigen sich hier selten; auch sind sie klein. Statt der Quellen haben sie oft nur einen Sumpf oder eine armselige Cisterne (cazimba). Die nicht eben hohen Bäume mit knorrigen Aesten, und die zahlreichen Cactusgruppen gewähren einen ähnlichen Anblick wie die Catingas.

In der Mitte dieses Alpenlandes zeigt sich das Thal des Rio Simoro wie eine geheimnißvolle Oase. Dieser klare Fluß strömt hier zwischen zwei Ufern, welche eine Vegetation von buschigen Pflanzen zeigen.

Weiter hin kommt man über ein hohes Gebirge, die Serra das Lagas, auf dessen Gipfel eine Fazenda steht, welche denselben Namen führt Dieser fast abgeplattete Gipfel zeigt hier und da gewaltige Eisenerzlager. Diese sehr reichen Minen auf der Straße nach den innern Provinzen und in ansehnlicher Entfernung von der Küste, von wo sie ihr ganzes Eisen

beziehen, könnten in der Folge sehr wichtig werden. Sie sind ein Reichthum, der gegenwärtig unbekannt und verkannt daliegt.

Das dürre und bewaldete Gebirgsland zieht sich bis Contas hin. Auf dieser Landstrecke sind große Räume mit Palmen bewachsen, cocos schizophylla und cocos coronata, und aus dem Stengel der letztern machen die Bewohner in Jahren des Mangels ein sehr wenig nährendes Brod. Wenn man das Elend dieser Sertanejos nicht mit eigenen Augen gesehen und die Sorglosigkeit kennen gelernt hat, in der sie sich mit den ärmlichsten Nahrungsmitteln begnügen, so wird man sich nicht denken können, daß Menschen sich entschließen können, ein aus Baumstengeln gemachtes Brod zu genießen.

Villa do Rio das Contas unterbricht diesen jämmerlichen Anblick. Es ist ein sehr hübscher Flecken von 900 Einw. Da das Clima den Landarbeiten nicht sehr günstig ist, so beschäftigen sich die Einw. vorzugsweise mit Zwischenhandel. Die Leute unterscheiden sich durch ihre Artigkeit, ihre Bildung und die Wohlhabenheit, in der sie leben. Nach den unglücklichen Bezirken, welche wir gesehen hatten, war Villa dos Contas ein Paradies. Die Höhe ihres Plateaus giebt ihr ein fast immer gemäßigtes Clima. Der Thermometer zeigte hier früh 12°, um ein Uhr Nachmittags 28° und bei Sonnenuntergange 20°. Die Regenzeit beginnt ziemlich regelmäßig im October und November.

Villa do Rio das Contas liegt nur eine Stunde von Villa Velha. Diese beiden Flecken sind durch ein Gebirge getrennt, das man bald Serra do Rio das Contas, bald do Villa Velha, bald do Brunado nennt. Es erhebt sich wenigstens 200 Toisen über Villa Velha; das Gestein verräth Metalladern. Der Fuß des Gebirges ist bewaldet. In der Mitte der Höhe nach Villa Velha herunter sieht man den Rio Brumado sich in einem 150 Fuß hohen Falle in ein köstliches Thal stürzen. Die goldhaltigen Felsen dieser Gebirge haben, ob sie gleich sehr schlecht bearbeitet werden, schon seit langen Jahren die Bergleute für ihre beschwerliche Arbeit belohnt. Das edle Metall findet sich auch in den Flüssen und Bächen der Umgegend. Die Körner sind sehr groß und sehr rein. Man hat bisweilen Stücke gefunden, die acht Pfund wogen. Gegenwärtig wird die Bearbeitung mit dem meisten Erfolge und der größten Thätigkeit in dem Arrayal Matto Grosso, zwei Stunden von Villa Velha, betrieben.

Die Kette dieser Berge ist eine Verlängerung der Serra do Montiqueira. Sie erstreckt sich sehr weit nach NW. unter verschiedenen Benennungen. Der Morro Rotondo, einer ihrer Zweige in NW., enthält die Quellen des Rio Brumado, in dem man einen Stein findet, der lange für Smaragd gehalten wurde. An mehrern Stellen in der Umgegend von Villa Velha, besonders in dem Rio Sant Antonio und seiner Nähe, findet man an der Oberfläche der Erde oder im Sande Ueberreste von fossilen Thieren.

Villa Velha ist einer der ältesten Flecken des Sertao de Bahia und war auch einer der blühendsten vor der Entdeckung der Goldgänge in dem benachbarten Gebirge. Seit diesem Ereignisse hat man den Ort allmälig verlassen, um sich in der Nähe der Goldbergwerke niederzulassen. Der Flecken liegt an dem Rio Brumado, einem klaren Flusse, der in den Rio das Contas eilt. Das Thal von Villa Velha ist der fruchtbarste Punkt in der ganzen Umgegend. Die Meiereien sind hier ziemlich zahlreich und um sie her schweifen schöne und zahlreiche Viehheerden.

Wenn man Villa Velha verläßt, um nach W. zu gehen, muß man über die Serra de Joazeiro, ein dürres und verbranntes Land. Die Fazendas sind hier ohne Hilfsmittel. Kaum kann man sich hier einige Hände voll Reis verschaffen. Die hungerigen Maulthiere weiden alles ab, was sie finden, nagen bisweilen sogar, wenn sie nichts Besseres haben, an den Blättern einer Art Kaperstrauch, deren Saft sie krank macht. Ungefähr drei Tage lang zieht man auf diesem ermüdenden Wege hin, ehe man nach Villa Nova do Principe oder Caïtete kommt, ein Land mit Baumwollenpflanzungen, welche dasselbe reich gemacht haben. Außer dem eigenen Erzeugnisse erhält Villa Nova do Principe die einiger Bezirke von Minas Geraës, deren Niederlage es ist, da der Abzug von da aus schnell und leicht von Statten geht. Villa Nova do Principe ist beinahe die Grenzstadt des Bergwerkslandes. Man hat selbst neuerlich auf einem benachbarten Gebirge, der Serra de Vicente, unwiderlegliche Spuren von dem Daseyn des Goldes gefunden, aber die Bearbeitung ist noch nicht eröffnet. Dafür betreibt man mit Eifer einen Handel mit prachtvollen dunkelfarbigen Amethysten, die man 10 Stunden von Villa Nova do Principe und auf dem Wege nach Rio Pardo findet. Die Käufer sind die Edelsteinhändler von Minas Geraës, welche diesen neuen Artikel ihren Preiscouranten beigefügt haben.

Die Sierra de Caïtete hat nicht den trostlosen Anblick der Berge, die wir bis dahin überschritten. Sie schmückt sich mit einer kräftigen und glänzenden Vegetation; wie sie, sind die Thäler, welche sie fortsetzen, grün und schön belaubt und stechen von der Serra de Gamelleira vor ihnen ab, deren Charakter wilder und rauher ist. Ist man darüber hinweg, so erreicht man endlich die Höhen der Serra dos Montes Altos, Granitfelsen. Auf diesen Höhen hat man ungeheuere Erdmassen gefunden, die Salpeter enthielten. Diese Erde wird wenig benutzt, weil der Salpeter in Brasilien unter einem Monopole steht und diese Bergspitzen zu entfernt von den königlichen Pulverfabriken liegen. Man steigt von dem Altosberge auf einer Reihe von Hügeln herab, deren runde Gipfel eine Landschaft von einförmigem Aussehen bilden, die das Auge ermüdet. Ihre Seiten sind hier und da in tiefe Schluchten zerrissen, bald sehr steil, bald allmälig aufsteigend; hier mit vegetabilischer Erde und Cactus bedeckt, dort von jeder Vegetation entblößt, was die rauhe Physiognomie und die dunkele Farbe dieser Gebirge erhöht. Nach einem fünftägigen Marsche, auf dem man immer auf- und absteigt, gelangt man in eine Ebene von eisenhaltigem Sandstein, wo man kein anderes Wasser als das der Sümpfe und Felsenhöhlen findet. Dieses Wasser ist ferner sehr trübe, bitter und klebrig. Die Thiere mögen es oft nicht; die Menschen trinken es nur mit Zucker vermischt. Jenseits diesem Punkte gelangt man in eine Kalk- und bisweilen Kreideebene, die mit Cactus und stacheligen Bäumen bedeckt ist.

So kommt man an die Grenze des Sertao de Bahia. In dem ganzen Gebiete, das man jenseits der fruchtbaren Ebenen von Caroeira durchzieht, hat man nichts für sich zu fürchten, denn die Fazendas sind zahlreich und man findet immer Nahrung für die Menschen; wenn man aber nicht die Vorsicht hat, mehrere Maulthiere zum Wechseln mitzunehmen, so setzt man sich der Gefahr aus, die ganze Strecke zu Fuße gehen zu müssen. Das Wasser und das Futter fehlt fast immer auf den Stationsorten, und wenn das Vieh fällt, was häufig geschieht, so ist man blos auf das Wohlwollen und die Freigebigkeit der Sertanejos hingewiesen.

Das wegen seiner Ungesundheit am meisten verschriene Dorf am Rio San Francisco ist Malhada, wo wir nun ankamen; es ist ein Verbannungsort für die Soldaten, welche mit dem Gedanken, eine Strafe zu verbüßen, und dem Wunsche, diese krankmachende Atmosphäre zu verlassen, hierher kommen; deshalb besteht auch die Garnison aus einer kleinen Anzahl abgemagerter Individuen. Die Einwohner selbst sind offenbar in einem Zustande der Abmagerung und des Leidens. Da Malhada an der Hauptstraße von Bahia, der Provinzen Goyaz und Matto Grosso liegt, so sieht man jährlich über 20 bis 30 Maulthiercaravanen vorüberziehen. Der Wegezoll ist mit dem des Rio Pardo der einzige zwischen den Provinzen Bahia und Minas Geraës.

Malhada gegenüber und in geringer Entfernung, nördlich von dem Zusammenflusse des Carynhanha und Rio San Francisco, liegt das südlichste Dorf der Provinz Pernambuco, die sich westlich von diesem Flusse hinzieht, wie Bahia östlich. Das Salz und die Viehzucht sind der Reichthum dieses Bezirks zwischen dem Flusse und den Provinzen Piauhy und Goyaz. Der Viehhandel besonders ist zu Carynhanha und Malhada sehr lebhaft.

In Begleitung eines Mitgliedes unserer kleinen Caravane machte ich einen Ausflug nach dem Carynhanha, der die nördliche Provinz Minas Geraës bildet. Dieser Fluß bespült den Fuß der Berge, welche den westlichsten Zweig der Kalkkette ausmachen, die den Rio Francisco begleitet,

unter diesem Striche aber sich weit von seinen Ufern entfernt. Diese Gebirge zeigen Massen von einzelnen viereckigen Felsen, die nach W. abfallen, bald auf allen Punkten bewaldet, bald kahl und von tiefen Schluchten und Höhlen zerrissen oder auf die seltsamste Weise gespalten sind. (Taf. 20. Abbild.) Hoch wie die Wände einer Mauer an den Ufern des Flusses strecken sie malerisch ihre unregelmäßigen Zacken gen Himmel.

In dem Augenblicke, als ich aufmerksam diesen mit Schwefelkies vermischten Kalkfelsen untersuchte, zeigte sich ein Thier, das einem Wiesel ähnlich war. Es entfernte sich langsam, als wolle es den Berg erklimmen. Ich hob einen Stein auf, um nach ihm zu werfen, da aber hob es den Rücken, machte die Schenkel auseinander und spritzte eine grünliche Flüssigkeit von pestilenzialischem und so unerträglichem Geruche nach mir, daß ich für den Augenblick den Gebrauch meiner Sinne verlor und durchaus das Thier nicht verfolgen konnte. Ein widerwärtiger, durchdringender Gestank hatte sich so in meine Kleidungsstücke gesogen, daß ich sie nicht mehr brauchen konnte. Das Thier war ein Juritataca (mephitis phaedus), dessen so ausgespritzte Flüssigkeit Blindheit verursachen kann Obgleich das Thier in Brasilien ziemlich häufig ist, so wird es den Naturforschern doch schwer, sich eines zu verschaffen, weil die Hunde, einmal von der seltsamen Vertheidigungswaffe getroffen, dasselbe nicht weiter zu verfolgen wagen, und die Sertanejos das sonst ganz unschuldige Thier in Ruhe lassen.

Die Nacht brachten wir unter einer großen Joa, dem einzigen Baume, zu, der in diesem dürren Bezirke die Blätter während der Trokkenheit behält. Der Joazeiro (zyzyphus joazeiro), wie ihn die Einwohner nennen, giebt den Landschaften der innern Bezirke von Bahia, Pernambuco und Piauhy, wo er ein sehr wichtiges Gewächs für die Nahrung des Viehes wird, durch seinen buschigen, breiten und runden Wipfel einen eigenthümlichen Charakter. Seine Frucht, die in der starken Hitze reift, enthält ein schleimiges Fleisch. Dann ersetzt dies die Weide auf eine fast ausschließliche Weise, und eine schlechte Ernte dieser Beeren würde ein großes Unglück für die Heerden seyn.

Nachdem man die Ufer des San Francisco verlassen hat, um sich nach der Provinz Goyaz zu wenden, geht man sechs Tage lang durch eine Wüste ohne Wohnungen und Bewohner. Jeden Abend, wenn wir anhielten, band man die Beine der Pferde und Maulthiere zusammen und ließ sie dann so frei weiden. Zahlreiche Feuer wurden um das Bivouac angezündet, um die wilden Thiere zu verscheuchen. Das Land war übrigens sehr schön. Vier Tage lang zogen wir an dem Rio Formoso hin, der seinen Namen nicht verleugnete. Die Umgegend besaß die Schönheit eines Gartens. Dieser Fluß strömt nach O. und fließt nach dem Rio San Francisco hinunter. Jenseits erscheinen die Quellen des Yuqueri, eines Beiflusses des Carynhanha. In Contagem do Santa Maria, dem Grenzposten der Provinz Goyaz, befanden wir uns am Fuße des östlichen Abhanges der Serra do Paranam in einem tiefen Thale, wohin man auf einem steilen und steinigen Pfade gelangt. Die Bergkette zieht sich in die Ferne gegen N., wo sie die Beiflüsse des Tocantin von denen des Rio Francisco scheidet.

Das vao oder Thal des Paranam wird durch eine große Anzahl heller Bäche bewässert und ist von kleinen Meiereien bedeckt, welche zwischen Palmengruppen hervorblicken. Wie die ganze Provinz Goyaz ist auch das Thal von Paranam nicht bevölkert. Es fehlen die Goldminen, um Bewohner herbeizuziehen. Man beschränkt sich darauf, Vieh und Pferde zu ziehen, welche die besten in der ganzen Provinz Goyaz sind. In dem Thale ist man 100 St. von Porto Real an dem Tocantin entfernt, wo dieser Fluß schiffbar zu werden anfängt und von wo man in 14 bis 18 Tagen nach Para kommen kann.

Diese Straße ist zu Wasser sehr gefährlich. Man ist den Fiebern und den Angriffen der Indianer ausgesetzt. Unter den zahlreichen Stämmen, die man da trifft, muß man die Xerenten erwähnen, welche sehr zahlreich sind und für Menschenfresser gelten. Man setzt selbst hinzu, daß sie ihre Eltern, wenn sie alt und zu schwach geworden sind, um sich ihren Unterhalt zu verschaffen, umbringen und verzehren. Wenn sie eine Meierei überfallen, schonen sie Niemanden und zerschneiden die Pferde, deren Fleisch sie sehr gern essen. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist zwischen dem Araguaya und Tocantin.

Die mächtigste und zahlreichste Nation in Norden von Goyaz ist die der Capopos und in Süden die der Chavanten, ihrer Todfeinde. Die Capopos leben an den Ufern des Tocantin und Araguaya, dehnen aber ihre Ausflüge bis zu den Meiereien an dem Rio dos Balsas in der Provinz Maranhao aus. Schon sind mehrere ihrer Aldeen halbcivilisirt worden, ein Umstand, der indessen die Macht ihres Stammes nicht ganz gebrochen hat. Nach einigen Monaten einer sitzenden Lebensart kehrten die neuen Ansiedler fast alle in den wilden Zustand zurück. Diese Indianer sind hochgewachsen und hellfarbig, muthig und stark und greifen ihre Feinde nur am Tage an, während die Capopos vorziehen, sie in der Nacht zu überfallen. Ihre Waffen sind der Bogen, sechs Fuß lange Pfeile und eine Keule von vier Fuß, deren oberer Theil wie ein Ruder abgeplattet ist. Um sich in der Handhabung dieser Waffe zu üben, haben sie Kämpfe verschiedener Art und einen besonders, der darin besteht, einen Holzblock von zwei, drei Centnern zu tragen, welche Masse sie im Laufe bewegen und schleudern. Der junge Mann, welcher dies nicht vermag, darf sich nicht verheirathen. Diese Eingeborenen wachen sorgfältig über die Keuschheit der jungen Leute und sichern dadurch die der Mädchen. Doch erlauben sie den kühnsten Kriegern, sich ihren Bräuten zu nähern. Die Untreue der Frauen wird mit dem Tode bestraft. Wie in einer Menge anderer brasilianischer Stämme liegt die Sorge für die Wirthschaft und die Kindererziehung ganz allein auf den Frauen. Die Chavanten zeichnen sich in den Handarbeiten aus. Wären sie minder stolz und unverschämt, so würden sie ausgezeichnete Arbeiter abgeben. Sie sind gewandt in allen körperlichen Uebungen, unerschrockene Schwimmer und haben in ihrem Wesen etwas Offenes und Würdevolles, das grell von dem schüchternen und ungewissen Benehmen der andern Wilden absticht. Besonders die Frauen haben ein offenes und angenehmes Gesicht. Der Gedanke an ein anderes Leben scheint ihnen nicht ganz fremd zu seyn und sie hoffen, nach dem Tode in ein besseres Land versetzt zu werden. Eine Art Gottesverehrung bemerkt man bei ihnen nicht, wenn man nicht etwa die Feste, die sie beim Vollmonde im März und April feiern, für so etwas halten will. Diese Eingeborenen treiben bisweilen Handel mit den Reisenden, die auf dem Tocantin und Araguaya schiffen. Sie vertauschen dann die Erzeugnisse ihres Bodens, das Wachs, den Honig, die Federn gegen kurze Waaren, Branntwein und andere Artikel. Bisweilen sieht man auch in derselben Absicht ie Carayas, einen kleinen und schwachen Volksstamm im Innern, ankommen, die Ananas, Bananen, Mais und Manioc bauen. Aus der Wurzel der letztern Pflanze machen sie ein gegorenes Getränk. Wenn die Regenzeit kommt, wohnen sie in dem hochgelegenen Lande, und während der Trockenheit lassen sie sich in der Nähe der Flüsse nieder.

Um die Reisenden gegen die Feindseligkeiten der Indianer zu schützen und für sie einige Hilfsmittel in nähern Entfernungen zu vereinigen, hat die Regierung mehrere Maßregeln ergriffen, von denen jedoch keine entscheidende Resultate gehabt hat. Sie gründete unter andern eine Gesellschaft, welche Häfen und Niederlagen von Handelsartikeln und Lebensmitteln anlegen sollte, wodurch man zum Theil die Hindernisse entfernen wollte, welche an gewissen Stellen die Binnenschifffahrt hemmen. Wie glücklich auch dieser Gedanke seyn möge, so scheiterte er doch in der Ausführung. Im Jahre 1809 hatte sie ferner befohlen, eine Stadt an dem Zusammenflusse des Araguaya und des Tocantin zu bauen, aber man stieß dabei auf so viele Schwierigkeiten, daß es noch jetzt nur einen Keim davon giebt. Der Handel von Goyaz mit Para ist nicht so wichtig, als daß die Communication durch die Flüsse häufig seyn könnte, und es folgt daraus, daß Bahia fast das Monopol der Verbindungen behält, die auf dem Landwege unterhalten werden.

Die Generalcapitainerie Goyaz ist ein großes Plateau mit einer Kette von Bergen, die sich sehr verzweigen. Das Clima ist dem von

Minas Geraës ähnlich; die Atmosphäre bleibt fast immer rein, wie die Temperatur gleich und beständig. Die Regenzeit beginnt im November und endiget im April; die Gewitter und der Regen sind in dem Gebirge häufiger als in den Ebenen. In der Zeit, welche dem Sommer Europas entspricht, kommen in den hochgelegenen Gegenden oft kleine Fröste vor, welche den Bananen, dem Zuckerrohre und den Baumwollenpflanzungen schaden. Der größte Theil des Gebietes, welches die brasilianischen Ansiedler inne haben, hat keine Wälder mit großen Bäumen wie jener der Küste. Die Wälder sind niedrig und in der trockenen Jahreszeit blätterlos; man findet dagegen ungeheuere Grasebenen. Man zieht hier viel Rindvieh, Pferde und Schweine, aber wenig Schafe, obgleich das Land für dieselben paßt. In dem Innern erhält man ziemlich viel Zucker, Tabak und Rum für den Gebrauch der Einwohner, aber an der Grenze und besonders in der Nähe des Rio San Francisco, bezieht man diese Gegenstände von auswärts. Die Ausfuhr von Baumwolle, groben baumwollenen Zeugen, Rind- und Hirschhäuten ist nicht von großer Bedeutung. Der Hauptreichthum der Provinz liegt in den Goldminen; das edle Erz hat die Creolen herbeigezogen. Diese Minen geben, ob man sich gleich über Preisverminderung beklagt, noch immer schöne Resultate, die sich bei besserer Bearbeitung wahrscheinlich noch steigern würden.

In Contagem de Santa Maria, in dem Thale von Paranam, ist die Hitze bisweilen außerordentlich: Mittags 30 bis 31° und bei Sonnenuntergang 18 bis 20°. In diesem engen und tiefen Thale machen das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von den Felsen und der durch das Verbrennen des Grases entstandene Rauch den Platz kaum haltbar. Wir kehrten demnach um, wendeten uns nach O. und gingen über den Paratinga, der sich in den Uruguay, einen Beifluß des San Francisco, ergießt. Jenseits dieses Flusses nahm das Land einen reizenden Anblick an; es war mit grünen Hainen, großen Wiesen, klaren Flüssen und majestätischen Palmengruppen geschmückt. Die Tapirs und das Rothwild waren in diesen Waldungen sehr häufig und so wenig scheu, daß sie mehrmals an unsern Lagerplatz kamen und weideten. Die Fazendas sind in dieser Gegend ziemlich selten; die Ansiedler beschäftigen sich lieber mit der Viehzucht.

Bisweilen kamen wir über sumpfige Ebenen, welche ihr Wasser dem Carynhanha zusandten. Dieser Fluß entspringt in W. in Matto Grande und unterhält in dem Lande ziemlich ansehnliche Teiche, unter andern die Sete Lagoas (die sieben Seen), vor denen wir vorbei kamen. Das Wasser dieser Teiche ist trinkbar, veranlaßt aber ein unerträgliches Hautjucken, wenn man sich darin badet. Man weiß nicht, ob diese seltsame Eigenschaft von den Salztheilchen und vegetabilischen Substanzen herrührt, die es enthält. Diese Teiche nähren eine große Menge Boas und Caïmans, und im Schatten des Rohrs bemerkt man Boas, die sich wie Taue um sich selbst zusammengerollt haben. Will man über diese gefährlichen Teiche, so braucht man die Vorsicht, großes Geschrei auszustoßen, um diese fürchterlichen Thiere zu erschrecken.

Jenseits dieses Punktes ging der Weg längs zwei Reihen Hügeln hin, einer Verlängerung der Serra das Araras, die in der Nähe ist. Wie man versichert, enthält diese Kette Diamanten. Der Name Serra das Araras (der Aras) ist mehrern andern Gebirgen in Brasilien gegeben worden. Man steigt dann in eine weite Ebene hinunter, welche sich allmälig nach dem Rio das Pedras hinsenkt, welcher Fluß von Palmen und andern sehr schönen Bäumen umgeben ist. Ueber einem andern Flusse zieht sich ein ungleiches Land hin Die Höhen sind hier theilweise bewachsen, während die Vertiefungen schönes Grün mit Blumen zeigen. Die Sertanejos nennen diese Art Wiesen vanedas. Es waren hier die ersten Palmenwälder, in denen man trockenen Fußes und ohne Scheu vor den Caïmans gehen konnte. Je mehr man sich dem Rio San Francisco näherte, um so größer und grüner wurden die Thäler. Dieser Anblick dauerte bis nach Porto Salgado, einem der interessantesten Orte des Landes.

(Salgado.) Salgado ist der Hauptort einer Kirchengemeinde von 40 Stunden Länge und 20 St. Breite, deren Bevölkerung sich auf 20,000 Seelen beläuft. Sie zieht sich an dem Ufer des Rio San Francisco bis an den Fluß Carynhanha und hat zwei Filiale, San Joao dos Indios und San Gaëtano de Japori. Sie steht unter dem Gericht von Sabara, das 150 Stunden entfernt liegt. Salgado ist kein Hauptort oder termo, ob es gleich zwei gewöhnliche Richter dort giebt, sondern ein jusgado. Man giebt diesem Orte ein Alter von mehr als 100 Jahren und schreibt seine Gründung den Paulistos, jenen kühnen Ansiedlern zu. Sein Name ist der eines seiner Schöpfer, und kommt, wie man glauben könnte, weder von der etwas salzigen Beschaffenheit des Wassers, noch von dem Salzhandel, den man da betreibt. Die Stadt oder der Flecken besteht aus 80 Häusern, die sämmtlich vereinzelt stehen. Die hübschesten, in denen wohlhabende Ansiedler wohnen, stehen um einen kleinen viereckigen Platz, in dessen Mitte sich ein Pfahl mit einer Kugel darauf erhebt, welche das Zeichen eines Gerichts ist. An der einen Seite des Platzes ist eine hübsche, regelmäßige und ziemlich große Kirche erbaut worden; hinter dem Flecken zieht sich ein sehr schmales, von Sümpfen durchschnittenes campo hin, hinter welchem sich kleine Berge erheben.

Die Berge, an die sich Salgado lehnt, bilden das Thal des Rio San Francisco. Ueber dem Dorfe macht die Ebene nach den Bergen zu eine Art angebaute, mit Wohnungen und Zuckermühlen bedeckte Bucht. Die Ländereien, wo die Pflanzungen geschehen, sind niedrig und feucht; man läßt sie nur ein Jahr ausruhen. Ist das Gras emporgewachsen, so brennt man es nieder und die Asche dient für die neue Saat als Dünger. Die Landgüter sind in diesem Striche sehr geschätzt. Aug. Saint Hilaire hat bestätigt, daß während eine Quadratstunde Land an den Ufern des Rio San Francisco nur 100 bis 200,000 Reis (625 bis 1250 Frcs.) werth sey, eine Viertelstunde gutes Land in der Nähe von Salgado nicht weniger als 500,000 Reis (3125 Frcs.) Werth habe. Sonst baute man Baumwolle. Die Kaufleute holten sie entweder gesponnen oder in grobe Zeuge gewebt, und gaben dafür die verschiedenen Gegenstände, welche die Bewohner brauchen konnten. Gegenwärtig baut man die Baumwolle nur noch in der Nähe von Salgado, zieht aber aus den beiden Ufern des Rio San Francisco das Salz, mit dem sie geschwängert sind. Die sandige und trockene Erde erzeugt nicht die zum Verbrauche nothwendigen Waaren. Es fehlt den Einwohnern an Mais, Bohnen und Zucker, aber das Salz entschädigt sie für alles; es ist für sie eine Quelle von unerschöpflichem Reichthume. Sie laden es auf Barken und Piroguen, fahren damit den Fluß hinauf, setzen es an allen Fazendas oder Aldeas des Rio San Francisco ab und empfangen als Gegenwerth alle Waaren, die sie bedürfen. So gelangen sie bis an den Rio das Velhas. Die Summe, die sie durch diese Salzladungen erhalten, übersteigt selbst immer die der Gegenstände, welche sie erhalten, und mit den zu ihrem Unterhalte und Wohlseyn nöthigen Waaren bringen sie auch noch eine mehr oder minder große Geldsumme zurück. Wann sie jenen kostbaren Stoff nicht ausführen, so verlangt man ihn von allen Seiten, von Formigas, von Cotendas und einem großen Theile der Provinz Goyaz.

Unter den Bewohnern von Salgado herrscht Wohlstand. Mehrere von ihnen haben fünf, sechs, zehn und selbst dreißig Sclaven. Diese ganze Bevölkerung, die keine Noth kennt, ist fröhlich, lebhaft und geistreich. Man versammelt sich Abends, um Musik zu machen oder um einer theatralischen Vorstellung von Dilettanten beizuwohnen, am häufigsten aber, um Karten oder gamao zu spielen. Die wichtigste Person des Ortes ist der capitao do Sertao, ein ohne Zweifel reicher Mann, der ein Capital von wenigstens 200,000 Frcs. besitzen muß. Dieser Capitao wohnt allerdings nicht in einem Hause, das eine große Idee von seinem Vermögen und seinem Titel geben könnte. Doch ist es eines der schönsten Gebäude des Landes; darnach wird man einen Schluß auf die übrigen machen können. Vor einigen Jahren war es ein Haus, das blos ein Erdgeschoß hatte und dem das Dach als Plafond diente. In dem Hauptzimmer sah man keine andern Meubles, als hölzerne Bänke, einige mit Leder überzogene Sessel, eine lange unbewegliche Tafel, an der man aß, und einen großen Krug mit Wasser, aus welchem Jedermann mit einer Kupferschale mit einem langen Griffe schöpfen konnte. Eine solche Kupferschale

war ein charakteristisches Zeichen des Wohlstandes. Andere Zeichen des Reichthums waren noch eine sehr schöne seidene Fußdecke und einige Rohrstühle, die von Bahia gekommen waren und, da sie 200 Stunden weit hergekommen, wirklich für einen raffinirten Luxus gelten konnten.

Die Lage Salgados ist nicht nur in landwirthschaftlicher Hinsicht begünstiget, sondern sie vereiniget auch in diesen Binnendistricten nicht sehr gewöhnliche Bedingungen von Gesundheit. Da das Wasser des San Francisco hier nie über die Ufer tritt, so haben die Bewohner auch die Fieber nicht zu fürchten, welche fast an dem ganzen Flußlande wüthen. Salgado soll selbst mehrere Leute enthalten, die hundert Jahre alt sind. Deshalb sind auch die Weißen hier sehr zahlreich. Die Vegetation in der Umgegend ist lachender als in den Bergbezirken, die man durchziehen muß, ehe man hierher gelangt. Man sieht da die Cajaitera (myrtus dysenterica), den Raiz de Tici (iatrapa opifera) und die Unha de Anta. In einem Lande, das keine Aerzte hat, sind fast alle bejahrte Leute Pflanzenkenner und Naturforscher und können dem Reisenden recht wohl die nützlichen Pflanzen nennen, welche in der Gegend wachsen. Unter den Medizinalgewächsen, welche man uns zeigte, muß man einen Halbstrauch erwähnen, den man Tipi nennt. Die Wurzel soll vorzüglich gegen innere Schmerzen seyn. Sie hat, wie der Stengel, denselben Geschmack wie einige unserer reizendsten Cruciferen. Piron erwähnt diesen Tipi und sagt, man ziehe aus seiner Schale einen Schleim, mit dem man mit glücklichem Erfolge die Glieder der Erwachsenen einreibe, welche herumziehende Schmerzen in den Gelenken fühlten. Er beschreibt das Gewächs weiter nicht, sondern sagt nur, es sey ein Strauch, frutex arborescens, aber diese Worte reichen hin, zu beweisen, daß der Tipi keineswegs ein Aroïd ohne Blätter ist, wie der berühmte Jussieu gedacht hatte. Man findet in Salgado auch einige urubus reys (Geierkönige), von denen man so viele Wunder erzählt. Sie lassen sich leicht zähmen und fressen rohes oder gekochtes Fleisch. Der Urubu Rey ist Buffon's Geierkönig (sarcoramphus papa). In dem Minenlande behauptet man, er schlösse sich einer großen Schaar schwarzer Geier oder Urubus an und diese leisteten ihm eine Art Gehorsam. Man setzt selbst hinzu, die letztern berührten ein todtes Thier nicht eher, bis der Führer davon gefressen habe. Der Geierkönig frißt die Augen, seine Unterthanen verzehren den Körper. Er ist unnöthig, zu versichern, daß dies Fabeln für die Leichtgläubigkeit und Neugierde sind. Sie haben für die Männer der Wissenschaft kein anderes Resultat, als daß das Daseyn des Urubu Rey lange bezweifelt wurde, das indeß gegenwärtig völlig bewiesen ist.

Porto do Salgado, ein Zwischenstapelplatz von San Romao und Joazeiro, wird im kurzem eine Stadt des ersten Ranges werden. Schon ist sie der gewöhnliche Weg der Sertanejos von Minas Geraës, welche diesen Weg für leichter und rascher nach dem Hafen von Bahia halten, als den Transport auf Maulthieren bis nach Rio de Janeiro. San Romao, am Zusammenflusse des Rio San Francisco und des Rio das Velhas, kann als der erste Hafen des Flusses angesehen werden; vier Stunden südl. von diesem Flecken wird sein Lauf durch den Piraporafall, der ziemlich bedeutend ist, unterbrochen. Die Böte gehen von da nach Salgado in vier oder fünf Tagen, und brauchen dazu blos das Steuerruder, selten ein Segel. Die Fahrzeuge, die man dazu braucht, sind lang, schmal und ohne Verdeck; sie haben nur eine kleine Kajüte am Hintertheile und drei oder vier Matrosen. Die lebendigste Fahrt findet nach dem Regen statt. Während des Austretens des Flusses ist sie nicht sicher.

Der Rio San Francisco, von dem so oft die Rede gewesen ist, verdankt seinen Ursprung einem herrlichen Wasserfalle, der Caxoeira da Casca d'Anta heißt, sich unter 20° 41′ von der Serra da Canastra, in W. von der Camarca des Rio dos Mortes befindet. Bis zu dem Rio das Velhas wird sein Lauf von Felsenschranken ꝛc. gehemmt. Von dem Rio das Velhas nach Bargem Redonda ist der Fluß 340 Stunden weit, 200 St. von Salgado nach Joazeiro und 140 St. von Joazeiro nach Bargem Redonda, ganz frei. An dem letzten Punkte erhebt sich eine ungeheuere Caxoeïra, eine Barre, welche Paulo Affonso genannt wird und die Schifffahrt ungefähr 26 St. weit unmöglich macht. Dann beginnt sie wieder und bleibt frei bis an den Ocean. Die Mündung des Flusses, die voll Sandbänke ist, liegt unter 10° 50′ s. Br.

Der San Francisco bewässert auf seinem langen und unregelmäßigen Laufe drei brasilianische Provinzen. Von Carinhanha bis zum Meere gehört das ganze linke Ufer zu Pernambuco, das rechte zu Bahia. Zur Linken findet man nach einander verschiedene Städte: Rio Grande; Sant Antonio, wo Salinen sind; Pilao Arcado de Cabrado; Villa da Assumpçao, von lange civilisirten Indianern bewohnt, die von zwei Richtern, einem Portugiesen und einem Indianer, regiert werden; Porto da Bargem Redonda, das nahe an der Caxoeïra Paulo Affonso liegt; Porto das Piranhas und endlich Villa do Penhedo, wo die kleinen, im Lande unter dem Namen sumacas bekannten Fahrzeuge fahren. Das rechte Ufer zeigt seiner Seits das Dorf Morrinhos, das noch im Minenlande liegt; Malhada und Paratica, in der Provinz Bahia; die Städte Urubu, Tiquerique, Cento Ce, Joazeiro, Santa Maria und endlich Villa da Propia, Villa do Penhedo gegenüber.

Je weiter der San Francisco nach dem Meere zu kommt, um so sandiger und dürrer wird das Land, das er durchströmt. Von der Minenprovinz bis an seine Mündung erhält er nur fünf Flüsse. Das Wasser des San Francisco hat einen majestätischen und langsamen Lauf. Er fließt in enem langen engen Thale zwischen zwei Hochebenen, die von den Bewohnern Serra genannt werden.

Der San Francisco, wie alle ansehnlichen Flüsse, tritt zu periodischen Zeiten über seine Ufer. Im November fängt er an anzuschwellen und steigt bis zum Februar, um im März wieder abzunehmen. Da seine Ufer nicht hoch sind, so hat er oft eine ungeheuere Breite und überschwemmt vier bis fünf Stunden im Umkreise das ganze Land. An einigen Stellen gleitet er in natürlichen Ableitungsgräben hin, die im Lande sangraduras heißen, und läuft durch kalkige Hügel nach dem Innern des Landes, das er mit zahllosen Inseln bedeckt. Dann ist der Fluß so reißend, daß ein Fahrzeug nur durch die Kraft der Strömung in 12 Stunden 24 St. macht. Die Ueberschwemmung verbreitet, wie die des Nils, jedes Jahr über dieses Land mit der Quantität des Wassers, die sie ausgießt, die Summe des Reichthums, die man hier sammelt. Sie ist besonders günstig für den Anbau des Zuckerrohrs, für das man einen feinen schwarzen und sumpfigen Boden, macasa genannt, wählt. Die Bewohner ziehen so viele Vortheile von dieser Ueberschwemmung, daß sie sich wenig um den Schaden und die Gefahren kümmern, die nothwendig damit verbunden sind. Das schnelle Anwachsen nöthigt sie bisweilen, ihre Häuser mitten in der Nacht zu verlassen und sich in höher gelegene Bezirke zu flüchten. Am gefährlichsten ist es für die Fazenderos, welche sich mit Vieh- und Pferdezucht beschäftigen, denn es ist nicht leicht, die Thiere auf den noch nicht unter Wasser gesetzten Oertern zu suchen, wo sie den Angriffen der Caïmans und Jaguars lange ausgesetzt bleiben. Man muß, um diese Thiere zu retten, oft mehrere Meilen weit fahren, auf die Gefahr hin, auf Baum- oder Felsengipfel zu gerathen, durch schwimmende Baumstämme umgeworfen zu werden oder sich gegen schreckliche Reptilien vertheidigen zu müssen, die, vom Schwimmen ermüdet, an die Barken zu gelangen suchen, um da etwas auszuruhen. Hat sich das Wasser wieder verzogen, so beginnt eine andere Geißel: die faulenden Ueberreste von Thieren und Pflanzen verpesten die Luft und legen in sie den Keim heftiger und grausamer Krankheiten. Fast alle Bewohner der Ufer des San Francisco sind intermittirenden Fiebern ausgesetzt, auf die chronische Obstructionen folgen. Die Kinder und Fremden leiden noch weit mehr von dieser Epidemie als die Männer von reifem Alter. Das beste Mittel ist ein Brechmittel bei jedem fünften oder sechsten Anfalle. Im Allgemeinen hat die ganze Bevölkerung dieses Küstenstriches weder das blühende noch das kräftige Aussehen der Sertanegos. Diese letztern halten sich nicht gern an den Ufern des Flusses auf und die Erfahrung lehrt, daß diese Furcht nicht ungegründet ist.

Das Land, welches gewöhnlich überschwemmt ist, heißt Alagadissos und wird meist durch die Bauhinien mit kleinen Blättern und die

wohlriechenden Mimosen angedeutet. Tritt die Trockenheit ein, so verschwindet diese Vegetation, selbst das Gras verwelkt und man sieht Blüten nur noch auf einigen Bäumen, die wie unsere Mandel- und Pfirsichbäume blühen, ehe sie Blätter bekommen. In den heißesten Monaten des Jahres, August und September, ist die Oberfläche des Bodens nur ein feiner Staub, der an die Fußsohlen brennt; ein röthlicher Dampf erhebt sich über die Erde wie ein Schleier und der Sand des Ufers erhöht die Glut durch das Zurückwerfen der Strahlen. Dann beginnt der Regen. Im Anfange ist er nicht sehr reichlich, wird aber allmälig stärker; die Felder werden wieder grün, die Bäume erhalten neue Blätter und die Pflanzen Blüten. Dieser Regen dauert nicht ununterbrochen fort, sondern er setzt aus. Hat er einige Wochen gedauert, so macht die Ueberschwemmung Fortschritte.

Porto do Salgado gegenüber und einige hundert Schritte vom entgegengesetzten Ufer des Flusses ist der Bejo do Salgado, hinter Salgado selbst die Serra dieses Namens, eine gut bewaldete Kette, von deren Gipfel aus das Auge das ganze von dem Flusse bewässerte Thal überblickt. Capao, ein Dorf in der Umgegend, liegt an den Ufern eines Teiches, der von Tausenden von Vögeln aller Art bewohnt wird. Wenn man diesen Ort nicht gesehen hat, kann man sich keine Vorstellung von der Zahl der Vögel machen, welche diese sumpfige Gegend beleben. Der Anblick eines zweiten Teiches in der Mitte eines dichten Waldes ist ganz verschieden. Man hört hier nicht das vielfache Geschrei, von dem das Ohr an den Ufern des ersten betäubt wird. Eine Todtenstille herrscht hier; keine Menschenstimme, kein Thiergeschrei stört die Einöde. Dieser Theil gehört ganz den Caïmans und den Piranhas, dem gefräßigsten Süßwasserfische des Landes. Der Piranha (Fischteufel, myletes macropomus) fürchtet selbst den Caïman nicht und greift ihn bei jeder Gelegenheit an. Auch den Menschen und den Jaguar fällt er an. Doch ist der Fisch kaum so groß als ein Karpfen, hat aber dreieckige, sehr scharfe Zähne. Die Piranhas sind immer in zahlreichen Schaaren vereinigt, sehr gierig auf Fleisch und beißen so schnell und stark, als wäre man mit einem Rasirmesser geschnitten worden. Das Rothwild des Sertao kennt die Kraft der Waffen dieser Fische und scheut sich vor dem Wasser, in dem sie leben. Nur die Fischotter ist durch ihr dichtes Fell vor ihnen gesichert. Die Piranhas haben übrigens einen ausgezeichneten Geschmack und nicht so dünne Gräten, wodurch der Genuß der Süßwasserfische so unangenehm wird. Man fängt sie an der Angel, woran man ein Stück Fleisch oder auch nur einen Lappen befestigt. Diese Art wird in sehr großer Menge nicht nur in dem San Francisco, sondern auch in den schlammigen Teichen in einiger Entfernung davon gefangen. Außer dem Piranha enthalten diese Flüsse noch den Surubi, den Durado, den Matrinchao, Pacu, Traira, Maudi, Jondia, Curina, Acari, Piabanha und den Curmerlan. Die meisten dieser Fische werden getrocknet oder gesalzen gegessen.

Capao de Cleto ist ebenfalls noch von den Paulistos gegründet und diese Aldee wurde auf dem Gebiete der Chieriabas-Indianer angelegt, welche die Colonisation begünstigten und die ersten Opfer derselben waren. Capao ist gegenwärtig ein ganz creolischer Ort. Die Indianer haben sich nach San Joao dos Indios zurückgezogen und daraus ein Dorf gemacht, in dem sie sich seitdem mit den Negern und Mestizen vermischten.

Die Vegetation in der Umgegend von Capao zeigt wenige neue und bemerkenswerthe Arten. Um die schlammigen Seen in der Nähe bemerkt man kleinblätterige Bauhinien; den golfo, eine Pflanze mit ährenförmig stehenden kleinen blauen Blüten, dann in der höhern Vegetation den quiruiri (myrtus quiruiri), dessen Früchte man in dem Sertao ißt, ein buschiger Baum aus der Myrtenfamilie, der fünf bis sechs Fuß von der Erde schon einen runden Wipfel zeigt. In jenen Teichen hüpfen Piranhas, während an den Ufern Enten von mehrern Arten, weiße Reiher, graue Reiher ꝛc. herumgehen. Unter diesen Vögeln unterscheidet man die schöne Art cutheirera (platalea ayaya), einen Vogel, dessen zartrosenrother Körper am Ende der Flügel dunkler wird, der einen kurzen Schwanz, am Halse weißen Flaum und auf dem Kopfe keine Federn, sondern eine gelbliche Haut und einen Schnabel von der Gestalt eines Spatels hat. Man sieht auch eine Art Strandläufer, welche die Bewohner des Landes guaranas nennen, und endlich große graue Reiher, die sich durch ihre Größe und Stärke auszeichnen.

Unser Halt zu Porto do Salgado dauerte zwei Tage, worauf wir endlich den 30. die Ufer des San Francisco verließen, um das 550 Fuß über das Thal erhobene Plateau von Minas Geraës zu übersteigen. Die Sertanejos behaupten, vielleicht nicht ohne Grund, der Boden ihrer Hügel werde sich zum Anbaue des Weinstocks eignen, denn die Trauben reifen hier zweimal im Jahre, im Juli und im November. Alle andere Früchte gedeihen vortrefflich und ohne Zweifel trägt ein trockenes und gleichförmiges Clima eben soviel dazu bei als die Fruchtbarkeit des Bodens. Der Regen dauert hier ohne Unterbrechung vom December bis zum Mai. Während dieser Zeit herrschen die Nordwinde vor, in den andern Monaten aber die Ostwinde; jener aus NW. bringt gewöhnlich der Vegetation günstigen Regen, der NO-Wind dagegen ist der Vorläufer der Kälte und der Stürme, — kurz das hochgelegene Land ist gesünder als die Ufer des Rio San Francisco. Auch die Vegetation ändert ihren Charakter, ihr Aussehen und ihre Gestalt.

(Contendas.) Der erste bemerkenswerthe Ort auf diesem Wege ist Contendas, eine um die Hälfte des 18. Jahrhunderts noch öde, gegenwärtig aber stark bevölkerte Gegend, die es noch mehr werden wird, weil die Frauen hier außerordentlich fruchtbar sind. Contendas besteht aus einem Dutzend Häusern um einen Hügel her und wird von einer kleinen schlecht unterhaltenen Kirche beherrscht. Die Umgegend ist mit Holz, Catingas, bedeckt, welche in der heißen Jahreszeit die Blätter verlieren. Contendas ist weder ein Hauptort, noch eine Kirchengemeinde, sondern nur ein Filial. Die Gemeinde ist Morrinhos, welche eine der schönsten Kirchen in dem Bergwerkslande besitzt.

(Formigas.) Nach Contendas erscheint Formigas, ein Filial von Itacambira. Es ist ein Flecken von einigen Lehmhäusern, deren Bewohner nicht im besten Rufe im Lande stehen. Man behandelt sie als Diebe, was vielleicht nur eine Verleumdung der Nachbarn ist. Man giebt diesem Flecken 800 Einwohner und 200 Häuser um einen regelmäßigen Platz herum, den die Kirche endigt. Diese Häuser sind alle klein, fast viereckig, niedrig und mit Ziegeln bedeckt. Formigas ist ein wichtiger Punkt des östlichen Theils des Sertao. Man treibt hier einen wichtigen Handel mit Vieh, Leder und Pelzwerk. Den Salpeter erhält man in großen Höhlen in der Nähe, wo man auch Ueberreste riesenhafter Thiere findet. Das Hornvieh und die Pferde gehen nach Bahia, der Salpeter nach Rio de Janeiro und nach Villa Rica; das Leder dient zu Verpackung der Waaren und wird nach Minas Novas geschickt. Die europäischen Waaren, welche den Verbrauch von Formigas versehen, bezieht man fast alle aus Bahia. In der Umgegend von Formigas giebt es wichtige Fazendas, weil man viel Vieh da zieht. Die Zuckermühlen sind sehr häufig und man baut bei ihnen neben dem Zucker mit Erfolg Bohnen, Manioc und Mais. Die Trockenheit macht den Anbau des Reises fast ganz unmöglich.

Ueber dem Arrayal Formigas wird der Boden höher. Man kommt über die Serra de Sant Antonio, einen Zweig des Cerro do Frio. Dieser Zweig bildet die Wasserscheide zwischen dem Rio Verde Grande, einem Beiflusse des Rio San Francisco, und dem Itacambira, der sich mit dem Jiquitinhonha verbindet. Um in diese neue Zone zu gelangen, muß man durch einen Bezirk oder termo, der von Hügeln und Thälern durchschnitten und auf der ganzen Fläche uneben ist. Die Bewohner dieses termo von Minas Novas beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Viehzucht. Die Meiereien sind selten und jämmerlich, haben aber dafür curraës oder Einzäunungen, in denen von Zeit zu Zeit das Vieh zusammengetrieben wird und die so geräumig und zahlreich sind, daß man daraus schließen muß, ihre Heerden mögen sehr zahlreich seyn; aber wegen des Mangels an allem Handel ist dieses Anzeigen keineswegs ein genauer Maßstab von dem Reichthume der Eigenthümer. Da die Sertanejos durch die Feld-

arbeit nicht hinreichend entschädigt werden, so beschäftigen sie sich überdies mit Aufsuchung von Gold und Diamanten, wodurch sie schneller zu ihrem Zwecke kommen.

Die Serra de Sant Antonio zeigt zwei parallele Terrassen. Die höchste davon sieht wie eine Reihe fester Schlösser aus. Bis zur Höhe von 2000 bis 3000 Fuß ist der Boden mit einer Pflanze bewachsen, welche im Lande taboleiro heißt. Darüber hinaus werden die Bäume und selbst die Sträucher selten.

Wir setzten unsern Weg auf diesen hohen Gipfeln fort. In Porto dos Angicos fanden wir den Jiquitinhonha, über den wir hinweg mußten, um zu dem Plateau zu gelangen, das auf der einen Seite durch diesen Fluß und auf der andern durch den Arassuahy begrenzt ist. Dieses Plateau zieht sich nach NO. nach dem Zusammenflusse derselben hin. Die Höhe beträgt höchstens 2000 Fuß über dem Meeresspiegel und man bemerkt auf der Fläche eine beträchtliche Erhöhung außer einer Hügelkette, welche die Wasserscheide zwischen den beiden Flüssen bildet.

In Porto dos Angicos waren wir an der Grenze des Landes der Botocuden und ehe wir in die Wälder hineintraten, wo dieselben in wildem Zustande lagern, hatten wir nur noch zwei Oerter von Minas Novas vor uns, San Joaquim und Tacara. Hier müssen wir nur von diesen Wilden sprechen, den berühmtesten in Brasilien, die der Prinz von Neuwied so gut beobachtet hat.

(Die Botocuden.) Die Botocuden, sonst Aimuren oder Amboren genannt, sind, wie man glaubt, der ansehnlichste Stamm, der von den Tapuyas herkommt. In einer sehr entlegenen Zeit, setzt man hinzu, wurden diese Wilden genöthigt, sich von den Männern ihres Stammes zu trennen, und begaben sich in das Gebirge, wo sie wilder wurden als irgend ein Indianerstamm in dieser Zone. In der ersten Zeit der Niederlassung der Portugiesen an dem Küstenlande kamen sie in Menge herab, erschlugen Alles und verzehrten selbst ihre Gefangenen. Die Tupinaës und die Tupiniquins sahen sie damals selbst für Wilde an und bekamen schon damals einen Ruf von Rohheit, der sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Gegenwärtig sind die Botocuden weit weniger zahlreich, ziehen an der Grenze von Seguro und Minas Geraës herum und halten sich am liebsten an den Ufern des Rio Doce und des Belmonte oder Jiquitinhonha auf. Dieser Fluß, welcher die Grenze der Provinz Porto Seguro macht, fließt langsam und majestätisch, ehe er sich in den Ocean ergießt, durch ein ganzes Land von dichten Urwäldern. Hier leben die Botocuden, wie sie von den Europäern des seltsamen Schmuckes wegen genannt werden, mit dem sie ihre Ohren und ihre Lippen belasten und der die größte Aehnlichkeit mit einem Faßspund hat, der im Portugiesischen botoque heißt. Sie sind bei weitem nicht so zahlreich, als sie von der Furcht der Ansiedler geschildert wurden, auf einem unermeßlichen Raume zerstreut und würden einer gut geleiteten Civilisation kein wirkliches Hinderniß entgegensetzen.

Die Botocuden gehen, wie die meisten Indianer, völlig nackt, haben schwache, aber muskulöse Schenkel und Waden, kleine Füße, eine breite Brust und breite Schultern, einen kurzen Hals, eine Stumpfnase und einen hohen vorspringenden Backenknochen. Sie tragen ihr immer schwarzes, über den Schläfen glattgeschorenes Haar so, daß nur ein runder Büschel auf dem Wirbel stehen bleibt, gerade wie bei den Kapuzinern. Ob sie gleich sehr häßlich sind, haben sie doch ein offeneres Gesicht als die andern indianischen Stämme. Was ihre Neigung zur Fröhlichkeit bezeugt, sind die sehr ausgedrückten Falten, welche vom Lachen entstehen. Da sie die dünnen Waden für schön und vielleicht auch für nützlich halten, so schnüren sie die ihrer Kinder mit Bändern zusammen. Die größte Beleidigung, die man ihnen anthun kann, ist, daß man ihnen sagt, sie hätten starke Waden und große Augen.

Beide Geschlechter der Botocuden werden durch den häßlichen Gebrauch charakterisirt, die Unterlippe und die Ohrläppchen zu durchbohren und ungeheuere Holzscheiben hineinzustecken, die sie immer größer und größer nehmen. Diese Botocudenköpfe mit ihren ausgedehnten und mit Holzstücken beladenen Lippen gleichen Trictracdamen und ihre schiefen Augen sind keineswegs geeignet, eine vortheilhafte Meinung von den Urvölkern zu erwecken, welche das amerikanische Festland bewohnten. (Taf. 20. Abbild.)

Zu den Holzklötzchen, womit sie sich schmücken, nehmen die Botocuden das Holz junger barrigudos. Fängt das Kind an zu wachsen, so durchbohrt man ihm die Lippe und das Ohr und steckt sodann ein Stück Holz hinein, das anfangs nur klein ist, aber von einem größern verdrängt wird, sobald die Wunde vernarbte. Diese Holzstückchen werden endlich bis drei Zoll dick. Dieses Holzstück in der Lippe zieht das Fleisch nicht so sehr nach, wenn es nur einen Zoll im Durchmesser hat; ist es aber stärker, so zieht es diesen Theil des Gesichts herunter und giebt ihm selbst eine horizontale Lage. In diesem Zustande kann die Person die Lippe wohl noch emporheben, um ihr eine schiefe Lage zu geben, vermag sie aber nicht an die Zähne anzulegen und würde sie nicht wieder in die frühere Stellung bringen, wenn sie das Holzstück nicht unterstützte. Ist das Holzstück weggenommen, so hängt die Lippe bis an das Kinn hinunter. Die Frauen sind anmuthiger und hübscher als die Männer, entstellen sich aber auf dieselbe Art, so daß sie ein widerwärtiges Aussehen bekommen. Obgleich die Botocuden diese Holzstückchen von der Kindheit an tragen, so gewöhnen sie sich doch nie vollständig daran. Dieser unnatürliche Anhang stört sie beim Essen und Trinken.

Beide Geschlechter bemalen sich bald roth, bald schwarz. Das Roth wird mit Rucu, das Schwarz mit einer Frucht gemacht. Die Frauen und die Kinder beschmieren sich besonders gern den Körper mit einer Art Symmetrie. Einige haben nur Tüpfelchen, Andere unregelmäßige Flecken, Andere Streifen, welche nach verschiedenen Seiten hinlaufen, noch Andere endlich bemalen sich mit Rucu den ganzen obern Theil des Gesichts bis in die Mitte der Wangen.

Die Botocuden haben eine unbegreifliche Gewandtheit, leben fast immer im Nomadenstande, und wandern bald in ganzen Stämmen, bald in einzelnen Familien umher. Es gewährt einen höchst merkwürdigen Anblick, wenn sie alles mit sich tragen, sich bald einen Weg durch den Wald bahnen, bald durch einen Fluß gehen. Der Mann hat bei diesen Wanderungen wenig zu besorgen. Er hält in der einen Hand seine Waffen und in der andern das Wild, das er erlegte, während die Frau in einem großen Sacke nicht nur das ganze Geräthe der Familie trägt, sondern auch theils auf den Achseln, theils an der Hand alle kleinen Kinder fortschaffen muß. (Taf. 20. Abbild.)

Auf diesen gezwungenen Wanderungen durch das Land suchen die Botocuden eine Stelle zu finden, wo die Natur ihnen reichliche Hülfsmittel bietet. Am häufigsten schlagen sie ihr Lager in der Nähe eines Flusses auf. Es scheint bei ihnen keine regelmäßige Herrschaft zu geben. Ihre Nation zerfällt in Stämme von 60 bis 150 Kriegern, ohne die Kinder und Frauen. Diese von einander unabhängigen Stämme haben jeder ihren wählbaren Häuptling. Die Herrschaft wird dem Tapfersten gegeben; oft wartet er nicht einmal bis man ihn wählt, sondern ruft sich selbst aus. Die Häuptlinge haben eine fast unbeschränkte Gewalt, aber in einem ziemlich beschränkten Kreise. Es liegt ihnen ob, die Märsche zu leiten, die Männer in den Krieg zu führen und die Streitigkeiten zu schlichten, welche fast immer über die Frauen herkommen. Im Felde zeichnen sich die Häuptlinge durch eine besondere Malerei aus. Bei jeder andern Gelegenheit erkennt man sie an keinem Zeichen; sie werden dann wieder ihren Unterthanen gleich. Jeder dieser Häuptlinge hat eine besondere Strecke Wald, wo er, mit Ausschluß jedes Andern, jagen und Früchte sammeln kann. Die Verletzung dieses Gebietes von Seiten eines Nachbarstammes ist eine Beleidigung, welche eine Kriegserklärung nach sich zieht. Haben die Botocuden gejagt, so vertheilt der Häuptling das Wildpret. Hat er selbst etwas erlegt, so überläßt er es seiner Schaar. Die Vögel werden für die Frauen zurückbehalten.

Kaum ist ein Stamm an dem Orte angekommen, wo er bleiben will, so machen die Frauen Feuer an mittelst eines ziemlich langen Stückes Holzes, das eine Vertiefung hat, über welche man perpendiculair ein an-

deres härteres Holzstück legt, das man sodann sehr schnell in den Händen herumdreht. Andere Frauen halten während dieser Zeit ein wenig Werg in der Nähe darunter, das von der Rinde eines Baumes gemacht ist, welcher im Portugiesischen pao d'estopa heißt. Dieses Manöver dauert so lange, bis einige Funken die Rinde anzünden. Der Bau der Hütten kostet diesen Leuten nicht viel Arbeit. Die Botocuden begnügen sich, neben einander in den Boden große Cocusschößlinge mit Blättern zu stecken, deren Spitzen eine Art Gewölbe bilden. Wenn sie sich länger aufhalten wollen, errichten sie etwas dauerhaftere Hütten durch Pfähle, die sie in die Erde treiben und die sie mit Blättern umflechten und mit einem Dache von den großen Blättern der paltioba versehen. Im Innern dieser Hütten findet man die Hängematte der andern indianischen Stämme nicht mehr, sondern ein Bett von estopa, auf welchem das Haupt der Familie sich ausstreckt, ohne sich mit etwas zu beschäftigen, ohne sich um etwas zu kümmern außer die Jagd und den Fischfang, und den Frauen die ganze Beschwerde des Hauswesens überläßt. Neben dem Hausherrn sieht man seine Waffen und verschiedene Geräthe, Erzeugnisse seiner Industrie, kleine Töpfe, Flaschenkürbisse zum Aufbewahren des Wassers, eine Art Becher, Angelschnuren von den Fasern der Bromelia oder Embira, ein Beil von Nierenstein, Rohrpfeifen und endlich ein großes Netz, worin die Frau auf der Wanderung das Geräthe der Familie forträgt und worin außer einigen europäischen Kleinigkeiten Pfeilspitzen, Wergpakete, Rucu, Schildkrötenschilde, Wachskugeln, Tauschgegenstände für die Portugiesen, Halsbänder und andere Schmucksachen ohne Werth unter einander liegen. Die Waffen dieser Wilden zeichnen sich durch ihre Gestalt und ihre Eleganz aus. Die sechs bis sieben Fuß langen Bogen sind von pao d'arco-Holze, einer sehr hohen Bignonia mit schönen gelben Blüten, die an den Ufern des Rio Belmonte sehr häufig ist. Dieses Holz erhält eine bräunlich rothe Farbe. Die Pfeile, welche aus Rohr gemacht werden, versieht man mit Hocco-, Jacutinga- und Jacupenhafedern. Diese Pfeile sind gewöhnlich sechs Fuß lang und von zweierlei Art; die zur Jagd bestimmten endigen mit einem Stücke scharfen Bambus, die andern dienen zum Kriege und endigen in einem Holzstücke. Nur die letztern sind vergiftet. Der Prinz von Neuwied behauptet jedoch, die Botocuden kennten die vergifteten Pfeile nicht. Die Hütten der Botocuden werden von den Portugiesen ranchos genannt und eine Anzahl derselben heißt rancheria.

Die Botocuden sind ausgezeichnete Jäger; sie finden die Spur des Wildes und locken dasselbe an, indem sie seine Stimme nachahmen, und selten fehlen sie es, wenn es in die Schußweite gekommen ist. Die Fische erlegen sie, wie es im Orinocco und Amazonenstrome geschieht, durch Pfeile, nachdem die Fische durch giftige Wurzeln betäubt worden sind.

Nichts gleicht der Gefräßigkeit dieser Wilden; mit einem unersättlichen Appetite verbinden sie einen Magen, der wunderbar viel fassen kann. Sobald das auf der Jagd erlegte Wild in das Lager gebracht ist, hält man es nur ein wenig über das Feuer, um es sodann halb roh zu verzehren. Der Prinz von Neuwied versichert, sie hätten ein in Europa unbekanntes Mittel zur Beförderung der Verdauung, sie träten nämlich einander gegenseitig auf den Leib, wenn der Magen sehr gefüllt sey. Die glücklichste Zeit des Jahres ist für sie die Zeit der Trockenheit, in welcher die Sapucaias und Cocusnüsse reif werden.

Die Botocuden sind um ihre Gesundheit nicht im mindesten besorgt. Mit Schweiß bedeckt stürzen sie sich in das kälteste Wasser und holen sich da heftige Katarrhe. In Folge ihrer herumziehenden Lebensweise und der übermäßigen Befriedigung ihres Geschlechtstriebes gelangen sie zu keinem hohen Alter. Sie sterben jung, sehen aber den Tod ohne Furcht kommen. Ist ein Botocude krank, so finden seine Freunde und Verwandte sich an seinem Lager ein, und weinen, wenn er gestorben ist. Den Todten legt man die Arme über die Brust zusammen, wie die Schenkel auf den Bauch, und so werden sie begraben. Da man die Gräber gar nicht tief macht, so ragen die Knie aus der Erde heraus, sobald sie sich zusammensetzt. Um das Grab her steht eine Art Baldachin von vertikalen und horizontalen Stäben, welche eine Blätterkuppel tragen. In dem Glauben, daß die Seele des Verstorbenen um das Grab herumschweifen müsse, kehren sie den Weg rein und verzieren das Dach des Grabes mit Thierfellen und Vogelfedern, welche sie von der Jagd mitbringen.

Die Mädchen der Botocuden werden mit dem Alter der Mannbarkeit verheirathet, aber man giebt ihnen auch nur unreife Knaben zum Manne. Sind zwei Kinder einig, so verlobt man sie unter Festen und Tänzen. Im Falle einer Scheidung bleiben die Kinder bei der Mutter so lange sie noch klein sind; wenn sie größer geworden, gehen sie wieder zu ihrem Vater. Die Botocuden kennen und achten das Familienband, sind aber in Hinsicht der ehelichen Treue nicht so ängstlich. Nichts ist häufiger unter ihnen als Ehebruch, aber der Mann züchtigt seine Frau sehr, wenn er sie auf der That ergreift, wie auch die Frau den Mann züchtigen kann, wenn sie ihn mit einer andern Frau trifft.

Sind die Botocuden sehr aufgeregt, so singen sie nach einem langsamen und eintönigen Rythmus. Ihre Gesänge sind rauh, dumpf, unarticulirt und bewegen sich innerhalb dreier Noten. Während des Gesanges werden die Arme nach verschiedenen Seiten hin bewegt; man fährt damit über den Kopf oder streichelt die Ohren. Sie kennen auch die Erzählungen und haben Erzähler, die sie Abends nach der Mahlzeit, am Feuer gelagert, anhören. Bei großen Gelegenheiten hält man auch kriegerische Reden. Alle Gesänge, die man verstehen konnte, sind nichts als eine Reihe unzusammenhängender, höchst trivialer Wörter. In einem wird gesagt: „die Sonne geht auf; Alte, thue etwas in deinen Topf, daß ich essen und auf die Jagd gehen kann." In einem andern heißt es: „Botocuden, laßt uns Vögel tödten, Schweine tödten, Tapirs tödten, Hirsche, Enten, Hokkos, Affen, Macucos &c."; und in einem dritten: „Botocuden, die Weißen sind wüthend; der Zorn ist groß, laßt uns schnell fort; Frau, nimm den Pfeil; laßt uns die Weißen tödten."

Die kühnen, stolzen, muthigen Botocuden verzeihen Beleidigungen selten. Sie lieben den Krieg und ein Stamm ist fast immer mit dem andern in Feindseligkeiten begriffen. Um ihre Zahl zu vergrößern, rauben die Häuptlinge einander Weiber und Kinder. Die Botocuden vom Jiquitinhonha fürchten, wie man gesagt hat, die wildesten Botocuden im Innern nicht, welche die Portugiesen bekriegen.

Die Botocuden scheinen den Tanz nicht so leidenschaftlich zu lieben wie die andern Indianer. Der einz'ge, den man bei ihnen kennt, besteht in einem dichten Halbkreise von Männern und Frauen, wobei Jedermann die Arme auf den Hals seines Nachbars stützt. Dann stimmt eine dakauernde alte Frau mit zitternder Stimme ein Lied an, das die fröhliche Schaar durch Mitsingen und Tanzen begleitet. Die Sprünge sind plump; kaum werden die Knie gebogen. Die an den beiden Enden des Halbkreises befindlichen Tänzer stehen nur mit einem Beine auf dem Boden; das andere wird zwischen den Beinen des Nachbars durchgesteckt, so daß beide auf nur einem Beine springen.

Die Botocuden scheinen nur gute und böse Wesen zu verehren. Die letztern, welche jauchus heißen, zerfallen in obere und untere Dämonen; Tipapakijin ist der große jauchu. Der Prinz von Neuwied versichert, die Botocuden hätten unter den Himmelskörpern die meiste Ehrfurcht vor dem Monde.

Die Sprache der Botocuden ist complicirt und schwer zu verstehen. Aug. Saint Hilaire hat indeß ein Wortverzeichniß gegeben, das, obgleich nicht sehr groß, doch hinreichend ist, eine Idee von dieser Sprache zu geben.

Von dieser nördlichen Seite, dem Botocudenlande, ist Santo Domingo das letzte Dorf von Minas Novas. Man kann es für den Hauptstapelplatz der Baumwolle ansehen, welche nach Bahia geschickt wird, weil es auf dem Wege von Conquista und nur sechs Stunden von Tocayos liegt, wo die Ballen auf dem Rio Grande do Belmonte eingeschifft werden. Hier kommt man zuerst über den Arassuahy, dann weiter südlich über den Rio Piauhy. An dem obern Theile dieses Flusses bricht man aus Brüchen verschiedene Edelsteine, unter denen man besonders die weißen Chry-

soderills schätzt, die in Folge der Reinheit ihres Wassers den Diamanten ähnlich sind. Das ganze Thal von Rio Arassuahy ist voll ähnlicher Anstalten. Es ist ein wohlbewaldetes und fruchtbares Land. Nachdem man über den Morro da Agoada Nova hinweg ist, findet man zu Quartel do Alto dos Boys ein Detaschement Dragoner, welche diesen District gegen die Einfälle der Botocuden zu vertheidigen haben.

In der Umgegend von Tocayos an den Ufern des Jiquitinhonha und bei der Fichteninsel (Ilha do Pao) sieht man einige Machaculis, eine eingeborene Völkerschaft, welche wie die Malalis, die Monochos und die Macunis ein Zusammentreffen mit den Botocuden, ihren erbittertsten Feinden, vermeiden. Die Machaculis hatten sich anfangs zu Caravellas festgesetzt, wo man sie mit dem Ackerbaue zu beschäftigen suchte, aber sie waren sorglos wie die meisten amerikanischen Eingeborenen und konnten sich nicht an dieses Leben voll beständiger und beschwerlicher Arbeit gewöhnen. Sie gingen wieder in ihre Wälder und ließen sich 1801 bei Tocayos nieder, wo man sie gegenwärtig höchstens zu 100 Mann, immer träge und zu keiner seßhaften Lebensart geneigt, wiederfindet. Dem Anbaue des Feldes ziehen sie noch den Fischfang und die Jagd vor. Ihr Hauptdorf besteht aus zehn bis zwölf ohne alle Ordnung gebauten Häuschen, ähnlich denen der Macunis. Sie sind klein, viereckig und mit Baumrindenstücken oder Palmenblättern bedeckt. Einige sind von Erde, andere dagegen bestehen aus zwischen Pfählen geflochtenen Palmenblättern. Die Frauen der Machaculis tragen nichts als einen Rock; der Häuptling hat kurze Hosen an; die Uebrigen gehen fast ganz nackt. Obgleich die Machaculis halbcivilisirt sind und seit einem halben Jahrhunderte unter den Portugiesen leben, so pflegen sie doch nicht wie die Macunis Schweine und Hühner zu ziehen; sie haben blos an dem Jiquitinhonha Fischereien angelegt. Die Machaculis beschränken ihren Anbau auf das Pflanzen von Pataten, die sie kochen, sobald sie aus der Erde sind, und welche nicht dieselben Vorbereitungen erfordern, wie der Mais und der Manioc. Sie ziehen sie nicht alle auf einmal aus, sondern immer nur soviel auf einmal, als sie brauchen. Die Frauen der Machaculis spinnen Baumwolle zu einer sehr feinen Schnur, woraus sie Hängematten verfertigen. Obgleich diebisch, falsch, treulos und eigennützig, haben die Machaculis doch Eigenschaften, welche diesen Lastern das Gleichgewicht halten. Aug. Saint Hilaire, der sie mit Geduld und Scharfsinn beobachtet hat, erzählt darüber eine rührende Anekdote: „Sonst," erzählte ihm eine alte Frau in schlechtem Portugiesisch, „sonst spann ich Tag und Nacht, ich spann für Luciena Terreira (Eigenthümerin der Gegend) und sie gab mir ein schönes Messer, das die Botocuden mir geraubt haben; aber ich habe meine beiden Söhne verloren und kann nicht mehr spinnen." Während sie dies sagte, ließ die Frau die Arme auf die Hüften sinken und in ihrem ganzen Gesichte sprach sich der bitterste Schmerz aus. Die Machaculis sprechen wie die Malalis, die Macunis und die Monochos aus der Kehle und haben in ihrer Aussprache nicht den hellen Klang, welcher die Botocuden charakterisirt.

Am meisten verwandt mit den Machaculis sind die Macunis, die sich neuerdigs in der Aldea Alto dos Boys niedergelassen haben. Alto dos Boys (Ochsenhöhe) liegt an der Seite eines Hügels, der ein tiefes Thal beherrscht. Die Aldea besteht aus einzelnen zerstreuten Hütten, die klein, niedrig, fast viereckig, ohne Fenster und mit langen Palmenblättern bedeckt sind, welche den Regen vollkommen abhalten. In diesen Häuschen wohnen die Macunis, welche Aug. Saint Hilaire so wohl beobachtet hat. Er sah an der Thüre dieser Häuser drei oder vier Indianerinnen kauern, die einen groben baumwollenen Rock trugen und bei der geringsten Bewegung ihr schwarzes dichtes Haar auf die dunkeln Schultern fallen ließen. Diese von den Macunis bewohnte Aldea ist ein ziemlich wichtiger Militairposten. Ein Gebäude, größer und höher als jene armseligen Hütten, dient als Caserne für die Soldaten, und das Haus des Commandanten, das in demselben Geschmacke gebaut ist, unterscheidet sich von den Hütten der Eingebornen nur durch seine Größe.

Die Macunis unterscheiden sich in ihren Zügen nicht von den andern Männern ihres Geschlechts. Sie haben wie diese schwarzes üppiges schlichtes rauhes Haar, einen dicken Kopf, vorspringende Backenknochen, eine Stumpfnase, breite Brust und Schultern, kleine Füße und dünne Waden und Schenkel. Ihre Haut ist gelb wie die der andern Indianer; nur wenn sie nackt gehen, nimmt sie mehr eine Kupferfarbe an. Die Frauen, die schlecht gewachsen und ohne Anmuth in ihrer Haltung sind, haben einigen Reiz in ihrem Gesichte. Die Sprache dieses Volkes ist leicht bis auf die Zusammensetzungen, die bisweilen so complicirt sind, daß sie schwer verständlich werden.

Diese Indianer sind fast alle getauft, aber das Christenthum hat ihre Sitten nicht sehr gemildert. Obgleich von einem Priester mit einer Frau getraut, haben sie doch nur eine geringe Achtung vor der ehelichen Treue. Für das gemeinste Geschenk geben die Männer ihre Frauen hin, und die Frauen ergeben sich bei der geringsten Zuvorkommenheit. Im Allgemeinen überlassen sich diese Völker sehr frühzeitig der Ausschweifung. Väter verkaufen bisweilen ihre Töchter schon im achten Jahre an erwachsene Männer, welche ihnen den Namen Frauen geben.

Man hat die Macunis gelehrt, die Erde zu bebauen, was sie entweder für ihre eigene Rechnung thun, oder während sie sich an die Ansiedler in der Nähe vermiethen; mehrere von ihnen dienen sogar als Soldaten. Die Männer und Frauen sind im Allgemeinen gewandt und sehr geschickt, aber faul und unbeständig, fangen eine Arbeit an und lassen sie liegen, und behalten fortwährend jenen Charakter von Sorglosigkeit, welcher die amerikanischen Völkerschaften auszeichnet. Sie essen ihren Mais ehe er reif ist, oder verzehren in einem Monate ihre Lebensmittel auf das ganze Jahr. Haben sie Hühner gezogen, so geschieht es wohl, daß sie alle auf einmal abschlachten, oder wenn sie Schweine haben, so warten sie nicht, bis die Alte geworfen hat, sondern schlachten sie, um die Jungen zu verzehren.

Die Macunis sind geschickte Jäger. Schon in früher Jugend üben sich die Kinder, Ratten zu schießen und üben so ihr Auge und ihre Hand. Sie haben große Achtung für die Gebräuche ihrer Vorfahren und sprechen gern Abends mit einander von dem, was ihre Väter waren. Die Männer behandeln ihre Frauen so ziemlich wie Sclavinnen, indem sie dieselben für die geringsten Vergehungen bestrafen. Die Frauen bereiten die Nahrungsmittel und holen das Holz zur Feuerung; sie bauen selbst die Hütten, wenn die Männer auf großen Jagden beschäftigt sind. Die Männer sammeln Mais, aber die Frauen müssen die Pataten bauen. Sie tragen im Allgemeinen ihre Lasten auf dem Kopfe mittelst einer Schnur, die sie um die Stirn herumgehen lassen. Die Frauen verfertigen ferner die Töpferwaaren und die gewebten Baumwollensäcke. Eines der größten Vergnügen der Frauen besteht darin, ihren Männern zu folgen, wenn sie auf lange Jagden ausziehen; sie begleiten dieselben auch, wenn sie sich als Tagelöhner bei den Ansiedlern verdingen. Die Frauen halten ihre Niederkunft nicht in der Aldea selbst, sondern in dem Walde, wohin sie sich mit alten Frauen des Stammes begeben. Wenn man die Kinder tauft, so giebt man ihnen Namen von Heiligen und einen portugiesischen Familiennamen. Bis zur Pubertät läßt man die Kinder nackt gehen. Die Männer haben seit kurzem kurze Hosen und bisweilen ein Hemd zu tragen gelernt; die Frauen haben bisweilen einen Rock und eine Jacke, am häufigsten bleiben sie aber bis an den Gürtel nackt.

Die Macunis schneiden sich das Haar nach der Art der Europäer ab, obgleich mehrere von ihnen, Männer und Frauen, das Haar lang und auf dem Wirbel gescheitelt tragen wie sonst. Sie kämmen sich mit einem Stücke dünnen und glatten, an der einen Seite spitzigen Holzes, das an der andern in einem Spatel endigt. Die Männer durchbohrten sich sonst die Unterlippe, um ein kurzes Holzstück von der Dicke einer Federspuhle hindurchzustecken; aber sie haben diesen Gebrauch aufgegeben. Die Frauen dagegen durchbohren sich die Ohren noch immer und stecken in die Oeffnung ein kleines Holzstück.

Einige plumpe Canapes (giraos), Töpfe, Pfeile und Bogen, an der Decke hängende Arasfedern und endlich eine Ruthe zur Züchtigung der Weiber, — das ist das Geräthe in den Häusern der Macunis. Diese Wi-

den essen nicht ohne Unterschied jede Art von Wildpret. Sie verschmähen mehrere Vierfüßer, unter andern den Ameisenbär. Die Jagd, der Maniec und die Pataten reichen hin, ihnen hinreichende Nahrung zu geben. Eine ihrer stärksten Leidenschaften ist die für den Branntwein, und der Tanz ist eines ihrer größten Vergnügen, ob er gleich bei ihnen nur in einem einförmigen Springen, begleitet von Gesängen, besteht, die fast ganz sinnlos sind. Sind die Eingeborenen krank, so haben sie kein anderes Heilmittel, als die Ipecacuanha. Die Verwandten stellen sich um das Bett des Kranken und schluchzen, widmen ihm aber weiter keine Pflege.

Diese Städte und diese Völkerschaften finden sich an den Ufern des Jiquitinhonha oder Rio Grande do Belmonte, des größten Flusses in Minas Novas. Der Jiquitinhonha entspringt in geringer Entfernung von Tijuco an einem Orte, der Pedra Redonda heißt, und wird erst auf der Höhe von Tocanos schiffbar, einem 16 Stunden vom Meere gelegenen Dorfe. 34 Stunden ist es von Tocayos nach San Miguel und 62 von San Miguel zu der Mündung des Flusses. In dieser Strecke ist sein Lauf hier und da von Barren gehemmt, welche die Schifffahrt beschwerlich machen und die Piroguen nöthigen, auszuladen. Man braucht acht Tage, um von San Miguel nach Belmonte zu gelangen, wo der Fluß seine Mündung hat, und 18 bis 20 Tage, um von da wieder bis nach San Miguel zurückzukommen. Die Stadt Belmonte, welche an dem Zusammenflusse liegt, ist ein ärmlicher und verfallener Flecken, der vor 60 Jahren von einem Indianerstamme gegründet wurde, von dem heut zu Tage nur noch wenige Personen übrig sind. Funfzig mit Stroh gedeckte Häuser, 600 Einw., eine Kirche, krumme Straßen, in denen Gras in Fülle wächst, — das ist Belmonte. Die Bewohner leben fast alle vom Fischfange. Man nennt sie Menier, ob sie gleich sich selbst Camacaner heißen und eine Menge Aehnlichkeiten in den Sitten mit jenem Urvolke noch haben. Sie sind geschickt in Handarbeiten und verfertigen Strohhüte, Körbchen, Fischnetze und Rohrdecken (esteras), die äußerst fein geflochten sind. Belmonte liegt nur 36 Stunden von Bahia, wohin man sich bei günstigem Wetter in 24 Stunden begiebt.

Von Belmonte nach San Miguel durchströmt der Jiquintinhonha das Land der Botocuden, was sonst Besorgnisse wegen der Sicherheit dieser Fahrt erregte. Gegenwärtig scheint diese Besorgniß ganz verschwunden zu seyn; San Miguel selbst wird von Botocuden bewohnt und bildet eine Art halb portugiesischen, halb indianischen Postens. Dieser neue Zustand des Landes muß früher oder später die Aufmerksamkeit wieder auf eine Colonisation lenken, welche die schönsten Resultate verspricht. Von San Miguel bis zum Oceane ist das Land mit Urwald bedeckt, der reich an Bauholz jeder Art ist. Die fette und fruchtbare Erde erzeugt im Ueberflusse Baumwolle, Mais, Reis, Bohnen rc. Das Zuckerrohr gedeiht ebenfalls. Einige Versuche mit dem Kaffee sind auch gelungen.

San Miguel liegt am rechten Ufer des Jiquitinhonha. Das Dorf besteht aus einer Reihe Häuserchen, über die ein größeres Haus hinwegragt, das dem Commandanten und den Soldaten der Division als Caserne dient. Die Landschaft ist reizend. Der Jiquitinhonha, der breit und imposant ist, hat an dem linken Ufer grünbelaubte Berge, während am rechten und vor dem Dorfe sich einige gut bebaute Felder hinziehen. Ueber San Miguel bildet der Fluß eine Krümmung, worauf er sich in einen sehr langgedehnten See ausdehnt, den zu beiden Seiten Berge mit der schönsten Vegetation begrenzen.

Von San Miguel nach Fanado oder Villa do Fanado zieht sich der Weg durch Catingas hin, wo Cactus von verschiedenen Formen wachsen. Uebrigens erscheinen große Waldungen ohne Blätter oder Dickichte mit dem schönsten Grün. Man kommt so durch eine Menge kleine Posten, welche oft nur aus einem einzigen Häuschen bestehen, bis man an den Militärweiler Quartel de Tereira gelangt. Da der obere Theil des Jiquitinhonha unter die Diamanten führenden Flüsse gezählt wird und wie der ganze Diamantbezirk unter ein strenges und spezielles Gesetz gestellt ist, so hat man von Tocayos bis nach Quartel de Tereira Detaschements von Soldaten aufgestellt, welche das Schmuggeln von Edelsteinen verhindern sollen. Die Soldaten sollen verhindern, daß man in dem Bette des Flusses und der Einmündung derjenigen, welche sich in ihn ergießen, nachsuche.

Ueber Quartel de Tereira wendeten wir uns links, um Ba Vista zu erreichen. Dies ist ein an dem Araſſuahy, der sich etwas unterhalb Tocayos in den Jiquitinhonha ergießt, gelegener Posten. Man hat bisweilen Gold in diesem Flusse gefunden, aber dieser Beschäftigung entsagt, weil entweder der Fluß zu tief ist, oder weil es an Sclaven fehlt. Auch Edelsteine, wie Chrysoliths, giebt es in dem Bette dieses Flusses, aber ihr Herausfinden ist eben so schwer wie das Auswaschen des Goldes.

Von Boa Vista gelangt man nach Sucuriu, das am Abhange eines Hügels liegt, an dessem Fuße ein gleichnamiger Fluß fließt. Nichts kann trauriger und öder seyn als der Anblick dieses Dorfes. Die Häuser, 60 bis 80 der Zahl nach, klein und schlecht unterhalten, zeugen von Armuth. Die Kirche verliert sich mitten im Dorfe, statt sich über die andern Gebäude zu erheben. Die ganze Umgegend ist mit unsern Buschwaldungen ähnlichen Carascos bedeckt. Der schmale Fluß enthält schmuziges Wasser, aber dennoch verschiedene Arten vortrefflicher Fische.

Die Bewohner von Sucuriu wurden durch den Wunsch, Gold zu finden, an diesen Punkt gezogen. Es scheint wirklich, als hätten die obern Erdschichten sonst viel von feinem Metalle geliefert, aber seit die Arbeit schwieriger geworden ist, hat man sie aufgegeben. Kaum sucht und findet man einige kleine Stücke in dem Bache, der vor dem Dorfe fließt. Dafür beschäftigen sich die Einwohner viel mit dem Anbaue und der Verarbeitung der Baumwolle.

Von Sucuriu nach Chapada erinnert der malerische Weg an die Schweizer und Tyroler Landschaften. Chapada ist ein lebhafter volkreicher Flecken an der Straße der Caravanen, welche sich nach Rio de Janeiro begeben. Es liegt auf einer Spitze eines länglichen Berges, der sich ziemlich von Osten nach Westen erstreckt, aber selbst wieder von allen Seiten von andern Bergen überragt wird, welche einen Kreis um den Ort bilden. Dieser Flecken hat 160 Häuser und eine Kirche auf einem großen Platze. Die Häuser sind niedrig und mit Ziegeln gedeckt. Die gegenwärtige Bevölkerung kann sich auf ungefähr 600 Personen belaufen, die meistens Mulatten sind, die Woche über auf den Feldern arbeiten und nur des Sonntags in dem Flecken erscheinen. Der Reis und die Bohnen bilden den Hauptreichthum des Landes. Sonst sammelte man da viel Gold, in unsern Tagen hat man aber diese Wäschereien verlassen, um andere ergiebigere aufzusuchen.

Villa do Fanado oder Villa do Bom Successo, das darauf folgt, liegt auf einer stark converen Hochebene, welche sich zwischen zwei Bächen erhebt. Wenn man von Alto dos Boys kommt, geht man durch die längste der Straßen des Ortes, an deren Enden oben und unten eine Kirche zwischen zwei Häuserreihen steht. Andere Straßen durchschneiden diese große in verschiedenen Richtungen, während zwei andere Hauptstraßen auf dem höchsten Theile der Anhöhe so auseinander laufen, daß die Stadt die Form eines Y erhält. Mehrere dieser Straßen sind ihrer ganzen Länge nach gepflastert. Die Häuser sind klein, haben nur ein Erdgeschoß und viereckige kleine Fenster. Aber man sieht an keinem Glasscheiben; die meisten haben vielmehr sehr feine Matten von Bambus als Jalousien. Man braucht zu diesen Häusern nur einige Stücke Holz, die das Dach tragen.

Der Hauptreichthum Villa do Fanados besteht in dem Anbaue der Baumwolle. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf ungefähr 2000 Seelen. Die Gründung der Stadt ist ebenfalls den Paulistos zuzuschreiben, welche 1727 hierher kamen, um sich an die Ufer des Rio Piauhi zu begeben, deren Reichthum man so sehr rühmte. An den Ufern des Rio Fanado fanden diese Abenteurer viel Gold, weshalb sie diesem Flusse den Namen Bom Successo gaben. Man gründete zuerst an seinen Ufern einen bloßen arrayal, der den 2. October 1730 unter dem Namen Villa da Nossa Senhora do Bom Successo zu einer Stadt erhoben wurde, aber der alte Name blieb und der Ort heißt heute noch Villa do Fanado.

(Minas Novas.) Die Gegend von Minas Novas, deren Hauptstadt Fanado ist, wurde erst um jene Zeit entdeckt und ausgebeutet. Sie wird in N. von Urubu und Rio das Contas, in S. von Villa do Principe, in W. von Barra und in O von ungeheuern Wäldern und den Ausläufern der mit dem Oceane parallel gehenden Kette begrenzt Das Land kann in vier sehr verschiedene Regionen eingetheilt werden, die der Wälder, jene der carrascos, die hoch und kalt ist, die der catingas, die sich zum Anbaue der Baumwolle eignet, und endlich die der campos, der wärmsten von allen, die besonders der Viehzucht günstig ist. Der termo Minas Novq kann 150 Stunden lang und 86 St. breit seyn und hat eine Bevölkerung, deren Betrag nicht wohl bekannt ist und nach verschiedenen Angaben von 20 bis 60,000 schwankt.

Im Anfange wurde, wie auch der Name anzeigt, das Land von Bergleuten und Goldwäschern bewohnt, aber seit einigen Jahren haben die Bewohner eingesehen, daß das Gold nicht der wahre Reichthum ihres Gebietes sey, und sich demnach mit dem Anbaue beschäftigt, der sie besser für hre Arbeiten entschädigt. Die Gemeinden Fanado, Agoa Suja, Santo Domingo, Chapada geben herrliche Ernten von Baumwolle, welche bereits von einigen örtlichen Fabriken verarbeitet wird. Das wenige Gold, das man noch in Minas Novas und besonders in dem Arassuahy findet, hat die schönste Farbe und ist gewöhnlich 24karatig. Die Serra Diamantina hat bereits viele Edelsteine geliefert und man glaubt, die Adern seyen noch nicht erschöpft. Die kleinen Flüsse Calhao, Americanas und Junga enthalten Aquamarine von bläulich grüner Farbe, Chrysolithen, weiße rc. Topase, Granaten, rothe und grüne Turmaline und endlich pingas de agoa (Wassertropfen), welche den Diamanten ganz ähnlich, aber nur kleine weiße Topase sind. Eisenerz giebt es bei Penha und San Joao; die Höhlen von Sertao liefern den Pulvermühlen von Villa Rica und Rio de Janeiro Salpeter; Schwefel findet man in der Fazenda Tabua und Spießglas auf der Hochebene von Alto dos Bons.

In dem Termo Minas Novas ist die Luft rein und das Wasser vortrefflich. Sonst war die Gegend von ganz Brasilien abgesondert, gegenwärtig aber sind ihre Verbindungen durch die vollständige Musterung des Jiquitinhonha leichter geworden, der in dem Handel der Provinzen, welche er bespült, eine große Rolle spielen wird. Die Bewohner des Termo sind fast alle keineswegs reiche und wenig gebildete Mulatten.

Außer den bereits angeführten Eintheilungen besteht das Gebiet von Minas Novas aus zwei verschiedenen Arten, den matos oder Waldungen, und den campos oder freien Plätzen. Einige der Wälder gehören der Urvegetation an, andere sind von Menschen angelegt worden. Zu den ersten muß man rechnen die Urwälder (matos virgens); die Catingas, welche ihre Blätter alle Jahre verlieren; die carrascos, Zwergwälder von Sträuchern, die 4 bis 5 Fuß von einander wachsen; die carrasqueiros, die, höher als die carrascos, eine Art Uebergang zwischen den letztern und den Catingas bilden. Zu dieser Urvegetation muß man auch die capoes, eine Art bewaldeter Oasen, rechnen, welcher sich hier und da mitten in den Campos erheben. Was die von Menschenhand gepflanzten Wälder betrifft, so sind dies capoeiras, die allmälig an die Stelle der Urwälder treten und wiederum den capoeiroes weichen müssen, wenn sie nicht in regelmäßige Schläge eingetheilt werden.

Campo ist alles, was nicht mato oder eine Art mato ist. Das Campo ist natürlich (campo natural), wenn der Boden nie mit Holz bewachsen war, oder künstlich, wenn der Wald ausgerodet wurde.

Die natürlichen Campos haben wohl hier und da einige knorrige und verkrüppelte Bäume, aber diese sind Ausnahmen, welche den Charakter nicht ändern. Die großen mit Gras bewachsenen Stellen, gewöhnliche Weideplätze, nennt man auch geraës oder pastos geraës.

In den Catingas gedeihen gewöhnlich die Baumwollenpflanzungen am besten. Um eine Baumwollenpflanzung anzulegen, brennt man erst das Holz nieder, gräbt dann in Entfernungen von 5 bis 6 Spannen Löcher und legt in jedes Loch Samen. Zu derselben Zeit säet man den Mais. Diese Arbeiten geschehen im October oder früher, wann der Regen frühzeitig beginnt. Schon im ersten Jahre tragen die Baumwollenstauden und dauern fünf bis sechs Jahre. Ihr gefährlichster Feind ist eine Raupe, welche die Blätter abfrißt. Ist die Ernte gemacht, so bricht man die Stengel über dem Boden ab, damit die Wurzel weniger Holz zu ernähren hat. Die Ernte dauert ungefähr drei Monate, beginnt im Mai und endigt im August. Ein Theil der Baumwolle wird am Orte selbst verarbeitet; die übrige verschickt man in Säcken oder Kisten (boroacas oder bruacas) aus einer oder zwei mit Riemen zusammengenäheten Ochsenhäuten. In Bahia nimmt man die Wolle aus den Ledersäcken und verkauft beides einzeln; in Rio de Janeiro dagegen verkauft man die Baumwolle mit den Häuten, für die man acht Pfund Tara abzieht.

Dies ist die allgemeine Schilderung von Minas Novas, wie sie von den Gelehrten, Aug. Saint Hilaire, Spix und Martius und dem Prinzen von Neuwied entworfen worden ist. Der erste dieser Reisenden durchwanderte dies Land nach allen Richtungen, und ihm verdankt man die vollständigsten Nachrichten. Bei einem langen Aufenthalte zu Villa do Fanado machte er viele Ausflüge in die Umgegend. Außer den nur erwähnten Städten besuchte er Santo Domingo, das von den schönsten und gedeihlichsten Pflanzungen umgeben war. Zur Zeit der Entdeckung, als der Ort gegründet wurde (1728), fand man daselbst auch Gold. Er besuchte ferner Agoa Suja an dem Arassuahy. Dieser Flecken hat eine einzige Straße mit kleinen niedrigen viereckigen Häusern, die alle mit Ziegeln gedeckt sind. Wie Santo Domingo, wie zwanzig andere Orte, wurde Agoa Suja von Goldsuchern angelegt. Die Bewohner bauten Dämme, um das Wasser des Arassuahy zu dämmen, und wuschen dann den goldführenden Sand aus. Gegenwärtig bebaut man nur den Boden; die Leute bleiben die ganze Woche über auf dem Felde und kommen nur des Sonntags zum Gottesdienste in den Flecken.

Aug. Saint Hilaire hatte, um nach Villa do Fanado zu gelangen, nicht denselben Weg eingeschlagen, dem wir folgten. Er ging 26 Stunden ungefähr nach SSO. parallel mit dem Arassuahy und durch San Joao, um zu den Hammerwerken Bom Fim zu gelangen. So sah er Piedade, Bareda, Culao, Jose Caetano, San Joao und Arassuahy. Alle diese Orte waren einander ähnlich, hatten 30, 40, 50 bis 100 Häuser, die, wie bereits erwähnt, herumstanden, und ihre Bewohner beschäftigten sich theils mit Goldwaschen, theils mit Bergbau, theils mit dem Anbaue der Baumwolle und des Maises.

In Bom Fim beginnt ein Aussehen von industriellem Wohlstande. Die Hammerwerke sind eine der schönsten Anstalten in der Minenprovinz. Das Erz bringt man aus einem etwa 1 Stunde entlegenen Berge heraus; es liegt an der Oberfläche des Bodens. Wenn die Comunication leichter wäre und den Absatz begünstigte, könnte man an einem Tage 40 bis 50 Arroben Eisen schmelzen. Die Anstalt beschäftigt 80 Personen, wovon mehrere Sclaven sind.

Kapitel XXVI.

Diamanten-District.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Villa do Fanado hatte unsere Caravane ihre lange und ermüdende Wanderschaft von neuem begonnen. Ihr Weg ging durch den Bezirk, der unter dem Namen Diamantenbezirk bekannt ist, ein geweihtes, heiliges Land, in dem jeder Kieselstein privilegirt zu seyn schien und ausschließlich zur Apanage des Souverains von Brasilien gehörte. Man darf dieses Heiligthum nur mit einer speziellen Erlaubniß betreten und steht darin unter einer fortwährenden Aufsicht.

Die Zolllinie des Diamantenbezirks befand sich für uns an der Brücke des Rio do Manzo, eines Beiflusses des Jiquitinhonha. Hier untersagte uns ein Milizenposten den Durchgang, bis der Gouverneur die Erlaubniß gegeben haben werde. Diese erhielten wir und so kamen wir nach Tijuca.

(Tijuco.) Diese Stadt ist am Abhange eines Berges erbaut, an dessen Fuße in einem engen Thale ein Bach fließt, der Rio San Francisco heißt. Die Straßen von Tijuco sind breit und reinlich, aber schlecht gepflastert; fast alle gehen abschüssig. Die Häuser sind mit Ziegeln gedeckt, außen geweißt und gewöhnlich gut unterhalten. Die innern Wände sind reinlich, die Decken gemalt und die Zimmer mit Bänkchen von rohem Leder, Stühlen mit Lehnen, Bänken und Tischen versehen. Jedes Haus hat seinen mit Bananen, Orangen-, Pfirsich- und Feigenbäumen bepflanzten Garten. Man zieht auch Blumen und Gemüse darin.

Tijuco hat sieben Hauptkirchen und zwei zwar kleine, aber mit Geschmack und außerordentlicher Reinlichkeit verzierte Kapellen. Man sieht ferner daselbst mehrere öffentliche Anstalten, eine Caserne, ein Gefängniß, einen Palast der Verwaltung (contadoria), die Residenz der ehemaligen Junta diamantina. Von allen diesen Gebäuden verdient nur die contadoria erwähnt zu werden, deren ziemlich regelmäßige Façade 50 bis 55 Schritte lang ist. Hier arbeiten die Beamten und hier befindet sich die Casse. Hier wohnt der Gouverneur; der Intendant hat ein anderes Haus inne, welches die schönste Galerie in der ganzen Provinz besitzt.

Man trinkt in Tijuco das trefflichste Wasser aus kleinen Quellen, welche auf dem Berge entspringen. Diese Quellen nähren die öffentlichen und Privatbrunnen. Tijuco ist wohlversorgt mit europäischen, fast immer englischen, Waaren. Es giebt Laden, wo man Hüte, kurze Waaren, Faiance, Glas und eine Menge kleiner Luxusgegenstände verkauft. Unglücklicher Weise werden diese Gegenstände durch den Transport auf Maulthieren so vertheuert, daß der Verbrauch sehr verringert wird.

Die Umgegend von Tijuco ist ein so undankbarer und dürrer Boden, daß man die Lebensmittel 15 bis 20 Stunden weit herbringen muß, um dem Verbrauche der Einwohner und Neger zu genügen. Jede Stunde fast sieht man in der Stadt mit Lebensmitteln beladene Caravanen ankommen. Auch die Gegenstände der ersten Nothdurft sind weit theuerer als in irgend einer andern Stadt im Innern. Der Manioc, der Mais, der Reis, alles steht ungeheuer hoch im Preise. Pferdefutter und Holz kann man sich nur mit vieler Mühe verschaffen.

Tijuco, das unter 18° 14′ s. und 3715 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, erfreut sich einer milden, aber wechselnden Temperatur. Der Thermometer steigt nicht über 27° und die mittlere Temperatur ist 21°. Die Monate October und November sind die heißesten und stürmischesten im Jahre. Um die Mitte des Januars tritt auf etwa 14 Tage schönes Wetter ein, das man den kleinen Sommer (veranico) genannt hat. In Folge dieses fast immer gemäßigten Climas kennt Tijuco die Krankheiten nicht, welche die heißesten Zonen veröden.

Die Vegetation in Gärten in Tijuco erinnert an die in Europa und zeigt fast alle Obstbäume, während die der heißen Zonen nicht gut gedeihen. Die Kartoffeln gerathen sehr gut in diesem Boden, wo man auch mit Vortheil Spargel, blos der Zierlichkeit seiner Blätter wegen, baut. Ein ziemlich seltsamer Umstand bei dieser Vegetation ist, daß die Pfirsichbäume die Blätter im September verlieren, um einige Zeit nachher zu blühen und frische Blätter zu erhalten. So haben diese Bäume durch die Versetzung in eine andere Hemisphäre die Phasen ihres vegetabilischen Lebens geändert und gleichsam die Gewohnheiten der einheimischen Arten angenommen.

Die Einwohner von Tijuco sind artig, ehrlich, gut erzogen und gebildeter als im Ganzen die übrigen Brasilianer. Der Wohlstand und der gute Geschmack herrschen in der Stadt, und die Bettler sind minder zahlreich als in Villa Rica und in Villa do Principe. Die Weißen sind gewöhnlich Aufseher (feitores) bei der Diamantenwäsche, Kaufleute, Grundeigenthümer oder Handelsreisende; die Farbigen treiben verschiedene Gewerbe. Ein Zimmermannsgeselle verdient außer dem Essen ungefähr 12 Groschen und der Meister 1 Thaler. Sobald ein freier Arbeiter einiges Geld erspart hat, kauft er sich einen Sclaven.

Bei dem kurzen Aufenthalte in Tijuco konnten wir leicht die vollständigsten Nachrichten über das Auffinden der, und den Handel mit den Diamanten einziehen, welche diesen Bezirk schon lange berühmt gemacht haben. Vor den letztern Jahren war das Diamantenland eine geheimnißvolle Gegend, über welche viele Fabeln gingen. Wie man die Schätze, die es enthielt, übertrieb, so hatte man auch die Maßregeln zur Abhaltung Fremder übertrieben. Ein weiter Cordon portugiesischer Dragoner umgab den Bezirk so, daß nur 5 bis 6 Meilen Raum von einem Posten zum andern war. Kamen Reisende, die aus dem geheiligten Raume herauswollten, so untersuchte man bei allen ohne Ausnahme die Koffer, das Gepäck und selbst die Personen. Ja, man ging noch weiter; wenn man von einem Fremden vermuthete, daß er einen Diamanten verschluckt habe, so hielt man die Caravane 24 Stunden auf.

Gegenwärtig ist diese luxuriöse Bewachung verringert. Entweder haben sich die Reichthümer vermindert, oder man hat berechnet, daß die Kosten des Zollcordons den Werth der gefundenen Steine überstiegen, genug man gelangt jetzt viel leichter in den Diamantenbezirk hinein und aus ihm heraus.

Dieser Bezirk, einer der höchsten der Provinz Minas Geraës, ist eine Enclave des Cerro do Frio und man verdankt die Entdeckung eines Landes, dessen Reichthümer man lange nicht ahnete, dem Bernardo Fonseca Leco. Die glänzenden Steine des Cerro Frio wurden fast ein Jahrhundert lang nur gesammelt, um als Spielmarken zu dienen. Im Jahre 1729 erst schickte ein gewisser Lorenço de Almeida an den Hof von Lissabon einige dieser durchsichtigen Kiesel, die er für Edelsteine anzugeben wagte. Da wurde die Wichtigkeit dieses Products bald erkannt.

Durch ein Decret vom 8. Febr. 1730 wurden die Diamanten für königliches Eigenthum erklärt. Jedermann aber blieb es überlassen, sich mit Aufsuchung derselben zu beschäftigen, und jeder dazu verwendete Neger mußte eine Kopfsteuer von 20,000 bis 30,000 Reis, je nach dem Reichthume des Bezirks, geben. Da indeß durch zahlreiche Ausbeute die Edelsteine plötzlich fielen, so setzte man 1735 an die Stelle jener Kopfsteuer einen jährlichen Pacht von 138 Contos Reis mit der Bedingung, daß die Pächter nicht mehr als 600 Neger bei der Arbeit beschäftigten. Dieses Pachtsystem bestand bis 1772 und der Pacht wurde sechsmal erneuert.

Als der Marquis von Pombal an das Ruder kam, entschloß er sich, ein System zu ändern, das die Begünstigten immer gemißbraucht hatten, aber der Minister verfiel aus einem Extrem in das andere, nahm nämlich ein noch gehässigeres Monopol an. Um diese Zeit wurde der District Tijuco zu einem besondern Staate erhoben und eine königliche Administration erhielt den Auftrag, die Minen zu bearbeiten, was den Privatpersonen von da an untersagt blieb. Man ernannte drei in Lissabon wohnende Directoren, drei Administratoren in Brasilien und endlich einen Generalintendanten mit der ausgedehntesten Vollmacht. Von ihm gingen alle Befehle in Bezug auf die Regierung der Provinz aus; die Polizei und Justiz lagen in seinen Händen. Er konnte Jeden, der Verdacht erregte, aus seiner Jurisdiction verbannen und selbst die Güter desselben mit Beschlag belegen, enn er glaubte, dieselben wären durch einen unerlaubten Handel erworben worden. Unter diesem Generalintendanten der Diamanten stand der ouvidor oder Fiscal, eine Art königlicher Procurator, der für das Interesse der Regierung zu sorgen hatte; dann kamen die Administrationsbeamten, die Schatzmeister (caixos), die Buchhalter (guardalivros), die Commis und Schreiber (escrivoes). Alle diese Personen vereinigten sich bisweilen zu einer Genralversammlung, welche den Namen Junta real dos diamantes (königl. Diamanten-Junta) führte.

Als diese neue Ordnung der Dinge eingeführt war, wurden die Bewohner der Provinz sorgfältig gezählt. Wer seine Abkunft und seine Existenzmittel nicht bestimmt nachweisen konnte, wurde ausgewiesen. Wenn man sich hineinzuschleichen suchte, setzte man sich das erstemal der Gefahr aus, Strafe zahlen oder sechs Monate im Gefängnisse sitzen zu müssen; das zweitemal wurde der Schuldige auf sechs Jahre auf die Küste von Angola deportirt. Selbst die Sclaven wurden aufgezeichnet und der

strengsten Aufsicht unterworfen. Fand man einen Sclaven, dessen Name nicht in das Register eingetragen war, so wurde der Herr desselben das erstemal auf drei und das nächstemal auf zehn Jahre deportirt. Dieselbe Strafe litten die Sclaven.

Die Arbeiten in Bezug auf die Diamanten sind besondern Administratoren übertragen, deren Namen nach den Bedürfnissen des Dienstes verschieden ist. Jeder hat unter sich eine Anzahl Sclaven, die zusammen das bilden, was man eine *tropa* nennt. Unter diesen besondern Administratoren stehen *feitores* (Inspectoren), welche die Befehle der Junta vollziehen lassen und die Aufsicht über die Neger bei der Arbeit derselben führen.

Die Orte, wo man eine Diamantenwäsche errichtet und eine *tropa* Neger unterhält, heißen *serviços*. Die Neger, welche sich dahin begeben, gehören Privatpersonen, welche sie der Verwaltung vermiethen. Im Jahre 1776 beliefen sich diese Arbeiter auf 6000; gegenwärtig setzen höchstens einige Hundert Sclaven die Arbeit fort. Die Nahrung dieser Neger besteht in *alqueira de fuba* (Maniocmehl) und in Bohnen. Dazu giebt man noch etwas Salz und ein Stück Tabak in Rollen. Obgleich die Arbeit bei diesen Wäschen sehr beschwerlich und für die Gesundheit gefährlich ist, so ziehen sie die Sclaven doch jeder andern vor, entweder weil sie hoffen, irgend einen Stein zu stehlen, oder einen zu finden, der ihnen die Freiheit bringt.

Von dem Anfange der Diamantensucherei an war es festgesetzt, daß der Neger freigekauft werden sollte, welcher einen Diamanten von dem Gewicht einer *oitava* (17½ Karat) finde. Geschieht dies, so läßt die Administration die Arbeiten sogleich einstellen und den Sclaven kleiden; man bezahlt ihn seinem Herrn und giebt ihm seine Freiheit mit einem gewissen Ceremoniell. Seine Gefährten bekränzen ihn und tragen ihn im Triumphe auf den Schultern umher. Ist der Werth des Diamanten geringer als die Summe, welche man für den Sclaven zahlen muß, so arbeitet er für die Administration noch so lange, bis die Summe vollständig ist. Für die Diamanten, die nicht drei Viertel *oitava* wiegen, bis zu denen von zwei *vintins* einschließlich, erhalten die Neger kleine Belohnungen je nach dem Werthe und der Schwere des Diamanten: ein Messer, einen Hut, eine Weste 2c.

Wie es Belohnungen giebt, so giebt es auch Strafen. Die *feitores*, die auf ihren Stühlen sitzen und die Sclaven beobachten, haben gewöhnlich in der Hand einen großen Stock, an dem sich ein großer Riemen befindet, dessen sie sich gegen den Neger bedienen, der seiner Pflicht nicht nachkommt. Ist das Vergehen groß, so ist die Strafe noch strenger. Man befestigt dann den Schuldigen an eine Leiter und zwei seiner Cameraden geben ihm auf die Lenden und fleischigen Theile Hiebe mit dem *bacalhao*, einer aus Riemen geflochtenen Peitsche. Nur die Administratoren haben das Recht, diese Strafen zuzuerkennen, und wenn sie sich nach der Verordnung richten, lassen sie nicht über 50 Hiebe geben.

Bei der Diamantenwäsche verfährt man nun auf folgende Weise. Hat man eine gewisse Quantität *cascalhao* oder Diamantenkies aus dem Flußbette geschafft und auf einen Haufen gebracht, so gräbt man ein Loch von etwa 2 Fuß und läßt das Wasser hinein. In dieser Grube befindet sich eine hölzerne Bank, auf die sich die Neger setzen, um den Sand zu untersuchen. Die *feitores* ihrer Seits sitzen auf höhern Stühlen und verlieren keine Bewegung der Neger aus den Augen. Schlafen dieselben ein, so werden sie auf der Stelle fortgeschickt. Vor ihnen in Reihen befinden sich die Arbeiter, deren jeder eine Art hölzerner Schüssel von ungefähr 15 Zoll im Durchmesser hat. Diese Schüssel füllt der Neger mit Cascalhao und untersucht denselben sorgfältig. Zuerst nimmt er die größten Kiesel, giebt der Schüssel eine schnelle Kreisbewegung und taucht sie auf einen Augenblick ins Wasser, um den Kies wegzutreiben, so daß nur der Sand übrig bleibt. Wenn er in diesem Sande einen glänzenden Stein bemerkt, so nimmt er ihn zwischen den Daumen und Zeigefinger, erhebt sich von seiner Bank und zeigt ihn mit selbstzufriedener Miene dem *feitore*; dann legt er ihn in eine große Schale in dem Schoppen. (Taf. 21. Abbild.)

Die größte Schwierigkeit besteht darin, die Neger zu hindern, Diamanten zu stehlen, deren Werth sie nicht wohl kennen. Die Beobachtung ist deshalb höchst scharf. Sind die Neger fertig, so müssen sie ihre Schüssel umkehren, die Arme ausstrecken und die Finger auseinander machen, um zu zeigen, daß sie nichts entwendet haben. Da sie, wenn sie in denselben Canälen blieben, während der Wäsche einen Diamanten unter den Kieseln verstecken könnten, um ihn später zu holen, so müssen sie von Zeit zu Zeit an einem andern Canale arbeiten. Außerdem läßt man sie mit den Händen klatschen und nach der Arbeit steckt man ihnen die Finger in den Mund und unterwirft sie einer genauen Durchsuchung. Während der Wäsche sind die Neger gewöhnlich nackt. Argwöhnt man, daß ein Sclave einen Diamanten verschluckt habe, so wird er in ein Gefängniß gebracht und genöthigt, drei Kiesel zu verschlucken; gehen sie wieder von ihm und der Diamant erscheint nicht, so läßt man ihn wieder frei. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln werden fast alle Tage Diebstähle begangen. Die Taschenspieler in Europa können sich in Gewandtheit nicht mit diesen Negern messen, die unter den Augen der *feitores* selbst die Steine wegzubringen wissen. Ein Intendant wollte sich eines Tages selbst überzeugen, bis zu welchem Grade diese Industrie gebracht werde. Er ließ einen Neger kommen, der unter seinen Cameraden im Rufe der Gewandtheit stand, legte selbst einen kleinen Stein in einen Haufen Sand und Kiesel in einem Waschschoppen und versprach dann dem Sclaven die Freiheit, wenn er vor seinen Augen den Stein wegbringe, ohne daß er es bemerke. Der Sclave fing an zu arbeiten, und der Intendant ließ ihn nicht einen Augenblick aus den Augen. Nach einigen Minuten sagte der Intendant: „nun, wo ist der Stein?“ — „Ach,“ antwortete der Sclave, „wenn die Weißen halten, was sie versprechen, so bin ich frei.“ Und wirklich er zog den bezeichneten Stein aus dem Munde und überreichte ihn dem Intendanten.

Um die Zahl dieser Diebstähle zu verringern, wendet man eine strenge Strafe gegen die Sclaven an, welche auf der That ergriffen werden. Sonst wurde jeder, der einen Diamanten stahl, confiscirt; aber man sah bald ein, daß diese Strafe nur den Herrn des Sclaven traf. Gegenwärtig peitscht man den Sclaven und fesselt ihn dann auf mehr oder minder lange Zeit. Diese gefesselten Sclaven müssen die schwersten Arbeiten verrichten.

Trotz dieser Aufsicht und dieser Strafe wird bei den Wäschereien entsetzlich geschmuggelt, wie in dem ganzen Bezirke. Als die Steine noch zahlreicher waren, gab es eine Art Schmuggler, welche in Gesellschaften vereinigt die Bäche im Innern ausbeuteten, wo sie überzeugt waren, eine glänzende Ernte zu halten. Während die Masse dieser Menschen an dieser verbotenen Wäscherei arbeitete, standen Andere auf einer Anhöhe Wache, und wenn sich den Schlünden Soldaten näherten, benachrichtigten sie die ganze Schaar, welche sich darauf in die unzugänglichen Gebirge zurückzog. Deshalb wurden diese Leute *grimpeiros* (Kletterer) genannt. Seit die Diamanten seltener geworden sind, beschäftigen sich kaum einige einzelne Neger mit der undankbaren Arbeit, die Bäche zu durchsuchen. Der Schaden, welchen diese Kletterer anrichten, ist deshalb weit weniger bedeutend, als der geheime Handel der *contrebandistas*, welche den Negern die Diamanten abkaufen, welche dieselben entwendeten oder bei der Arbeit zwischen den Zehen, in den Ohren, in dem Munde und dem Haare versteckten. Diese Contrebandistas bringen die entwendeten Diamanten aus dem Districte hinaus. Trotz der Wachsamkeit der Soldaten, welche die Grenze besetzt halten, kommen sie durch den Zollcordon hindurch, verbergen dann ihre verbotene Waare in Baumwollenballen, in denen sie leicht nach Bahia, oder nach Rio de Janeiro kommen. Bisweilen geben sich die *feitores* selbst mit dem Schmuggelhandel ab, was um so leichter ist, da sie ihre eigenen Neger in dieselben *serviços* bringen, wo sie angestellt sind. Die Mitschuld dieser Vorgesetzten hat gleich vom Anfange an die Neger zum Diebstahle veranlaßt. Die glänzenden Anerbietungen der Schleichhändler thaten das Uebrige. Das Leben dieser Speculanten ist ein sehr abenteuerliches. Sie können nur in der Nacht und auf Umwegen in die *serviços*

gehen. Sind sie in der Nähe angekommen, so schicken sie von ihren tropas Neger ab, die für eine Vergütung Mäklergeschäfte auf diesen heimlichen Märkten machen und diejenigen ihrer Cameraden aufsuchen, welche etwas zu verkaufen haben. Die Diamanten werden gewogen und die Neger erhalten 15 Frcs. für das vintin. In Tijuco gelten dieselben Steine schon 20 Frcs. und in Villa do Principe außerhalb des Minenbezirks 25 Frcs. Dieser Gewinn würde für die Schleichhändler unzureichend seyn, wenn sie nicht einen weit bedeutendern an den größern Steinen hätten, welche ihnen die Neger nach derselben Taxe überlassen und die sie dann zu weit höhern Preisen verkaufen.

Die Contrebande hatte den doppelten Nachtheil, das Monopol illusorisch zu machen und die Ausbeute in einem Maße zu steigern, daß der Werth der Edelsteine sinken mußte. Man hat auch die Subalternbeamten der Administration der Cassendiebstähle beschuldigt, was schwer zu glauben ist, wenn man die zahllosen Vorsichtsmaßregeln bedenkt, womit sich die Regierung umgeben hatte. Zu Ende eines jeden Tages muß jeder feitore, der von einem Inspector beobachtet wird, die Schüssel, worin die Ernte des Tages enthalten ist, zu dem damit beauftragten Administrator bringen. Dieser berechnet die gefundenen Diamanten, läßt deren Zahl und Gewicht von einem feitore aufschreiben, den man listario nennt, und legt sie dann in einen Beutel, den er immer bei sich tragen muß. Nach Verlauf eines Monates werden die Diamanten jedesmal dem Schatze übergeben; die Schatzmeister untersuchen und wiegen sie wieder und schreiben sie mit dem Namen des serviço und dem Tage der Ablieferung in ein Buch ein. Jedes Jahr schickt man das, was man in zwölf Monaten gefunden hat, nach Rio de Janeiro. Ehe sie abgeschickt werden, theilt man sie in zwölf Classen nach der verschiedenen Größe. Sind diese Classen in Papier eingewickelt und in Säcke gethan, so legt man sie in einen Kasten, den der Intendant, der Fiscal und der erste Schatzmeister versiegeln, worauf dieser Kasten unter einer Bedeckung in die Hauptstadt Brasiliens geschickt wird.

Von 1807 bis 1817 hat nach einer Berechnung der Diamantenbezirk ungefähr 17 bis 18,000 Karat geliefert, deren Auffindung ungefähr eine Million Crusados kostete, welche Summe sich jetzt bis auf 300,000 vermindert hat. Lange war das Haus Hope und Comp. in Amsterdam der einzige Abnehmer, gegenwärtig kann aber der Ertrag in ganz Europa in den Handel gebracht werden. Die Junta von Tijuco läßt nur in der Nähe dieser Stadt arbeiten, besonders in den Flüssen Jiquitinhonha und Rio Pardo, aber man findet eben solche Steine auch in mehrern andern Bergen und Bächen. Auf keinem Punkte findet man die Diamanten in ihrer ursprünglichen Mutter und diese hat man noch nirgends gefunden. Ohne Zweifel ist sie nicht sehr consistent und von dem Wasser abgewaschen worden; die abgelösten Diamanten haben dann mit den Kieseln den cascalhao gebildet. Es giebt einige Zeichen von dem Daseyn der Diamanten, aber diese Zeichen sind im Allgemeinen sehr unsicher und man muß fast immer zu Versuchen seine Zuflucht nehmen. Uebrigens wird diese Diamantenwäsche von Tage zu Tage undankbarer und beschwerlicher. Die reichhaltigsten Gegenden und Bäche sind ihrer ganzen Ausdehnung nach untersucht. Um zu dem cascalhao zu gelangen, muß man jetzt dicke Schichten von Sand und Felsen wegnehmen. Bisweilen findet er sich gar nicht mehr in dem Flußbette, sondern in der Nähe in der Erde. Um die kleinen Bäche trocken zu legen, bedient man sich eines Schöpfrades.

Die Aufsuchung der Diamanten für Rechnung der Krone hat ungefähr 62 Jahre gedauert, ohne jemals einen Gewinn zu geben, welcher den ungeheuern damit verbundenen Kosten gleichgekommen wäre. Erst in unsern Tagen hat man erkannt, daß diese Methode lästig sey, und ganz neuerdings hat Brasilien von neuem für diesen Bezirk dem königl. Monopol entsagt, um zu dem System des Verpachtens zurückzukehren.

Kapitel XXVIII.

Minas Geraës.

Wir hatten kaum einen kurzen Halt zu Tijuco gemacht und in den ersten Tagen des Juni waren wir wieder auf dem Wege nach Villa Nova do Principe zu. Dieser Weg war schon lebendiger und belebter als die von Minas Novas, Sertao und der Provinz Bahia. Von Zeit zu Zeit begegneten uns in diesen Bergdefiléen Caravanen. Der Anblick dieser reisenden Gesellschaften war bisweilen malerisch und seltsam genug. Die Bewohner des Minenbezirks mit ihrem braunen und charakteristischen Gesicht, mit ihren großen Hüten, ihren anliegenden Beinkleidern und einem über die Achsel geworfenen oder auf dem Sattelknopfe zusammengerollten Mantel; Frauen in Amazonentracht mit leichten und koketten Hüten; Bettler an den Wegen, Reihen von Maulthieren und Saumrossen, welche europäische Waaren oder Baumwolle von Minas Novas trugen, alles dies jeden Augenblick anders, fing an, die Langeweile der Reise zu vertreiben und schien die Nähe bevölkerter Städte und einer ältern Civilisation zu verkündigen. (Taf. 21. Abbild.)

So kamen wir durch mehrere nicht bedeutende Flecken, ehe wir nach Villa Nova do Principe, der Hauptstadt der Comarca Cerro do Frio, gelangten, wleche in zwei Termos, den eigentlichen Cerro do Frio und Minas Novas, zerfällt.

(Villa do Principe.) Die Gründung von Villa do Principe ist erst hundert Jahre her. Das Gold, welches die Berge um sie her enthalten, zog zuerst einige wenige Bewohner an, deren Zahl sich seitdem vermehrt hat. Die Stadt liegt am Ufer eines kleinen Flusses, der Quatro Vinteis heißt, weil die erste batea voll Sand, die man aus seinem Bette nahm, vier vinteis, d. h. für ungefähr 20 Sous Gold gab. Den 14. Jan. 1714 unter dem Gouvernement des Don Braz Balthasar wurde Villa do Principe zu einer Stadt erhoben und erreichte in hundert Jahren ihren jetzigen Standpunkt; sie hatte 700 Häuser mit 2 bis 3000 E. Obgleich die Wäschereien nicht mehr so reich sind, wie früher, so findet man doch noch bisweilen Stücken Gold von 90, 100 und 200 Oitavas (324 bis 720 Grammen). Dieses Gold hat eine schöne Farbe. Man findet es in Adern, am häufigsten aber einzeln in Thonerde, aus welcher die umliegenden Berge bestehen.

Villa do Principe, das am Abhange eines länglichen Berges erbaut ist, liegt amphitheatralisch da und zeigt hier und da Gärten, Kirchen und Rasenplätze, welche den Anblick bunt machen. Von den beiden Theilen der Stadt ist der östliche der schönste; man sieht da die camara (das Rathhaus), die Intendanz und die Hauptkirchen. Die Straßen sind nicht sehr zahlreich, aber meistens gepflastert. Die fast alle weiß angestrichenen Häuser haben alle grau marmorirte Thüren und Fenster. Einige sind ein Stockwerk hoch, andere haben nur ein Erdgeschoß. Die einstöckigen Häuser sind von einer veranda oder Galerie umgeben, die sich in den spanischen und portugiesischen Colonien fast allgemein findet. Jedes Haus hat seinen Garten und die Fenster gehen ins Freie. Das Geräthe entspricht dem äußern Ansehen nicht. Kaum findet man einige alte Stühle von Jacarandaholze mit hohen Lehnen, deren Sitz nichts als ein mit Leder überzogenes Bret ist. Man sieht weder Secretaire, noch Commoden, noch Schränke. Einige Pfarrkirchen sind die einzigen erwähnenswerthen Gebäude. Die Intendanz und das Rathhaus sehen kaum wie Bürgerhäuser aus.

Villa do Principe hat Gasthäuser und Kaufmannsgewölbe. Die Lebensmittel sind sehr wohlfeil und die Einwohner könnten im Wohlstande leben, wenn die übermäßige Putzsucht der Frauen nicht bisweilen ihr Hauswesen in Unordnung brächte. In Villa do Principe ist keine unserer Erholungen bekannt. Man sieht hier weder Kaffeehäuser, noch Lesecabinete, noch öffentliche Bibliotheken, noch Museen, noch Promonaden. Das einzige Vergnügen ist die Jagd und besonders die Hirschjagd zu Pferde. Man hat dazu einheimische Hunde, veadeiros genannt, Thiere

mit fahlem Haar, schmalen und langem Körper, langer Schnauze, spitziger Ruthe und kurzen, aber hängenden Ohren. Es soll in der Gegend von Villa do Principe fünf Arten Hirsche geben, von denen eine, catingueiro genannt, den Namen dem Geruche verdankt, den sie von sich giebt und der sie dem Hunde kenntlich macht. Das Geweih hat 2½ bis 3¼ Zoll Länge, ist fast gerade und endigt spitzig.

In Villa do Principe konnte ich mir eine Idee von der Ausbeutung und dem Schmelzen des Goldes, des Reichthums dieser Provinzen, machen. Die Goldminenbezirke haben wie die Diamantbezirke ihre besondere Jurisdiction und Specialgesetze.

Die erste Beschränkung, welche den Ansiedlern dieser Gegenden auferlegt ist, ist die der Ausdehnung ihres Gebietes, das man ihnen zum Anbaue überläßt. Die Regierung überläßt durch carta de sesmaria (Urkunde des Besitzes) nur eine halbe Stunde Länge, welches auch die Mittel zur Ausbeute des Pachters seyn mögen; und diese Concession enthält überdies noch nicht das Recht, nach Gold zu suchen. Dazu muß man eine besondere Erlaubniß haben, welche nur der guarda mor geben kann und welche data heißt. Der Chef aller guarda mores ist ein guarda mor geral, dessen Titel in der Familie eines reichen Paulisten erblich ist, der früher auf seine Kosten die Straße von Rio de Janeiro nach Villa Rica anlegen ließ.

Zur Benutzung dieser Concession hat man zwei Arten, das Suchen in Bergen (mineraçao de morro) und das Suchen des cascalhao (mineraçao de cascalhao), die beide unter dem Namen lavra bekannt sind. In den erstern findet man zwei Formationen, Sand und Steine. Das Gold findet sich theils an der Oberfläche, theils im Innern der Berge, bald in Staub, bald in Körnern und in Flittern, bald in wenig dicken und mehr oder minder großen Blättern, selten in Stücken von ansehnlicher Größe.

Um die goldhaltigen Substanzen herauszubringen, beginnt man bald eine Arbeit unter freiem Himmel, indem man die Berge perpendiculair durchgräbt bis man auf das Gold kommt, das sie enthalten; bald legt man Schachte an, um den Adern im Innern der Berge zu folgen. Sind diese Stoffe herausgeschafft, so zerpocht man sie, um dann das Waschen zu beginnen. Diese Operation des Zerkleinerns ist bei dem Cascalhao nicht nöthig, der eine Mischung von Sand und Kieseln mit Goldtheilchen ist.

Die Wäsche ist die einzige Methode, deren sich die Brasilianer bedienen, um das Gold von den Stoffen zu trennen, mit denen es vermischt ist. Diese Stoffe mögen übrigens seyn, welche sie wollen. Der Baron von Eschwege hatte versucht, eine andere Art einzuführen, die indeß auch nicht viel zweckmäßiger ist.

Das gesammelte Gold wird zu den Provinzialintendanzen gebracht, die es wiegen und schmelzen. Der Goldstaub circulirte sonst in dem Lande, da aber der Betrug sich hineinmischte, so verbot man dieses Circulationsmittel. Sonst mußten die Bergleute die kleinen Quantitäten Gold in die casas de permuta (Wechselhäuser) oder in die Provinzintendanz bringen, wohin es zuletzt kommt. Die Intendanz nimmt nicht weniger als acht oitavas an, was ungefähr ein Werth von 10 Thlrn. ist. Kommt das Metall an, so wiegt es der Schatzmeister, schreibt den Namen des Besitzers und das Gewicht auf ein Papier und nimmt den fünften Theil für den König hinweg. Das Uebrigbleibende wird dem Schmelzer übergeben, der es in einen Schmelztiegel thut und etwas Eisenfeilicht dazu mischt. In ungefähr zehn Minuten ist das Gold geschmolzen, wird dann in eine mit Oel fertig gemachte Form gegossen und endlich in Wasser geschüttet. Nach der Erkaltung übergiebt man die Stange dem zweiten Justirer (adjudante ensaiador), der an dem einen Ende das Wappen Portugals und die Jahrzahl eingräbt. Dann erhält sie der erste Wardein und gräbt an der Seite das heilige R darauf. Eine Bescheinigung endigt diese Operation, durch welche 20 pro C. für das gleich im Anfange weggenommene Fünftel, 18 pC. für das Münzen und 2 pC. für die Justirung in den Cassen bleibt. So findet also die Schmuggelei große Vortheile dabei, das Gold in Staub auszuführen, und trotz der eifrigsten Aufsicht werden so der Fiscaltaxation ansehnliche Summen entzogen.

Gold sucht man fast in der ganzen Provinz Minas Geraës; die reichsten Minen aber sind in Villa Rica, oder Oro Preto, in Villa do Principe, in Campanha, in Santa Barbaca, in San Joao del Rey, in Paracutu, Peirera, Inficionado, Catas Aldas de Mato Dentro ꝛc. Gegenwärtig erhält man aber nur noch mittelmäßige Resultate, und alle diese Städte oder Flecken, die zur Zeit ihrer Gründung blühend waren, sehen verfallen und öde aus. Es gab eine Zeit, wo man, um die Menge der Goldadern in dem Lande zu beschreiben, zu sagen pflegte: „man reiße einen Grasbüschel in Minas Geraës aus und es werden Goldkörner mit herausfallen.“ Und wirklich, nichts kommt der Leichtigkeit gleich, mit welcher die ersten Bergleute sich dieses edle Metall verschafften. Aber die Goldadern verloren sich von Tage zu Tage mehr und überdies wurden die Grundstücke, wo man Gold suchte, durch die ausgegrabene Erde ꝛc. dem Ackerbaue auf lange Zeit entzogen. Die Bergleute verschwendeten ihre Schätze so leicht, als sie dieselben sammelten, dachten nicht an die Zukunft und glaubten eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern gefunden zu haben. Das Gold bereicherte, wenn es aus der Erde herausgenommen war, die Kaufleute von London und Lissabon und es blieb wenig davon in dem Lande zurück, das es in seinem Schoße getragen hatte.

Man wendete den ganzen Boden um, ohne ihn zu bebauen. Statt der Felder, deren symetrische Fruchtbarkeit den Blick erfreut, gewährte die Provinz Minas Geraës einen Anblick von Oede und Trauer. Die Erde war mit Asche und Kohlen und mit ungeheuern halbverbrannten Aesten bestreut, und starrte von geschwärzten Stämmen ohne Schale, wirklichen vegetabilischen Skeletten, welche grell von der majestätischen Schönheit der umliegenden Wälder abstachen.

Die ganze Provinz Minas Geraës, die in Osten von der Serra de Mantiqueira und der Kette liegt, welche sie nach Norden fortsetzt, war sonst mit Waldungen bedeckt, welche den wellenförmigen Boden bekleideten. In diesem Theile von Brasilien wird die Erde, wenn man eine kleine Anzahl Ernten gemacht hat, von einem großen Farrnkraute, pteris genannt, überzogen, an dessen Stelle darauf eine klebrige, grauliche und stinkende Grasart, capim gordura, oder Fettgras, tritt. Dieses Gras bleibt bald Herr des Bodens, erstickt alle andern Gewächse und ist so gewaltig, daß der Mensch ihm weichen muß. Da, wo sich riesenhafte Bäume, umschlungen und verbunden von zierlichen Lianen, erhoben, sieht man nichts mehr als ungeheuere Ebenen von capim gordura, dessen Samenkörner sich an die Kleidungsstücke des Menschen und die Haare der Thiere hängen. „He una terra acabada — es ist ein verlorenes Land,“ sagt dann der Pflanzer. Dieses Gras scheint in der Provinz Minas Geraës erst seit ungefähr 50 Jahren zu existiren, aber dieser kurze Zeitraum reichte hin, ihm die Herrschaft über fast das ganze Gebiet zu verschaffen. Stellt es sich auf einem Felde ein, so verlassen es die Pflanzer sogleich und machen sich ein anderes durch Niederbrennen des Waldes. Diese Entwaldung schreitet so rasch vorwärts, daß man für die Zukunft des Landes besorgt werden muß. In einigen sonst mitten im Walde angelegten Städten macht sich bereits der Holzmangel bemerklich und die reichhaltigsten Eisenbergwerke können aus Mangel an Brennmaterial nicht benutzt werden.

Diese großen öden Felder, welche leicht von den Wucherpflanzen zu reinigen wären, sind nicht die einzige Ursache des allgemeinen Verfalls, den man in der Minenprovinz bemerkt. Dieses Aussehen von Elend hängt auch mit davon ab, daß die aus Lehm aufgeführten Gebäude leicht verfallen. In den Bergwerken ist jeder sein eigener Baumeister. Will man ein Haus bauen, so schlägt man in geringer Entfernung von einander Holzstücke etwa von der Stärke eines Armes in die Erde, bindet dann mittelst Lianen sehr nahe an einander Querstangen, so daß eine Art Gitter entsteht, welches man mit Erde ausfüllt. Die Dächer bestehen aus den Stengeln und Blättern eines Grases, welches zu dem Geschlechte saccharum gehört und von den Ansiedlern sape genannt wird. Dünne Scheidewände theilen im Innern diese armseligen Hütten. Diese Art, so rasch und leicht

zu bauen, muß ohne Zweifel viel dazu beitragen, die Wanderlust der Ansiedler rege zu erhalten. Wenn ihre Wohnungen dauerhafter und bequemer wären, würden sie dieselben nicht so gern verlassen und den Anbau der Felder anders einrichten, und zwar nach einem langen Aufenthalte an demselben Orte.

Die Mineiros oder Bewohner der Minenprovinz halten sich mehr auf dem Lande als in Städten auf, sie mögen in goldhaltenden Bezirken oder in ackerbautreibenden leben. Blos des Sonntags kommen sie in die Dörfer und an den Arbeitstagen bleiben ihre Häuser verschlossen. Die Bewohner der Dörfer bestehen gewöhnlich aus Farbigen. Sie sind von Natur mäßig, kennen die Bedürfnisse nicht, welche unsere Climate wecken und haben nur einen Lieblingsgenuß, sich gemächlich auszustrecken und nichts zu thun. Haben sie Mehl für einen Tag, einige Bohnen und ein Stück Kürbiß, so würde man ihnen vergebens Gold bieten, um sie zur Arbeit zu bewegen. Ihre einzigen Vergnügungen bestehen in einer Art Turnier (cavalhadas), das zu Pfingsten gehalten wird und in einem von Afrika eingeführten und eingebürgerten Tanze (la batuca), den man in anständiger Gesellschaft kaum nennen kann. Bei ihren Hausarbeiten erkennt man eine Sorgfalt und Geschicklichkeit, welche unsern besten europäischen Arbeitern Ehre machen würden. An den gewöhnlichen Tagen finden die Mahlzeiten so prompt statt, daß man sich keine Idee davon machen kann; bei Festen aber, wie Taufen und Hochzeiten, bleibt man bei Tische und trinkt lange; diese großen Mahlzeiten bestehen in einer ungeheuern Menge Fleisch, wozu man nur Wein trinkt. Die Damen wie die Herrn trinken den Wein unvermischt. Der Gebrauch verlangt, daß man, so oft man sein Glas ansetzt, die Gesundheit eines der Anwesenden ausbringt, der durch eine Verbeugung antwortet; man beginnt mit dem Hausherrn und geht dann zu den angesehensten Personen über. Oft dient auch ein einziges Glas zu mehrern Gesundheiten, und dann nennt man die Personen nach einander, denen man die Ehre erzeigen will.

Die Minenprovinz ist fast ganz von Ansiedlern, Mulatten und Weißen bewohnt. Nur an der Grenze und in der angrenzenden Provinz Espiritu Santo findet man den Volksstamm der Malalis-Indianer, die halb civilisirt sind wie die bereits erwähnten Macunis und Machaculis, so wie die Coroados, die wir noch kennen lernen werden. Diese Malalis bewohnen das Land des Rio Vermelho, das auf der einen Seite von den Botocuden von Espiritu Santo und auf der andern von dem Kirchspiele Villa do Principe begrenzt wird. Der Hauptort des Gebiets, welches sie inne haben, ist Passanha, eine reiche Aldea, welche Weizen und Mais baut. Die Aldea der Malalis heißt Sant Antonio und liegt mitten im Walde, den die Sonne kaum durchdringen kann. Sie wurde erst 1817 gegründet und hat sich in einigen Jahren sehr gehoben. Gegenwärtig ist der Abhang aller Hügel rund umher besäet und näher an ihren Wohnungen haben sie aypis (Bohnen) und Jacatupen gepflanzt, deren knollige Wurzel gekocht gegessen wird. Die Häuser, 15 bis 20, sind nichts weiter als in die Erde gestoßene Holzstücke, die man dann mit Bambusdecken überzog und mit einem Grase mit langen breiten gelben Blättern deckte. Das mit Decken belegte Innere ist ziemlich nett.

Die Malalis sind klein von Gestalt, haben breite Brust und Schultern, dünne Schenkel und Beine, einen etwas langen Hals, einen runden dicken Kopf, schwarzes schlichtes Haar, große Augen, vorstehende Backenknochen, eine Stumpfnase, einen großen Mund und vorstehende Kinnladen.

Obgleich die Sprache der Malalis von der der Monoxos und Coroados, die in demselben Striche wohnen, sehr verschieden ist, so behaupten sie doch, gleichen Ursprung zu haben. Sie sagen, die Panhamas, die Malalis, die Pendis, die Monoxos und die Coroados stammten von einem Vater ab, sie hätten früher eine Nation ausgemacht, sich aber später getrennt, nachdem sie sich veruneinigt. Nach ihnen begannen die Monoxos oder Munuchus den Krieg zwischen den Botocuden und den verschiedenen Nationen von gleichem Stamme. Dieser Krieg fand statt, weil die Frauen der Monoxos keine Knaben gebaren und sie, um ihr Geschlecht fortzupflanzen, die Weiber der Botocuden stehlen mußten. Die Geschichte ist ziemlich die Episode der Sabinerinnen.

Die Indianer von Sant Antonio, die fast alle getauft, sind durch den Pfarrer von Passanha getraut worden; sie erfüllen pünktlich ihre religiösen Obliegenheiten und gehen zur Messe und zur Beichte, aber wie es scheint mehr maschinenmäßig als aus verständiger Ueberzeugung. Einer dieser Malalis heißt Capitain, aber dieser Capitain ist der gehorsame Diener der Portugiesen, welche die wirklichen Beherrscher dieser Völkerschaft sind. In der Umgegend der Aldea steht ein Rathhaus, das der Gemeinde gehört, aber von Niemanden bewohnt wird. Die ältesten und angesehensten Männer versammeln sich darin und berathen über Gegenstände, welche den Volksstamm angehen. Dies ist einer ihrer alten Gebräuche, der einzige übrig gebliebene. Obgleich die Malalis keine andere Sprache als die ihrige sprechen, so verstehen sie doch Portugiesisch. Ihre Kleidung besteht in kurzen Beinkleidern von weißem Zeuge und einem Hemde, das sie wie eine Blouse tragen. Die Frauen haben einen Rock von Zeug und blos ein Hemd über die Brust. Landbau und Jagd sind die vorzüglichsten Beschäftigungen dieser sanften und schüchternen Eingeborenen. Eine der Lieblingsspeisen dieser Indianer ist ein dicker weißer Wurm, der sich zur Blütezeit im Bambus findet (bicho do taquara). Die Indianer kochen diese Würmer und ziehen daraus eine Art feines und zartes Fett, mit dem sie ihre Speisen anmachen. Es ist, wie es scheint, eine ziemlich ungesunde Speise, aber sie nährt dafür ungemein. Die bichos dos taquaras, zu Pulver gestoßen, sind nicht blos eine Art Panacée gegen die Wunden, sondern auch das Mittel, einen aufgeregten Schlaf zu bekommen, der mehrere Tage anhält. Aug. St. Hilaire erzählt nach den Sagen, die er an Ort und Stelle gesammelt, daß die Eingeborenen, wenn ihnen die Liebe schlaflose Nächte macht, solche Würmer verzehren, die man dörren läßt, ohne die Eingeweide herauszunehmen, und dann in einen tiefen Schlaf fallen; bei ihrem Erwachen erzählen sie wunderbare Träume, sprechen von glänzenden Wäldern, die sie gesehen und von herrlichen Früchten, die sie genossen. Ehe die Eingeborenen den bicho do taquara essen, nehmen sie ihm den Kopf, der für ein gefährliches Gift gilt. „Ich habe," setzt Aug. Saint Hilaire hinzu, „bei den Malalis nur getrocknete bichos dos taquaras und ohne Kopf gesehen, aber bei einem Botanisir-Ausfluge auf die Insel San Francisco mit meinem Botocuden fand dieser junge Mann eine große Anzahl Würmer in blühenden Bambus, und er fing an, dieselben in meiner Gegenwart zu essen. Er zerriß das Thier, nahm sorgsam den Kopf weg und die Eingeweide heraus und saugte dann die weiche weißliche Masse aus, die unter der Haut blieb. Trotz meinem Widerwillen folgte ich dem Beispiele des jungen Wilden und fand den Wurm außerordentlich wohlschmeckend, ungefähr wie den delikatesten Rahm. Wenn also, wie ich nicht zweifeln kann, die Erzählungen der Malalis treu sind, so beruht die narkotische Eigenschaft des bicho do taquara einzig in dem Eingeweidekanale, da das umliegende Fett gar keine nachtheiligen Wirkungen hervorbringt. Wie dem auch seyn möge, ich habe Latreille die Beschreibung des Thieres vorgelegt, von dem es sich handelt, und dieser große Entomolog erkannte es für eine Raupe, die wahrscheinlich zu dem Geschlecht cossus gehöre."

Als unsere Caravane Villa do Principe verlassen wollte, waren alle meine Beobachtungen und Bemerkungen gesammelt und geordnet. Wir reisten nach und nach durch Conceiçao, Gaspar Soarez, Coçao und Sabaro, und fanden jenseits desselben die Serra de Caraca, eine der malerischesten Bergketten der Provinz. Am Fuße der Serra befand sich ein rancho, von wo das allgemeine System dieser Gebirge sich unter unsern Augen ganz entwickelte. Dieser Rancho war der Sammelplatz der Reisenden, welche sich anschickten, über das Gebirge zu gehen oder dasselbe bereits überstiegen hatten. Als wir ankamen, war eben eine mit Baumwolle beladene Caravane angelangt. Neger, die um große Feuer sich theils gelagert, theils gekauert hatten, bereiteten das Abendessen, während andere die Maulthiere beschlugen oder auf die Weide führten. Unter einem

Schoppen hing man die Hängematten auf. Negerinnen suchten ihre Lebensmittel loszuwerden. (Taf. 20. Abbild.)

Sobald die Serra überstiegen war, kamen wir in das Gebiet von Villa Rica oder Oro Preto, das in der Geschichte der neuen Welt so berühmt ist, und den nächsten Tag gelangten wir in jene Stadt, die verfallen ist, wie die ganze Provinz. Fast alle Reisende, welche durch Villa Rica gekommen sind, besonders die Gelehrten, haben den Namen des Barons Eschwege erwähnt, dessen Haus den Verbreitern der Civilisation und der Wissenschaft stets offen stand. Sein Name (er war Oberst im portugiesischen Dienst) ist von dem der Stadt Villa Rica unzertrennlich.

(Villa Rica.) Villa Rica enthält etwa 2000 Häuser, aber sie sind nur schwach bewohnt. Als die Minen noch Gold in Menge gaben, war eine Menge Auswanderer aus allen Theilen der Welt nach Oro Preto gekommen und man zählte in jenen Zeiten des Glückes über 20,000 Einw. Gegenwärtig beträgt die Zahl kaum 8000.

Villa Rica liegt auf den Hügeln, welche zu der Kette Oro Preto gehören, die sich längs eines kleinen Baches hinzieht, der den Fuß derselben bespült. Die in ungleichen Gruppen stehenden Häuser folgen den Bewegungen dieses Bodens. Die meisten haben ein ärmliches Aussehen. Diese durch lange, schmale und schlecht unterhaltene Gärten, in denen der Orangen- und Kaffeebaum ihr dunkeles Grün ausbreiten, getrennten Häuser geben keine hohe Meinung von dem Reichthume und der Wichtigkeit Villa Ricas. Alles zeugt in dieser Stadt unter den nackten, düstern Hügeln, die sie umgeben, von allmäligem Verfall; alles ist dort traurig, düster und still. Die Straßen in dem Theile, welchen der Oro Preto bespült, sind alle gepflastert und unter einander durch steinerne Brücken verbunden, deren schönste und modernste von dem Baron von Eschwege gebaut wurde. Die Hauptstraße durchschneidet einen Raum von ungefähr einer halben Stunde am Abhange des Berges. Die Häuser sind von Stein, zwei Stockwerke hoch, mit Ziegeln gedeckt und fast alle weiß angestrichen. Die bemerkenswerthesten öffentlichen Gebäude sind zehn Kapellen, zwei Kirchen, das Finanzhotel, das Theater, worin eine Truppe herumziehender Schauspieler spielt, das Gefängniß, in welches nur Mörder kommen, und besonders das Schloß, die Wohnung des Gouverneurs, das, auf der Spitze des Hügels gelegen und mit Kanonen bewaffnet, einen Theil der Stadt beherrscht und von wo man eine herrliche Aussicht auf das ganze Land hat. Es giebt ferner in Villa Rica ein Rathhaus, ein Gebäude von ziemlich gutem Geschmacke, eine ziemlich einfach gebaute Caserne, ein Hospital, das von den Brüdern der Barmherzigkeit unterhalten wird, ein besser unterhaltenes Militärhospital, eine Pulvermühle und eine Faiencefabrik.

Die Bevölkerung von Villa Rica unterscheidet sich von derjenigen nicht, welche man in allen Colonien des südlichen Amerikas findet. Die Männer sind dem Vergnügen und dem Spiele ergeben und die Frauen verschwenden ungeheuere Summen für ihre Toilette.

Obgleich im Innern des Landes gelegen und in den Schlünden umher fast versteckt, ist Villa Rica doch ein ziemlich besuchter Markt, wo sich sowohl Paulistos als Portugiesen einfinden. Die Bevölkerung des ganzen Minenbezirks, die auf eine halbe Million Seelen geschätzt wird, strömt von allen Seiten herbei. Jede Handelsart findet hier ihre Agenten. Die Straßen aus dem Innern und der Küste laufen hier zusammen. Ungefähr jede Woche geht von der Stadt eine Caravane ab, welche die Erzeugnisse des Landes, Baumwolle, Leder, Edelsteine und Goldbarren, nach der Küste bringt und dafür Salz, Wein, Zeuge, Tücher, Spiegel, kurze Waaren oder Sclaven mit zurücknimmt.

Die Umgegend von Villa Rica scheint für den Ackerbau nicht viel zu versprechen; der dürre bergige Boden eignet sich nicht wohl dazu. Dagegen sind die Metallreichthümer höchst bedeutend. Man findet fast alle Metalle daselbst: Eisen in sehr reichen Massen in fast allen Ketten an dem Rio San Francisco; Kupfer bei Fomado, und Braunstein in dem Paraoheba; Platina in Gaspar Soarez; Quecksilber, Arsenik, Wismuth, Antimon in der Gegend von Villa Rica, das Gold gar nicht gerechnet, einen der Hauptreichthümer des Landes. Man hat bei Villa do Principe gesehen, wie dies Metall gewonnen wird. Das Verfahren unterscheidet sich in Villa Rica gar nicht.

Die Indianer, welche die Provinz Villa Rica bewohnen, sind bald von den Ansiedlern vertrieben worden, die aus allen Theilen Brasiliens des Goldes wegen herbeikamen. Vor dieser Zeit zählte man hier Corodos, Caropos, Puris, Botocuden, Macunis, Malalis, Penhamas, Menhams und Paraibas. Gegenwärtig ist alles verschwunden. Kaum bemerkt man von Zeit zu Zeit in dem östlichen Theile des Bezirks einige einzelne Trupps Cayapos. Fast alle diese Volksstämme haben die portugiesische Oberherrschaft anerkannt. Die allein gefährlichen sind einige Botocuden, Cannibalen, welche an dem untern Theile des Rio Doce wohnen. In der Umgegend von Villa Rica und sechs Tagereisen weit lagern Coroados, Puris und Carapos, welche von dem Prinzen von Neuwied und von Spix und Martius besucht worden sind.

Spix und Martius brachen von Villa Rica auf, um die Ufer des Rio Xipoto, eines der Arme des Rio da Pomba, zu besuchen. Sit kamen nach Marianna, das in einem Thale liegt, welches durch den fast fortwährenden Einsturz von Felsen von Ribeirao do Carmo fast ausgefüllt worden ist. Marianna, eine Stadt von etwa 4800 Seelen, besteht aus kleinen hübschen nach der Schnur gebauten Häusern. Bis 1745 war die Stadt die Residenz des Bischofs und des Capitels von Minas Geraës. Jetzt ist Villa Rica der Hauptort des Bezirks.

Von Marianna wendeten sich die Reisenden nach dem Dorfe Santa Anna dos Ferros, das neuerdings Barra do Bacalhao genannt worden ist. An dieser Stelle vereinigt sich der Bacalhao und bald nachher der Rio Turbo mit dem Rio Piranga und beide, weiter unten von dem Ribeirao do Carmo vergrößert, nehmen den Namen Rio Doce an. Santa Anna besteht aus einer kleinen Anzahl von Mulatten und Negern bewohnter Häuser. Den folgenden Tag kamen die Reisenden nach Venda das Duas Irmas und bahnten sich dann einen Weg durch ein gebirgiges und bewaldetes Land. Dichte Wolken verschleierten die Wipfel der Wälder und gaben der Landschaft ein Aussehen wie das unserer europäischen Wälder bei einem nebligen Herbsttage. Je weiter die Reisenden in die Serra do Mar vordrangen, um so schmaler und steiler wurden die Wege; kaum fand ein Maulthier, das doch so wenig Platz braucht, Raum, um den Fuß zu setzen.

Jenseits dieses Gebirgslandes und in einer bewaldeten Ebene fanden Spix und Martius Indianerhütten zugleich mit Wohnungen von Negern und Mulatten. Es war ein kleines Dorf von 30 Häusern, ganz von undurchdringlichen Wäldern umgeben.

Alle diese Colonien oder Aldeas standen damals unter einem Generaldirector, der eine Menge Subaltern-Aufseher unter sich hatte. Die so eingepferchten und unterworfenen Indianer hießen Indios aldeados. Die Aufseher mußten sie bewachen und dazu alle mögliche Mittel ersinnen. Um den Indianern dieses neue Leben angenehmer zu machen, bleiben die neuerlich angelegten Aldeas lange von allen Abgaben frei.

(Ipecacuanha.) Als Spix und Martius in diesem Bezirke ankamen, beschäftigten sich die Corados Indianer mitten im Walde mit der Ipecacuanha-Ernte. In diesen düstern Wäldern, wohin man ohne Bedeckung sich nicht wagen darf, unter Laubgewölben, die nie die Sonne durchdrang, finden sich zahlreiche officinelle heilkräftige Pflanzen, und unter andern auch die berühmte Ipecacuanhawurzel, deren Gebrauch in Europa so allgemein ist. Die Wurzel der Ipecacuanha gehört einem kleinen Strauche an (cephaelis ipecacuanha), der immer in Gruppen auf dem höchsten Theile der Serra do Mar wächst. Die Einsammlung geschieht im April, wann die Beeren der Pflanze bald reif sind; sie geschieht durch Indianer und Negersclaven unmittelbar nach der Regenzeit. Dann ist die Erde sehr weich und man kann die Wurzeln leicht ausziehen. Ohne sich um die künftige Verbreitung der Pflanze zu kümmern, reißen die Indianer alles aus, was sie finden, so daß nach einer gegebenen Zeit die Pflanze ohne Zweifel sehr selten werden wird. Sind die Wurzeln aus der Erde

heraus, so bindet man sie in Packete und läßt sie an der Sonne trocknen, um sie dann an die benachbarten Maulthiertreiber oder an die Handelsleute zu verkaufen, welche deshalb theils von den Campos der Goytacazen oder von Rio de Janeiro kommen. Der Preis der Wurzel ist an Ort und Stelle nicht hoch; man giebt für das Pfund etwa 200 Realen und die Indianer nehmen überdies Waaren dafür, wie Branntwein, kurze Waaren und baumwollene Tücher. Man erzählte den Herren Spix und Martius in den Wäldern, die Wilden hätten die Eigenschaften der Ipecacuanha von dem Vogel Irara kennen gelernt, der die Blätter und die Wurzel des Strauches verzehren soll, wenn er ungesundes Wasser zu sich genommen hat und dasselbe wieder von sich geben will. Aber dies ist ohne Zweifel ebenfalls eine der tausend fabelhaften Sagen, welche die Portugiesen von den Indianern entlehnt oder selbst ersonnen haben, wenn die Indianer keine kannten. Die Waldungen und diese Aldeas enthalten noch andere minder berühmte heilkräftige Pflanzen, die nicht minder wirksam sind, anda-aça, bicucha (myristica officinalis), piriguayo butua, salsa, raiz preta (chiococca anguifuga), deren Gebrauch den Portugiesen und Indianern bekannt ist. Eine der schönsten Zierden dieser Wälder ist die sapacuya (lecythis ollaria), ein prachtvolles, 100 Fuß hohes Gewächs, das sich zu einer majestätischen Kuppel wölbt, reizend im Frühjahre, wenn seine rosenfarbigen Blätter hervorkommen, und in der Blütenzeit, wenn es sich mit seinen schönen Kelchen schmückt. Die von einer dicken Schale umgebene Nuß hat die Größe eines Kinderkopfes.

Endlich gelangten Spix und Martius in die von Caropos bewohnte Aldea Morro Grande. Bei ihrer Ankunft hatte sich ein großer Theil der ohne Zweifel an solche Besuche nicht gewöhnten Colonie eilig in die Hütten geflüchtet und in den Hängematten versteckt. Die Naturforscher sahen, als sie in die Hütten traten, nur einige alte Frauen; die Männer blieben draußend schweigend, unbeweglich mit abgewandtem Gesichte. Unterdessen konnten sie das Innere der Hütten beobachten. Sie sind 15 Fuß hoch, 30 breit, auf den Boden gebaut und an den Ecken auf vier Pfähle gestützt. Die Thüren sind von Palmenblättern. In den Hütten bemerkt man verschiedene Herde, deren jeder einer Familie anzugehören scheint. Der Rauch zieht durch die Thüre oder durch Löcher im Dache hinaus. Die an Pfählen hängenden Hängematten sind um den Schoppen her vertheilt. Einige irdene Töpfe, Körbchen von Palmenblättern mit Pataten und Maniocwurzeln, cujas oder Trinkgeschirre, bemalte Teller, ein ausgehöhlter Baumstamm zum Stoßen des Maises, das ist das Geräthe und die Lebensmittel in diesen Hütten. Die Waffen der Männer, Bogen und Pfeile, hängen an den Wänden. In der Hütte des Häuptlings sieht man ein Horn, durch das er seine Befehle in dem Walde giebt, die Ankunft eines Fremden meldet ꝛc. Als Verzierungen und Instrumente bemerkt man die maraca, ein Stück Schildkrötenschale, das, mit Mais gefüllt, einen Ton giebt wie die Castagnetten; Büschel und Bänder von Federn schöner Papageien. Endlich Schildkröten und Affen, die frei um die Hütten herumstreifen, scheinen ebenfalls zum Hauswesen zu gehören.

Die Wilden waren alle oder fast alle vollkommen nackt. Nur eine kleine Anzahl trug einen Gürtel; andere hatten am Halse Halsbänder von Glaskorallen oder rothen Beeren, bisweilen selbst von Affenzähnen. Die Kinder waren roth und blau bemalt, aber nicht unverlöschlich.

Die Frauen der Caropos schienen den Naturforschern im Allgemeinen wenig Anhänglichkeit an ihre Männer zu haben. Sie folgten vorzugsweise den Negern, welche so für sie wahre Cicisbeos wurden. Die Indianer dagegen verachteten die Negerinnen und hielten sie nicht für ihres Gleichen.

Das Land, in welchem man diese Aldea findet, besteht hauptsächlich aus Gneiß oder Gneißgranit, auf dem andere Schichten rothen Lehmes liegen. Wie man sagt, hat man Goldadern in den Bergen gefunden, und die Bergbäche führen Stücken Quarz, Bergkrystalle und einige Amethyste. Die Ernten in der Umgegend bestehen in Mais, Manioc, Bohnen und Baumwolle.

Etwa 100 Schritte von der Aldea der Caropos befand sich die Aldea von Cipriana, die von Coroados bewohnt wird. Als Spix und Martius sich derselben näherten, waren die Hütten leer, denn die erschrockenen Bewohner hatten dieselben verlassen. Man beruhigte sie und sie kamen zu einem Feste zurück, das den nächsten Tag stattfinden sollte.

Die Vorbereitungen zu diesem Feste bestanden in der Bereitung einer Art geistigen Getränks (eivir, vira, vinassa), das man durch Abkochung des Mais erhält. Einige Frauen stießen dazu den Mais in einem hohlen Baumstamme, andere trugen ihn in ein irdenes Gefäß, um ihn zu kochen. Dann ließen sie das Gekochte gähren. Während die Frauen mit diesen Arbeiten beschäftigt waren, blieben die Männer müßig und kauerten bei Seite um einem großen Feuer. (Taf. 22. Abbild.)

Gegen Abend hörte man in den Wäldern den Ton einer Art Horn. Auf dieses Zeichen eilten die Indianer allmälig aus der Umgend, theils in Gruppen, jeder mit seiner Familie und seinem Gepäcke, herbei, als wollten sie in die Ferne wandern. Wie sie ankamen, sammelten sie sich um ein großes Gefäß, das den gegorenen Saft enthielt. Ohne mit einander zu sprechen, nahmen sie Platz um das gemeinschaftliche Gefäß und grüßten ihre Nachbarn kaum durch eine Bewegung der Lippen und einen unarticulirten Laut. Als alle beisammen waren, kam eine Art Häuptling, der sich neben das große Gefäß stellte. Er hielt in der rechten Hand die maraca, welche sie gringerina nennen, bewegte sie lärmend und schlug zu gleicher Zeit den Tact mit dem rechten Fuße. Dann fing er an, weniger zu tanzen, als tactweise zu marschiren, und sang dabei langsam und eintönig, während er fortwährend auf das Gefäß sah. Dann wiederholte er seinen Gesang und sein Blick und seine Stimme erhielten mehr Ausdruck. Die Andern blieben unbeweglich, sahen stier den Häuptling an und stießen nur von Zeit zu Zeit zusammen einen Schrei aus, der ein Chor zu seyn schien. (Taf. 23. Abbild.) Nach diesem Tanze, der den Zweck zu haben schien, die bösen Geister abzuhalten, trat der Häuptling an das Gefäß, nahm aus den Händen seines Nachbars das Trinkgeschirr, füllte dasselbe und leerte es bei den Tönen der Gringerina aus. Als er dies getrunken, bot er allen Anwesenden einen Trunk an, worauf der Tanz begann, ohne daß man aber aufhörte, die Geschirre zu füllen und zu leeren. Am Ende des Festes, als die Beine der Wilden ihnen allen Dienst versagten, fielen sie um und schliefen ein, um erst den andern Tag wieder zu erwachen.

Bei den Aldeas der Caropos und Coroados sahen Spix und Martius Puris, die der Prinz von Neuwied vor ihnen bei seiner Reise nach den Campos der Goytacazen und an dem Rio Doce studirt hatte. Nach den Beobachtungen dieser Gelehrten sind die Puris klein von Gestalt, breitschulterig und untersetzt. Alle gehen durchaus nackt bis auf sehr wenige, die sich einige Zeugstücke verschaffen konnten, oder die kurze Beinkleider tragen, welche sie von den Portugiesen erhielten. Einige haben sich den Kopf kahl geschoren, andere das Haar nur über den Augen und dem Nacken abgeschnitten; einige schneiden sogar den Bart und die Augenbraunen ab. Sie färben sich theils an der Stirn, theils am Leibe. Auf der Brust hängen Schnuren von schwarzen harten Körnern, oder von Affen-, Jaguar-, Katzen und andern Thierzähnen. Wenn diese Stämme in die Wäldern gehen, tragen die Männer in der Hand Bogen und Pfeile, während die Frauen die Kinder und das Hausgeräthe fortschaffen. (Taf. 21. Abbild.) Bisweilen haben die Männer um ihre Stirn ein Stück von der Haut des Mono-Affen. Auch die jungen Mädchen haben bisweilen Schnuren oder Bänder und die Frauen für gewöhnlich ein Band um die Handgelenke, um diese Theile zu schmücken und kleiner zu machen

Die Puris, die Coroados und die Caropos scheinen zu einem und demselben Menschenschlage zu gehören; sie sind breitschulterig, untersetzt und bisweilen sehr fleischig. Sie haben einen dicken und runden Kopf, ein breites Gesicht, gewöhnlich vorspringende Backenknochen, schwarze kleine und bisweilen schiefe Augen, eine große kurze Nase und sehr weiße Zähne. Einige unterscheiden sich indeß durch vorstechendere Züge, eine gebogene Nase und sehr lebhafte Augen, die bei nur wenigen angenehm, bei den meisten eingesunken, ernst und düster sind. Die Farbe der Haut ist mehr

oder minder kupferartig, je nach dem Alter, und gelb bei den Kindern, wie bei den Mulatten. In den Krankheiten wird die Farbe safrangelb. Selten findet man unter ihnen Albinos.

Das Temperament dieser Wilden ist phlegmatisch. Alle ihre Genüsse sind rein körperliche.

Ihre Hütten oder cuaris sind höchst einfach. Eine aus embira, der Rinde einer Art cecropia, geflochtene Hängematte hängt an zwei Baumstämmen, an die man weiter aber mit Lianen eine Querstange befestigt. Von der Windseite bringt man große Palmenblätter an. Unter diesen ganz kleinen Hütten verbringen die Männer den größten Theil des Tages weich hingestreckt auf ihren Hängematten, während die Frau am Herde einen barbado-Affen bratet, der an den nahen Bäumen erlegt wurde. (Taf. 22. Abbild.) Die Portugiesen in der Nähe von Parahiba haben behauptet, die Puris wären Cannibalen, aber dies ist nur ein Hörensagen, zu dessen Unterstützung bis jetzt keine wirkliche Thatsache angeführt werden konnte.

Haben diese Indianer einen allgemeinen und bestimmten religiösen Glauben? Der Prinz von Neuwied sagt, sie verehrten ein höchstes starkes Wesen unter dem Namen Tupan; Spix und Martius behaupten dagegen, sie glaubten mehr an Constellation, an die Sonne und besonders an den Mond. Nach den letztern scheinen sie das Princip des Bösen unter verschiedenen Formen, der einer Eidechse, eines Crocodils oder eines Juguars, zu beschwören. Ihr großer Beschwörer ist ein paje, eine Art Zauberer. Der paje ist zugleich der Priester und der Arzt; er giebt Arzneimittel und sorgt für Zauberbeschwörungen. Außer diesen doppelten Eigenschaften hat der Paje wenig Ansehen und Macht über diese Wilden; sobald er aufhört, Zauberer und Arzt zu seyn, tritt er in das gewöhnliche Leben zurück.

Die Familienbande sind unter den Puris sehr locker. Selten läßt sich der Häuptling herab, auf die Streitigkeiten in seinem Hauswesen zu achten. Es giebt keinen Vorzug zwischen den ältern und jüngern, selbst nicht zwischen dem Vater und dem Sohne. Das Haupt des Stammes ist gewöhnlich eine Art Capitao, den die Portugiesen gewählt haben; indessen ist, wenn sie in den Krieg ziehen, ihr General der beste Jäger, welcher die meisten Jaguare erlegt hat. In den Lagerplätzen befiehlt Jeder. Obgleich verschiedene Familien in einer Hütte wohnen, so sind die Haushaltungen doch völlig geschieden und das individuelle Recht des Eigenthums wird fast immer geachtet. Die gemeinschaftlich gesammelten Lebensmittel veranlassen bei der Theilung wenig Streitigkeiten. Nur die Eifersucht führt Kämpfe herbei, deren Opfer am häufigsten die armen Frauen sind.

Jeder nimmt so viel Frauen als ihm beliebt und als er ernähren kann; auch verläßt er sie wieder, wann es ihm gefällt. Trotz dieser großen Duldsamkeit sieht man viele, die blos eine Frau haben. Die Frauen werden frühzeitig Mutter; es ist nicht selten, Frauen von zwanzig Jahren zu sehen, die bereits vier Kinder haben; mehr bekommen sie aber fast nie. Die Hochzeit erfordert wenig Förmlichkeiten: der Mann macht den Eltern ein kleines Geschenk und nimmt ihnen ihre junge Tochter.

Nur die Männer beschäftigen sich mit der Jagd, aber die Arbeiten des Hauswesens und die Bestellung des Bodens lasten auf den Frauen, den wirklichen Sclaven des Mannes. Die ungerechte Vertheilung der Arbeit ist ein Umstand, den man gewöhnlich unter allen amerikanischen Völkerschaften bemerkt.

Diese Indianer, die ein sehr regelmäßiges Leben führen, sind selten krank und erreichen gewöhnlich ein sehr hohes Alter. Sind sie unwohl, so machen sie ein großes Feuer neben ihrer Hängematte an, legen sich nieder und warten. Wird das Uebel schlimmer, so ruft man den Paje. Er versucht Räucherungen, Reibungen mit verschiedenen Kräutern oder blos mit Speichel, bläst, spuckt den leidenden Theil an und drückt denselben mit der Hand. Auch öffnet er die Ader und schröpft.

Wenn ein Indianer stirbt, so begräbt man ihn in sein Zelt und das Zelt wird verlassen, wenn der Verstorbene ein Erwachsener war. Man legt den in ein Gefäß gethanen oder in schlechte Zeuge gewickelten Leichnam in die Erde, auf welche die Männer und Frauen dann treten und schreien und wehklagen. Man hält sogar, wie es scheint, auf dem noch frischen Grabe eine Art Leichenpredigt.

Das gewöhnliche Leben dieser Indianer ist ganz unbedeutend und einförmig. Früh geht der Puri in den Wald, während seine Frau sich mit dem Hauswesen beschäftigt, dann ißt er und ruht aus oder badet sich. Am liebsten ißt er den Tapir, den Affen, das Schwein, den Tatu, den Paca und das Agouti, aber er verzehrt auch das Coati, den Hirsch, Vögel und Schildkröten und begnügt sich an Tagen des Mangels auch mit Schlangen und Larven.

Die Puris haben wenig Unterhaltuugen. Was man ihre Tänze nennt, ist höchstens ein Spaziergang, bei dem einer vor dem andern hergeht, während ihre Kinder sich an sie anhängen. So beschreiben sie einen fast fortwährenden Kreis um einen großen Herd herum. (Taf. 22. Abbild.)

Das sind die Stämme, welche von dem Prinzen von Neuwied und von Spix und Martius in der Umgegend der Campos der Goyatacazen beobachtet wurden. Der erste dieser Reisenden trieb seine Forschungen noch weiter, ihm verdankt man die Kenntniß des Laufes des Rio Doce in allen Einzelnheiten (Taf. 25. Abbild.), die Zeichnung der Barre von Ilheos, die so malerisch aussieht. (Taf. 25. Abbild.) Er hat auch in diesen Gegenden die Sitten einer Menge dieser Volksstämme studirt, zu denen die Patachos und die Camacamer gehören. welche den Sitten, den Zügen oder der Sprache nach den zahlreichen Stämmen nahekommen, welche wir besucht haben und denen ihre Hütten (Taf. 26. Abbild.), der Charakter ihrer Gesichter (Taf. 26. Abb.) und ihre einförmigen, ungraziösen Nationaltänze gleich sind (Taf. 26. Abbild.).

In den letzten Tagen des Juli hatten wir Villa Rica verlassen und zogen nun nach der Hauptstadt Brasiliens zu. Zuerst kamen wir durch Boa Vista, dann durch den Weiler Capao, durch Oro Bramo, ein Dorf mit 50 Häusern und einer Kirche, die sich an einen grünen fruchtbaren Berg zu lehnen scheint. Zu Queluz hörte der Wald auf und wir kamen in eine freie ebene Gegend. Queluz ist eine kleine Stadt in der Comarca Rio dos Mortes, auf einer Höhe gebaut, beherrscht die Straße und macht von fern den malerischesten Effect.

Dann kommt Barbacena, das im Lande durch die Zahl der dortigen gefälligen Mulattinnen berühmt ist. Barbacena ist eine hübsche Stadt, welche das Auge überrascht, das an das jämmerliche Aussehen der Orte im Innern gewöhnt ist. Man zählt hier ungefähr 2000 Seelen. Die Stadt ist auf zwei langgezogenen Hügeln gebaut und hat die Gestalt eines T. Sie hat zwei breite und gerade Hauptstraßen, von denen die eine ganz, die andere nur vor den Häusern gepflastert ist. Diese sind klein und weiß; die meisten haben nur ein Erdgeschoß, an allen aber befindet sich ein kleiner Garten. Barbacena besitzt vier Kirchen, mehrere recht gut versorgte Kaufmanusladen, viele Vendas und einige Gasthäuser.

In Registro Velho sahen wir schöne Felder, welche die rauhe Umgegend noch reizender machten. Es sind einige wirthschaftliche Neuerungen hier von Manoel Rodriguez eingeführt worden, dem es gelungen ist, die Wolle seiner Heerden selbst zu verarbeiten. Man baut hier auch mit nicht minder glücklichen Resultaten Flachs. Nach drei Monaten erhält man eine reiche Ernte. Man wird sich ohne Zweifel wundern, warum die Regierung einen so nützlichen Anbau nicht zu begünstigen sucht, aber in jenen fernen Climaten achtet man wenig selbst auf die fruchtbarsten Erfahrungen.

Die ganze Straße von Villa Rica nach Rio de Janeiro zeigt nur hier und da eine Stadt. Wir kamen nach Ribeirao, einen Haltpunkt der Maulthiertreiber, an welchen sich eine Episode knüpft, die Aug. Saint Hilaire erzählt und die eine ziemlich genaue Vorstellung von dem Schicksale der Neger im Innern giebt.

„Indem ich dem Laufe eines Baches folgte," erzählt der gelehrte Naturforscher, „gelangte ich zu einer Maispflanzung. Der Rauch, der

sich in der Mitte des Feldes erhob, verkündigte eine Negerhütte; ich ging darauf zu und fand eine jener Baraken, welche die Neger in der Minenprovinz zu bauen pflegen, wenn sie auf dem Felde zu schlafen genöthigt sind. Sie sind aus Stäben gemacht, die, schief in die Erde gestoßen, an dem obern Theile zusammenkommen, wie die Sparren eines Daches, und gewöhnlich mit ordnungslos untereinander geworfenen Palmenblättern gedeckt. Einige irdene Töpfe und Geschirre aus Kürbissen machen das Geräthe dieser armseligen Wohnungen aus. Vor der, an welcher ich ankam, saß ein Neger auf der Erde, aß auf Kohlen gebratene Tatustücke und steckte gerade einige in einen halben Kürbiß; dazu fügte er angu und bot es mir ganz freundlich an. Ich dankte ihm und es entstand folgendes Gespräch zwischen uns: „Du mußt große Langeweile fühlen hier ganz allein mitten im Walde." — „Unser Haus ist nicht weit von hier und übrigens arbeite ich." — „Du bist von der Küste Afrikas; sehnst du dich nicht bisweilen in deine Heimath zurück?" — „Nein, hier ist es besser; ich hatte noch keinen Bart als ich hierher kam und habe mich an das Leben gewöhnt, das ich hier führe." — „Aber hier bist du Sclave und kannst nicht thun, was du willst." — „Das ist allerdings unangenehm, aber mein Herr ist gut; er giebt mir gut zu essen und läßt mich ein kleines Feld bebauen. Des Sonntags arbeite ich für mich; ich pflanze Mais und mangutis und dafür erhalte ich Geld." — „Bist du verheirathet?" — „Nein, aber ich werde bald heirathen; wenn man so allein ist, ist das Herz nicht zufrieden. Mein Herr bot mir erst eine Creolin an, aber eine solche mag ich nicht; die Creolinnen verachten die Neger. Ich möchte ein anderes Weib, das meine Herrin gekauft hat, das aus meinem Vaterlande ist und meine Sprache spricht." Ich gab dem Neger ein Geldstück, wofür er mir durchaus einige kleine Fische und eine Gurke aufdringen wollte.

„Ein anderes Mal," setzt Aug. Saint Hilaire hinzu, „wendete ich ich mich mit derselben Frage an einen alten Neger, der für seinen Herrn in einer entfernten Venda an die Reisenden Mais zu verkaufen hatte und fern von aller Aufsicht ruhige Tage verlebte. „Wäre es möglich," antwortete er mir, „daß man das Land ganz vergessen könnte, in welchem man geboren wurde?" — „Du bist von Sinnen," fiel ihm seine Frau lebhaft ein, „würde man uns nicht wieder verkaufen, wenn wir in unsere Heimath zurückkehrten?"

Man kann diese Meinung über die Sclaverei der Neger anführen, weniger, um sie nach der Theorie zu rechtfertigen, als um zu zeigen, daß man den Zustand der Sclaven in den Büchern und auf der Rednerbühne oft übertrieben hat. Der Sclavenhandel bleibt indeß nichts desto weniger ein Schandflecken, der hoffentlich bald ganz getilgt wird.

In Mathias Barbosa fanden wir die erste Zollinie der Minenprovinz und zu Simao Pereira die zweite. Diese doppelte Visitation ist zugleich unnütz und lästig; ihr geringstes Unrecht ist das, daß sie nichts hindert. Im Angesichte der Zollbedienten bot man uns geschmuggelten Goldstaub an. Uebertrieben ist der Preis der Pässe.

Wir hatten nun die Provinz Minas Geraës verlassen, die wir unter unsäglichen Strapazen ihrer größten Länge nach durchzogen. Diese Provinz wurde zu Ende des 17. Jahrhunderts von Marcos de Azevedo entdeckt, der auf dem Rio Doce und dem Rio das Caravellas hinauffuhr. Erst einige Jahre später erbat und erhielt Fernando Diaz Paës die Gunst, auf Entdeckungeu dort auszugehen; dann kam 1695 Rodriguez Arsao, und nach ihm Schaaren von Paulistas, welche ihr Vaterland verließen, um Gold zu suchen. Da wurde Villa Rica und fast zu gleicher Zeit Marianna, Sabara, Caëta, Saa Joao del Rey, San Jose, und Cerro do Frio gegründet. Bald strömten Abenteurer von allen Seiten herbei und es entstand ein Krieg an Ort und Stelle selbst, der erst bei der Ankunft des Don Lorenzo d'Almeida aufhörte, den man als den Schöpfer des Friedens in diesem Landstriche ansehen kann. Seitdem sind einander vierzehn Gouverneure gefolgt bis zur Revolution, die Brasilien von Portugal losriß.

Die Provinz Minas Geraës, die in N. von der Provinz Pernambuco und von Bahia, in O. von der Prov. Espiritu Santo, in S. von den Provinzen Rio de Janeiro und San Paulo, und endlich in W. von der Prov. Goyaz begrenzt wird, hat so ziemlich die Gestalt eines Quadrats. Sie wird in zwei sehr ungleiche Hälften durch eine lange Bergkette geschieden, die von S. nach N. geht und an der Ostseite von Wald bedeckt ist, während die Westseite im Allgemeinen nur Weideplätze enthält. Schöne und zahlreiche Flüsse begrenzen und durchziehen sie, darunter der Jiquitinhonha und Rio Grande.

Das Gebiet des Minenbezirks enthält Reichthümer aller Art, Gold, Eisen und Blei, wie fette Weiden, schöne Wälder und fruchtbare Felder. Die über einen so großen Raum zerstreute Bevölkerung übersteigt indeß 500,000 Seelen nicht, so daß auf jede Q.-Stunde nur 10 Personen kommen. Man hat diese Provinz in fünf Comarcas getheilt: in Süden Rio des Mortes und Villa Rica; in Osten Cerro do Frio; in der Mitte Sabara, und in Westen Paracata.

In der Provinz Rio de Janeiro, welche wir nun betraten, ändert plötzlich der Boden seine Natur und sein Aussehen. In diesem Striche, wie in einem Theile Brasiliens, zieht sich am Rande des Meeres eine mit Urwald gekrönte Bergkette hin; gegen NO. und parallel mit der erstern, obgleich höher, sieht man eine andere Kette, die nur 30 bis 60 Stunden von der am Meere entfernt ist. Diese Kette trennt die ganze Minenprovinz in zwei sehr ungleiche Hälften und theilt die Gewässer des Rio Doce und Rio San Francisco, um sich in N. Brasiliens zu verlieren. Der Raum zwischen den beiden Ketten wird durch andere Berge durchschnitten, die im Allgemeinen von O. nach W. ziehen und zwischen sich tiefe Thäler mit dichtem Walde lassen. In W. der westlichen Kette ändert sich das Aussehen; den Bergen folgen Hügel; die Urwälder verschwinden, um Weideplätzen Platz zu machen. Da die Straße verschiedene Krümmungen macht, so trennen ungefähr 21 Stunden den Punkt der östlichen Kette, wo die natürlichen Weiden beginnen, von dem Parahiba.

(Vendas.) Wir befanden uns bald an der Venda an diesem Flusse. Die Vendas sind eine Art Wirthshäuser, in denen die Waaren auf Tafeln rund an den Wänden hin liegen oder an den Deckbalken befestigt sind. Wie in allen Laden steht der Handelsmann hinter einem Tische der Thüre gegenüber, und auf diesem Tische giebt er den Trinkern die cachaca, eine Art Tafia, der nach Kupfer und Rauch schmeckt. Man findet in den Vendas keinen Sitz; Jeder genießt da stehend. Sie sind ein Sammelplatz für die Negersclaven, welche daher kommen, um den Ertrag ihrer Arbeit oder die Frucht ihrer Diebstähle in Orgien zu vergeuden.

Der Parahiba, über den wir den nächsten Tag gingen, ist der einzige ansehnliche Fluß, der in der Provinz Rio de Janeiro fließt. Er entspringt in geringer Entfernung von der Stadt Parati und etwa 28 Stunden von der Hauptstadt, fließt zwischen der großen Cordillere und der mit derselben parallellaufenden Kette und ergießt sich am Ende der Provinz unterhalb San Salvador de Campos de Goytacazes in das Meer. Obgleich die Straße von Villa Rica nach Rio de Janeiro die besuchteste in ganz Brasilien ist, hat man doch noch nicht daran gedacht, eine Brücke über den Parahiba zu schlagen.

Nach der großen Cordillere beginnen die Zuckermühlen. Der Besitz einer solchen ist in der Provinz eine Art Adelstitel. Man nennt den, der solche Ansprüche auf die allgemeine Achtung hat, senhor d'ingenho (Herr einer Zuckermühle). Der senhor d'ingenho ist gewöhnlich ein Mann, der bei sich eine Jacke von Baumwollenzeuge und herumhängende Beinkleider trägt, aber, wie er seine Besitzungen verläßt, die größte Etiquette auf seinen Anzug verwendet, glänzend gewichste Stiefeln, silberne Sporen, einen sehr netten Sattel und einen schwarzen Pagen in einer Art Livree hat.

Je mehr man sich Rio de Janeiro nähert, um so lebhafter wird die Straße; man spürt schon eine große Stadt. Vendas bei jedem Schritte, Caravanen von Mineiros, die in Staubwolken einherziehen, das sieht man

längs den beiden Abhängen der Cordillere am Meere. Von einem Gasthause, Bemfica genannt, das auf dem Gipfel jener Bergkette liegt, konnten wir über dieselbe hinwegblicken. Diese Berge gehören zu einer ungeheuern Kette, die im Norden Brasiliens entsteht, parallel mit dem Meere hin sich zieht, durch die Provinzen Espiritu Santo, Rio de Janeiro, San Paulo und Santa Catarina geht und an der Grenze der Provinz Rio Grande de San Pedro gegen Westen einen großen Bogen beschreibt, um in den Missionen des Uraguay zu endigen. Diese Cordillere, ein vorgeschobenes Bollwerk Brasiliens, würde dasselbe leicht gegen einen Einfall vertheidigen; sie ist ganz und gar mit jenen herrlichen Urwäldern bedeckt, die für jeden ankommenden Fremden der Gegenstand der ersten Neugierde in Brasilien sind.

(Urwald.) Wirklich, nichts ist staunenerregender als die großartigen Verhältnisse dieser Gewächse, ihr Umfang, ihr Blätterschmuck, ihr ernstes und strenges Aussehen. Tritt man unter diese kalten und einsamen Gewölbe, so fühlt man sich gegen seinen Willen von Scheu und Ehrfurcht ergriffen. Hier erinnert nichts an die ermüdende Einförmigkeit unserer Fichten, Eichen oder Lärchen; jeder Baum hat gleichsam seine eigenthümliche Form, eigene Blätter und eigenes Grün. Die entferntesten Familien kreuzen und umschlingen sich hier. Die fünfblätterigen Bignonien wachsen neben Cäsalpinien, und die goldenen Blumen der Cassien fallen wie ein Regenschauer auf die baumartigen Farrnkräuter. Von den tausendfach getheilten Zweigen der Myrten und Eugenien sticht die zierliche Einfachheit der Palmen ab, und unter den Mimosen bemerkt man die Cecropia, welche ihre großen Blätter wie Candelaber ausbreitet. Die hohen schlanken Bäume, deren einige mit Dornen bewehrt sind, schmücken sich nicht mit unbemerklichen Blümchen, sondern prangen häufig im glänzendsten Blütenschmucke. Die Cassia hängt in goldenen Trauben, die Bochisias strecken Stäbe von seltsamen Blüten empor, und die Baumbignonien haben gelbe und purpurne Blüten wie die Digitalis. Ueberdies erhalten in Europa kriechende Arten hier plötzlich eine außerordentliche Vegetationskraft: Euphorbien sind majestätische Bäume; Borragineen werden Sträucher. Die größte Schönheit dieser Wälder aber sind die Lianen, welche sich um die Bäume schlingen. Diese Lianen sind Bignonien, Bauhinien, Cissus und Hippocrateen. Oft erhebt sich zu wunderbarer Höhe ein cipo d'imbe, ein parasitisches Aroïd, das sich um den Stamm der größten Bäume schlängelt. Auf seinem Stengel erscheinen Blätter, die in der Gestalt von verschobenen Vierecken hervorkommen und dem Gewächse das Aussehen einer Schlangenhaut geben. Ein anderer Baum, der cipo matador oder mörderische Liane, hat einen eben so geraden Stamm wie die europäische Pappel. Einige dieser Lianen gleichen Schlangen, die sich dahin winden; andere schlingen sich zu Arabesken oder drehen sich in langen Spiralen um sich selbst; sie hängen wie Fransen da, kriechen zwischen den Bäumen oder schwingen sich von einem Zweige zum andern, so daß sie ein endloses Netz von Zweigen, Blättern und Blüten bilden, ein Geflecht von tausend Maschen, woran man weder die erste noch die letzte zu finden vermag.

Wenige von allen Urwäldern in Brasilien mögen schöner seyn als die in der Nähe von Rio de Janeiro. Diese Pracht rührt wahrscheinlich daher, daß die Feuchtigkeit nirgends größer ist. Diese Wälder enthalten einige giftige Thiere, wie Schlangen, aber sie sind auch der Aufenthalt einer Menge unschuldiger Geschöpfe, wie der Hirsche, Tapire, Agoutis und mehrerer Arten Affen, wie des macaco barbado, dessen Geheul dem Getöse eines heftigen Windes gleicht. Eine Menge Vögel flattert hier umher. Einer besonders ist merkwürdig, den die Mineiros ferrador, die Brasilianer aber araponga nennen, ein Vogel, der sein Gefieder in den verschiedenen Altern wechselt, jung grün aussieht und allmälig weiß wird wie ein Schwan. Dieser Vogel verräth sich im Walde durch ein Geräusch, das dem Schlage eines Hammers auf den Ambos und dem Hin- und Herziehen einer Feile am Eisen gleicht. Er hat die Größe einer Amsel.

In diesen Einöden fliegen und summen Tausende von Insecten, welche die Aufmerksamkeit des Naturforschers wegen ihrer seltsamen Formen oder ihrer lebhaften Farben verdienen. Die Schmetterlinge bedecken myriadenweise die Blumen und bilden über den Bächen gleichsam bewegliche Wolken von Gold, Purpur und Himmelblau.

Von Bemfica kommt man nach Agasru, einem kleinen Dorfe an dem gleichnamigen Flusse. Auf diesem Wege erscheint allmälig die Rhede von Rio de Janeiro, eine der größten, der schönsten und sichersten in der Welt. (Taf. 23. Abbild.) Man gelangt so nach Porto da Castella, wo man bequeme Barken findet, welche die Reisenden bis nach Rio de Janeiro bringen. Diese sorgfältig gebauten Barken sind theilweise bedeckt.

Auf einem solchen Fahrzeuge erreichten wir den 10. August die Hauptstadt des Kaiserreichs Brasilien.

Kapitel XXVIII.

Rio de Janeiro.

In Rio de Janeiro fanden wir Europa, seine Eindrücke, seine Gewohnheiten und seine Sitten wieder. Es war nicht mehr das Uramerika, das ich aufsuchte; ich sah in Rio de Janeiro Paläste, Kirchen, prachtvolle Straßen, Tausende von Schiffen und eine imposante Bevölkerung.

Rio de Janeiro oder San Sebastian liegt auf dem nordöstlichen Theile einer Landzunge, welche ein unregelmäßiges Parallelogram bildet, dessen östlichste Spitze die Punta do Calabroço und die nördlichste Spitze Armazem do Sol sind, der die kleine ilha das Cabras gegenüber liegt. Der älteste und wichtigste Theil der Stadt ist zwischen diesen beiden Punkten an dem Ufer hin von NW. nach SO. und in der Form eines etwas schiefen Parallelograms gebaut. Der im Allgemeinen ebene Boden hebt sich bis an das nördliche Ende, um hier vier Hügel zu bilden, die so nahe am Meere sind, daß sie am Ufer kaum zu einer Straße Platz lassen. Nach S. und SO. zu wird die Stadt von verschiedenen Bergen und von dem Vorgebirge Corcovado, einem bewaldeten Hügel, beherrscht. Die von acht engen parallelen Straßen durchschnittene Altstadt stößt an das Campo Santa Anna, welche sie von der Altstadt trennt, die seit der Ankunft des Hofes erbaut worden und durch eine Brücke über einen Meeresarm mit den SW.-Theile, Bairro de Mato Porcos genannt, und durch die Vorstadt Catumbi mit dem kaiserlichen Palaste San Cristoreo in NW. verbunden ist. Die Kirche Nossa Senhora da Gloria bildet einen vorspringenden Punkt auf dem Gipfel des Corcovado und scheint über der Bai zu schweben. Die Stadt hat in ihrer größten Länge eine Ausdehnung von etwa einer halben Meile. Die schmalen und niedrigen Häuser sind größtentheils aus Granitblöcken oder in den obern Stockwerken von Holz gebaut und mit Ziegeln gedeckt; die Straßen dagegen fast alle mit Granit gepflastert. Einige Plätze durchschneiden sie hier und da und unterbrechen die Einförmigkeit.

Die Berge, welche sich nach NO. erstrecken, sind zur Zeit mit großen Gebäuden bedeckt; man sieht hier das Jesuitencollegium, das Benedictinerkloster, den bischöflichen Palast und das Fort Conceiçao. Diese ganze Reihe von Gebäuden macht, von dem Meere aus gesehen, einen imposanten Eindruck, obgleich der Styl, in der Nähe betrachtet, ohne Grazie ist. Unter den Kirchen zeichnet man Candellaria und San Francisco de Paulo und das Kloster San Jose aus (Taf. 23. Abbild.), welche nach neuern und bessern Plänen gebaut sind. Uebrigens macht die Kunst bei der Ankunft eines Hofes in Rio de Janeiro ungeheuere Fortschritte und die Hauptstadt fühlte diesen ganz neuen Antrieb sehr bald. Der ohne Zweifel schönste Bau ist die 1740. beendigte Wasserleitung, welche das Wasser von den Bächen des Corcovado bis in die Brunnen der Stadt führt. Der imposanteste dieser Brunnen ist der von Largo do Paßo auf dem Kai vor dem Palaste. Hier versorgen sich die auf der Rhede liegenden Schiffe mit frischem Wasser, während Tausende von Mulatten und Negern sich daselbst drängen, um Waaren ein- oder auszuschiffen. (Taf. 24. Abbild.)

Die Bai von Rio de Janeiro, eine der schönsten in der Welt, ist der Schlüssel zum südlichen Theile Brasiliens und wurde ziemlich vollständig befestigt, seit Duguay Trouin mit vollen Segeln und trotz den Forts hineinfuhr, um die Stadt zu brandschatzen. Das erste Vertheidigungswerk ist das Fort Santa Cruz auf dem Pico, einem steilen Berge auf einer Landzunge in Osten; dann kommen die Batterien von San Juan und Sant Teodosio, auf der entgegengesetzten Seite in N. von dem Zuckerhute. Das nur 500 Fuß breite Fahrwasser wird durch die Kanonen eines Forts auf der niedrigen Felseninsel beherrscht, die man Ilha do Lagem nennt. Im Innern erscheinen noch die Forts Villegagnon und die Ziegeninsel, und endlich, noch weiter nach dem Innern hin, das Fort Conceiçao und die Batterien von Monte. Die kleine Insel Bota Fogo ist durch die Linien von Praya Vermelha gedeckt.

Man kann sich schwerlich eine Vorstellung von dem ungeheuern Handel Rio Janeiros machen. Der Hafen, die Börse, die Märkte, die mit dem Meere parallellaufenden Straßen sind mit einer Menge von Kaufleuten, Matrosen und Negern angefüllt. Die verschiedenen Sprachen dieser so gemischten Menge, die Mannichfaltigkeit der Trachten, die Gesänge der Neger, welche Lasten tragen, das Knarren ihrer mit Waaren beladenen und von Stieren gezogenen Wagen, die häufigen Salutschüsse von den Forts und den ankommenden Schiffen, das Läuten der Glocken, die zum Gebete rufen, das Geschrei der Menge, alles trägt dazu bei, dieser Stadt ein verworrenes, geräuschvolles und originelles Aussehen zu geben.

Der größte Theil der Bevölkerung von Rio de Janeiro besteht aus Portugiesen und weißen oder farbigen Brasilianern. Selten trifft man eingeborene Amerikaner. Ehe man die Stadt zur Hauptstadt eines Königreichs erhob, zählte sie 50,000 Einwohner. Gegenwärtig mag sich diese Zahl verdreifacht haben. Die Ankunft einer ansehnlichen Menge Portugiesen im Gefolge des Hofes, der immer anwachsende Zufluß von Engländern, Franzosen, Deutschen und Italienern, die theils Kaufleute, theils Arbeiter sind, haben diese plötzliche und bedeutende Vermehrung veranlaßt. In Folge dieser Vermehrung kam auch der Wohlstand, der Reichthum, der Luxus, Resultate des Handels und einer sich von Tage zu Tage mehr entwickelnden Industrie.

Alles, was ein in der Civilisation vorgeschrittenes Land bezeichnet, Schulen, Katheder, Zeitschriften, Buchhandlungen, Lesezimmer, Universitäten, Academien, alles wurde in Rio de Janeiro gleichsam improvisirt. Ein mildes und gemäßigtes Clima und die gesunde Luft zogen Gäste von allen Weltgegenden herbei.

Seit dem Tage, als der Handel Rio de Janeiros von dem der Metropole unabhängig wurde, hat er sich wunderbar ausgedehnt. Die Einfuhr aus Europa umfaßt alle Bedürfnisse und scheint sogar neue zu schaffen, so reichlich und mannichfaltig ist sie. Man schätzt die Zahl der Neger, welche jährlich von der afrikanischen Küste geholt werden, auf wenigstens 20,000.

Die Ausfuhrartikel sind zahlreich und mannichfaltig, die vorzüglichsten aber Zucker, Kaffee, Baumwolle, Leder, Tabak, Rum, Fischthran, Ipecacuanha, Reis, Fernambucholz, Cacao, Indigo 2c. Der Betrag dieser Ausfuhr kann sich auf mehr als eine Million Piaster belaufen.

Wenn die Stadt Rio de Janeiro ein hohes commerzielles Interesse hat, so gewähren ihre Umgebungen nicht mindern Reiz sowohl in geologischer Hinsicht, als auch besonders in Rücksicht auf Naturgeschichte. Von den Ausflügen, die wir machten, will ich nur den nach Tijuca erwähnen, eine Wanderung, die jeder Reisende macht, der Brasilien besucht. Um sich dahin zu begeben, geht man aus Rio auf der Straße von San Christoph, die man dann rechts läßt, um den Rücken der Bai zuzuwenden. Der Weg war auf dieser Seite, als wir vorbeikamen, mit einer üppigen Vegetation von Cactus, Lantanas, Bougainvillias, Cordias, Tournefortias und Mimosa Lebbek besetzt, über welche die Agaven ihre blühenden Häupter erhoben. Auf diesen herrlichen Wegen gelangt man mitten in die grünende und bergige Gegend, wo sich der Wasserfall herabstürzt. Selten gelangt man an einem und demselben Tage an den Ort der Scene. Gewöhnlich macht man entweder in einer Venda, oder in einer Pflanzung Halt, wo den Reisenden die beste Aufnahme erwartet, und den andern Tag früh befindet man sich dann vor dem Wasserfalle. Dieser Wasserfall erinnert an jene zu Neapel und Trivoli, die Zierden einer ähnlichen Landschaft, wenn auch nicht so reich. Ein neuer Reisender, Herr von Raigecourt, vergleicht ihn mit dem Wasserfalle zu Gavarni. „Es ist," sagt er, „wie in Gavarni ein Baum aon grünen Felsen, von welchem das Wasser in mehreren Strahlen herabstürzt." Er zieht indeß diesem großen Falle jenen kleinen von Tijuca vor, der minder tosend, bescheidener, aber auch anmuthiger eingerahmt ist. Er beschreibt ihn also: „wir fuhren den kleinen Fluß hinauf, der uns in ein engeres und wilderes Thal brachte, als das war, welches wir verlassen hatten. Die Berge waren näher an einander, die Abhänge steiler; der Bergbach brüllte abwechselnd, wurde aber kaum gesehen, so dicht war der Blättervorhang vor ihm. Nach einem viertelstündigem Gange hellte sich das Dickicht plötzlich auf und wir sahen den Bach cascadenartig herabhüpfen und sich in einer perpendiculairen Masse von einer sechszig Fuß betragenden Höhe herabstürzen. Ein Pfad schlängelt sich um den Fall und da sieht man ein Häuschen, das einem französischen Künstler, Taunay, gehört. (Taf. 24. Abbild.)

Dieser Ausflug nach Tijuca war nur der Anfang zu einer längern Musterung, die bis zum Parahiba ausgedehnt wurde. Nach einem eintägigen Halte auf der Cordillere schlugen wir den Weg nach Mandioca ein, und bald enthüllte sich vor uns ein sehr unebenes Land mit bewaldeten und ungleichen Bergen, wo sich hier und da einige Vendas zeigten, in denen man einen Tisch und ein Nachtlager findet. (Taf. 24. Abbild.) Hier und da erschienen indeß auch einige Theile ebenern Landes, wo wir Caboclos (civilisirte Indianer) trafen, die in diese Berge der Jabirujagd wegen gekommen waren. Nichts kann seltsamer seyn als die Stellung, welche die Indianer zu dieser Jagd annehmen. Um das Wild nicht zu erschrekken, legen sie sich auf den Rücken, spannen ihren Bogen straff mittelst der Füße, schnellen so die Pfeile gegen die Vögel, die über ihnen hinfliegen, und treffen sie oft in ungeheuerer Höhe. (Taf. 24. Abbild.) Jenseits dieses Punktes besuchten wir mehrere Fazendas, welche alle fast gleiches Aussehen hatten (Taf. 25. Abbild.); dann kehrten wir nach Rio de Janeiro zurück.

Kapitel XXIX.

San Paulo.

Den 1. September, nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte, war alles zu meiner Abreise von Rio de Janeiro bereit. Da ich Brasilien über die Provinz San Paulo verlassen wollte, so benutzte ich die Gesellschaft eines deutschen Naturforschers, der nach jener Stadt abreisen wollte. Jeder von uns ritt auf einem Maulthiere; wir hatten zwei Führer und so verließen wir Rio de Janeiro früh um 7 Uhr Da wir die Beschwerlichkeiten des Weges kannten, so hatten wir nur das nothwendigste Gepäck mitgenommen. Wann wir weder eine Fazenda noch eine Venda fanden, verbrachten wir die Nacht unter freiem Himmel und legten uns auf Ochsenhäute. Unsere Maulthiere, die in eine Art Hürde eingeschlossen oder so gefesselt wurden, daß sie nicht entkommen konnten, weideten auf der benachbarten Prairie, während unsere Leute das frugale Abendmahl bereiteten. Ueber wohlbewässerte Prairien kamen wir nach Santa Cruz, eine königl. Residenz, die sechsthalbe Stunde von Campinho entfernt ist. Auf dem Wege bemerkt man einen Landstrich, der ganz mit Granitsand bedeckt ist. Das nicht sehr hohe, aber recht hübsche Holz, das ihn bedeckt, gleicht dem grünen Blätterschmucke nach einem Lorbeerhaine, ist aber angenehmer und reizender in Folge der erstaunlichen Mannichfaltigkeit seiner Blumenguirlanden.

(Santa Cruz) Santa Cruz, ein kleiner Ort mit nur 500 Seelen, ist erst seit kurzem und durch kaiserliche Gunst zu einer

Stadt erhoben worden. Sie liegt auf einem kleinen von Wiesen umgebenen Sandhügel. Mauerwerk sieht man außer an dem königlichen Schlosse nicht. In der Umgegend weiden zahlreiche Heerden, die von mehr als 1000 Schwarzen gehütet werden. Der größte Theil dieses Viehes stammt von dem her, welches ursprünglich aus Portugal eingeführt wurde; statt aber dasselbe durch Kreuzung mit dem des Nachbarstaates Buenos Ayres zu verbessern, das einen hohen Grad von Schönheit und Kraft erreicht hat, hat man es allmälig ausarten und sich verschlechtern lassen. Neuerlich wollte man in Santa Cruz eine chinesische Colonie anlegen, aber der Versuch scheiterte. Der Acker- und Gartenbau sind in Santa Cruz in einem unbeschreiblich jämmerlichen Zustande. Ein von dem kaiserlichen Eigenthümer angelegter botanischer Garten, gleicht einer Wüste.

Von Santa Cruz kamen wir über eine mit Morästen durchschnittene Ebene zu der Zuckermühle Toguahy, um welche die Vegetation einen herrlichen Anblick gewährte. Eine kleine auf einem Hügel gelegene Kirche beherrscht das ganze Thal.

Von Zeit zu Zeit zeigten sich an halb urbar gemachten Hügeln gelegene Pflanzerwohnungen, wo Kaffee und Zuckerrohr gebaut wurde. Auch um diese kleinen Felder her dauert die üppige Vegetation fort, welche die ganze Seecordillere charakterisirt. Die Myrten, die Rubiaceen, die Orchideen herrschten in diesen Waldungen vor, die, wie jene von Serra da Estrella, 2500 bis 3000 Fuß über dem Merresspiegel liegen.

Jenseits der Fazenda Santa Rosa, die zu Santa Cruz gehört, wird der Weg immer beschwerlicher und von Löchern und Rissen durchschnitten. Enge Thäler sind von buschigem Holze bedeckt, durch welche fast immer ein klarer eiskalter Bach rinnt. Hier beginnt eine völlig einsame Gegend, wo nur einige Hütten in Entfernungen sich zeigen.

Villa de San Joao Marcos und Retiro sind zwei unbedeutende Haltpunkte. An dem letztern verbringt man die Nacht unter freiem Himmel. Nichts ist imposanter als ein Bivouac in diesen öden und majestätischen Wäldern. Abends, wenn der Araronga sein gellendes seltsames Geschrei einstellt, beginnt das eintönige Geräusch der Heuschrecken nebst dem traurigen Quaken der Frösche, das dem Rollen der Trommel gleicht, dann das Klagen des Carueira und einer Art Ziege. Diese kläglichen und traurigen Stimmen füllen die Seele mit Schrecken, während tausendfacher Schein und Glanz Feenträume weckt; über unsern Häuptern das von seinen südlichen Sternbildern strahlende Firmament, zu unsern Füßen Tausende von leuchtenden Insecten, welche wie eben so viele funkelnde Edelsteine auf den Boden gestreut sind. Unter den Tönen, welche uns auffielen, unterschied sich besonders der melodische Gesang einer Art Drossel, welche mit Leichtigkeit die ganze Tonleiter durchlief.

Bei der Fazenda dos Negros erreichten wir die zweite Bergkette, aus welcher die Quellen des Parahiba kommen, der aus zwei Flüssen, dem Paratimuga und dem Rio Turbo, besteht, wovon der letztere der geringere ist. Diese zweite Kette besteht wie die erstere ganz aus Granit, der hier und da in den Zustand von Gneiß übergeht.

An mehrern Stellen der Freguezia de Bananal, welche sich an das Gebirge lehnt, folgen die Felsen drei bis vier Stunden weit einer Neigung von ungefähr 30°. Der Granit besteht hier aus Sandstein und Silberglimmer, aus weißem Quarz und weißem oder rothem Feldspath. Diese zwar öde Gegend schien uns verständiger bebaut zu seyn, als die bis dahin durchwanderten Gegenden. Die europäischen Ansiedler haben da den Anbau des Hanfes versucht, der vollkommen gelungen ist; aber es läßt sich fürchten, daß dieser Anbau keine große Ausdehnung erlange, da die Brasilianer den Baumwollenzeugen den Vorzug geben.

Auf Morro do Formozo, einem Berge, dessen runde Gestalt an die Ketten von Rio erinnert, fanden wir die Grenzen zwischen dem Gebiete von Rio de Janeiro und San Paulo. Von diesem Punkte geht der Weg, nach dem innern Thale abwärts, an niedern Bergen hin, die angenehmer und bevölkerter sind. Die Schönheit der Landschaft und die Zunahme des Anbaues fällt sogleich ins Auge.

Nach einer dreitägigen Reise kommt man nach Santa Anna das Areas, ein hübsches Dorf, das man neuerlich zu einer Stadt erhoben hat. Vor zwanzig Jahren hielten sich nur einige wenige Ansiedler dort auf; jetzt findet man Häuser von Lehm und eine recht hübsche Kirche. In der Nähe giebt es ein ansehnliches Indianerdorf, wo der Ueberrest der zahlreichen Stämme lebt, welche diese ganze Gegend inne hatten, ehe die Seecordillere von den kriegerischen Paulisten erobert wurde. Diese Trümmer von eingeborenen Völkerschaften haben sich entweder in den weiten Wäldern dieser Kette verbreitet oder mit den Negern und Mulatten vermischt und leben nur in einem halbcivilisirten Zustande unter den Ansiedlern. Alle diese Indianer haben einen Theil der weichlichen, trägen Gewohnheiten ihrer Vorfahren behalten; sie arbeiten nur so wenig als möglich und plündern lieber die Heerden der Ansiedler. Die Pflanzer nennen diese halbcivilisirten Indianer Caboctos, was, wie man sieht, kein einheimischer Name ist. Die alten Namen sind verloren gegangen, wenn man die Wilden hier nicht Covondos nennen kann, von denen schon die Rede gewesen ist.

Zu Santa Anna das Areas sahen wir einen capitao do matto, eine Art halb portugiesische halb mulattische Herren, der im Lande in Folge seiner Persönlichkeit und eines ihm von den Portugiesen übertragenen Amtes Einfluß hatte. (Taf. 26. Abbild.) Er freute sich ungemein, Fremde zu sehen, die aus der Hauptstadt Brasiliens kamen, und die ihm sogar Nachrichten aus dem fernen Europa geben konnten. Deshalb fanden wir auch die beste Aufnahme bei ihm. Er geruhete, sich von dem Zustande unserer Thiere zu überzeugen und erbot sich, andere zu geben, wenn sie ihrem Dienst nicht mehr verrichten könnten.

Unser Weg ging nun nach S. und auf die Gipfel einer hohen Kette. Wir verließen sie nur, um in das tiefe schattige Thal Tacasava hinabzusteigen. Es lagerten verschiedene Caravanen da, die sich mit ihrem Geflügel nach Rio de Janeiro begeben wollten. Das Land um diese Hauptstadt her gewährt so wenige Hifsmittel, daß die Lebensmittel aus den fernsten Gegenden hingebracht werden. Selbst die thätigen und fleißigen Paulisten scheuen sich nicht, eine Reise von etwa 100 Stunden zu machen, um den Ueberfluß ihrer Producte in Rio zu verkaufen.

In den folgenden Tagen zogen wir noch immer mitten in Gebirgen hin, aber schöne Mais-, Manioc- und Zuckerrohrfelder erfreuten bisweilen das Auge. Nachdem wir endlich über den letzten Hügel dieser Kette waren, traten wir in das lachende lange Thal des Parahiba ein. An diesem Orte theilte sich die Straße; die eine, der wir folgten, ging von San Paulo nach Rio de Janeiro, die andere dagegen nach Minas Geraës. Etwas weiter hin kommt das Dorf Lorena oder Guaypacare mit 40 Häusern, das trotz seiner fruchtbaren Gegend und trotz der Lage zwischen San Paulo und Minas Geraës von keiner Bedeutung ist. Der örtliche Handel besteht von der Seite von San Paulo in Maulthieren, Pferden, Salz, gesalzenem Fleisch, kurze Waaren 2c., wofür die Provinz Minas Geraës ihr Gold, ihre Edelsteine und ihre Baumwolle giebt. Zu Lorena ändert sich die Vegetation; die Wälder verschwinden und die Campos beginnen wieder. Statt der Berge sieht man nur Hügel, auf denen man die seltsamen braunen Blüten des Jarinha (aristolochia rigens), eine weiße Ipomäa (ipomaea Krusensternii) bemerkt, zwei riesenhafte Blumen, die auf den von prächtigen Myrten, Euphorbien 2c. gebildeten Hecken hinkriechen. Auch die ambrosia artemisiaefolia findet sich in dichtem Gebüsch an den Ufern des Parahiba. Diese Ebene ist übrigens eine der fruchtbarsten des Gebietes von San Paulo. Die Tabakserntten bilden den Reichthum von Lorena und Guaratinguata zwei Stunden weiter hin in einer weiten von dem Parahiba bewässerten Savanne. Ein ziemlich seltsamer Umstand, den Spix und Martius berichten, könnte zu dem Glauben führen, daß die Ureinwohner dieses Bezirks wenigstens einige vage Begriffe von der Astronomie gehabt. Guaratingueta bedeutet in der indianischen Sprache den Ort, wo die Sonne umkehrt, und wirklich geht der Wendekreis des Steinbocks höchstens eine Stunde von diesem Dorfe hin.

Jenseits zieht sich die Straße nach SW. durch das Parahibathal. Zu unserer Rechten war eine schöne mit Bohnen, Mais, Manioc und

Tabak bepflanzte Hügelkette; zur Linken zog sich das erweiterte Thal bis an die Kette der Serra de Martiqueira. Es ist eine reizende Landschaft, der weiter nichts als Bewohner fehlen. Sie wird durch die Kapelle von Nossa Senhora Apparecida beherrscht, wo der capitao mor residirt. Diese vor etwa 60 Jahren gebaute Kapelle besteht theils aus Stein, theils aus Lehm und ist im Innern mit ziemlich plumpen Fresken und Oelgemälden geschmückt. Hier kommen zum Weihnachtsfeste zahlreiche Pilger zusammen, die sich immer zu Pferde einfinden und oft ihre Frauen hinter sich haben. Die Tracht dieser Pflanzer harmonirt ganz mit ihrem einfachen und thätigen Leben; der breitkrämpige Hut, der sie so gut gegen Regen schützt, der Poncho, die Weste und Beinkleider von schwarzem Calicot, lange ungewichste Stiefeln, die mittelst eines Riemens und einer Schnalle am Knie befestigt werden, ein langes Messer mit silbernem Griff: das sind die wesentlichen Attribute eines reisenden Paulisten. Die Weiber tragen auch lange und weite Oberkleider von Tuch.

Das erste Dorf nach Guaratingueta ist Pendamhongaba. Es liegt zwischen drei Flüssen, dem Parapitinga, Agoa Preta und Ribeirao da Villa und besteht aus einigen Reihen auf einem Hügel vereinzelter, schlechter Hütten. Dann erscheint Taubate auf einem Hügel, der drei Meilen südöstlich von Pendamhongaba abschneidet. Die Stadt beherrscht die Aussicht über die Ebene, wo einige einzeln stehende Büsche sichtbar werden. Links von der Straße zeichnet sich das Franziskanerkloster wegen des schönen Quincunx von Palmen, die den Zugang zu demselben bilden, besonders aus. Obgleich Taubate nur aus einer einzigen Straße besteht, so ist sie doch eine der bedeutendsten Städte der Provinz und fast eben so alt als die Hauptstadt. Sie lieferte in den ersten Zeiten eine große Menge jener Abenteurer, die nach Minas Geraës gingen, um Gold zu suchen.

Kaum findet man in Taubate Häuser, die über ein Stockwerk hoch sind. Die Mauern bestehen aus Holzwerk und Lehm und sind mit einer Art Thonerde übertüncht, die an den Ufern des Flusses gefunden wird. Das Mobiliar ist nicht besonders kostbar: es besteht aus einigen hölzernen Bänken, einem Tische, einem Koffer, einem Bett, wozu eine Strohmatte oder eine Ochsenhaut dient. Statt dieser Betten bedienen sich die Taubateer oft auch der Hängematten. Das äußere Aussehen der Stadt verräth Glück und Wohlstand; die Frauen verdienen sich ihren Lebensunterhalt durch Manufacturarbeiten. In der Umgegend wird etwas Wein erbaut, den man ausführt.

Südlich von Taubate zieht sich die Straße durch das Thal des Parahiba an waldigen Hügeln hin, die mit Farrnkräutern und Aroïdeen bedeckt sind. Die Ebene ist reich an merkwürdigen Insecten und Vögeln; man sieht da den cerambyx longimanus, einen tyrannus neuer Art und den cuculus guira. Hat man dann die Vendas von Campo Grande, von Sahida do Campo, von Paranangaba und das Dorf San Jose hinter sich, so gelangt man an das Dörfchen Jacareni. Hier kamen wir wieder an den Parahiba, der in dieser Gegend eine bedeutende Krümmung macht. Noch ist dieser Fluß wegen der vielen Wasserfälle, die ihn hier und da versperren, von geringer Wichtigkeit.

Die Einwohner von Jacareni kann man in zwei Classen theilen, in die Cafusos, eine Mischung von Schwarzen und Indianern, und die Mamelucos, Abkömmlinge von Indianern und Weißen. Die einen wie die andern sind mit Kröpfen behaftet, deren Größe alle Vorstellung übersteigt. Die Ursachen dieser Mißgestaltung scheinen die nämlichen wie in Europa zu seyn; denn in den hoch gelegenen Theilen dieser Gegend kommt sie nicht vor, sondern in den tiefen und nebligen Thälern des Parahiba. Die Einwohner von Jacareni sind hübsch und reinlich. Die gewöhnliche Nahrung der Bevölkerung ist der Mais, welcher gebräuchlicher ist als der Manioc. Die Neger dieses Landes wenden das arabische Gummi als Präservativ gegen den Kropf an.

Von Jacareni kommt man nach der Aldea da Escaba, die kaum drei Meilen davon entfernt ist. Hinter der Aldea liegt ein Carmeliterkloster, das einst sehr besucht war, jetzt aber verlassen ist. In der Aldea wohnten etwa sechszig Indianer, denen ein Priester vorgesetzt war, der zugleich kirchliche und politische Autorität hatte. Diese Indianer sind Ueberreste nicht einer einzigen, sondern verschiedener Nationen, die sich vermischt und in der Provinz zerstreut haben. Ihre Physiognomie hat nichts besonders Anziehendes. Ihre complicirte Sprache scheint ein wenig an das Guaranische zu streifen. Wenn man den Historikern glauben darf, so lebten einst auf diesem Landstriche die Goyanazen, ein von den Tamoyos und Carios verschiedener Stamm, wie sie sagen, weil die Mitglieder desselben in unterirdischen Höhlen lebten und nicht, wie ihre Nachbarn zu thun pflegten, ihre Gefangenen tödteten. Sie fügen hinzu, daß die Goyanazes gleich ihren Brüdern im Norden, den Goytacazen, ein kräftiger und kriegerischer Menschenschlag gewesen seyen. Wenn die Indianer der Aldea da Escaba wirklich Abkömmlinge der Goyanazen sind, so kann man sagen, daß sie sehr ausgeartet sind.

Wir machten noch einen Stillstand zu Taruma, einem einsamen Rancho in einer von Wald eingeschlossenen Ebene; darauf erreichten wir das Dorf Moggy das Cruzes, das von Cafusos, einer Mischung von Schwarzen und Indianern, bewohnt war. Die Körperbildung dieser Menschen ist ziemlich sonderbar. Sie sind schlank und muskulös, kupferfarbig, im Allgemeinen mehr Afrikaner als Amerikaner. Ihr Gesicht ist oval; sie haben vorspringende Backenknochen, doch sind diese weniger breit als bei den Indianern, eine eingedrückte Nase, platte Lippen, schwarze und mehr als bei den Indianern geöffnete Augen, und dichtes und langes Haar.

Die Berge der Aldea da Escaba sind die letzten der Seecordillere. Ein unbedeutender Arm verbindet hier das Vorgebirge dieser Kette mit der von Mantiqueira. Die Vegetation stellt sich in immer reichern und reichern Schmucke dar und verbindet mit den Formen der bergigen Waldungen die zarteren Reize der Campos und Sumpfgegenden. Schöne blühende Plumerias, Klammersträucher und andere Apocyneen, prächtige Hamelias und hohe Rherias mit ihren Purpurkronen geben diesem Districte den Anstrich eines Feenlandes.

Das letzte Dorf, das man vor der Ankunft in San Paulo berührt, ist Moggy das Cruzes, dessen Bewohner schon die eigenthümlichen Formen der Paulisten haben. Weiter hin wird hinter Wald und Prairien ein hübsches Landhaus, Casa Pintade genannt, sichtbar. Dann erscheint San Paulo in einer Entfernung von etwa drei Stunden. In dem Maße als man sich nähert, unterscheidet und erkennt man seine Bauten: die Residenz des Gouverneurs, einst eine Jesuitenschule; das Carmeliterkloster und den bischöflichen Palast. Den 20. September trafen wir in San Paulo ein.

(San Paulo.) Die Stadt San Paulo liegt auf einer Anhöhe und beherrscht die große Ebene des Piratinunga. Der Plan, nach welchem sie gebaut ist, und der eben so wenig wie zu Rio durch den modernen Styl verändert worden ist, giebt ihr den Charakter einer der ältesten Städte von Brasilien: die Straßen sind hier breit und rein; die Häuser fast alle zwei Stockwerke hoch. Selten sind sie aus Ziegeln, noch seltener aus Steinen, sondern aus einer Art gestampfter Erde aufgeführt. Die Residenz des Gouverneurs ist in einem guten Styl erbaut, doch hat das Gebäude ein wenig gelitten. Der bischöfliche Palast und das Carmeliterkloster sind große und schöne Gebäude; die Kathedrale und einige andere Kirchen sind von großem Umfange und leidlich decorirt. Man zählt drei Klöster in der Stadt, von denen eines Franciskaner, eines Carmeliter und eines Benedictiner inne haben, zwei Nonnenklöster und zwei Spitäler. Der Oberstlieutenant Müller hat außerhalb der Stadt einen Circus zu Stierkämpfen errichtet und läßt über die beiden Bäche Tamandatahy und Inhagabahahy, die sich ein wenig unterhalb der Stadt vereinigen, zwei steinerne Brücken anlegen.

Wenn man die Annalen Brasiliens durchläuft, so sieht man, von wie großer Wichtigkeit San Paulo vom historischen Gesichtspunkte aus ist. Hier war es nämlich, wo die Patres Nobrega und Amhieta 1552 den Versuch machten, einen Stamm der Goyanazen, der ruhig unter seinem Kaziken Tebirresa lebte, zum Christenthume zu bekehren, und wo es ihnen

nach unerhörter Mühe gelang, im Herzen von Brasilien die erste Kirchengemeinde zu gründen. Das gesunde Clima und die Gutmüthigkeit der Indianer machten, daß die Bevölkerung der kleinen Colonie sich bald vermehrte, und kaum ist ein Jahrhundert vergangen, so findet man die Paulisten in die kühnsten Unternehmungen verwickelt. Während Portugal Spaniens Vassal wird, sieht man sie nicht nur ihre Unabhängigkeit behaupten, sondern sogar in den entferntest gelegenen spanischen Provinzen durch Verheerungen die Initiative zum Kriege ergreifen, oder wohl, vom Gold und den Diamanten angezogen, die Eroberung der Districte beginnen, die jene Reichthümer verbergen.

Diese Kühnheit bewirkte, daß die Paulisten mitten in Brasilien ganz isolirt blieben und daß San Paulo bald eine kleine Republick bildete, ziemlich ähnlich den italienischen Republiken des Mittelalters, eben so bewegt wie sie und in Krieg verwickelt, besonders mit dem kleinen Taubate, mit dem es um den Vorrang stritt. Der Paulist ist stolz auf solche Vorfahren und stellt sich höher als jene brasilianischen Colonisten, die sich nie bis zur Selbstständigkeit erhoben haben. Die Paulisten waren vor zwei Jahrhunderten wahre Räuber, Flibustier des Festlandes. Nicht mit Unrecht sind sie von den Jesuiten mit solchen Farben geschildert worden, denn es ist hinlänglich bekannt, mit welcher Wuth und Raubgier sie die brasilianische Republik lange Zeit hindurch verwüsteten. Die Civilisation hat sie ein wenig zu ihrem Vortheil verändert, aber noch haben sie von ihrem früheren Charakter eine trotzige Freimüthigkeit, einen entschiedenen Hang zum Zorn und zur Rache und einen bedeutenden Stolz beibehalten, weshalb sie von ihren Nachbarn gefürchtet werden. Man rühmt übrigens ihre Gastfreundschaft, Dienstfertigkeit und ihren Gewerbfleiß, — Eigenschaften, welche, vorzüglich in den Augen der Fremden, viele Fehler aufzuwiegen vermögen. Was meiner Ansicht nach ihren Stolz bis zu einem gewissen Punkte verzeihlich erscheinen läßt, ist, abgesehen von der Erinnerung an die Kriegsthaten ihrer Vorfahren, das durch Eroberung und Vermischung durch Heirath begründete Recht auf den Besitz des Landes, indem der größte Theil der Colonisten sich mit indianischen Familien durch Ehen verbunden hat und so eine gemischte Race ausmacht. Diejenigen Paulisten, die sich von aller Vermischung mit den Indianern frei erhalten haben, sind leicht an der Hautfarbe von den übrigen zu unterscheiden. Sie sind sogar noch weißer als die portugiesischen Creolen des nördlichen Brasiliens. Die verschiedenen Farbenschattirungen der Mamelucos stufen sich ab von Kupferbraun bis zum hellen Gelb; aber kleine schwarze Augen, etwas Unsicheres im Blick und die vorspringenden Backenknochen verrathen die indianische Abkunft. Im Allgemeinen haben die Paulisten sehr scharfe Züge, einen vorurtheilsfreien und lebendigen Geist, Augen voller Feuer und Glanz, Kraft und Behendigkeit in den Muskeln. Sie sind die robustesten unter allen Bewohnern Brasiliens. Nichts überrascht mehr als ihre Leichtigkeit im Bändigen der Pferde und ihre Geschicklichkeit in der Führung des Lasso auf der Jagd. Strapaze, Hunger, Durst, nichts beugt sie oder schreckt sie ab. Noch heut zu Tage sind sie die kühnsten Colonisten Brasiliens; man verdankt ihnen die neuen Entdeckungen in den Districten Matto Grosso und Cuyaba, wie man ihren Vorfahren die des Districts von Minas Geraës verdankte.

Die Frauen von San Paulo besitzen dieselbe Einfachheit, dieselbe Eigenschaft der Mittheilung. Der Ton der Gesellschaft ist heiter, ohne Affectation, munter und scherzhaft, ohne dabei eines gewissen Adels zu entbehren. Ihre Manieren sind nicht geschraubt, und ihr Ton gleicht dem aller Theile des Landes, wo man sich ein natürliches Gefühl und eine Ungezwungenheit bewahrt hat, die dem gezwungenen Wesen des Mutterlandes widerstreben. Die Frauen von San Paulo haben zwar keinen schlanken Wuchs, doch ist dieser auch nicht ohne Grazie. Ihre Physiognomie ist angenehm, offen und heiter. Ihr Teint ist nicht so blaß wie der der übrigen Brasilianerinnen; auch gelten sie für die reizendsten Frauen des Landes, und ihre halb portugiesische halb indianische Tracht trägt dazu bei, ihre natürlichen Vorzüge noch hervorzuheben. (Taf. 27. Abbild.) Die Mestizen, sowohl die von Weißen und Indianern als die von Indianern und Schwarzen abstammenden, sind leidenschaftlich für die Battuca, einen aus Afrika eingeführten Tanz, eingenommen. (Taf. 27. Abbild.) Dieser Tanz stellt cynische Tableaux dar, an denen nur die äußerste Rohheit Gefallen finden kann, und ist nichts desto weniger in dem halbcivilisirten Brasilien der Lieblingstanz aller Classen, und der einzige, gegen den alle Macht der Religion bisher nichts vermochte.

Die Bewohner von San Paulo bezeichnen mit dem Namen Bogres die verschiedenen Raçen von Wilden, die um sie herum wohnen. Auf einer meiner Excursionen, die ich außerhalb der Stadt machte, hatte ich Gelegenheit einige dieser Indianer zu sehen, die sich durch ihren Muth und ihre Schlauheit furchtbar machen. (Taf. 27. Abbild.) Diejenigen unter ihnen, deren Civilisation gelungen ist, werden ausgezeichnete Handwerker und beweisen sich als sehr einsichtsvoll.

Die Paulisten sind im Allgemeinen erfinderisch und zeichnen sich durch eine glühende Einbildungskraft aus. Man macht bei ihnen classische Studien, die dem Fortschreiten der neuen Ideen so ziemlich folgen.

Die Bevölkerung von San Paulo, mit Einschluß der davon abhängigen Gemeinden, ist neuerlich auf 30,000 Seelen geschätzt worden, wovon die Hälfte auf den weißen, oder als solchen angenommenen, die andere auf den farbigen Theil kommt. Die gesammte Bevölkerung der Capitainerie San Paulo belief sich im Jahre 1815 auf 215,000 Seelen. In diese Zahl ist eine gewisse Anzahl Negersclaven, welche die Provinz jährlich erhält, mit eingeschlossen.

Der Geschmack an europäischem Luxus hat in San Paulo noch nicht den Grad erreicht wie in den reichen Küstenstädten Brasiliens. Man zieht die Reinlichkeit der Eleganz vor, und die alterthümliche Bequemlichkeit den wechselnden Formen der Mode. Nicht selten findet man alte Möbeln, die aus den Zeiten der Eroberung des Landes herrühren, alte Nürnberger Spiegel, durch das Alter abgenutzte Teppiche. Die Leidenschaft des Spiels, welche über alle spanische Colonien herrscht, weicht hier der Leidenschaft des Gesanges und des Tanzes. San Paulo hat einen Circus zu Stiergefechten und eine Art Theater, wo die Mulatten einige ihrer eigenen Stücke aufführen. Unter den Liebhabern des Gesanges, für den man in der Stadt entschieden eingenommen ist, befinden sich einige sehr vornehme Herren und Damen.

Eine Hauptquelle des Reichthums in der Provinz San Paulo ist die Viehzucht. Auf den großen Ebenen sieht man Rinder, Pferde und Maulthiere in ungeheuern Heerden weiden. Von den 17,500 Q.Meilen, welche die Capitainerie faßt, sind nur etwa 5000 mit Wald bedeckt, so daß 12,500 Q.M. für Ackerland und Weiden bleiben. In dem Maße, als sich die Bevölkerung mehren wird, werden diese Landstriche an Werth gewinnen und ihre Reichthümer sich verhundertfältigen. Für jetzt geht die Hälfte der Erzeugnisse der Capitainerie in ihrer Consumption auf; die andere Hälfte wird ausgeführt. Die Colonialartikel, als Tabak, Kaffee, Zucker, Rum, Leder, gehen direct nach Europa oder indirect über Rio de Janeiro. Das Hauptproduct der Bodencultur ist Mais; dagegen sieht man wenig Manioc. Die Bewohner dieser Provinz halten das Maniocmehl für ungesund, während in den nördlichen Provinzen der Mais für ungesund gilt. Ein Theil der Erzeugnisse des Bodens wird von San Paulo nach Rio de Janeiro geschickt, um diese große Stadt mit ihrem Bedarf zu versehen. Der Zucker und der Reis gehen nach Buenos Ayres und Monte Video; das getrocknete oder geräucherte Fleisch wird nach Pernambuco, Ceara und Maranhao gebracht. Goyaz und Matto Grosso erhalten unter andern Artikeln von San Paulo Salz und Reis.

Santos ist der einzige Hafen dieser Provinz, der in directer Handelsverbindung mit Oporto, Lissabon und den portugiesischen Inseln steht. Obgleich Santos kaum sechs Meilen von San Paulo entfernt liegt, so ist es doch durch die hohe Seecordillere in der Art davon geschieden, daß diese Entfernung der vielen Schwierigkeiten des Terrains halber einer Entfernung von mehr als dreißig Meilen gleichkommt. Der Weg führt über die Gipfel des Cubatao (so nennt man diese Bergkette) und erhebt sich an verschiedenen Stellen bis zu einer Höhe von 3000 Fuß über der Meeres-

fläche. Er ist so steil und schwierig, daß ihn kaum Maulthiere passiren können. Um die Waaren über diese Anhöhen zu transportiren, müssen sie in kleine Ballen getheilt werden, sonst läßt sich der Transport nur mit enormen Kosten ausführen. Die beiden andern Seehäfen, Paranagua und Cananea, sind ohne Bedeutung. Der erstere ist 29, der letztere 33 Meilen von San Paulo entfernt. Sie versorgen den District Curitiba mit Lebensmitteln, denn dieser ist die wahre Prairie der Provinz. Ihre Ausfuhr besteht wie die von Santos aus Mehl, Leder, getrocknetem Fleisch und Matte oder Thee aus Paraguay. Dieser letztere Artikel wird von den Bewohnern des nördlichen Theils der Provinz in großer Menge verbraucht. Man bereitet ihn aus den dürren und pulverisirten Blättern einer Farrnkrautart.

Die Manufacturindustrie von San Paulo steht ungefähr auf derselben Stufe wie der Handel. Man webt da grobe Wollenzeuge zur Bekleidung des Volks, und macht Hüte von gemeinem Filz. Die reichsten Viehzüchter gerben einen großen Theil ihrer Häute selbst oder versenden sie. Zum Gerben verwenden sie die Rinde des rhizophora mangle. Der Bischof der Provinz, Don Mattheo de Abreu Pereira, machte selbst den Versuch, in seinem Garten Seidenwürmer zu ziehen, die ihm sehr gute Cocons gaben. Da die Maulbeerbäume nach Wunsch gedeihen, so ist es wohl möglich, daß die Seidenwürmerzucht im Großen betrieben werden könnte. Aber eine andere Zucht, die noch weit gewinnreicher zu werden verspricht, ist die der Cochenille; nur der Widerwillen der Einwohner gegen jede beschwerliche Arbeit lähmt die Verbreitung der Pflanze, auf welcher sich das Insect aufhält, des cactus coccenillifera.

Außer den dem Lande eigenthümlichen Producten, wie den Goyaven, den Guabirobas, Grumbijamas, Sabuticabas ꝛc. erhält man noch die Wassermelone, die Orange, die Feige und andere europäische Früchte. Die Kirsche, die Pfirsich und verschiedene Arten Aepfel gedeihen nicht minder. Man hat auch glückliche Versuche mit der Nuß und der Kastanie gemacht; aber der Wein gedeiht selten und der Oelbaum trägt selten Früchte. Obgleich in dieser Breite der Unterschied der Jahreszeiten ziemlich merkbar ist und jede ihr Daseyn durch die Entwickelung der Blumen und das Reifen der Früchte bezeichnet, so scheint doch diese Verschiedenheit auf die Bildung der Wälder keinen großen Einfluß zu haben. Das Holz ist hier, wie unter der Linie, sehr compact und sein Alter wird nicht durch Ringe bezeichnet und charakterisirt.

Die geognostische Beschaffenheit des Landes zeigt nur geringe Mannichfaltigkeit. Der Boden der ersten Formation ist ein Lager von Eisenstein, in welchem man Stücke von weißem, theils rundem, theils eckigem Quarz findet. In geringer Tiefe kommt man auf granitähnlichen Gneis, mit dem man die Straßen der Stadt pflastert. Darüber und darunter finden sich Schichten von ziegelrother und ockergelber Bleiglätte; sie gehören zu einer sehr ausgedehnten Formation, die wir auch an verschiedenen Stellen in Minas Geraës trafen und die fast alle Gold enthalten. Das Metall ist durch die Gesteinmasse in mehr oder minder starken Körnern verstreut. Diese Minen wurden noch ganz neuerlich nicht nur in der unmittelbaren Nähe, sondern auch in den Gebirgen von Jaragua, 2 Meilen südlich von San Paulo, bearbeitet. Sonst gab es in dieser Stadt selbst eine Organisation wie in dem Minenbezirke; man sah sogar eine öffentliche Anstalt zur Prüfung des Metalles; gegenwärtig ist aber dieses ganze Material nach den neuen goldführenden Bezirken gebracht worden.

Das Clima von San Paulo gehört zu den schönsten in der Welt. Die unter dem Wendekreis gelegene Provinz würde vielleicht von der Hitze leiden, die in dieser Zone so stark ist, wenn nicht die Unannehmlichkeit einer dem Aequator nahen Breite durch die 1200 Fuß betragende Höhe des Plateaus gemäßigt würde. Die mittlere Temperatur des Jahres beträgt 22° bis 23° der hundertgr. Thermometers. Im Winter ist der Boden bisweilen bereift, in San Paulo nicht selbst, sondern in der Umgegend. Die Regenzeit beginnt längs der Küste wie in Rio de Janeiro in den Monaten October und November und dauert bis in den April. Der stärkste Regen fällt in dem Januar; auf den hohen Bergen schneiet es dann bisweilen. Die genaue Lage San Paulos ist 23° 32′ s. Br. und 48° 59′ w. L.

Die Capitainerie San Paulo, unter dem Könige Johann V. aus einem Theile von Sant Amaro und San Vicente gebildet, wurde letzthin in zwei Comarcas, San Paulo und Paranagua, getheilt. Da die Bevölkerung zunahm, so wurde die Comarca Itu von San Paulo vor zehn Jahren getrennt. Im S. wurde der Sitz der Behörden von Paranagua nach Curitiba verlegt. Das Oberhaupt jeder Comarca ist der ouvidor. Ausgenommen in dem Bezirke, wo der Gouverneur residirt, steht dieser ouvidor nicht blos an der Spitze der Justizverwaltung, sondern hat auch die Leitung der Civilgeschäfte und die erste Stimme bei der junta da real fazenda (Finanzverwaltung). In den Schatzangelegenheiten ist ihm eine obere Magistratsperson als Fiscal der Krone beigegeben. Die Stadt San Paulo hat eine Stadtordnung genau wie die in Portugal. Die Mitglieder des Stadtrathes werden von den Bürgern gewählt und bestehen in einem Richter (juiz da comarca), verschiedenen Assessoren (vereadores) und einem Secretair (thesoureiro). Die Leitung der kirchlichen Institute liegt ebenfalls in der Hand der Stadtbehörde.

In den letzten Jahren suchte man soviel als möglich die bewaffnete Macht der Provinz San Paulo zu vermehren. Die Linientruppen bestehen in einem Dragoner- und einem Infanterieregimente, die längs der Küsten, in der Hauptstadt und auf einigen Punkten im Innern, besonders an den Zollgrenzen und bei den wilden Stämmen vertheilt sind. Außerdem hat man eine regelmäßige Miliz, welche drei Regimenter Cavalerie und acht Regimenter Infanterie bildet. Diese Miliz muß im Innern und auch im Auslande dienen, wenn es nothwendig wird.

In der Umgegend von San Paulo liegt die königl. Gießerei Ypanema, wo man das aus den Bergen geholte Mineral verarbeitet. Sie befindet sich auf einer Anhöhe, die sich amphitheatralisch an dem Ufer des Flusses Ypanema erhebt, welcher sich dann in einen kleinen See ergießt. Rund herum erstrecken sich fruchtbare Ebenen, während sich dahinter Erzberge erheben, die nach dem Thale in nordwestlicher Richtung hinabsteigen. Die hübschen Häuser, die längs dem Hügel gruppirt sind, und die großen Manufacturgebäude, die sich am Fuße hinziehen, tragen dazu bei, der Landschaft ein belebtes und angenehmes Aussehen zu geben.

Der Ort Ypanema verdankt seine Entstehung dem Eisenerz, einem Schatze, der lange vergraben und unbekannt in den nahen Bergen lag. Erst 1810 brachte der unternehmende Minister Graf von Linhares eine Gesellschaft schwedischer Bergleute an Ort und Stelle, welche hölzerne Gebäude am Ufer des Ypanema errichteten und einige Hochöfen anlegten. Gegenwärtig leben noch drei schwedische Aufseher da und leiten die Arbeiten. Man richtete die Arbeiten zu 4000 Arrabos des Jahres ein, der Ertrag hat sich aber allmälig gehoben. Man hat das schwedische Verfahren angenommen und verarbeitet das Eisen auf der Stelle in Hufeisen, Nägel, Schlösser, Schlüssel ꝛc. Die schwedischen Arbeiter lehrten Neger und Mulatten, welche bei dieser Arbeit Verstand und Geschicklichkeit bewiesen haben. Um diese nützliche Anstalt mehr zu fördern, sind nun statt der hölzernen Werkstätten zierliche und feste Gebäude von einem gelblichen Steine in der Nähe aufgeführt worden. Zwei Hochöfen und eine Menge kleinerer sind in voller Thätigkeit; die Blasebälge werden durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt.

Das Gebirge, welches diese ansehnliche Menge Erz liefert, liegt eine Viertel Meile westlich von der Anstalt und zieht sich von N nach S. wie ein Vorgebirge. Die Höhe desselben beträgt etwa 1000 Fuß. Es ist mit Holz dicht bedeckt, in welchem man von früh bis Abend das Brüllen des braunen Affen hört. Ist man hinaufgestiegen, so steht man vor gigantischen Blöcken eines magnetischen Eisensteins, die oft 40 Fuß hoch sind. Rund herum, oben und unten, liegen mehr oder minder große Stücke. Die Oberfläche dieser Felsenmassen ist fast überall glatt, nur bisweilen bemerkt man Vertiefungen und unvollkommen oxidirte Stellen. Diese bedeutenden Massen machen keinen Eindruck auf die schwebende Magnetnadel, einen sehr starken aber bringen die kleinen hervor. Die Masse dieser

Magnetsteine ist etweder compact oder von rothen Ockeradern durchzogen. Der Eisenstein scheint unmittelbar in Berührung mit einem gelben Quarz zu seyn.

Das waren die Resultate eines einwöchentlichen Aufenthalts in San Paulo und einiger Ausflüge in der Umgegend. Damals war ich schon sieben Monate lang in den ungeheuern Ländereien Brasiliens herumgezogen, die das ganze Leben eines Reisenden in Anspruch nehmen könnten. Mich riefen aber noch andere Gegenden und ich entschloß mich, diese zu verlassen. In San Paulo befand ich mich in einer Art Trichter, der mir keine Wahl über den Weg ließ. Nach Rio de Janeiro zurückzukehren, wäre eine unfruchtbare und einförmige Reise gewesen. Wollte ich nach Santos gehen, so mußte ich erwarten, keine Gelegenheit nach Montevideo zu finden. Uebrigens erfreute mich die Aussicht auf eine Reise zu Wasser keineswegs. Ich erschloß mich, zuerst über Land nach dem Missionenlande in Paraguay zu gehen. Wenige Forscher haben diese Reise schon gemacht. Ich miethete Maulthiere, nahm einen Führer und brach den 1. October auf. Ich kam so allmälig durch Itapatininga, Castro, Pitangui, San Miguel und Tauha, wo ich civilisirte Charruas oder Pions sah (Taf. 27. Abbild.), die ich später noch besser kennen lernen sollte; dann gelangte ich zu dem Rio Negro und fuhr auf demselben bis zum Rio Paranal, wo ich die nördlichste Grenze der Missionen traf.

Hier war ich einen Augenblick über die Richtung unentschlossen, die ich einschlagen sollte. Sollte ich über den Paranal gehen und sogleich über die Gebirge von Tapiz in die Missionenprovinz eindringen, oder einen andern Weg nehmen, der mich zum Theil der Provinz Rio Grande do Sul und Uruguay, die einzigen des großen Reiches, sehen ließ, die ich erreichen konnte? Dieser letztere Weg war weit länger; aber er mußte meiner Neugierde eine größere Mannichfaltigkeit von Gegenständen und an den Ufern eines der Beiflüsse des Uruguay einige jener berühmten Missionen im Bestehen zeigen, die sonst überall völlig zerstört sind. Es brauchte kaum so viel, um mich zu vermögen, meine Reise durch die Provinzen Rio Grande und Uruguay wenigstens bis zur Höhe des Rio Piratini zu nehmen. Demnach wendete ich mich gegen S., indem ich längs des Ufers des Paranal hinaufging. Ich kam ziemlich schnell über die Serra Vitounas und gelangte, ohne auf etwas, außer unschuldige Indianer, zu stoßen, bis an den Uruguay, wo dieser berühmte Fluß nur unter dem Namen Pelotas bekannt ist. Ich hatte selbst einen Augenblick den Gedanken, ihn bis zu seinem Ursprunge zu verfolgen, wich aber bald vor den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens zurück. Als ich auf dem Gebiete der zerstörten Missionen von Rio Grande do Sul anlangte, wendete ich mich nach W., ging über den Uruguay Pita, dann über die Serra Geral und erreichte endlich, nicht weit von dem Rio Isacui die Estancia San Miguel in der Provinz Uruguay. Hier endigte gewissermaßen meine Reise in Brasilien, weil ich nun Boden betrat, der sonst Spanien gehört hatte und der noch jetzt mehr spanisch als portugiesisch ist.

So hatte ich in der größten Ausdehnung diese lange Reise in Brasilien vollendet und die vorzüglichsten Provinzen gesehen. Was die andern betrifft, deren Charaktere minder vorspringend sind, so konnte das, was darüber zu sagen ist, in dem allgemeinen Ueberblicke erwähnt werden.

Kapitel XXX.

Historischer und geographischer Ueberblick über Brasilien.

Obgleich aus Nationalstolz die Portugiesen die Entdeckung Brasiliens ihrem Landsmanne Pedro Alvarez Cabral zuschreiben, so kann diese Ehre doch dem berühmten spanischen Seefahrer Vicente Yantez Pinson nicht abgesprochen werden, der Columbus auf dessen erster Reise begleitete. Pinson verließ Spanien im December 1499, fuhr südlicher als Columbus gethan hatte und stieß unter dem 8° s. Br. an ein Land, das er Tröstungscap nannte, ein Land, das nichts anderes seyn zu können scheint, als das Cap St. Augustin 20 Meilen ungefähr südl. von Pernambuco. Pinson wollte vergebens die Ceremonie der Besitznahme im Namen des Königs von Spanien verrichten; die Wilden ließen ihm keine Ruhe, und später, als er etwas weiter nach N. landen wollte, widersetzten sich diese Eingebornen der Landung mit Wurfspießen und Pfeilen.

Nach Pinson erschien Pedro Alvarez Cabral, der die Küsten Brasiliens bei seiner großen indischen Reise sah. Auf dieser Fahrt ließ Cabral, um die Windstille zu vermeiden, die gewöhnlich an der Küste von Guinea herrscht, weit nach W. steuern. Er befand sich unter 17° s. Br., als schwimmendes Gras ihm die Nähe eines Landes verrieth, das wirklich bald unter der Gestalt eines großen Gebirges mit mehrern kleinen daneben erschien. Da man die Osterwoche hatte, so nannte Cabral dieses Gebirge das Ostergebirge. Den 3. Mai 1500 landete er zu Porto Seguro, das er dem heil. Kreuze widmete. Er errichtete demnach ein Kreuz am Ufer und nannte das Land Terra Nova da Vera Cruz, ein Name, unter welchem dasselbe von Camoens besungen worden ist. Man fand, daß das Land in großer Menge Farbehölzer hervorbringe, die jetzt in Europa sehr geachtet sind und die zuerst 1515 von Jua Diaz de Solis dahin geschickt wurden. Dieses Holz wurde Fernambucholz genannt. Auf der Spur dieser ersten Abenteurer folgte bald eine Menge kühner und erfahrener Seeleute: Coelho, Don Affonso Albuquerque, und Juan Diaz de Solis, der an dieser Küste 1519 in Begleitung des berühmten Pinson erschien. Solis kehrte noch einmal 1515 auf Befehl des Königs von Castilien dahin zurück, um in Süden Amerikas einen Weg nach Indien zu suchen; aber er kam nur bis zu dem Flusse Plata, den er Solis nannte. Er starb hier, wurde von einem wilden Volke erschlagen und, wie Einige sagen, verzehrt.

Um diese Zeit hoffte man die Idee, in diesem Lande festere Niederlassungen anzulegen, auszuführen. Im Jahre 1516 fuhr Christovao Jacques in die Allerheiligen-Bai mit einem Geschwader von Caravellen, traf da zwei französische Schiffe und nahm sie, und errichtete dann, um den Portugiesen die Ausbeutung des Färbeholzes zu erleichtern, ein Comptoir an dem Canale, der die Insel Itamarica von dem Festlande trennt.

Im Jahre 1526 ankerte ein in spanischen Diensten stehender Portugiese, Don Garcia, in der Bai San Vicente und begab sich darauf fast zu den Mündungen des Uruguay, wo er die Schiffe des Seb. Cabot traf.

Als indeß um das Jahr 1531 der Ruhm der spanischen Colonien Portugal fürchten ließ, diese nebenbuhlerische Macht möge den Rechten zu nahe treten, die ihm durch Alexander VI. zugesprochen worden, entschloß sich Johann III. eine imposante Flotte unter der Anführung des Martin Affonso de Souza nach der Neuen Welt zu senden. De Souza fand das Cap Augustin, fuhr an der Küste hin, ankerte in der Allerheiligen-Bai, dann, um sich zu verproviantiren, zu Porto Seguro, und drang zum erstenmale in die Bai Santa Lucia ein, der er den Namen Rio de Janeiro (Januars Fluß) gab, segelte an der amerikanischen Küste bis zu San Sebastian hin, wo bereits eine Factorei blühte, besuchte Rio de la Plata und die Bai Los Santos und verließ diese Gewässer nicht eher, bis die portugiesische Macht völlig begründet war. Alles gelang ihm, außer eine Musterung des Innern. Hundert Mann, die auf Entdeckung ausgeschickt waren, wurden von den Carijos-Indianern ermordert.

Einige Gefechte mit franz. Abenteurern bezeichneten noch diese erste Phase der Occupation. Als die Portugiesen sich den friedlichen Genuß der verschiedenen Posten gesichert hatten, dachten sie daran, dem Lande auch eine politische Gestaltung zu geben; sie theilten dasselbe in Capitainerien, welche als Lehen den großen Kronvasallen gegeben wurden. Die neun ersten waren nach dem Geschichtschreiber Juan de Barros: Juan de Barros, Coelho Pereira, Francisco Pereira, Figueredo Correa, Campo Turinho, Fernandez Couthino, Pedro de Goes, Mantin Affonso de Souza und Lopez de Souza. Diese Verleihungen hatten anfänglich nur einen precairen und nominellen Werth, da die meisten Capitainerien nicht einmal an einander grenzten; allmälig aber näherte man sich einander und

unterstützte sich gegenseitig. Man machte das Land urbar und bezog zur Arbeit Neger von der Küste von Guinea. San Salvador, gegenwärtig Bahia, wurde gebaut und man nahm den eingeborenen Völkerschaften das umliegende Land ab. In dieser Zeit erschien eine französische Expedition in diesen Gewässern unter Durand de Villegagnon. Dieser Führer des hugenottischen Geschwaders erschien zu Rio de Janeiro, baute da eine Citadelle, die noch heute seinen Namen führt, und legte den Grund zu einer ansehnlichen Niederlassung. Unglücklicher Weise wurde die Entwickelung derselben durch die finstere Laune und die Zwistigkeiten in ihrem Schooße aufgehalten. Dem dritten Gouverneur von Brasilien gelang es 1566 mit Hilfe der Missionaire Nobrega und Anchieta, die Franzosen von dem Boden zu vertreiben, den sie erobert hatten, und sich des Forts Villegagnon, ihres letzten Vertheidigungspunktes, zu bemächtigen. Eine andere auf der Insel Maranham versuchte Colonisation zeigte anfangs bessere Aussichten, bald aber drängten die Portugiesen, welche ihre gesammten Streitkräfte auf diesem Punkte vereinigten, die kleine französische Besatzung mit solcher Hartnäckigkeit, daß sie sich genöthigt sah, diesen zweiten Posten zu räumen und Brasilien seinen ersten Besitzern zu überlassen. Später aber, als Frankreich eine wirkliche Beleidigung an Rio de Janeiro zu rächen hatte, machte der tapfere Duguay Trouin an einem Siegestage jene Reihe von Unfällen und Niederlagen wieder gut.

Die Franzosen waren nicht die Einzigen, welche Portugal den Besitz dieses reichen Gebietes streitig machten. Holland schickte dagegen noch furchtbarere und glücklichere Expeditionen ab. Unter Philipp IV. bemächtigte sich eine batavische Flotte Bahias, aber die Sieger, die in der eroberten Stadt belagert, unter einander uneinig waren und fortwährend geneckt wurden, sahen sich bald genöthigt zu capituliren. Später, im Jahre 1630, unternahmen die Holländer noch eine Landung an den Küsten von Pernambuco, bemächtigten sich nach einander Olindas und Recifs, legten daselbst Befestigungen an, dehnten sich allmälig in dem umliegenden Lande aus und besetzten den ganzen Lauf des Flusses San Francisco bis zum Maranham. Diese Besetzung dauerte bis zur Regierung Johanns IV., der ganz Brasilien den Holländern wieder abnahm und dasselbe zu einem der mächtigsten Theile seines Reiches machte.

Damals organisirte man die Colonisation auf dauerhafte und reelle Weise. Das Colonialsystem mit seinen Beschränkungen trat dort bald in Kraft, aber es zeigte sich nicht sogleich mit seinen traurigen Folgen, die dasselbe in den verschiedenen spanischen Colonien begleiteten. Nur allmälig und in Folge eines immer wirksamern Monopolsystems verlor sich der örtliche Handel in dem Handel des Mutterlandes und mußte der Sclave desselben werden. Das den Fremden verschlossene Brasilien erschöpfte sich, um einige Kaufleute von Lissabon zu bereichern. Seine Bewohner gingen auf Eisen und mußten, bei Strafe, an den Küsten Guineas zu verschmachten, die Ackerwerkzeuge aus Portugal beziehen; trotz dem, daß sie große Salinen ganz in der Nähe hatten, mußten sie das Salz von europäischen Gesellschaften kaufen, die es außerordentlich hoch im Preise hielten.

Dieses System war nicht blos für Brasilien ein Grund zur Uneinigkeit, sondern auch eine Ursache des Verderbens. Um seinen Einfluß auf mächtige Provinzen zu bewahren, theilte sie Portugal unter einander und schuf für sie verschiedene Interessen. Jeder Bezirk hatte seine Douanenlinie, seine Miliz, seinen Despoten und seine besondern Abgaben. Es gab kein Brasilien, sondern nur eine Menge brasilianische Provinzen ohne Einheit und Zusammenhang.

So standen die Sachen, als 1808 Johann VI., den die Franzosen aus Portugal vertrieben hatten, in Brasilien erschien. Vor diesem unerwarteten Ereigniß fiel ein Theil des Colonisationssystems. Brasilien war nicht mehr ein Anhängsel des Mutterlandes, sondern ein Staat, ein mächtigeres Reich als das europäische. Man öffnete die Häfen dem Auslande, man änderte die der örtlichen Production auferlegten Beschränkungen und emancipirte einigermaßen den Ackerbau und den Handel.

Zum Unglück geschahen diese Reformen übereilt, ohne Zusammenhang. Der Graf von Linhares, der erste Minister, hatte gesunde und nützliche Ansichten, aber er wollte zuviel thun, zuviel auf einmal neuern. Umgeben von Empirikern, die nur die Theorie einer Reform sahen, baute er auf gut Glück Pläne, die nicht realisirt werden konnten, und vernachlässigte die, welche leicht ins Werk zu setzen waren. Deshalb blieb auch das damals gethane Gute unfruchtbar. Als Johann VI. Brasilien verließ, um nach Europa zurückzukehren, war das Uebel größer als das geschaffene Gute.

Nach seiner Abreise erwachte die Eifersucht zwischen den Capitainerien von neuem und dem neuen Souverain, Don Pedro, der zum constitutionellen Kaiser von Brasilien ernannt war, gelang es trotz seiner Festigkeit und seinem Wohlwollen nicht, jeden Haß zu ersticken und jeden Groll zu besänftigen. Von unfähigen oder intriguirenden Ministern umgeben, konnte er sich nicht immer vor ihrem Einflusse und ihrem Uebelwollen schützen.

Brasilien war unter dem neuen Kaiser weder ruhig noch glücklich. Der unpolitische und unglückliche Krieg mit Rio de la Plata, die Seeräubereien Cochranes und die Empörungen einiger Provinzen trugen dazu bei, das Land in einem Zustande der Unruhe und Unsicherheit zu erhalten. Ein Geist der Uneinigkeit beunruhigte die Provinzen und schien zu einer Zersplitterung führen zu müssen. Vergebens wollte Don Pedro, nachdem er sich mit einer jungen deutschen Prinzessin aus der Familie Beauharnais verbunden hatte, seine Popularität durch eine Reise in der Minenprovinz wiedererlangen; diese Demonstration verfehlte ihren Zweck gänzlich. Er war, von unpassenden Rathschlägen oder von verlangenden Parteien geleitet, nicht mehr im Stande, sich zu halten und mußte sich einige Zeit darauf vor einer Alles vermögend gewordenen Insurrection zurückziehen. Er verließ Brasilien den 13. April 1831 und hinterließ seinem unmündigen Sohne einen wankenden Thron.

In dem Lande, in welchem diese Ereignisse geschahen, wohnten zur Zeit der Eroberung wilde Stämme, deren geschichtliche Ueberlieferungen nur mit den Fabeln zu uns gekommen sind, womit sie die Portugiesen umhüllt haben. Wir haben bei unserer Wanderung gesehen, was von diesen Volksstämmen noch übrig ist, wie sie heißen, welche Sitten und Gesetze sie haben. Weniger weiß man, was sie im Anfange waren.

Als Pinson und Cabral in diesen Gegenden erschienen, waren die Herren der Küste die Tupis (von dem Worte Tupan, d. h. Donner), ein großer Volksstamm, der vor kurzem das Gebiet den Taopuyas abgenommen hatte. Die Tupis theilten sich in eine Menge Stämme, deren vorzüglichste die Tupinambas und Tupiniquins gewesen zu seyn scheinen. Die Tupis hatten, wie die jetzigen Amerikaner, eine kupferrothe Farbe, schwarzes glänzendes Haar, das nach Art der Botocuden kranzförmig abgeschnitten war, durchbohrte und mit Scheibchen belegte Lippen, einen tättowirten Körper, blaue, rothe und gelbe Arasfedern auf dem Kopfe und Halsbänder von Körnern. Männer und Frauen gingen nackt. Die letztern rissen sich, wie die Männer, die Haare aus den Augenlidern, ließen aber sorgfältig das Kopfhaar wachsen, durchbohrten die Ohren, um längliche und rundliche Muscheln hinein zu stecken und bemalten sich sorgfältig das Gesicht und den übrigen Körper.

Die Waffen der Tupis waren der Bogen (pao d'arco) und sehr lange sorgfältig gearbeitete Pfeile; Säbelkeulen von rothem oder schwarzem Holze und ein kleiner Schild, den sie aus dem dichtesten Theile einer Tapirhaut schnitten. Ihre Instrumente bestanden in einer Art großen Posaune (janubia), deren Töne den Marsch der Krieger befeuerten, und in einer Maraca, welche zu den Zaubereien und religiösen Ceremonien bestimmt war.

Die unstäten Tupis blieben nicht über sechs Monate an einer Stelle. Doch bildeten sie hier und da Dörfer, in denen bisweilen 5 bis 600 Personen lebten. Die Hütten derselben konnten über 60 Fuß lang seyn, enthielten aber nur ein großes Gemach, worin sich die ganze Familie befand. An jeder Wohnung war ein kleines Stück Feld. Gefäße von grober Erde machten das ganze Geräthe dieser Wohnungen aus.

Die Tupis lebten von ihrer Jagd und ihrem Fischfange und räucherten Fleisch und Fische. Sie bauten nur Manioc, den sie auf verschiedene noch jetzt übliche Weise zubereiteten. Sie verfertigten selbst ein geistiges Getränk daraus.

Die Tupis kannten, wie die bereits beschriebenen Völker, nur ein gutes und ein böses Wesen, glaubten an ein Leben, wo die Krieger bei göttlichen Mahlen sitzen würden und hatten Zauberer oder pajes, die ihnen den Geist der Kraft dadurch beibrachten, daß sie ihnen mit der Maraca in das Ohr bliesen.

Die Polygamie war bei den Tupis zwar erlaubt, aber sie achteten bei ihren Verbindungen die drei höchsten Verwandtschaftsgrade, ihre Mutter, ihre Schwester und ihre Tochter. Der Vater drückte dem neugeborenen Kinde mit dem Daumen die Nase ein, wusch es sorgfältig und bestrich es schwarz und roth. War es ein Knabe, so machte er ihm sogleich einen kleinen Bogen, Pfeile und eine Keule, und sagte: „sey muthig, um dich an deinen Feinden zu rächen"; dann gab er ihm den Namen eines Thieres, einer Pflanze oder einer Waffe.

Die Begräbnisse hatten eine Art Ceremoniell. Die Frauen, die einander umarmten und die Hände einander auf die Achseln legten, sagten: „er ist todt, der uns so viele Gefangene zu essen gegeben hat." Hatte man so einen halben Tag gewehklagt, so grub man ein rundes, fünf bis sechs Fuß tiefes Loch und der Leichnam wurde fast aufrecht, mit an den Leib gebundenen Armen und Beinen begraben.

Von der Regierung der Tupis weiß man nichts anzugeben, als daß sie Rathsversammlungen hielten, wo alles nach Stimmenmehrheit entschieden wurde. Der Mord wurde mit dem Tode bestraft; man übergab den Mörder den Verwandten des Opfers und diese erwürgten ihn. Hatte ein Stamm den andern beleidigt, so verlangte man den Kampf, und dieser wurde bisweilen zwischen Armeen von 10,000 Mann ausgefochten. Man suchte dabei so viele Gefangene als möglich zu machen, um sie dann bei gräßlichen Mahlen zu verzehren. Diese Gefangenen wurden bis zu dem entscheidenden Augenblicke gut behandelt. War er gekommen, so brachte man Jedem Steine und Scherben von zerbrochenen Töpfen und sagte: „räche dich, ehe du stirbst." Und der Unglückliche konnte diese Gegenstände auf die Umstehenden werfen, welche sich mit ihren Tapirhäuten bedeckten. Darauf trat der Nachrichter mit der Keule hinzu und sagte: „bist du es nicht, der unsere Freunde und Verwandten gegessen hat?" — „Ja," antwortete der Gefangene, „und wenn du mir die Freiheit gäbst, würde ich auch dich und deine Gefährten verzehren." — „Ah, ich und meine Gefährten sind deine Herren und wir wollen dich verzehren." Und er gab ihm auf den Kopf einen Schlag mit der Keule, der ihn todt niederstreckte. War der Körper zertheilt, so räucherte man das Fleisch wie Wildpret und aß es. Aus den Knochen der Arme und Beine machte man eine Art Pfeifen, und aus den Zähnen Halsbänder zum Kriege.

Diese Völker waren übrigens edelsinnig, unerschrocken und ihren Schwüren treu. Ihre Sprache, welche von den Eingeborenen des Küstenstriches noch gesprochen wird, ist wie es scheint ein Dialect des Guarinischen, dessen Wurzeln man in einem Raume von fast 60 Graden findet. Diese Sprache hat gewisse Buchstaben unsers Alphabets nicht, wie z. B. das f, h, j, v und z. Die Haupt- und Beiwörter werden nicht declinirt und nicht einmal einen Plural bildet man.

Unter den Unterabtheilungen der Tupis zählte man zur Zeit der Eroberung noch die Carijos, welche die Küste in S. von San Vincent der Insel Santa Catarina innehatten; die Tamoyos, welche sich bis nach Angra das Reys ausdehnten; die Tupinambas, die Tupiniquins, die Tupinoës, welche das Küstenland von Mittelbrasilien bewohnten; die Tayabecen und die Caheten, die Coroados und eine Menge anderer Völkerschaften, von denen schon die Rede gewesen ist. Wie man gesehen hat, haben die verschiedenen Stämme nicht immer auch sehr verschiedene Sitten, Gebräuche, Gesetze und Gesichtszüge. Bei aller Mannichfaltigkeit der brasilianischen Völkerschaften bemerkt man leicht eine Art Gleichförmigkeit, welche sich aus analogen Charakteren ergiebt. Wenn, statt endlose Unterabtheilungen zu suchen, die ethnologische Wissenschaft große Familien zu bilden und zu gruppiren suchte, so würde man deren in Brasilien kaum zwei oder drei finden, welche besondere Namen verdienten.

Brasilien erstreckt sich in seinen gegenwärtigen Grenzen von den Mündungen des Oyapock unter dem 4° n. Br. bis über den Rio Grande do Sul unter 34° 30′ s. Br. und vom Cap Roch am atlantischen Meere unter 37° bis an das rechte Ufer des Yarari, eines der Beiflüsse des Amazonenflusses, unter dem 71° 38′ w. L. So beträgt die größte Länge Brasiliens 930, die größte Breite 125 Lieues und sein Flächenraum 385,485 Quadratlieues. Seine Form ist die eines unregelmäßigen Dreiecks, grenzt in SO. und NO. an den atlantischen Ocean, in N. an das französische und spanische Guyana, in W. an die columbische und peruanische Republik und an die Plataprovinzen.

Diese Ausdehnung von 1300 Stunden Küste bietet eine Menge vorzüglicher Häfen und herrlicher Baien. Außer den Klippen von Abrolhos, welche den Schiffern sehr bekannt sind, ist die Küste fast überall sicher. Unter einer großen Menge von Inseln bemerkt man Santa Catarina in S., und in N. Fernando de Noronho, das in ziemlicher Entfernung liegt.

Der Hauptstock der Gebirge Brasiliens scheint unter dem 19° s. Br. und unter dem 45. Meridian zu liegen. Von diesem Punkte aus zieht sich eine Cordillere in N. parallel mit der Küste, der sie mehr oder minder nahe kommt, Diese Cordillere oder Serra heißt an dem obern Theile Cerro do Frio und Serra da Lappa. Dann in O. dieser Kette erstreckt sich eine andere minder hohe und mit der Küste parallele Kette, welche die Küste sogar an einigen Stellen bildet. Dies ist die Serra de Mar oder die Seecordillere, welche durch die Serra de Parananga in S. fortgesetzt wird. Die große Serra oder Serra Espinhaço erhebt sich nirgends über 1000 Toisen, lehnt sich an die campos geraes und dient als Ursprung vieler andern Ketten, die nach verschiedenen Richtungen hinziehen und mehr oder minder deutlich mit der Andencordillere sich wieder verbinden. Die Binnenplateaus haben ungefähr eine Höhe von 450 bis 500 Toisen.

Die nicht hohen Berge Brasiliens trennen das Plateau des Amazonenflusses von dem Plata. Die Beiflüsse auf der rechten Seite des Rio Madeïra, eines der ansehnlichsten Beiflüsse des Amazonenflusses, sind der Topayo, der Xingu und andere Flüsse des Plateaus der Parexis, von wo der Paraguay und seine obern linken Beiflüsse herabkommen. Die meisten derselben führen Gold. Von dem Gebirgsstocke und den Binnenplateaus kommen in N. der Tocantin, in S. der Paranal und Uruguay herab. Der Rio San Francisco, einer der größten Ströme in Brasilien und diesem fast ausschließlich angehörend, entspringt zu Caroeïro da Casa d'Anta, an der Serra de Canastra. Von Bahia nach Rio de Janeiro trifft man noch den Rio Grande und den Rio Doce, eine Menge unbedeutender Flüsse ungerechnet. Man findet viele Seen in Brasilien, die aber nicht bedeutend sind. Der Xarayes ist nur das Erzeugniß der Ueberschwemmungen des Paraguay. Der See dos Patos am südlichen Ende des Landes, steht mit dem See Mirim in Verbindung; beide münden in den Ocean.

Der Granit macht den größern Theil der brasilianischen Berge aus; auch der Kalkstein findet sich an verschiedenen Stellen. Ich habe bereits von dem Mineralreichthume Brasiliens und seinen Gold- und Silberwäschen gesprochen. Das Pflanzenreich ist nicht minder reich. Man hat gesehen, wie viele neue Arten jene Urwälder in ihren Tiefen verbargen, wohin der Mensch kaum gedrungen ist, wo der Botaniker noch so reiche Ernten halten kann, Bauhölzer, feine Tischlerhölzer und Farbehölzer; die Bäume, welche einen angenehmen Saft liefern; diejenigen, welche das elastische Gummi, den Copaivebalsam, das Elemigummi geben; das Brasilienholz, die Rinde des Tabahuga und Sapucuya; drei Arten Chinas; Palmen ohne Zahl; Sassaparille, Ipecacuanha, Ricinus und andere officinelle Gewächse; das Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Tabak, der Wein, die Olive und der Feigenbaum. Das Thierreich ist nicht minder mannichfaltig. Man hat eine zahllosen Vögel, seine Schlangen,

seine Alligators, seine tausendfarbigen Insecten, seine Säugethiere und seine Fische gesehen.

Bei der großen Ausdehnung Brasiliens muß natürlich sein Clima auch verschieden seyn. Bald verursacht diese Verschiedenheit der Unterschied der Breite, bald die verschiedene Höhe. Südlich vom Wendekreise beginnt der Winter im Mai und endigt im October; vom Wendekreise bis zum Cap Roch dauert die Regenzeit an den durch die große Cordillere verengten Küsten vom Mai bis zum August; der dann vorherrschende Wind ist der Südwind. Im Innern wird diese Dauer durch die Höhen und verschiedene Umstände modifizirt, doch regnet es gewöhnlich vom October bis zum April. Die Kälte macht sich nur in den hochgelegenen Bezirken, z. B. an den Quellen des Rio San Francisco, bemerklich, wo es vom Juni bis Juli gefriert. Nördlich vom Cap Roch, in den vom Amazonenflusse bewässerten Gegenden und nach Guyana hin dauert die Regenzeit vom October bis zum Mai.

Brasilien war zur Zeit des Colonialsystems nur Missionairen zugänglich; deshalb blieb es auch lange schlecht gekannt. Erst seit 1808 scheinen sich die Erforscher der aufgeklärtesten Nationen der Erde hier ein Rendezvous gegeben zu haben. Maw, Koster, der Prinz Max von Neuwied, der Baron Eschwege, Aug. Saint Hilaire, Spix und Martius, Walsh, de Raigecourt, d'Orbigny und eine Menge Andere haben nach einander die Fackel der Naturwissenschaft in dieses so reiche Land getragen, dessen Reichthümer man bis jetzt nur noch ahnet.

Im Jahre 1823 zählte man in Brasilien bei einer Fläche von 386,000 Lieues nur 4 Mill. Seelen, wobei noch die Negersclaven beinahe ein Drittel der Zahl bilden. Die Einkünfte des Reichs werden auf 45 Mill. Frcs. geschätzt. Die regelmäßige Armee besteht aus 24,000 M., die Miliz aus 50,000 M., die Farbigen mitgerechnet.

Die officielle Eintheilung Brasiliens sind jetzt Provinzen und Comarcas. Man zählt 18 Provinzen, die wieder in mehrere Comarcas oder Bezirke zerfallen. Bei unserer Wanderung sind mehrere Provinzen, die wichtigsten und reichsten, berührt worden; es bleibt uns nur übrig, die andern in geographischer Hinsicht summarisch aufzuführen, denn die ethnologischen Charaktere bleiben ziemlich dieselben. Also die Provinzen Rio de Janeiro, San Paulo, Minas Geraës, Bahia, Pernambuco, Maranhao, Piauhy und Para nicht gerechnet, haben wir noch Santa Catarina, San Pedro, Matto Grosso, Goyaz, Espiritu Santo, Sergipe, Alagoas, Parahiba und Rio Grade do Norte zu e wähnen.

Die Capitanerie San Pedro, die südlichste von Brasilien, ist auch diejenige, welche die Natur am meisten begünstigt hat. Die Bewohner sind stark und kräftig, den Kunstgenüssen nicht sehr geneigt, aber redlich und gastfrei. Das Clima dieser Zone ist so gemäßigt wie das Europas, und alle Früchte unserer Obstgärten gedeihen daselbst. Die Hauptstadt der Provinz, Porto Alegro, ist auf einer Halbinsel gebaut, die in den See dos Pabos hineinreicht. Es gefriert bisweilen in Porto Alegro und die minuara, der Südwind, der über die große Cordillere von Chili streift, kältet bisweilen die Atmosphäre bedeutend ab. Das unter 30° 2' südl. gelegene Porto Alegro muß für die Grenze des Maniocs und Zuckers in Südamerika angesehen werden. Einen und einen halben Grad weiter wächst die Baumwolle nicht mehr. Rio Grande liegt weit ungünstiger und trauriger als Porto Alegro. Von welcher Seite man es auch betrachten mag, man sieht nichts als Wasser, Sümpfe und Sand. In der Nähe liegt das Dorf Francisco do Paulo, wo man viel Fleisch trocknet. In der Umgegend von Rio Grande sieht man auch jene Hunde, die oval heros heißen und die Schafe gegen die wilden Hunde vertheidigen.

Der Hauptort der Provinz Santa Catarina liegt auf der gleichnamigen Insel und ist eine reizende Stadt, umgeben von einem Gürtel grüner Bäume. Der Canal, welcher die Insel von dem festen Lande trennt, ist mit verschiedengestalteten Hügeln besetzt, deren jeder eine eigenthümliche glänzende Färbung annimmt. Das Blau des Himmels ist weder so dunkel noch so glänzend wie in Rio de Janeiro, bleibt aber immer rein und klar. Auf dem Festlande, 13 Lieues weiter nach S., beginnt eine andere Temperatur. Der Zugang zu Santa Catarina wird von zwei Forts beherrscht. Die Stadt hat 6000 Einw., fast sämmtlich Kaufleute, oder Seeleute, die sich aus dem Dienste zurückgezogen haben.

Die Provinz Matto Grosso war den Fremden lange verschlossen. Sie begreift einen Theil von Paraguay und vom Lande der Amazonen. Urwälder bedecken den größten Theil derselben und machen sie fast unbewohnbar. Das Gold und die Diamanten finden sich in mehrern ihrer Thäler häufig. Die Hauptstadt ist Matto Grosso, eine wegen des dort gesammelten Goldes wichtige Stadt, deren Einwohnerzahl sich auf 6000 belaufen kann. Man findet hier ferner Cuyaba mit 10,000 Einw. und einem Bischofe. Diese große, den Europäern fast ganz unbekannte Provinz wird zum großen Theile von eingeborenen Stämmen bewohnt, unter denen die Payaguas und die Guaycurus, die den Portugiesen noch so gefährlich sind, und die Bororos erwähnt werden müssen, die sehr verbreitet zu seyn scheinen. Die Guaycurus oder indianischen Reiter haben die portugiesischen Truppen lange in Athem erhalten. Sie theilten sich in die Herrschaft des freien Landes, während die Payaguas die Flüsse für sich erwarben. Nur erst in der neuesten Zeit ist es den Portugiesen gelungen, diese unermüdlichen Feinde zu vernichten.

An Matto Grosso grenzt die Provinz Goyaz und ist von Minas Geraës durch ein Plateau getrennt, das an dem einen Ende den Tocantin, an dem andern den San Francisco entstehen sieht und die Gewässer dieses Flusses von denen des Paranal trennt. Man kommt zur Hauptstadt der Provinz Goyaz, nach Villa Boa, nachdem man durch eine Einöde und Weiden gegangen ist, die bald ganz frei, bald mit verkrüppelten Bäumen bestreut sind. „Als das Gold in dieser Gegend sehr häufig war," sagt Saint Hilaire, „setzte man nach Villa Boa einen Generalcapitain und einen Ouvidor, nebst zahlreichen Beamten und errichtete ein Haus zum Schmelzen des Goldes; aber die Minen sind erschöpft oder könnten jetzt nur durch viele Hände bearbeitet werden, auch gestattet die Entfernung von der Küste den Bergleuten nicht, in dem Anbaue des Bodens eine Quelle des Reichthums zu finden. Wenn sie die Steuern nicht bezahlen können, verlassen sie ihre Wohnungen, ziehen sich in die Einöden zurück und vergessen da die Civilisation, die religiösen Ideen, die Gewohnheit rechtmäßige Ehen zu schließen, die Kenntniß des Geldes und den Gebrauch des Salzes ganz und gar; ein Land, das größer als Frankreich ist, wird so zu Gunsten einiger trägen Beamten erschöpft, und selbst die Ruinen von Villa Boa sind Ruinen ohne Erinnerungen. Man hat ihm neuerlich den Namen Goyaz gegeben, aber der alte Name herrscht noch im ganzen Lande vor." Unter den andern interessanten Orten der Provinz Goyaz ist der Diamantenbezirk zu erwähnen, ein ziemlich großer Raum an dem Rio Claro, einem Beiflusse des Araguay, und Natividade, eine kleine Stadt, die mehr durch ihren Ackerbau als ihre Wäschereien blüht, und endlich Agoaquente, das durch den Goldhaufen berühmt ist, der auf seinem Gebiete gefunden wurde, 43 Pfund wog und das schönste Gold war, das man bis jetzt gesehen hat.

Die Provinzen Espiritu Santo, Sergipe, Alagoas, Parahiba, Rio Grande do Norte enthalten nach dem bereits Gesagten nichts Ausgezeichnetes, bei dem man stehen bleiben könnte.

So hat sich ganz Brasilien mit seinen alten und seinen neuen Sitten, mit seinen eingeborenen Nationen, die sich allmälig vor der Civilisation zurückziehen, und mit seinen civilisirten Bewohnern, die sich verschmelzen, sich kreuzen und umwandeln, vor unsern Blicken gezeigt. Welche Zukunft wird dieses transatlantische Reich haben? Das dürfte gegenwärtig bei der Verworrenheit aller Elemente dort schwer zu bestimmen seyn.

Kapitel XXXI.

Die Missionenprovinz.

Je mehr Gegenstände ich sah, um so mehr wurde meine Neugierde gereizt, um so mehr bildete sich mein Geist durch das Nachdenken, welches, selbst unwillkührlich, Vergleiche zwischen so vielen verschiedenen Gegenständen anstellte.

Als ich zu den Antillen kam, hatte ich überall, aber noch ohne viel darauf zu achten, die unwiderleglichen Zeichen des fast unmittelbaren Verfalles des neuern Colonialsystems gesehen, der durch die unvermeidliche Emancipation der Sclaven, — das Verderben der Pflanzer, aber der Triumph der Menschheit — herbeigeführt wird.

Ich hatte in dem französischen, holländischen und englischen Guyana, das so fruchtbar und noch so wenig bekannt ist, gesehen, was die von Ausdauer unterstützte Industrie vermag, wie nutzlos aber auch ihre Bemühungen sind, wenn sie nicht ausdauern.

Columbien und der Lauf des Orinocco hatten mir das Bild einer andern Emancipation, die politische Emancipation, gezeigt, welche, um ihre Früchte zu tragen, nur noch mehr Bildung in den Oberhäuptern und für das Volk die Vermehrung der Zahl der arbeitenden Arme in jenen reichen Ländereien und gute Wege erwartet, um die Producte zu verdoppeln, indem sie denselben einen Abzug sichern.

Ich hatte in dem ungeheuern Reiche Brasilien neben den Elementen einer zu oft eben so prahlerischen als engherzigen Politik alle Hilfsquellen gefunden, welche einer aufgeklärten Verwaltung natürliche Vortheile geben können, wie sie kein anderes Land besitzt.

Ein neues Schauspiel sollte sich vor meinen Augen in dem Theile von Südamerika aufthun, den ich noch zu sehen hatte, in der Union vom La Plata, der ersten von dem Joche Europas freigewordenen Provinz; in den Republiken Chili und Bolivia, welche die Freiheit besser verstanden zu haben scheinen, wenn man nach dem Frieden urtheilen darf, dessen sie sich nach so viel Stürmen erfreuen, und endlich in der Republik Peru, die an großen Erinnerungen so reich ist, jene unbekannten und doch so merkwürdigen Gegenden südlich vom amerikanischen Festlande bis an die Straße des Magalhaens nicht gerechnet, deren unter dem Namen Patagonier bekannte Einwohner nicht mehr Ungeheuer sind, ohne aber etwas von ihrer Originalität verloren zu haben.

Ich kam über die Estancia San Miguel zu Ende des Jahres 1827 in die Missionenprovinz.

Schon seit langer Zeit reiste ich auf dem Gebiete der Guaranis, der ersten Völker, welche die Jesuiten der Herrschaft der christlichen Religion unterwarfen, der zahlreichsten wie der ausgebreitetsten von allen Indianernationen, die zur Zeit der Entdeckung ganz Brasilien und die Guyanas inne hatte und sich selbst vielleicht bis nach Columbien ausdehnte, und von S., in der Gegend von Buenos Ayres, bis zum 30° n. Br. bei Chiquitos und an den Abhängen der großen Andencordillere gefunden wurde, übrigens mit vielen andern Nationen vermischt war, oder vielmehr eine einzige in viele unabhängige Horden gespaltene Nation bildete.

Man hat bemerkt, daß die Guaranis der den Portugiesen unterworfenen Länder, die oft mit den Schwarzen aus Afrika von ihren Herren verkauft wurden, als Wilde gegenwärtig fast ganz vernichtet sind, während die, welche die spanischen Besitzungen bewohnten und nie verkauft wurden, noch größtentheils frei wie zu den Urzeiten existiren.

Die freien Guaranis lebten gewöhnlich in den Wäldern, wo sie sich von Honig, wilden Früchten, Vögeln, Affen und andern Thieren, Mais, Bohnen, Pataten, Mandioca oder Manioc lebten und sich von andern Nationen dadurch unterschieden, daß sie, statt Nomaden zu seyn wie sie, in ihren Aufenthaltsörtern permanente Lagerplätze bildeten.

Ihre Sprache, die von jener der andern amerikanischen Nationen verschieden, aber nichts desto weniger für alle ihre Zweige dieselbe, ist über ganz Brasilien, Paraguay, Peru und viele andere Länder verbreitet, — der beste Beweis ihrer, kann man fast sagen, Universalherrschaft im Festlande Südamerikas.

Mit den andern Indianern verglichen, scheinen sie, in physischer Hinsicht, denselben an Größe nachzustehen, sind vierschrötiger, fleischiger, häßlicher, haben wenig Haar und Bart, sind oft düster, traurig, niedergeschlagen, was weniger von ihrem Charakter als von der Art herkommt, wie man sie behandelt, denn es giebt sehr heitere, welche sogar bis zu Kinderpossen gehen.

Ob sie gleich mit 6 Fuß langen Bogen und 4½ Fuß langen Pfeilen, der marana, einer Art Keule, und dem bodoke, einer Art Schleuder, bewaffnet waren, so fürchteten sie sich doch vor den andern Nationen und flohen sie, galten im Allgemeinen für wenig kriegerisch und wurden von ihren unruhigen Nachbarn fast so oft besiegt als angegriffen, aber unter der Herrschaft der Jesuiten zeigte sich bald, was über die am weitesten zurückgebliebenen Menschen die Disciplin und das Ehrgefühl vermögen.

Der nördliche Theil der Missionenprovinz wird durch ungeheuere Wälder mit allen Arten Bäumen und besonders mit Farrnkräutern charakterisirt, während man in Süden, wie ich mich überzeugen konnte, Holz von allen Arten, und besonders Yataïs und Carondaïs Palmen, zwei der merkwürdigsten Bäume dieser Familie, findet, nur an den Flüssen und zwischen den zahlreichen Lagunen trifft.

Als wir ziemlich nahe an einem dieser Wälder hinwanderten, deren ansehnlichster, welcher von einer Menge Indianervölkern bewohnt wird, sich weit von einem Ufer des Uruguay und des Parana erstreckt, bemerkten wir eine kleine Schaar Eingeborener am Rande, die an einem großen Feuer Rindfleischstücke unweit einer Hütte brieten, welche von bogenförmigen, mit Rindshäuten bedeckten Zweigen gebildet war. Alle waren völlig nackt. Die Frauen sahen sehr unreinlich aus. Ein junges Mädchen hatte als Zeichen der Mannbarkeit drei weiße Linien von der Stirn bis an die Nasenspitze, und die Männer trugen in der Unterlippe ein vier bis fünf Zoll langes, zwei Linien starkes Holzstück. Das ist das barbole, Zeichen oder Schmuck auch vieler andern indianischen Völkerschaften, das man den Kindern schon zwei bis drei Tage nach der Geburt giebt und das nicht einmal nach dem Tode weggenommen wird. Die Leute sahen ernst und traurig aus, waren aber gut gebaut, größer als die Spanier, und hatten ein offenes Gesicht wie sehr langes Haar. Einer von ihnen, der vielen Einfluß zu haben schien, trat uns entgegen, sobald er uns bemerkte, und schwang mit wildem stolzen Wesen eine lange Lanze, als wolle er uns mit derselben durchbohren, aber wir erkannten bald, daß er von Branntwein und Chica trunken sey. Im Augenblicke, als ihn mehrere Frauen und Mädchen aufhielten, bemerkte ich, daß ihnen allen ein oder zwei Finger an jeder Hand fehlten, und Andere an den Armen, der Brust und den Seiten mit Lanzenstichen gezeichnet waren, alles zum Zeichen der Trauer, wie ich später erfuhr. Dieses nicht eben angenehme Zusammentreffen war für mich doch interessant, als einer der Indianer, die mich begleiteten, mir sagte, dies wären Scharruas, die zur Zeit der Eroberung von Maldonado bis zum Uruguay herumzogen, Juan Diaz de Solis ermordeten, aber nicht verzehrten, obgleich dies von allen spanischen Geschichtschreibern behauptet wird, ohne Zweifel, um den Ruhm der ersten Eroberer um so mehr zu heben. Diese Nation, die kriegerischeste und zahlreichste zur Zeit der Entdeckung, stellte den spanischen Niederlassungen die größten Hindernisse entgegen. Zur Zeit der Gründung Montevideos 1724 nach N. zurückgedrängt, verschmolz sie sich theilweise mit den Jesuitenmissionen am Uruguay und ist gegenwärtig auf eine sehr kleine Anzahl Krieger herabgekommen, die noch immer mit dem Geiste der Schlauheit und Klugheit, welche sie auf ihren Märschen, bei ihren Hinterhalten und ihren verstellten Rückzügen auszeichnete, jene Heftigkeit verbinden, die ihre Angriffe so schrecklich machte. Was ihre häuslichen Gewohnheiten betrifft, so weiß ich, daß sie sich sehr frühzeitig verheirathen, daß die Scheidung bei ihnen erlaubt ist und der Ehebruch nur mit einigen Ohrfeigen bestraft wird. Wie viele andere kriegerische Nationen haben sie die Sitte, ihre Waffen mit ihnen zu begraben, und als Zeichen der Trauer um ihren Vater tragen die erwach-

senen Söhne, die sich dem strengsten Fasten unterwerfen, langes Rohr vom Handgelenke bis zur Schulter am äußern Theile des Armes. Diese Trauer dauert acht bis zehn Tage und könnte nebst dem Gebrauche des Barbote beweisen, daß es ihnen nicht an jeder religiösen Idee fehle, denn es liegt ohne Zweifel etwas Religiöses in der Wichtigkeit, welche sie auf diese Beobachtung legen, da sie kein positives Gesetz von ihnen fordert. Man hat auch, vielleicht zu voreilig, behauptet, sie hätten weder Gesetze noch Häuptlinge, denn außer daß sie Kaziken haben, welche sie in den Krieg führen, vereinigen sich die Familienhäupter zu einer Versammlung, um über allgemeine Interessen zu berathen, was wohl, wie ich glaube, für eine Art patriarchalische Aristokratie angesehen werden kann.

Da wir natürlich wenig Lust hatten, lange in solcher Gesellschaft zu bleiben, so beeilten wir uns, unsere gefährlichen Nachbarn zu verlassen und setzten schnell unsern Weg fort. Wir waren über die Estancia San Miguel hineingekommen, die östlichste der sieben noch bestehenden Reductionen, welche den Portugiesen von den Spaniern in Folge des Grenzvertrags von 1750 abgetreten wurden und anfangs zu der Capitainerie Rio Grande do Sul gehörten, seitdem aber einen eigenen Gouverneur erhalten haben. Im Jahre 1801, der Zeit, als die Portugiesen dieselben erhielten, hatten sie im Ganzen nur 14,160 Einw. Wir kamen allmälig durch Puerto San Jose und durch die Reductionen San Miguel, San Luis und San Nicolas, welche so ziemlich auf gleicher Ebene liegen und von Lehm gebaute Häuser haben, die sehr gerade Straßen bilden und eine Art Schirmdächer haben, welche sie vor dem Regen und der Hitze schützen. Viele der Bewohner verstehen Spanisch und Portugiesisch. Fast alle treiben mit Geschick mechanische Künste und verarbeiten Wolle und Baumwolle. Ausgeführt wird nur Mate. Zur Zeit der Jesuiten sah man hier auf Befehl des Königs eingerichtete Schulen, in denen man lesen, schreiben und die spanische Sprache lehrte.

San Miguel wird für die Hauptstadt der Provinz angesehen und hat in dieser Hinsicht San Nicolas ersetzt, das näher an dem Uruguay liegt, von dem es ungefähr 24 Stunden entfernt ist.

Bei San Nicolas gingen wir über den Uruguay auf die gewöhnliche Art des Landes, in dem man weder Brücken noch Flößen findet. Zum Glück hatten sich unsere Leute, die an die Reiseart in dem Lande gewöhnt waren und die Hülfsmittel wie die Unannehmlichkeiten kannten, mit Ochsenhäuten versorgt. In einem Augenblicke hatten sie dieselben an den vier Enden zusammengenommen. Dahinein legten sie unser Gepäck und ich mußte mich wohl mit ihnen in eines dieser seltsamen Fahrzeuge wagen, das einige der Gewandtesten und Kräftigsten schwimmend an einem langen Riemen nachzogen. (Taf. 28. Abbild.) Diese Art zu reisen gefiel mir freilich nicht, aber ich mußte aus der Noth eine Tugend machen; so kamen wir endlich am andern Ufer an und gelangten ohne einen Unfall zu den verlassenen Ruinen des von den Jesuiten 1626 gegründeten Santa Maria la Mayor an. Trauriger und schmerzlicher Anblick! Ob ich gleich vorher davon unterrichtet war, schnitt mir der Anblick doch in das Herz. Ich wußte übrigens, daß wir nicht weit von den Tupis wären, einer noch immer schrecklichern Nation, als die Scharruas, ob sie gleich Ackerbau treibt, denn sie ist immer im Kriege begriffen und schont weder Alter noch Geschlecht. Ich erinnere mich gelesen zu haben, daß sie im Januar 1800 die Gegend zwischen Santa Maria la Mayor und der benachbarten Mission Conception verwüstet habe, eine Erinnerung, die nicht eben geeignet war, mich zu beruhigen, zumal die Tupis zu jeder Zeit die Verbündeten der Paulistas oder Mameluken (mamelucos), der erbittertsten Verfolger der Jesuiten und deren Niederlassungen, gewesen waren. Ich war nicht heiterer, als wir zu Martires, zu Santa Ana ankamen, das gegenwärtig Paraguay gehört und die Grenze zwischen diesem und der Missionenprovinz bildet. Wir zogen fortwährend durch Orangen- und Pfirsichwälder, die sonst in Alleen zu den reizenden Wohnungen geführt hatten, deren gegenwärtig gänzlich verlassene Stätte oft nur durch ein hölzernes Kreuz bezeichnet war. Wir erreichten endlich Loreto, eine Laienniederlassung, gegründet von Ruflo de Chavez, der 1555 hier Guaranis zusammengebracht und eine sogenannte Commende angelegt hatte, die im April 1611 den Jesuiten abgetreten und 1686 dahin verlegt wurde, wo man nur noch die Spuren davon findet. Dies war die erste aller Reductionen und deshalb interessirte sie mich am meisten.

In der Nähe sollten wir über den Parana gehen, um nach Paraguay zu gelangen. Unsere Schaar machte demnach Halt. Während unsere Leute sich mit den nothwendigen Vorbereitungen und Anstalten zum Uebersetzen beschäftigten, untersuchte ich die Umgegend. An der Stelle, wo die älteste der Jesuitenmissionen geblüht hatte, dachte ich an das, was ich über den Ursprung, die Umwandlungen und den Sturz dieser berühmten christlichen Republik, des Gegenstandes so vieler Schriften, gelesen hatte.

Die Spanier hatten sich schon lange in auf einander folgenden Unternehmungen in Paraguay festgesetzt und waren den Uruguay hinaufgegangen, weit über den Punkt hinaus, wo ich mich eben befand. Im Jahre 1588 hatten die Jesuiten Ortega, Fields und Salonio bereits große Fortschritte in der Provinz Guayra (Paraguay) gemacht, hatten aber gleich bei ihren ersten Arbeiten eine lebhafte Opposition von Seiten der Civil- und Militairbehörden wegen des zu großen Eifers voraussehen müssen, mit dem sie beständig ihre Indianer gegen die Tyrannei der letztern schützten. Im Jhre 1609 und 1610 faßten, nach der Gründung Loretos und San Ignacio Mini's, die Patres Cataldino und Maceta die erste Idee von einer christlichen Rupublik und suchten schleunigst um die Einwilligung und die Sanction Philipps III. nach. Dieser Fürst billigte den Plan, dem von Laien bald Hindernisse entgegengestellt wurden; trotz dem hoben sich die entstehenden Niederlassungen so, daß schon 1613 andere Missionäre den beiden Gründern zu Hilfe geschickt werden mußten.

Mit der systematischen Opposition der Laien, deren Leidenschaft ohne Ausnahme den Jesuiten alle von dem Madrider Hofe zur Befreiung der Indianer von persönlichen Dienstleistungen angenommenen Verordnungen zuschrieb, vereinigten sich bald andere Uebel, die häufigen Angriffe der Bewohner von Villa Rica und besonders der Bewohner von San Paulo, die, obgleich Christen, sich kein Gewissen daraus machten, die Indianer aus den Missionen zu rauben, um sie sodann wie Lastthiere auf den Märkten zu verkaufen.

So viele Hindernisse zu überwinden, entflammte den Eifer der Helden des Christenthums nur noch mehr; sie waren nicht minder gewandt als thätig, lebten in gutem Vernehmen unter einander, hielten sich gewandt gegen die andern Geistlichen, die fast alle ihre Nebenbuhler, wenn nicht gerade ihre Feinde waren, und setzten den immer neu erstehenden Hindernissen immer neue Anstrengungen entgegen. Wenige Jahre nach der ersten Anlage ihrer Niederlassungen hatten sie schon 29 Missionen in Guayra, an dem Paraguay, an dem Parana, die zwar alle kaum entstanden und noch schwach waren, die sich aber doch trotz der eifersüchtigen Vernachlässigung der spanischen Gouverneure bald im Stande befanden, einen wirklichen Krieg gegen die unbekehrten Indianer auszuhalten. Diese wurden mehrmals von den Neubekehrten, den Rächern des Todes mehrerer ihrer Missionaire, siegreich zurückgewiesen, denn der Eifer der Gründer fing an das Märtyrerthum zu finden. Unglücklicher Weise waren sie, der Stütze ihrer natürlichen Beschützer beraubt, minder stark gegen die wiederholten Angriffe der schrecklichen Paulistas, die sich mit den Tupis und andern nicht minder barbarischen Völkerstämmen vereinigten. Im Jahre 1631 mußte man ihnen alle Reductionen, selbst die blühendsten, überlassen, und die Kirche von Guayra sah sich von den 100,000 Seelen, die sie bildeten, bald auf 12,000 herabgebracht. Das Geschick der christlichen Republik war nun ein fortwährendes Schwanken zwischen Glück und Unglück, Sieg und Niederlage. Kaum fiel hier eine Mission, so erhoben sich dort andere, bisweilen auf demselben Boden trotz den fortwährenden Uneinigkeiten mit den Gouverneurs, welche Gewalt gegen die Indianer brauchten oder ihnen andere Häupter als die Jesuiten geben wollten, trotz den unaufhörlichen Kriegen, in denen die neuen Christen bald siegten, bald besiegt wurden; aber es ist durch Actenstücke erwiesen, daß von 1628 bis 1630 die Pauli-

stas über 60,000 Personen aus den Missionen geraubt und als Sclaven verkauft haben.

Als aber die Missionen ihrem Ende nahe zu seyn schienen, gingen sie gerade ihrem höchsten Glanze entgegen. Die Erfahrung hatte endlich gezeigt, was man von bewaffneten und disciplinirten Neubekehrten erwarten könne. Die Jesuiten hatten für dieselben den Gebrauch der Feuergewehre erlangt. Schon 1641 fürchteten die Bekehrten die schrecklichen Paulistas nicht mehr. Einst als sie blos 4000 Mann gegen sie standen, tödteten sie ihnen doch 12,000 nebst einer großen Anzahl Hilfsvölker. Die neuaufgebauten oder vermehrten Missionen waren schon vom nächsten Jahre an, 22 an der Zahl, ruhig, bereits fast regelmäßig regiert; über 2000 Gefangene, welche die Mameluken ihnen genommen, wurden in Folge der Tapferkeit und militairischen Talente der Neubekehrten bald zurückgegeben.

Während sie so triumphirten, bedrohten neue Stürme ihre schon so viel verfolgten geistlichen Oberhäupter. Die Jesuiten wurden schon 1640 in Folge eines Aufstandes, der durch die den Brasilianern und besonders den Paulistas nicht sehr günstigen Breven des Pabstes angeregt war, von San Paulo vertrieben. Die Feindseligkeit des Don Bernardino de Cardenas, des Bischofs von Paraguay, den sie nicht hatten anerkennen wollen, wurde ihnen bald noch verderblicher. Nachdem sie sich durch ihn und ihre vielen andern Feinde vielen leicht zu widerlegenden Verleumdungen ausgesetzt gesehen, mußten sie bald directere Beleidigungen zurückweisen. Man vertrieb sie schimpflich von Assomption und Don Bernardino verfolgte sie eifrig, der nicht aufhörte, ihnen allerlei zur Last zu legen.

Aber die Politik und der Krieg sollten wie die Religion zu den Fortschritten der christlichen Republik beitragen. Im Jahre 1680 hatten die Portugiesen unter der Leitung des Don Manuel de Lobo am nördlichen Ufer des Rio de la Plata die Colonie des heiligen Sacraments angelegt. Don Jose de Garro, der Gouverneur der Provinz Rio de la Plata, reclamirte im Namen Spaniens gegen die Usurpation dessen, was man für spanisches Gebiet ansah. Don Jose erhielt von seiner Regierung sogar den Befehl, die neue Colonie anzugreifen. Er sammelte Truppen und verlangte von den Missionen 3000 Mann, die ihm wohl bewaffnet und gut disciplinirt geschickt wurden. Diese Neuchristen trugen durch ihre Kaltblütigkeit wie durch ihre Tapferkeit viel zur Eroberung der Stadt am 6. August desselben Jahres bei, und diese That verbreitete bald in ganz Südamerika ihren Ruhm als Krieger. Den 7. Mai 1782 wurde ein provisorischer Vertrag unterzeichnet, nach welchem der König von Portugal an Spanien jene Colonie abtrat und übrigens einwilligte, den Missionen 300,000 Indianer, so wie das von den Bewohnern von San Paulo geraubte Vieh wieder zu erstatten.

Die Jesuiten hatten seit dem Aufhören der Verfolgungen durch Bernardino de Cardenas Frieden, aber andere Feindseligkeiten setzten sie andern Uebeln aus. Sie hatten für sich in Europa den König, dessen Rath, die Bischöfe und alle Personen, welche ihre Arbeiten zu würdigen verstanden, in Amerika aber waren ihnen alle diejenigen feindlich gesinnt, welche sich und ihre Familien durch die Missionen ruinirt sahen, deren immer zunehmende Fortschritte ihnen die Dienste der Indianer entzogen. Die reichsten Grundbesitzer standen immer mehr oder minder in Verbindung mit den geistlichen und weltlichen Vorstehern, so wie mit den regelmäßigen Orden, den geheimen Feinden der Jesuiten. Daraus entstand gegen die letztern ein Verein von Feindseligkeiten, die trotz ihrer Geduld, ihrer Gewandtheit, ihren Talenten und ihrem Muthe endlich ihr Verderben herbeiführen mußten, dessen Vorläufer die neuen Verfolgungen zu seyn schienen, die sie durch den eben so verblendeten als eingewurzelten Haß des Don Jose de Antequera y Castro erlitten. Dieser Beamte war von dem Königl. Gerichtshofe von La Plata abgeschickt worden, um die gestörte Ordnung in Paraguay wieder herzustellen. Seine Intriguen und seine Ungerechtigkeiten brachten aber alles in Aufruhr, indem sie einen Theil des Volks gegen den andern aufreizten und in die Verbannung alles Angesehenen im Lande die Jesuiten hineinbrachten, deren Einfluß er besonders fürchtete. Alles war bald durch und für ihn in offenem Aufstande in Paraguay. Selbst sein Tod auf dem Blutgerüste am 5. Juli 1731 verbreitete den Aufstand nur noch mehr und gab ihm einen ernstern Charakter. Die Jesuiten wurden von neuem den 19. Febr. 1732 aus ihrem Collegium zu Assomption vertrieben. Man mußte Gewalt brauchen, um die Aufgestandenen wieder zum Gehorsam zu bringen. Als sie überall geschlagen waren, brachte sie der Tod ihrer Führer endlich zum Schweigen, und als die Ordnung einmal wiederhergestellt war, dachte man in Amerika nur daran, die Jesuiten für das erlittene Unrecht zu entschädigen.

Man ließ ihnen in der Neuen Welt Gerechtigkeit wiederfahren; nicht so in Europa, wo sich fortwährend der Haß und die Vorurtheile gegen sie häuften. Eine Philipp V. schon 1716 von einem französischen Geistlichen überreichte Denkschrift gegen sie hatte keine andere Antwort von dem Könige erhalten, als eine Cabinetsordre vom 12. Novbr. desselben Jahres, die sie in allen ihren Vorrechten bestätigte. Im Jahre 1732 widerlegten sie siegreich alle gegen sie gerichteten Verleumdungen, besonders auch die Geldunterschlagungen.

Aus allen Untersuchungen ergab sich, daß schon 1631 zwanzig Missionen mit 70,000 Indianern bestanden; 1715 gab es an dem Parana und Uruguay 30 mit 86,480; 1717 zählten die 30 Missionen zusammen 121,160 Bewohner; 1730 lebten dort 29,500 Familien mit einer Seelenzahl von 133,700 und 1737, der Zeit der rechtfertigenden Denkschrift, war die Zahl der Familien auf 23,000 durch Hungersnoth, Krankheiten und Entweichungen heruntergekommen.

Daraus würde sich ergeben, daß die Zeit des Glückes der größten Anzahl der Missionen am Uruguay und Parana, welche die sogenannte christliche Republik von Paraguay bildeten, das Jahr 1730 und die folgenden (Mitte des 18. Jahrh.) war, also mit jener des großen Aufstandes in Paraguay zusammenfiel. Von drei und dreißig Völkerschaften, welche sie bildeten, waren nur 29 eigentlich durch die Jesuiten zusammengebracht, denn Loreto, Sant Ygnacio Mini, Santa Maria de Fe und Sant Yago, welche von den Eroberern vor der Ankunft der Jesuiten gegründet waren, wurden erst später von denselben regiert und civilisirt. Von den ihnen wirklich gebührenden 29 Völkerschaften waren 19 in 25 Jahren, von 1609 bis 1634, gewonnen, gerade in der Zeit, in welcher die Portugiesen von San Paulo die Indianer am heftigsten angriffen und verfolgten, woraus sich ergiebt, daß der Schrecken bei der Bekehrung der letztern so viel vermochte als die Ueberredung. Von 1634 bis 1746, in 112 Jahren, kam nur eine neue Anlage dazu. Ihre drei letzten, die von San Joachim, Sant Estanislado und Belen, schreiben sich von den Jahren 1746, 1749 und 1760 her. Die geographische Lage der letztern Ansiedelungen bestimmte sie, die Missionen von Paraguay und vom Parana mit denen der Chiquitos, zur zweiten nicht minder großen, nicht minder blühenden, oder gar noch blühendern christlichen Republik zu verbinden, welche von 1693 bis 1745 gegründet wurde und wie jene ihre Helden und ihre Märtyrer in der Person der Patres Jose de Arce, Cavalero de Blanda, Aug. Castagnares zählt; aber von der Mitte des 18. Jahrhunderts an zeigt uns kein Zeugniß der Geschichte wirkliche Fortschritte weder in der einen noch in der andern, — im Gegentheile. Im Jahre 1750 nach langen Zwistigkeiten trat Spanien für die Colonie des heil. Sacraments die sieben Jesuitenmissionen am östlichen Ufer des Uruguay an Portugal ab. Sogleich erhoben sich die Indianer auf allen Punkten, um sich der Ausführung eines Vertrags zu widersetzen, der sie nöthigte, sich von einem Gebiete, das sie von Gott und ihren Vätern erhalten, in ein unbekanntes und ungesundes Land zu begeben. Sie kamen sogar auf den Argwohn, von den Jesuiten, sonst ihren Freunden und Beschützern, an Portugal verkauft worden zu seyn; aber dieser eben so verzweifelte als unnütze Widerstand überlieferte sie nur um so sicherer der Gewalt der Feinde. Eine große Anzahl von ihnen kam in diesem grausamen Kriege trotz dem Talente ihres tapfern Führers, Sepe Tyarayu, um, und diejenigen, welche dem Schwerte des Feindes entgangen waren und sich weigerten, sich zu unterwerfen, mußten auswandern. Dieser Krieg hatte die

Vorurtheile gegen die Jesuiten sehr vermehrt. Man sah sie für die Leiter oder doch die Begünstiger des Aufstandes an. Im Jahre 1761 aber bei der Thronbesteigung Karls III. wurde der Grenzvertrag annullirt. Die Jesuiten traten in ihre frühern Rechte wieder ein, aber die Mittel, die sie zur Vertheidigung ihrer Heerden angewendet, hatten den alten Haß der regelmäßigen Orden nur erhöht, welche stets im Stillen neidisch gewesen waren. Aber ob es ihnen gleich an Vertheidigern am Hofe von Madrid und Lissabon nicht fehlte, so war doch ihre Zeit vorbei und ihr Einfluß mußte, nachdem er so lange durch allerhand Beschuldigungen erschüttert worden war, an den beiden Höfen der Macht der Umstände und den Intriguen ihrer Gegner weichen. Im Jahre 1760 wurden sie schimpflich aus Brasilien vertrieben und acht Jahre nachher...

So weit war ich mit meiner Lectüre, meinen Gedanken und Auszügen auf einem großen Steine, der vielleicht zur Kirche von Loreto gehört hatte, gekommen, als plötzlich ein kleiner, nach der alten castilianischen Sitte gekleideter Alter mit einem ungeheuern sombrero auf dem Kopfe und eingehüllt in einen poncho, zu mir trat. Da ich schon an die Sitten des Landes gewöhnt war, so stand ich auf, nahm meinen Hut ab und sagte: La benediction, señor! (Euern Segen, Herr!) — La biene V. para siempre (Sie haben ihn für immer), antwortete er mir und setzte dann ohne weiteres hinzu, indem er die umherliegenden Bücher besah: „Sie lesen; Sie lesen die Geschichte unserer guten Väter? Gut, Herr, sehr gut. Sind Sie vielleicht zufällig kein Philosoph?" — Ziemlich erstaunt über diese Frage, antwortete ich: „man kann Philosoph seyn und doch die Geschichte ihrer Patres lesen." — „Ohne Zweifel, ohne Zweifel; aber Ihr Europäer kennt unsere Väter Jesuiten gar nicht. Hören Sie mich an, junger Mann, ich will Ihnen dieselben kennen lernen." Damit setzte er sich neben mich und fuhr in ruhigerm Tone fort:

„Sie sehen hier diese Ruinen. Hier bin ich geboren. Der Stein, auf dem wir sitzen, gehörte zu der Kirche, in welcher ich getauft wurde. Hier lebten und starben mein Vater und Großvater, mein Großvater Ignacio Amandau, einer der drei Kaziken, welche mit ihrer Colonnen Neubekehrter zuerst in St. Sacrament am 6. Aug. 1680 eindrangen und dem würdigen Don Antonio de Vera Musica sagen ließen, wenn die viertausend Pferde ohne Reiter, welche die Cavalerie bildeten, vor die Armee gestellt werden sollten, um das Feuer der Portugiesen zu erschöpfen, so würden ohne Zweifel seine Leute geopfert. Mein Vater war lange Corregidor der Völkerschaft und er hatte die Ehre, die Anrede an Don Jose de Pe alta, den Bischof von Buenos Ayres, bei dessen Besuche 1743 bei uns u halten. Ich war damals 6 Jahre alt, da ich 1737 geboren bin. Don Jose gab mir seinen Segen und sagte mir, es werde aus mir etwas werden. Das Cabinet von Madrid hat seiner Prophezeihung nicht die Zeit gelassen in Erfüllung zu gehen. Ich hatte meine Studien in der Mission begonnen und in dem Jesuitencollegium zu Cordova vollendet. Im 25. Jahre wurde ich trotz meiner Jugend zum Corregidor von Loreto an die Stelle meines Vaters erwählt. Ich verwaltete dies Amt seit sechs Jahren als 1768 die Jesuiten vertrieben wurden und ihr System zerfiel. Es hatte wahrhaftig Märtyrermuth und himmlische Geduld dazu gehört, um von Natur wilde, unbeständige und träge Menschen an sich zu ziehen, bei sich zu halten und zum Gehorsam, zur Arbeit zu gewöhnen. Durften sie erwarten, an einem Tage das Werk so vieler Jahre voll Aufopferung und schmerzlicher Opfer zerstört zu sehen? Sie waren noch damit beschäftigt, ihre an dem Paraguay und dem Parana, in W. in Tucuman und bei den Chiquitos, in S. auf den Pampas von Buenos Ayres und in Chili bereits angelegten Missionen, die von Peru rc. ganz zu verschweigen, zur Blüte zu bringen. Ohne Zweifel gingen sie mit neuen um und dachten über die Mittel nach, ihre Wohlthaten noch weiter zu verbreiten, als ihr Verlust in dem Cabinet von Madrid und in dem königl. Rathe von Indien bereits beschlossen war. Die Sache wurde im größten Geheimniß geleitet. Don Francisco Bukarely, der mit der Ausführung beauftragt war, erschien im Anfange der Jahre 1767 in Buenos Ayres. Don Francisco fürchtete sich und brauchte die ziemlich unnütze Vorsicht, die Corregidors (unter denen ich mich befand) und einen Kaziken von jeder Mission zu sich zu rufen, um die Veränderung vorzubereiten. Sie hatten dieselbe auf der Reise nach Buenos Ayres erfahren, doch begaben sie sich dahin, gelangten den 13. Septbr. traurig, aber ergeben an, wie ihre Geistlichen, gegen welche die Vollziehung der Befehle bereits in der Nacht vom 9. zum 10. Juli begonnen hatte. Man brauchte die strengen Maßregeln nicht anzuwenden, die man ergriffen hatte. Was hätte uns die Empörung genutzt? Die Jesuiten von Cordova kamen zu Ende des Augusts, mehr als 100, in Encenada an; hier schlossen sich ihnen jene von Corrientes, Buenos Ayres und Montevideo an, und sie gingen zu Ende des Septembers unter Segel, während die andern nach derselben Bestimmung auf dem Wege waren. Alle wurden auf der Ueberfahrt unwürdig behandelt. Der Marquis Bukarely reiste den 14. Mai 1768 von Buenos Ayres nach den Missionen mit einem Heere ab und fand überall denselben Schmerz, dieselbe Ruhe und dieselbe Unterwerfung unter die Befehle des Königs. Ich behaupte nicht, daß es unter ihnen keine Intriganten gegeben habe, aber ich sage, daß der größte Theil als gläubige Christen nur daran dachte, Gott und den Menschen zu dienen. Ich, ein einfacher Indianer, habe nie etwas von Euerer europäischen Politik verstanden. Man sagt, in Europa hätten die Jesuiten überall Unruhen erregt, die Könige ermordet und die höchste Gewalt sich angemaßt. Ist dies geschehen, so war es recht, die europäischen Jesuiten zu verfolgen und zu strafen; aber die unserigen in Amerika haben sich nie eine Herrschaft angemaßt als über Leute, die sich nicht selbst regieren konnten, und nie Jemanden ermordet: durfte man sie für die Vergehen und Verbrechen ihrer Brüder in Europa verantwortlich machen? Und lag auch etwas Ehrgeiz in dem, was sie thaten, so ist es ohne Zweifel schön, ehrgeizig zu seyn, wenn man es für das Wohl der Menschheit ist."

Der Alte schien sehr bewegt zu seyn. Ich hörte ihn mit gespannter Aufmerksamkeit an. Nach einer kleinen Pause fuhr er weiter fort:

„Aber wie wurden wir damals regiert? Verzeihen Sie mir diese Einzelnheiten, an die ich noch immer gern denke. Was ich Ihnen von einer unserer Missionen sage, läßt sich auf alle andern anwenden, denn es herrschte unter ihnen, bis auf einige örtliche Anordnungen, die vollkommenste Gleichförmigkeit; das war einer ihrer Vortheile.

„Ein Superior der Missionen hatte den Auftrag, im Namen der Gesellschaft über alle Häuptlinge der Völkerschaften zu wachen. In jeder Mission befanden sich gewöhnlich zwei Jesuiten, ein Pfarrer, der alles Weltliche verwaltete, und ein Vicar, der unter jenem stand und das Geistliche zu besorgen hatte. Der letztere war gewöhnlich entweder ein erst kürzlich aus Europa angekommener Jesuit, oder ein junger Priester, der seine theologischen Studien in dem Collegium zu Cordova, einer Art Seminar, beendigt hatte, aus dem die verschiedenen Missionen die benöthigten Männer erhielten. Die innere Verwaltung lag besonders den Missionen ob und mit Recht, denn was vermochten wir armen unwissenden und beschränkten Indianer durch uns selbst? Doch gab es mehrere von uns gewählte Beamte, einen Kaziken oder Führer im Kriege, dem die Militairverwaltung oblag; dann, wie in den spanischen Städten, einen Corregidor, dem die Verwaltung der Justiz übertragen war, sowie regidors und Alcalden zu der innern Polizei. Ein Fiscal genannter Beamter war öffentlicher Censor, und ein teniente oder Vertreter des Kaziken wachte über die Kinder. Ein von den Missionären gegebener Verweis war die erste Strafe einer Uebertretung der Gesetze, und öffentliche Buße die für den ersten Rückfall; die Peitsche die der zweiten.

„Alle Häuser waren nach einem Plane gebaut und die Straßen nach der Schnur gezogen. Der Marktplatz befand sich in der Mitte und die Kirche gegenüber wie hier; dort war auch das Arsenal, die Magazine, die Werkstätten, die Kornkammern und die Wohnung der Missionäre, welche, wie Sie wohl glauben, nicht die schlechteste seyn konnte. Auch die Begräbnißplätze waren in der Nähe der Kirche, und mit Palmen, Orangen und Citronenbäumen in Alleen bepflanzt. In einiger Entfernung von jeder Reduction erhob sich eine gewisse Anzahl Kapellen, von denen jede

dem Ausgange einer der Straßen entsprach und zu der eine schöne Baumallee führte. Der Ort war in mehrere Viertel getheilt, von denen jedes seinen Vorsteher hatte.

„Die zu jeder Reduction gehörigen Ländereien waren in mehrere bebaute Loose getheilt, eines für jede Familie, denn es ist nicht wahr, daß Niemand etwas als Eigenthum besessen habe. Es gab indeß auch Gemeindefelder, die von Allen bebaut wurden, die man Gottesgut nannte und deren Ertrag zur Unterhaltung der Kranken, zur Bestreitung der Kriegskosten und zur Erleichterung der Gemeinde in Mangeljahren bestimmt war. Man brauchte diesen Ertrag bisweilen auch zur Tilgung des Tributs, den die Familien dem Könige von Spanien zahlten.

„Jede Mission hatte zwei Schulen. In der einen wurden die Buchstaben, in der andern Tanz und Musik gelehrt. Die Musik und der Tanz wurde selbst bei den religiösen Ceremonien gebraucht. Die Patres konnten nicht vergessen, daß sie ihren ersten Erfolg dem Gesange geistlicher Lieder verdankten, deren Harmonie ihnen die ersten Neubekehrten zuführte. Sie benutzten natürlich die Anlage, die sie bei uns besonders entwickelt fanden, denn wenn wir auch nicht viel Phantasie besaßen, so sind wir doch wenigstens im Nachahmen groß. Deshalb gab es auch überall Werkstätten zur Vergoldung, Malerei, Bildhauerei, Goldschmidts- und Uhrmacherkunst, Schlosser-, Tischlerarbeit, Weberei &c. Wir wurden in diesen Künsten und Gewerben bald geschickt, da wir uns darin von frühester Jugend an übten. Ohne die landwirthschaftlichen Arbeiten zu erwähnen, die mit Erfolg unter der Leitung unserer Patres gethan wurden, haben wir nach ihren Zeichnungen Kirchen gebaut und ausgeschmückt, welche größtentheils gewiß den Vergleich mit denen in Peru und selbst in Spanien nicht zu scheuen brauchten, aber man wählte, unabhängig von der Bildung aller, unter dem Volke die Kinder aus, welche besondere Anlagen verriethen und eine eigene Erziehung genossen, um zu Priestern, Richtern und Kriegern gebildet zu werden.

„Die Kleidung der Frauen war eine weiße Tunika mit einem Gürtel; Arme und Beine waren blos, und sie kannten keinen andern Kopfputz als ihre auf die Schultern herabfallenden Haare. Die Männer gingen in der castilianischen Tracht, worüber ein Rock von weißer Leinwand kam, der für die, welche eine Auszeichnung verdient hatten, mit einem purpurrothen vertauscht wurde. Der Ton der Glocke war überall das Zeichen zur Arbeit und zur Ruhe. Die Frauen arbeiteten in ihren Wirthschaften. Jede Woche vertheilte man unter sie eine gewisse Quantität Wolle und Baumwolle, die sie, gesponnen, Sonnabends, zurückgeben mußten; bisweilen beschäftigte man sie auch mit Feldarbeiten. Es gab ein Zufluchtshaus, in das die Wittwen oder kinderlosen Frauen während der Abwesenheit ihrer Männer sich zurückzogen. Man verheirathete die jungen Leute sehr frühzeitig, aber die beiden Geschlechter waren stets getrennt, selbst in der Kirche.

„Die Missionen wurden oft von den Spaniern, den Portugiesen oder den nicht bekehrten Indianern beunruhigt und die Noth hatte unsere Patres gezwungen, ihre friedlichen Bürger die Kriegskunst zu lehren. Wenn sie indeß darin bald sich auszeichneten, so brauchten sie ihre Talente doch nicht, um Eroberungen zu machen oder um sich an dem Raube der Besiegten zu bereichern. Die Missionen hatten, nicht ohne Mühe, von dem Hofe von Madrid die Erlaubniß erhalten, sich zu bewaffnen. Sie besaßen bald Pulver, Kanonen und eine geübte Miliz, die den Europäern bald gefährlich wurde. Jeder Ort unterhielt ein mit Säbeln, Lanzen und Flinten bewaffnetes Cavaleriecorps, und Infanterie mit den ursprünglichen Waffen, der Macuna, dem Bogen, dem Pfeil, der Schleuder und außerdem dem Degen und der Flinte. Alle Montage musterte der Corregidor die Truppen auf dem Marktplatze, ließ sie die Exercitien durchmachen und gewöhnte sie durch simulirte Gefechte an die Evolutionen, wobei oft zum Rückzuge geblasen werden mußte, um Unglück zu verhüten.

„Die Missionen waren besonders durch den Pomp charakterisirt, den unsere Patres bei der Gottesverehrung und den religiösen Ceremonien entfalteten. Sie hatten bald gefühlt, daß die von Natur träge Phantasie durch das Auge angeregt werden müsse. Unsere Kirchen glänzten von Gold, Silber und Gemälden, und an feierlichen Tagen war der Fußboden mit duftenden Blumen bestreut und wohlriechenden Wassern bespritzt. Wie rührend war es anzusehen, wenn alle Morgen die Kinder beiderlei Geschlechts sich mit Tagesanbruche nach dem Tone der Glocke zum Gebete und bei Sonnenuntergange zur Catechisation dahin begeben! An Sonn- und Festtagen welcher Zusammenlauf, welche Frömmigkeit! Selbst den Fremden fiel es auf . . . Man findet nicht selten in ihren Beschreibungen Reflexionen über die Frömmigkeit der Neubekehrten, welche nicht zum Vortheile der alten Christen sind. Die wegen der Entfernung und des schlechten Zustandes der Wege nur zu seltenen Besuche der Bischöfe wurden in den Missionen durch einen halb militairischen halb kirchlichen Pomp gefeiert. Die ganze Miliz stand an dem mit Blumen-bestreuten und mit grünen Triumphbogen geschmückten Wege unter den Waffen. Dasselbe Ceremoniell, dieselbe Hingebung, dieselbe Unterwürfigkeit zeigte sich bei dem Besuche der Gouverneure und königlichen Commissaire, nur mit etwas mehr militairischem Glanze. Besonders bei dem Feste des Kirchenheiligen und des heil. Sacraments wurde nichts versäumt, um sie so glänzend, anständig und andächtig als möglich zu begehen. Das sind, mein Herr, die Einrichtungen, die mit der Zeit eine Menge Fehler unter uns ausgerottet haben, denen wir nur zu sehr ergeben waren, den Leichtsinn, die Unbeständigkeit, die Trunkenheit und die Unzucht, und an deren Stelle die entgegengesetzten Tugenden brachten; gewiß ein unerhörter Triumph. Und nun komme man und mache unsern Patres ein Verbrechen daraus, daß sie so viele Vorsichtsmaßregeln brauchten, um den Spaniern, und im Allgemeinen den Fremden, den Eintritt in ihre Anstalten zu versagen, in denen sie sich nur drei Tage aufhalten konnten; daß sie dieselben mit tiefen Gräben und Palissaden umgaben, mit Thüren und Riegeln verschlossen und sorgsam bewachten! Wäre auch in diesen Berichten einige Uebertreibung, bei Unserer lieben Frau von Loreto! hatten sie nicht das Recht erlangt, dem Wolfe den Eintritt in den Schafstall zu versagen! Sie schnitten, hat man gesagt, alle Verbindung mit dem Souverain, den Gouverneuren und den Bischöfen ab . . . Keine Verleumdung, die nicht widerlegt zu werden braucht. Ihre Regierung, sagte man ferner, war ganz willkührlich; aber man gestehe, daß sie ihren Despotismus unter Festen, Bällen, Turnieren, Mäßigung der auferlegten Arbeit und durch die Ernährung und Kleidung ihrer Sclaven versteckten. Wahrhaftig, ist das Tyrannei? Unsere wahren Tyrannen waren die, welche jenes herrliche Gebäude einstürzten. Ich habe seit der Revolution von 1768 meine Stelle als Corregidor verloren, aber sechsjähriger Dienst hatte mich in den Stand gesetzt, den Zustand der Dinge vorher und nachher mit einander zu vergleichen. Die an die Stelle unserer Pfarrer gekommenen Bettelmönche konnten gute Absichten haben aber sie waren unwissend und ungebildet und verstanden weder ihre Interessen noch unsere Bedürfnisse, und was die Administratoren betrifft, so achteten sie viel zu sehr auf ihre eigenen Angelegenheiten, als auf die unserigen, indem sie uns so viel als möglich plünderten und drückten. Die Trennung der Gewalten hatte ohne Zweifel in der Theorie ihr Gutes, sie taugte aber in der Praxis nichts, denn die Behörden geriethen fortwährend in Conflict. Nach einem langen Versuche dieser Regierung und nachdem der Beweis vorlag, daß sie zu unserm Nachtheile sey, wollte man an die Stelle das Eigenthum und die individuelle Freiheit setzen, die für uns nicht besser waren; unter Vorstehern, welche Angriffe weder abzuwenden, noch uns zu vertheidigen verstanden, unglücklich in unsern Häusern, wurden wir bald von den Spaniern, den Brasilianern, den Paraguayas überrumpelt und endlich, unter dem angeblichen Schutze Artigas', den Räubereien der Truppen des Doctor Francia ausgesetzt. Ich habe die letztern auf seinen Befehl bei uns alles durch Feuer und Schwert verheeren und uns selbst unsere Glocken nehmen sehen . . . So ist der Ruin dieser christlichen Republik erfolgt, die in der Politik die wahre Realisation der Republik Plato's war, die man gewiß nie einst in unsern Ebenen zu finden erwartete.“

Meine Reisegefährten kamen jetzt, um mir zu sagen, daß die Völt,

welche sie am andern Ufer gesucht hatten, mich erwarteten und daß wir aufbrechen müßten. Ihre Ankunft machte der Rede des Alten ein Ende, den ich mit Absicht nicht unterbrochen hatte. Der gute Indianer stand auf und begleitete mich bis an das Ufer, wo er mich einsteigen sehen wollte; als ich den Fuß in das Boot setzte, ergriff er freundlich meine Hand, drückte sie stark und sagte mir mit einer tiefen Verbeugung: „Leben Sie wohl, Herr; glückliche Reise! Gott bewahre Sie vor dem Dr. Francia, und gedenken Sie in Ihrem Gebete des letzten Corregidor von Loreto." Darauf entfernte er sich.

Die Missionenprovinz (Misiones) ist, in geographischer Hinsicht betrachtet, ein langer Landstreifen, der sich von NO. nach SO. erstreckt und im N. durch den Parana, in NO. durch den großen Wald zusammengedrängt wird, in dessen Nähe ich die Scharruas-Familie gefunden hatte. Die Provinz wird an der östlichen Grenze von dem Uruguay bespült, der sie von Brasilien trennt, und in W. hat sie als natürliche Grenze in N. die Lagune von Ybera und weiter in S. den Rio Miriñal, der aus jener Lagune kommt, sich in dem Uruguay verliert und von seiner Entstehung bis zu seiner Mündung einer mit dem letztern Flusse fast perpendiculären Richtung von N. nach S. folgt. Dieser Rio Miriñal ist mit dem Rio Agapey der ansehnlichste Strom in der Provinz. In diesem weiten Raume nun blühen jene funfzehn Missionen zwischen dem Parana und Uruguay, von denen ich einige durchwandert hatte. Die nördlichste war Corpus, nach den Denkschriften vielleicht die angenehmste der Residenzen der Provinz, und die südlichste Yapeyu, wo die Jesuiten ein prächtiges Collegium hatten. In dem Zwischenraume lag Candelaria an dem linken Ufer des Parana, das eine Zeitlang die Hauptstadt der christlichen Republik war. Ich verschone meine Leser mit den Namen aller andern Residenzen, um so mehr, da selbst ihre Lage, wenigstens die der meisten, gegenwärtig ein Gegenstand des Streites zwischen den Geographen geworden ist. Aber bemerken muß man die ungeheuere Menge Estancias oder Meiereien, welche von den Jesuiten in dem ganzen Raume angelegt worden sind. Ob es gleich diesen Estancias an dem bei der Viehzucht so nothwendigen Salze fehlt, so waren sie doch ohne Zweifel für ihre Besitzer eine Quelle ungeheuerer Reichthümer. Man wird sich eine Idee davon machen können, wenn man weiß, daß die einzige Estancia Santa Thecla zur Zeit des Glanzes der Jesuiten bis 500,000 Stück Vieh hatte.

Der Boden der Missionen bringt nur wenige ihm eigenthümliche seltene oder nützliche Pflanzen hervor, doch muß ich als hierher gehörig erwähnen, den curiy, eine Art Fichte, deren Samen man ißt; das ybaro, wovon die Jesuiten eine lange Allee bis zur Quelle ihrer Völkerschaft Apostoles angelegt hatten, weil die Früchte dieses Baumes von den Indianerinnen als Seife benutzt werden konnten; ein Weihrauch genannter Baum, dessen Harz wirklich eine Art sehr feinen Weihrauchs ist, dessen man sich in den Kirchen bedient; das palo santo (Sassafras), ebenfalls sehr wohlriechend, und endlich das berühmte aguaraïbay, das man in Menge in der ganzen Provinz, aber besonders an den Ufern des Uruguay findet, ein großer Baum, dessen Stamm bisweilen mannsdick wird und dessen Harz, das man durch Kochung aus den Blättern zieht, für eine Panacee, ein allgemeines Heilmittel gilt.

Nach ungefähr einstündiger Fahrt, bei der wir gegen eine sehr rasche Strömung zu kämpfen hatten, legten wir am andern Ufer an. Ich war in Paraguay.

Kapitel XXXII.

Paraguay.

In Paraguay! Nicht ohne ein geheimes Gefühl von Furcht betrat ich dieses geheimnißvolle Land, das lange der Gegenstand so vieler gewagten Hypothesen gewesen ist, dieses für die Neugierde Europas noch so neue Land, dessen geringster Reiz ohne Zweifel nicht der Charakter des seltsamen Mannes ist, der es beherrscht, jenes Napoleon im kleinen Maßstabe, dessen Leben nur die Parodie jenes des gefürchteten Beherrschers des neuen Europa zu seyn scheint.

Kaum waren wir ausgestiegen, so nahmen wir unser Gepäck und machten uns auf den Weg ziemlich nahe an dem Ufer des schönen Paranaflusses hin, dem bei mir das frische Andenken an den Orinocco und Marañon nicht schadete. Ob er schon minder mannichfaltig ist, da er stets durch flache Ebenen fließt, so ist er doch durch die Masse seiner Gewässer nicht minder imposant. Unglücklicher Weise befand ich mich gerade zu der Zeit dort, wenn der Fluß das umliegende Land überschwemmt, wodurch die Beschwerlichkeiten der Reise nur vermehrt wurden.

Wir näherten uns Itapua, dem ersten bewohnten Orte, den wir in dem Lande treffen sollten, als uns plötzlich barsch ein Dutzend Männer in blauer Jacke, weißen Beinkleidern und rundem Hute, mit Säbel, Pistolen und Carabinern bewaffnet, nebst einigen schlecht equipirten in bürgerlicher Kleidung entgegentraten. Sie verlangten herrisch unsere Pässe, umringten uns, ohne eine Antwort abzuwarten, und führten uns, schneller als es uns selbst möglich gewesen wäre, zu dem Militaircommandanten von Itapua. Es war ein Detaschement jener zahlreichen guardias oder Militairposten, mit denen der Dictator die Ufer des Paraguay, Parana und Uruguay bedeckt hat, damit Niemand aus seinen Lande hinaus könne, das ziemlich der Höhle des Löwen in der Fabel gleicht; denn herein darf alles, aber nichts hinaus. Er läßt die Eingeborenen nicht hinaus, damit sie nicht etwa ihm schädliche liberale Ideen mit zurückbringen; die Spanier nicht, weil er sie als Geißeln betrachtet; die Fremden nicht, um sich derselben als Zwischenpersonen zwischen den europäischen Mächten zu bedienen. Er erkennt wohl die Nachtheile davon, daß er die letztern hereinläßt, aber diese Nachtheile werden durch die genaue Beobachtung derselben mehr als ausgeglichen. Er hat überall eine inquisitorische und vexatorische Polizei aufgestellt. Er unterzieht sich oft persönlich der Ausführung seiner Decrete, in den Städten sind aber die Alcaden ꝛc. damit beauftragt. Sie haben dazu unter ihren Befehlen eine Art Tirailleurs, zeladores genannt, die Tag und Nacht alles mit erstaunlichem Scharfsinn und exemplarischem Eifer sehen und beobachten. Er verfügt außerdem über eine Art geheimer Polizei, die von einer Anzahl Liebhaber ausgeübt wird. Um seiner Sache sicherer zu seyn, hat er die Briefpost unterdrückt, aber die Postmeister gelassen, sowohl zur Beförderung der offiziellen Depeschen als zur Erhebung des Portos für die Privatbriefe, das dasselbe wie sonst geblieben ist. Dadurch verschafft er sich Geld und hat alle Briefe in den Händen. Er öffnet sie ohne Umstände und behält sie oder schickt sie zurück, je nachdem ihm der Inhalt zusagt oder nicht; man nimmt sich deshalb gar nicht mehr die Mühe, dieselben zuzusiegeln. Endlich kann man das Land weder verlassen, noch im Innern reisen, ohne Pässe, die zur Reise ins Ausland von dem Dictator selbst ausschließlich, und zur Reise im Innern von den Commandanten gegeben werden.

In Folge der letzten Maßregeln wurden wir arretirt. Als ich zu dem Commandanten kam, wurde es mir sehr schwer, das Lachen zurückzuhalten, da ich ihn in einem großen Kattunschlafrocke, der officiellen Kleidung, einer Art Uniform, sah, welche nach dem Dictator die Commandanten und die Alcalden, im Allgemeinen alle Beamten tragen und sie nie ablegen, nicht einmal zu Pferde. Dieser Commandant schien ein sehr braver Mann zu seyn. Er entschuldigte so gut als möglich seine Leute wegen der rauhen Art, wie sie ihre Pflicht gethan; dann untersuchte er meinen brasilianischen Paß und sagte mir, ich müsse einige Tage an der Grenze auf den Rückkunft eines Boten warten, den er nach Assomption schicken werde, um dem Dictator meine Ankunft zu melden und ihn zu fragen, ob er mir die Erlaubniß gebe, daß ich das Land durchreise. „Uebrigens," setzte er hinzu, „werde ich thun was ich vermag, damit Ihnen die Zeit nicht zu lang werde. Ihre Eigenschaft als Franzose ist in meinen Augen für Sie kein Vorwurf, wie bei vielen meiner Landsleute,

im Gegentheile... Ich und zwei oder drei andere Personen hier, welche Sie kennen lernen sollen, lieben die Franzosen sehr"..

Den andern Tag führte mich der gute Commandant zu dem Pfarrer und Alcalden von Itapua, die er einlud, den Abend bei ihm mit dem „französischen Herrn" zuzubringen. Ich hatte Zeit, alles im Orte, der mit zuerst von den Jesuiten angelegt wurde, da er sich von 1619 herschreibt, mit Gemächlichkeit zu betrachten. Alle Wohnungen sind hier, wie in den sämmtlichen jesuitischen Anlagen, mit Ziegeln gedeckt, die Mauern von Mauersteinen aufgeführt und alles ist übrigens in Straßen und Plätze geordnet wie in Europa, mit Ausnahme der Flecken und Dörfer, deren Häuser auf dem Felde verstreut sind bis auf einige wenige um die Kirche her, wie das des Pfarrers, des Krämers, des Schmiedes, der zu gleicher Zeit eines der ärmlichsten Wirthshäuser (pulperia) hält.

Ich sah auf diesem Spaziergange die Kinder auf dem Lande sich mit der cimbra üben, einem Bogen mit zwei Saiten, die nach der Mitte zu durch ein Lederstück vereinigt sind, warauf man statt des Pfeiles eine Kugel von gebrannter Erde legt. Damit kann man kleine Vögel betäuben und selbst tödten, was die Leute hier im Lande mit einer ganz außerordentlichen Gewandtheit thun, indem sie wenigstens für die Hälfte ihrer Schüsse stehen.

„Der Flecken, den Sie gesehen haben," sagte mein Wirth nach unserer Zurückkunft, „hat nicht mehr als 1400 Einwohner, da er aber an dem Parana zwischen dem Missionengebiete eines und Paraguay andern Theils liegt, so könnte er als Stapelort für den Norden und Süden von Wichtigkeit werden. Se. Exc. suchte auch 1812 eine Art Factorei daselbst anzulegen, wodurch er das Interesse seiner politischen Absonderung mit dem des Handels zu vereinigen hoffte, dessen Nothwendigkeit er fühlte; aber die Hindernisse, die er den Operationen entgegengestellt hat, verdarben bald alles und der Plan ist deshalb aufgegeben worden. Ueber Itapua suchte Bonpland zweimal, sich mit Sr. Excellenz in Verbindung zu setzen.."

„Bonpland!" unterbrach ich ihn; „kennen Sie ihn?"

— „Recht gut. — Sie wissen wahrscheinlich, daß er seit 1821 Gefangenen Sr. Exc. ist, aber Sie können Ihren würdigen Landsmann sehen, denn Sie werden an dem Orte, wo er wohnt, vorüberkommen. Se. Exc. beschuldigt ihn, Verbindungen mit seinen Feinden zur Zeit der Ankunft Artigas' unterhalten und überdies seine bösen Absichten durch die Errichtung einer Anstalt zur Bereitung des Paraguaythees versteckt zu haben. Se. Exc. schickte demnach 400 Mann ab, welche die Anstalt zerstörten, mehrere Gefangene mitbrachten, darunter auch Bonpland, dem als Aufenthalt Santa Maria de Fe angewiesen wurde, von dem er sich nur einige Stunden entfernen darf." Dann neigte er sich an mein Ohr und sagte, als fürchte er, gehört zu werden: „ich glaube, Se. Excellenz hat Unrecht. Bonpland ist weit, weit von den politischen Ansichten entfernt, die man ihm beilegt. Wenn er Verbindungen mit den Häuptern der Missionen angeknüpft hat, so machte ihm das Gedeihen seiner Anstalt dieselben nothwendig. In jedem Falle durfte er, um sich eines einzigen Mannes zu bemächtigen, nicht eine ganze Schaar Indianer umbringen und Bonpland verwunden lassen, der keinen Widerstand leistete; er durfte ihm seine Habseligkeiten nicht nehmen, ihn nicht gefesselt nach Santa Maria führen und nicht vergessen, daß der Fremde auf dem Wege die Soldaten behandelte, welche bei der Unternehmung verwundet worden waren." Die vertrauliche Mittheilung des braven Commandanten wurde durch die Ankunft des Geistlichen und Alcalden unterbrochen, die mich als alten Freund behandelten.

Der mate ging bald in der kleinen Gesellschaft herum. Man weiß, daß mate der Aufguß des gepulverten Blattes der yerba del Paraguay (Kraut von Paraguay) genannt wird, die Aehnlichkeit mit dem Thee hat und fast in dem ganzen Südamerika ein Gegenstand der ersten Nothdurft für alle Classen und in allen Lagen des Lebens ist. Man wirft zuerst in das Gefäß das Kraut mit Zucker, gießt dann heißes Wasser darauf und Jeder zieht mit einem silbernen Röhrchen (bombilla) den Aufguß ein. Der Commandant hatte überdies Zuckerbranntwein auftragen lassen, und das Feuer dieses Getränks schien sich, in Verbindung mit den Cigarren, die angezündet von den Mädchen des Hauses uns gereicht wurden, allen Köpfen mitzutheilen. Man sprach sehr laut, man schrie selbst ein wenig, was kaum glaublich in einem Lande, wo das Schweigen oft eine Sache ist, die über Leben und Tod entscheidet. Ich hätte wirklich alle Ursache gehabt, stolz auf das Vertrauen der guten Leute zu werden, wenn sie etwas nüchterner gewesen wären. Ich sey Franzose, sagten sie, und folglich unfähig, sie zu verrathen.

Der Pfarrer donnerte gegen den Dictator, weil er die geistlichen Corporationen aufgehoben und gegen die Geistlichen die tiefste Verachtung und einen gewaltigen Haß hege. „Vielleicht," sagte der Alcalde zu ihm, „hätte man sanfter zu Werke gehen sollen, aber Sie werden gestehen, daß es unsere Patres wegen ihrer Ausschweifungen wohl verdienten. Sie wissen z. B. recht wohl, daß sich der Prior der Dominicaner rühmte, zwanzig Kinder von verschiedenen Frauen zu haben"... „Es sey," entgegnete der Pfarrer, „aber was ist ein einziger Bischof und sein Vicar, ein Capitel, einige Pfarrer und nur fünf Klöster, die nicht mehr als 50 Mönche enthalten, zur geistlichen Verwaltung eines Landes wie das unserige? Und dann, warum vereinigt er in sich die geistliche und weltliche Gewalt? Was ist die Folge davon gewesen? Wir sind gegenwärtig die Sclaven Francias. Er ernennt uns und setzt uns ab nach seiner Willkühr; er hat sogar Aenderung in der Gottesverehrung eingeführt. Es giebt keine Feste und keine Prozessionen mehr außer am Allerheiligen-Feste."

„Sie müssen auch nicht vergessen," fiel der Alcalde ein, „daß er eine Menge grober Aberglauben abgeschafft hat, wie die plumpen Nachahmungen der Passion, das Eselsfest rc., und dies ist doch sehr gut. Vermisse ich etwas, so ist es das, daß er zu wenig Sorgfalt auf den Volksunterricht verwendet."

„Darüber klagen Sie!" erwiederte der Geistliche; „haben Sie nicht den gegenseitigen Unterricht in ihren Elementarschulen, in welche Sie die Kinder schicken müssen, sogar zu Pferde mehrere Stunden weit? Allerdings giebt es keine Schulen für die Mädchen und man findet selten einen Freien, der lesen und schreiben könnte, aber wer weiß? der Dictator kann seine Absichten dabei haben, daß er alle in der crassesten Unwissenheit erhält. Die Paraguayaner haben natürlichen Geist; sie sind sanft, gastlich, freigebig; sie lieben ihr Vaterland; vielleicht wäre es nicht so leicht sie zu regieren, wenn sie etwas mehr Bildung besäßen, als jetzt, wo man sie willkührlich behandelt, ihnen den Handel nimmt und sie zu Unordnungen durch die Vernichtung der Religion anleitet..."

„Nur einen Augenblick, mein Pater," begann der Alcalde wieder, „alle Uebel, die, ich gestehe es, wirklich dagewesen, sind aber doch auch ausgeglichen worden. Wenn sich unter dem Volke die Moral verschlechtert hat, so macht dagegen die Civilisation in der obern Classe Fortschritte. Die Inquisition und der Despotismus der Priester sind aufgehoben und der Geschmack an Bildung hat sich eingefunden. Gegenwärtig lesen in den Privatschulen in der Hauptstadt die jungen Leute beiderlei Geschlechts andere Dinge als schlechte Gebetbücher, und wenn Se. Excellenz diese Anstalten auch nicht begünstigt, so legt er ihnen doch auch keine Hindernisse entgegen. Der häufige Besuch der Fremden hat uns ferner mit dem Jahrhunderte auf gleiche Höhe gebracht, und unsere Frauen besonders, die im Allgemeinen in intellectueller Hinsicht höher stehen, tragen zu dieser fortschreitenden Bewegung wesentlich bei. Von unsern Finanzen spreche ich nicht; Se. Excellenz hüllt sie zu sehr in ein Geheimniß, als daß man die Hilfsmittel schätzen könnte. Wir Beamte wissen alle, daß unsere Gehalte die Casse nicht belasten; die öffentlichen Arbeiten kosten ihr auch nicht viel, und die Zehnten, die alcabala *), der Budenzins und der Zins der steinernen Häuser in der Hauptstadt, die Ein- und Ausgangsabgaben, die vom Stempelpapiere, die Posten, Strafgelder und Confiscationen, das Fremdenrecht und der Ertrag der Nationalgüter; alles dies

*) Abgabe von 4 Proc. von allen verkauften Waaren.

zusammen muß bei der Ordnung, die er eingeführt hat, eine ansehnliche Summe ergeben; wenn aber auch die Regierung bei allem dem nicht reich wäre, so bleiben uns doch das Bauholz und der Mate; unser Ackerbau verbessert sich; unsere Manufacturindustrie erhält einen Aufschwung und unser Handel kann sich wieder erholen. Ich erwarte für Paraguay eine Zeit des Glücks in der nächsten Zukunft. Diese Zeit wird kommen und mit ihr" — „Freiheit," wollte ohne Zweifel der gute Alcalde hinzusetzen, dessen Patriotismus zusehends zunahm.

„Gut, Herr Alcalde, sehr gut!" rief der Commandant seiner Seits, „aber rechnen Sie den Militairetat für nichts? Vergessen Sie, daß wir in diesem Augenblicke 5000 M. Linientruppen und ungefähr 20,000 M. Milizen haben, während wir unter den Spaniern nur Truppen der letztern Art hatten? Wissen Sie nicht, daß wir in unserm Arsenal über 12,000 Flinten und Carabiner, eben so viele Säbel und Pistolen, eine ungeheuere Menge Lanzen und 50 bis 60 Kanonen, theils in der Hauptstadt, theils an der Grenze haben? Ich gestehe zu, daß unsere Haltung nicht immer sehr militairisch ist, ob wir gleich ziemlich gut manövriren und die Exercitien leidlich ausführen; ich weiß, daß unsere bis zur Grausamkeit strenge Disciplin unsere Soldaten nicht hindert, sehr ausschweifend zu leben, wozu sie Se. Exc. oft noch ermuthigt; aber wir besitzen einen guten Geist und sind streng im Dienste. Unsere schlecht bewaffnete, schlecht disciplinirte, nie exercirte oder gemusterte Miliz gewährt nicht dieselben Garantien, und einige Personen behaupten, wir könnten mit diesen schwachen Hilfsmitteln auswärtigen Feinden nicht widerstehen auch wenn sie nur 3 oder 4000 Mann stark wären; aber bei meinem Schutzpatron, meine Herren! glauben Sie mir, wir werden im Nothfalle (indem er auf seine roth- blau- und weiße Cocarde zeigte) unsere Nationalfarben zu vertheidigen und die Devise auf unsern Fahnen: Libertad o muerte (Freiheit oder Tod) zu rechtfertigen wissen."

Der Pfarrer und der Alcalde schenkten dieser begeisterten Rede des Commandanten großen Beifall, hatten sich aber ohne Zweifel unterdeß selbst etwas abgekühlt, denn sie schienen über die Keckheit, mit welcher sie gesprochen, erstaunt und besorgt zu seyn. Ich hatte sie indeß bald wieder beruhigt. Als sie sich entfernt hatten, sagte der Commandant zu mir: „der Herr Alcalde hat über die Verwaltung des Doctor Francia nicht alles gesagt, der der That nach alle Gewalten in sich vereinigt. Der ministro de hacienda oder Finanzminister, ist nur sein erster Commis; der fiel de fecho, eine Art Staatssecretair, schreibt, wie Francia dictirt, seine Antworten, Verordnungen und Urtheile. Eben so verfügt er über die Alcalden, die zu gleicher Zeit Civil-, Criminal- und Friedensrichter sind; über den fiel executor (treuen Vollzieher), Marktvoigt und Aufseher über die Maße und Gewichte, und endlich über den defensor de minores (Vertheidiger der Unmündigen), der die allgemeinen Vormundschaftsachen, die der Sclaven eingerechnet, unter sich hat.

„Paraguay ist, wie sonst, in etwa zwanzig Kreise oder commandancias getheilt, von denen jeder seinen Commandanten hat, der zugleich Polizeicommissar und Friedensrichter ist, und zeladores oder untere Polizeidiener unter sich hat. Der Theil des Landes, den man Missionenbezirk nennt und den Sie durchreist haben, der sich über 600 Q.Stunden am rechten Ufer des Parana südöstlich von Assomption erstreckt, wird auf eine etwas verschiedene Art verwaltet. Er enthält acht Indianervölkerschaften, welche die Jesuiten dahin gebracht haben, neben einigen Weißen, die sich da seit der Vertreibung der Jesuiten niedergelassen haben. Das Ganze steht unter einem subdelegado oder Regierungscommissair, dem die Commandanten, welche, wie in dem übrigen Lande, die Weißen regieren, und die Administratoren gehorchen, welche die an die Scholle gefesselten und das Land für den Staat bebauenden Indianer beherrschen. Was die Gesetze betrifft, so sind sie von Rechts wegen noch dieselben wie zur Zeit der Spanier, aber von Ausnahmen zu Ausnahmen ist man seit der Unabhängigkeitserklärung so weit gekommen, daß es eigentlich keine andern Gesetze als den Willen des Regierenden giebt. Nur Se. Exc. kennt sie; das Volk, dem sie angehen und selbst die Richter, die sie in Anwendung bringen sollen, wissen größtentheils nichts davon. Diese Richter sind größtentheils aus den letzten Classen des Volks gewählt. Se. Exc. hat seine Gründe dazu. Die Civil- oder Strafpolizeisachen werden gewöhnlich an die Alcalden oder Kreiscommandanten verwiesen; die Criminalsachen aber gehen direct an den Dictator, der nach seiner Laune entscheidet, ohne den Angeklagten gehört zu haben, oder ihn vor einen Alcalden verweist und als Staatsverbrechen jede Handlung und jedes Wort straft, das seine Autorität oder die des geringsten seiner Beamten zu verletzen scheint. Er allein richtet die Militairpersonen, die er, je nach den Fällen, entweder unbarmherzig erschießen oder todtprügeln läßt."

„Und unter einem solchen Manne können Sie leben?"

— „Was wollen Sie?" erwiederte der Commandant. „Er reitet alle Abende, von Wachen umringt, aus; alles muß in den Straßen, durch die er kommt, geschlossen seyn, und der Unvorsichtige, der es wagte, ihn anzusehen, würde auf der Stelle erschossen; aber er wird nichts desto weniger von den Einwohnern geliebt. Alle nehmen, wenn sie seinen Namen nennen, aus Ehrfurcht den Hut ab; sie glauben, er höre alles, was im Lande gesprochen wird, und die meisten halten ihn für einen Zauberer."

Nach dem, was ich eben gehört hatte, und nach meinem Morgenspaziergange, konnte mich nur der Wille des Dictators in Itapua zurückhalten. Am fünften Tage kam endlich der Bote mit der erbetenen Erlaubniß zurück. Ich dachte nur noch an die Abreise, nachdem ich in der Aussicht auf eine lange Wanderung mein Gefolge und Gepäck vermehrt, meinem würdigen Wirthe und dessen Freunden für die gute Aufnahme gedankt und ihnen die Versicherung wiederholt hatte, vorsichtig zu seyn und sie nicht zu compromittiren.

Wir wendeten uns nach San Cosmo, einer 1634 von dem Jesuiten Formoso gegründeten Niederlassung. Sie hat gegenwärtig nichts Merkwürdiges als ihre Lage an dem Parana vor der Insel Apuipe, der größten des Flusses, und in der Nähe des ungeheuern estero y bañado von Rembuco, einem ganz unter Wasser stehenden und mit Binsen bewachsenen Striche. Wir mußten auf dem Wege über fünf oder sechs Beiflüsse des großen Stromes, was stets beschwerlich und aufhältlich ist, besonders wenn das Wasser hoch steht. Wenn wir an das Ufer eines der boroyos (Bäche) kamen, lud man den Bagagewagen ab und zwei Pferde mußten ihn an einem langen Riemen hinüberziehen, wobei Einer auf einem Pferde ritt und der Andere sich hinten auf den Wagen stellte, um ihn im Gleichgewichte zu erhalten, wenn er sich in der Strömung rechts oder links neigte (Taf. 28. Abbild.). So setzt man im Lande über alle kleine Flüsse.

In San Cosmo sollte uns nichts aufhalten und wir setzten unsern Weg nahe an dem Estero de Rembucu hin fort, der mit einer zahllosen Menge Enten bedeckt war, an die wir sogleich Hand anlegten, denn wir fühlten allmälig das Bedürfniß, unsern Vorrath an charque oder tasajo (gedörrtem Fleische), dem Hauptnahrungsmittel der Bewohner dieser Gegend, zu schonen. Sie waren so zahlreich, daß man sie mit einem Flintenschusse dutzendweise erlegen konnte; auch waren wir bald auf lange Zeit versorgt. Einige meiner Indianer, die keine Flinten hatten, jagten sie mit nicht geringerm Erfolge mittelst dreier Kugeln am Ende eben so vieler Riemen, die sie erst um sich herum schwangen und dann so nach den Enten warfen, daß sie die Flügel derselben umschlangen und sie so nöthigten, auf die Füße zu fallen, ohne sich von den Bändern losmachen zu können (Taf. 28. Abbild.).

In Santiago verließen wir die Ufer des Estero und kamen nun in das Innere das Landes hinein.

Bei meiner Ankunft in Santa Rosa sah ich das gerechtfertigt, was mir der Commandant von Itapua gesagt hatte. Der Name Bonpland war hier höchst populair und die Einwohner des Fleckens stritten sich fast um die Ehre, mich zu dem Cerrito (kleinen Hügel), dem Orte zwischen Santa Rosa und Santa Maria de Fe, zu führen, den er zu seinem Aufenthalte gewählt hatte. Ehe ich mich dahin begab, wollte ich, um mir eine Vorstellung von dem ehemaligen Glanze der Jesuitenmission zu machen, das besuchen, was von dem 1698 gestifteten Santa Rosa noch übrig

war. Der Glanz der Kirche war so groß, daß, ob sie gleich verschiedene Male von mehrern Gouverneuren Paraguay's geplündert und neuerlich durch den Dictator ihres noch übrigen Goldes und Silbers beraubt worden, sie dennoch noch immer einen ausgezeichneten Rang unter den schönsten und reichsten Kirchen des Landes einnimmt. Was Santa Rosa in Bezug auf den Anbau betrifft, so enthielt es vor sechszig und mehrern Jahren über 80,000 Stück Vieh; zur Zeit der Revolution waren kaum noch 10,000 davon übrig geblieben. Uebrigens war der Ort und die Zeit, wo ich mich befand, zu Beobachtungen über den Landbau nicht günstig. Ich verschob sie deshalb, muß aber doch bemerken, wie man die Stiere zeichnet. Ist der Stier endlich mit dem Lasso gefangen und niedergeworfen, so halten ihn Einige an den Hörnern, Andere an dem Schwanze, während noch Andere sich mit ihrer ganzen Last auf ihn legen. Dann kommt der Zeichner, der ihm sein rothglühendes Eisen entweder auf die Hinterbacke, oder mitten an die Seite, oder auch auf die Achsel drückt. Dieses Zeichen ist gewöhnlich der Anfangsbuchstabe des Namens des Eigenthümers mit Arabesken ꝛc., um ihn von allen ähnlichen zu unterscheiden, und in jeder Provinz erkennen sie die Landbewohner, welche alle diese Zeichen im Kopfe haben, selbst von weitem. (Taf. 28. Abbild.)

(Ameisenfresser.) Ich beobachtete unterwegs auch das Benehmen der Ameisenfresser (myrmecophaga, L.), Thiere aus der Familie der Zahnlosen, mit sehr dickem Leibe, Schwanze und Halse, einem trompetenförmigen Kopfe und einer maßlos langen fadenförmigen Zunge. Diese stecken sie in die Ameisenhaufen hinein und ziehen darauf mittelst der klebrigen Substanz derselben die Ameisen heraus, die ihnen als Nahrung dienen; daher ihr Name. Man kennt zwei Arten; beide haben stets nur ein Junges, das immer auf dem Rücken seiner Mutter hängt. Eine dieser Arten, das ñurumi, das größere, bewohnt die Niederungen und soll sich selbst gegen den Jaguar vertheidigen. Sieht es sich von diesem überrascht, so legt es sich auf den Rücken, faßt ihn mit seinen Beinen und drückt ihm seine schrecklichen vier bis fünf Zoll langen Krallen in die Seiten; stirbt es, so stirbt es doch grausam gerächt. Man hat Nurumis von vier bis fünfthalb Fuß ohne den Schwanz gesehen, der auch über zwei Fuß lang ist. Die andere Art, das tamandua oder caguari, ist nicht unter 2 und nicht über 3 Fuß lang mit dem Schwanze. Obgleich kleiner als das vorige, ist es doch gewandter und zeichnet sich auch durch seinen Wickelschwanz aus, mit dem es sich an den Bäumen aufhängen kann. (Taf. 28. Abbild.)

(Bonpland.) Von da begab ich mich nach dem Cerrito, konnte aber den zufällig abwesenden Eigenthümer nicht sehen. Ich mußte, mit peinlichem Gefühle, die Wohnung dieses würdigen Missionärs der Wissenschaft, des berühmten Mitarbeiters Alexander von Humboldt's, betrachten, von dem ich vor kurzem Spuren bei meiner Erforschung der Ufer des Orinocco gefunden hatte. Bonpland beschäftigt sich hier mit dem Ackerbaue, ist arm, denn der Ertrag des Bodens nährt ihm kaum, aber geliebt und geachtet von den Einwohnern, denen er sich ungemein nützlich zu machen wußte sowohl durch seinen weisen Rath, den er ihnen nach seinen Kenntnissen für die verschiedenen Arbeiten geben konnte, als auch besonders durch seine ärztliche Behandlung. Ich fühlte tief sein Unglück, als ich daran dachte, wie traurig für einen Mann von seinem Geiste ein Leben sein muß, das er fern von seinen Verwandten und Freunden ohne eine andere Gesellschaft als halbwilde Indianer und die Beamten des Dictators verbringt, die nicht viel mehr civilisirt sind. Ich wußte, daß mehrere zu seiner Befreiung angestellte Versuche ihm eher schädlich als nützlich gewesen sind und wünschte, als ich seine Wohnung verließ, aufrichtig, daß, wie ihn eine Laune gefangen gemacht, bald eine andere Laune ihn der Freiheit und den Wissenschaften zurückgeben möge.

Hier bemerkte ich auch zum erstenmale specieller auf dem Boden selbst, der es erzeugt, das berühmte Kraut Paraguays, dessen Gebrauch ich bereits kennen gelernt hatte.

(Paraguaythee.) Die yerba del Paraguay (psoralea glandulosa, Lin.) ist das Blatt eines wildwachsenden Baumes von der Größe eines mittlern Aepfelbaumes, den man aber alle zwei oder drei Jahre ausputzt, so daß man ihn kaum anders denn als buschigen Busch mit einem schenkelstarken Stamme sieht, dessen Rinde glatt und weißlich ist. Seine Blüten sind vielblättrig und in Trauben von dreißig bis vierzig geordnet; die Samen dagegen sehr glatte, violettrothe Körner, den Pfefferkörnern ziemlich ähnlich. Hat das Blatt, das im Winter nicht abfällt, seine ganze Entwickelung erreicht, so ist es dem Pomeranzenblatte ähnlich, elliptisch, vier bis fünf Zoll lang, halb so breit, dick, oben dunkler grün als unten, und hängt an einem kurzen röthlichen Stiele. Um es zu dem Gebrauche geeignet zu machen, muß man es erst leicht rösten, indem man den Zweig selbst in die Flamme hält, dann dörren und endlich zerstoßen, um es unter starkem Drucke aufzubewahren, denn wenn man es sogleich braucht, hat es keinen guten Geschmack. Es hat eröffnende und diuretische Eigenschaften. Der Theil des Landes, welcher ihm am günstigsten ist, scheint die Gegend an den Maracayu-Bergen zu seyn, welche unter 25° 25′ s. B. östlich von Paraguay liegen; wenigstens brachten es die Indianer von da, um es den Spaniern zu zeigen; auch hat es sich von da aus mit solcher Schnelligkeit über das ganze übrige Land verbreitet, daß der Ertrag von 12,000 Centnern, die man 1726 sammelte, gegen Ende desselben Jahrhunderts und zu Anfange des nächsten bereits auf 50,000 gestiegen war. Azara sagt auch, man theile es in zwei Classen, von denen die eine die ausgesuchte oder milde heiße, in Paraguay und in den Provinzen des Rio de la Plata verbraucht werde, die andere dagegen den Namen starke führe und nach Chili und Peru ausgeführt werde.

Als ich vom Cerrito zurückgekommen war, gab ich meinen Leuten sogleich das Zeichen zum Aufbruche. Ich sehnte mich nach Assomption zu kommen, dem ersten nothwendigen Zielpunkte meiner Wanderung in Paraguay; deshalb hielt ich mich auch in Santa Maria de Fe, der sonst so blühenden, 1592 von Juan Cabellero Bazan gegründeten Mission, nicht auf, welche im Verlauf der Zeiten mehrere Revolutionen erfahren hat.

(Tapir.) Bei einem nächtlichen Halte an den feuchten und bewaldeten Ufern des Tebiquari Guazu sah ich von meinen Indianern den berühmten Tapir oder Anta jagen (tapir americanus), der im Lande unter dem Namen mborebi bekannt ist. Durch die Haut soll keine Kugel dringen. Die alten Spanier machten Helme und Schilde daraus. Das Thier zeichnet sich übrigens durch einen langen Hals, der dicker als der Kopf ist, und eine lange Schnauze aus, deren Form durch ihre außerordentliche Zusammenziehbarkeit an den Rüssel des Elephanten erinnert. (Taf. 28. Abbild.) Er gehört zu den gefräßigsten Thieren, da er selbst Leinwand frißt, ob er sich gleich in der Freiheit nur von Pflanzen nährt. Das Fleisch ist wohlschmeckend und das Thier leicht zu fangen, denn es geht nur des Nachts aus. Man erschießt sie, indem man sie bei Tagesanbruche mit Hunden jagt. Das Junge hat die Merkwürdigkeit, daß es weiß gefleckt ist.

Die Orte, welche ich auf meinem Wege fand, nachdem ich über den Tebiquari Guazu hinweg war, welcher die Missionen von der übrigen Provinz trennt, hatten in meinen Augen kein anderes Verdienst als das, mich der Hauptstadt näher zu bringen; so zog ich kaltblütig durch Caapucu oder die Langen Bäume; Tipari, nicht weit von dem Estero Belleco; Ita, die älteste der Völkerschaften der Carios oder Guaranis, die 1536 von Juan Ayolos besiegt wurden; durch Garambare; Ipane, früher Pitun, bewohnt von Guaranis Indianern, welche vor den Rebayas flohen und den Angriffen der Indianer von Chaco oft ausgesetzt waren; Frontera; Lambare. Doch bemerkte ich, je weiter wir kamen, an der schnellern Aufeinanderfolge bewohnter Orte das sichere Anzeichen von der Nähe einer großen Stadt.

Endlich erreichte ich die Hauptstadt und meine erste Sorge war, den Empfehlungsbrief zu mir zu nehmen, den mir mein Wirth von Itapua an einen jungen Cordovaner gegeben, bei dessen Vater Francia während seiner Universitätszeit gewohnt hatte, was ihn aber doch nicht hinderte, den Sohn zurückzuhalten, nachdem er ihm alles weggenommen, was er

mit nach Paraguay gebracht. „Ich bin nun schon mehrere Jahre hier," sagte der unglückliche junge Mann, „fern von meiner Heimath und meiner Familie, und Gott weiß, wann und wie ich fortkommen werde oder ob ich jemals fortkomme. Ich kann nicht einmal die Hoffnung auf das Gelingen eines verzweifelten Versuches hegen, besonders seit dem unglücklichen Ausgange jenes des Herrn Escoffier aus Nizza, der um die Mitte des Jahres 1823 einige Meilen unter Rembucu festgehalten wurde. Einer der Gefährten seiner Flucht starb am Bisse der Schlangen, von denen es in jenen wilden Gegenden wimmelt; er war sogar der Gefahr ausgesetzt, mit den Ueberlebenden in einen jener Brände hineingezogen zu werden, welche die Indianer oder der Blitz überall anzünden; tausendmale war er fast in den Händen der Eingeborenen, und da er aus Unvorsichtigkeit oder irgend einem andern Grunde keine Waffen hatte, so starb er die Nacht den Hungertod. Er hatte jedoch den einzigen Weg eingeschlagen, auf dem er zu entkommen hoffen durfte, denn an die mit Wachen besetzte östliche und südliche Seite, oder an die nördliche, die nicht minder gut besetzt und überdies durch eine Wüste von 150 Stunden vertheidigt ist, darf man gar nicht denken." Solche Worte hätten meine Reiselust in Paraguay wohl abkühlen können; aber mein Entschluß war gefaßt, und wie konnte ich zurück? Der arme junge Mann erbot sich, mir als Führer und Cicerone in der Stadt zu dienen, die er sehr genau kannte.

(Assomption.) Assomption (Asuncion), das am östlichen Ufer des Flusses Paraguay unter 25° 16′ 40″ s. Br. und 60° 1′ 40″ w. L. von Paris liegt, begann mit einem Fort, das hier 1538 Don Mendozo und Don Zalazar bauten. Im Jahre 1547, den 1. Juli wurde der Ort zu einem Bischofssitze gemacht, und er war die einzige Hauptstadt von allen spanischen Niederlassungen in diesen Ländern bis zum 16. April 1620, zu welcher Zeit Buenos Ayres seiner Seits ebenfalls zum Bischofssitze erhoben war, und der Hof von Madrid glaubte, die Provinz Paraguay von Rio de la Plata in politischer Hinsicht lostrennen zu müssen. Buenos Ayres wurde nun die Hauptstadt der letztern Provinz und Assomption die der erstern.

Der Rio Paraguay hat vor Assomption hohe Felsenufer, an denen man in gewissen Entfernungen eine Art Anlände anlegen mußte, um den Zugang zu erleichtern. Azara, der ihn an diesem Punkte und zu einer Zeit maß, als das Wasser niedriger stand als jemals, fand eine Breite von 1332 par. Fuß. Ein wenig weiter unten fällt der Pilcamayo hinein, einer der stärksten westlichen Beiflüsse, der in einer Provinz der Republik Bolivia entspringt und einen großen Theil von Chaco durchströmt, was für den Handel Paraguays sehr vortheilhaft werden könnte, wenn, nachdem diese ungeheuern Landstrecken mit Europäern bevölkert sind, Paraguay sein gegenwärtiges Isolirungssystem mit einem gerade entgegengesetzten vertauscht.

Die Stadt hat in Hinsicht auf Gebäude nichts besonders Merkwürdiges. Zur Zeit Azaras, der ihr 7088 Einw. giebt, besaß sie noch ein 1783 von den Jesuiten für diejenigen gegründetes Collegium, welche ihre Studien nicht in dem großen Collegium zu Cordova machen konnten. Man lehrte hier Philosophie und Theologie. Francia hat es 1822 aufgehoben. Die Stadt hatte ferner mehrere Klöster; aus dem der Väter der Gnade hat er einen Artilleriepark gemacht; das Franziskanerkloster verwandelte er in eine Caserne, und das Dominikanerkloster am Ufer des Flusses in eine Kirche statt jener der Menschwerdung, die auf seinen Befehl niedergerissen wurde. Die amphitheatralisch liegende Stadt ist übrigens sehr unregelmäßig auf einem sandigen Boden erbaut, der oft steil abfällt. Die Straßen waren eng, krumm und von ungleicher Länge, dafür aber mit Orangenbäumen bepflanzt, deren Schatten eben so nützlich als angenehm für die Einwohner in dem glühenden Sande war. Francia ließ die Bäume 1821 größtentheils niederhauen und Häuserfaçaden oder ganze Häuser niederreißen, um neue Straßen zu öffnen und die alten zu erweitern. Die Häuser standen einzeln, unter Bäumen und kleinen Gärten; die öffentlichen Plätze waren mit Gras bewachsen. Ueberall hervorsprudelnde Quellen strömten überall als Bäche dahin und breiteten sich in Sümpfe aus. Ebenso despotisch als unwissend zog er lächerliche Linien, befahl unmögliche Nivellirungen, schüttete die Quellen zu, riß auf dem beweglichen Boden auf der einen Seite eine Menge Gebäude ein und baute sie dort wieder auf, die bald durch Stürme in den nicht gepflasterten Straßen eingestürzt wurden, von wo das Wasser in einer Nacht den Schutt wegspülte, den man vor vierzehn Tagen hingeschüttet hatte, um die Stelle gleichzumachen, — alles, ohne an eine Entschädigung der Bürger nur zu denken, die übrigens oft gezwungen wurden, ihre Häuser auf eigene Kosten wegzureißen. Nachdem vier Jahre so gearbeitet worden, war fast alles in der Hauptstadt von Paraguay noch zu thun oder wieder zu beginnen, die bei meiner Ankunft so ziemlich wie eine Stadt aussah, welche vor einigen Wochen beschossen worden ist.

Unter einer Regierung wie die des Dictators mußte mich natürlich eine Art Anstalten besonders interessiren, nämlich die Gefängnisse. Es giebt deren zwei Arten in Assomption: das öffentliche und das Staatsgefängniß. Das öffentliche Gefängniß ist ein hundert Fuß langes Gebäude, das nur ein in acht Gemächer getheiltes Erdgeschoß und einen Hof von ungefähr 12,000 Q.Fuß hat. In jedem dieser Gemächer leben 30 bis 40 Gefangene ohne Unterschied der Farbe, des Ranges, des Alters und der gesellschaftlichen Stellung; der Herr und der Sclave, der Angeklagte und der Schuldige, der Straßenräuber und der zahlungsunfähige Schuldner, der Mörder und der Patriot, alle schlecht genährt, unreinlich, unthätig, täglich zwölf Stunden in einem engen Raume ohne Fenster bei einer Hitze von 36 Grad zusammengedrängt. Der Hof ist voll von kleinen Hütten, wo diejenigen Gefangenen leben, welche in dem Gebäude selbst keinen Platz finden. Ein Theil dieser letztern, die zu Zwangsarbeiten verurtheilt sind, gehen alle Tage aus, zwei und zwei zusammengekettet mit einem dicken eisernen Ringe oder mit Ringen an den Füßen, die durch einen Querstab verbunden sind und oft 25 Pfd. wiegen. Die weiblichen Gefangenen wohnen auch in dem großen Hofe, wo sie in Verbindung mit den Männern treten können und wie diese Ketten tragen, selbst wenn sie schwanger sind. Die Herren Rengger und Longchamp, welche diese Gefängnisse einige Jahre vor mir besuchten, rühmen die Menschlichkeit des braven Gomez, welcher die Oberaufsicht nehmen mußte, nachdem er selbst mehrere Jahre als Staatsgefangener geschmachtet hatte. Die als solche behandelten Unglücklichen sind noch mehr zu beklagen, als die andern. Ihre Kerker sind in den Casernen und bestehen in kleinen Zellen ohne Fenster, oder in feuchten Löchern, wo man nur in der Mitte des Gewölbes aufrecht stehen kann. Immer allein, immer in Ketten, nie aus den Augen gelassen, dürfen sie gar keine Verbindung mit ihrer Familie haben; die schlechteste Nahrung, keine ärztliche Hilfe bei Krankheiten, außer etwa in der letzten Stunde, und auch nur am Tage. So viele Leiden sind noch nicht genug. Außerdem werden die Güter confiscirt, was eine der ergiebigsten Quellen für die Staatscasse ist, und der Dictator spricht diese Strafe gewöhnlich denen zu, welche für Vaterlandsverräther erklärt worden sind, bisweilen aber auch bei ganz geringen Vergehungen. Einem Kaufmann, der einen Wortwechsel mit einem Zollbeamten gehabt hatte, wurde seine ganze Habe confiscirt, weil er die Unklugheit begangen, dem Staate 3000 Piaster für seine Freiheit zu bieten.

Eines der merkwürdigsten Gebäude der Stadt ist die Wohnung der ehemaligen Gouverneure, das von den Jesuiten kurz vor ihrer Vertreibung gebaut wurde und in das sich die Laien während gewisser frommer Uebungen zurückziehen sollten. Es hat eine fast viereckige Gestalt, ist durch breite Straßen isolirt, welche der Dictator zu diesem Zwecke durchbrechen ließ, und mit zwei Galerien versehen, von denen die äußere auf den großen öffentlichen Platz und die andere, innere, auf einen weiten Hof geht. Hier wohnt Francia.

Davor auf dem Platze steht ein Baum, unter dessen Schatten sich alle diejenigen Personen begeben müssen, welche ihn um eine Audienz ersuchen, damit er selbst, indem er sie von den Fenstern aus betrachtet, beurtheilen kann, ob er sie empfangen soll oder nicht, was man nach län-

germ oder kürzerm Warten durch einen Officier erfährt, der die Entscheidung des Dictators überbringt.

Als im October 1810 die von dem Joche Spaniens freigewordene Junta von Buenos Ayres ihre Autorität auch in Paraguay geltend machen wollte, fand sie anfangs Widerstand von Seiten der Einwohner; aber die neuen Ideen brachen sich doch auch bald Bahn. Im Jahre 1811 gelang es einigen Creolen-Officieren, einen Congreß zusammenzubringen, welcher den Gouverneur ab- und eine Junta einsetzte, die anfangs im Namen Ferdinands VII. regieren sollte, bald aber die Unabhängigkeit Paraguays aussprach. Don Jose Gaspard de Francia war Secretair dieser Junta mit berathender Stimme.

(Francia.) Francia ist in der Missionenprovinz geboren; man glaubt gewöhnlich, er stamme von einer portugiesischen Familie ab, er selbst nennt sich aber gern einen Franzosen. Seine Eltern hatten ihn nach Cordova geschickt, wo er nach glücklichen Studien Doctor der Theologie wurde; nach seiner Rückkehr in die Heimath trat er aber als Advocat auf. Man rühmt den Muth und die Rechtlichkeit, welche er in dieser Laufbahn entwickelte, so wie seine Uneigennützigkeit, in welcher er sich mit seinem geringen väterlichen Erbe begnügte; aber er hatte schon in seiner Jugend jene Unbeugsamkeit des Charakters und eine Neigung zur Hypochondrie gezeigt, welche ihn später zu einem Tyrannen, und zwar zu einem launenhaften Tyrannen machen sollten. Seine wenigstens relativen Talente eröffneten ihm bald eine Laufbahn im Staatsdienste. Als Mitglied des cabildo (Stadtraths) erschien er in der Junta nur, um, wenn auch vergebens, gegen seine eben so verkehrten als lächerlichen Collegen zu kämpfen. Im Bewußtseyn ihrer Unerfahrenheit beriefen die letztern 1813 einen neuen Congreß, der, nicht minder unwissend als die Junta, durchaus eine republikanische Regierung einführen wollte, und als Leiter des Staats mit dem Titel „Consuln" den ehemaligen Secretair der revolutionären Junta und deren Präsidenten Don Fulgencio Yegros ernannte, welche abwechselnd die Zügel der Regierung führen sollten. Schon im folgenden Jahre bestand das Consulat nicht mehr und Francia war Dictator von Paraguay auf drei Jahre mit einem Gehalte von 9000 Piastern, wovon er aber nur ein Drittel annahm. Vielleicht gab es damals in dem Congresse und selbst in ganz Paraguay nicht zehn Personen, welche wußten, was ein Dictator eigentlich sey. Das Land erfuhr es bald. Francia hatte sich durch den ganz aus seinen Creaturen zusammengesetzten Congreß von 1817 zum Dictator auf Lebenszeit ernennen lassen, und als er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hatte, warf er die Maske ab und zeigte sich als den grausamsten, argwöhnischsten Menschen, der nur mit Schwierigkeiten die Personen aufnahm, welche durch seinen Gegner, Artigas, gezwungen worden waren, Zuflucht in dem verhältnißmäßig ruhigen Paraguay zu suchen. Damals richtete er das seltsame Verwaltungssystem ein, von dem weiter oben die Rede gewesen ist, wüthete gegen alle, die Verdacht erregten, und schonte die Glieder seiner eigenen Familie nicht mehr als Andere, ließ weit über seine Grenzen hinaus die Cocuspalmen niederhauen, stellte auf der nördlichen und westlichen Grenze zahlreiche Wachen auf, um die Indianer zurückzuhalten, welche ihn in dieser Gegend beunruhigten, und ließ die Besiegten mit Gewalt in die Hauptstadt oder in die Missionen bringen, um sie mit den Weißen zu verschmelzen; — eine ohne Zweifel grausame Politik, welche aber doch die beste war, welche ihnen gegenüber angenommen werden konnte. Eine 1820 entdeckte Verschwörung gegen ihn wurde für ihn die Gelegenheit zu blutigen zahllosen Hinrichtungen, welche mehrere Jahre hindurch die verbannten Spanier, die Ureinwohner und die Creolen in ein Schreckenssystem zusammenfaßte. Die Fremden waren die einzigen, die er schonen zu wollen schien; wie er sie behandelt, haben wir bereits gesehen.

Ich vervollständige diese Skizze seiner Geschichte durch die merkwürdigen Details, welche wir von Rengger und Longchamp über die Verwendung seiner Zeit an einem Tage erhalten haben. Nachdem sie seine Wohnung so wie ich beschrieben haben, fahren sie fort: „hier wohnt er mit vier Sclaven, nämlich einem kleinen Neger, einem Mulatten und zwei Mulattinnen, die er sehr freundlich behandelt. Die beiden ersten sind zugleich Kammerdiener und Reitknechte; eine der Mulattinnen besorgt seine Küche und die andere hat seine Garderobe unter sich. Sein tägliches Leben vergeht unter großer Regelmäßigkeit. Selten finden ihn die ersten Strahlen der Sonne noch im Bette. Sobald er aufgestanden ist, bringt ihm der Neger ein Kohlenfeuer, eine Kochmaschine und einen Krug mit frischem Wasser, das er in seiner Gegenwart kochend macht. Dann bereitet der Dictator selbst mit aller möglichen Sorgfalt sein mate oder seinen Paraguaythee. Hat er diesen genossen, so geht er in der Halle an seinem Hofe spazieren, wobei er eine Cigarre raucht, die er vorher aufrollt, um sich zu überzeugen, daß sie nichts Schädliches enthält, obgleich ihm seine eigene Schwester die Cigarren macht. Um sechs Uhr kommt der Barbier, ein schmuziger, schlecht gekleideter, trunksüchtiger Mulatte, der einzige aber, dem er sich anvertrat. Ist der Dictator bei guter Laune, so plaudert er gern mit diesem Barbier und er bedient sich desselben nicht selten, um das Publikum auf seine Pläne vorzubereiten; er ist die officielle Zeitung. Darauf begiebt er sich in seinem Kattunschlafrocke auf die Außengallerie, welche rund um sein Haus herumläuft, und wo er den Privatpersonen Audienz giebt. Gegen 7 Uhr kehrt er in sein Zimmer zurück, wo er bis 9 Uhr bleibt. Dann kommen die Officire und andern Beamten, um ihre Berichte abzustatten und seine Befehle zu empfangen. Um 11 Uhr bringt der fiel de fecho die Papiere, welche ihm vorgelegt seyn müssen, und schreibt bis Mittag was der Dictator dictirt. Um diese Zeit entfernen sich Alle und Dr. Francia setzt sich zu Tische. Seine Mahlzeiten sind sehr frugal; er ordnet sie stets selbst an. Kommt seine Köchin mit den Einkäufen vom Markte zurück, so stellt sie dieselben vor die Thüre des Zimmers ihres Herrn, der heraustritt und bei Seite legt, was er für sich haben will. Nach der Mahlzeit hält er Siesta, trinkt dann seinen mate und raucht seine Cigarre mit derselben Ceremonie wie früh. Er arbeitet darauf bis 4 oder 5 Uhr, zu welcher Zeit seine Escorte zum Spazierritte kommt. Der Peruquier ordnet da seinen Kopfputz, während man sein Pferd sattelt; ist dies geschehen, so besucht der Dictator die öffentlichen Arbeiten oder die Casernen, besonders die der Cavalerie, wo er sich eine Wohnung hat einrichten lassen. Bei seinen Spazierritten trägt er, ob er gleich von mehrern Soldaten begleitet ist, nicht blos einen Degen, sondern auch ein Paar Doppeltaschenpistolen. Kommt er gegen Abend zurück, so beschäftigt er sich mit dem Studium und nimmt gegen 9 Uhr sein Abendessen, das aus einer gebratenen Taube und einem Glas Wein besteht. Ist das Wetter schön, so geht er noch auf der äußern Galerie spazieren, und legt sich oft erst spät zu Bett. Um 10 Uhr giebt er die Parole und schließt selbst alle Thüren seiner Wohnung zu."

Dieselben Reisenden schildern ihn als geistreich, scharfsinnig, sehr unterrichtet, wenigstens relativ, frei von einer Menge von Vorurtheilen, stets uneigennützig, trotz seiner wechselnden Laune, und bisweilen sogar freigebig. Uebrigens nennt er fast Jedermann Du, ob er gleich außerordentlich eifersüchtig auf seine Herrschgewalt und die seiner Person schuldigen Ehrenbezeigungen ist.

Nach mehrern fruchtlosen Sitzungen unter dem officiellen Baume erhielt ich endlich die Ehre, vorgestellt zu werden, um ihn um die Erlaubniß zu bitten, meine Reise fortzusetzen. Treu den erhaltenen Instructionen näherte ich mich ihm nicht über sechs Schritte, bis er mir ein Zeichen gab, näher zu kommen, und ich blieb dann drei Schritte vor ihm mit an dem Körper herabhängenden Armen und offen gehaltenen Händen stehen; denn er fürchtet, man möge Waffen versteckt halten. Er war siebenzig Jahre alt; man hätte ihn aber etwa für etwas über sechszig gehalten. Er ist von mittlerer Größe, hat ein regelmäßiges Gesicht, schwarze Augen mit lebhaftem Blicke, der immer Mißtrauen verräth, einen dicken Bauch und dünne Schenkel. Er fing mit mir wie mit Allen in einem Tone affectirter Hochmuth an, der sich nach einigen einfach gegebenen Antworten über meine Pläne in einen einfachern verwandelte. Als er von Napoleon, seinem Lieblingsgegenstande, sprach, vergaß er nicht, den Zögling von Brienne mit dem Schüler von Cordova, und den Unterlieutenant von

Toulon mit dem Secretair der revolutionären Junta, den Helden des 18. Brumaire mit dem Collegen Yegros' und endlich mit dem Dictator von Paraguay den Beherrscher Europas zu vergleichen, dessen Militairherrschaft er bewunderte, dessen Fall er beklagte und dabei übrigens Frankreich sehr tadelte, daß es sich habe England in der Anerkennung der Republiken von Südamerika zuvorkommen lassen, was er für einen großen politischen Fehler hielt. Er äußerte übrigens die größte Anhänglichkeit für die Sache dieser Republiken, denn er erklärte sich bereit, sie gegen Alle zu vertheidigen. Ueber seine Rechte auf gewisse Rücksichtnahme sagte er zu mir: „Du mußt mich Deinem Könige gleich und selbst noch höher stellen, denn ich kann Dir mehr Böses und mehr Gutes thun, als er vermag."

Was seine Gedanken über Religion betrifft, so spottet er oft über den Aberglauben, dem er sein Land zu entziehen sucht. „Als ich katholisch war," sagte er eines Tages zu einem Commandanten, der ihn um das Bild eines Heiligen bat, das er als Schutzpatron in ein neuerlich gebautes Fort hängen könne; „als ich katholisch war, dachte ich wie Du, aber jetzt weiß ich, daß die Kugeln die besten Heiligen zur Bewahrung der Grenze sind." Und als er mir lachend von einer armen Frau erzählte, die man ihm als Zauberin mit einem großen Rosenkranze von Curuguaty geschickt, sagte er: „Du siehst, wozu die Priester und die Religion dienen: daß die Leute mehr an den Teufel als an Gott glauben." Dann fragte er mich nach meinem Glauben und setzte als letztes Wort über die Sache hinzu: „glaube was du willst; sey Christ, Jude oder Muselmann, nur kein Gottesleugner." Zu Ende der Audienz, wo er häufig in Sentenzen sprach, hatte ich Gelegenheit, ihn an sein edles Benehmen gegen den Sohn eines Mannes in Cordova zu erinnern, den er zur Erkenntlichkeit für die ihm in seiner Jugend erwiesenen Dienste zu seinem Secretair ernannt hatte, und glaubte einige Worte zu Gunsten des armen, so ganz anders behandelten Cordovaners wagen zu dürfen. Er zog die Augenbrauen zusammen, antwortete mir nicht und entließ mich mit seiner gewöhnlichen Redensart, die er gegen alle Fremde zu brauchen scheint: „Thue hier, was dir gefällt, Niemand wird dich beunruhigen, nur mische dich nicht in Angelegenheiten meiner Regierung."

Ich entfernte mich und schickte mich an, meine Reise fortzusetzen. Ich brauchte, um in Assomption alles gesehen zu haben, nur noch den an einem Ende gelegenen Stadttheil der Payaguas oder Payaguayas zu besuchen. Es war für mich sehr interessant, mitten in einer in Vergleich sehr weit vorgeschrittenen Civilisation in der ursprünglichen Rohheit die Reste jener starken und mächtigen Nation zu beobachten, die ihren Namen dem Flusse Paraguay gegeben, der anfangs Payaguay oder der Fluß der Payaguas hieß, — welchen Namen die Spanier seitdem geändert und auf das ganze Land übergetragen haben. Sie bauten nie das Land, sondern waren sehr geschickte Seeleute, herrschten durch ihr langes und spitziges Ruder über den ganzen Rio Paraguay und verboten allen andern Nationen die Fahrt auf demselben. Sie führten einen beständigen und erbitterten Krieg mit den Spaniern von deren Ankunft an, und thaten ihnen lange im Westen eben so großen Schaden als die Tupis in Norden und die Charruas in Süden. Im Jahre 1740 und 1790 söhnten sich ihre beiden Horden mit ihnen durch List oder aus Klugheit aus und waren ihnen seitdem im Frieden wie im Kriege sowohl durch ihre Tapferkeit als ihre Industrie sehr nützlich. Dies ihre Geschichte. Was ihre Sitten betrifft, so hatte ich mehrere dieser Payaguas von mittlerer Größe, gut gewachsen gesehen, welche die bereits besprochene Barbote trugen, oberflächlich tättowirt waren, an den Armen und Knöcheln Ringe, auf dem Kopfe Federn und eine Art Mantel aus Baumwollenzeuge hatten, das ihre Frauen weben. Ich hatte eine vor kurzem entbundene Payagua gesehen, der ihre Freundinnen mit ihren Kleidungsstücken von ihrer Wohnung bis an den Fluß eine Art Gang gemacht hatten, damit sie sich und ihr Kind dort baden könne. Alles dies war schon sehr merkwürdig, aber ich wollte sie in ihrer Heimath sehen und ihre Gewohnheiten genau studiren. Mein Cordovaner, der ihre Sprache vollkommen sprach, führte mich zu ihnen.

(Payaguas.) Ich sah in ihren Wohnungen, einer Art Hütten, die Männer ganz nackt. Die Frauen haben sich die Brüste künstlich dermaßen verlängert, daß sie dieselben über die Achseln hinweg oder unter dem Arme hindurch dem auf dem Rücken hängenden Kinde reichen können. Ich sah auch junge Mädchen, die ihre Mannbarkeit erreicht und sich nun den Körper auf eine gewisse Art mit mehr oder minder Koketterie bemalt hatten. Die Scheidung ist sehr selten bei den Payaguas, und wenn sie vorkommt, nimmt die Frau ihre Kinder und das ganze Geräthe mit, so daß der Mann nur seine Kleidungsstücke und seine Waffen behält, die Macana, Bogen von sieben Fuß und fünfthalb Fuß lange Pfeile. Ein Payagua war eben gestorben, obgleich einer ihrer geschicktesten Aerzte ihm lange Zeit den Magen gesaugt hatte, um die Krankheit herauszubringen. Man miethete einen Mann, um den Todten zu bestatten, und ich sah, daß sie die Begräbnißplätze recht sorgsam behandeln, indem sie dieselben reinhalten, und sie mit bemalten Hütten oder irdenen Töpfen bedecken. Die Männer tragen niemals Trauer, die Frauen aber beweinen zwei oder drei Tage lang ihren Vater oder Mann. Sie haben eine Art Hölle voll Kessel und Feuer, und ein an Wasserpflanzen reiches Paradies. Ihr erster Vater war der Fisch pacu, jener der Europäer ein Dorado, woher die weiße Farbe kommt, welche dieselben auszeichnet, und der der Guaranis eine Kröte. Sie haben nur ein allen großen Nationen gemeinschaftliches Fest, das sie öffentlich im Juni und in Assomption selbst feiern. „Es ist ein Schauspiel, vor dem man tausend Meilen weit fliehen könnte," sagte mir mein Führer, „obgleich die Menge sich dazu drängt. Nur die Familienhäupter finden sich dabei ein mit Ausschluß der Weiber und der Ehelosen. Den Tag vorher wird große Toilette gemacht, so außerordentlich als möglich; den andern Tag berauschen sie sich und zerstechen einander gegenseitig einen ganzen Tag lang die Arme, die Schenkel und die Beine mit einem Holzsplitter oder einer Fischgräte, auch durchbohren sie sich die Zunge und einen noch zartern Theil, und reiben sich das Gesicht mit dem Blute der erstern, während sie das von dem zweiten in ein kleines Loch in die Erde laufen lassen, — alles dies ohne mit den Wimpern zu zucken, ohne Klage, ohne Seufzer. Ist die Ceremonie vorüber, so sind sie so erschöpft, wenn sie nicht gar krank werden, daß sie mehrere Tage nicht arbeiten können, weshalb ihre Familie nicht selten dann hungern muß." — „Und welchen Zweck hat dieses seltsame Fest?" — „Wer weiß es?" antwortete mein Cordovaner.

Mein Hauptzweck war erreicht, — ich hatte Francia gesehen, bestieg also ein Boot auf dem Paraguay, um bis zum Fort Bourbon hinaufzufahren, damit ich meine letzten Untersuchungen mit den vorhergehenden verbinden könne, und verließ Assomption mit dem Wunsche, wenn auch nicht der Hoffnung, meinen armen Cicerone von Cordova da nicht wiederzufinden.

Unsere chalana (ein flaches Boot) ging, obgleich von dem Winde begünstigt, langsam, weil wir, abgerechnet die Strömung, unaufhörlich laviren mußten, um zwischen den oft sehr schmalen Canälen hindurchzukommen, welche die zahlreichen Inseln im Flusse bilden und mir das östliche Ufer häufig verdeckten, das ich vorzugsweise sehen wollte, während ich mir das andere für die Rückfahrt vorbehielt. Je weiter wir kamen, um so seltener wurden die Spuren der Civilisation. Wir sahen bald nur noch das Wasser des Flusses, die Felsen des Ufers, und die dichten Wälder der Inseln, welche ihn bedeckten, hallten in der Nacht von dem düstern Gebrüll der Jaguars wieder, die dort hausen, wie am Tage von minder traurigen Tönen der Ufervögel aller Art, welche das Geröhricht bewohnen und die überschwemmten Ländereien füllen, Vögel, welche alle das Bild einer immer belebten Natur vorstellen, unter denen man aber besonders den glänzenden Flammenvogel (phoenicopterus ignipalliatus, d'Orb.) aus der Ordnung der Stelzfüßler unterscheidet, der um so merkwürdiger ist, da er hier seltener vorkommt; der Flammenvogel, der durch maßlos lange Beine und einen nicht minder dünnen und nicht minder langen Hals mit einem ganz kleinen Kopfe charakterisirt wird. Im ersten Jahre sieht er übrigens graubraun, erhält im zweiten an den Flügeln ein lebhaftes Rosa

und schmückt sich erst im dritten mit der schönen Feuerfarbe, die ihn in den spätern Jahren auszeichnet. Dieser seltsame Vogel lebt in den Sümpfen von Muscheln, Insecten und Fischeiern, die er mit seinem langen Halse herausholt, baut sich mitten unter Binsen ein Nest von Erde, auf dem er reitet, um seine Eier auszubrüten, denn sein Bau erlaubt ihm nicht, dies anders zu thun. (Taf. 29. Abbild.)

Wir legten nur zu Ypita, dem letzten Uferorte bis zu Villa Real de la Concepcion, an, der am nördlichen Ende des großen Estero von Aguaracaty, des dritten von denen liegt, welche ich auf meinem Wege von Itapua getroffen, der nicht zu den unbedeutendsten in Paraguay gehört. Wir wurden bald durch eine ungewöhnliche Bewegung in das Innere des Landes hineingelockt und erkannten, daß es sich um die Jagd eines guazu pucu handele, den ungefähr zwanzig Personen in dem Estero aufgetrieben hatten und in Galopp mit ihren Lassos oder langen Riemen, jener so fürchterlichen und in den Händen der meisten Bewohner dieser Gegenden so unfehlbaren Waffe, verfolgten. Meine Indianer fingen, als leidenschaftliche Liebhaber, ebenfalls an, den armen Hirsch zu jagen, der trotz seinem schnellen Laufe und seinen auf Täuschung berechneten Wendungen bald unter den Schlingen fiel, die man von allen Seiten nach ihm schleuderte; denn die Jäger hatten den Theil des Sumpfes ihm abgeschnitten, wo das arme Thier eine Zuflucht zu finden hoffte. Diese Jagd ist sehr lebhaft, aber nicht ohne Gefahr, denn das Thier wird im äußersten Nothfalle oft wüthend und vertheidigt sich mit seinem Geweih, das 14 Zoll lang ist, während das Thier selbst über 5 Fuß mißt, den Schwanz ungerechnet. (Taf. 29. Abbild.) Man zählt in Paraguay vier verschiedene Arten Hirsche, die man alle mit dem Geschlechtsnamen guazu bezeichnet. Man unterscheidet sie nach ihrer Größe und ihrem Aufenthalsorte; so kommen nach dem guazu pucu, der sich nur in überschwemmten Gegenden findet, der guazu ti, welcher nur freie Ebenen bewohnt; der guazu pita und der guazu bira, die beide in die dichtesten Wälder verwiesen sind. Den Lasso braucht man nur gegen die große Art, und zwar ihrer Stärke wegen. Die kleinern braucht man nur, um sich ihrer zu bemeistern, zu kugeln (bolar), d. h. ihnen an lange Riemen befestigte Kugeln zuzuwerfen, so daß sie stürzen müssen. Die erste Art ist selten, die andern aber kommen ziemlich häufig vor.

Weiter kam nichts Bemerkenswerthes vor bis zu meiner Ankunft in Villa Real de la Conception, außer daß wir an der Einmündung des Rio Jejuy in den Paraguay einigen Personen begegneten, welche zu einer der acht Horden der Guana-Nation gehörten, die in der Umgegend an den beiden Ufern des großen Flusses verbreitet sind. Diese Nation, die geselliger ist als die andern, zeichnet sich auch durch die Sorgfalt aus, mit welcher sie Gastfreundschaft gegen die Fremden übt, und die Art, wie wir bei ihr aufgenommen wurden, veranlaßte uns, eine kurze Zeit da zu verweilen. Ihre Krieger führten uns in ihre Hütten von cylindrischer Form, von denen jede in der Mitte eines viereckigen Platzes steht, aus Baumzweigen aufgebaut und mit Stroh gedeckt ist, und weder Fenster noch eine andere Oeffnung als den Eingang hat. Alle Tage werden sie aber sorgfältig ausgefegt. Die Guanas sind im Verhältniß liebenswürdig, wenn auch phlegmatisch. Durch ihr außerordentlich scharfes Gesicht und ihre andern physischen Charaktere nähern sie sich den andern Nationen. Sie haben die Gewohnheit, sich die Augenlider, die Augenbrauen und das Barthaar auszureißen, und tragen die Barbote. Die heirathsfähigen jungen Mädchen sind sehr reinlich und zeigen viel Liebenswürdigkeit mit außerordentlicher Koketterie; sind sie aber einmal verheirathet, so werden sie stolz und legen eben keinen großen Werth auf die Treue. Die Mädchen verheirathen sich schon mit dem neunten Jahre, die Männer dagegen nicht vor dem zwanzigsten, selbst noch später. Ich war Zeuge einer Hochzeit. Die Ceremonie ist höchst einfach. Der junge Mann giebt dem Mädchen ein kleines Geschenk und wirbt um sie bei ihrem Vater, worauf die Braut und ihre Eltern ihre Bedingungen über die Art machen, wie sie behandelt werden, was sie in der Wirthschaft thun oder nicht thun, ob sie mehrere Männer und wie viele haben und wie viele Nächte sie einem jeden bewilligen soll ꝛc. Die Frauen sind sehr zur Ehescheidung geneigt und die Männer eifersüchtig. Nach ihrem Erziehungssysteme haben die Eltern keine Gewalt über ihre Kinder, machen denselben aber Vorwürfe und geben ihnen bisweilen Ohrfeigen. Alle Kinder, welche das achte Jahr erreicht haben, ziehen eines Morgens nüchtern in Prozession aus, und Abends kommen sie in der größten Stille und mit derselben Ordnung zurück; da kneipen sie alle Frauen und durchstechen ihnen die Arme mit einem spitzigen Knochen, was sie dulden ohne sich zu beklagen; dann erhalten sie von ihren Müttern Mais und Bohnen zu essen, — ein seltsamer Gebrauch, der unwillkührlich an das blutige Fest erinnert, an welchem die alten Spartaner ihre Kinder um den Altar der Diana peitschten, um sie in der Geduld zu üben. Die Männer begehen außer einigen Familienfesten, welche alle willkührlich sind, jenes feierliche Fest, das ich bei den Payaguas erwähnt habe; aber ihr größtes Vergnügen ist immer, wie bei allen Wilden, sich zu berauschen. Als letzter Zug in dem Gemälde der häuslichen Sitten der Guanas ist noch hinzuzufügen, daß die Mütter die Kinder weiblichen Geschlechts gleich nach der Geburt begraben, „um die Frauen gesuchter und glücklicher zu machen,“ wie sie sagen. Seltsame Erklärung dieser unbegreiflichen Rohheit, und des nicht minder grausamen Gebrauchs bei den Mbayas, ihren Nachbarn, Frühgeburten zu veranlassen, indem sie sich von alten Frauen mit den Fußen an den Leib stoßen und selbst darauf treten lassen. — Die Politik der Guanas ist höchst einfach, ohne deshalb schlechter zu seyn. Jede Horde wird gewöhnlich durch einen erblichen Kaziken regiert, was das Wahlprincip nicht ausschließt; im Kriege greifen sie Niemanden an, aber sie vertheidigen sich tapfer, tödten alle Personen männlichen Geschlechts über zwölf Jahre und adoptiren die Kinder und Frauen, wie es die Scharruas thun.

(Tatu.)

Während ich bei den Guanas war, hatte ich ein Glück, das ein stärkerer Naturforscher als ich verdient hätte. Ich fand in ihren Wäldern den großen Tatu oder Riesentatu, das größte jener durch ihre Schilde so berühmten seltsamen Thiere, von denen Azara acht verschiedene Arten aufzählt und eine (tatu-mataco) sich, wenn sie sich fürchtet, in eine Kugel zusammenrollt, den Kopf, den Schwanz und die vier Beine zusammenzieht und so hofft, den Verfolgungen der Feinde zu entgehen. Die Spanier gaben den Tatus den Geschlechtsnamen Armadillos, wegen der Art Rüstung, die sie tragen. Das Fleisch der meisten ist eßbar und sie werden deshalb von den Eingeborenen mit dazu abgerichteten Hunden gejagt. Der Riesentatu ist sehr selten; derjenige, welchen ich sah, war 38 Zoll und, den Schwanz mitgerechnet, 56½ Zoll lang und so stark, um einen Menschen auf dem Rücken tragen zu können. Man sagt, da, wo er sich aufhalte, müsse man die Todten sehr tief begraben und die Gräber mit dicken Baumstämmen belegen, damit er sie nicht ausgrabe. Die Tatus graben sich Höhlen wie die Kaninchen, haben aber kein anderes Vertheidigungsmittel. Man sagt, sie söffen niemals und lebten von Würmern, Insecten, Ameisen und selbst verfaultem Fleische. Alle gelten für sehr fruchtbar. (Taf. 29. Abbild.)

Nichts konnte mich in Villa Real aufhalten, und während ich meine Fahrt auf dem Paraguay fortsetzte, der sich von dieser Stadt an bedeutend verengt, kam ich ziemlich schnell nach dem Fort Bourbon, das mich nicht länger aufhalten sollte. Dieses Fort war das letzte Ziel meiner Reise nach dem Norden Paraguays. Schon so nahe an der nördlichen Grenze des Landes, bei Mato Grosso, der brasilianischen Provinz, wo nichts meine Neugierde besonders reizte, dachte ich nur an die Rückkehr am entgegengesetzten Ufer. Zwar hätte ich gern selbst den commerziellen und politischen Verbindungspunkt des Reiches Francia's mit dem brasilianischen gesehen, aber dann hätte ich mich entschließen müssen, eine fast unbestimmte Zeit auf der Lagune la Cruz unter 19° 12′ s. Br. herumzuirren, welche an die ungeheuern Lagunen von Jarayr stößt, die ich auch hätte befahren müssen, und ich fühlte nicht die Kraft, mich dahin zu wagen blos um des Vergnügens willen, Guatos zu sehen, welche nie daherauskommen, ein Zusammentreffen mit Allen vermeiden und Niemanden in Verbindung stehen. Uebrigens hatte ich, wie ich aufrichtig gestehe,

Wilde genug gesehen; ich sollte ihrer noch viele sehen und ich sehnte mich nach etwas Civilisation.

Der östliche Theil von Paraguay, der sich längs dem westlichen Ufer des Parana hin erstreckt, war von dem Punkte, wo ich mich befand, zu entfernt und durch unwegsame Wässer getrennt, als daß ich nur hätte daran daran denken können, ihn genau zu untersuchen. Ich bedauerte jedoch sehr, zu M. Himmelfahrt zurückkehren zu müssen, ohne den berühmten Wasserfall von Canendiyu oder den Fall von Guayra, den der Parana bildet, bewundert zu haben. Er befindet sich in der Nähe des Wendekreises des Steinbocks unter 24° 7′ 27″ s. Br. und ist in seiner Art eine der größten Naturmerkwürdigkeiten des Landes und vielleicht der Welt; aber unter meinem Gefolge befand sich ein alter, sehr erfahrener Indianer, der einst D. Felix d'Azara auf allen seinen Reisen begleitet hatte, und der die in der meinigen durch die Umstände entstandene Lücke durch seine Erzählung glücklicher Weise ausfüllte.

(Fall von Guayra.) „Um den Wasserfall zu sehen," sagte mir dieser Mann, „hätten wir Paraguay am Zusammenflusse des Rio Jeguy verlassen, diesen letztern Fluß bis zum Rio Curuguaty, und diesen wieder bis zu dem Flecken desselben Namens aufwärts verfolgen müssen. Von da hat man noch funfzehn Meilen bis zu dem Rio Gatemy, wo man sich mit Lebensmitteln auf Kähnen von Bambusstämmen einschifft. Nun hat man wieder funfzehn Meilen auf dem Gatemy zurückzulegen, dessen Ufer mit Wald bedeckt sind und von gefährlichen Indianern bewohnt werden; überdies ist die Fahrt wegen Klippen, die häufig den Lauf dieses Flusses versperren und es nöthig machen, daß man die Kähne auf dem Rücken weiter trägt, sehr beschwerlich. Ist man bis zum Parana gekommen, so sind noch drei Stunden bis an den Wasserfall, zu dem man entweder auf dem Wasser, oder zu Fuße durch einen Wald, in welchem man keinen Vogel, wohl aber ziemlich oft Jaguars antrifft, gelangt. Endlich ist man vor dem Wasserfalle, dessen Rauschen man sechs Stunden weit hört." Hier wurde der Erzähler ganz begeistert. Es muß in der That ein erhabenes Schauspiel seyn, wenn eine über 2100 Toisen (beinahe eine halbe Seemeile) ausgebreitete Wassermasse, die plötzlich auf 30 Tois. zusammengedrängt wird, nun in einer Neigung von funfzig Graden zweiundfunfzig Fuß hoch herabstürzt! Die in Gestalt einer Säule in die Luft aufsteigenden Dünste sind mehrere Stunden weit zu sehen und es bilden sich in ihnen die prächtigsten Regenbogen. Der Wasserfall von Tequendama, den ich vier Stunden von Santa Fe de Bogota gesehen hatte, scheint anfangs imposanter, denn seine Höhe beträgt 681 Fuß; aber das ist alles, während es hier nur der größte Theil des Wasserfalles ist, der sich sechszehn und eine halbe Meile bis zu dem Rio Iguazo oder Curibita unter dem 25° 41′ s. Br. über eine ganz aus Schluchten und Klippen bestehende Fläche hinunter erstreckt, auf welcher der Strom tausendfach gehemmt und gebrochen wird, so daß es auf dieser ganzen Strecke absolut unmöglich ist, den Fluß zu befahren. Mein Indianer, der nun einmal im Zuge war, konnte mit seiner Beschreibung der Wasserfälle oder Saltos gar nicht fertig werden; er sprach von dem Salto des Rio Tiete oder Añembi, einer der größten Flüsse, welche im Osten, unter 20° 35′ s. Br., in den Parana einmünden; von dem Salto der Iguazu oder Curibita, welcher eine Meile von ihrem Zusammenflusse mit dem Parana aus einer perpendiculären Höhe von 171 Fuß mit lautem Tosen mit Dampfsäulen und Regenbögen, ähnlich denen des Guayrafalles, herabstürzt; und endlich von dem Salto des Aguaray unter 23° 28′ s. Br., welcher Fluß, obschon er einer der keinern ist, die dem Jeguy zufließen, dennoch einen Fall von nicht weniger als 384 Fuß in perpendiculärer Höhe bildet.

Die übrigen Wasserfälle, deren mein etwas weitschweifiger Geograph erwähnte, übergehe ich und beeile mich, meine Rückfahrt so schnell als möglich zu beenden, die ich längs dem westlichen Ufer von Paraguay machte und wobei ich mich nur selten an den unwirthbaren Gestaden des großen Chaco, einem ungeheuern Landstriche, verweilte, der noch sehr wenig bekannt ist und dessen Erforschung die zahlreichen Nationen der Eingeborenen, die ziemlich allgemein mit dem Namen Guaycurus bezeichnet werden, große Hindernisse entgegensetzen, weil sie sich wenig gesellig zeigen. Diese Stämme haben sich fast stets gegen die Annahme der Civilisation und des Christenthums gesträubt, welche die Jesuiten zu allen Zeiten unter ihnen einzuführen versucht haben.

Die unter allen diesen Nationen am weitesten nach Norden zu wohnende breitet sich über die beiden Ufer des Flusses bis an das Fort Bourbon und südlich bis an den Rio Pilcomayo aus. Es ist dies die kriegerische und erobernde Nation der Mbayas, der Schrecken der Spanier seit ihrer Ankunft in dem Lande. Seit 1661 bis 1796 drang sie oft mit bewaffneter Hand auf allen Punkten in Paraguay ein und war zu hundert Malen nahe daran, seine alten Besitzer so wie seine neuen Bewohner auszurotten. Sie war zu Azaras Zeiten in vier Horden abgetheilt und bildete damals ein wirkliches Heer von ungefähr viertausend Kriegern. Sie gleicht in Bezug auf einige Gebräuche den übrigen Nationen jener Gegenden, unterscheidet sich aber von ihnen durch Züge, welche an die homerischen Sitten erinnern, wie z. B. daß sie die Pferde ihrer Oberhäupter auf deren Grabe opfere. Die Mädchen bei den Mbayas essen nie Fleisch und den Frauen, welche nie mehr als einen Sohn und eine Tochter aufziehen und die übrigen Kinder tödten, sind gewisse Speisen untersagt. Die Mbayas beobachten zu Ehren ihrer Eltern eine Trauer von drei bis vier Monaten, welche in Enthaltung von Fleisch und in Schweigen besteht. Sie halten sich für die edelste Nation der Welt und verachten die Europäer. Nach ihrer Cosmologie schuf Gott alle Nationen so zahlreich als sie jetzt sind, und trug, nachdem er einen Mbaya und dessen Frau gebildet, um dieselben dafür zu entschädigen, daß sie bei der Theilung der Erde vergessen worden, einem Caraca auf, ihnen zu sagen, sie möchten alle Nationen bekriegen, alle männlichen Erwachsenen tödten, und die Frauen und Kinder für sich nehmen. Von dieser Acht nehmen sie die Guanas aus, die immer ihre Freunde, ihre Bundesgenossen und ihre freiwilligen Sclaven sind, und die sie mit vieler Sanftmuth behandeln. Der ärmste Mbaya hat immer drei oder vier Sclaven, welche alle Arbeit im Hause und auf dem Felde thun, während der Herr sich die Jagd, den Fischfang und den Krieg vorbehält. Als Krieger ist ihre Taktik sonderbar. Nichts widersteht ihrem Angriffe wenn allgemein gegen sie gefeuert ist, wie es die Spanier oft erfahren haben. Bei gleicher Zahl fürchten sie selbst die Feuerwaffen nicht, aber sie wissen einen Sieg nicht zu verfolgen und zu benutzen. Ich war Zeuge einer Art Triumphfeier, wobei die Mbayas-Frauen die Tapferkeit ihrer Männer feiern und sich dabei stets zuletzt untereinander prügeln, wahrscheinlich um auch ihre Tapferkeit zu zeigen.

Wir hatten jetzt nicht gegen die Strömung des Flusses zu kämpfen und eilten, unterstützt von guten Ruderern, die aber nach meiner Ungeduld nicht schnell genug gingen, rasch nach Süden zu. Ich erkannte zu unserer Rechten eine bedeutende Insel wieder, die von zwei entlegenen Armen des Pilcomayo gebildet werden, welche sich beide in den Rio Paraguay ergießen, der obere etwas oberhalb Ipita, der untere unterhalb Assomption. Auf dieser Insel leben die Enimagas, die andern Indianerstämmen ähnlich sind, aber von den Mbayas z. B., deren Herren sie sonst gewesen seyn sollen, sich dadurch unterscheiden, daß ihre Frauen nicht Frühgeburten veranlassen. Die durch die Menge bereits gesehener Inseln schwieriger gewordene Fahrt, kündigte mir bald die Nähe der Hauptstadt an.

Ich hatte nach meiner Ankunft dort nichts Eiligeres zu thun, als mich nach meinem armen Freunde, den Cordovaner, zu erkundigen; der Unglückliche war noch da. Mein zweiter Schritt war, sogleich alle Maßregeln zu ergreifen, um die Erlaubniß zu erhalten, das Land zu verlassen. Doch will ich nichts von einer neuen Conferenz sagen, welche ich mit dem Dictator darüber hatte und auf deren Ausgang ich ziemlich ängstlich gespannt war, denn der Wind kam von NO. und der Dictator war davon, wie gewöhnlich, sehr übellaunig. Dennoch traf ich schon im Voraus alle Vorbereitungen, denn wenn man abreist, muß man nicht blos denselben Tag, sondern in der vorgeschriebenen Stunde abreisen, um nicht durch eine Zurücknahme der Erlaubniß aufgehalten zu werden. Zu diesem

Zwecke hatte ich eine Wohnung so nahe als möglich am Flusse genommen, und ich sah hier von meiner Galerie, die nach dem matadero (Schlachthofe) zuging, alle Operationen, durch welche die Fleischer die Stadt mit den nöthigen Vorräthen versehen. Man denke sich einen weiten, im Sommer mit Staub, im Winter mit Schmuz bedeckten Platz, und auf demselben ein Thier nach dem andern mit dem Lasso gefangen, geschlachtet, abgezogen und zertheilt, nicht in Viertel wie bei uns, sondern in Längenstücke in der Richtung der Rippen. Dieses Fleisch ladet man dann auf Karren, um dasselbe auf den Markt zu bringen, so beschmuzt wie es ist von Staub und Koth. Das nicht Nutzbare läßt man ohne weitere Vorsichtsmaßregel liegen, und es würde in allen Städten (denn dieser Gebrauch herrscht überall) ein Herd der Krankheit und Ansteckung entstehen, wenn nicht die vorsichtigere Natur dieser unbegreiflichen Nachlässigkeit ein Auskunftsmittel in unzähligen Schaaren von Raubvögeln entgegengestellt hätte, unter denen man die Urubus und die Caracaras unterscheidet, welche sich an den Wohnungen einfinden, um da ihre Nahrung zu suchen. Ich entlehne Orbigny, der die Lebensweise dieser Vögel besonders studirt hat, die Hauptzüge, welche sie auszeichnen. Der Urubu oder Iribu (cathartis urubu, Vieill.), eine Art Geier, ist anfangs weiß und erhält die schwarze Farbe erst im dritten Jahre. Er hat keine besondere Zone zu seinem Aufenthalte, sondern findet sich überall. Er ist vielleicht mit dem Caracara der am häufigsten vorkommende Raubvogel. Man findet sie zu Hunderten an einem Aase. In mehrern Städten, die erkenntlich für die Dienste sind, welche sie leisten, muß Jeder, der einen Urubu umbringt, 50 Piaster Strafe zahlen. Dieser Vogel kann sehr lange ausdauern ohne Nahrung zu nehmen, aber er verschlingt, wenn er etwas findet, mit großer Gefräßigkeit. Uebrigens greift er nie ein lebendes Thier an, sondern begnügt sich mit den todten, die er findet, und giebt, wenn er verfolgt wird, das verschlungene Futter wieder von sich, wahrscheinlich um den Feind aufzuhalten. Er besitzt übrigens den Muth, seine Beute selbst dem Jaguar streitig zu machen. Auch nicht minder zutraulich ist er, wodurch es erklärlich wird, daß man ihn zahm machen kann, wovon man mehrere Beispiele hat. Was den Caracara betrifft (Polyborus vulgaris, Vieill.), so schildert ihn Orbigny als den beständigen Schmarotzer des wilden und civilisirten Menschen, dem er auf die Reisen, in die Wälder, in die Städte, auf die Dörfer folgt, überall den Schlingen spottet, die ihm der Haß, besonders der Landleute, legt, deren Höfe er plündert und deren Lämmer er raubt. Die vorherrschende Farbe bei den Ausgewachsenen, besonders bei der gemeinsten Art, scheint die weiße zu seyn. (Taf. 29. Abbild.)

Ich hatte nun nur noch einen Gedanken, einen Wunsch, nämlich den, Paraguay zu verlassen, und in den Tagen, die ich warten mußte nnd die für mich so langsam vergingen, seit ich nach Assomption zurückgekehrt, fand ich bisweilen Zerstreuung in dem, wenn auch nicht angenehmen, doch wenigstens merkwürdigen Schauspiele der erbitterten Kämpfe, welche einander, nachdem das Fleisch fortgefahren ist, die Räuber aus der Luft auf den Resten des Schlachtplatzes liefern.

Aus Langeweile und Ungeduld beschäftigte ich mich eines Tages ausschließlich mit dieser Beobachtung, als mein Cordovaner, der gewöhnlich so traurig war, plötzlich zu mir geeilt kam und mir zurief: „ich bin frei, wir sind frei! Viva il excellentissimo señor! Aber lassen Sie uns auf der Stelle fort.“ Er zeigte mir dann unter einem Couvert einen Befehl des Dictators, der zu seiner Verfügung eine doppelte Ladung yerba stellte und ihm erlaubte, dieselbe sogleich mitzunehmen, und zweitens für mich die Erlaubniß, mich mit ihm einzuschiffen. „Vivat Francia!“ rief ich meiner Seits, und zwei Stunden darauf schwammen wir mit vollen Segeln nach Süden hin.

Wir hielten uns fortwährend an dem westlichen Ufer, um nicht im Angesichte der Wachen zu bleiben, im Falle uns eine Laune des Dictators hätte zurückhalten wollen; aber je weiter wir uns von Assomption entfernten, um so ruhiger wurde ich, und ich wünschte endlich, in Chaco noch eine kurze Zeit Halt zu machen, um zum letztenmale das Land zu betreten, das ich wahrscheinlich nicht wiedersehen werde; denn von Corrientes aus wollte ich in das Innere hinein. Der gutmüthige Cordovaner hatte die Gefälligkeit, meinem Wunsche nachzugeben, aber kaum waren wir ausgestiegen, als wir hinter einer kleinen Baumgruppe eine Anzahl Wilder bemerkten, die um ein Feuer her kauerten und sich sehr aufmerksam mit ihrer Küche zu beschäftigen schienen; sie brieten Fleischstücke auf den Kohlen. Es war eine kleine Gruppe der Tobas, einer der berühmtesten Nationen des Landes, die durch ihre Kämpfe mit den Spaniern seit der Zeit der Entdeckung bis auf unsere Tage bekannt geworden sind, wo sie, ohne noch eben so gefährlich zu seyn, doch noch sehr gefürchtet werden. Unsere Leute zitterten bei ihrem Anblicke, und wollten durchaus umkehren und sich wieder einschiffen; aber es war nicht mehr Zeit. Sie jagten eine Art Nagethier, quiya genannt, aus dessen zusammengenäheten Fellen sie ihre Pongos zu machen scheinen. Diese Pelze sind für sie auch ein wichtiger Handelsartikel, womit sie sich in Corrientes, wo man sie bisweilen sieht, die Gegenstände verschaffen, die ihnen nothwendig geworden sind, Beile, Messer &c. Wie Azara sagt, tragen sie eine ähnliche Barbote wie die Payaguas, aber ich habe nicht die geringste Spur davon gesehen. Ihre Bronzefarbe, ihre geneigten Augen und die vorspringenden Backenknochen unterscheiden sie nicht von den andern Stämmen des Chaco, welche alle dieselben Züge haben. Sie sind übrigens wenig mittheilend, träge im höchsten Grade und finden ihre Thätigkeit nur auf der Jagd. Sie kamen mir sehr sanft vor, während man sie als schreckliche Menschen geschildert hat, ich glaube aber, daß in der Trunkenheit gar nichts mit ihnen anzufangen ist. Der Bogen, die Pfeile, die Keule sind ihre gewöhnlichsten Waffen, wie Bolas, die sie sehr gewandt handhaben. Sie kümmern sich nicht um die Schifffahrt, ob sie gleich in der Nähe der See und am Ufer der Flüsse wohnen, und sind wesentlich Jäger. Sie haben wenig Industrie, besitzen aber eine Art Töpferzeug von eigener Form, und ihre Frauen wissen verschiedene Zeuge, besonders die ihrer Ponchos, zu verfertigen. Orbigny, der ihre Wohnungen in dem Dorfe sah, das sie Corrientes gegenüber haben, giebt ihnen einen Grad Civilisation mehr als den andern Indianern. Diese Wohnungen sehen wie lange Schoppen aus, sind von Rohr erbaut, und mit Rohr gedeckt und werden von mehrern Familien bewohnt. So mächtig als sie zur Zeit der Ankunft der Spanier waren, so sehr ist ihre Anzahl durch die Kriege mit den Spaniern, durch die Kämpfe mit den Bocobis, die stets ihre Todfeinde waren, und durch den lange bestehenden Gebrauch, freiwillig Fehlgeburten zu veranlassen, gegenwärtig heruntergekommen, so daß sie sehr vereinzelt zwischen dem Pilcomayo in Norden und dem Rio Vermayo in Süden wohnen. (Taf. 29. Abbild.)

Wir sprachen noch von den Tobas, als wir Rembucu, die letzte einigermaßen wichtige Station von Paraguay an dieser Seite, erreichten, die auch dadurch merkwürdig ist, weil man hier kleine Fahrzeuge baut; die Umgegend liefert vortreffliches Bauholz. Der Cordovaner, der immer für seine Freiheit zitterte, die er so unverhofft wiedererhalten hatte, stieg nicht ohne Besorgniß ans Land, einen Gegenbefehl da zu finden; doch entschloß er sich, denn es riefen ihn dringende Geschäfte dahin, und ich, der ich nicht ruhiger war als er, fand nicht ungern in der unmittelbaren Nähe dieses Ortes das westliche Ende des großen Estero, dessen Anfangspunkt ich zu San Cosmo gesehen hatte. Ich erfuhr, daß dieselben Payaguas, welche ich in Assomption so ruhig gefunden, hier lange Räuberei getrieben, sich dabei mit Jaguarfellen behangen, dadurch Schrecken auf den Märkten verbreitet und dann die Leute geplündert. Dies veranlaßte nun 1820 Francia, sie nach der Hauptstadt zu versetzen. Nach Beendigung der Geschäfte bestiegen wir eilig unsere Fahrzeuge wieder.

Als wir weiter unten vor dem Einflusse des letztern Stromes in den Rio Paraguay ankamen und ihn, dieses so natürliche Verbindungsmittel zwischen Peru, Paraguay und Buenos Ayres betrachteten, mußte ich fast unwillkührlich die traurige Wirkung der Leidenschaften der Europäer beklagen, die sie gehindert haben, sich zu ihrem Vortheile zu vereinigen. Der Grund dieses Flußbettes besteht abwechselnd aus Steinen und aus Sand. Die Tiefe ist unendlich verschieden, aber selbst zur Zeit der Ueber-

schwemmungen, wo die Gewässer sich weit zur Rechten und Linken verbreiten, hat er noch immer genug, daß die Fahrzeuge nicht aufgehalten werden und es ihnen nicht schwer ist, die Baumstämme und ganzen Bäume zu vermeiden, welche er treibt, die aber doch selten sind. Es giebt in dem ganzen Flusse nur zwei Inseln, eine große und eine kleinere, die beide bewaldet sind. Die Strömungen, deren Zahl und Stärke schwer zu bestimmen seyn dürften, sind überall von der Art, daß sie durch Segel, durch Ruder oder durch den Dampf überwunden werden können. Die beiden Ufer sind mit Weiden, Algarebbos, Palmen und andern Bäumen des Landes untereinander bewachsen; weite bewaldete Ebenen oder Llanos ziehen sich rechts und links in größere oder geringere Fernen hin. Die verschiedenen Indianerstämme, welche diese Ufer bewohnen, sind nicht alle gleich friedfertig; aber ihrer schlechten Waffen wegen sind sie nicht sehr furchtbar, und wenn man sie gut behandelt, besonders wenn man sich mit ihren Kaziken versteht, würde man von ihnen nicht nur nichts zu fürchten haben, sondern sogar große Dienste von ihnen erwarten und empfangen, da sie das ganze Land sehr gut kennen. Die merkwürdigsten unter diesen Stämmen sind nebst den schon beschriebenen Tobas die Aguilots, die Pitilagas und die Bocobis, deren Gesammtzahl Azara auf 2000 Krieger schätzt, die in vier Haupthorden vertheilt sind und die er als stolz, kriegerisch, ohne Ackerbau von Rindern und Schafen lebend schildert, die sie theils selbst ziehen, theils den Spaniern von Paraguay, von Corrientes und Santa Fe stehlen. Die ungeheuern Wälder, welche den größten Theil des Landes bedecken, würden allein hinreichen, die Hälfte der Welt mit Bauholz zu versorgen, ungerechnet die Farbehölzer, die Medizinalgewächse, die Gummen, die Balsame, Pataten, Trauben, Melonen, Zucker, Cacao und eine Menge anderer Producte, welche man in ungeheuerer Quantität findet. Mit einem Worte, die Vorsehung scheint auf diesen bevorzugten Boden alles vereinigt zu haben, was für den Menschen nothwendig, bequem oder angenehm seyn kann. Die Oeffnung des Vermego würde für Amerika von nicht geringerm Vortheile seyn, als für Europa die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung war. Es wäre für die amerikanischen Republiken schon ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit, wenn ihnen nur die lange und beschwerliche Fahrt um das Cap Horn erspart würde; indem ihnen die Fortschritte des Handels, des Ackerbaues und der Industrie gesichert würden, wäre damit der große Ring der socialen Kette gelegt. Obgleich man nun bis diesen Augenblick seine Interessen schlecht verstanden hat, so hat doch die Geschichte einige in dieser Absicht gemachte Versuche aufbewahrt: die Reise des Mastorras, des Gouverneurs von Salta, des Obersten Arias, des Obersten Carnejo 1790; die Reise des Obersten Espinosa und der Versuch Azaras. Neuerlich hatte sich eine Gesellschaft in Salta zur Aufnahme des Flusses gebildet, die eine Commission mit dieser Unternehmung beauftragte. Diese Commission reiste den 28. Juli 1825 ab und erfüllte ihren Auftrag, wurde aber von dem Dictator in Paraguay zurückgehalten, wo sie sich bei meiner Abreise noch befand, ohne daß sie die ganze Zeit über mit den Auftraggebern in Briefwechsel treten konnte. Endlich sprach man damals in dem Lande von nichts als dem Abenteuer des unerschrockenen Soria. Der arme Unglückliche hatte zu Ende des Jahres 1826 für die Rechnung derselben Gesellschaft einen der kühnsten Versuche gemacht, die jemals gewagt worden sind. Es handelte sich darum, sich zu Wasser von Salta, das an den Anden liegt, nach Buenos Ayres über die unermeßlichen Ebenen des großen Chaco auf dem Vermego bis zu dem Parana zu begeben. Er stand auf dem Punkte, nach Ueberwindung zahlloser Hindernisse, sein Ziel zu erreichen und hatte nur noch 10 bis 12 Stunden auf dem Paraguay bis nach Corrientes zu fahren; aber Francia hatte es anders beschlossen. Der Unglückliche wurde von den Wächtern festgenommen und befindet sich noch heute in Paraguay.

Endlich zeigte uns unsere Ankunft an einer großen Insel, welche den Zusammenfluß des Paraguay mit dem Parana zu bezeichnen scheint, so wie die Veränderung der Richtung der Strömungen, daß wir in den letztern Fluß gelangten und das Gebiet Francias verließen. Bald darauf hatten wir Corrientes erreicht und ich glaubte, als ich daselbst ausstieg, der Freiheit wiedergegeben zu seyn.

Ehe ich fortfahre, meine Reise zu beschreiben und meine Wanderungen in der Argentinischen Republik zu schildern, vereinige ich hier einiges Allgemeine über die Geographie und Geschichte Paraguays, um soviel als möglich die Skizze zu vervollständigen, die ich von diesem interessanten Lande gegeben habe.

Das eigentliche Paraguay hat, im Ganzen betrachtet, nach den besten Karten, die bis diesen Augenblick davon erschienen sind, die Gestalt eines unregelmäßigen Parallelogramms. Leicht sind seine östlichen und westlichen Grenzen zu bestimmen, weil sie die Natur deutlich angegeben hat, indem sie das Land zwischen den beiden großen Flüssen Paraguay und Parana einschloß, die es zur Rechten und Linken umgeben und beide von N. nach S., mit einander fast parallel, laufen. Der zweite weicht übrigens horizontal, ungefähr auf der Höhe des 27. Grades s. Br. von Itapua nach Corrientes, in östlicher und westlicher Richtung ab, um das Land in Mittag zu begrenzen und dasselbe so von den nördlichen Provinzen der Argentinischen Republik zu trennen. Was die nördliche Grenze betrifft, so ist sie etwas schwieriger zu bestimmen, weil sie gänzlich von menschlicher Uebereinkunft abhängt, die immer gewechselt hat und noch wechselt, je nach den Launen der Politik. Im Jahre 1781 wurde sie nach den Grundlagen des Präliminarvertrags von San Ildefonso (1777) durch spanische und portugiesische dazu ernannte Commissaire unter den 16.° s. Br. gesetzt, aber seitdem ist sie durch die allmäligen Eingriffe der Brasilianer viel weiter nach Süden gedrängt worden, denn die Karten setzen sie gegenwärtig an den Rio Mondego, ziemlich weit in S. von dem See Sarayes, obgleich die politische Grenze eigentlich nördlich von diesem See ist, so daß die brasilianische Provinz Mato Grosso durch alle zwischen diesem letztern Punkte und dem Orte Miranda vor dem Mondego, einem der Beiflüsse des Paraguay gelegenen Gebiete vergrößert worden ist, was einen Unterschied von etwa 4 Graden für die portugiesische Usurpation ausmacht. Man kann in jedem Falle die Totalfläche des Landes annähernd auf 10,000 Q.Stunden schätzen, eine Fläche, welche nichts als eine glatte und merklich horizontale Ebene darstellt mit Ausnahme einiger Hügel, welche nicht über 90 Klaftern hoch sind, und im O. beim 16.° ausgedehnte und abgerundete Bergrücken, die sich an das allgemeine System der kleinen Cordillere Brasiliens anzuschließen scheinen. Diese Horizontalität ist so unbedeutend, daß nach der Angabe Azara's, eines darin competenten Richters, der Paraguay zwischen 16° 24′ und 22° 57′ auf eine Seemeile nur einen Fuß Fall hat. Die Berge sind im Allgemeinen sandig und nicht kalkartig. Es kommen aus der Erde Blöcke heraus, die bisweilen 5 bis 6 Klaftern hoch sind und in Osten selbst eine ziemliche Ausdehnung haben. Sie besitzen nicht viel Pflanzenerde und es wachsen daher auf ihnen keine Bäume; in dem Chaco aber und westlich von dem Paraguay und Parana verschwindet diese Unannehmlichkeit. Das Innere des Bodens enthält Schiefer, Flintensteine, Schleifsteine, Magnetsteine, Cornalines, viele Thonarten von verschiedener Farbe, aber keinen Kalk und keinen Gips, — was auch von den südlichen Provinzen bis Buenos Ayres und selbst noch weiter südlich gilt, so wie die meisten Bemerkungen besonders über die Naturgeschichte, was ich in voraus anführe, um spätere Wiederholungen zu vermeiden.

Nach einer solchen geologischen Anordnung kann man sich leicht vorstellen, wie in allen diesen Gegenden das Regenwasser und das von den Anden herabkommende Wasser sich in viele Bäche und mehr oder minder ansehnliche Flüsse verbreitet. Es muß hier auch viele sehr große und im Allgemeinen nicht eben tiefe Seen, sowie esteros und bañados ohne Zahl geben, von denen ich einige der bemerkenswerthesten bereits angeführt und gesehen habe. Unter den letztern zeichnet man den berühmten See Jarayes aus, der besonders von dem Regen gebildet wird, welcher in der Provinz Chiquitos im November, December, Januar und Februar fällt. Dieser See ist immer nach seiner Form und Größe verschieden, die von der größern oder geringern Menge des Regens abhängt. Er ist etwa

100 Stunden lang, ungefähr 40 breit und nirgends schiffbar. Er bildet übrigens keineswegs die Quelle des Paraguays, wie ein ziemlich allgemein verbreitetes Vorurtheil glauben machen will, verdankt vielmehr, zum Theil wenigstens, diesem Flusse seine Entstehung; übrigens ist er ziemlich wenig gekannt.

Ueber das Flußsystem des Landes habe ich wenig hinzuzusetzen. Eine trockene und lange Aufzählung von secundären Flüssen, von denen ich bereits die hauptsächlichsten angegeben habe, würde eben so leicht als langweilig seyn; wichtig aber ist es, einige Bemerkungen über die Flüsse der ersten Classe mitzutheilen. So will ich, nachdem die Quelle des großen Parana zwischen 17° 30′ und 18° 30′ s. Br., an der Grenze der brasilianischen Provinz Minas Geraës, gefunden ist, hinzufügen, daß er durch seine Verbindung mit dem Uruguay den sogenannten Rio de la Plata bildet und seine Wassermenge von Azara, vielleicht mit einiger Uebertreibung, auf zehnmal so groß als die des Paraguay geschätzt wird. Er ist reißender und heftiger als der letztere, weil er aus Brasilien kommt und das Land im Allgemeinen mehr Hang hat. Sein Wasser ist übrigens vortreflich und die großen Anschwellungen treten im September ein; aber er ist nicht seiner ganzen Ausdehnung nach schiffbar wegen seiner Fälle und seiner Klippen. Der Paraguay dagegen, der in der Sierra del Diamantino unter 13° 30′ s. Br. beginnt und dessen Wasser minder gut, überall ohne Felsen ist, kann von Goeletten vom 16.° bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Parana befahren werden. Seine periodische Anschwellung tritt zu Ende des Februars bis zu Ende des Juni ein und in gleich langer Zeit fällt er wieder. Sein Wasser verbreitet sich weit zur Rechten und zur Linken seiner Ufer, aber in geringer Tiefe. Ich füge, als auf eine große Anzahl amerikanischer Flüsse anwendbar, eine merkwürdige Bemerkung d'Orbigny's über die Ursache gewisser Farben der Flüsse dieses Landes bei. „Zur Regenzeit," sagt er, „theilen die vom Wasser mit fortgerissenen erdigen Theilchen dem ganzen Strome ihre Hauptfarbe mit."

Der Thermometer Fahrenheits steigt in Assomption an gewöhnlichen Tagen auf 85 Grad, an warmen Tagen auf 100, und fällt in kalten auf 45. Es ist immer kalt, wenn der Wind aus Süden oder Südosten weht, und warm, wenn er von Norden her kommt. Die gewöhnlichen Winde sind die Ost- und Nordwinde; der Südwind weht nur ein Zwölftel des Jahres, und wenn er sich nach Südwesten wendet, ist der Himmel ruhig und heiter. Der Westwind kommt sehr selten vor. Die Stürme sind ebenfalls sehr selten im Lande, aber man denkt noch immer an jenen vom 14. Mai 1799, der zum Theil den Flecken Atira bei Assomption einstürzte, Wagen umwarf und vieles andere Unglück veranlaßte. Es kamen dabei 36 Personen um das Leben.

Die Atmosphäre ist sehr feucht in Paraguay, aber nach einer merkwürdigen Erscheinung wenigstens in Vergleich mit diesem Zustande der Dinge in Europa, hat diese Feuchtigkeit keinen Einfluß auf die Gesundheit, eben so wenig als die Nähe der Sümpfe, Lagunen und überschwemmten Stellen, deren Wässer, ob sie gleich grün aussehen, keineswegs ungesund sind.

Wenn Paraguay eines der gesündesten Länder in der Welt ist, ist es auch eines der fruchtbarsten. Es hat ohne Zweifel, wie die andern Länder Amerikas, seine schädlichen Gewächse und Thiere, aber diese Unannehmlichkeiten werden mehr als ausgeglichen. So ist der Saft einer der beiden Arten mandioca oder Manioc (jatropha manioc, Lin.), welche jenseits des 29.° gedeihen, Gift, die andere aber mit weißen Wurzeln, eine manna für den Boden, der sie erzeugt, indem sie in dem ganzen Lande als Brod dient, während die verschiedenen Arten Mais, die süßen Pataten (convolvulus batatas, Lin.) ebenfalls eine reichliche Nahrung geben. Sonst lieferte Paraguay Buenos Ayres Getreide; gegenwärtig ist es umgekehrt. Das Getreide wird in Paraguay nicht mehr gebaut, wenigstens nur in so geringer Menge, daß es keiner Erwähnung verdient; aber in den südlichen Provinzen (Montevideo und Buenos Ayres z. B.) ist es bedeutend. Noch ist der Getreidebau an der Seite des La Plata nicht von Wichtigkeit, weil die dortigen Bewohner kein Brod essen und sich nur mit der Viehzucht und dem Lederhandel beschäftigen. Noch zu Anfange des 17. Jahrhunderts (1602) gab es 2 Mill. Weinstöcke in der Umgegend von Assomption; jetzt findet man nur noch sehr wenige davon. Die Bewohner ziehen gewöhnlich den Branntwein jedem andern gegorenen Getränke vor. Der vom 29.° an gebaute Tabak war für den Staat sehr gewinnreich, als derselbe die Regie davon hatte, gegenwärtig aber haben die Privatpersonen die Vortheile davon, da der Tabakshandel freigegeben ist. Soviel von den angebaueten Gewächsen. Was die wildwachsenden Pflanzen betrifft, so habe ich schon erwähnt, daß das Holz einer der größten Reichthümer Paraguays ist. Es ist dichter, fester, minder verbrennlich als das europäische, und Azara, der doch behauptet, die Vegetation sey wegen der Ebenen nicht sehr mannichfaltig, führt doch nichts desto weniger eine große Anzahl verschiedener Arten an, wie den tatare, den yteraro oder lapacho, den yandubay oder essinillo (Dornakazie), den urundey-cray, den timbo, den tatayba (wilden Maulbeerbaum) und viele andere, die sich sämmtlich zum Schiffbau und zur Tischlerarbeit eignen. Als Ziergewächse kann man anführen den papamondo, den higueron, die tunales (cactus) und die Waldlilien. Unter den Farbepflanzen sind zu erwähnen die algarobilla, welche eine Art Tinte liefert; der cebil oder cucupay, den man statt Sumach zum Gärben der Häute braucht; andere geben verschiedene Nuancen von Roth. Der berühmte Kautschuk oder das elastische Gummi, das der Industrie so nützlich geworden ist und das ich an den Ufern des Amazonenflusses gesehen hatte, findet sich in Paraguay an den Ufern des Rio Gatemy unter dem 22° und 24° s. Br. unter dem Namen mangaysy. Ich kann dieses Verzeichniß nicht besser schließen, als indem ich unter den Reichthümern des Landes die caragnatas erwähne, die in Menge in den Wäldern verbreitet sind, wohin sie die Vorsehung als natürliche Quellen zur Linderung des durstigen Reisenden gestellt zu haben scheint, da jede von ihnen in ihrer halboffenen Koralle eine mehr oder minder große Menge treffliches frisches, immer reines und krystallklares Wasser enthält.

Indem ich von den Schätzen der Botanik zu denen der Zoologie übergehe, muß ich bemerken, daß ich dieselben nicht minder mannichfaltig gefunden habe, von dem schrecklichen yaguarete (dem Jaguar), dem Haupte der schrecklichen Familie der amerikanischen Katzen, an, bis zu der anguya mini (der Maus), von der man elf verschiedene Arten hat, die fast alle auf den Feldern leben und nicht viel von der Lebensweise der unserigen besitzen. Welche Vierfüßer, welche Vögel, welche Insecten und Reptile giebt es, die theils gefährlich, theils schädlich, theils blos lästig sind, oder auch den Menschen nähren, seine Arbeiten theilen und seine Wohnung schmücken! Einige der merkwürdigsten habe ich bereits angeführt, und ich kann nur noch wenige andere nennen: das berühmte micure (didelphis, Lin.), das durch die Tasche merkwürdig ist, in welchem das Weibchen seine Jungen bei einer Gefahr verbirgt; das cabihara (cabiaï), ein schüchternes Thier, das in den überschwemmten Gegenden lebt; das aperea oder Meerschweinchen; den caraya oder Heulaffen, so genannt wegen seines Geschreis, ein trauriges plumpes Thier, das aus Furcht seine Excremente auf den Angreifer fallen läßt; den cay, einen andern, aber lustigen, lebhaften und ausgelassenen Affen. Die wildgewordenen Pferde finden sich zu Tausenden auf den Ebenen vom 30.° s. Br. an. Die zahmen Pferde streifen frei auf dem Gefilde umher, und man hat gesehen, daß in Paraguay für eine Stute und ihr Füllen nur etwa acht Groschen bezahlt wurden. Die Esel sind ohne Werth und werden nicht gebraucht; aber die Kühe und Stiere, sowohl die wilden als die zahmen, bilden eine der Hauptquellen des Reichthums des Landes, wie auch die Schafe, welche von sogenannten Schäferhunden (ovejeros) geleitet werden, deren Abrichtung eine Pflicht der Gutsbesitzer ist. Ich habe von einigen Vögeln gesprochen, aber den Nandu oder amerikanischen Strauß noch nicht erwähnt, den sein schneller Lauf (denn er fliegt eben so wenig als der afrikanische Strauß) selten vor den Bolas des gewandten Jägers rettet. Die Vipern und Schlangen bezeichnet man mit dem allgemeinen Namen boy.

Die Vipern beißen nie oder ihr Biß ist nicht gefährlich. Es giebt eine große Art, die sehr gut schwimmt und nach Azara eine Länge von $10\frac{1}{2}$ Fuß erreicht. Diese Schlange ist der Gegenstand einfältiger Beschuldigungen; sie soll z. B. einen ganzen Menschen, ja einen Hirsch mit dem Geweih, eine ganze Kuh ꝛc. verschlingen, von den Indianern angebetet werden, ihre Beute durch ihren Athem an sich locken ꝛc. ꝛc. Untern den Vipern ist die fünf bis sechs Fuß lange ñacanina von allen die am wenigsten gefährliche; die quirio oder Kreuzotter, welche ihren Namen von der Figur auf ihrer Stirn hat, ist schon mehr zu fürchten, da sie sich in die Betten schleicht; aber die schrecklichste ist die einen Fuß lange und nur federspulendicke ñanduric, deren Biß unfehlbar in wenigen Augenblicken den Unglücklichen tödtet, den sie traf. Man unterscheidet besonders unter den Reptilen den yacare oder caiman (alligator, Cuv.), den furchtsamen Bewohner der Seen und Flüsse, der sich bei dem geringsten Geräusche ins Wasser flüchtet, aber doch wegen der Stärke seiner schrecklichen Kinnladen furchtbar ist; den yguana, den teyuguazu und den teyu-hoby oder die grüne Eidechse. Noch führe ich die Bremsen und Würmerfliegen, die Geißel des Viehes, an, die Muskitos, in ihrer Zeit, und die niguas zu jeder Zeit, die Verzweiflung des noch nicht an das Clima gewöhnten Reisenden. Gewisse Ameisen sind der Schrecken der Hausfrauen, weil sie Obst, Fleisch und Zucker fressen; unter den zahlreichen Arten dieser Ameisen giebt es eine röthliche, welche man für analog mit der berüchtigten weißen Ameise Guineas ansehen kann. Azara behauptet, ein Maulthier von seinem Wagen sey in einen Bau dieser Ameisen so tief hineingesunken, daß man in der Entfernung von zwanzig Schritten nur den Kopf gesehen. Er sah einen ihrer geflügelten Schwärme eine Strecke von drei Stunden ganz bedecken. Die meisten Wespen, von denen man bis elf Arten zählt, stechen alle schrecklich; einige leben in Gesellschaft, andere ganz allein. In den großen Waldungen, auf den höchsten Bäumen nisten mehrere Arten Bienen, die nicht stechen; aber der Honig von einer solchen Art soll sehr starke Kopfschmerzen machen und berauschen, während der Genuß des Honigs einer andern Art Krampf nach sich zieht. Um diese Liste der Unannehmlichkeiten eines Landes zu schließen, von dem ich weder das Gute noch das Böse verschweigen wollte, muß ich noch ein Wort von den Heuschrecken sagen, die nicht zu gewissen Zeiten, sondern ungefähr alle zwei oder drei Jahre im Monate October über das Land herfallen und dasselbe wie eine wahre ägyptische Landplage verwüsten. Sie ändern sich dreimal bis zum Februar und bedecken dann bedeutende Landstrecken. Wahrscheinlich kommen sie von dem großen Chaco und sie verlassen das Land wieder, ohne daß man weiß, wohin sie gehen, freilich erst, nachdem sie alles kahl abgefressen haben. Die Bewohner von Paraguay sagen im Ernst, sie hätten jedesmal Heuschrecken, wenn ein Bischof zu ihnen käme, was ich hier mit anführe, weil es zur Sittenschilderung gehört.

Man könnte, ohne zu fürchten, einer Unwahrheit überführt zu werden, glaube ich, behaupten, daß Paraguay außer der Hauptstadt keine Städte habe, denn was sind z. B. Curuguaty, Villa Real de la Concepcion, und Villa Rica del Espiritu Santo, die einzigen Orte, welche auf diese Benennung einen Anspruch machen zu können scheinen? Es sind nichts als große Dörfer.

Ueber die Gesammtbevölkerung des Landes konnte ich mir nur höchst unbestimmte Angaben verschaffen. Die einzige Thatsache, über welche kein Zweifel bestehen kann, ist die, daß sie sehr unansehnlich ist in Rücksicht auf das Gebiet, welches sie einnimmt. Die Zählung vom Jahre 1786 gab nur 100,000 Seelen; gegen 1801 schätzte sie Azara auf 170,832, und ungefähr zwanzig Jahre später gab sie Rengger, ohne aber die Behauptung verbürgen zu können, auf kaum 200,000 an und setzt hinzu, die Regierung selbst kenne sie nicht. Nach Rengger besteht sie aus Weißen von reinem spanischen Blute, aus Creolen, Indianern, Mischlingen (Mestizen, Mulatten) und Schwarzen, — Classen, die sich sämmtlich auch durch ihre Neigungen und Trachten unterscheiden, die ich aber durch ihre Beobachtung in der Argentinischen Republik besser kennen werde.

Was soll ich nun von der besondern Geschichte Paraguays sagen? Sie ist, was die ältere Zeit betrifft, fast ganz in der enthalten, welche ich von den Missionen gegeben habe, und in Hinsicht auf die neuere Zeit, in jener Francias, die man ebenfalls bereits gelesen hat; aber eine merkwürdige Thatsache, die vielleicht nicht beobachtet worden ist, und doch die Aufmerksamkeit verdient, ist jene Art Parallelismus, welcher sich bei dem Fortschreiten der Entdeckungen in dem Lande zeigt und welches einigermaßen der natürliche Lauf der beiden Flüsse bestimmt, welche zur Rechten und Linken das Land umfangen; so ging auf der einen Seite Juan de Ayoles 1537 den Parana nach W. zu hinauf den Spuren Sebastian Cabots nach, dann den Rio Paraguay bis an den Hafen von Chandeleur in der Nähe des Ortes, wo im folgenden Jahre der Grund zur Stadt Assomption gelegt werden sollte, und wurde endlich dort von den Payaguas ermordet. Ohne sich durch sein trauriges Schicksal entmuthigen zu lassen, gingen andere unerschrockene Männer, wie Irala, Fernando de Ribeira, in den folgenden Jahren den Paraguay hinauf, und 1646 war die Straße des Marannon über den Rio Guapay bereits eröffnet und bekannt. Auf der andern Seite gingen andere militairische oder geistliche Erforscher den Parana nach O. hinauf. Die Gründung der Stadt Ontiveros, die später Guayra und dann Ciudad Real genannt, 1554 aber bei dem Falle des Cancadyu von Don Garcia Rodriguez de Bergera angelegt wurde, zeigt schon von Bemühungen unerschrockener Eroberer, sich auszudehnen und in einer andern Richtung festzusetzen. Als der Impuls einmal gegeben war, trugen die Bemühungen der Religion in Verbindung mit denen der Politik dazu bei, auf beiden Punkten zugleich die Entdeckungen und die Niederlassungen zu vervielfältigen. Die Kämpfe, welche sich schon damals zwischen den geistlichen Obern und den Civilbeamten erhoben, unterbrachen wohl von Zeit zu Zeit die Fortschritte, konnten sie aber nicht ganz aufhalten. Ich füge übrigens hinzu, daß das Localinteresse an diesen unendlichen Zwistigkeiten, deren vorspringendste Züge man schon gesehen hat, vor der so natürlichen Sympathie verschwindet, die in uns die großen Ereignisse im Anfange des 19. Jahrhunderts wecken, welche die allgemeine Emancipation des spanischen Amerikas herbeiführten und fast zugleich, 1810, die Trennung der ersten republikanischen Conföderation veranlaßten. Von da an war Paraguay, so wie es heute für uns existirt und wie ich es zu schildern versucht habe, unabhängig dem Namen nach, aber eigentlich sclavisch, eingeschlummert in seinen von der Furcht zusammengenieteten Fesseln, dem Francia, gewiß ohne es zu wollen und vielleicht auch ohne es zu wissen, den größten Dienst erwiesen hat, den ein Despot seinen Opfern erweisen kann, den Dienst, ihnen ihre Kraft zu zeigen und sie dieselbe genau kennen zu lehren. Nun fragt sichs, was möglich ist, nach dem gewöhnlichen Verlaufe der Dinge und dem gemeinen Gange der Ideen zu urtheilen; was wird aus Paraguay werden, wenn es einmal wirklich frei wird? Mit Brasilien wird es sich nicht vereinigen, denn gegen dieses hegt es einen alten Nationalhaß; eben so wenig wird es sich mit Bolivia verbinden, von dem es durch ungeheuere Einöden getrennt ist, aber es wird sich auf die Conföderation von Rio de la Plata stützen, der es seiner geographischen Lage, der alten Erinnerungen einer gemeinschaftlichen Nationalität und den Flüssen nach angehört. Da es nach seinem Clima gesund, reich an schönen Producten ist, deren Werth sich ohne Mühe durch die Fortschritte der Civilisation und Industrie verdoppeln läßt, wird es seine Verbindungen aller Art bald wieder anknüpfen und ausdehnen.

Kapitel XXXIII.

Die Argentinische Republik. — Die Provinzen Corrientes und Entre-Rios. — Oestliche Republik von Uruguay.

So sehr ich mich freute, Paraguay gesehen zu haben, freute ich mich doch noch mehr, dasselbe hinter mir zu haben. Ich hatte Assomption, die

erste Hauptstadt des spanischen Amerika in diesen Gegenden, gesehen. Das Hauptziel meiner Neugierde war nun Buenos Ayres, und ich sehnte mich, in die südlichen Provinzen zu gelangen, aber meine Untersuchungen waren im Norden noch nicht beendigt. Es blieben mir noch viele Forschungen, viele Ausflüge in der Provinz zu machen übrig, in der ich ankam, in jenem ungeheuern Gebiete, von dem der Mensch durch das Wasser, welches dasselbe den größten Theil des Jahres hindurch großentheils bedeckt, zurückgehalten zu werden scheint, eine Art Holland in der Zukunft für die Leute, die sich da einst niederlassen könnten. Diese Seltsamkeit war meiner Ansicht nach wohl eine andere werth, und auf die Gefahr hin, mich in den Binsen der Provinz Corrientes zu verlieren und in den Sümpfen derselben zu ersticken, entschloß ich mich, die wichtigsten Theile derselben mit aller möglichen Sorgfalt zu durchwandern.

(Corrientes.) Die Stadt Corrientes, die Hauptstadt, ist weniger interessant durch das, was sie ist, als durch das, was sie werden kann. Ihre Gründung schreibt sich schon von 1588 her. Sie ist auf einem ebenen und sandigen Boden unter einem Himmel erbaut, der alles von der heißen und etwas von der gemäßigten Zone hat. Obgleich ihre Straßen nach der Schnur gezogen sind, sieht sie doch mehr wie ein großes Dorf, denn als eine Stadt aus; übrigens ist sie sehr mittelmäßig bevölkert, weil der größte Theil der Einwohner, die sich meistens mit dem Ackerbaue beschäftigen, auf dem Lande lebt. Zur Zeit Azara's hatte Corrientes nicht mehr als 4000 Einw., ich glaube indeß die Zahl derselben gegenwärtig auf 5 bis 6000 angeben zu können; aber die geographische Lage der Stadt, in Hinsicht auf den Handel, ist sehr vortheilhaft und kann mit jener Assomptions nicht verglichen werden. Am nordwestlichen Ende der Provinz gelegen, wird sich Corrientes durch seine Nähe mit Paraguay in Verbindung setzen können, wenn es dem Handel wieder geöffnet ist; durch den Rio Negro mit dem großen Chaco, wann die Civilisation dahin gedrungen ist; durch den obern Parana mit Brasilien, wann dieses Reich nicht mehr feindselig gegen die spanischen Colonien gesinnt seyn wird. Schon jetzt steht die Stadt mit den südlichen Provinzen der Argentinischen Republik in Verbindung durch den untern Parana; mit Peru durch den Rio Paraguay und dessen Beiflüsse. Indessen wird Corrientes immer ein großes Hinderniß für die Fortschritte seiner Industrie und seines Handels in der außerordentlichen Trägheit oder gar Faulheit seiner Bewohner finden, welche nicht einmal durch die Aussicht auf Gewinn zur Thätigkeit angetrieben werden können. Das ist bei ihnen ein Fehler, der durch die Tugenden, die man an ihnen anerkennen muß, nicht ausgeglichen werden kann, z. B. durch ihre Sanftmuth, ihre Geduld, ihre Nüchternheit und ihr Wohlwollen gegen die Fremden; auch herrscht eine Grabesstille unter den Correntinos. Sie glauben meistentheils, das äußerste Ziel des menschlichen Glückes erreicht zu haben, wenn sie nach einem Spazierritte einen Ort zu finden wissen, wo sie während der großen Hitze des Tages ihre Siesta halten, ihren Thee trinken, ihre Cigarre rauchen und jeden Abend, vor den Muskitos gesichert, schlafen können, um den andern Tag dieselbe Trägheit und dieselben Vergnügungen wiederzufinden.

Eine solche Lebensweise war nicht nach meinem Geschmacke; übrigens hatte ich nur einige unbedeutende Klöster und eine Kirche in einer Stadt zu besuchen, der es an allen Gebäuden fehlt, welche den Reisenden auch nur einen Augenblick interessiren können. Mein Aufenthalt würde deshalb sicherlich von sehr kurzer Dauer gewesen seyn, wäre ich nicht eine Zeitlang durch die aufrichtige Freundschaft des guten Cordovaners zu mir zurückgehalten worden, den ich begleitet hatte. Dieser brave Mann verschaffte mir die Bekanntschaft mehrerer meiner Landsleute in dieser Stadt, die in der Folge meine Verbindungen in dem Lande sehr erleichterten.

Sein guter Rath und seine Anweisungen waren mir von dem Tage an, an welchem ich ihn kennen gelernt hatte, stets von Nutzen gewesen. Als er seine Fahrt fortsetzen wollte, um in seine Heimath zurückzukehren, mochte er mich nicht verlassen, ohne mir einen Theil der Früchte seiner Erfahrung mitgetheilt zu haben.

„Es ist Schade," sagte er eines Tages zu mir, als er vor mir ein großes Papierblatt entrollte, das die Skizze einer von ihm zu seinem eigenem Gebrauche entworfenen Karte seyn sollte; „es ist Schade, daß Sie nicht 350 Stunden weiter dem Laufe des Flusses von Corrientes bis nach Buenos Ayres folgen können; aber Ihre Reise in das Innere hat auch ihr Interesse und ich will Ihnen, so viel ich vermag, das beschreiben, was Sie vielleicht auf diesem Wege interessiren könnte. Die Fahrt auf dem Parana gewährt nichts Bemerkenswerthes bis 15 oder 18 Stunden von der Stelle, wo er sich mit dem Rio de Santa Lucia vereinigt, den Sie höchst wahrscheinlich treffen werden; aber von diesem Punkte an beginnt er sich durch viele Inseln zu verstopfen gleich denen, welche Sie in dem Orinocco, in dem Amazonenflusse und in dem Rio Paraguay gesehen haben und welche alle großen Flüsse Amerikas gemeinschaftlich charakterisiren. Es ist übrigens zu bemerken, daß von dem Guayrafalle, der Ihnen beschrieben worden ist, bis nach Corrientes und von da bis nach Buenos Ayres die Fahrt auf dem Parana nur durch einen salto bei der großen Insel Aquipe gehemmt wird, welche Sie in Paraguay San Cosmo gegenüber gesehen haben. Ungefähr 70 bis 80 Stunden von Corrientes findet man sich vor dem Gebiete der berühmten Abiponen des großen Chaco, welche so lange der Schrecken der Spanier waren und um die Mitte des 18. Jahrhunderts, 1745 glaube ich, die Stadt Corrientes in sehr ernstliche Besorgniß versetzten, nachdem sie Santa Fe noch schlimmer behandelt hatten. Auch später verbreiteten sie Unruhen in der Gegend von meiner Vaterstadt und waren zu jeder Zeit der Schrecken der in jenen Gegenden wohnenden Europäer, wie einige andere Volksstämme, welche Sie schon kennen gelernt haben. Diese Abiponen leben heut zu Tage nur noch in der Erinnerung an ihre wilden Heldenthaten; das Volk ist ganz vernichtet. Ein wenig unterhalb diesem Punkte beginnen wieder schöne Inseln mit herrlichen Bäumen, wie dem Timbo, den Sie schon kennen, den sangre drago, der in Europa unter dem Namen des Drachenblutbaumes bekannt ist, und dem, welchen wir pato de lecha (Milchbaum) wegen des milchigen Stoffes nennen, der aus ihm quillt. Nachdem man vor einigen unbedeuten Orten, wie Caballu Cuatia und Feliciano vorübergekommen ist, bemerkt man zur Linken ziemlich weit im Lande das Haus eines Portugiesen, der sich im ganzen Lande durch den Muth und die Gewandtheit berühmt gemacht hat, mit der er unserm schrecklichen Jaguar entgegentritt, und über dem Arroyo de las Conchillas oder den Bach der kleinen Muscheln, an dessen Ufern die Caracaras, die Urubus und die Papageien häufig sind, gelangt man endlich nach Bajada, der Hauptstadt der Provinz Entre-Rios, die ziemlich groß ist und vielleicht 3000 Einw. hat. Ihr Hafen ist sehr belebt, besonders im Vergleich mit der Stille, welche auf der ganzen übrigen Fahrt zwischen diesen öden Küsten herrscht, deren Ruhe gewöhnlich nur durch das Geschrei der Ufervögel, besonders das regelmäßige Geschrei des schaa, unterbrochen wird, das unsern Schiffern als Uhr dient. Man folgt nun ziemlich lange den hohen Ufern, welche den Fluß längs der Provinz Entre-Rios einschließen, und gelangt zu der isla de los Pojaros (Vogelinsel), wo man schöne Fische fängt, die dorados heißen. Ich erinnere mich, dort grausam von einer palometa gebissen worden zu seyn, einem Fische mit scharfen Zähnen, der nicht die geringste Unannehmlichkeit unserer Flüsse ist und der es verhindert, daß man sich dort in Sicherheit baden kann. Ein wenig unterhalb bemerkt man am rechten Ufer das kleine Dorf Rosario, das dadurch merkwürdig ist, daß es an dieser Seite der letzte bewohnte Ort der Provinz Sante Fe ist. Ist man über die Vuelta de Montiel, eine große Biegung, welche der Fluß macht, und vor San Nicolas de las Arroyos vorbei, so gelangt man in den Baradero, einen sehr schmalen Arm des Parana, wo man oft wegen Mangel an Tiefe auf den Sand geräth; aber dies wird von unsern Schiffern nicht eben gefürchtet, weil sie sich leicht wieder flott machen können. Die barrancas, (hohen Felsenufer) kommen darauf zum Vorschein und endlich gelangt man zu den las Conchas (den Muscheln), wo sich viele mit wilden Orangen und Pfirsichen bewachsene Inseln finden. Die Früchte dieser Bäume sind, obgleich bitter, für Buenos Ayres ein

Gegenstand eines ansehnlichen Handels, weil man sie auf sehr verschiedene Art zum Essen zubereitet und einen angenehmen Likör daraus zieht; aber man braucht sie besonders als Brennmaterial in der Provinz und hauptsächlich in der Hauptstadt. Sie wissen, daß diese beiden Bäume für uns ganz exotisch sind, aber sie haben sich in Amerika völlig acclimatisirt und Sie haben schon viele gesehen und werden noch mehre sehen, selbst im Norden. Man glaubt, sie wären um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu uns gebracht worden. Man findet da eine Menge lauretes (Lorbeerbäume) und seibo, einen dornigen Baum mit blendend rothen Blüten, den Sie schon oft gesehen haben werden und der eine der größten Zierden unserer Landschaften ist. Dann gelangt man in einen neuen Canal, der las Palmas heißt, und folgt einem mit Weiden bepflanzten Ufer bis San Ysidro, um endlich an der Boca auszusteigen, welche das gewöhnliche Ziel der Reise ist."

(Die Lenguas.) Mein braver Cordovaner hatte seine Erklärung kaum beendigt, der ich aufmerksam, die Augen auf die Karte gerichtet, zuhörte, als unsere Aufmerksamkeit plötzlich durch ein außerordentliches Geräusch abgelenkt wurde, das man auf der Straße vernahm. Ich trat an das Fenster und sah ernst und langsam hinter einander einige halbnackte Indianer mit einem Poncho auf dem Rücken und einem Zeugstücke um den Gürtel einherschreiten. Die Wilden trugen in den Ohrläppchen ein ungeheueres, ohne Zweifel sehr schweres Holzstück, denn ihre Ohren waren so sehr ausgedehnt, daß sie bis auf die Achseln reichten. Ueberdies hatten sie eine Barbote von eigenthümlicher Form, die in einem halbkreisförmigen Holzstücke bestand, das diametral in die Unterlippe gesteckt war, so daß sie einen doppelten Mund zu haben schienen. „Es sind Lenguas," sagte der Cordovaner zu mir. „Sie kommen ohne Zweifel, wie sie es bisweilen thun, um Se. Excellenz den Gouverneur um eine Handelsbegünstigung oder einen Handelsvertrag zu bitten, was man ihnen ohne Zweifel abschlägt, wie man es so oft gethan hat in Folge einer ganz falschen Politik unserer europäischen Häupter, welche sich so unermeßlicher Hilfsmittel begeben, welche ihnen Verbindungen mit den verschiedenen Indianerstämmen des großen Chaco gewähren würden, den sie sich dadurch öffnen sollten, statt ihn durch das entgegengesetzte Benehmen fortwährend verschlossen zu halten. Diese Lenguas irren in dem Chaco unweit von dem Gebiete dieser Stadt umher. Gegenwärtig sind sie sehr geschwächt, sie waren aber sonst furchtbar, da sie sich in Hinsicht auf den Krieg durch ähnliche Gebräuche wie die Mboyas, die Sie im Nordosten von Paraguay gesehen haben, auszeichneten, und geachtet, weil man sie fürchtete, eitel, rachsüchtig, unversöhnlich, und lebten nur von der Jagd und dem Raube. Wenn sich zwei Lenguas begegnen, müssen stets einige Thränen vergossen werden, welche Ceremonie man noch bei mehrern Stämmen findet. Wollten sie einander mit trocknem Auge anreden, so wäre dies eine große Unartigkeit. Diese Nation hat auch noch das Eigenthümliche, daß bei dem Tode eines ihrer Glieder alle andern den Namen wechseln, um den Tod irre zu führen, der, wie sie meinen, die Liste von allen Lebendigen hat, und wenn er wiederkommt, dann nicht weiß, wen er nehmen soll."

Der Plan meiner Reise in das Innere stand noch nicht ganz fest, und da die Bewohner des Landes am geeignetsten waren, meine Zweifel darüber zu bestimmen, so brachte ich diesen Gegenstand in meinen Unterhaltungen mit ihnen oft zur Sprache. „Herr Franzose," sagte eines Tages ein reicher Correntino zu mir, „wenn Sie das Beste im Lande sehen wollen, so weiß ich blos einen Weg, den nach Norden, der fast parallel mit dem Parana läuft bis an die östliche Grenze der Provinz, über das pueblo (Dorf) Guaycaras, wo Sie mitten unter kleinen Seen etwa dreißig Häuser, den Rest von einer ehemaligen, 1588 von den Jesuiten angelegten und von dem verfluchten Artigas völlig zerstörten Mission, sehen werden. Darauf werden Sie über die Ensenadas (Baien oder Golfe) kommen, wie wir sagen, einen District, der eine Commantancia bildet und voll von kleinen Seen ist, wo Sie viele yacares (Caimans) erwarten müssen, wie überhaupt in allen dortigen Gewässern. Man hat ihrer dort und in der Gegend von Candaty letzthin mehrere Tausende in weniger als vierzehn Tagen bei einer Jagd erlegt, die man auf Befehl Sr. Excellenz des Gouverneurs anstellte. Diese kleinen Seen, so wie alle unsere Lagunen, sind von kleinen Hainen durchschnitten, worin sich viele Pindospalmen befinden, die sehr gut aussehen; auch sieht man daselbst in Menge Auras, Urubus, Caracaras, nie aber andere Vögel. Dann kommt man über San Cosmo, das 11 Stunden von Corrientes liegt und Hauptort der Commandancia von Las Ensenadas ist, und sodann über den Yatalty, worauf Itaty an dem Parana folgt. Die Umgegend dieses Dorfes ist sehr schön und ziemlich reich; es wurde, wie man mir gesagt hat, 1588 von den Jesuiten angelegt und blühete, so lange diese es verwalteten, jetzt aber ist es in das tiefste Elend versunken."

„Der Mann," flüsterte mir ein neckender Franzose in der Gesellschaft zu, „wird Ihnen nicht sagen, daß er sich selbst zum Theil auf Kosten dieses armen Dorfes bereichert hat, indem er dort zu billigem Preise die Palmenstammdächer der meisten Häuser kaufte, um sie in Corrientes wieder zu verkaufen; aber weiter . . „Itaty," fuhr der Correntino fort, „findet indeß noch ein Mittel zum Bestehen durch seine Industrie im Verfertigen gewisser Töpferwaaren, welche die Indianerinnen liefern und womit in der ganzen Provinz ein ansehnlicher Handel getrieben wird. Dann kommen Sie durch mehrere Orte, z. B. Iribucua, das an den Uferfelsen liegt, von denen man eine herrliche Aussicht hat, worauf Sie Franzosen eine gewisse Wichtigkeit legen, und Sie erreichen endlich Barranqueras, ein kleines Dorf am Parana nach Norden zu, dem letzten bewohnten Ort der Provinz in Nordosten. Hier muß natürlich Ihre Reise endigen, wenn Sie dieselbe nicht bis zur Lagune von Ybera fortsetzen wollen, die noch über 15 Stunden entfernt ist und wobei Sie nach Yatebu oder Loreto kommen, das erste Dorf in den ehemaligen Missionen. Hier finden sich noch einige schwache Ueberreste von der Verwaltung der Jesuiten, was die Formen betrifft; aber die Indianer, die fast alles thun, was sie wollen, da sie von den Geistlichen von Caacaty nur unvollkommen beaufsichtigt werden, sind fast ganz wieder Wilde geworden. Um die Lagune zu erreichen, muß man noch bis nach San Jose Lue an dem westlichen Ufer gehen. Dies ist der ehemalige Hauptort der Estancias der Jesuiten dieser Seite, und hier versorgten sie sich vorzugsweise für alle benachbarte Missionen mit Vieh; jetzt findet man nur noch Gebüsch dort und die ehemaligen Alleen von Pfirsichen und Orangen, die halb unter dem hohen Grase erstickt sind. Dieser im Nordwesten der Lagune liegende Ort gehört gegenwärtig zu der Provinz Corrientes wie alles, was westlich von dem Ybera liegt, an dessen Ostseite sich die Missionenprovinz hinzieht, die Sie durchreisten und der fast nirgends schiffbar ist."

„Ja," fiel der Franzose ein, der schon einmal gesprochen hatte, „aller Wahrscheinlichkeit nach ist er nicht einmal nach der Mitte zu bewohnt trotz allen Mährchen, welche die Indianer darüber erzählen. Ich muß meinem Landsmanne auch sagen, daß man die Größe dieser Lagune sehr übertrieben hat, die, wenn man den alten Karten glauben will, ganz allein den nördlichen Theil der Provinz einnähme. Dieser Irrthum kommt ohne Zweifel daher, daß man sie mit der Maloga verwechselte, die weiter nach W. liegt und von derselben durch die Esteros, aus denen der Rio de Santa Lucia und der Rio Bateles entstehen, so wie durch unermeßliche, von kleinen Seen und Hainen durchschnittene und größtentheils mit großen Yataïspflanzungen bedeckte Ebenen getrennt ist."

— „Was die Rückreise betrifft, Herr Franzose," fuhr der Mann aus Corrientes fort, „so würde es eine recht hübsche Tour seyn, von Loreto nach San Miguel zu gehen, dann über den Rio de Santa Lucia nach Serdon, fast vor Caacaty."

„Nun ich, Herr Pedro Alvarez," erwiederte M., der schon gesprochen hatte. „Sie wissen, daß ich nach meinem Gute zu Yataïty Guazu wegen der Tabakserndte und von da nach San Rocho wegen der Häute reisen muß, welche ich voriges Jahr an Alonso Garcias verkaufte; es würde mir höchst angenehm seyn, diese Reise in Gesellschaft dieses Herrn zu machen." Dann wendete er sich zu mir und fuhr fort: „was sagen Sie zu diesem Vorschlage, lieber Landsmann? Sie wollen Esteros, Bañados,

Cañadas, Rios sehen. Ist Ihnen mein Anerbieten recht, so werde ich Ihnen genug davon zeigen, ohne daß wir von unserm Wege abkommen. Ich reise übermorgen ab."

Den zweiten Tag darauf ziemlich früh, eben als mein lieber Cordovaner absegelte, von dem ich zärtlich Abschied genommen hatte, ritt ich mit M. über den pantano oder eine halbe Stunde breiten Sumpf, der fast die ganze Stadt Corrientes umgiebt und die Zugänge zu ihr beschwerlich macht, ohne aber der Gesundheit der Einwohner im geringsten nachtheilig zu seyn, denn die dortigen Gewässer haben, wie stehend sie auch seyn mögen, die Eigenschaft, nie verderbliche Miasmen auszudünsten, eine wohlverbürgte, wenn auch durch die gewöhnlichen physikalischen Gesetze unerklärliche Erscheinung. „Es giebt nur einen directen Weg nach San Rocho," sagte mein Landmann zu mir, „und dies ist nicht der, welchem wir folgen, denn dieser führt uns nach Caacaty, dem ersten Ziele unserer Reise." Er beschrieb den Weg ausführlich und sprach noch, als wir die Laguna brava (den bösen See) erreichten, der durch eine Sage berühmt geworden ist, nach der ein mit Stieren bespannter Karren vom Teufel selbst in das Wasser gezogen worden seyn soll, in dem man noch heute, wie die Leute in der dortigen Gegend sagen, das Brüllen der Ochsen hört. Bald darauf ritten wir an den Ufern des Cañada de los Sombreros (des Hutsumpfes) hin und gelangten nach Galarzas, das, wie mein Begleiter sagte, der erste der fünf Posten oder puestos war, welche wir finden sollten. „Ave Maria!" rief er, indem er an die Thüre einer ärmlichen mit Stroh bedeckten Hütte klopfte. „Sin pecado concebida," antwortete eine Stimme im Innern. Die Thüre öffnete sich und ich sah einen Mann heraustreten, der halb Guarani, halb Spanier zu seyn schien: Poncho, Jacke, kurze Hosen, herabhängendes Haar und rußige Farbe. „Pepito, lieber Freund, ich will nach Caacaty. Der Herr Franzose und ich wollen den Mate bei Dir trinken." — „La bendicion, señor," sagte der Mann, indem er sich zu mir wendete. „La tiene V. para siempre," antwortete ich, und nachdem die Ceremonie bei zwei oder drei Kindern, einem alten Vater und einer Frau von mittlerm Alter wiederholt worden, war die Bekanntschaft gemacht. Wir setzten uns auf Ochsenhörner, schlürften den Mate ohne Brod, tranken Milch, hielten auf einer Ochsenhaut Siesta und brachen dann wieder auf. Unsere Pferde stolperten bei jedem Schritte, bisweilen mußten sie sogar schwimmen in einem Sumpfe von 300 Stunden Flächenraum, der mit großen Binsen bewachsen ist, worunter es eine besondere Art (die andira quice der Guaranis und die cortadera der Spanier) giebt, die scharf wie ein Rasirmesser ist und unbarmherzig die Beine durchschneidet, wenn man nicht die Vorsicht braucht, sie mit gewissen Häuten zu umwickeln; andere minder unbequeme Binsen zu geschweigen, die aber so hoch sind, daß sie über die höchsten Wagen hinwegreichen und die Aussicht nach allen Seiten hin unterbrechen. Hier giebt es kleine und große Hirsche, Bremsen und Muskitos ohne Zahl in der großen Hitze, besonders im Januar, dem heißesten Monate des Jahres. Mitten darin liegen drei Estancias, deren Bewohner, die sich immer im Wasser befinden und die nur von gedörrtem Fleische und Wasservögeln leben, ihr Leben fortwährend gegen die Jaguars vertheidigen müssen. Und doch sind sie glücklich! „Was fehlt uns denn?" sagte einer dieser armen Teufel zu d'Orbigny. „Haben wir nicht, was wir zum Leben brauchen?"

Endlich erreichten wir Caacaty. Ich war ungemein müde, aber die wohlwollende Aufnahme, die wir in dem Flecken fanden, da die Bewohner sämmtlich Freunde meines Gefährten waren, hatte mich bald wieder gestärkt.

(Caacaty.) Der Flecken Caacaty (stinkendes Holz), der 1780 gegründet wurde, wird nicht von Indianern, wie die andern, sondern von Spaniern und Nachkommen von Spaniern bewohnt. Er hat nicht mehr als 7 bis 800 Einw., aber alle sind von reinem Blute, fast alle verwandt, und sie leben in der innigsten Freundschaft. Die Frauen von Caacaty sind die hübschesten im Lande und stehen in dieser Hinsicht in der ganzen Provinz in einem gewissen Rufe. In politischer Hinsicht ist der Flecken einer der wichtigsten des Landes und ohne Widerrede der erste in dessen Commandancias, da alle mögliche Behörden daselbst vereint sind, indem man dort einen Militairchef, einen Alcalden, jährliche Richter, die von dem Volke gewählt werden, einen Geistlichen und einen Vicar findet. Auch in commerzieller Hinsicht befindet er sich am besten, als Stapelort, da er, nur 30 Stunden von Corrientes entfernt, übrigens in dem fruchtbarsten Bezirke liegt, der sich links zwischen der Maloya und rechts zwischen dem Rio de Santa Lucia von dem Parana im Norden bis zu demselben Flusse in SO. hinzieht und mehrere Pueblos einschließt, San Antonio de Burucuya, Saladas las Garzas, ursprünglich von den Abigonen gegründet, Bella Vista und Santa Lucia, bei der Verbindung des gleichnamigen Flusses mit den Parana. Alle diese Dörfer erwarten vielleicht, um sich in wohlhabende Städte zu verwandeln, nur die Wohlthaten einer gewissenhaftern und für die Bedürfnisse der Menschen des 19. Jahrhunders besser geeigneten Politik. Bei dieser halben Civilisation, deren pikantes Bild mir ein im Vergleich wichtiger Ort zeigte, mußte mir besonders die Herzlichkeit, die Aufrichtigkeit und die Gastlichkeit der Landbewohner im ganzen Norden der Argentinischen Republik auffallen, da alle diese Tugenden grell von den derartigen Sitten im Süden und vielleicht noch mehr von der außerordentlichen Schlaffheit in den Sitten aller Classen abstachen, so daß man nach den Worten und Handlungen beider Geschlechter ohne Unterschied glauben muß, jede Scham sey erstorben. Ich habe diese Erscheinung stets in ganz Südamerika bemerkt, ohne eine nur einigermaßen plausible Erklärung dafür auffinden zu können.

Mein Landsmann, der in dem Flecken seinen Geschäften nachging, ließ mir mehrere Tage zu meinen Beobachtungen, wobei ich bald so viele Tugenden bewunderte, bald an so vielen Lastern ein Aergerniß nahm. Den Tag vor unserer Abreise gab uns einer der angesehensten Einwohner ein großes Festmahl, wobei ein ganzes gebratenes Schwein, ein ebenfalls ganzer Ochsenkopf, Mais unter allen Formen, Käse überall, ein großer Topf Milch zum Dessert, der von Hand zu Hand um die Tafel ging, und die Suppe oder locro zum Vorschein kamen, die ungefähr in der Mitte der Gerichte aufgetragen wurde. Abends war großes Concert, wo wir ein fast vollständiges von Indianern zusammengesetztes Orchester hörten, das mehrere Nationalmelodien auf eigenen Instrumenten spielte. Es befand sich darunter auch ein alter Blinder, der mit eben so viel Gefühl als Präcision auf einer Art Doppelflöte von Rohr blies. So hatte die Musik ein Reich in einem kleinen unbekannten Flecken der neuen Welt, mitten unter Sümpfen! So bezauberte ein transatlantischer Tulou ein unverwöhntes Auditorium vielleicht in demselben Augenblicke, als jener der andern Hemisphäre in Tönen präludirte, welche bald die dilettanti der großen Oper in Paris in Entzücken versetzen sollten.

Von Caacaty aus wendeten wir uns nach S. und erreichten bald das Gut Tacuaral (Bambusholz). Ich bewunderte die Menge dieser ungeheuern Bambus, die nicht weniger als 30 Fuß hoch sind und besonders zu Masten einiger kleinen Fahrzeuge auf dem Parana verwendet werden. Man bedient sich ihrer auch als Brennholz, zum Decken der Dächer, zum Bau gewisser Flöße, die angados genannt werden und zu gewissen Zeiten Waaren von Corrientes nach Buenos Ayres bringen.

Endlich gelangten wir nach Yataïty Guazu, einem reizenden Flecken, dessen Umgebungen mit prächtigen Yataïspalmen bedeckt und geschmückt sind. Ich bemerkte hier auch eine gewisse Anzahl ibopahi (ficus ibopahi), einen Wucherbaum, der sich erst an die Palmen anhängt, unter dem Schutze derselben schnell groß wird und sie endlich erstickt.

Mein Landsmann war zu Hause und machte die Honneurs da als verständiger Wirth. Er zeigte mir zuerst sein Haus, das, wie alle andern, mit Palmenblättern gedeckt und in vier Haupttheile geschieden war, wovon der eine als Wohnung des Herrn und seiner Familie diente, der andere aber die Magazine ꝛc. enthielt. Im Hofe befand sich eine große ramada, eine Art Gitter, das auf vier Stangen etwa 20 Fuß hoch stand. Man gelangt auf einer Art Leiter dahin und die ganze Familie legt sich bei der großen Hitze da unter freiem Himmel auf Ochsenhäute, um sich

vor den Muskitos zu retten, die sich nie über eine mäßige Höhe vom Boden erheben, ferner für das Vieh eine Umzäunung (coral). Aber der interessanteste Gegenstand meiner Beobachtung war der örtliche Anbau des Bodens, dem Herr .. um so mehr Sorgfalt widmete, als der Ackerbau die wichtigsten Handelsartikel der Provinz liefert, nämlich Tabak und Zuckerrohr. Man bereitet aus dem letztern, indem man es zu Syrup kocht, eine Art Zuckerhonig, miel de caña, den man in Buenos Ayres sehr liebt, wo man große Massen davon verbraucht. Man verfertigt davon auch durch Gährung und Destillation einen Branntwein, der sehr stark berauscht und von allen Classen sehr gesucht ist. Was den Tabak betrifft, den die Guaranis peti nennen, so wird er in der ganzen Provinz gebaut. Man braucht den Boden nur leicht aufzulockern und den Tabaksaamen hineinzustreuen. Haben die Pflanzen die Höhe von 5 bis 6 Zollen erreicht, so pflanzt man sie in Reihen, und wenn er zum Abpflücken gut seyn soll, muß jedes Blatt 10 bis 12 Zoll lang seyn und gelb zu werden anfangen. Man vereinigt sodann diese Blätter in sartas oder Bündel von sechs, die man durch verschiedene Mittel trocknen läßt, besonders dadurch, daß man sie an Stricken unter eigends dafür bestimmten Schoppen aufhängt. Dann nimmt man mehrere dieser Bündel und bindet sie an den Enden und in der Mitte zusammen, woraus ein mazo entsteht. In diesem Zustande bringt man sie nach Corrientes und von da nach Buenos Ayres, wo sie unter dem Namen Tabak von Paraguay in den Handel kommen. Die spanische Regierung hatte sich von 1748 an das Monopol davon vorbehalten und der Handel damit war damals sehr unbedeutend; seit er aber nach der Losreißung Amerikas frei geworden, ist er sehr blühend. Die Ernte geschieht im Sommer, besonders in den Monaten Januar und Februar. Die des Herrn M. war dieses Jahr etwas spät und ich konnte Zeuge der seltsamen Märkte seyn, zu denen sie Veranlassung gab. Er verkaufte sie auf dem Stamme an verschiedene Mäkler, die um diese Zeit auf dem Lande umherreisen. Der Handel wird immer treu gehalten, nachdem Jeder seine Interessen lange auf dem Felde selbst oder dem tabacal vertheidigt hat, indem der Käufer die Waaren, die er dafür giebt, so viel als möglich rühmt, und der Verkäufer auf die Breite und Länge seines Tabaks hinweist.

Nachdem der Verkauf abgemacht war, reisten wir wieder ohne Verzug nach einer Estancia ab, die viel weiter im Süden lag. Wir zogen zuerst an dem Ufer des Rio de Santa Lucia hin bis an einen Posten, Aguirre genannt, wo wir über diesen Fluß oder vielmehr über die Sümpfe hinüber mußten, aus denen er in dieser Gegend besteht. Mein Führer nahm davon Gelegenheit, als unterrichteter Mann und guter Beobachter, mir diese seltsame Hydrographie zu erklären, deren erstes Beispiel ich jetzt vor Augen hatte. „Der Lauf aller unserer großen Flüsse," sagte er mir, „und selbst der eines großen Theils der kleinen, besteht nur aus Sümpfen voll Binsen oder esteros, die rechts und links bañadas oder große Ebenen haben, die ebenfalls mit Wasserpflanzen bewachsen und in der Regenzeit überschwemmt sind, so daß man hier nicht selten Flüsse findet, die, ohne schiffbar zu seyn, doch oft bis drei Stunden breit sind und durch die man nur zu Pferde weiter kann."

Der Reichthum der Güter und puestos oder Posten in dieser Gegend sind große Rinderheerden zu mehrern tausend Stück. Ich war von diesem Anblicke betäubt und sprach mich darüber gegen meinen Führer aus. „Bewahren Sie Ihr Erstaunen für den Mittag auf," sagte er; „das hier ist eine ganz kleine Estancia. Bei Buenos Ayres werden Sie dergleichen finden, die 30 bis 60,000 Stück Rinder haben und doch nichts Außerordentliches sind; denn es giebt viele, die bis 200,000 Stück besitzen."

Die kleine Estancia gehörte zu der Commandancia Yaguaretecoral, deren Hauptort einige Stunden nordöstlich davon zwischen dem Batel und Ybera liegt und ihren Namen von der ungeheuern Menge Jaguars hat, welche sich daselbst finden, was sich leicht durch die Lage in sumpfiger und waldiger Gegend erklärt. Der Vorsteher dieser Commandancia, einer der berühmtesten Lassowerfer des Landes, befand sich eben in der Estancia und es war demnach die beste Gelegenheit, die genauesten Notizen über den Tyrannen der amerikanischen Wildnisse zu erhalten. Der yaguarete, der Jaguar (felis onca), welchen die Spanier tigre nennen, gleicht dem Aeußern nach so ziemlich dem afrikanischen Panther was die Farbe und die Form der Flecken auf seinem Felle betrifft. Man erklärt ihn für durchaus unzähmbar und für wilder als den Löwen Afrikas oder den puma (Cuguar), so wie er auch stärker ist als dieser, da er bis an seinen Aufenthaltsort ein ganzes Pferd oder einen ganzen Stier schleppen und selbst mit seiner Beute über einen Fluß gelangen kann, denn er ist ein trefflicher Schwimmer. Er nährt sich, wenn er nichts Besseres findet, von den Fischen, die er sich in der Nacht fängt, indem er seinen Speichel in das Wasser fallen läßt, der ihm als Lockspeise dient, und sie dann mit der Pfote hinter sich an das Ufer schleudert. Die Furcht kennt er, wie man versichert, gar nicht. Die Zahl seiner Feinde kann ihn betäuben, aber nie erschrecken, wenn er einmal gereizt ist oder wenn er Hunger hat; denn sobald sein Appetit befriedigt ist, greift er keine Art Geschöpfe an, weder große noch kleine. Man versichert, er habe die Kühnheit bisweilen so weit getrieben, in der Nacht auf das Verdeck der Fahrzeuge auf den großen Flüsse zu klettern. Der Commandant von Yaguaretecoral war zu reich an Anekdoten über diesen Gegenstand, als daß er ihn sobald hätte fallen lassen; aber er blieb nicht dabei, und nachdem er uns die Thaten des Portugiesen vom Parana erzählt hatte, der allen Yaguars der Welt mit seinem Messer in der Rechten und seinem um den linken Arm gewickelten Schaffelle trotzen sollte, schlug er uns vor, uns das Schauspiel einer regelmäßigen Jaguarjagd zu geben, wozu er ganz eingerichtet war, da er einige der besten tigreros (Tigerjagdhunde) mitgebracht hatte, denen mehrere Anwesende die ihrigen anschlossen.

(Jaguarjagd.) Gleich den andern Tag früh waren wir auf der Jagd, er, der capataz oder Oberhirt der Estancia, mein Landsmann, ich und mehrere peones oder Knechte, alle wohl beritten und bis an die Zähne bewaffnet. Wir wendeten uns gegen S. nach einem der wildesten Dickichte zu. Kaum hatten wir eine Viertelstunde zurückgelegt, als unsere Pferde nicht mehr fortwollten, die Ohren spitzten und umzukehren suchten, ein sicheres Zeichen von der Nähe eines Jaguars. Wirklich erhob sich auch bald aus hohem Grase in ganz mäßiger Entfernung von den Vordersten von uns ein weiblicher Jaguar mit vier Jungen, deren Rückzug die Alte decken zu wollen schien. Der unerschrockene Commandant gab seinem Pferde beide Sporen, jagte auf das Thier trotz dem Widerstreben seines Pferdes zu, schwang um seinen Kopf den Lasso, umschlang im Nu einen der jungen Jaguars und zog ihn dann von der Alten zurück, welche bereits von den Hunden umringt und so im Schach gehalten wurde. Das Thier, dessen Wuth durch den Raub seines Jungen noch höher gesteigert worden war, brüllte fürchterlich. Schon hatten zwei der jüngsten Jagdhunde unter den Klauen des Ungethüms ihre Unklugheit, den Kreis, den erfahrenere nie überschreiten, mißachtet zu haben, mit ihrem Leben gebüßt, und die einmal blutig gewordene Scene nahm von Augenblick zu Augenblick einen ernstern Charakter an. Einer unserer besten Reiter war durch sein scheues Pferd abgesattelt worden und lag gequetscht in geringer Entfernung, als der Jaguar auf das Pferd sprang, eine Tatze auf die Mähne legte und mit der andern die Nüstern packte, es in den Hals biß, so daß es leblos zu seinen Füßen stürzte, was ihn offenbar noch mehr ermuthigte. Es war keine Minute zu verlieren. Man entfernte in aller Eile den armen Teufel, der zum Glück mit der Furcht davon kam. Man drängte das Thier mehr und mehr und schoß ganz in der Nähe einige Kugeln nach ihm, von denen eine dasselbe endlich niederstreckte. Leblos schien es noch zu drohen. Es war ein furchtbar schönes Schauspiel, aber ich konnte auch bemerken, daß selbst die entschlossensten Jäger diesen schrecklichen Feind nicht ohne eine sehr gegründete Furcht angreifen. Ich maß diesen yaguarete und fand, daß er nicht weniger als 55½ Zoll lang war ohne den Schwanz, der beinahe 24 maß.

Wir, mein Landsmann und ich, reisten den Tag nach dieser Jagd, welche Aufsehen im Lande machen mußte, nach San Roco ab, gingen über

den Batelito, dann über eine Ebene voll Seen und Yatals und erreichten endlich San Roco, den um die Mitte des 18. Jahrhunderts gegründeten Flecken, der wie Caacaty einen länglichen Platz hat, an dessen einer Seite die Kirche steht. Ich hielt mich hier nicht eben lange auf, doch merkte ich, wenn ich auch sehr gut aufgenommen wurde, an dem Tone und den Manieren der Einwohner, die schon voll Hochmuth waren, daß ich mich dem Süden näherte. Ich ärgerte mich über die Wuth, mit der man hier in allen Classen den größten Theil der Zeit mit Monte-Spielen hinbringt. Diese Spielwuth ist so groß, daß, um diese beklagenswerthe Leidenschaft zu stillen, ein Bewohner des Ortes alles verspielen würde, was er besitzt, seine Frau, seine Kinder, sich selbst und sein Pferd, was vielleicht noch mehr sagen will. Wenn man also in San Roco und der Umgegend keinen Betrunkenen sieht, so erblickt man nicht selten Leute, die mit Messern kämpfen, um das Gleichgewicht des Vermögens wieder herzustellen, und besonders unter der Classe der Schäfer, der gröbsten von allen, die von der Jugend an gewöhnt ist, sich ohne Rückhalt der ganzen Heftigkeit der Leidenschaften hinzugeben.

Nach der Aussage der Eingeborenen, denen doch mehr als irgend Jemanden daran liegen mußte, nur ihr Land zu rühmen, hatte ich nun alles gesehen, was es wirklich Interessantes in der Provinz Corrientes gab. Ich schickte mich demnach an, sie schnell zu durchreisen, um nach der östlichen Republik zu gelangen.

Die Provinz Corrientes erstreckt sich noch weit nach Süden von San Roco aus bis an den Rio Guayquiraro oder Kropffluß, welchen Namen er ohne Zweifel von der großen Anzahl Kröpfiger hat, die man in dieser Gegend sieht und deren Leiden sich vielleicht durch die Eigenschaft des Wassers erklären ließ. Dieser Fluß nun bildet die nördliche Grenze der Provinz Entre Rios, welche mir noch zu durchwandern übrig war; aber es konnte nichts Besonderes daselbst meine Neugierde reizen. Interessant ist sie jedoch durch den unermeßlichen Wald von Montiel (monte grande del Montiel), der sich an dem Parana in W. und an dem Rio Gualiguay Grande in O. hinzieht. Sie ist ferner interessant durch die Gewässer, die sie befruchten und schöne Weiden erzeugen, denen sie ihr Glück verdanken wird, wenn sich die Wunden eines neuerlichen Krieges für die 20 bis 30,000 Seelen starke Bevölkerung geschlossen haben werden. Ich konnte, wenn ich nach Süden hinabging, Bojada, die Hauptstadt von Entre Rios, erreichen und von da aus diese Provinz bis nach Paysandu durchwandern; aber welche Einöden waren, bis ich dahin gelangte, zu passiren, über welche Flüsse, Bañadas und Esteros mußte ich hinweg! Ich entschloß mich, in die östliche Republik von Uruguay auf einem etwas kürzern, aber auch minder feuchten Wege zu reisen. Ich will die langweilige Reise nicht beschreiben, sondern den Leser gleich an Ort und Stelle versetzen.

Ich war, als ich im ersten Orte der Republik ankam, nicht mehr in demselben Lande. Noch immer Flüsse und in großer Anzahl, noch immer Ebenen, aber nicht so gleichförmig flach als die, welche ich durchwandert hatte, und statt der Bañadas, Cañadas und Esteros trockenes Land mit hohem Grase und Gebüsch, das zwar gut aussah, aber doch nicht mit den schönen Palmen verglichen werden konnte.

Uebrigens konnte ich keinen günstigern Augenblick treffen. Der Krieg zwischen Buenos Ayres und den Brasilianern wegen des Besitzes Montevideos war zu Ende. Don Manuel Garcia, der Gesandte von Buenos Ayres, hatte den Vertrag abgeschlossen, nach welchem die Truppen von Buenos Ayres und die des Kaisers von Brasilien das Gebiet der Banda Oriental räumen sollten. Dieser Vertrag trennte die Provinz ganz von der Argentinischen Republik, änderte ihr Schicksal ganz und machte aus ihr einen besondern Staat unter dem Namen Republica oriental del Uruguay.

So standen die Sachen bei meiner Ankunft in Paysandu. Dies ist nur ein Dörfchen von etwa einem Dutzend ranchos (Hütten), die zerstreut am Uruguay liegen, der 180 bis 200 Klaftern breit seyn mag. Alles war da in Aufruhr, wie es bei politischen Umwälzungen geschieht, die nothwendig alle Leidenschaften aufregen. Ueberall hörte man einander widersprechende Reflectionen und Commentare über die öffentlichen Angelegenheiten, und überall, auf allen Wegen mischte sich der Ruf: Viva la patria! in den Lärm der Märsche fremder Truppen, die in Folge des Vertrags bereits abzuziehen anfingen. Ich stieg in einer pulperia, einem jener ärmlichen Wirthshäuser ab, wo man weiter nichts findet als ein Obdach und Branntwein, obgleich man sich sehr freut, solche Häuser zu treffen, nachdem man weit gereist ist, ohne kaum eine lebende Seele gesehen zu haben. Bei meiner Ankunft zeigte sich ein Detaschement Miliz der neuen Republik, echte Gauchos in einem andern Anzuge, die mit dem Messer, dem Lasso und dem Bolas die Flinte und den Säbel verbunden hatten, welche gewöhnlich hinten auf dem Pferde hingen; dazu hatten sie einen runden Hut mit Federn, eine blaue Jacke mit einer Art Borte, rothen Aufschlägen und gleichen Klappen, einen gestreiften Gürtel und die chilupa, eine Art Tunica, unter welcher sich der calzoncilie mit langen Fransen befindet. Diese Leute, welche gleichsam zu Pferde leben, gehen oft mit ganz nackten Beinen und Füßen, sind immer in freier Luft, schlafen auf ihren Pferden oder auf der Erde ohne eine andere Bedeckung als ihren Poncho, ohne ein anderes Bett als den recado oder Sattel von Holz und Leder, nähren sich besonders von charque oder gedörrtem Fleische, und fechten tapfer, aber ohne Ordnung, so daß man sie wohl die Kosaken der Neuen Welt nennen kann. (Taf. 30. Abbild.) Das waren die Krieger, die unter den Befehlen muthiger Chefs, wie Lavalleja, Fructuoso Rivera, seit drei Jahren für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes gekämpft und dieselbe erlangt hatten. Die Braven ruheten von ihren Strapazen aus, indem sie zu ihrem Mate Branntwein tranken, den ihnen der Herr gab und von dem ich mit trinken mußte, wenn ich nicht eines Mangels an Lebensart beschuldigt seyn wollte. Damit kein Vergnügen fehle, ergriff Einer von ihnen eine Guitarre, die man in einer Pulperia sicher findet, wie ärmlich sie auch seyn möge, und fing an, jene so traurigen und eintönigen Romanzen zu singen, die ich später von den Peruanern singen hörte, welche dieselben yarabis nennen. Ich erfuhr von ihnen, daß, da die Blokade von Montevideo aufgehoben und alle Straßen frei wären, ich kein Hinderniß auf meiner Reise finden würde, was mir um so mehr Vergnügen machte, da ich hoffte, früher nach Montevideo zu gelangen. Ich wollte diese Stadt als Hauptstadt sehen, mich dann nach Maldonado, dem wichtigsten Punkte im O. der Republik, begeben, und so die südliche Küste mustern, die nur in Hinsicht auf Civilisation interessant ist, da man außerdem nur öde Wildnisse zu durchwandern hat. Ich besprach mich mit einigen Kaufleuten, die ihre Geschäfte nach Montevideo führten. Wir mietheten gemeinschaftlich einige Karren, die wir mit Waaren und Gepäck beluden, und brachen wohl bewaffnet auf, denn die Beendigung des Krieges beruhigte uns nicht ganz über die Möglichkeit einiger unangenehmen Abenteuer. Diese Art zu reisen ist sehr gleichförmig. Jeder mit Rindshäuten bedeckte Wagen mit unbeschlagenen Rädern wird von einem Manne geführt, der ein Gespann von sechs Ochsen mit einem langen Bambusstocke leitet. Gewöhnlich bricht man mit Tagesanbruche auf und reist bis zehn oder elf Uhr Vormittags. Dann macht man an einem schattigen Orte am Ufer eines Baches oder Sees Halt, um die größte Hitze des Tages vergehen zu lassen. Man ißt, man hält Siesta, man raucht Cigarren, man beschäftigt sich mit etwas oder thut nichts, je nachdem man Lust hat, bis drei oder vier Uhr. Um diese Zeit werden die Ochsen wieder angespannt; man sattelt die Pferde und macht sich wieder auf den Weg bis zehn oder elf Uhr, um endlich Nachtruhe zu halten, indem man sich bis zum andern Morgen hinlegt, entweder in die Karren, oder darunter, oder auf die nackte Erde.

Wir kamen durch mehrere Arroyos bis zu dem Rio Negro, dem Hauptflusse der Republik, der sie von NNO. nach SSO. durchströmt, um sich zu Santo Domingo Soriano in den Uruguay zu ergießen. Am Rio Negro kamen wir durch den rincon de las Gallinas, wo der tapfere Fructuoso Rivera am 24. September 1825 an der Spitze von 250 Orientalisten 700 Brasilianer unter dem Obersten Jardin besiegte und mehr

Gefangene machte, als er selbst Leute hatte, worauf (am 12. Octbr.) die Schlacht von Sorandi, 20 Stunden von Montevideo, folgte, worin 2000 auserlesene Reiter unter Ventos Manuel durch eine gleiche Anzahl Patrioten unter Don Juan Antonio Lavalleja vollständig geschlagen wurden.

Nachdem wir über dem Rio Negro gerade vor seinem Zusammenflusse mit dem Uruguay gegangen waren, kamen wir nach Santo Domingo Soriano, einer der ältesten Niederlassungen in der Provinz, da sie 1566 von den Spaniern erbaut wurde, welche die Schanas-Indianer, die Bewohner der nahen Inseln in dem Flusse, vereinigten. Ich fand hier den schönen Uruguay, dessen Mündung ich bald betrachten sollte, wenigstens noch einmal so breit als an der Stelle, wo ich in der Missionenprovinz über ihn gegangen war. Das pueblo selbst hatte nicht Bemerkenswerthes, und da wir jeden Augenblick durch arroyos mußten, was eben so ermüdend als langweilig ist, trafen wir keine Wohnung mehr bis nach las Vacas (die Kühe), einem traurigen Dörfchen von Lehmhütten mit Rohr gedeckt, wo wir keine Entschädigung für unsere Strapazen finden konnten; aber ein weites Meer breitete sich vor uns aus. Ich sah einen Theil des ungeheuern Sees des Rio de la Plata, den die vereinigten Gewässer des Uruguay und des Parana bilden, mit seinen Strömungen und seinen Sandbänken, die von den Schiffen so gefürchtet werden. Wir gelangten darauf in ganz horizontale Ebenen, wo eine Menge espinillos (Dornakazien) mit rundem Wipfel wuchsen, wo in unendlicher Anzahl Anumbis und Papageien nisteten. Ihr betäubendes Geschrei verfolgte uns bis an den kleinen Fluß San Juan, an dessen Mündung 1526 Sebastian Cabot ein kleines Fort baute, das einige Jahre später von den Scharruas zerstört wurde, wie die später an derselben Stelle angelegte Stadt. Hier war es auch, wo jener berühmte Seefahrer den einzigen Mann aufnahm, welcher der Niedermetzelung des unglücklichen Solis 1515 entgangen war.

Endlich gelangten wir zu der Colonia del Sacramento, der ersten der drei Städte dieser Küste, welche den Rio de la Plata seiner ganzen Ausdehnung nach beherrscht und der entstehenden Republik ein Glück versprach, das nur der Frieden verbürgen kann. Diese 1680 von dem portugiesischen Gouverneur von Rio de Janeiro angelegte Colonie wurde den 7. August 1680 von dem spanischen Gouverneur von Buenos Ayres zerstört, und von da an begann zwischen den Portugiesen und den Spaniern jene lange Reihe von Streitigkeiten, in deren Folge der Ort in 149 Jahren 14 Male den Herrn gewechselt hat bis auf den Augenblick, wo er nach dem Vertrage des Don Manuel Garcia endlich an die neue Republik abgetreten wurde. Sein Hafen ist der mindest vortheilhafte von den dreien, klein und nicht eben sicher, da ihn nur die Insel San Gabriel und einige andere noch kleinere gegen die gefährlichen SO- und SW-Winde schützen.

Jenseits von Colonia ziehen sich schöne wellenförmige grünende Ebenen hin, aus denen sich hier und da oft bedeutend hohe und große Granitblöcke erheben, deren Daseyn, eine merkwürdige geologische Erscheinung, den ganzen Landstrich bis nach Montevideo zu charakterisiren scheint. Uebrigens trafen wir keine andern lebenden Wesen, als Schaaren von Urubus, welche überall den Reisenden folgen, um sich von dem zu nähren, was sie übrig lassen. Auf den Felsen und auf den Büschen an dem arroyo del Rosario sahen wir eine Menge jener schrecklichen Wespen, deren Stich tausendmal grausamer ist als der unserer Wespen, und es fehlte nicht viel, so wurden wir alle von einem zorillo ganz verpestet, einer Art Stinkthier (viverra mephitis), einem kleinen schwarzen Thiere mit weißen Streifen, von langsamem und bedächtigem Gange und ganz unschuldigem Aussehen, das aber, wenn es gereizt wird, einen Saft ausspritzt, dessen Gestank, wie man sagt, eine Stunde im Umkreise empfunden wird. Fast wünschten wir uns Glück zu diesen kleinen Reiseunannehmlichkeiten, welche doch die außerordentliche Gleichförmigkeit etwas unterbrachen. Auch machten wir Jagd auf Tinamus (Rebhühner des Landes). Es giebt zwei Arten derselben, die großen und die kleinen. Die großen (inambu guazu, Azara; tinamus rubescens, Tem.) sind sehr schwer zu fangen, weil sie in den Disteln oder wilden Artischocken nisten, mit denen das Land bedeckt ist. Die kleinen, die so dumm sind, daß sie glauben, man sehe sie nicht, wenn sie ihren Kopf in Grasbüschel stecken, lassen sich von einem Reiter mit einer Stange fangen, an deren Ende eine kleine Schlinge angebracht ist, die man ihnen zuwirft, ohne daß sie dieselbe zu vermeiden suchen. Die großen fängt man mit zu dieser Jagd abgerichteten Hunden (perdigueros); aber ein furchtbarer Feind für sie ist der aguara guazu oder große Fuchs der Guaranis (canis jubatus, Cuv.), eine Art rother Wolf mit schwarzer Mähne, ein seltenes Thier, das sich durch seine außerordentliche Leichtigkeit und durch die Art auszeichnet, wie es die Tinamus verfolgt, die seine Hauptnahrung auszumachen scheinen.

Das elende Pueblo San Jose zeigte uns nichts als mit Rohr bedeckte Häuser und ist nur wegen des großen Sieges merkwürdig, den Artigas hier am 28. April 1811 über die Spanier davontrug. Dieser Sieg ist nebst den von Las Piedras, den derselbe Feldherr über die Royalisten am 18. Mai desselben Jahres etwas nördlich von Montevideo gewann, einer von denjenigen, welche am meisten dazu beitrugen, die Unabhängigkeit der Provinzen des Rio de la Plata zu sichern. Er hätte diesem Krieger die Dankbarkeit seiner Mitbürger verdienen können, wäre sein Triumph nicht so viele Male, vor- und nachher, durch Raub und Blut befleckt worden.

Jenseits dieses Pueblo, nachdem man über den Rio San Jose gegangen, der ihm seinen Namen giebt und dessen Ufer mit Wald bedeckt sind, hatten wir das unangenehme Schauspiel, eine große Menge Thierskelette auf der ganzen Ebene liegen zu sehen, welche laut von den Verwüstungen des Krieges zeugten. Von 1810 bis 1820 war dagegen die ganze Banda oriental mit wilden Stieren in solcher Menge bedeckt, daß die Reisenden oft Mühe hatten, sich einen Weg durch die zahllosen Heerden hindurchzubahnen; aber die wunderbare Fruchtbarkeit dieses Bodens ist auch so groß, daß trotz jener furchtbaren Metzelei die Estancias des Landes noch reichlich versehen sind und ohne Mühe die Bedürfnisse des Verbrauchs und des Handels befriedigen, der noch immer die Haupthilfsquelle des Landes ist.

An den Ufern des Rio Santa Lucia, über den wir in einer pelota mußten, machten wir Halt, um unsere Karren abzuladen und alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Die Waldungen, womit die Ufer dieses Flusses bedeckt sind, erstrecken sich auch weit zur Rechten und Linken in das Land hinein. Sie sind so groß, daß der Wald von St. Lucia (el monte de Santa Lucia) in einem Lande berühmt ist, wo man die Bäume gewöhnlich nur hier und da auf den Ebenen sieht. Unser nächtlicher Marsch wurde diesmal von einer zahllosen Menge lampyris oder Leuchtwürmer erhellt, deren Lichter für uns am ganzen Wege bis an den fernsten Horizont aufgestellt waren und recht wohl dem Leuchten des Meeres glichen, das der Schiffer in manchen Gegenden erblickt.

Von dem armen Dorfe Santa Lucia, in dem wir uns nicht aufhielten und das uns zu den beiden kleinen Flüssen Canelon Grande und Canelon Chico (der große und der kleine Canal) führte, habe ich nichts zu sagen. Nicht weit von diesen Flüßchen erheben sich die Thürme der Stadt Canelones, die traurig, arm und ganz schlecht gebaut ist, ob sie gleich bei der Occupation Montevideos durch die Portugiesen der Hauptort und die Residenz des Gouverneurs war. Ihre Nähe wurde uns durch zahllose Pferdeheerden angekündigt, welche in der Umgegend weideten. Wir befanden uns 24 Stunden von Las Vacas, und zwei Tage nachher zogen wir in Montevideo ein, nachdem wir nackte Ebenen durchzogen hatten, deren Einförmigkeit bis an den fernsten Horizont durch nichts unterbrochen wird.

Meine würdigen Wirthe von Corrientes und Caacaty hatten mich mit vielen Empfehlungsschreiben an verschiedene Kaufleute und andere angesehene Personen in Montevideo und Buenos Ayres versehen. Ein solcher verschaffte mir eine eben so angenehme als leichte Fahrt auf dem Meere nach Maldonado, von wo ich dann zu Lande nach Montevideo zurückkommen sollte, indem ich so meine Reise bequemer und mit geringern Kosten vollendete. Ich verschob demnach eine detaillirte Musterung der Haupt-

stadt bis zu meiner Rückkehr, und während ich auf dem Bote nach der kleinen Goelette hinfuhr, hatte ich Gelegenheit, die Stadt vom Ankerplatze und von der Rhede aus zu sehen. Sie zieht sich an einem kleinen Vorgebirge hin und ihre weißen einstöckigen amphitheatralisch liegenden, mit Bäumen und Gärten untermischten Häuser gewähren aus der Ferne mit ihren terrassenförmigen Dächern ohne Schornsteine einen ziemlich malerischen Anblick. In W. erhebt sich der Cerro (Hügel) mit einem Fort, der seinen Namen der Stadt gab, weil er wegen seiner relativen Höhe, ob er gleich nicht über 100 Toisen über den Rio de la Plata reicht, den Schiffen als Anhaltepunkt dient, und auf der entgegengesetzten Seite herrscht am Horizonte eine große Kirche. (Taf. 30. Abbild) Die Rhede von Montevideo ist so groß, um wohl für eine Art offenes Meer gehalten zu werden, das zwischen den Spitzen del Cerro in W. und der Caleta in O. eingezwängt ist. Der Boden ist mit Sanddünen bedeckt und der Ankergrund gewöhnlich gut; aber sie verschlammt alle Tage mehr und droht in kurzer Zeit nutzlos zu werden. Uebrigens sind die Schiffe, welche sie vor den N- und NO-Winden schützt, keineswegs auch vor den SW-Winden (pamperos) gesichert, den gefährlichsten von allen.

(Maldonado.) Am bestimmten Tage schiffte ich mich ein, und nach einer Fahrt, die nichts Merkwürdiges hatte, ankerten wir am dritten Tage auf der Rhede von Maldonado zwischen der Insel Goriti und dem Lande, wo die kleinen Schiffe gesichert sind, während die großen draußen liegen. Ein wenig in SO. von Goriti liegt eine andere Insel, die Wolfsinsel (de los Lobos), die fast ganz aus Felsen ohne Grün besteht. Die Rhede von Maldonado befindet sich zwischen der punta de la Balena (Wallfischspitze) in W., die von ziemlich hohen Felsen gebildet wird, und der punta del Este (der Ostspitze) in SO. Der Raum von einer dieser Spitzen bis zur andern beträgt über anderthalb Stunden. Die Stadt liegt eine Stunde von ihrem Hafen. Vom Ankerplatze aus sieht man nur einen Thurm, welcher den Hintergrund der Bai beherrscht; das Uebrige wird durch ziemlich hohe Dünen versteckt. Maldonado, das auf einer ebenen und sandigen Fläche liegt, zieht sich vor einem Hügel hin, der sich 250 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Die vorzüglichsten Gebäude bilden einen schönen Platz, an dessen Nordseite ein ansehnliches Gasthaus steht, so wie an der Südseite eine Kirche, die bei meiner Gegenwart noch nicht vollendet war, aber prächtig zu werden versprach. Die gewöhnlichen Häuser nehmen den übrigen Platz ein und alle anstoßenden Straßen sind nach der Schnur gezogen, haben aber übrigens nichts Merkwürdiges.

Vom malerischen Gesichtspunkte aus betrachtet, scheint sich Maldonado weniger durch sich selbst, als durch die Umgebungen auszuzeichnen, die neben mit Pflanzenerde bedeckten Granithügeln Getreidefelder zeigen, welche die Arbeit des Landmannes durch eine zehnfache Ernte lohnen. Als der Aufmerksamkeit des Reisenden würdig erwähnt man den berühmten Berg, den Zuckerhut (Pan de Azucar), der in ziemlicher Entfernung in W. von der Stadt liegt und in dessen Nähe ein kleiner Bach fließt, dem man den Namen Solis erhalten hat, weil seine Ufer 1515 von dem Blute dieses unglücklichen Reisenden getränkt wurden, dem Europa die Entdeckung des großen Flusses verdankt, welcher jetzt Rio de la Plata heißt.

Das 1724 angelegte Maldonado wurde erst viel später, 1786, zu einer Stadt erhoben, und man wird es leicht glauben, daß es während der fortwährenden Kriege mit Portugal und Spanien, so wie von den innern Zwistigkeiten viel litt, deren Beute es fast ohne Unterlaß von seiner Entstehung an war. Seine Hauptbülfsquelle scheint immer, wie es auch jetzt der Fall ist, in seinem Handel mit Ochsen- oder Seewolfshäuten bestanden zu haben, die ihm die bereits erwähnte Insel in Menge liefert. Es ist auch leicht begreiflich, daß ihm die letzten Ereignisse sehr nachtheilich seyn mußten, indem sie ihm alle Abzugswege verschlossen, doch darf man nicht zweifeln, daß die Rückkehr des Friedens ihm seine Vortheile wiedergeben und neue schaffen wird.

Ich dachte bald daran, nach Montevideo zurückzukehren, aber ich will meinen Lesern die ausführliche Beschreibung dieser letzten Wanderung ersparen, die mich zu meinem Centralpunkte brachte, dem einzigen vielleicht, der an dieser ganzen Küste die Aufmerksamkeit am meisten verdient. Ich beschränke mich auf die Erwähnung, daß man auf dem Wege von Maldonado nach Montevideo zuerst über die einzige Erhabenheit in der Nähe kommt, welche zu dem Bergrücken gehört, der unter dem Namen Grande Cuchilla einen der Hauptpfeiler der Ebene dieser Gegenden bildet. Das südliche Ende davon ist die punta negra (die schwarze Spitze), welche 350 Fuß perpendiculair über den Wasserspiegel ragt und in drei einzelnen Gipfeln ausläuft. Von O. sieht man die Zacken fast zwei Stunden weit. Von O. nach W. treibt sie verschiedene Ausläufer, welche die an den obern Theilen entstandenen Gewässer scheiden. Hat der Reisende diese Höhen verlassen, so gelangt er in eine von kleinen Flüssen durchschnittene, aber waldlose Gegend. Der Weg wendet sich um die Bai Santa Rosa herum, die für die Schiffe gefährlich ist, wenn der Wind aus SO. kommt, indem er dann die Masse der Gewässer aus dem Ocean hineintreibt. Je weiter man sich Montevideo nähert, um so mehr beherrscht das Gebirge, das der Stadt den Namen giebt und immer sichtbar ist, gleich einer vorgeschobenen Wache die ganze Landschaft.

(Montevideo.) Montevideo, das zuerst San Felipe hieß, ist auf einem kleinen niedrigen Felsen erbaut, der aus Blättergneiß mit schwarzem Glimmer und Turmalin besteht. Die Stadt ist von Mauern und Gräben umgeben, das Meer bespült sie von allen Seiten, außer auf der Landseite. Sie hat eine längliche Gestalt und ist durch mehrere Forts vertheidigt, eines am Eingange, das 1724 von Zabala erbaut wurde, eines am Meeresrande, San Jose genannt, und ein drittes in O., das Rattenfort am Eingange der Bai und das Fort des Cerro, das wir schon erwähnten, zu geschweigen. Die Straßen von Montevideo sind breit, nach der Schnur gezogen und mit Häusern besetzt, die ganz aus Ziegelsteinen erbaut und gewöhnlich sehr niedrig sind; man fängt indeß an, Häuser von mehrern Stockwerken zu bauen. Die Stadt hat übrigens nichts Merkwürdiges als eine ziemlich schöne Kirche, la Matriz genannt, deren Thürme mit gemalter und gefirnißter Faience belegt sind und die eine Seite des Marktplatzes einnimmt, wo ihr ein anderes Gebäude gegenübersteht, das zu gleicher Zeit als Rathhaus (cabildo) und als Gefängniß dient. Bei Trockenheit macht sich der Mangel einer Wasserleitung sehr merklich fühlbar, da die Quelle, welche die Stadt versorgt, beinahe eine Stunde weit entfernt ist. Die Bewohner trinken Regenwasser, das in Cisternen gesammelt wird, welche zu diesem Zwecke in den Höfen angelegt sind. Dieses Wasser ist rein und von sehr gutem Geschmack. Am Meeresufer giebt es auch Brunnen, von denen das Wasser auf Karren für die Stadt geholt wird. Das Fleisch ist nicht theuer. Rindfleisch besonders ist in Ueberfluß vorhanden.

Montevideo hat gegenwärtig ungefähr 15,000 Einw.; vor dem Kriege betrug die Bevölkerung 26,000 Seelen. Es liegt zwischen 58° 33′ 25″ w. L. und 34° 54′ 8″ s. Br. (von Paris) und 40 Stunden von Buenos Ayres.

Montevideo treibt bedeutenden Handel, der sich auf eine Menge verschiedener Artikel erstreckt und dessen Hauptabzug immer Buenos Ayres gewesen ist; auch waren, als ich ankam, die Magazine aller Kaufleute der Stadt in Folge der unterbrochenen Verbindung der letztern Stadt seit dem Beginne des Krieges überfüllt; aber man hatte bereits Hoffnung auf einen nahen Abgang.

Die Bewohner von Montevideo verdanken ihrem häufigen Verkehr mit den Fremden ein gewandtes artiges Benehmen, und sie zeigen sich um so geselliger, wenn sie nicht von politischen oder religiösen Vorurtheilen beherrscht werden. Ihr Aeußeres nimmt für sie ein. Ihre von Natur sehr liebenswürdigen, sehr geistreichen und sehr lebhaften Frauen haben bisweilen in ihrer Haltung und ihrem Gange etwas Stolzes, weshalb einige Reisende ihnen Affectation zugeschrieben haben, die man aber über der wirklichen Grazie leicht vergißt, mit welcher sie ein Gespräch führen und die Fremden aufnehmen.

Das Clima von Montevideo ist feucht; die Witterung in den Win-

mermonaten (Juni, Juli und August) bisweilen schlecht und die Kälte gewöhnlich ziemlich heftig. Im Sommer wird die heitere Luft oft durch fürchterliche Donner mit schrecklichen Blitzen getrübt, welche nicht selten die Schiffe beschädigen und auf welche Regen folgen, die oft so stark sind, daß sie die Ernte ganz vernichten. Die Hitze ist sehr lästig und die Muskitos, welche dann die Zimmer füllen, steigern die Ermattung noch besonders bei den an das Clima nicht gewöhnten Personen.

In der Umgegend von Montevideo findet man kleine Hügel und lange von hübschen kleinen Flüssen bewässerte Thäler; aber nur selten ist die Landschaft durch Anbau belebt. Man sieht keine Einzäunungen als die der Gärten der vornehmsten Kaufleute, und fast nirgends erblickt man Wald.

In der Nähe giebt es viele große Güter, welche alle Obstbäume Europas besitzen, die selbst die einheimischen Bäume der Zahl nach übertreffen, so daß man, wenn man unter Mandel-, Orangen-, Pflaumen-, Pfirsich-, Aepfel-, Feigen-, Granatbäumen geht, sich in die Provence oder die Normandie versetzt glauben kann, mit dem Unterschiede indeß, daß man die Früchte nicht anrühren darf, welche bis auf die Orangen und Aepfel nicht viel werth sind. Wenige dieser Gärten sind unter zwei Stunden lang und einer Stunde breit, und wenn sie nicht durch eine Hügelkette, einen Bach oder ein Thal durch die Natur selbst geschieden sind, deutet man die Grenze durch eine Reihe eigenthümlich geformter Steine an. Vor dem Kriege gewährten die quintas oder Lusthäuser der Reichen ihren Eigenthümern reizende Aufenthaltsorte in den mit Blumen und Früchten geschmückten Gärten; alles verrieth Harmonie und Glück; aber viele dieser reizenden Aufenthaltsorte sind geplündert und verwüstet worden, mehrere ihrer glücklichen Besitzer an den Bettelstab gebracht und mancher, der einige Monate vorher 100,000 Stück Vieh besaß, muß, um sich zu nähren, das Fleisch theuer bezahlen, das er sonst den Raubvögeln überließ, da er sein Vieh nur der Häute wegen schlachtete.

Das ist es, was ich von Montevideo zu sagen habe, welches ich gegenwärtig nur in beschreibender Hinsicht betrachten durfte. Die politische Geschichte der neuen Republik, deren Hauptort die Stadt wird, beginnt erst mit diesem Jahre (1828), der Zeit ihrer Unabhängigkeit. Es giebt noch keine Ereignisse für sie, und die frühern Begebenheiten gehören entweder den alten Annalen der spanischen Herrschaft in diesen Ländern, oder den neuern der amerikanischen Emancipation an, welche ich später erzählen werde. Ich nehme also hier Abschied von der östlichen Republik Uruguay, die von dem brasilianischen Kaiserreiche durch den Rio Cuarey und den Rio Yaguaron, sicherer aber noch durch die unerlöschliche Erinnerung an die Leiden getrennt ist, welche ihr unversöhnliche Feinde bereitet haben, und mit den besten Wünschen für ihr künftiges Wohlergehen verlasse ich Montevideo auf dem Packetboote, um mich nach Buenos Ayres zu begeben, wo ich mit Hilfe der Klugheit eines geschickten Lotsen wohlbehalten ankomme, nachdem wir glücklich die zahlreichen Bänke und die Klippen aller Art vermieden haben, welche den Rio de la Plata unsicher machen.

Kapitel XXXIV.

Die Argentinische Republik. — Provinz Buenos Ayres.

Das spanische Südamerika hat zwei Mittelpunkte, zwei Herde, zwei Paris mit einem Worte, von wo aus sich eines Tages die Civilisation über das Ganze verbreiten soll, eines an der Küste des großen Oceans, Lima, das ich bei meinen Ausflügen in das Innere des alten Reiches des Incas beschreiben werde; das andere an der Küste des atlantischen Meeres, Buenos Ayres, das ich beschreiben will, nachdem ich dem Leser meine hauptsächlichsten Beobachtungen über den großen Strom mitgetheilt habe, den es beherrscht, denn der Leser würde mir es nicht verzeihen, wollte ich den Rio de la Plata mit Stillschweigen übergehen, nachdem ich von dem Orinocco und dem Amazonenflusse gesprochen habe, die ihm in mancher Hinsicht vielleicht gleichkommen, ihn aber in keiner übertreffen.

Ich habe erwähnt, wie ich wohlbehalten in Buenos Ayres angekommen sey, freilich geschah es aber nicht, ohne mancherlei Befürchtungen überstanden zu haben. Der Fluß ist sehr voll von gelblichem Schlamme, und es kann bei der großen Anzahl verschiedener Erdarten nicht anders seyn, über die er in seinem ungeheuern Laufe strömt. Die beiden Ufer sind sehr niedrig, besonders das südliche; das nördliche, das zwar bisweilen von Felsen begrenzt wird, kann man nie in einiger Entfernung genau unterscheiden. Das Fahrwasser der Insel los Lobos, welche ich etwas in SW. von Montevideo gesehen hatte, das der Insel Flores in W. von Montevideo, die Felsen in der ganzen Ausdehnung, die Untiefen und Sandbänke, z. B. die Bank der Engländer, die Bank Ortiz, die Bank Indio fast gerade vor Montevideo, sind nicht die einzigen Hindernisse, welche den Schiffern bevorstehen. Vielleicht haben sie noch mehr die so heftigen SW-Winde zu fürchten, die pamperos heißen, von Zeit zu Zeit über die weiten Ebenen der Pampas streichen, woher sie den Namen haben, und sich mit einer Gewalt auf den Plata stürzen, welche durch kein Land aufgehalten wird. Diese Pamperos gleichen den tornados Westindiens, dauern aber länger. Die Schiffer fürchten ihre Wuth, die sich selten beruhigt, bevor sie vielen Schaden an den Schiffen auf dem Flusse angerichtet hat, und die man oft weit auf dem Oceane spürt. Wegen dieser Gefahren pflegen die Schiffe, welche den Fluß hinauffahren, an allen Stellen zu ankern, wo sie ankommen, und sie dürfen, das Wetter mag seyn, welches es will, nur mit großer Vorsicht weiter fahren. Den Pamperos gehen bisweilen Donnerschläge voraus, welche die Schiffer in den Stand setzen, auf ihre Sicherheit zu denken, indem sie sich in einen nahen Hafen flüchten.

(Buenos Ayres.) Buenos Ayres liegt am südlichen Ufer des Rio de la Plata über 70 Stunden von dessen Mündung, 15 bis 20 Fuß über dem Wasser. Am Rande des Flusses, im Süden der Stadt, senkt sich dieses Ufer mit einemmale und läßt zwischen sich und dem Wasser einen Sumpf von sehr verschiedener Breite; auf der nördlichen Seite senkt es sich auch, die Sümpfe sind dort im Allgemeinen aber minder bedeutend.

Der Hafen von Buenos Ayres, der sich vor der Stadt selbst befindet, zerfällt in zwei Theile, die Balisen (Balisas) und den Amarrado. In den Balisen (dem innern Hafen) ist der Ankergrund schlecht, so daß die Schiffe bei stürmischem Wetter oft aufstoßen, und man kann die kleinen Fahrzeuge da nicht ausladen. Die Balisen werden durch eine große Sandbank gebildet, welche es den Schiffen, die eine gewisse Tiefe brauchen, nicht erlaubt, sich über 2 oder 3 Stunden zu nähern. Sie haben gewöhnlich zwei Klaftern Wasser, aber wegen der Bank können selbst die kleinen Fahrzeuge nur die Hälfte ihrer Ladung nehmen, ehe sie zu dem Amarrado (dem äußern Hafen) gelangen, wo der Ankergrund vortrefflich und ganz sicher ist. Das Wasser ist hier immer süß. Ziemlich im Mittelpunkte der Stadt hatte man von unbehauenen Steinen einen 200 Metres langen, 12 Metres breiten und 6 Metr. hohen Hafendamm aufgeführt, auf dem die Zollverwaltung einen Posten unterhielt, der darauf sehen mußte, daß nicht geschmuggelt wurde; aber dieser Bau ist durch einen Pampero vor etwa 10 Jahren weggerissen worden. Wo er sich befand, landen die Reisenden noch immer und ihre Effecten müssen auf die Douane gebracht werden; aber das Wasser ist oft so seicht, daß sich die Böte selten dem Lande nähern können, und es befindet sich immer eine große Anzahl beladener Wagen da, um die Ankommenden an das Ufer zu bringen. Bisweilen müssen diese Wagen sehr weit hinaus, denn wenn der Wind aus N. oder NW. weht, wird das Wasser so sehr aus seinem Bette getrieben, daß man von der Küste aus 3 Stunden und noch weiter reiten kann. Man hat mir selbst erzählt, daß vor einigen Jahren während eines starken Nordwindes das Wasser ganz verschwand und vor den Augen der erstaunten Einwohner nur die Perspective eines unermeßlichen Horizonts von Schlamm und Sand ließ. Dies konnte geschehen, weil an dieser Seite der Fluß 10 St.

breit ist ohne über 3 Klaftern Wasser bei der größten Tiefe zu haben, ausgenommen bei Colonia, wo sich ein sehr schmaler Canal von 3, 5 oder 6 Klaftern Tiefe befindet. Ein heftiger Ostwind bewirkt dagegen gerade das Gegentheil, indem er immer das Wasser nach Buenos Ayres treibt, so daß bei Sturm das Wasser bis an den Fuß der Häuser auf dem Bajo (der Promenade) steigt und bei einem Pampero ein Schiff in ein Magazin fuhr. So heben und senken diese Winde je nach ihrer Richtung den Fluß 7 Fuß, mehr oder weniger. Man setzte hinzu, daß man gesehen habe, wie das Wasser eines Tages drei Stunden von der Küste getrieben worden sey, den ganzen Tag so geblieben wäre und dann allmälig den gewöhnlichen Stand wieder eingenommen habe.

Ich wunderte mich nicht weniger wie viele Andere vor mir über die seltsame Art des Landes, die hier gewöhnlich ist, als ich ziemlich weit vom Ufer an das Boot, das uns hergebracht hatte, die leichten Wagen kommen sah, die uns mit ihren großen Rädern und ihren zwei Pferden aufnehmen wollten. (Taf. 30. Abbild.) Ein Reisender, der sich über die geringe Festigkeit dieser von Rohr erbauten und hinten offenen Wagen beklagt, beschwert sich auch darüber, daß er der Gefahr ausgesetzt ist, naß zu werden ehe er an das Ufer kommt. Er setzt hinzu, daß wenn er so langsam durch das Wasser gezogen wird, er eher einen Verbrecher gliche, der aus der Welt geschafft werden soll, als einem Reisenden, der in eine große Hauptstadt einzieht. Ich, der ich minder schwierig oder besser gelaunt war, fand die Sache nicht so traurig. Ich nahm also stolz Besitz von dem Lande und ließ mir sogleich in der calle de la Vitoria das Haus eines reichen Handelsmanns anweisen, für den ich Briefe von einem seiner Handelsfreunde in Corrientes hatte.

Wie ich von Don Jose Garcia empfangen wurde, ist dem Leser sehr gleichgiltig. Dieser würdige porteño (ein Beiname, mit dem man im Lande besonders die Bewohner von Buenos Ayres bezeichnet) stellte mich sogleich seiner Frau und seiner Familie vor, die in einem hübschen jungen Manne von 25 Jahren, Officier im Regimente der colorados oder der Rothen, und zwei allerliebsten Mädchen bestand, von denen die eine achtzehn und die andere sechszehn Jahre alt war. Man trank Mate mit silbernen bombillas aus einem schönen Gefäße von gleichem Metalle. Ich erhielt ein graziöses Lächeln von der pikanten Juanita, der jüngsten der beiden Schwestern, während die ernste nette Teresa eine Sonate von Adam auf einem Pleyel'schen Pianoforte spielte. Man fragte mich, was ich sehen wolle, und man lachte ein wenig über meine Verlegenheit, wenn ich ein Spanisch sprechen wollte, das ich auf meinen abenteuerlichen Wanderungen nicht sehr zu üben Gelegenheit gefunden hatte; man interessirte sich sehr für meine Untersuchungen und versprach, mir dabei behülflich zu seyn. „Sie sind zu Hause, Herr," sagte Don Jose Garcia zu mir, „und ich werde meinem alten Freunde Don Pedro Gomez dafür danken, daß er mich in den Stand gesetzt hat, Ihnen nützlich seyn zu können." Gleich den andern Tag bemächtigte sich meiner der junge Officier und ich begann mit ihm meine Spaziergänge in der Stadt, die ich größtentheils in seiner Gesellschaft besichtigt habe.

Buenos Ayres galt vor der Zeit, als sie die Residenz eines Vicekönigs wurde, für die vierte Stadt Südamerikas; seit dieser Zeit steht sie aber kaum noch Lima nach. Sie ist regelmäßig gebaut und hat die Gestalt eines ¾ Stunden langen und ½ St. breiten Vierecks, das in eine gewisse Anzahl cuadras (Häusermassen) getheilt ist, welche durch calles (Straßen), die sich in rechten Winkeln durchschneiden, getrennt sind. Diese Straßen sind breit und gerade; die Mitte derselben ist nicht immer gepflastert, jede Seite aber mit Trottoirs versehen, die freilich oft zu schmal sind, zumal sie an vielen Stellen 2 bis 3 Fuß über die Straße ragen. Die beiden Hauptstraßen sind die calle de la Vitoria (die Siegesstraße), welche diesen Namen seit der Revolution führt und früher calle de San Benito (St. Benedictsstraße) hieß, und die calle de la Santa Trinidad (die Dreieinigkeitsstraße). Die erstere, welche fast die ganze Stadt durchschneidet, wird von der höchsten Classe bewohnt. Fast alle Häuser in ihr sind gut gebaut, so wie auch in einigen benachbarten Straßen, von Mauersteinen aufgeführt, sorgfältig angestrichen und haben geräumige, bisweilen mit weißem und schwarzem Marmor gepflasterte Höfe (patios), über welche man Zelte spannt, um sie vor den Strahlen einer zu glühenden Sonne zu bewahren. Uebrigens haben sie platte mit Stein belegte Dächer (azoteas) und der Vordertheil ist häufig mit einem Porticus in spanischem Style verziert, über welchem sich nicht selten das Wappen der ersten Besitzer befindet. Die Fenster sind durch eine rega, ein eisernes Gitter, geschützt, weshalb sie wie Gefängnisse aussehen. Die meisten haben durch Jalousien verschlossene Balcons, auf denen man Blumen zieht, deren Geruch und Glanz ergötzt, wie aus Europa herüber verpflanzte Nelken, die sich in Buenos Ayres wunderbar vermehren, und unter den einheimischen Blumen die ariruma, eine Art gelbe Hyazinthe vom angenehmsten Geruche; die diamela, welche vielleicht die Königin der amerikanischen Blumen ist; die geruchlose peregrina, die aber ihrer Schönheit wegen wohl verdiente, unsere schönsten Blumenbeete zu schmücken, und viele andere, welche meine junge Wirthstöchter oft eigenhändig begossen, entweder auf dem Balcon selbst, oder in den beiden Gärten, zwischen denen ihr Haus lag wie die meisten Häuser der Reichen in der Stadt. Jeder Garten wird durch das Wasser bewässert, das man aus dem la Plata bringt und von dem man eine gewisse Quantität in einem Behälter sammelt, der sich in jedem großen Garten findet. Das so aufbewahrte Wasser ist außerordentlich rein, aber, wie man sagt, so frisch, daß die Benutzung gefährlich seyn soll. Um wahr zu seyn, muß ich hinzusetzen, daß ich hier das schöne Viertel, die Chaussée d'Antin von Buenos Ayres, beschreibe, denn die übrige Stadt und die Vorstädte, die besonders von Mestizen und von Negern bewohnt werden, sehen sehr schmuzig und elend aus.

Die Gesammtbevölkerung von Buenos Ayres wird gegenwärtig auf 60,000 Seelen geschätzt, unter denen sich etwa 3000 Spanier von reinem Blute befinden mögen. Ich spreche indeß hier nur von den Eingebornen, denn wenn man auch die Fremden rechnen wollte, die ungefähr auf 30,000 geschätzt werden, Engländer, Franzosen, Deutsche, Spanier und Portugiesen, Europäer, Nordamerikaner, Brasilianer ꝛc., so würde man wohl eine Anzahl von wenigstens 90,000 Seelen erhalten.

Ein englischer Reisender, der als Generalcommissair die englische Armee begleitete, die 1807 unter dem Commando des Samuel Achmuty gegen Buenos Ayres geschickt wurde, theilt diese Bevölkerung in verschiedene Classen. Zuerst nennt er die der Handelsleute, die nach ihm meistentheils die ihrem Stande nöthigen Kenntnisse nicht haben und ganz der Routine folgen sollen, und wenn man ihm glaubt, so wäre der Hauptgrund, warum sie sich so lange der Handelsfreiheit widersetzten, das geheime Bewußtseyn ihrer eigenen Unerfahrenheit. Mehrere unter ihnen haben ein ansehnliches Vermögen erworben, und zwar, wie der Engländer sagt, durch religiöse Heuchelei, welche ihnen die Gunst der reichen Familien erwarb; denn man hat bemerkt, daß die alten spanischen Christen, die ehrlicher waren, sich nicht so schnell bereicherten. Unter den kleinen Kaufleuten sind die, welche am meisten gewinnen, die pulperos. Diese verkaufen im Einzelnen Wein und Branntwein, Lichte, Würste, Salz, Brod, Holz, Fett, Schwefel ꝛc. Ihre Laden (pulperias), der gewöhnliche Sammelplatz der Müßiggänger und Nichtsnutze, sind sehr zahlreich. Andere verkaufen wieder Töpfer- und Glaswaaren, Droghen, verschiedene Producte der Landesindustrie ꝛc. Die erstern haben auch wollene, seidene und baumwollene Zeuge aller Art, Hüte und andere ähnliche Artikel. Viele unter ihnen erwerben sich ungeheuere Reichthümer, besonders diejenigen, welche mit den sogenannten obern Provinzen, Cordova, Tucuman, Salta ꝛc., vermittelst junger Leute handeln, die sie als Agenten dahin schicken. Die zweite Classe der Bewohner von Buenos Ayres besteht aus Land- oder Hausbesitzern, meistentheils Creolen, denn wenige Europäer legen ihr Geld in Gebäuden oder in Ländereien an, ehe sie ein zu ihrer Existenz hinreichendes Vermögen erworben haben, was immer erst geschieht, wenn sie schon bejahrt sind, so daß ihre Besitzungen bald in die Hände ihrer Erben übergehen. Die gewöhnlichen Landbesitzer ziehen sehr wenig Vortheil von ihren Besitzungen. Zu ihnen muß man auch die Bauern rechnen, welche hier

quinteros oder chacarreros genannt werden, Mais, Korn und anderes Getreide bauen, aber so arm und gedrückt sind, daß sie in der Gesellschaft nur einen geringen Rang einnehmen. Schnell gehe ich über die dritte Classe hinweg, welche aus Handwerkern, wie Maurern, Zimmerleuten, Schneidern, Schuhmachern besteht, die selten reich werden, ob sie gleich viel arbeiten und hohen Lohn erhalten. Die Gesellen sind gewöhnlich Farbige, die Meister größtentheils Genueser oder doch immer Fremde, denn die Spanier verachten diese Art Beschäftigung und ihr Stolz würde es nie zugeben, zugleich mit Negern und Mulatten zu arbeiten. Die Lastträger machen eine sehr zahlreiche Körperschaft aus; sie stehen auf den Straßen, bereit die Karren auf- und abzuladen und Lasten zu tragen, sind aber so faul und so ausschweifend, daß man nie auf sie rechnen kann. Sobald sie Geld haben, trinken sie und spielen sie, und wenn sie keines haben, suchen sie dergleichen zu escomotiren, — echte Lazzaronis der neuen Welt, eine Geißel der Gesellschaft, gegen welche man erst spät einige Klugheitsmaßregeln zu ergreifen für gut befunden hat. Die öffentlichen Beamten bilden die vierte Classe; aber die europäischen Spanier haben die Aemter nicht mehr inne, wahre Sinecuren, deren Besitzer dem Lande nur durch das Geld nützten, das sie verthaten; seit der Revolution sind alle öffentliche Aemter von Eingeborenen, mit Ausschluß aller Andern, besetzt. Die fünfte Classe ist die der Männer, welche die Armee ausmachen, deren Chefs vor der Ankunft der Engländer sehr unwissend, wie die Soldaten undisciplinirt, schlecht gebildet und schlecht bezahlt waren; alle haben aber seitdem bewiesen, daß es ihnen nicht an Tapferkeit fehlte, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß sie mit der Zeit die Talente und Tugenden erlangen werden, die man ihnen noch wünschen kann, da sie jetzt, statt ihr Blut für selbstsüchtige und gegen ihr Schicksal gleichgiltige Herren zu vergießen, für sich selbst und für ein Vaterland kämpfen. Die sechste Classe endlich besteht aus Geistlichen, unter denen man wohl die Weltgeistlichen, die sich oft durch ihre Aufklärung und ihre Tugenden auszeichnen, von einem Reste von Mönchen unterscheiden muß, deren gräßliche Unwissenheit und grober Aberglaube ins Unbegreifliche gehen; aber die republikanische Regierung hat den Einfluß derselben von nun an unschädlich oder vielmehr unmöglich gemacht.

Der Handel von Buenos Ayres besteht hauptsächlich in der Ausfuhr von Leder und Talg; viele Leute beschäftigen sich mit dem Sammeln dieser Artikel in den Pampas. Das charque oder charajo (gedörrte Rindfleisch) ist ebenfalls ein bedeutender Handelszweig. Man führt ferner häufig Maulthiere nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und nach Westindien aus. Die Einfuhr aus England bestand besonders in Wolle von Halifax, Huddersfield, Leeds, Wakefield 2c.; in Baumwollenzeugen von Glasgow, Paisley, Manchester 2c.; in Eisenwaaren von Sheffield und Birmingham und in Thonwaaren von Worcester und Staffordshire. Die französischen, indischen und chinesischen Waaren finden auch sehr guten Abgang.

Das gesunde Clima von Buenos Ayres, das selbst durch den Namen der Stadt angezeigt wird (gute Luft), ist zum Sprichwort geworden. Zwischen 34° und 35° s. Br. gelegen, erfreut sich Buenos Ayres einer Temperatur, welche jener der südlichen Länder von Europa gleicht. In einem gewöhnlichen Winter gefriert das Wasser an drei, vier Tagen leicht, und wenn dies etwas länger dauert, gilt der Winter für hart. Die Winde sind hier dreimal heftiger als in Assomption, der Hauptstadt von Paraguay. Der in der letztern Stadt kaum bekannte Westwind ist in Buenos Ayres sehr häufig. Im Herbst sind die Winde minder heftig, aber stärker und beständiger im Frühlinge und Sommer; um diese Zeit erheben sie Staubwolken, die so dicht sind, daß sie bisweilen die Sonne verfinstern, dabei sehr lästig für die Einwohner, deren Kleider, Zimmer und Geräthe sie beschmuzen. Die heftigsten Winde sind die SW- bis SO-Winde. Die letztern bringen im Winter immer Regen, aber nicht im Sommer. Ich habe schon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die Atmosphäre im ganzen Lande sehr feucht ist, ohne daß je die Gesundheit darunter leidet; diese Unannehmlichkeit macht sich besonders in Buenos Ayres fühlbar, wo die Dielen der Zimmer nach Süden zu immer feucht sind. Die nach dieser Gegend zu stehenden Mauern sind mit Moos bewachsen und diese Seite der Dächer mit dichtem, zwei bis drei Fuß hohem Gras bedeckt, so daß man sie alle zwei bis drei Jahre reinigen muß, damit sich das Wasser nicht darin aufhalte und durchsickere. Selten verdichten sich die Dünste so, daß sie Nebel bildeten; auch ist der Himmel immer rein und heiter. Man erinnert sich nur einmal in Buenos Ayres Schnee fallen gesehen zu haben, und auch nur in geringer Menge. Der Schnee macht auf die Bewohner denselben Eindruck, wie der Regen auf die von Lima, welche, wenn sie das erstemal aus ihrer Stadt kommen, sich höchlich verwundern, wenn es regnet, weil es bei ihnen nie regnet. Das sicherste Zeichen des Regens ist das Erscheinen eines feststehenden Streifens am Horizonte in Westen beim Untergange der Sonne. Ein scharfer Nordwind kündigt über den zweiten Tag Regen an. Man kann auch darauf rechnen, wann Blitze in SW. glänzen, wann man eine erstickende Hitze fühlt und wann man von Buenos Ayres aus die entgegengesetzte Küste sieht. In allen Jahreszeiten, besonders aber im Sommer, giebt es häufige Platzregen mit Gewittern. Die Donnerschläge folgen fast ohne Unterbrechung aufeinander und der Himmel scheint in Feuer zu stehen. Der Blitz ist gefährlich, besonders wenn die Gewitter, wie die, welche Montevideo heimsuchen, von NW. kommen. Man erinnert sich noch immer eines solchen Gewitters vom 20. Jan. 1790, während dem der Blitz 37 mal in der Stadt Buenos Ayres einschlug und 19 Personen tödtete.

In den Straßen von Buenos Ayres ist mehr Leben und Bewegung als in irgend einer andern Stadt Südamerikas. Mir fiel es auf, als ich das erstemal mit dem Sohne meines Wirthes ausging. Zahlreiche plumpe Karren mit ihren ungeheuern großen knarrenden Rädern und halb wilden Fuhrleuten, die fast so roh sind als ihr Zugvieh; schwarze, farbige, indianische Träger mit Kisten und Kaufmannsballen; Damen in eleganten französischen oder englischen Wagen mit kleinen, aber kräftigen inländischen Pferden, und andere, die zu Fuße ihre Einkäufe oder Besuche machen; Priester und Mönche, Kaufleute und Soldaten, geduldete und nicht geduldete Bettler, alle sehen geschäftig aus, zu geschweigen das ewige Läuten der Glocken (die Kirchen stehen in Buenos Ayres immer offen), welches für die an diese Harmonie nicht gewöhnten Ohren unerträglich ist; die ganze Bewegung, dieses ganze Geräusch giebt der Stadt eine eigenthümliche Physiognomie und etwas Großstädtisches.

Mein neuer Führer brachte mich zuerst in das Zollhaus, wo ich meine Habseligkeiten anzuerkennen und zu reclamiren hatte, die nach dem Gebrauche hier niedergelegt worden waren, während ich selbst auf der entgegengesetzten Seite in die Stadt kam. Dieses Gebäude, das sich nur durch seine Lage am Rande des Flusses empfiehlt, ist in dieser Hinsicht ganz zu seinem Zwecke geeignet. Der Platz, wo es steht, hebt sich nur 12 F. über den Fluß, aber man kann doch die Ladungen wie die Reisenden nur mittelst Karren aus- und einladen, die, ehe sie das Wasser erreichen, über einen sehr steilen Abhang herunter müssen. Um ihnen dieses Hinunterfahren etwas zu erleichtern, befestigt ein Mann zu Pferde seinen Lasso hinten an den Wagen und strengt sein Thier an, die Hinunterfahrt bis an den Kai aufzuhalten. Diesen Dienst erweist er nach und nach allen Karren. Diese Karren müssen sodann im Wasser selbst eine oft sehr bedeutende Strecke durchfahren, ehe sie die beladenen Böte erreichen. Sie sind von Paraguayholze gebaut, sehr fest und mit acht Fuß hohen Rädern versehen; trotz dem bleiben die Waaren 2c. nichts destoweniger dem Naßwerden ausgesetzt. Bei schlechtem Wetter wird dieses Fahren unausführbar, und übrigens ist es nicht eben selten, daß der Karren, das Geschirr, der Fuhrmann und die Ladung, ehe sie die Böte erreichen, umgeworfen werden. Muß man sich nicht wundern, daß man in einer so ansehnlichen Handelsstadt noch nicht auf Mittel gedacht hat, diesen großen Uebelständen abzuhelfen?

Von da an mußte ich mit der Polizei in Ordnung zu kommen suchen, deren Bureau sich am Markte befinden; auf dem Wege dahin wollte mir aber mein Freund Lorenzo, der alle Augenblicke zu benutzen wünschte,

das Fort (el fuerte) zeigen, das gerade davor, in Süden, am Rande des Wassers liegt. Hier war er, als Soldat, in seinem Elemente, da es ihm aber auch sonst nicht an Bildung fehlte, so erfuhr ich auf unsern verschiedenen Ausflügen aus seinem Munde eine Menge werthvoller Einzelnheiten über den Gegenstand meiner Neugierde. „Das ist," sagte er zu mir, „unsere Festung. Sie hat die Gestalt eines vollkommenen Vierecks, ist an jedem ihrer vier Winkel mit Werken versehen und mit einem Graben umgeben, der an drei Seiten kein Wasser hat. In S. steht sie durch eine Zugbrücke mit dem Marktplatze in Verbindung. Wenn das Wasser steigt, werden die Mauern von den Wogen bespült, gewöhnlich bleibt aber eine Stelle frei zwischen den Mauern und dem Flusse. Sie bemerken dahinter die Kirchen San Francisco und Santo Domingo. (Taf. 33. Abbild.) Das Fort ist, wie Sie erkennen, gut bewaffnet und beherrscht den Ankerplatz der Balisen, aber ich gestehe Ihnen in Vertrauen, daß es mir nichts destoweniger schlecht angebracht zu seyn scheint. Mit einiger Gewandtheit könnte eine feindliche Flotte, angenommen, daß Wasser genug da sey, der Stadt viel Schaden zufügen, ohne durch das Feuer des Forts sehr gehindert zu werden. Allerdings ist ein Angriff von der Flußseite aus wenig zu fürchten, welche durch die natürlichen Hindernisse vertheidigt ist, die die Sandbänke und Untiefen des Plata einer Ueberrumpelung vom Meere aus immer entgegensetzen werden. Als sie die Engländer 1806 nahmen, fanden sie hier ungefähr 40 Stück Kanonen von verschiedenem Kaliber und 2000 Flinten. Die gewöhnliche Garnison ist sehr schwach, aber im Nothfalle können sich 3000 Mann Provinzialmiliz den regelmäßigen Truppen sogleich anschließen. Das Fort ist auch die Residenz des Präsidenten der Republik, wie sich auch die Bureaux der Regierung dort befinden. Sie sehen da unten am Fuße des Forts einige Frauen im Wasser sitzen, die einen Mantel auf den Achseln haben und über die eine Negerin einen Sonnenschirm hält. Das sind Badende; sonst hätten Sie Abends, eine Stunde vor Sonnenuntergange bis tief in die Nacht hinein die ganze Stadt, Männer und Frauen untereinander, baden sehen können; nach dem Bade gingen die letztern am Ufer spazieren, um ihr langes Haar zu trocknen, ohne daß Jemand ein Aergerniß daran nahm; es war Sitte und die Sitte ist in der Neuen Welt wie in der Alten das gemeine Gesetz. Alles dies hat sich geändert und wir haben jetzt die regelmäßigen Bäder im Innern der Stadt; freilich muß ich Ihnen gestehen, daß sie weder sehr reinlich, noch sehr gut eingerichtet sind. Sie sehen dort auch Hunderte von Wäscherinnen, die hier alle Tage beschäftigt sind, ausgenommen an großen Festtagen, ihre Wäsche ohne Seife zu waschen, indem si: dieselben mit Klöpfeln in kleinen immer mit Wasser gefüllten Gruben schlagen. Aber nun wollen wir nach S. zu gehen und uns nach dem Plaza (dem Marktplatze) begeben, wo sich zwei unserer ausgezeichnetsten Gebäude befinden."

Dieser vollkommen viereckige Platz befindet sich vor dem Hafen. Auf dem Wege dahin begegneten wir einem schweren Karren, der von zwei Ochsen gezogen wurde, zwischen denen auf dem Joche selbst ein Mann mit herumhängendem Haar und einer Mütze darauf, barfuß und mit einer hölzernen Keule bewaffnet saß. „Dies ist ein aguador," sagt mir Lorenzo, „ein Wasserhändler, oder Wasserträger wie man in Paris sagt. Seine Waare befindet sich in dem Fasse auf dem Karren auf vier Stangen, an deren eine sonst immer das Bild eines Schutzheiligen gehangen wurde. Mit der Keule lenkt er seine Ochsen, indem er sie auf die Hörner schlägt; die zwischen den beiden vordern Stangen hängende Klingel verkündigt seine Annäherung. (Taf. 31. Abbild.) Wir haben hier eine große Anzahl solcher aguadores, deren Industrie um so nützlicher ist, da die Brunnen nur salziges Wasser geben, das in der Küche nicht zu brauchen ist. Ohne Zweifel würden Sie von der Rohheit empört werden, mit welcher die meisten dieser Elenden ihre armen Thiere behandeln, denen sie doch ihre Existenz verdanken, und es ist zu wünschen, daß man bald daran denke, die Hilfsmittel der Hydraulik anzuwenden, um uns mit geringern Kostern und auf menschlichere Weise eines der ersten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen. — Da sind wir nun auf dem Siegesplatze."

— „Was ist das für ein langes Gebäude in maurischem Style, das die ganze Ostseite des Platzes einnimmt, mit den Arcaden und einer Galerie darüber, wo riesenhafte Vasen stehen und in dessen Mitte sich eine Art Triumphbogen eröffnet?" fragte ich. — „Das ist die Recoba, unser Palais Royal, mit Laden an jeder Seite. In seinem gegenwärtigen Zustande ist es 150 Metres lang und ungefähr 21 breit. (Taf. 31. Abbild.) Man fängt an, dasselbe nach der Südseite fortzusetzen, wo Sie noch sehr bescheidene Schoppen kleiner Kaufleute sehen; aber der Geldmangel hat uns gezwungen, die Ausführung des Planes zu vertagen. Davor befindet sich das cabildo oder Rathhaus unter den Spaniern, jetzt das Gefängniß und der Sitz der Gerechtigkeit. Auch dies ist in maurischem Geschmacke angelegt, wenn auch einfacher als die Recoba. Sie bemerken außer der doppelten Arcadenreihe und dem viereckigen Thurme einen eisernen Balcon, von dem aus sonst die Stadtbeamten die Bürger bei feierlichen Gelegenheiten anredeten. (Taf. 31. Abbild.); und endlich sehen Sie in der Mitte ziemlich hübscher Privathäuser einen Theil unserer Kathedralkirche."

„Und was ist das für ein viereckiger Obelisk, der sich mitten auf dem Markte erhebt, umgeben von einem Geländer, und dessen Pilastern Kugeln liegen?" — „Dieser Bau, der 30 Fuß hoch seyn kann," antwortete Lorenzo, „ist in Hinsicht auf Kunst gewiß nicht ausgezeichnet, aber Sie sollen erfahren, in wiefern er allen Freunden der Freiheit theuer ist." Wir traten näher und ich las eine Inschrift zur Erinnerung an den großen Tag des 9. Juli 1816, an welchem die Repräsentanten der Vereinigten Provinzen vom Rio de la Plata ihre Unabhängigkeit aussprachen. Ein Chor von jungen Knaben singt hier jedesmal am Jahrestage dieser Begebenheit am Fuße dieses Obelisken die patriotische Hymne des Landes, welche von Don Vicente Lopez componirt worden ist. Das Fest wird ferner durch Spiele, Illuminationen, Tänze, Fanfaren, Revuen, Evolutionen rc. unter einem großen Zulaufe von Einheimischen und Fremden gefeiert, die von allen Punkten herbeiströmen. Die Plaza ist aber auch am Frohnleichnamstage der Schauplatz einer Feierlichkeit anderer Art, der Prozession des Corpus Christi, wobei der Katholicismus allen Pomp seines Cultus entfaltet.

Ich verbrachte meine Zeit sehr wohl bei meinem würdigen Wirthe. Den ganzen Tag ging ich nach meinem Gefallen umher, bald allein, bald mit Lorenzo, und jeden Abend fanden wir uns im Familienkreise bei den Damen in dem Saale zusammen, wo gewöhnlich viel Gesellschaft vereinigt war; denn Don Jose Garcias hatte viele Bekannte. Gleich am Abende nach meiner Ankunft hatte ich alle Damen auf dem Balcon sitzen sehen. Dort verbringen sie überhaupt den größten Theil ihrer Zeit; sie trinken da ihren Kaffee oder ihre Chocolade und spielen selbst Guitarre dort, denn trotz der Einführung der englischen und französischen Sitten im Lande, findet man doch noch einige Spuren der alten spanischen Gewohnheiten. Viele Damen von Buenos Ayres haben eine schöne Stimme, und wenn man Abends durch die Stadt geht, kann man oft umsonst ein recht angenehmes Concert hören. Ich mußte den andern Tag meine Wirthinnen in eine tertulia begleiten, was mich nicht hinderte früh herumzustreichen, um das Schauspiel eines Fischfanges zu Pferde zu genießen, der Abends im Winter und im Sommer sehr früh stattfindet.

Ungefähr eine Viertelstunde nördlich von der Stadt traf ich auf viele Milchverkäufer (lecheros), welche sich zu Pferde in die Stadt begaben, um daselbst ihre Waare zu verkaufen. Sie kommen regelmäßig von den estancias oder Landgütern in der Nähe der Stadt und tragen die Milch an jeder Seite des Pferdes in einer Art irdener, zinnerner oder blecherner Krüge in Säcken am Sattel. (Taf. 31. Abbild.) Die meisten dieser lecheros sind Kinder kleiner Gutsbesitzer, schlecht gekleidet und schrecklich schmuzig, aber heiter, neckisch und geistreich; man überrascht sie oft, indem sie im Flusse Wasser in ihre Krüge zufüllen, nachdem sie einen Theil der Milch getrunken haben. Fast alle sind Kinder von zehn Jahren und so klein, daß sie an einem Steigbügel, der bis auf die Erde hängt, auf ihre Pferde hinaufklettern müssen. Mit diesen jagen sie in gestrecktem Galopp davon und einer sucht den andern zu überholen.

Während ich mich an ihren Spielen ergötzte, kam ich bald an die gesuchte Scene, welche durch das Licht der aufgehenden Sonne beleuchtet wurde. Man verbraucht in Buenos Ayres eine ungeheuere Menge Fische, und die Art, wie man dieselben fängt, ist gewiß sehr merkwürdig. Die Fischer begeben sich in den Fluß mit einem Karren, der mit Fellen belegt ist und von Ochsen gezogen wird, und mit zwei Pferden, von denen eines die Netze trägt. Zu jedem solchen Fischfange gehören in der Regel vier Personen. Zwei von ihnen besteigen die Pferde und reiten so weit in das Wasser hinein, bis sie den Boden verlieren. Glauben sie weit genug zu seyn, so geben sie ihren Pferden die Fersen, denn sie sind immer barfuß, ziehen einer rechts, der andere links, breiten so ihr Netz aus, von dem Jeder ein Ende hält, kehren dann an das Ufer zurück und füllen ihren Karren mit den Fischen, die sich in dem Netze fanden. (Taf. 32. Abbild.)

Da ich nichts übersehen wollte in einem Lande, wo es so viele von den europäischen ganz verschiedene Gebräuche giebt, so nahm ich mir vor, auch einen der madateros oder einen Schlachthof der Stadt zu besuchen. Vor einigen Jahren gab es nur vier daselbst, einen an jedem Ende und zwei in der Stadt. Jetzt zählt man weit mehr. Der matadero, den ich sah, liegt im Süden, und die Vorstadt, wo er sich befindet, ist sehr malerisch, da die Höfe (patios) der Häuser mit Pomeranzen- und Limonienbäumen gefüllt sind, welche sich über die Mauern erheben, und kleine Gärten mit denselben Bäumen, Feigen- und Olivenbäumen diesem Orte etwas Ländliches geben, welches von dem Aussehen der umliegenden Ebene sehr absticht. Ein anderer nicht minder auffallender Contrast wird durch das Schlachtfeld, das vor mir lag, mit jener lachenden Aussicht hervorgebracht. Ich hatte bereits den matadero zu Assomption in Paraguay gesehen, aber dieser hier ist weit großartiger. Jeder matadero enthält mehrere corrales (Einzäunungen), welche verschiedenen Fleischern gehören. In diesen hält man die vom Lande gebrachten Thiere, und wenn man sie schlachten will, läßt man eines nach dem andern heraus und schneidet ihnen den Kniebug mit einer Geschicklichkeit durch, die man gesehen haben muß, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Sind sie so an den Boden gebracht, so schneidet man ihnen leicht die Kehle durch. So schlachtet man so viele als man will, zieht dann die Haut ab und schneidet in Längenstücken alles zum Verkauf bestimmte Fleisch ab, während man das übrige den Raubvögeln und den Schweinen überläßt, die man immer in der Nähe hat und die sich nur von den Köpfen und Lebern der Rinder nähren. (Taf. 32. Abbild.) Aber dies mag genug seyn von einem ziemlich widerwärtigen Gegenstande, zumal da ich noch von einem andern zu sprechen habe, der nicht viel angenehmer ist.

Die Bettelei ist eine Wunde, von welcher die Hauptstadt der Argentiner eben so wenig frei ist als eine andere große Stadt. Da die Lebensbedürfnisse hier in so großem Ueberflusse vorhanden sind und der Arbeitslohn viel höher steht als an andern Orten, so sollte man wohl glauben, Buenos Ayres sey von jener Geißel frei; aber die Trägheit und Faulheit des Volks erklärt diesen Widerspruch leicht. Ich spreche nicht von den gewöhnlichen Bettlern, z. B. den Blinden und Lahmen, die sich an den Kirchthüren aufhalten und die Vorübergehenden unaufhörlich in kläglichem Tone mit den Worten ansprechen: Por el amor de Dios! Ich spreche auch nicht von den privilegirten Bettlern, welche in der Mönchskutte, den langen Bettelsack auf der linken Achsel, zur Schande der Menschheit von Thüre zu Thüre gehen und por el amor de Dios um die Nahrung betteln, die eine arme Mutter vielleicht ihren Kindern entzieht, um den guten Vätern gefällig zu seyn; am meisten fielen mir die Bettler zu Pferde auf, welche die Erlaubniß von der Polizei (policia mendiga) haben und seit einiger Zeit auf der Brust ein Schild mit einer Nummer und einer Aufschrift tragen müssen. Ich sah bei einem Nr. 85! Er trug einen grünen Poncho, eine rothe Jacke und weiße Beinkleider; am Sattelknopfe hing ein blau gefärbtes Schaffell. Er hielt einen alten Hut hin, in den die guten Porteños Realen warfen, und ritt durch die Stadt, bepackt mit Lichtern, Fleischstücken, Säcken mit Manioc rc. (Taf. 32. Abb.) Ich war darüber empört als ich zu meinem Wirthe zurückkam, wo man mich wegen meiner europäischen Reflectionen auslachte.

Beim Mittagsmahle kam auf den Tisch ein surubi. Dieser Fisch, welcher dem Hechte gleicht, zeichnet sich durch einen langen Bart aus und wiegt gewöhnlich 10 bis 30 Pfund, obgleich bisweilen einige an die Ufer geworfen werden, die 70 bis 100 Pfund schwer sind. Dieser Fisch brachte das Gespräch auf meinen Morgenausflug und trug mir von Seiten meines Wirthes eine völlige Abhandlung über die eßbaren Fische des Plata ein, deren Schluß für sein Vaterland nicht eben günstig lautete. „Unsere Fischer," sagte er, „fangen gewöhnlich viele Fische, aber man kann nur diese Art für gut ansehen, und auch sie nur in Vergleich mit den übrigen; denn die Fische sind hier im Allgemeinen weit schlechter als die, welche man weiter unten, z. B. in Montevideo, fängt, wo das Wasser hell und tief und nicht seicht und schmuzig wie in Buenos Ayres ist. So ist unsere boga, eine Art Karpfen, die häufigste Fischart, die 3 bis 4 Pfund wiegt, voll von Gräten und nur gesalzen und geräuchert gut; der dorado, dem Lachs ähnlich, aber kleiner, hat dieselben Mängel, wie die boga; der manguruyu hat zur Auszeichnung nur seine ungeheuere Schwere von mehr als 100 Pfunden; der armado ist merkwürdiger durch den ihn bedeckenden Panzer als durch seinen angenehmen Geschmack. Sie haben oft von unserer ralometa sprechen hören, deren Zähne so ungemein scharf sind, und ich kenne außer dem hier aufgetragenen nur noch den pejerey oder Fischkönig, eine Art Stint der Gestalt und Farbe nach, der wirklich etwas werth ist. Die Erfahrung hat gelehrt, daß wenn man am Flusse weiter hinaufginge, leicht jene trefflichen verschiedenen Fische zu erhalten wären, die in dem Parana so häufig sind, aber in Buenos Ayres scheint der Tafelluxus meistentheils nur in der Menge der Speisen zu bestehen und man hält so wenig auf die Qualität der Eßwaaren, daß die Landleute sich nicht die Mühe nehmen, gute Früchte und gute Gemüse zu ziehen, denn man giebt den gewöhnlichen wohlfeilen Waaren den Vorzug vor den bessern, die man natürlich auch theuerer bezahlen müßte." Der gute Don Jose Garcias war vielleicht ein wenig zu schwierig, denn ich hörte von seinen Gutschmeckern oft die Fische von Buenos Ayres rühmen.

Man begab sich zur tertulia. Eine Tertulia ist das, was wir bei uns eine soirée dansante nennen. Im Allgemeinen sind dieselben höchst angenehm und ganz ohne Zwang, was ihren vorzüglichsten Reiz bildet. Die Unterhaltung ist dabei immer sehr belebt in Folge der natürlichen Heiterkeit der Porteñas, der außerordentlichen Beweglichkeit ihrer Phantasie und der gewöhnlich ziemlich romanhaften Richtung ihres Geistes. Die Instrumentalmusik (das Piano und die Guitarre), so wie der Gesang modificiren die Vergnügungen ebenfalls; aber der Ball bleibt doch die Hauptsache, der Tanz, wobei man die anmuthigsten Tänze Europas sieht, den deutschen Walzer, den französischen Contretanz, die contradanza española, die der Lieblingstanz zu seyn scheint, und andere Nationaltänze, wie die Menuet (montonero), welche mit der Gravität den Reiz der schwer auszuführenden complicirten Figuren des spanischen Contretanzes vereinigt. Beim Eintreten begrüßt man die Frau vom Hause, und dies ist die einzige Ceremonie, der man sich zu unterwerfen hat; entfernen kann man sich ohne irgend eine Förmlichkeit, so daß man ein Dutzend Tertulias an einem einzigen Abende zu besuchen vermag. Die Damen benehmen sich und sprechen mit vieler Offenheit und Grazie. Wegen der zarten Aufmerksamkeit, die sie den Fremden erweisen, hat man sie bisweilen fälschlich einer zu großen Freiheit beschuldigt, und diese Beschuldigung hat die Folge gehabt, daß jetzt die Fremden nicht so leicht Zutritt und freundschaftliche Aufnahme finden. Dieses Sichgehenlassen steht diesen stolzen pikanten Porteñas sehr gut, die nicht leicht einem Fremden die linkische Verlegenheit bei dem Trinken des heißen Mate oder bei dem Tanze einer ernsthaften Menuet verzeihen. Ich hatte unter dem Schutze meiner beiden reizenden Wirthstöchter nichts der Art zu befürchten und übrigens schon einige Kenntniß der örtlichen Gebräuche in den großen Städten Columbiens erlangt; doch bestand einige Verschiedenheit. Im Norden schei-

nen die ehemaligen spanischen Sitten noch vorzuherrschen, wenigstens großentheils und an vielen Orten; hier dagegen würde sich ein Engländer leicht nach London, und ein Franzose noch leichter nach Paris versetzt glauben können. Die Schneider und Modehändlerinnen sind alle aus England oder Frankreich. Die Anzüge sind hauptsächlich französisch bei beiden Geschlechtern und immer nach der neuesten Mode, natürlich einige Monate zurück. Meine Tertulia war sehr zahlreich besucht und eine der glänzendsten. Ein Schwarm von Damen, immer eine jünger und hübscher als die andere, die mit einander in Eleganz wetteiferten, drängte sich in einem mit Spiegeln, frischen Tapeten, reichen Teppichen und kostbaren Meubles geschmückten Saale, worin man auch ein sehr schönes Piano bemerkte, das gegenwärtig in keinem nur einigermaßen gut eingerichteten Hause fehlt.

Die beiden Töchter meines Wirthes zeichneten sich vor so vielen nebenbuhlerischen Schönheiten dennoch aus; aber Mantillen und ehemalige andalusische Basquinas waren nicht zu sehen, sondern nichts als Leibchen à la Marie Stuart, mit Blumen garnirte Kleider von rosa Atlas, weite Aermel, Halsband, und der unzertrennliche Fächer . . Der Fächer! — eine Art Scepter, das eine Porteña nie ablegt, eine Art Talisman, dessen ganze Macht selbst unsere Damen vielleicht nicht einmal ahnen; und der schönste kleinste Fuß von der Welt in weißseidenem Strumpfe und einem Schuh von demselben Zeuge, der ein Muster für jeden Schuhmacher in den beiden Hauptstädten der europäischen Civilisation seyn würde. Ein ganz besonderer Schmuck wird indeß dennoch eine Porteña immer von allen andern Frauen der Welt auszeichnen, ein Schmuck, auf den sie, wie ich zu behaupten wage, fast so viel wie auf ihr Leben hält. Dieser Schmuck ist ein ungeheuerer Kamm, der auf dem Kopfe einen großen converen, mehr oder minder reichen, mehr oder minder verzierten Fächer vorstellt, je nach dem Range und dem Vermögen, der der Dame überall folgt; nur die Nebenzierrathen sind je nach der Zeit und den Umständen verschieden. Geht die Señora Porteña in die Kirche, so trägt sie den Kamm, aber mit einem schwarzen Kleide und einem großen Schleier von derselben Farbe, der ihre Schultern, ihre Brust und ihre Arme umhüllt. Sie hat ihr Gebetbuch in der Hand und ihr folgt ein schwarzer Diener als groom, der einen Teppich trägt. auf welchen seine Gebieterin knien wird, denn in Buenos Ayres giebt es in den Kirchen keine Sitzplätze. Geht die Señora zur Promenade, so trägt sie den Kamm und dazu einen großen Schleier von gestickten Spitzen, ein Gewand mit offenen und hängenden, ausgezackten Aermeln, ein Kleid mit Gigotärmeln und Armbändern, und das Taschentuch in der Hand. Ihre Sommertracht ist der Kamm mit Haarputz, weißem Chemisette, blauem Shawl und gelbem Kleide; die Wintertracht ebenfalls der Kamm, aber in Verbindung mit einem großen rosa Schleier, einem schwarzen Cashemir mit Palmen, in den sie sich einhüllt, einem Kleide von irgend einer Farbe und Stiefelchen. (Taf. 33. Abbild.) Hier halte ich aber inne, damit mein Reisetagebuch kein Modenbericht werde, und beschließe meine Musterung mit der Bemerkung, daß die Damen von Buenos Ayres im Allgemeinen bei ihren Anzügen glänzende und verschiedene Farben lieben. Ich bemerke noch, daß die meisten Frauen dieses Landes hübsch und viele unter ihnen wirkliche Schönheiten sind. Ihr Teint ist gewöhnlich blendend weiß und sticht so von ihrem ebenholzschwarzen schönen Haar ab. Sie haben eine Adlernase. Ihr süßes Lächeln, ihre großen schwarzen Augen, welche die spanischen Damen mit Recht so berühmt machen, haben einen Ausdruck, den man in den nördlichen Climaten nicht oft findet. Endlich zeichnen sie sich auch durch die Grazie und Majestät ihrer Haltung aus, tanzen und gehen stets gut, ohne je die leiseste Affectation zu brauchen. Die Männer, und ich spreche hier nur von denen der ersten Classe, haben auch ihre Vortheile und guten Eigenschaften. Die Herren von Buenos Ayres, alle hübsche Leute, kleiden sich mit eben so viel Geschmack wie die von Paris und London. Ihr Benehmen ist frei von jeder Affectation und sie haben nichts Weibisches. Alle jungen Männer sind gute Reiter und lassen ihre Gewandtheit im Tummeln eines schönen andalusischen Pferdes gern sehen. Sie sind muthig, liberal und uneigennützig. Doch wirft man ihnen Stolz und Arroganz vor; aber diese Fehler erklären sich, wenn sie nicht ganz zu entschuldigen sind, durch die Thatsache, daß sie mit den Bewohnern aller andern Republiken Südamerikas zur Vernichtung der spanischen Tyrannei in der Neuen Welt beigetragen haben. Ihre Nachbarn geben ihnen einen Spitznamen, der etwa unserm Prahlhans entspricht (pinturero). Sie scheinen für dieselben eine Antipathie zu haben, welche sich durch die Ueberlegenheit ihrer Talente und ihrer Aufklärung leicht erklärt.

Die Gesellschaft ist im Allgemeinen in Buenos Ayres angenehm. Ist man in einem Hause gehörig vorgestellt, so kann man zu jeder Stunde dahin kommen, aber die Abendstunden oder die der Tertulia sind die der guten Gesellschaft. Zu jeder Stunde, hatte ich gesagt, und das erinnert mich, daß ich bei der Beschreibung der allgemeinen Bewegung der Stadt eine Bemerkung hätte berücksichtigen sollen, die ohne Zweifel keinem nur einigermaßen aufmerksamen Reisenden entgangen seyn wird, nämlich, daß es in Buenos Ayres wie in vielen andern Städten der warmen Länder und selbst im südlichen Europa, drei Abschnitte des Tages giebt, in denen die Stadt ein ganz anderes Aussehen erhält; sehr lebhaft vom Sonnenaufgange an, wo die Märkte, die Straßen, die Plätze, die Laden, die Kais bis zwei Uhr bedeckt oder gefüllt sind; wie ausgestorben von zwei bis fünf Uhr während der siesta, in welcher die Geschäfte ruhen, die Plätze verödet, die Thüren geschlossen sind; und von fünf Uhr bis in die Nacht, mehr oder minder spät, je nach der Jahreszeit, wieder aus der Schlafsucht erwachend, lebendig wie am Morgen, aber in einer andern Art, denn es ist nicht mehr die Thätigkeit des Volkes, die Handels-, Manufactur- und Industriethätigkeit, sondern vielmehr, trotz den republikanischen Ideen, die fast in allen Classen vorherrschen, die aristokratische Thätigkeit, die der Besuche, der Einkäufe, Vergnügungen, besonders für die Leute vom sogenannten guten Tone, für die gute Gesellschaft. Dies ist die Zeit der Promenade auf der Alameda oder Pappelallee, die sehr uneigentlich so genannt ist, weil gar keine Pappeln dastehen, auf der Alameda, welche auch als Landungsplatz dient und den bajo fortsetzt. Der Bajo ist der angenehmste Ort in der Stadt wegen der Kühle und Reinheit der Luft, die man da athmet, und wegen der Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche sich auf der Rhede zeigen, auf die weit hinaus die Blicke reichen, der fast nothwendige Sammelplatz aller Einheimischen und Fremden zu Fuße, im Wagen und zu Pferde, die, Männer und Frauen, an Gewandtheit, Anmuth und Koketterie mit einander wetteifern. Es ist wirklich eines der originellsten Schauspiele, und ich weiß nicht, ob die schönen Tage des Corso von Rom und Neapel, des Hyde Park in London und der Champs Elysées in Paris mehr Mannichfaltigkeit, Reiz und Leben gewähren.

Ob ich gleich bereits eine gewisse Anzahl Gebäude der Stadt gesehen, so hatte ich doch nur erst eine unvollkommene Idee von ihrem Ganzen. Ich wünschte deshalb sehr, die Lücke in meinen Beobachtungen auszufüllen, denn bei der Ankunft kann man sich sicherlich keine sehr vortheilhafte Idee davon machen. Vom Flusse aus gesehen würde man wirklich in der Stadt schwerlich etwas anderes suchen, als eine etwa eine halbe Stunde lange Linie von weißen oder rothen Gebäuden, die sich gleichförmig an einem außerordentlich flachen Ufer hinzieht und deren Farbe von der des Wassers absticht, welche schwarzgrün ist. Diese Linie wird in ihrer Gleichförmigkeit kaum durch ein Dutzend Kuppeln unterbrochen, welche das Uebrige beherrschen und eine große Stadt ankündigen. (Taf. 33. Abbild.) Aber ein Punkt, von wo Buenos Ayres sich weit mehr zu seinem Vortheile zeigt, ist die sogenannte Plaza de Toros, wo man die ganze Breite der Stadt vom Flusse an bis an das fernste Ende nach Norden zu überblicken kann. Hier kann man man auch sehr leicht den allgemeinen Charakter der Gebäude der Stadt beurtheilen, die unter einander durch die weiße oder röthliche Farbe contrastiren, je nachdem sie von angestrichenen Steinen oder rohen gebrannten Mauersteinen aufgeführt sind, und, untermischt mit einer kleinen Anzahl von Bäumen im Innern oder um die Stadt herum, sehr originell aussehen. Sehr gut kann man ferner die

parallele Richtung der cuadras und der verschiedenen calles beurtheilen. Jene plaza de toros liegt am nördlichen Ende der Stadt, und die Truppen, die hier eine Caserne haben, halten da die Parade. Sonst erhob sich hier ein Amphitheater, das seinen Namen von seiner Bestimmung hatte, weil man hier im Sommer alle Sonnabende und Festtage Stiergefechte nach Art der in Spanien üblichen gab. Dieses Gebäude war von Mauersteinen; in seinem ganzen obern Theile liefen Logen für die vornehme Welt herum und es hatte unten sechs Fuß vom Boden eine kreisförmige Spitzreihe, die von dem Kampfplatze nur durch einen Breterverschlag getrennt war, in welchem sich noch überdies viele Eingänge befanden, durch welche die Kämpfenden entschlüpften, wenn sie zu hart bedrängt wurden. Der Eintrittspreis betrug für die Person drei Realen und die Regierung zog einen ansehnlichen Gewinn von diesen barbarischen Spielen. Der General Rondeau machte seinem Directorat dadurch Ehre, daß er das Amphitheater niederreißen ließ, wodurch er sich doch viele Bewohner von Buenos Ayres zu Feinden machte, obgleich bei jenen Spielen mehrmals große Unglücksfälle vorgekommen waren, wie z. B. der theilweise Einsturz des Gebäudes 1793 funfzehn Zuschauer theils tödtete, theils schwer verwundete. Diese Spiele sind indessen noch nicht gänzlich abgeschafft, so stark ist die Macht der Gewohnheit, aber sie finden nur in provisorischen Amphitheatern von Bretern statt und stets in Barracas, einem Dorfe in der Nähe, von dem später die Rede seyn wird. Auch die Hahnenkämpfe sind in Buenos Ayres sehr Mode, wie in dem übrigen Amerika. Vor der Thüre aller zu den armen Classen gehörigen Personen sieht man einen Kampfhahn, der an einem Beine angebunden ist. Ich werde Gelegenheit haben, die Pferderennen zu beschreiben, die auf den Pampas gehalten werden, ein ganz englisches Vergnügen, das noch durch die Leichtigkeit begünstigt wird, mit der man hier zu Lande Pferde erhält.

Ueber die Plaza de Toros drang 1807 ein Theil der Truppen des Sir Samuel Achmuty in die Stadt, nachdem sie den Zugang vom Freien her erzwungen hatten; bei der Ankunft fand aber der General Whitelock das Amphitheater und alle benachbarten Häuser in eben so viele Festungen umgewandelt, deren Feuer er erst in der Nacht zum Schweigen bringen konnte, nachdem er in dem Amphitheater selbst sein Hauptquartier genommen hatte, wo mit Liniers der schmähliche Vertrag unterzeichnet wurde, der die Stadt den Engländern wieder nahm.

Auf diesem Platze steht auch ein Gebäude von zwei Etagen (altos), was außerhalb der Stadt eine Seltenheit ist. Dieses Gebäude verdient deshalb eine Erwähnung, weil es lange der Hauptort der englischen Niederlassung war, die hier in der Absicht angelegt wurde, um die Provinzen mit afrikanischen Sclaven zu versehen. Der asiento oder Contract zur Lieferung für die spanischen Colonien, welcher früher (1702) mit Frankreich abgeschlossen war, ging in Folge des Vertrags von Utrecht 1713 auf England über. Die Südseecompagnie hatte die Verpflichtung übernommen, dreißig Jahre lang, die Zeit des Contractes, jährlich wenigstens 4800 Neger zu liefern. In den letzten fünf Jahren sollte sie diese Zahl nicht überschreiten, in den ersten 25 Jahren hatte sie aber das Recht, so viele einzuführen, als sie im Stande sey. Dieselbe Gesellschaft erhielt auch die Erlaubniß, Comptoire zum Verkaufe ihrer Neger zu Cartagena, Panama und Buenos Ayros anzulegen. Sie konnte ferner Ländereien am Rio de la Plata in der Nähe ihrer Comptoire miethen und dieselben durch ihre Neger oder durch zu diesem Zwecke gemiethete Indianer bebauen. Der Krieg, welcher 1739 zwischen England und Spanien ausbrach, machte für die Südseecompagnie dem Genusse der Vortheile des Asiento ein Ende. In dem Frieden zu Aachen 1748 wurde dieser Handel der Compagnie zurückgegeben, welche für eine Entschädigung den vier Jahren entsagte, die von dem Vertrage noch übrig waren, und ihre Rechte Privatpersonen übertrug, in deren Händen die Anstalt allmälig verfiel. Ich hielt es nicht für uninteressant, meine Leser an diese kaltblütigen Speculationen zu erinnern.

Nachdem ich von dem geschichtlich merkwürdigen Hause aus, von dem ich eben gesprochen habe, die Kuppeln und Thürme der verschiedenen Kirchen der Stadt, zwölf oder funfzehn der Zahl nach, betrachtet hatte, stieg ich wieder herunter, um die bemerkenswerthesten selbst zu besuchen. Ich sah zuerst Santo Domingo, die durch die militairischen Ereignisse berühmt geworden ist, deren Schauplatz sie einundzwanzig Jahre vor meiner Ankunft war. Am 29. Juni 1806 wurden die Engländer, welche das Fort überrumpelt hatten, daraus wieder vertrieben, den 3. Juli landeten sie wieder 10 Stunden in O. unter dem Commando des Obersten Whitelock und näherten sich der Stadt von der Südseite. Am 5. versuchten sie, durch dieselbe sich einen Weg zu dem Forte zu bahnen, was eine große Unklugheit war, die sich nur durch die unglaubliche Unerfahrenheit ihres Führers erklären läßt. Ich folgte dem Wege über eine Stunde weit, den sie unter einem schrecklichen Feuer zurückzulegen hatten, das von allen Terrassen und aus allen Fenstern gegen sie losbrach. Wurfwaffen aller Art wurden auf sie geschleudert, kochendes Wasser und Asche, um sie zu verbrennen oder zu blenden, Steine und schwere Hausgeräthe aller Art. Frauen, Kinder, Greise, Diener, alle hatten sich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung bewaffnet, wozu sie ohne Zweifel der Fanatismus gegen die Ketzer nicht weniger antrieb als die Vaterlandsliebe, und die Engländer erlitten einen so ungeheuern Verlust, daß von den 12,000, die gelandet waren, bei ihrer Ankunft in der Kirche Santo Domingo nur noch zwölf= bis funfzehnhundert übrig waren. Vergebens verbarricadirten sie sich in der Kirche. Hundert von ihnen, die genöthigt wurden sich zu ergeben, sollten erschossen werden und verdankten ihre Rettung nur der Rückgabe eines reichen goldenen Crucifixes, das von den Einwohnern reclamirt wurde. An der Kirche sieht man noch immer die Spuren der Kugeln, von denen sie während des Kampfes durchlöchert wurde, und man hing dann darin als Zeichen des Sieges die Fahnen der Besiegten auf. Sie nimmt allein mit dem Dominikanerkloster, zu welchem sie gehört, eine ganze cuadra ein. Sie ist von röthlichen Mauersteinen gebaut, verfallen, besitzt nur einen Thurm und hat nichts Merkwürdiges als ihre Orgel und ihre Kuppel. (Taf. 33. Abbild.) Der Präsident Rivadavia hob den Dominikanerorden auf und verlegte in das Kloster eine Art Museum, das kaum im Entstehen begriffen war, als ich es sah, das sich aber wohl bereichern kann. Es bestand damals nur in einer Sammlung von Mineralien, anatomischen Präparaten und physikalischen Instrumenten, welche der Director mit großen Kosten hatte aus Frankreich kommen lassen. Ich habe seitdem erfahren, daß man später viele Thiere des Landes und eine große Anzahl Musterstücke der Geologie, so wie eine Reihe alter und neuer Münzen hinzugefügt hat; diese Gegenstände erlauben schon, nützliche Studien der Naturgeschichte und Numismatik zu beginnen, und ich zweifle nicht, daß in kurzer Zeit diese interessante Anstalt so vergrößert seyn werde, um selbst der Aufmerksamkeit der Reisenden würdig zu seyn, wenn man sie der Fürsorge des Herrn Cadmis Ferraris, ihres ersten Conservators, eines eben so eifrigen als unterrichteten Mannes, überläßt. Ich darf auch nicht zu erwähnen vergessen, daß sich vor der Kirche Santo Domingo ein kleines Haus von sehr bescheidenem Aussehen befindet, welches aber als die Privatwohnung des Präsidenten Rivadavia berühmt geworden ist, den man für den wirklichen und eigentlichen Regenerator seines Vaterlandes ansehen kann, und dessen einziges Unrecht vielleicht nur darin besteht, daß er einige Jahre zu früh kam und Reformen übereilen wollte, für welche das Volk noch nicht völlig reif war. Buenos Ayres ist voll von seinen Einrichtungen und seinem Andenken. Die Reclamationen, welche eine stürmische Mehrheit gegen seine Regierung erhob, nöthigten ihn, sein Werk unvollendet zu lassen. Im Juli 1827 gab er seine Demission und schiffte sich nach Frankreich ein. Im Anfange des folgenden Jahres glaubte er in seine Heimath zurückkehren zu können, wo er verborgen im Schooße seiner Familie leben wollte, aber seine Hoffnungen wurden getäuscht, denn eine mißtrauische Regierung nöthigte ihn, das Vaterland nochmals zu verlassen, um in schon vorgerückten Jahren sein Leben in der neuen Republik Uruguay auf dem Gute las Gallinas am Ufer des Uruguay zu beschließen. Man muß hinzufügen, daß jenes kleine Haus eines Weisen, wie die Kirche Santo Domingo, sich in einer Straße befindet,

welche gegenwärtig den bedeutungsvollen Namen calle de reconquista führt.

Bei der Fortsetzung meiner Musterung der Gebäude gelange ich nun zu der Kathedrale, welche sich im Norden des Victoriaplatzes befindet. Dieses an sich schon merkwürdige Gebäude würde es noch mehr seyn, wenn es vollendet wäre, aber der Krieg mit Brasilien machte die Unterbrechung der Arbeiten an der Façade nothwendig, welche einen Säulenporticus vom schönsten Effecte bilden wird. Das Gebäude wurde auf Befehl Rivadavia's unter der Leitung eines französischen Baumeisters begonnen. Das Innere ist einfach, doch sieht man darin einen zierlichen, durch seinen Schmuck ausgezeichneten Altar, der, in der Mitte des Schiffes befindlich, von dem durch eine schöne Kuppel hereinfallenden Lichte beleuchtet wird; die concave Seite dieser Kuppel ist in Felder getheilt, und diese sind mit Frescogemälden verziert, welche, wie die Gemälde am Thor, die Handlungen der Apostel, zur Belehrung der Indianer trefflich geeignete Gegenstände, vorstellen. Wir erfahren aus der Geschichte, daß ehe Buenos Ayres von Paraguay getrennt wurde, nur ein Bischofthum bestand, das sich in Assomption befand; gegen den Anfang des 17. Jahrhunderts machte aber die Vermehrung der Bewohner ein zweites nöthig, das unter Philipp III. den 12. Mai 1622 eingeführt wurde. Seit dieser Zeit bis 1810 sind 18 Bischöfe in Buenos Ayres gewesen, und seit dem Tode des letzten leitete ein geistlicher Senat die geistlichen Angelegenheiten, was noch jetzt der Fall ist.

Unter den andern Kirchen muß auch die von la merced und jene von San Francisco erwähnt werden, schöne Gebäude mit Kuppeln und hohen Thürmen in demselben Style wie die der Kathedrale. Die Kirche San Francisco ist prachtvoll geschmückt, mit zwei bemalten und gefirnißten Thürmen und einem erst neuerdings restaurirten Dome verziert. Man sieht darin ein heiliges Abendmahl von einem inländischen Künstler, einem Indianer aus den Missionen, das für ein Meisterstück gilt. Es ist aus Federn gearbeitet, deren Farbe die Sculptur und Malerei nachahmt. Das dazugehörige Kloster ist das einzige, welches Rivadavia in der ganzen Stadt bestehen ließ, die ganz voll davon war; denn das alte Kloster Recoleta ist ein Begräbnißplatz, und das der Residencia, dessen Kirche einen die ganze Stadt beherrschenden Dom hat, ein Männerhospital geworden. Minder streng verfuhr man mit den Nonnen, die drei Klöster behalten haben.

Unter den andern Anstalten, die mehr oder weniger an Rivadavia, ihren Gründer oder Beschützer, erinnern, muß ich die Universität, die Normalschule und einige Privatinstitute erwähnen. In einiger Entfernung von dem Siegesplatze steht ein anderes großes Gebäude, unstreitig eines der merkwürdigsten in Buenos Ayres in architectonischer Hinsicht, denn es ist in modernem Geschmacke aufgeführt und hat ein geneigtes Dach. Es enthält in seinem weiten Umfange das ehemalige Jesuitencollegium mit der Kirche, den Saal der Repräsentantenkammer, der klein, aber seinem Zwecke ganz entsprechend ist, und die öffentliche Bibliothek, welche fünf bis sechs Säle füllt und ungefähr 20,000 Bände, größtentheils Seltenund Kostbarkeiten, besitzt. Den Kern dieser Sammlung verdankt man der Freigebigkeit eines Mönches; sie hat sich aber allmälig durch die Bücher, welche den Jesuiten gehörten, durch die, welche man aus den verschiedenen Klöstern bei deren Aufhebung nahm, und durch Schenkungen von Privatpersonen vermehrt. Diese Bibliothek enthält Werke über alle Gegenstände und in allen Sprachen der civilisirten Nationen Europas. Besonders findet man eine große Anzahl französischer Bücher. Rivadavia hat nichts versäumt, um sie seinen Mitbürgern so nützlich als möglich zu machen, und da man daselbst alle Journale findet, so ist sie eine Art Lesezimmer geworden.

Die öffentlichen Vergnügungsörter sind nicht zahlreich in Buenos Ayres. Die Kaffeehäuser scheinen nicht gut eingerichtet und der Besuch derselben nicht sicher zu seyn in Folge des Parteigeistes, der sich dort häufig äußert und mehr als einmal die Straßen der Hauptstadt mit Blut befleckte. Ich habe bereits von der vorzüglichsten Promenade an der Rhede, der plaza de Toros, gesprochen, welche man gegenwärtig el Retiro nennt und wohin man alle Sonntage geht, um die Musik des cuartel de los negros (der Negercaserne) zu hören, welche unter dem Namen des Bataillons der Vertheidiger von Buenos Ayres dem Lande die größten Dienste geleistet und durch ihre Tapferkeit mächtig zum Erringen und Erhalten der Unabhängigkeit beigetragen haben. Außerdem giebt es noch einen recht hübschen öffentlichen Garten, eine Art Tivoli, el Parque argentino, und den Garten la Esmeralda. Das Theater, dieser für einen Europäer so anziehende Versammlungsort, mußte natürlich meine Aufmerksamkeit ebenfalls auf sich ziehen. Es ist recht angenehm in Buenos Ayres, aber besonders interessant mußte es für mich seyn, außer den nationalen saynetes den „Spieler" und den „Uebergang über die Brücke zu Arcole" dargestellt zu sehen. Der Saal, der nur ein provisorischer ist und auf die Vollendung des eigentlichen Theaters wartet, hat in architectonischer Hinsicht nichts Bemerkenswerthes; die Herren sitzen unbequem im Parterre in numerirten Sperrsitzen; die Damen nehmen ausschließlich die offenen Logen der ersten Galerien und des Amphitheaters der zweiten ein, zu dem der Zutritt den Herren streng untersagt ist. Aus dieser Ansicht folgt ein zu gleicher Zeit strenges und anmuthiges Aussehen, von dem sich bei uns in Europa nichts Aehnliches zeigt; und wenn man sich eine vollständige Vorstellung von den Porteñas in ihrem ganzen Glanze machen will, muß man sie in dem Theater sehen. Ich will nicht wieder auf ihre so glänzenden, so reichen, so mannichfaltigen Anzüge zurückkommen; ich erwähne nichts von dem Fächerspiele, das man hier in seiner ganzen Glorie sieht; von den ungeheuern Kämmen habe ich auch bereits gesprochen, aber ich muß hinzusetzen, daß nach Herrn Isabelle, der das Land einige Jahre nach mir besuchte, die Größe dieser Kämme bis zu einem Meter Breite zugenommen hat.

Ich kannte nun die Stadt so ziemlich, hatte aber die Umgebungen noch nicht besucht. Meine Verbindungen mit meinem so wohlwollenden Wirthe boten mir dazu eben so bequeme als angenehme Gelegenheiten. Man ordnete eines Tages für mich in seiner Familie eine Landpartie an. Wir begaben uns alle auf seine quinta (Landhaus), eines der angenehmsten in der Umgegend, das unweit von der Stadt in SO. bei dem hübschen Dorfe Barracas lag, welches seinen Namen von den öffentlichen und Privatmagazinen hat, die hier nach und nach angelegt worden sind. Dieses Dorf liegt in einer flachen und sandigen Ebene und ist wegen der Nähe bei der Stadt besonders an Festtagen und in der schönen Jahreszeit der Sammelplatz der schönen Welt aus der Hauptstadt, die sich zu Fuße, in Wagen und zu Pferde dahin begiebt. Barracas gewährt dem Volke außerdem einen Reiz in den Stiergefechten, welche hier noch gegeben werden, nachdem sie in der Hauptstadt verboten sind. Unsere ganz französischen Damen gingen nicht zu dem, das den Tag nach unserer Ankunft in der Quinta stattfinden sollte, aber Lorenzo und ich begaben uns dahin. Als Reisender hatte ich eine Entschuldigung.

Das zu dieser Gelegenheit provisorisch aufgebaute Amphitheater war bei unserm Eintritte bereits von einer bedeutenden Menge Personen beiderlei Geschlechts und aller Classen im schönsten Putze, aber ohne irgend eine andere Auszeichnung als den größern Reichthum, gefüllt; denn der arme Gaucho und seine Frau setzen sich bei einer solchen Gelegenheit ohne Umstände neben den Präsidenten der Republik und dessen Gattin. Diese aus den republikanischen Ideen entsprossene Gewohnheit hat etwas Genugthuendes; weniger aber kann man sich damit zufrieden erklären, daß die Gesetze und die Menschlichkeit vergebens gegen eine Sitte protestiren, welche zu ihrer Entschuldigung nichts als ihren langen Bestand hat. Ein Stier wird nach dem andern bekämpft und manchmal werden an einem einzigen Abende bis zwanzig erlegt. Eine Thür öffnet sich; ein von einem Stachel bis zum Tollwerden gereizter wilder Stier stürzt wüthend auf den Kampfplatz und schlägt heftig mit dem Schwanze seine Seiten, während ihm der Schaum am Maule steht. Dann bleibt er stehen und sucht einen Feind. Man stellt ihm zwei berittene Piqueurs (picadores) entgegen, deren jeder mit einer langen Lanze bewaffnet ist, acht oder neun

Läufer zu Fuß (corredores) und einen matador, der nur erst dann erscheint, wenn der Stier den Todesstoß erhalten soll. Die Bühne belebt sich bald, indem sich der Stier bald auf den einen, bald nach dem andern seiner Feinde stürzt. Der Picador muß eben so kräftig als gewandt seyn, um den verzweifelten Stößen des Stieres auszuweichen; ich sah das Pferd eines solchen Picadors und den Stier, beide auf den Hinterbeinen stehend, einen Augenblick blos durch die Lanze des Picadors gehalten. Dann kommen die corredores und werfen ihn in den Hals oder die Schulter Wurfspieße mit Feuerwerksstücken, bis er, durch die Wuth geblendet, aufs Gerathewohl um sich herumstößt. Haben sie ihn so eine Zeit lang geneckt und gequält, so erscheint auf lautes Rufen der matador mit einem Stück carmoisinrothen Zeuges in der linken und einem langen geraden Degen in der rechten Hand. Der Stier heftet seine Blicke auf ihn und stürzt auf das Zeugstück, sobald er dasselbe bemerkt. Der gewandte matador springt auf die Seite und nach einigen solchen Gängen bewegt er sein Zeugstück zum letztenmale, erwartet den Stier, stößt demselben den Degen in die Seite und streckt ihn so zu seinen Füßen nieder. Dann stürzen sich unter rauschendem Beifallsgeschrei vier Gauchos zu Pferde in die Arena, schwingen ihre Lassos in der Luft, werfen sie dem Stiere um die Hörner und um die Beine und ziehen so mittelst des langen, an den Gurt des Pferdes befestigten Riemens das todte Thier, in eine Staubwolke gehüllt, von dem Kampfplatze hinweg. Ein anderer Stier erscheint und erleidet das nämliche Schicksal. Bisweilen büßt ein Mensch mitten unter dem Beifallsjubel der Zuschauer das Leben ein, und sehr oft wird Pferden der Leib aufgeschlitzt, so daß die Eingeweide herausfallen. Bei dem Stiergefecht, das ich sah, wurden mehrere verwundet und eines galoppirte über den Kampfplatz, während es seine Eingeweide nachschleppte. Bisweilen, wenn ein Stier viel Muth zeigt, verlangen die Zuschauer auch, daß sein Leben geschont werde; aber das ist für ihn nur ein Aufschub, denn gerade sein Muth verdammt ihn zu neuen Martern und zum Tode, die ihn bei dem nächsten Schauspiele erwarten. Ich habe erfahren, daß diesen Abend sechzehn Stiere getödtet wurden, aber ich gestehe, daß die Katastrophe des ersten meine Neugierde übergenug befriedigte. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, die andern zu erwarten, sondern verfügte mich zu unsern Damen, die sich ruhig auf dem freundlichen Rasenplatze ergingen, auf dessen Mitte ihre Quinta lag, ein Fabrikgebäude von höchst eleganter Bauart, dessen weißer Anstrich mit dem Grün der Umgebung einen Contrast bildete. An dem Ufer des Flusses stehend, der sich hier gleich einem Meere ausdehnt, ist es von Feldern und Wiesen umgeben und ragt zwischen Citronen-, Orangen- und Feigenbäumen empor. Man sieht hier auch Wein, Oelbäume, alle Fruchtbäume unserer Climate, alle Gemüse unserer Küchengärten. Die Quintas an den Ufern des La Plata haben im Ganzen genommen weniger Schatten, als die andern; aber da sie sich unmittelbar über den Fluß erheben und unten die frequenteste Passage ist, so sind sie belebter und gewähren einen befriedigenden Anblick. Sie sind gewöhnlich mit breiten Gräben umzogen und die Ufer dieser mit Aloen oder einer Art stacheligem Birnstrauch bepflanzt, welche beide ausgezeichnet gute Hecken bilden, die besten, welche man den Unternehmungen der Indier und Gauchos entgegenstellen kann. (Taf. 34. Abbild.) Der einzige große inländische Baum, den man in diesem Theile des Landes findet, ist ein sehr trauriger Baum, eine Species von ficus, dessen Stamm so voluminös ist, daß man ihn aus einiger Entfernung für einen Strauß von Bäumen halten könnte. Seine Blätter sind lang, schön grün wie die Blätter des portugiesischen Lorbeerbaums. Die Textur des Stammes ist so sonderbar, daß sie sich schwer beschreiben läßt; man könnte sie mit der des gelben Kohls vergleichen. Dieser Baum, von dem ich schon mehr als einmal gesprochen habe, ohne ihn zu beschreiben, ist der Ombu, dessen Holz als Nutzholz nichts werth ist, zu dessen Anpflanzung man indessen aufmuntert, weil er zur Zierde dient und Schatten giebt. Ein in der weiten leeren Ebene einzeln stehender Ombu wird dem Reisenden, dem er als Wegweiser dient, bisweilen sehr kostbar.

Als ich einmal im Zuge war, die Umgegend zu durchwandern und von den Vergünstigungen Gebrauch zu machen, welche die Nachsicht meiner Wirthe mir, dem Reisenden, zugestand, drang ich bis zum Dorfe Los Quilmes östlich von Barraccas, drei Stunden von der Stadt, vor; es zeichnet sich aus durch seine Hügel und seine vielen chacras oder Bauergüter, so wie durch seine Weiden, zum Unterschiede von den estancias, wo man sich blos mit der Viehzucht beschäftigt. Der ganze Zwischenraum, der die beiden Dörfer trennt, ist mit Weiden und wilden Pfirsichbäumen (durazuales) bepflanzt, deren Früchte einen wichtigen Handelsartikel des Landes abgeben und deren Holz als Brennholz benutzt wird. Weiter hinaus ist die Gegend trocken und wüst. Da es bis zur Ensenada de Barragan, oder der Bai von Barragan, dem ehemaligen Hafen von Buenos Ayres, nicht weiter als sieben Stunden war, so bekam ich Lust, bis dahin nach Osten vorzudringen. Dieser vom Flusse Santiago gebildete Hafen kann Fahrzeuge aufnehmen, die bis zwölf Fuß im Wasser gehen. Der Eingang ist schmal, aber der Ankergrund ist gut. Hier liefen vor der Gründung von Montevideo die königlichen Schiffe ein, und lange nachher noch kamen die Handelsschiffe, die ihre Ladung in Buenos Ayres an's Land gesetzt hatten, hierher, um ihre Rückfracht zu erwarten; aber jetzt ist es ganz verlassen und man findet nur noch einige Ranchos oder Hütten und einige Häuser mit terrassenförmigen Dächern. Die Engländer landeten hier am 5. Juli 1807 zur Zeit ihres zweiten Angriffs auf Buenos Ayres.

Auf einer andern Wanderung, die ich in ganz entgegengesetzter Richtung, gegen Südwest machte, sah ich der Reihe nach San Isidro, la Plata und las Conchas. San Isidro ist ein hübsches Dorf, das gleich Barraccas und seiner Umgegend von vielen reichen Portennos zum Sommeraufenthalt benutzt wird. Bei la Punta, über eine halbe Stunde westlich von San Isidro, verlassen die steilen Abhänge plötzlich das Ufer und ziehen sich gerade nach Westen hin, und dahinter ist das Land, so weit das Auge reichen kann, platt, sumpfig, mit Gebüsch und Wäldchen von espinillos (stachlichten Acazien) bedeckt, wovon ein Theil nach Buenos Ayres als Brennholz geschickt wird. Diese ganze Gegend wimmelt von Jaguars. Das Dorf las Conchas liegt über eine halbe Stunde von la Punta auf dem flachsten Theile des Landes, am Ufer eines kleinen Baches, der sich kurz vor der Einmündung des Flusses Lujan in den Parana in den erstern ergießt. Es können beträchtliche Fahrzeuge bis hierher gelangen und es laden alle, die von Paraguay kommend flußabwärts gehen, ihre Waaren hier aus, die dann zu Wagen nach Buenos Ayres geschafft werden, was zwar wegen des weiten Landtransportes mit großer Unbequemlichkeit verbunden ist, aber durch die überaus große Sicherheit des Hafens gerechtfertigt wird.

Meine Forschungen über Buenos Ayres erreichten mit der Zeit, die ich dazu bestimmt hatte, ihr Ziel, und über der Beobachtung der höhern Classen in den Salons, zu denen ich durch die Güte meiner Wirthe freien Zutritt hatte, waren die Sitten des Volks, deren Salons die Straßen, die freien Plätze und die Märkte sind, nicht von mir vernachlässigt worden. Da ist in der That der Ort, wo man es sehen muß, in Buenos Ayres wie überall; aber dort mehr als anderwärts gehört ein gewisser Muth dazu, es zu betrachten, denn es ist, die Festtage ausgenommen, abscheulich schmuzig. Die changadores oder Lastträger, die carretilleros oder Karrenführer, welche man bei jedem Schritte trifft und welche die Fremden oft mit den gröbsten Schimpfwörtern begrüßen, sind nicht viel schlechter gebildet als unsere Kutscher, aber ich beschäftige mich hier nur mit den Individuen, welche eine bestimmte Industrie ausüben, wie zum Beispiel jene Wäscherin (lavandera), welche keck, die Pfeife im Munde dahin geht. Auf dem Kopfe eine Art hölzerner Pirogue (batea), in deren hohlen Fläche ihr Wäschpacket liegt, und in der linken Hand den Kessel trägt, in welchem sie während des Tages ihren mate bereiten will. Ich habe sie vielleicht mehrmals mit dem Klopfer in der Hand am Fuße des Forts gesehen, wo die Wäscherinnen alle Tage zusammenkommen. (Taf. 34. Abbild.) Weiterhin erkenne ich einen Lichthändler (vendedor de velas). Wenn er geht, trägt er auf der linken Achsel eine Art Bogen ohne Sehne,

mit Haken versehen, woran im Gleichgewichte große Packete seiner Waare hängen; ruht er aber, so steckt er eine Art hölzerner Gabel, die er in der rechten Hand hält, in die Erde und hängt daran seine Waare aus. (Taf. 34. Abbild.) Dieser Mann, welcher auf seinen Achseln oder in der Hand Rohrbesen oder Wedel von Straußenfedern trägt, ist der vendedor de escobas. (Taf. 34. Abbild.) Da kommt auch der Liebling der kleinen Kinder, der mit seiner Lungenkraft schreit: Ya, se acoba, quien me llama, pestelito (Kuchen, gute Kuchen)! Vor ihm eine Art Hürde oder flacher Korb, worauf er sein Gepäck trägt; in der Hand einen Federwedel, um dasselbe vor dem Staube zu bewahren. (Taf. 34. Abbild.) Neben ihm geht bisweilen eine vielleicht noch glücklichere Nebenbuhlerin, die vendedora de tortas (Tortenverkäuferin), welche auf dem Kopfe einen Korb mit ihren Schätzen trägt. (Taf. 31. Abbild.) In der andern benachbarten Straße hat auch der Orangenhändler sein Verdienst mit den Fellsäcken voll jener Frucht, die er über sein Pferd hängt. (Taf. 34. Abbild.) Meine Spaziergänge auf den Märkten hatten mir einige Begriffe von der Ortsökonomie verschafft, welche indessen nur vorsichtig angenommen werden dürfen, da sie nothwendig nach den Jahreszeiten und Umständen verschieden seyn müssen. Ich sah mich so bald in den Stand gesetzt, in der Küchengelehrsamkeit mit meinem Wirthe wetteifern zu können, indem ich das treffliche Fleisch rühmte, womit Buenos Ayres reichlich versehen ist, und mir Glück wünschte, mehr als einmal auf seinem Tische Tatus, oder Armadillos, oder wenigstens gewisse Arten dieses Thieres gefunden zu haben, dessen Geschmack mit dem des Ferkels oder des Kaninchens verglichen werden kann. Dieser Tatu gilt in ganz Südamerika für Wildpret und ist allerdings ein sehr delikates Gericht, wenn er fett ist. Die Indianer bringen es in die Stadt über 40 Stunden weit her. Das Geflügel ist sehr theuer und ein Paar junger Hühner wird bisweilen um denselben Preis wie ein Stier verkauft; dafür giebt es auf dem Markte im Ueberflusse Rebhühner oder tinamus während der ersten drei Monate nach den Fasten, ehe die Wege schlecht werden, denn später wird es schwer, sich dieselben zu verschaffen, weil man sie nur in gewissen Entfernungen von der Stadt findet. Alle Gemüse sind theuer wie das Obst, ausgenommen die Birnen. Die Mandel- und Pflaumenbäume blühen da, tragen aber nie Früchte. Die Oliven gedeihen gut, die Birnen sind ebenfalls gut, aber die Kirschen taugen nichts. Man findet einige mittelmäßige Aepfel. Alle gemeinen Gemüse gedeihen gut, ausgenommen die Kartoffeln, für welche das Land zu scharf ist. Man klagt auch über die Milch, welche rein so schwer zu haben ist, wie in Paris und auch nicht minder theuer ist. Was die Butter betrifft, so wird dergleichen von den Eingeborenen nicht gemacht, und ihre mandeca, welche dieselbe ersetzt, ist nichts als Rindsfett.

Die Zeit meiner Abreise war nun nahe und welchen Reiz auch die immer belehrenden Promenaden für mich hatten, so standen die Unterhaltungen mit meinem Wirthe und seiner Familie doch noch höher und vervollständigten meine Kenntnisse, wozu die lebhafte Juanita und deren ernstere, aber nicht minder liebenswürdige Schwester nicht wenig beitrugen. „Was halten Sie," fragte mich die kleine Ausgelassene, „von der Señora Isabel, welche Sie gestern bei Sr. Excellenz dem Gouverneur sahen? Ist sie nicht recht hübsch? Wenn sie mit ihrer Mutter, ihren acht Schwestern, ihren vier Cousinen, ihren drei Tanten und ihren criadas (Dienerinnen) ausgeht, die alle einzeln hinter einander folgen, bilden sie eine Art Prozession. Schade, daß sie so kokett ist!" — „Liebe Schwester!" sagte Teresa. — „Die Señora Torribia, die gestern mit Ihnen so viel von dem Palais Royal sprach, geht alle Abende in den Läden umher . ." — „Schwester, liebe Schwester!" wiederholte Teresa. — „Es ist hier so Mode, wie in London. Man besieht sich die schönsten Zeuge aus Lyon, Manchester und Paris, und geht fort ohne etwas zu kaufen. Am spaßhaftesten dabei ist aber, daß einige dieser Damen recht geschickt sind, dabei ihren criadas irgend ein Stück Zeug oder etwas anderes, das ihnen gefällt, zuzustecken, wenn die Commis sich herumdrehen." — „Schwester! Schwester, warum erzählst Du dies?" — „Warum soll ich es nicht sagen, da es doch wahr ist? Uebrigens ist dies nur eine Wiedervergeltung, denn die Herren Commis sind auch arge Spitzbuben . ." — Dies Gespräch wurde eines Morgens ziemlich früh in einem hübschen Saale geführt, der mit Tapeten, Teppichen, Spiegeln rc. verziert war. Die Señorita Juanita stand und stützte sich nachlässig auf eine herrliche Console, auf welcher eine schöne Blumenvase stand. Sie trug ein rosa und weiß gestreiftes Kleid mit Gigotärmeln; ihr langes Haar hing los um ihre Achseln und sie trank so ihren Mate. Ihre Schwester saß vor ihr; die geflochtenen Haare hingen rechts und links herab; sie trug ein grünes Kleid mit Gigotärmeln. So ist der Morgenanzug der Damen in Buenos Ayres. An der Thüre stand ein kleiner Neger, barhäuptig und barfuß, in gestreiften Beinkleidern, und erwartete mit übereinander geschlagenen Armen die Befehle seiner jungen Gebieterinnen. (Taf. 34. Abbild.) Ich vollende dies Bild, indem ich noch ein Paar Worte über die Einrichtung eines Hauses in Buenos Ayres sage. Die Häuser der Reichen haben bis drei Höfe oder patios: patio primero oder Ehrenhof, Empfangshof, der bisweilen mit Marmor gepflastert ist und über den die Equipage des Herrn und der Freunde kommt, die ihn besuchen; patio segundo, wo sich die Domestiken aufhalten; corral, für die Pferde. Zwischen den Piecen, aus denen die Gemächer bestehen und die gewöhnlich vierseitig um die Höfe angebracht sind, zeichnet sich der Salon, der länger als breit ist, vor den andern durch seine Größe und den Reichthum seines Meublements aus, das aus England, Nordamerika oder Frankreich bezogen wird. In dem Schlafzimmer der Herren und Herrinnen steht ein ungeheueres Bett, bisweilen in der Mitte, Sopha, Commode rc. Die ursprüngliche Einfachheit findet sich indeß wenigstens noch in dem Theile des Hauses, der von den Kindern und Dienstleuten bewohnt wird: vier geweißte Mauern, ein mit Leder belegtes Feldbett, ein kleiner Tisch und ein Wasserkrug. Alle Häuser sind fast gleich eingerichtet und angeordnet, so wie ähnlich meublirt, aber es ist nicht nöthig, hinzuzusetzen, daß der Luxus darin dem socialen Standpunkte und dem Vermöge der Bewohner entspricht.

Ich komme an das Ende meiner Bemerkungen über Buenos Ayres und beschließe sie durch eine allgemeine Reflection, welche den Text meiner letzten Unterhaltung mit meinem würdigen Wirthe, Don Jose Garcias, den Tag vor meiner Abreise nach Patagonien ausmachte, eine Reflection, welche sich ganz natürlich bei dem Anblicke der Oertlichkeiten darbot. „Ich habe bemerkt," sagte ich zu ihm, „daß Sie schnell die nützlichen Neuerungen annehmen, welche von Europa zu Ihnen kommen, und daß sie gewöhnlich bei ihnen allgemein sind, ehe sie noch bei uns völlig einheimisch geworden sind."

— „Das ist die Wirkung unserer Revolution," antwortete mir Don Jose. „Wir sind noch neu für die Genüsse, welche sich unsere Tyrannen ausschließlich vorbehalten hatten, und wir nehmen sie begierig auf, wie das Kind, das sich auf die Spielsachen wirft, die man ihm genommen hat, um sie eine Stunde darauf selbst zu zerbrechen und nach neuen zu verlangen, denn wir Porteños sind einigermaßen Kinder. Die Zeit wird uns schon bedächtiger machen, und es sind schon viele Veränderungen in unserm socialen Zustande vorgegangen trotz den Hindernissen, welche seiner Verbesserung entgegenstanden. Die Freiheit zu handeln und zu denken, welche der Revolution vorherging, mußte dieselbe herbeiführen und ihre Resultate sichern; die Handelsfreiheit, welche die Eingeborenen nöthigte, fleißig zu seyn und ihren Verstand zu brauchen; die Scenen des Kriegs und der Politik, welche sich in den letzten Jahren auf demselben Punkte häuften, alle diese Ursachen zusammen mußten den so lange schlummernden Nationalgeist wecken. Die heranwachsende Generation wird sagen können, daß sie für eine neue Ordnung der Dinge bestimmt ist. Die Masse der Ideen breitet sich unter dem Volke aus, das nur zu oft noch alten Vorurtheilen unterworfen ist, welche schwer ganz auszuwurzeln sind, deren blinder Sclave es aber schon nicht mehr ist. Man liest überall die Zeitungen und die Manifeste der Regierung, welche die Geistlichen ihren Pfarrkindern regelmäßig mittheilen müssen, was die Regierung selbst nöthigt, von nun an die öffentliche Meinung über alle wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Nicht selten sieht man denselben Dorfbewohner, der

sonst nicht aus dem engen Kreise seiner häuslichen Angelegenheiten herauskam, eine Zeitung kaufen, wenn er in die Stadt kommt, und, wenn er nicht selbst lesen kann, den ersten besten bitten, seiner Unwissenheit nachzuhelfen. Ich zweifle nicht daran, daß der leider zu kurzen Administration Rivadavias von 1820 bis 1827 unsere Civilisation besonders die ungeheuern Fortschritte verdankt, welche sie in diesem Zeitraume gemacht hat, und ihm wird man auch diejenigen verdanken, welche sie noch machen kann, wenn sie nicht durch die Rückkehr zu den alten Irrthümern, mit denen wir bedroht sind, für die Zukunft aufgehalten werden. Der Geist der Verbesserungen ist überall bemerklich. Selbst diejenigen, welche am meisten gegen die Revolution eingenommen waren, müssen anerkennen, daß wir Fortschritte gemacht haben, und Sie haben es selbst bemerkt. Unsere Gewohnheiten, Verbindungen, unser Ton, unsere Kleidung, unsere Art zu leben sind in Folge unserer Verbindungen mit den Fremden, besonders mit Frankreich, Nordamerika und England, verbessert worden. Troz den alten Erinnerungen trennt uns alles von dem Mutterlande los, das sich als Stiefmutter gegen uns bewies. Es haben sich starke Vorurtheile gegen alles eingefunden, was spanisch ist. Viele von uns ärgern sich selbst über diesen Namen. — „Mir fielen bei meiner Ankunft die zahllosen Formalitäten auf, welche mir Ihre Polizei machte: Gang nach dem Marinebureau zur Visirung des Passes; Austausch des visirten Passes bei der Centralpolizei; Gang zu dem Consul der Nation, der man angehört, um einen Sicherheitsschein zu erhalten; Besuch bei dem Alcalden ꝛc. Verträgt sich alles dies mit dem Geist einer freien Regierung?" — Alle diese Formalitäten sind ein unvermeidliches Ueberbleibsel von den Mißbräuchen der sonstigen Verwaltung, und übrigens schließt die Freiheit Vorsichtsmaßregeln nicht aus; aber Sie haben auch bemerken müssen, daß unsere celatores oder Alguazils nicht zudringlicher und störender sind als Ihre Gensdarmen. Etwas Gutes liegt in der Einrichtung der serenos oder Nachtwächter, und Sie haben selbst der Bescheidenheit, mit welcher unsere Zollbeamten ihre Pflicht erfüllen, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. — Man hat die Zahl der Abgaben vermindert . . Die Verantwortlichkeit der Beamten ist directer und bestimmter. Die Gerichtsordnung ist um vieles verbessert worden und fast alle Gesetze, welche nicht mit einer freien Regierung harmonirten, hat man abgeschafft. So haben die Eingeborenen keine barbarischen Lasten mehr zu tragen; die verhaßte Alcabala und andere vexatorische Auflagen sind abgeändert worden, um sie für das Volk minder drückend zu machen; die Sclaverei und der Sclavenhandel sind auf ewig abgeschafft, ebenso aller Adel bei Verlust des Bürgerrechts, und das Erstgeburtsgesetz hat dasselbe Schicksal erfahren.

„Ihr Ackerbau," setzte ich hinzu, „befindet sich noch in der Kindheit, und wie könnte es, bis auf einige Punkte in der Nähe der Stadt, wo er um vieles verbessert worden ist, bei den so beschränkten Mitteln anders seyn."

— „Dies ist nur zu wahr und um so mehr zu beklagen, da die Natur unserm Boden eine wunderbare Fruchtbarkeit gegeben hat, denn viele unserer Landleute ernten troz der plumpen rega, womit sie die Erde aufkratzen, statt sie umzupflügen, nicht weniger als funfzig Scheffel vom Acker in guten Jahren. Dennoch muß Buenos Ayres gegenwärtig noch einen Theil des Weizens, den es braucht, von den Vereinigten Staaten und Chili beziehen. Unsere Landleute vernachlässigen selbst den so leichten und vortheilhaften Anbau des Maises. Dafür finden unser Handel und unsere Industrie einen mächtigen Antreib in der Verminderung des Preises der ausländischen Waaren und in der Steigerung des Werthes der Landesproducte. Sie haben bereits den Matehandel in Paraguay und in der Provinz Corrientes, deren Haupthilfsquelle er ist, sehr lebhaft gefunden. Dieser Handel existirt auch in Buenos Ayres, wenn auch nicht in so großer Ausdehnung; den größten Gewinn beziehen wir aber aus dem Schmelzen des Talges und der Verfertigung einer ganz eigenthümlichen Art Seife, welche mittelst einer Asche hart wird, die man durch Verbrennung zweier in der Provinz Buenos Ayres, in der Provinz Santa Fe und Entre Rios häufig vorkommenden Pflanzen erhält. Diese Seife hat die Eigenschaft, die Wäsche, wenn sie nicht zu fein ist, auch kalt und ohne Lauge zu waschen. Ein anderer sehr wichtiger und dem Lande ganz eigenthümlicher Zweig der Industrie haben Sie bei unsern saladeros auf der Straße von Barracas und in Barracas selbst gesehen. Sie besteht darin, das Fleisch einzusalzen, um charque oder tasajo daraus zu machen, ein Nahrungsmittel, dessen man sich allgemein in dem größten Theile von Südamerika bedient und von dem ungeheuere Massen nach Brasilien, dem Grünen Vorgebirge und nach Havanna ausgeführt werden. Man salzt dort bisweilen auch die Häute ein, um sie zu erhalten, am häufigsten aber werden sie estaqueados, d. h. in der Sonne getrocknet, indem man sie einige Zolle vom Boden mittelst Pflöcke ausspannt. Sie sehen ein, daß unser Handel in den Kriegen mit Brasilien sehr leiden mußte, aber ohne Zweifel wird ihn der Friede wieder aufrichten und erweitern, besonders wenn uns eine Allianz mit Bolivia gelingt und wenn die wegen der Beschiffung des Pitcomojo und Vermejo, die Sie in Brasilien gesehen haben, längst entworfenen Pläne wieder aufgenommen und in Ausführung gebracht werden. Besonders in Hinsicht der Religion hat sich der Volksgeist sehr geändert. Die katholische Religion ist zwar noch immer die Staatsreligion, aber man findet in Buenos Ayres in den Gesellschaften und unter den Schriftstellern viele Vertheidiger der allgemeinen Toleranz. Die meisten Chefs der Verwaltung theilen diese liberalen Ansichten, die troz dem unwissenden und abergläubischen Theile des Volks, troz der regelmäßigen Geistlichkeit, welche eine geschworene Feindin dieser Meinung ist und sich derselben mit aller Macht widersetzt, früher oder später vorherrschen werden, weil sie zur Stütze die aufgeklärten Classen haben, welche zwar immer in dem Pabste das geistliche Oberhaupt der Kirche anerkennen, ihm aber kein anderes Recht auf eine Einmischung in ihre weltlichen Angelegenheiten zugestehen. Die Zahl der Mönche und Religiosen war sonst im Verhältniß zu den andern Theilen der spanischen Besitzungen sehr beträchtlich, ist aber seit der Revolution und besonders durch Rivadavia sehr vermindert worden, der, wie Sie wissen, von allen Klöstern nur das der Franziskaner bestehen ließ. Man hatte selbst ein Gesetz gegeben, welches streng verbot, Mönch zu werden. Das war in einem Lande wie dem unserigen vielleicht zu weit gegangen; man mußte deshalb jenes auf eine andere Art intolerante Gesetz wieder zurücknehmen; mit einiger Modification wurde es dann von neuem herausgegeben und hat, in dem Staate durch die öffentliche Meinung sanctionirt, so ziemlich die Wirkung hervorgebracht, welche man von dem ersten erwartete. Wenige junge Leute widmen sich jetzt der Theologie, seit ihrem Ehrgeize neue Bahnen geöffnet sind, während sonst der Priesterstand fast der einzige war, den die etwas aufgeklärten jungen Männer ergreifen konnten. Eine Reform in der Erziehung der Jugend war einer der Gegenstände, welche die allgemeine Aufmerksamkeit am meisten beschäftigten unmittelbar nachdem wir unsere Unabhängigkeit durch die Waffen errungen hatten. Wir beklagten uns vor der Revolution, die Erziehung durch alle mögliche Mittel gehindert zu sehen. Wir beklagten uns, daß, weit entfernt die zu diesem Zwecke begründeten Anstalten zu begünstigen, man vielmehr in der Hauptstadt die Anlegung mehrerer Schulen verhinderte, so daß die jungen Leute genöthigt waren, ihre Bildung im Auslande zu suchen. Sie haben unsere Universität gesehen, die wir ebenfalls Rivadavia verdanken und die von ihm 1820 außer zwanzig zu gleicher Zeit in der Hauptstadt angelegten Primärschulen und einer eben solchen Schule in einem Landbezirke gestiftet wurde. Leider war sein politisches Leben zu kurz, als daß er sein Werk hätte vervollständigen und befestigen können. Unmittelbar nach seinem freiwilligen Austritte mußten alle Männer von ausgezeichnetem Verdienste, welche er zu seiner Unterstützung aus Europa berufen hatte, ihre Talente auf eine andere Art anwenden, und nur die Zukunft wird uns lehren, was wir von der ganz neuen Organisation unserer Nationalstudien nach einem der französischen Universität ähnlichen Plane hoffen können. Troz so vielen Unfällen haben wir selbst in diesem so wichtigen Theile der Staatsverwaltung viel gewonnen und Buenos Ayres kann, ohne gerade eine literarische Stadt zu seyn, eine ziemliche Anzahl unterrichteter Män-

ner aufweisen, die ohne Zweifel ohne die Beschränkung der Preßfreiheit noch größer seyn würde. Man findet hier sechs Buchhandlungen und eben so viele Buchdruckereien, die mehrere ausgezeichnete Werke geliefert haben, namentlich das des Dr. Funes, des ehrwürdigen Geschichtschreibers unsers Vaterlandes; wenn wir nicht mehr 17 Journale haben wie vor zwei oder drei Jahren, so sind uns doch noch sechs geblieben, von denen man allerdings die drei abziehen muß, welche die Regierung besoldet."

Diese Reflectionen eines eben so unparteiischen als aufgeklärten Mannes zeigten mir übersichtlich den politischen und geistigen Zustand der Argentinischen Republik. Sie vervollständigten in Verbindung mit meinen persönlichen Beobachtungen über ihr physisches Aussehen und ihre Verwaltung die Idee, welche ich mir davon machen wollte, so daß ich glaubte, meine Reise nach dem Süden fortsetzen zu können, der mir noch zu sehen blieb, ehe ich die Erforschung der Republik beendigte. Meine Vorbereitungen waren längst gemacht. Ich sollte mich auf der Juanita, einem Schiffe des Don Jose, einschiffen, das zu Carmen Salz für Buenos Ayres holen wollte; leicht konnte ich zu Lande von Carmen nach der Hauptstadt zurückkommen. Ich hatte nur noch Abschied von meinem Wirthe und dessen Familie zu nehmen, ohne der Hoffnung zu entsagen, dieselben wiederzusehen. Den andern Morgen ziemlich früh waren wir außerhalb des Amarado unter Segel und ich steuerte nach Patagonien.

Kapitel XXXV.

Argentinische Republik. — Patagonien.

Es giebt vielleicht in der Welt kein Land, von dem so viel gesprochen worden und das doch weniger bekannt wäre, als Patagonien; es gilt seit mehr als dritthalbhundert Jahren für das Vaterland eines Riesenvolkes, das nur in der Phantasie der ersten Reisenden existirte, welche nur zu sehr durch die Leichtgläubigkeit Einiger, durch die Unwissenheit Anderer und den Mangel an Beurtheilungskraft Aller unterstützt wurde. Es ist merkwürdig, wie viele verschiedene, einander widersprechende Meinungen in dieser langen Zeit über eine dem Anscheine nach so leicht zu lösende rein thatsächliche Frage geherrscht haben. Sie wurde anfänglich von Magalhaens angeregt und bestand, ohne von irgend Jemand bezweifelt zu werden bis 1762, als Bernardo Ibeñez de Echavarri, ein sehr scharfsinniger Schriftsteller, der unter allen Spaniern für sehr wahrheitsliebend gilt, die Sache zuerst unter dem der Wahrheit am nächsten kommenden Gesichtspunkte darstellte was indeß dem Commodore Byron und seine Mannschaft nicht hinderte, die alten Ideen wieder aufzuwärmen, welche kaum durch das Ansehen von Wallis und Carteret, 1766, und von Bougainville 1767 erschüttert werden konnten, da sie sich auf die Liebe zum Wunderbaren stützten, welche so viele Irrthümer geweiht und im Fortbestande erhalten hat. Endlich aber haben andere Schriftsteller kräftig dagegen gearbeitet, indem sie eine lange Erfahrung zum Zeugniß anriefen. Unter den letztern sind die glaubwürdigsten die Jesuiten Dobritzhofer und Falconer zu erwähnen, die beide Missionaire in Südamerika waren, der eine achtzehn, der andere vierzig Jahre lang. Der erstere, welcher die Meinungen mehrerer Schriftsteller über die Natur der Patagonier zusammenstellt und erwähnt, was die ersten Seefahrer von der Größe der an der Küste gefundenen Knochen sagten, sucht zu beweisen, daß diese Knochen keineswegs Menschen, sondern einer großen Art Land- oder Wasserthier angehörten, und schließt mit den Worten: „man glaube übrigens von diesen Knochen was man immer will, schließe aber daraus nicht, daß die Patagonier Riesen sind." Der zweite, der zwar anerkennt, daß die Patagonier große Leute sind, schreibt, nie von einem Riesengeschlechte sprechen gehört zu haben und erklärt die so lange angenommenen Uebertreibungen durch die Gewohnheit dieses Volkes, mit Fremden nur mittelst der Größten zu verhandeln. Um mich aber der Worte d'Orbigny's in einer von demselben herausgegebenen Schrift zu bedienen: „das riesenhafte Phantom von jenen berühmten, 7 bis 8 Fuß langen, von den alten Reisenden beschriebenen Patagoniern, verschwand vor mir. Ich habe allerdings dort in Verhältniß zu den andern amerikanischen Volksstämmen sehr große Menschen gesehen, welche indeß nichts Außerordentliches, nicht einmal für uns, haben, denn von mehr als 600 beobachteten Personen maß die größte nur 5 F. 4 Z. Vielleicht erklärt sich der alte Irrthum durch die Art, wie sie sich in große Pelzstücke hüllen. In jedem Falle sind meine Patagonier die Nation nicht, welche die ersten Reisenden sahen, denn sie selbst haben mich versichert, daß sie alle Jahre Reisen nach den südlichen Küsten machten und an der Spitze Amerikas keine andere Nation kannten als die, welche Feuerland bewohne."

Das Interesse, welches Patagonien erregt, ist aber nicht blos das der Neugierde in Bezug auf die körperliche Bildung und die noch nicht genau bekannten Nationalsitten der Eingeborenen. Es ist auch und noch mehr ein politisches Interesse wegen der großen Wichtigkeit dieses Landes für die Provinz Buenos Ayres, wann die Pläne von Niederlassungen daselbst, womit man umgeht, in Ausführung gebracht und wann die bereits gegründeten Niederlassungen eine Entwickelung erlangt haben, deren sie fähig sind.

Diese Wichtigkeit ann unter einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden: erstens unter dem besondern Gesichtspunkte der Vortheile, welche das Land durch seine Naturerzeugnisse gewährt, die zwar nicht sehr mannichfaltig, aber dafür wegen der Menge sehr werthvoll sind. Das Salz vorzüglich, das sich an allen Punkten findet, und der Thran der See-Elephanten, von denen es an den Küsten wimmelt und welcher Thran im Handel leicht den weit schwieriger zu erlangenden und deshalb theurern Fischthran ersetzt, zu geschweigen die unermeßliche Menge Vieh, das einen Theil der Provinz bedeckt, und dessen Verwandlung in charque oder tasajo für die ganze Argentinische Republik eine eben so fruchtbare als unerschöpfliche Quelle von Reichthum ist. Unter einem allgemeinern Gesichtspunkte beobachtet, scheint Patagonien durch die Natur bestimmt zu seyn, die westlichen Republiken Südamerikas mit den östlichen desselben Festlandes zu verbinden, das Band zwischen den oceanischen Staaten Peru, Bolivia und Chili, und den atlantischen Staaten Uruguay und la Plata zu werden. Humboldt hat wirklich den Golf St. Georg oder die Bai St. Julian als einen der Punkte bezeichnet, von wo aus am geeignetsten eine beständige und wirksame Verbindung zwischen den beiden Oceanen sich herstellen lasse; und wenn man auch den kühnen Gedanken von einem Durchstiche des Isthmus von Panama aufgiebt, so bleibt es doch immer gewiß, daß es sehr leicht ist, eine Communication zwischen den Küsten von Patagonien und denen von Chili mittelst der Beiflüsse des Rio Negro herzustellen, der unter dem 41° s. Br. in den Ocean an der Stelle mündet, wo man den Ort Carmen angelegt hat, der seiner Lage wegen einst der Mittelpunkt aller in dem Lande zu eröffnenden Handelsverbindungen werden kann.

Die erste Nachricht über Patagonien verdankt man den Seefahrern. Die ersten erforschten Punkte dieses Landes waren die östlichen und südlichen Küsten vom Cap St. Antonio südlich von der großen Mündung des la Plata, bis zu und mit dem Cap Vitoria am westlichsten Ende der Straße des Magalhaens. Dieser letztere Name erinnert unwillkührlich an den edeln Reisenden, der einen Weg aus dem atlantischen Meere in den großen Ocean entdeckte und so glücklich im Anfange des 17. Jahrhunderts (1620) die große geographische Umwälzung vollendete, die von Christoph Columbus und Vasco de Gama mit so vielem Glücke zu Ende des 15. Jahrhunderts, durch die Entdeckung des amerikanischen Festlandes 1492 und durch die Umschiffung des Vorgebirgs der Guten Hoffnung 1496 begonnen war. Von da an hörte das bis dahin so geheimnißvolle Band, welches die beiden Welten vereinigte, auf, Allen verborgen zu seyn; von da an öffnete sich die ganze Welt der Neugierde der Missionaire der Wissenschaft und dem Ehrgeize der Speculanten; von da an gab es keine Geheimnisse mehr für den Geographen, für den Naturforscher, für den Philosophen und es verdient wohl bemerkt zu werden, daß durch eine ganz

besondere Entschädigung der Vorsehung, der erste Lichtstrahl, welcher die ganze Welt beleuchtete, von diesen eisigen Gegenden ausging. Die Seefahrer, welche seit Magalhaens nach und nach dieselben Küsten besuchten, konnten einige seiner einzelnen Angaben widerlegen oder berichtigen, alle aber haben die meisten seiner allgemeinen Bemerkungen bestätigt. Die Reise Magalhaens', bestätigt in ihren hauptsächlichsten Resultaten durch die Untersuchungen und Entdeckungen seiner Nachfolger, bleibt eines der schönsten Denkmale, welches der Geist des Menschen der geographischen Wissenschaft errichtet hat. So haben Cook, Wallis, Winter, Marborough, Carteret, Byron und Bougainville nichts gesagt, was den Angaben ihres unsterblichen Vorgängers geradezu widerspräche. Selbst ihre verschiedene Meinung über die große Frage der Größe der Patagonier rechtfertigt so ziemlich die Zweifel, deren Gegenstand sie so lange gewesen ist. Wir glauben allerdings nicht mehr an jenen Riesen des guten Ritters Pigafetta, des Geschichtschreibers Magalhaens, an jenen Mann, der, wie er sehr naiv sagt, so groß war, daß unser Kopf kaum an seinen Gürtel reichte, und den der Ritter in dem guten Hafen St. Julian unter 40° 41′ s. Br. traf. Winter, Marborough und Bougainville glaubten eben so wenig daran als wir; Byron, Wallis, Carteret, Cook und Forster glaubten noch daran, aber jene berühmten Männer konnten sich nicht wohl darüber täuschen, und warum sollten sie nicht im Verhältniß riesenhafte Männer gesehen haben? Was die Beobachtungen des Magalhaens betrifft, so ist es interessant, ihre vollkommene Uebereinstimmung mit denen der andern Reisenden zu bestätigen. Es ist interessant, ihm von dem Rio de la Plata an zu folgen, wie er den schon alten Irrthum berichtigte, der in diesem Flusse einen Communicationsweg mit dem Südmeere sah; in dem Hafen Désiré, wie man sie noch heute findet, Fettgänse (aptenodita demersa, Lin.) fand, welche Pigafetta Gänse nennt, und Seekälber oder Phoken (phoca ursina, Lin.), die er Wölfe nennt. Er beschreibt vollkommen genau den guanaco (camelus huanacus, Lin.), als seltsames Thier, mit dessen Fell die Riesen bekleidet wären. Nicht minder gut bezeichnet er den amerikanischen Strauß, den ñandu (struthio rhea, Lin.), und die Beschreibung, die er von den Sitten und Gewohnheiten der Menschen giebt, stimmt recht gut mit der, welche wir durch die neuern Beobachter erhalten haben. Er gelangt am 21. August zu dem Flusse Santa Cruz unter 50° 40′ s. Br., den Cook nur einen Grad niedriger setzt; er verweilt da zwei Monate, nachdem er einen heftigen Sturm ausgehalten hat, und nimmt im Namen des Königs von Spanien Besitz von dem Lande. Dieser damals gute und sichere Hafen scheint sich seitdem verändert zu haben, denn das spanische Schiff, Sant Antonio, fand ihn 1746 wegen der Anhäufung von Sand unbrauchbar, ob sich gleich 1526 Loyasa und 1780 die Brüder Robales daselbst aufhielten. Am 21. October kommt Magalhaens zu dem Vorgebirge, das er das Cap der Elftausend Jungfrauen nennt, wo sich eine Straße von 110 Seemeilen öffnet, deren Entdeckung seinen Namen unsterblich machen sollte. Er sieht hier sehr hohe und mit Schnee bedeckte Berge und seine Beschreibung stimmt ebenfalls mit der seiner Nachfolger überein, und am 28. Novbr. nimmt der triumphirende Seefahrer, nachdem er das nach einem seiner Schiffe „Vittoriacap" genannte Vorgebirge verlassen, Besitz von dem großen Oceane, der in dieser Gegend zum ersten Male den Donner europäischer Kanonen hörte. Sein Geschwader bestand bei der Abreise aus fünf Schiffen, dem Sant Antonio, der Concepcion, dem Santo Jacobo, der Trinidad und der Vittoria. Nur das letzte kam am 8. Septbr. 1522 in den Hafen San Lucar zurück, von dem sie am 20. September 1519 ausgefahren waren. Der Santo Jacobo hatte in der Straße der Patagonier selbst Schiffbruch gelitten, wo der Sant Antonio sich von dem Geschwader trennte, um unter dem Befehle des Verräthers Stephan Gomez nach Spanien zurückzukehren; von den drei noch übrigen Schiffen war die Concepcion bei den Marjanen von der eigenen Mannschaft verbrannt und die Trinidad zu Tidore (Molukken) wegen eines Lecks, das man nicht hatte auffinden können, verlassen worden. Die Leser werden mir ohne Zweifel diese Details wegen des Interesses verzeihen, welches eine so wichtige und doch im Allgemeinen wenig bekannte Expedition hat. Um auf meinen Gegenstand zurückzukommen und einen geographischen Ueberblick über den östlichen Küstenstrich Patagoniens zu geben, bemerke ich im Allgemeinen, daß diese vom 36° 41′ bis zum 50° 20′ s. Br. reichende Küste von dem Cap Sant Antonio bis zum Weißen Vorgebirge in südwestlicher Richtung; vom weißen Vorgebirge bis zum Rio de los Gallegos in südwestlicher Richtung, mit mehreren Buchten; vom Rio de los Gallegos zum Jungfrauencap in südöstlicher Richtung läuft, bis zum 44° niedrig und für die Schiffe sehr gefährlich, vom 44° aber bis zur Bai St. Julian sehr hoch ist, von der letztern bis zum Hafen Santa Cruz niedrig, mit wenig Ufer, und endlich vom Hafen Santa Cruz bis zum Rio de los Gallegos mäßig hoch, dann sehr niedrig bis zum Jungferncap ist, wo sie sich von neuem hebt. Was den südlichen Küstenstrich oder die Straße des Magalhaens betrifft, der in seiner ganzen Ausdehnung sehr ausgeschweift ist, so gewährt er überall Häfen, von denen mehrere sicher sind, gutes Wasser, Holz, Fische und Muscheln in Menge, apium dulce oder Löffelkraut mit andern antiscorbutischen Pflanzen, und würde nach der Bemerkung Cooks, ohne die widrigen Winde und Windstöße, denen man dort oft ausgesetzt ist, wegen so vieler andern Vorzüge einen weit bessern Weg gewähren, als den um das Cap Horn, wo man, ohne eine Entschädigung, nur auf große Kälte, Regen und heftig bewegtes Meer rechnen kann.

Wie unbestimmt und unsicher auch die geographischen Kenntnisse von den Küsten dieses Landes seyn mögen, so sind es die von dem Innern doch noch in weit höherm Maße. Die erste Landreise fällt in den Anfang des 17. Jahrhunderts, ohne daß man aber die Zeit genau angeben kann. Man schreibt sie Saavedra, dem Gouverneur von Paraguay, zu, der nach der Eroberung des Patana und der Entdeckung des Chaco zu Lande bis zur Magalhaensstraße vorgedrungen, von den Indianern mit seinen Begleitern gefangen genommen, dann wunderbarer Weise ihnen entgangen, zurückgekehrt seyn und auf einer zweiten Reise seine ersten Gefährten aus der Gefangenschaft befreit haben soll. Diese Reise, welche schon durch den Mangel aller Details verdächtig wird, hat überdies einen romanhaften Charakter, der nicht erlaubt, ihr unbedingten Glauben zu schenken; doch kann man daraus schließen, daß Saavedra der erste Spanier war, der das Land durchreiste. Darauf findet man um den November 1793 die Fortsetzung einer zu Nuestra Señora de Nahuelhuani y de la Laguna unter 42° s. Br. südlich von Sicu Leuwu bei den Puelchen und den Poyas, der Insel Chiloe gegenüber, gegründeten Mission. Der Gründer derselben war ein Pater Nicolaus Mascardi; die Fortsetzer aber waren die Paters Philipp de la Laguna und Joseph Maria Sessa; — das ist alles, was man von der Geschichte weiß. Später ging Don Basilio Villarino zweimal den Rio Negro von seiner Quelle bis zur Mündung hinauf und wurde nach Ignacio Nuñez 1783 von den Indianern ermordet. Darauf findet man nur noch die theilweisen Erforschungen des Don Justo Molina 1805 und des Luis de la Cruz 1806, aber man kann, wenigstens theilweise, das Schweigen der Geschichte durch die Arbeit Falconers ersetzen, den ich schon erwähnt habe und der sich lange in dem Lande aufhielt.

Dies war der Zustand meiner Kenntnisse über Patagonien und die theoretische Vorstellung, die ich mir nach dem Lesen davon gemacht hatte, als ich mich dahin einschiffte. Es war zu Ende des Augusts 1829 und ich hatte meine Maßregeln so genommen, um am Orte meiner Bestimmung ungefähr zur Zeit des See-Elephantenfanges in der Bai San Blas anzukommen, da ich diesen Fang, eine der wichtigsten Arbeiten des Landes, gern mit ansehen wollte. Ich erspare dem Leser die nautischen Details, die ihn nicht mehr unterhalten würden als mich, und erwähne blos, daß wir bei einem günstigen Winde bald aus dem Plata herauskamen und allmälig vor uns das Dorf las Quilmes, die Ensenada Barragan, die von Klippen vertheidigte Indianerspitze, die Spitze las Piedras, welche dieselben Hindernisse zeigt, und endlich das Cap San Antonio vorbeiziehen sahen, welches einige Geographen für die südliche Spitze der Mündung des Rio de la Plata ansehen. Dieses Cap hat eine rundliche Gestalt und

in seiner Nähe befinden sich las arenas gordas (Bänke) die von den Schiffen sehr gefürchtet werden. An dieser Küste befinden sich kleine, sumpfige Salzseen, an denen sich viele Jaguars aufhalten, und dahinter erheben sich drei Reihen Dünen, jenseits welcher sich ein fruchtbares Land ausdehnt, das viele wilde Pferde nährt und Rincon de Tuyu genannt wird, wegen der Beschaffenheit des Bodens des umliegenden Landes. Der erste bemerkenswerthe Ort im S. vom Cap San Antonio ist das Cap los Lobos, wo der Boden niedrig und dessen Nähe in einer Breite von 2 Stunden mit tiefen Sümpfen bedeckt ist. Dieses ganze Land war sonst voll wilder Pferde, welche die südlichen Völker dahin zogen. Nahe am Meere, ungefähr 5 Stunden vom Cap los Lobos, liegt el Mar Chiquito (das kleine Meer), eine Art See 5 Stunden lang und 1 Stunde breit, dessen Wasser salzig ist. Er nimmt mehrere kleine Flüsse auf, die von den benachbarten Bergen herabkommen, welche nicht hoch sind, die man aber dennoch 20 St. weit auf dem Meere sieht, weil das Land, in dem sie liegen, ganz flach ist. Diese Berge bilden keine fortlaufende Kette, sondern sind oft unterbrochen und durch Klüfte getrennt. Sechs Stunden vom Meere fangen sie an fast perpendiculair emporzusteigen, breiten sich dann 40 Stunden nach W. grünbewachsen aus, und zu ihren Füßen findet man Quellen, die von oben herabkommen, und amphitheatralische Wiesen am Hange, wo zahlreiche Heerden reichliches Futter finden könnten. Dieses ganze für den Ackerbau sehr geeignete Land hat kein Holz, ließe sich aber sehr leicht bewalden; man findet dagegen eine Menge kleiner Seen, unter denen der Cabillo ausgezeichnet ist; alle sind mit zahllosen Enten bedeckt.

Bis dahin hatten wir uns an der Küste gehalten, nun aber gelangten wir in das offene Meer und ich wußte nichts mehr von dem Lande bis zu meiner Bestimmung, als was ich von meinen Reisegefährten erfuhr, die da mehr als einmal angelegt hatten. So findet sich etwas südlich von dem Mar Chiquito das so genannte Teufelsland, eine Benennung, die allerdings nichts Gutes von dem Orte erwarten läßt; dann kommen die cerros de los Lobos oder Hügel der Seewölfe, so genannt von der großen Menge dieser Thiere, welche sich da aufhalten, während es in den benachbarten Wäldern Pumas, aber wenige Jaguars giebt; weiter unten bis zum Rothen Flusse (rio Colorado) sind die Küsten sehr hoch, worauf außerordentlich niedrige Sandbänke kommen. Wir kamen vor der Weißen Bai, vor der Mündung des Colorado und vor der Bai San Blas vorbei, die ich später besuchen sollte, und endlich gelangten wir in den Rio Negro, wo wir über jene von allen Seeleuten so gefürchtete Barre mußten. Wir fuhren den Fluß hinauf und warfen endlich Anker vor Carmen, nicht ohne der Gefahr ausgesetzt gewesen zu seyn, an die Küste anzulaufen, was letzthin mehrern Schiffen geschehen war, uns aber durch die Geschicklichkeit unsers Lotsen und die unerwartete Wendung des Windes erspart wurde, der uns viel schneller forttrieb, als wir es eigentlich wünschten. Ich wurde bald in das Fort gebracht, wo Don Jose Garcias Freunde hatte. Es wurde für mich ein neuer Mittelpunkt von Beobachtungen und ich nahm mir vor, von da aus mehrere Ausflüge zu Wasser und zu Lande nach allen Richtungen hin zu machen, um selbst so viel als möglich die Thatsache zu bestätigen, welche ich bisher nur aus Büchern und von Hörensagen kannte. So kam ich nach Süden zu mit einigen Seewolfsfängern, welche alle Jahre diese Küste besuchen, bis zu dem Hafen St. Julian. In diesen unter 49° 12′ s. Br. gelegenen Hafen ergießt sich kein Fluß, und obgleich die größten Schiffe 1½ Stunden weit hineinfahren können, wenn auch der Eingang etwas beschwerlich ist, so findet man dort doch nur wenig oder gar keine Hülfsmittel, weil es im Sommer kein Wasser daselbst giebt und man dergleichen im Winter nur sammelt, was durch das Schmelzen des Schnees gebildet wird, das Land überdies außerordentlich unfruchtbar ist und nur Brennholz liefern kann. Dieser Hafen war übrigens das äußerste Ziel meiner Ausflüge nach Süden zu, weil ich zu einer Weiterreise keine Gelegenheit fand; zum Glück ersetzt die Reise der englischen Schiffe Adventure und Beagle, welche 1826 und 1827 die Straße des Magalhaens zu erforschen hatten, mein Stillschweigen. Sie kamen am 28. Novbr. 1826 im Hafen St. Helena unter 45° s. Br. an, wo sie einen guten Ankerplatz für mehrere Schiffe fanden, aber auch einem schrecklichen Meere ausgesetzt waren, das sie beinahe gegen die gar nicht weit entfernten Felsen geworfen hätte. Das umliegende Land ist entsetzlich unfruchtbar; man sieht nicht die geringste Spur von Vegetation; es scheint ein allgemeines Chaos da zu herrschen und man hört nichts als das Geschrei der Wasserhühner und das Brausen der Wogen an den schwarzen Felsen der Küste, die so öde und nackt ist, daß ein gescheitertes Schiff daselbst nicht die geringsten Hilfsmittel finden würde. Zahlreiche Schaaren wilder Guanacos scheinen allein da Herr zu seyn und lassen leicht an sich kommen, sagt der Erzähler, ob es gleich nicht leicht sey, sie immer in der Schußweite zu haben. Einige Strauße, das achtstreifige Armadill, Buzzards und verschiedene Arten Seevögel theilen mit ihnen diese traurige Herrschaft.

Ich werde nun fast immer den Verf. sprechen lassen, indessen mich nur bei den Theilen seiner Erzählung aufhalten, die von allgemeinem Interesse seyn können.

„Wir gingen am 4. December wieder unter Segel. Das erste Land, wo wir ankerten, war das Vorgebirge Schönwetter, wo wir, trotz dem Namen, sehr starke Windstöße aus SW. erfuhren. Dieses Land ist nicht so gebirgig wie der Hafen St. Helena, sieht aber vom Meere aus eben so traurig und öde. Das Innere des Landes scheint grün zu seyn und an der Küste giebt es viel Rasen, der aber von der Sonne verbrannt ist. Man sah auf den entfernten Ebenen unzählige Heerden Guanacos. Die braunen, von unserm Anblick überraschten Adler schwebten in Kreisen über unsern Köpfen und schienen bereit, auf uns herabzuschießen. Hier finden sich in Menge Büsche mit einer rothen Frucht, welche der Luft einen höchst angenehmen Wohlgeruch mittheilt. Im ganzen Lande keine Spur von einem menschlichen Wesen. Dieser ganze Theil der Küste von Patagonien von dem Cap St. Helena bis zum Jungferncap hat dasselbe wilde Ansehen; man erblickt auf einer Strecke von 1000 Meil. keinen Baum oder Busch, und diesen Charakter hat die ganze Küste am nördlichen Eingange der Straße. Bei der Ankunft auf der Höhe des Jungferncaps sahen wir deutlich eine Felsenbank, die ungefähr eine Meile weit in das Meer hinausragt. Dieses Cap soll dem Vorgebirge St. Vincent in Spanien gleichen.

„Von diesem Ankerplatze aus bemerkten wir zum erstenmale Feuerland, das sich am Horizonte erhob. Das erste Land, welches in die Augen fällt, wenn man in die Straße kommt, ist der Berg Dinero, der dem Cerro von Montevideo der Form wie der Höhe nach gleicht."

Widrige Winde mit heftigem Regen und einem bewölkten Himmel hielten die Schiffe mehrere Tage in der Besitzbai, bei dem Jungferncap, zurück und man konnte hier mehrere kegelförmige Berge bemerken, welche Sir John Marborough Aymond und seine Söhne und auch die Eselsohren genannt hat, weil sie große Aehnlichkeit mit dem obern Theile des Kopfes jenes Thieres haben.

Die Fahrt von dem engsten Theile der Straße ist, da Feuerland und die Küste von Patagonien höchstens 4 bis 5 Meilen auseinander liegen, dennoch einer der schwierigsten Punkte und machte bei unsern Reisenden einen doppelten Versuch nöthig, der ihnen erst am 28. gelang. Dieses Land ist ziemlich hoch, hat aber dabei nichts Malerisches. Die Guanacos sind hier sehr scheu und entflohen sobald sie die Schiffe nahe am Ufer sahen.

Die Seefahrer fanden nichts Merkwürdiges bis zur Bai St. Gregor, wo sie am 1. Januar 1827 Anker warfen. „Es ist ein trefflicher Ankerplatz, vollkommen gesichert vor den heftigen Winden, welche in dieser Gegend fortwährend von SW. und WSW. oder SSW. wehen. Die Küste hat da einen angenehmern Anblick als irgend wo anders von dem Jungferncap an. Man bemerkt von Zeit zu Zeit eine mit Grün bedeckte Bergkette, am häufigsten aber bedecken schwarze und zerrissene Abgründe und drohende Felsen ohne alle Vegetation das Land zu beiden Seiten.

„Gegen Abend glänzte ein großes Feuer hinter der Spitze, welche über das Cap St. Gregor hinausragt und den andern Tag früh sahen wir an

der Küste zwei Männer herumreiten, welche uns aufzufordern schienen, an's Land zu kommen." Der Verf. beschreibt das erste Zusammentreffen mit diesen Indianern. „Die beiden ersten, welchen ich begegnete, waren ein Mann und eine Frau, welche ruhig am Ufer saßen. Der Mann schien 45 und die Frau etwa 40 Jahre alt zu seyn. Der Mann zeichnete sich durch einen langen und breiten Kopf, ein sehr plattes Gesicht, sehr vorspringende Backenknochen ohne Augenbrauen und Bart, offene Nasenlöcher, kleine schwarze tiefliegende Augen und sehr schwarzes Haar aus. Er trug um den Kopf einen schmalen Streifen gefärbte Guanacohaut, welcher eine Straußenfeder hielt, die auf seine linke Achsel fiel und ihm trotz dem Bande auch auf das Gesicht und bis auf die Brust hing. Seine Farbe war olivenschwarz oder vielmehr ölig und kupferig. Er schien sehr stark zu seyn. Seine Größe betrug etwa 6 Fuß 3 Zoll (engl. Maß); sein Mund war sehr groß, seine Lippen dick und vorstehend, die Mundwinkel außerordentlich zusammengezogen, was ihm, außer einem verstörten Aussehen, das Alle haben, wie ich später erkannte, etwas Wildes gab, was keineswegs einlud, genaue Bekanntschaft mit ihm zu machen, und mich fast bedauern ließ, ohne Waffen zu seyn. Die Frau sah liebenswürdiger aus als der Mann, und dies veranlaßte mich, ihr ein Stück Zwieback anzubieten, das sie zwischen den Damen und Zeigefinger nahm und von dem sie dann mit der Grazie eines jungen Mädchens in einer Pension aß. Dem Manne bot ich nichts davon an, beobachtete ihn aber, um zu sehen, ob er dieses Vergessen übelnehmen werde. Er schien nicht darauf zu achten. Ich gab ihm darauf einige Stücke Zwieback, welche er gleichgiltig in die Hand nahm, sie dann rasch in den Mund steckte und sie mit offenbarem Genusse zerkauete. Die Zähne der beiden Indianer waren weiß und das Geräusch, welches sie bei ihrer Dienstverrichtung machten, glich ziemlich dem einer in Bewegung gesetzten Kaffeemühle.

„Andere Patagonier kamen bald in Galopp mit einigen Personen von dem Adventure an. Sie waren ihrer etwa zwanzig, und unter ihnen befanden sich mehrere junge Leute und Mädchen, sämmtlich nur mit Guanacofellen bekleidet. Die jungen Wilden schienen sich auf das Diebshandwerk sehr gut zu verstehen, denn sie umringten mich bald und ich sah mich alles Tabaks beraubt, den ich mit an das Land genommen hatte. Die meisten von ihnen sahen weibisch aus und es war schwer, die Geschlechter zu unterscheiden; die Männer hatten nur breitere Schultern und ein ernsteres Aeußere. Alle waren bartlos. Unter der Schaar befand sich auch eine Person, die wir die junge Maria nannten, die sehr anmuthig aussah und nicht die Olivenfarbe der andern hatte. Sie schien alle Herzen gewonnen zu haben. Alle Halsbänder, alle Knöpfe, aller Tabak waren für sie und als besonderes Zeichen der Auszeichnung hatte man ihr eine in England geschlagene Medaille mit der Aufschrift: „der Adventure und Beagle, Schiffe Sr. Maj. 1827" an den Hals gehangen. Die junge Maria war immer guter Laune und zeigte Zähne, deren Weiße und Gleichförmigkeit der Kunst der berühmtesten Dentisten Ehre gemacht haben würden. Sie hatte manches Herz unter unserer Mannschaft entzündet, später aber entdeckte man, daß die junge Maria — ein Mann war.

„Mehrere dieser Indianer waren über und unter den Augen mit einer schwarzrothen Erde bemalt; andere hatten eine weiße Linie auf dem Backen und den Augenbrauen. Ihre Größe wechselte zwischen 6 F. und 6 F. 10 Zoll. Einige trugen Stiefelchen, welche bis an die Fußbiege gingen und die großen Zehen frei ließen. Ihre Sporen waren sehr merkwürdig, nämlich aus zwei etwa 5 Zoll langen Holzstücken gemacht, die etwa 2 Zoll auseinanderstanden und eiserne Spitzen hatten. Diese Sporen wurden durch einen Riemen von Guanacofell an den Fuß befestiget.

„Um den Gürtel tragen sie drei lange an einander gebundene Riemen, und an dem Ende eines jeden derselben befinden sich eben so viele in Fell eingewickelte Granitkugeln, deren sie sich bei der Jagd der wilden Pferde und der Strauße bedienen. Die Art, wie man dieselben braucht, ist schon oft beschrieben worden. Die Frauen sitzen auf den Pferden wie die Männer und ihre Sättel, deren sie aber nur sehr wenige haben, gleichen ganz dem recado der Gauchos, indem sie aus einem gebogenen Holzstücke bestehen, das auf den Rücken des Pferdes paßt und an jeder Seite ein Loch zum Durchstecken des Steigbügelleders hat. Ueber dieses Holz breitet man zwei oder drei Felle und das Ganze wird unter dem Bauche des Pferdes durch einen breiten Gurt befestiget. Die Zügel sind von Leder, das Gebiß von Holz und durch einen Streifen Guanacofell an den Kopf des Pferdes befestiget. Die Steigbügel haben eine dreieckige Form, sind ebenfalls von Holz, durch Riemen an den Gurt befestiget und nur so breit, daß drei Zehen darin Platz haben. Ihre Pferde, welche etwa die Größe der englischen poneys haben, sind sehr sanft; sie lassen sie sehr schnell laufen und zerreißen ihnen mit den Sporen die Seiten auf gräßliche Art.

„Am Nachmittage desselben Tages segelten wir weiter in die zweite sogenannte Einkehle, welche durch die Nassau Inseln und das Cap Gregor gebildet wird. Sie ist etwa 13 M. lang und 4 bis 5 breit. Die spanischen Schiffer haben sie San Simon, die englischen St. Barthelemy genannt. Wir ankerten am östlichen Ende der hohen und rauhen, oben flachen, baumlosen, aber an mehrern Stellen grünen Elisabethinsel. Am 5. Januar gingen wir mit einem günstigen Westwinde weiter unter Segel, um zwischen der Elisabethinsel und den Pinguineninseln hindurchzukommen, welche man gewöhnlich für die gefährlichste Stelle in der ganzen Straße ansieht. Wir waren bald über die Elisabethinsel hinweg und gelangten an die Schwarze Landspitze. Hier beginnt das bewaldete Land und die Küste ist bis an die Bai des Süßen Wassers mit dichten Wäldern bedeckt, für uns ein eben so auffallender als angenehmer Contrast nach den nackten und dürren Einöden, die wir bis dahin gesehen hatten. Zerstreut am Ufer lagen mehrere hundert von dem Winde ausgerissene Baumstämme. In der Bai des Süßen Wassers an der patagonischen Küste befindet sich eine ganz offene Rhede mit einem ziemlich guten Ankerplatze anderthalb Meile vom Ufer. Auf und an den verschiedenen Sümpfen an der Küste halten sich treffliche Gänse, Enten und Schnepfen auf. Die Gänse sind hier größer und besser befiedert als in der ganzen Straße und haben kleine schwarze Federn mit kleinen weißen Punkten. Sie wiegen acht bis zehn Pfund. Am Abend des letzten Tages unseres Aufenthaltes an diesem Orte sahen wir sieben Bewohner von Feuerland in ihren Böten um eine Landspitze herumfahren.

„Sie waren klein von Statur, indem der größte nicht mehr als 5 F. 2 Z. maß und alle, Männer sowohl als Frauen, sahen höchst elend aus. Die Seehundsfelle, welche ganz allein ihre Kleidungsstücke ausmachten, flatterten zerrissen um ihren schmierigen schwärzlichen Körper. Ihre steifen und schwarzen Haare glichen Fischbeifasern, hingen in Unordnung auf das Gesicht und die Achseln und man hätte kaum glauben sollen, daß Menschen in einen so traurigen Zustand versinken könnten. Sie verzehrten gierig einige Stücke ranzigen Seehundsfleisches.

„Die Küste gewährt von der Bai des Süßen Wassers bis zum Hafen Famine, nach dem wir uns hinwendeten, immer denselben Anblick undurchdringlicher Wälder. Der Boden ist nicht sehr hoch, indem man die Küste von Feuerland nur mit großer Mühe von Patagonien aus erkennt. Wir litten bei unserer Fahrt zu dem erwähnten Hafen viel von außerordentlich heftigem Wellenschlage und warfen deshalb mit großer Freude am 6. Jan. Anker. Das Land ist hier höher, als wir es bis dahin gesehen hatten. Der Hafen Famine hat seinen Namen von einem der Seefahrer erhalten, welche vor uns hier waren. Die Spanier hatten hier 1584 eine Niederlassung gegründet, und von den 400 Personen derselben blieben nur drei oder vier am Leben, indem die andern buchstäblich vor Hunger starben. Man findet hier eine Menge Berberisbeerensträucher und Erdbeerbäume, aber sehr wenig andere Pflanzen. Wegen Holz und Wasser ist der Hafen trefflich. Nach dem SW. Theile der Bai zu stehen eine Menge sehr dicker Bäume, welche Jahrhunderte lang mit den Winden gekämpft zu haben scheinen und von denen einige ganz verfault, andere ganz gut erhalten sind. Von Vögeln sieht man einige Schnarrenten, Fischer, Geier, Falken, verschiedene Arten Käuzchen, Wasserhühner, Raben und eine Menge kleiner Vögel; Fische hat man in Menge.

Am 15. sollte der „Beagle," der den „Adventure" in dem Hafen ließ, unter Segel gehen, um die Erforschung der Straße bis zu ihrem westlichen Eingange fortzusetzen. Die Fahrt um die Spitze Sanct Anna (Cap Schut up Byrons und San Isidor der Spanier) und in der Bai St. Nicolaus, einem schlechten Ankerplatze mit ganz traurigen Umgebungen zeigt ihm nichts Interessantes bis zum Cap Holland, wo er nach mancher Gefahr ankommt. Dieses Cap ist sehr hoch und breit und die Küste von Feuerland fängt an, einen nackten und öden Anblick zu gewähren. Die Berge am Ufer sind sehr hoch; die im Innern noch höher und mit Schnee bedeckt, und wenn der Himmel bedeckt ist und der Wind stürmt, was oft geschieht, so ist die Aussicht nichts weniger als angenehm. Unter dem Cap Holland befand sich der „Beagle" ziemlich gesichert vor den herrschenden SWwinden. Die Küste von Patagonien ist von dieser Seite sehr bergig und bewaldet und die Straße daselbst ungefähr 5 oder 6 M. breit. Am 20. befand er sich auf der Höhe vom Cap Forward, einem ebenfalls sehr hohen Vorgebirge. Die Küste ist mit dichtem Wald und mit Bäumen bedeckt, welche sich fast bis an den Gipfel der Berge erheben. Das Innere ist sehr hoch und mit ewigem Schnee bedeckt. Als ziemlich wichtige geographische Thatsache bemerke ich, daß das Cap Forward, das ziemlich in der Mitte der Straße ist, wirklich die südlichste Spitze des amerikanischen Festlandes ist, wofür man gewöhnlich das Cap Horn hält, ob dasselbe gleich an der andern Seite von Feuerland liegt. Von dem Cap Forward gelangt der „Beagle" nach dem Hafen Gallant, einem der sichersten und besten der Straße, der einen guten Ankergrund hat und den das umliegende Land vor allen Winden schützt. Vom Cap Gallant, das er am 21. verläßt, bis zum Cap Providence findet er eine mit hohen Schneegebirgen besetzte, mit schwarzen zerklüfteten oder konischen Felsen vermischte Küste, zwischen denen sich bisweilen Bäume und Felsen vom wildesten Aussehen zeigen. Das Cap Providence hat einen ziemlich guten Ankerplatz, aber es ist gefährlich, in diesen Hafen hineinzufahren, besonders bei stürmischen Wetter und zwar wegen der Felsen, die man über dem Wasser bemerkt.

Die Expedition hatte beinahe 250 M. der Küste unter fast fortwährenden widrigen Winden mit Regen und Kälte erforscht. Es gehörte der ganze Muth des Capitains dazu, um die Erfüllung des Auftrags nicht aufzugeben; den 31. Jan. entschloß er sich, bis zum Cap Pilar vorzudringen, das noch 35 M. entfernt war und zwar trotz den widrigen Winden und der Heftigkeit der vom großen Ocean heranstürmenden Wogen, sah sich aber, trotz seinen Bemühungen genöthiget, nach dem Cap Providence zurückzukehren, nachdem er mehrmals aufgestoßen war. Den 1. Februar wurde der Cutter des Beagle abgeschickt, um Häfen aufzusuchen, und kam nach einer sechstägigen Abwesenheit zurück. Er hatte am Feuerland den „Hafen der Trennung" gemustert, wo der Beagle den 15. desselben Monats ankam und mehrere interessante Beobachtungen über ein Lager der Eingeborenen machen konnte. „Diese stecken im Kreise herum in die Erde eine große Anzahl langer Baumäste, zwischen denen sie einen Raum von etwa 15 Fuß frei lassen; andere biegsame Aeste verbinden die obern Enden der erstern mit einander, die man dann mit Seehundsfellen und Zweigen belegt, um das Innere warm zu machen und den Luftzug zu verhindern. Das Feuer wird in der Mitte angemacht und die Bewohner setzen sich um dasselbe herum, mitten im Rauche, den sie nicht vermeiden können, weil es keine Oeffnung oben an der Hütte giebt, und diese keinen andern Ausgang hat als die Thüre. Selbst diese Thüre ist so niedrig, daß es sehr schwierig ist, anders hinein oder heraus zu kommen, als indem man auf den Händen und den Füßen kriecht."

Den andern Tag gingen die Engländer an's Land und waren so glücklich, in eine Hütte in dem Augenblicke zu kommen, als die Indianer ihre Mahlzeit zubereiteten und genießen wollten. Sie hatten eine große Menge Muscheln zusammengebracht, welche sie in aller Eile brieten. Einer, der eine größere nahm, die schon gut zu seyn schien, steckte sie ein oder ein paar Mal in den Mund, als wolle er sie abkühlen, und bot sie dann mit einer ganz besondern Anmuth einem der Mannschaft an, ohne im geringsten über die Aufnahme beleidigt zu seyn, welche sein Anerbieten faud. Einer der Indianer, der an Bord kam, zeigte sich neugieriger als die Patagonier; er blickte sich eifrig um und betrachtete bald das Verdeck, bald das Tau- und Segelwerk. Man reichte ihm ein Glas Porto, das er mit großem Vergnügen zu leeren schien, so wie er Thee und Grog trank. Er verzehrte ferner mit großer Gier Rindfleisch, Zwieback und andere Eßwaaren.

Die Mannschaft sah die Indianer während ihres Aufenthalts unter denselben ein Boot bauen. Es wurde aus mehrern Stücken einer Art Rinde gemacht, an deren Rande sie mehrere Löcher anbrachten, um die Stücke mittelst Seehundseingeweiden zusammenzubinden. Die Natur scheint diesem Volke Geschicklichkeit und Ausdauer gegeben zu haben, denn es gehört eine lange und beschwerliche Arbeit dazu, um diese Böte herzustellen, ohne andere Werkzeuge als Muschelschalen. Unter der großen Anzahl Bäume, welche an diesem Hafen wachsen, ist der höchste die Birke, welche bisweilen eine Höhe von 25 bis 26 Fuß erreicht, aber gewöhnlich krumm ist. Man konnte sie zum Bauen ganz kleiner Fahrzeuge verwenden. Es giebt auch sehr viele Bäume, deren Blätter denen des Lorbeers gleichen und bis 30 F. hoch werden. Man findet endlich Büsche mit weißen Blüten acht und zehn Fuß hoch, und den Erdbeerbaum, dessen Stamm und Zweige unregelmäßig wachsen.

Am 20. Febr. ging das Schiff wieder unter Segel und befand sich bald mitten in einem Archipele, der auf keiner Karte angegeben ist. Die Küste scheint von den frühern Seefahrern von dem Cap Providence bis zum Vittoriacap sehr schlecht aufgenommen worden zu seyn. Nach den nöthigen Beobachtungen zur Bestimmung der Breite der Felseninseln ging das Schiff am 27. nach dem Dienstagshafen zurück unter Segel, denn der Auftrag war vollzogen. Indem es an der nördlichen Küste hinfuhr, gelangte es in eine unermeßliche Bai, wo sich ein guter Ankergrund findet, und der der Capitain den Namen Cap Parker gab. Es ist eine offene Rhede, deren drei Seiten drei niedrige, sehr flache Inseln zeigen. Die nördliche Seite ist nur wenig tief eine große Strecke weit und das Innere des Landes zeigt viele überschwemmte Stellen, Wasserfälle und große Wasserflächen. Sie scheint allen Seefahrern entgangen zu seyn und ist auf keiner Karte angegeben Einige von der Mannschaft, welche an das Land gingen, fanden, nachdem sie durch einen Wald gezogen waren, einen großen Wasserfall, jenseits welchem sie eine offene Ebene mit hohen Bergen an jeder Seite bemerkten, die mit Bäumen von jeder Größe bewachsen waren, welche vor Alter theils weiß geworden, theils in reichem glänzenden Grün prangten. Eine Grabesstille herrschte in dieser Einöde und wurde nur durch das Rauschen des Wasserfalles unterbrochen. Die Engländer fanden daselbst sehr gutes Trinkwasser. Auf der Rückkehr nach der Küste sahen sie die Trümmer eines Kraals oder verlassenen Dorfes und glaubten daselbst einige Spuren von Menschenfresserei zu bemerken; aber ihre Vermuthungen scheinen mir zum mindesten sehr gewagt zu seyn. Nachdem sie einige Zeit beim Cap Temur, einem der schlechtesten Ankerplätze der ganzen Strecke, verweilt, gelangten sie den 1. März nach dem Cap Upright, einem der besten, die man finden kann. Man fuhr in dem Hafen umher, der sehr groß und für kleine Fahrzeuge ganz sicher ist. Man sieht daselbst mehrere Vögel, die viel größer sind als Gänse. Ihre Flügel sind sehr kurz, so daß sie sich nicht über das Wasser erheben können, wenn sie aber gestört werden, bewegen sie sich an der Oberfläche mit einem Lärm hin, wie Dampfböte. Man findet auch an diesem Hafen einige schöne Birken und Fichten.

Am 3. März traf der „Beagle" ein Boot mit sechs Mann, das zu dem Schooner „Prinz von Sachsen Coburg", Cap. Brisbane, gehörte, der am 19. Decbr. in der Furienbai am nördlichen Eingange des Canals Barbara (Feuerland) Schiffbruch gelitten hatte. Man schilderte die Lage des Capitains Brisbane als äußerst gefährlich, da die Zahl der Eingeborenen alle Tage zunehme und ihre feindselige Stimmung wachse; diese Leute sollen sanft seyn, wenn sie ihre Kraft nicht fühlen, aber im entgegengesetzten Falle einen ganz andern Charakter zeigen. Der Capitain

des „Beagle“ beeilte sich demnach, den Hafen Gallant wieder zu gewinnen, von wo er einen Officier in dem Boote nach dem „Adventure“ schickte, um seine Zögerung zu melden; ein anderer Officier wurde mit Mannschaft in dem Cutter und der Schaluppe abgeschickt, um den schiffbrüchigen Capitain im Furienhafen, der 17 Meilen von dem Hafen Gallant entfernt ist, zu holen. In der Mitte des Canals Barbara trafen die letztern viele Indianer, die in ihren Böten die englischen Fahrzeuge zu überholen suchten, während die andern von den benachbarten Felsen herab ein Kriegsgeschrei erhoben und sie mit einem Pfeilhagel begrüßten, — ein Grund mehr, den Schiffbrüchigen zu Hilfe zu eilen, die man übrigens in gutem Vertheidigungszustande fand. Auf der Rückkehr traf man ebenfalls viele Indianer, die meist roth und weiß bemalt waren und so elend aussahen, daß sie kaum Menschen glichen; sie zeigten sich im Gegensatz zu den frühern sehr versöhnlich und gaben den Europäern für Messer, Halsbänder 2c. gern Bogen, Pfeile und zwei ihrer Hunde, welche dem spitzigen Kopfe, den langen Ohren und dem buschigen Schwanze nach Füchsen glichen, aber schmuzig grau aussahen.

Der „Beagle“ verließ den Hafen Gallant am 10. März und stieß denselben Tag zu dem „Aventure“ im Hafen Famine nach einer Abwesenheit von 54 Tagen.

Die Schiffe verließen den erwähnten Hafen am 7. April und stießen auf nichts Merkwürdiges bis zum 10. bei ihrer Annäherung zu der Bai Gregor, aber am Morgen dieses Tages bedeckten die Feuer der Patagonier das Ufer. Einige von den Indianern waren zu Pferde und bewegten in der Luft große Felle, wie um uns zum Landen aufzufordern. Das Ufer war in der Ferne mit Eingeborenen besetzt und es konnten wohl 3 bis 400 Personen, Männer, Weiber und Kinder, beisammen seyn. Offenbar hatten sie sich eines Marktes wegen versammelt, denn es war eine Menge Straußenfedern und Felle von Guanacos und andern Thieren ausgestellt. Fast alle Indianer waren zu Pferde und große Hunde, fast 150 an der Zahl, lagen mitten unter den Fußgängern, in Gruppen vertheilt, oder liefen in Schaaren von 20 oder 30 auf der Ebene umher. Es war ein ganz eigener Anblick diese Mischung von wilden Indianern, Hunden und Pferden; die erstern, unter denen sich Säuglinge befanden, hatten sich ums Feuer herum gesetzt oder kochten Pferdefleisch. Viele von ihnen, die noch jung waren, sahen nicht häßlich aus, für Patagonier nämlich, aber die Alten waren die häßlichsten Geschöpfe, die man sich unter menschlicher Gestalt denken kann.

Der Geschichtschreiber der Reise beschreibt sein Zusammentreffen mit einer Schaar Patagonierinnen, von denen die ältesten, ungefähr 25 Jahre, ohne die langen starren Haare, die ordnungslos bis auf den Gürtel hingen, nicht übel gewesen wären. Er fand sie beschäftigt, wie sie eben ihre Mahlzeit an einem großen Feuer zubereiteten. Seine natürliche Galanterie vermochte ihn, trotz einem gewissen Widerwillen, einen Theil davon anzunehmen; aber die Furcht, sich bald gänzlich von seinen schönen Wirthinnen ausgeplündert zu sehen, die sehr geneigt waren, sich ihre Gastfreundschaft bezahlen zu lassen, indem sie ihm einen Theil der Habseligkeiten nahmen, die er bei sich hatte, bestimmte ihn, seinem Pferde die Sporen zu geben und zu dem allgemeinen Lagerplatze zu eilen. „Dieses Lager bestand aus 15 bis 20 Hütten aus Pfählen und Fellen und glich so ziemlich den Buden auf unsern Jahrmärkten; an drei Seiten waren sie zu, vorn aber offen und standen 9 bis 12 Fuß von einander entfernt. Ich band mein Pferd an die Pfähle der ersten, trat dann hinein und sah in einem Winkel eine Frau sitzen, welche jene verschiedenfarbigen Erden, rothe, schwarze und weiße, zusammenknetete, deren sie sich zum Schmucke bedienen; sie gab ihr ungefähr die Form, die Dicke und Länge einer Stange Siegellack. Sie schien sehr vergnügt zu seyn und lachte aus Herzensgrunde mit einer andern Frau. Um die Hütte herum hingen verschiedene Producte ihrer Industrie und besonders bolas, die aber weit größer und besser gearbeitet waren als die, welche die Patagonier an der Küste trugen. Außen an dieser Hütte und den andern, die alle leer waren, denn ich sah daselbst Niemanden als die beiden Frauen und einen alten Mann, hingen Hirschköpfe und -keulen, welche zum Essen aufbewahrt zu werden schienen.“

Ich beendige hiermit meine Auszüge und meine Analyse der Reise des „Adventure“ und des „Beagle“, welche von nun an dem Leser nichts Interessantes mehr über Patagonien bieten würde. Ich kehre demnach auf meine Station am Rio Negro zurück, doch entlehne ich ihnen noch eine letzte Bemerkung über den Contrast zwischen den beiden Ländern östlich und westlich von der Straße Magalhaens; das erstere hat im Allgemeinen so niedrigen Boden als das zweite hohen. Man könnte auch aus ihren Bemerkungen über Feuerland, besonders das Land um den Furienhafen, schließen, daß dieses Land von Canälen oder Flüssen durchschnitten sey, deren verschiedene Arme zahlreiche Inseln bilden, wo keine angenehme Pflanze wurzelt und kein Grün das Auge erfreut; andere Schilderungen stellen Feuerland dar als aus einer großen Anzahl Inseln gebildet, die theils in W., theils in O. liegen, theils niedrig, klein, und immer unter Wasser gesetzt, theils groß, bergig und bewaldet sind. Der Boden ist gewöhnlich unfruchtbar, aber blos aus Mangel an Anbau, und könnte mit Fleiß fruchtbar gemacht werden, denn man findet hier sehr verschiedenartige Pflanzen, besonders wilden Selerie und eine Art Kresse, welche für treffliche antiscorbutische Mittel gelten. Man findet ferner auf mehrern Punkten die Birke, die Buche und andere große sehr nützliche Bäume. Man trifft da auch Trinkwasser, und wenn man einen sichern Hafen fände, würden sich hier mehre Vortheile zu einer Niederlassung vereinigen als auf den Maluinen oder Falklandsinseln, die einen einzigen guten Hafen, la Soledad, haben, in den man überdies nur dann gelangen kann, wenn der Wind aus N. oder NO. weht. Die von Frankreich 1760 colonisirten Maluinen wurden an Spanien unter Karl III. für 5 oder 800,000 Dollars abgetreten und gingen seitdem an England über, dem sie noch jetzt angehören. Diese sehr zahlreichen, bis auf zwei, kleine und sämmtlich sumpfigen Inseln bringen kaum Gerste, Erbsen, Bohnen 2c. hervor, dann Fettgänse, Kühe, Schweine und Pferde; auch fehlt es ihnen gänzlich an Holz, das sie von Feuerland holen müssen.

Die Bewohner von Feuerland sind ohne Widerrede die häßlichsten und dümmsten von allen Bewohnern Südamerikas. Bougainville und Cook schilderten sie als unfähig zur Beurtheilung einer Sache und als die gleichgiltigsten von allen Eingeborenen der südlichen Länder, — eine Behauptung, welche mit einer vorhergehenden Beobachtung in Widerspruch zu stehen scheint. Ihre Farbe nähert sich der des mit Oel vermischten Rostes. Ihre mittlere Größe beträgt 5 Fuß 8 bis 10 Zoll, aber sie sind schlecht gewachsen. Sie bedecken sich blos mit Guanacofellen, aus denen auch ihre Fußbekleidung gemacht ist. Sie schmücken sich mit Armbändern von Knochen und Muscheln und eine Art braunes Geflecht ziert ihr Haar. Ihre Frauen sind ebenso gekleidet bis auf eine Art Schürze, die sie zu tragen pflegen; die unterscheidenden Züge ihres Putzes ist das Weiße, das sie um die Augen malen und die horizontalen schwarzen und rothen Linien, welche den übrigen Theil ihres Gesichts bedecken. Ihre Industrie ist noch sehr wenig vorgeschritten. Sie leben in plumpen kegelförmigen Hütten, die aus in die Erde gestoßenen und mit Blättern und Heu bedeckten Pfählen bestehen und eine Oeffnung haben, welche zu gleicher Zeit als Thüre und als Rauchfang dient. Bogen und Pfeile sind ihre einzigen Waffen, die sie geschickt verfertigen, aber sie bedienen sich derselben selten, um sich Lebensunterhalt zu verschaffen, da sie hauptsächlich von Muscheln leben, deren Fang die Arbeit ihrer Frauen ist; sie folgen dem Wasser, das sich bei der Ebbe zurückzieht, und reißen die Muscheln von den Felsen, um sie erst in einen Korb zu werfen und dann in einen Sack zu schütten, den sie dazu bei sich haben. Man glaubt, sie müßten häufig einer Hungersnoth ausgesetzt seyn, denn es giebt in ihrem Lande nur Phoken und Hunde, die in großer Anzahl an den Küsten Patagoniens herumziehen, von wo sie leicht an die von Feuerland gebracht werden können. Was ihren moralischen und politischen Zustand betrifft, so hat man bei ihnen Aberglauben gefunden, welcher auf den Mißbrauch einiger religiösen Grundsätze deutet; aber welches sind diese Grundsätze? Sie haben keine bemerkbare Kopfplatte,

rung und leben sehr einig unter einander. Banks und Bougainville halten sie für sehr unglücklich, und doch (diese Bemerkung bezieht sich auch auf die Bewohner Patagoniens) scheinen sie mit ihrem Schicksale zufrieden zu seyn. Sie scheinen sich nicht geändert zu haben, seit sie bekannt sind. Sie durchziehen, in ihre Guanacofelle gehüllt und von Kindheit an Entbehrungen gewöhnt, frei ihre Einöden, ohne andere Gesetze zu kennen als ihren Willen, und erfreuen sich in ihren öden Wildnissen einer Zufriedenheit und eines Glückes, wovon sich die Bewohner der civilisirten Welt keine Vorstellung machen können. Welcher Ursache ist diese Erscheinung zuzuschreiben? Ihrer unumschränkten Unabhängigkeit?

Von den Patagoniern des Südens komme ich zu denen des Nordens, im Norden und Süden des Rio Negro, wo die „Juanita", die mich hergebracht, bald ihre volle Ladung Salz eingenommen hatte. Dieses Mineral findet sich in Menge in den Salzwasserseen des Innern, wo es das ganze Jahr hindurch krystallisirt, besonders aber während der trockenen Jahreszeit. Ich mußte natürlich lebhaft den Wunsch hegen, alles, soviel als möglich, in diesem wilden Lande mit eigenen Augen zu sehen und zu beobachten, um mich zu entschließen, meinen Aufenthalt zu Carmen, das hier Patagones heißt, zu verlängern. Es würde schwer seyn, sich einen traurigern Aufenthalt zu denken. Man stelle sich auf einem ganz nackten oder doch nur mit ganz wenig Haidekraut bewachsenen Hügel ein kleines Fort vor, das kaum durch einige Schießscharten und die Fahne darüber angekündigt wird; etwas darunter, am Abhange des nach dem Flusse zu geneigten Hügels, 15 oder 20 kleine Häuser, umgeben von einigen Palissaden, welche die Pferde und Rinder zurückhalten sollen; hier und da an dem und jenem Ufer eine kleine Zahl verkrüppelter Bäume, die nur ungern auf einem undankbaren Boden zu wachsen scheinen, und die außerordentliche Nacktheit der übrigen Landschaft in allen Richtungen hin und bis an den fernsten Horizont nur recht herausheben, . . das ist Carmen wenigstens wie es sich von der Westseite zeigt, denn von der entgegengesetzten Seite erblickt man eine belebtere, aber rein europäische Vegetation. Das ist gegenwärtig der Ort, der einst die Hauptstadt von Patagonien werden kann. (Taf. 35. Abbild.) Welches auch die Nachtheile des Ortes in malerischer Hinsicht seyn mögen, so ist er doch wegen seiner centralen Lage zwischen Buenos Ayres und den südlichen Punkten des Landes sehr werthvoll; denn er ist dem Cap Horn viel näher, und ohne Zweifel dürfte eine fremde Niederlassung an diesem Punkte die Spanier nicht sehr beunruhigen. Ohne Zweifel bestimmte diese Betrachtung schon zu Ende des 18. Jahrhunderts den Vicekönig von Buenos Ayres, jeder andern Macht zuvorzukommen und die Colonisation der Ufer des Rio Negro, des größten aller Flüsse Patagoniens, zu beginnen, obgleich man gewiß die Zahl und Wichtigkeit der Beiflüsse desselben sehr übertrieben hat; man kann mit Böten auf dem Rio Negro das Festland bis nach Valdivia in dem südlichen Theile von Chili durchschiffen. Es wurde bald erkannt, daß Carmen weit mehr zu einer Niederlassung der Art geeignet sey als der Hafen St. Julian oder Désiré, denen es ganz an Holz und Trinkwasser fehlt. Der Rio Negro hat Buenos Ayres bereits sein Salz und einen Theil seiner Schinken geliefert; ist dieser Handel in Folge der Revolutionskriege in Verfall gerathen, so läßt sich doch glauben, daß, wenn ihm die Regierung, welche sich mehr als je damit beschäftigen zu wollen scheint, ihre Fürsorge zuwendet, er bald sein früheres Glück wieder erlangt, das noch um vieles höher steigen könnte. Man darf sich indeß nicht verheimlichen, daß der ganze Versuch einer nützlichen Niederlassung am Rio Negro kein Resultat geben wird, so lange keine regelmäßige Verbindung mit Buenos Ayres und Chili eröffnet ist; mit Buenos Ayres durch gute Straßen über die Pampas und mit Chili durch die Schifffahrt auf dem Flusse. Schon hat die Anlegung mehrerer Forts über dem Rio Salado, der ersten südlichen Grenze der Provinz, besonders die der Forts „Unabhängigkeit" und der „weißen Bai", 80 Stunden und weiter von der Hauptstadt, diese Grenze eben so weit zurückgedrängt und die Erfüllung ihrer Ansichten begonnen. Das Uebrige wird der Zeit und dem Patriotismus der Häupter der Republik zu überlassen seyn. Bis dahin bietet der Fluß selbst den Bewohnern der neuen Colonie seine trefflichen verschiedenartigen Fische, unter andern die truchas und pejereys, die häufig in den Tümpfeln sind, welche durch das Austreten des Flusses gebildet werden, dann seine Lampreten, die von Januar bis April an der Mündung sehr häufig sind, die Fische in dem benachbarten Meere gar nicht zu erwähnen.

Als ich in Carmen ankam, war daselbst alles noch in Aufruhr wegen eines neuerlichen Angriffs des Puelchen, der Aucas und Tehuelchen oder Patagonier, welche kaum eine Art Belagerung des Forts aufgehoben hatten. Die Ansiedler waren immer auf der Hut, und trotz ihren überlegenen Waffen würde es ihnen doch wohl schwer geworden seyn, über ihre Feinde zu triumphiren, hätten sie sich nicht mit einigen benachbarten Kaziken verbunden, die ihnen Beistand leisteten mit ihren zwar schlecht disciplinirten Völkern. Mehrere derselben kamen oft in das Fort und ich selbst begab mich noch häufiger in ihre nicht sehr weit entfernten Lager, um ihre Gewohnheiten kennen zu lernen.

Wenn ich alles zusammennehme, was ich erfahren und beobachten konnte, so finde ich zuerst nach Falconer, daß alle Bewohner Patagoniens sich durch zwei Benennungen unterscheiden, indem sie sich nach ihrer geographischen Lage Moluchen oder Puelchen nennen. Die Moluchen oder Krieger scheinen besonders an der Westseite, von dem Ende des ehemaligen Peru bis an die Straße Magalhaens', zu leben. Es sind die Aucas oder Araucanos der Spanier, die in drei verschiedene Nationen zerfallen: die Picunchen oder Männer des Norden, welche sich von Coquimbo bis Santiago und selbst etwas weiter nach S. ausdehnen, die größten, die muthigsten der Moluchen; die Pehuenchen, welche ihren Namen von der Menge der Fichten bei ihnen haben, und sich von den Picunchen bis zum 35.° s. Br. ausdehnen. Diese beiden Nationen hatten lange Kriege mit den Spaniern und schwächten sich eben durch die Kriege, sowie durch den Genuß starker Getränke und durch die Blattern; endlich die Huillichen oder südlichen Moluchen, welche von Valdivia bis an die Straße wohnen. Die interessantesten und bekanntesten der beiden großen patagonischen Völker sind nach dem erwähnten Schriftsteller die, welche die östlichen Theile des Landes bewohnen, die Puelchen, die die Moluchen in W., die Argentinische Republik in N., den Atlantischen Ocean in O. und die Straße in S. haben. Diese Völker zerfallen, wie ihre westlichen Nachbarn, in mehrere Hauptstämme, welche man besonders nach ihrer geographischen Lage unterscheidet und unter denen man die Taluheten in N., die Diuiheten in W. und S. längs dem Rio Colorado, dem zweiten Flusse des Landes, bemerkt; alle sind durch die Kriege sehr geschwächt; die letztern leben vom Raube auf dem Gebiete der Argentinischen Republik und sind die Pampas der Spanier. Zwischen dem Rio Colorado und dem Rio Negro findet man die Scheschehueten, friedliche Nomaden, aber kühn im Kampfe, und endlich die Tehuelchen, welche man in Europa eigentlich Patagonier nennt und die ein gebirgiges, von tiefen Thälern durchschnittenes und von bedeutenden Flüssen bewässertes Land bewohnen. Einige ihrer Völkerschaften leben an den beiden Ufern des Rio Negro, andere, welche die Spanier Serranos (Bergbewohner) nennen, vorzüglich auf den Bergen, treiben keinen Ackerbau und nähren sich von dem Fleische der Guanacos, der Hasen, der Strauße und Rinder; sie sind groß, gut gebaut, ehrlich, gefällig, aber unbeständig und kriegerisch, irren unaufhörlich umher, um sich Lebensmittel zu verschaffen und verlassen jedes Jahr ihre Seen, ihre Sümpfe und ihre Flüsse, um im Nothfalle bis auf das Gebiet von Buenos Ayres 3 bis 400 Stunden von ihrem Lande, zu ziehen.

Das war der ehemalige Zustand der geographischen Kenntnisse vom Lande der Patagonier, aber neuere Beobachtungen erlauben, nur erinnerungsweise daran zu erinnern. Orbigny hat ermittelt, daß gegenwärtig alle oben erwähnten Nationen auf drei verschiedene reducirt sind: 1) die Tehuelchen oder Patagonier, welche von der Straße bis an den Rio Negro wohnen; 2) die Puelchen, welche von dem Rio Negro bis zum Colorado leben und sich bisweilen bis Buenos Ayres ausdehnen; 3) die

lich die zahlreichen Stämme der Araucanos, die im Lande unter dem Namen Pampas, Pehuelchen, Huillichen &c., je nach den Oertern, die sie bewohnen, bekannt sind.

Azara, den immer seine ungerechten Ideen gegen die wilden Völker Amerikas beschäftigten, spricht den Patagoniern, die er nicht gesehen hat, wie den meisten von denen, welche er wirklich sehen konnte, jede Religion und Regierung ab, als wenn der Aberglaube und die Existenz der gesellschaftlichen Körperschaft nicht die eine und die andere andeuteten; aber genauere und unparteiischere Beobachtungen werden diesen Irrthum berichtigen und die Lücke ausfüllen.

Man hat selbst in dem religiösen Systeme der Patagonier eine poetische Färbung und sehr pikante Züge der Analogie mit dem alten Polytheismus der Griechen gefunden, Züge, nach denen man dem P. Lafiteau fast verzeihen könnte, daß er von so vielen angeblichen Beziehungen zwischen den unwissendsten Völkern der Neuen Welt und dem aufgeklärtesten der alten träumte.

Ihre Theologie ist manichäisch. Sie glauben an zwei höchste Wesen, ein gutes und ein böses. Das gute ist, nach den Stämmen, Toquichen, Regierer des Volkes; Soychu, Lenker des Landes der starken Getränke; Guayava Cunny, Herr des Todes, unterstützt von andern wohlwollenden Gottheiten, von denen jede über eine Familie gesetzt ist und die sich an öden Orten, in Höhlen, Seen und Bergen aufhalten. Das böse Prinzip ist der Gualichu oder Huecuvu, welcher außen umherschweift, und über viele böse in der Welt umherirrende Geister herrscht; er ist das Prinzip und die Ursache aller Leiden der Menschheit.

Was soll man von der Cosmogenie der Patagonier sagen? Sie ist nicht minder glänzend, nicht minder außerordentlich. Die Welt ist das Werk ihrer wohlthätigen Gottheiten, welche sie bewaffnet und alles aus tiefen Höhlen herausgeholt haben, wohin einige von ihnen nach ihrem Tode zurückkehren müssen. Die Sterne sind alte Indianer, welche Strauße auf der Milchstraße jagen und für ihre Tugenden durch die Wonne einer ewigen Trunkenheit belohnt werden; die Nebelflecken sind Haufen von Straußenfedern, die sie erbeuteten.

Was ihre Gottesverehrung betrifft, so haben sie Priester beiderlei Geschlechts, die zugleich Priester, Propheten und Wahrsager sind; die Männer müssen Frauenkleider anlegen und ehelos bleiben, was von den Frauen nicht gefordert wird. Sie werden ihr ganzes Leben lang von zweien der erwähnten bösen Geister begleitet, deren Zahl sie oft nach ihrem Tode vermehren müssen. Sie kündigen ihren Beruf durch Verzuckungen und Epilepsie an. Ohne wahrscheinlich jemals etwas von einer Wünschelruthe gehört zu haben, behaupten diese amerikanischen Cagliostros, in den Schoos der Erde sehen zu können, aber viele ihrer ehemaligen Anhänger glauben bereits nicht mehr an ihre Macht. Ich habe sie mit feurigen Augen, starrem Haar und schäumendem Munde, mit einer kleinen Trommel, einem Flaschenkürbisse voll Erbsen, Säcken und andern Werkzeugen die Krankheit am Lager des Kranken beschwören, oder auch, auf einer Art Dreifuß sitzend, begeistert wie die Calches u. s. w., dem versammelten Volke Siege oder Niederlagen verkündigen sehen, aber ich sah sie auch, zum Lohne für einen dem Schrecken und dem Aberglauben gebührenden Einfluß und als Buße für die Gewalt, die sie sich über ein zitterndes Volk anmaßen, als Sühnopfer nach dem Tode ihrer Kaziken, nach großen allgemeinen Unfällen, fallen.

Einer der auffallendsten Charaktere der religiösen Ideen dieser Völker ist ihre Achtung vor den Todten. Ihre Begräbnisse finden mit zahlreichen Ceremonien statt. Bei einigen Nationen macht, sobald ein Mann seinen Geist aufgegeben hat, eine der ausgezeichnetsten Frauen des Stammes, das Gerippe des Todten, indem sie das Fleisch von den Knochen trennt und die Eingeweide herausnimmt; dann begräbt man ihn, bis er auf den Begräbnißplatz seiner Vorfahren gebracht wird. Bei andern (den Patagoniern z. B.) beschränkt man sich darauf, die Todten mit großem Pomp zu begraben. Während der Ceremonie tanzen schwarzbemalte Indianer um das Zelt unter traurigen, kläglichen Gesängen, und schlagen auf die Erde, um den Galichu zu erschrecken. Dann besuchen sie die Wittwe oder Wittwen und Verwandten des Verstorbenen, zerkratzen sich in deren Gegenwart den Körper mit Dornen und geben alle Zeichen eines tiefen Schmerzes, der indeß nicht ganz uneigennützig ist, denn er wird durch mehr oder minder reiche Geschenke belohnt, je nach dem Vermögen der Familie. Gewisse Völkerschaften begraben ihre Todten in viereckige fünf Fuß tiefe Gräber, legen die Waffen mit hinein und bedecken sie mit ihrem besten Anzuge; nach Falconer werden diese Todtengewänder alle Jahre durch eine bejahrte Frau gewechselt, die dieses Amt hat; sie öffnet die Gräber deshalb und ihr Amt sichert ihr die Achtung aller ihrer Landsleute. Auf den Gräbern werden auch alle Jahre zu Ehren der Todten Libationen gehalten. Die südlichen Patagonier haben etwas davon abweichende Gebräuche. Die Pferde eines Verstorbenen, besonders wenn es ein Häuptling ist, werden auf seinem Grabe geschlachtet, damit er auf denselben nach dem alhue mapu (Lande des Todes) reiten könne.

Es war mir interessant, im Süden von Südamerika jenen homerischen Gebrauch wiederzufinden, den ich bei den Mbayas in Paraguay bemerkt hatte. Im Jahre 1746 hatte die Mannschaft eines spanischen Schiffes, von dem ich bereits gesprochen, 30 Stunden westlich von dem Hafen St. Julian ein Patagoniergrab gefunden, worin sich drei Gerippe und todte Pferde fanden. Ich untersuchte auch ein solches Grab. In der Mitte eines kreisförmigen Grabes von ungefähr einem Fuß Tiefe und 36 bis 42 Fuß im Umfange, waren Buschholz und Felle kegelförmig 12 bis 15 Fuß hoch übereinander gelegt. Die Spitze des Kegels war gänzlich mit Reißig und Fellen bedeckt und darüber hinweg ragten zwei kleine rothe Fahnen. Rund herum und außerhalb des Grabes standen in gewissen Entfernungen mehrere Fahnen von derselben Farbe; das Seltsamste aber waren die Bilder zweier Pferde von Wilden, die man an den Graben gestellt hatte. Als ich dieses Grab besah, kam ein alter Indianer besorgt auf mich zu und stieß einen starken klagenden Schrei in den verschiedensten Tönen und so lange aus, bis er mich den Ort verlassen sah.

Nur die Frauen trauern und die Trauer währt ein Jahr. Während dieser Zeit sind sie, ungerechnet, daß, da alle Habseligkeiten des Mannes auf seinem Grabe verbrannt werden, sie sich mit ihren Kindern oft in der größten Noth befinden, genöthigt ganz eingezogen zu leben, sich schwarz zu bemalen, ohne sich je zu waschen, und sich gewisser Speisen zu enthalten. Es ist ihnen ferner verboten, sich während des Wittwenjahres zu verheirathen, und die von ihnen in dieser Zeit eingegangenen Verbindungen würden mit dem Tode der beiden Schuldigen bestraft werden.

Wenn ich von dem Grabe des Patagoniers zu seiner Wiege zurückgehe, so finde ich in diesem Lande in Bezug auf die Kinder nicht minder seltsame Gewohnheiten. Als ich eines Tages, wie es öfters geschah, mit einem Gaucho, der meinen Dolmetscher machte, in eine Hütte trat, sah ich eine Frau mit zwei Töchtern, deren ältere Mutter war. Die jüngere wiegte, wahrscheinlich um ihre Schwester zu unterstützen, auf den Knien ein Kind mit unstäten Augen, das einem kleinen Paviane mit rasirtem Kopfe glich; sie nahm das Kind oft in ihre Arme, hielt es der alten Indianerin hin und schien Vergnügen daran zu finden, wenn dieselbe lachte und mit dem Kleinen sprach, was die gute Frau mit solchen Grimassen that, daß ein europäisches Kind sich gefürchtet haben würde; die junge Mutter bemerkte kaum, daß ich das Kind gesehen, als sie mich nöthigte, mich neben sie zu setzen, und alles that, um mir die beste Meinung von ihrer Sorgfalt beizubringen; zuerst nahm sie alle Felle, in die das Kind gewickelt war, ab, um mich dasselbe ganz nackt bewundern zu lassen, dann reichte sie ihm die Brust und kratzte und rieb es mehrmals, was dem armen kleinen Kinde Zuckungen veranlaßte, wie die eines sterbenden Frosches; darauf wickelte sie das Kind wieder in andere Felle und legte es zuletzt in eine Art Wiege, die denen glich, deren sich die Indianer Nordamerikas bedienen.

Hierauf machte sie ihre Toilette, indem sie ihr Haar in zwei große Flechten theilte, welche rechts und links auf ihre Schultern hingen. Sie nahm Ohrgehänge, nämlich eine zwei bis drei Zoll breite Kupferplatte,

Armbänder und ein Halsband von himmelblauen Glasperlen, legte um die Knöchel ähnlichen Schmuck, that eine Art Schürze vor, welche bis an die Knie ging, und hing darüber eine Art Mantel von Fellen kleiner Füchse, die am höchsten gehalten werden. Die junge Mutter war wahrscheinlich eine Stutzerin, denn sie brauchte eine ziemlich lange Zeit zu ihrem Anzuge; dann ging sie fort und hing dabei ihr Kind mit der Wiege, in der es lag, auf den Rücken. Ich dachte, sie werde irgend eine äußere Pflicht zu erfüllen haben, oder einen Besuch machen, und blieb in der Hütte zurück, wo ich alles ungehindert besehen konnte. Rund herum hingen zwischen andern Gegenständen mehrere Mäntel von Wollengarn, gewebt und verschiedenartig gefärbt, sowie eine Art Beinkleider oder Schürzen von Leder für den Mann. Ich sah auch alle seine Waffen; denn er war einer der berühmtesten Krieger des Stammes. Sie bestanden in einer Art Mütze, einem Panzerhemd aus vier Antafellen, wodurch kein Pfeil und nicht einmal eine Kugel geht, welches letztere ich indeß nicht verbürgen will; dann in einem viereckigen Schilde von Ochsenhaut, und endlich in Bogen und Pfeilen, deren Spitze von Knochen war, nebst 12 bis 15 Fuß langen Lanzen. Neben den Waffen hingen mehrere Arten bolas (Kugeln), worunter auch eine einzelne an einem kleinen Riemen, die als Kriegswaffe dient, und zwei paarweise mit Leder überzogen und an einen 9 bis 12 F. langen Riemen befestigt, deren man sich sowohl im Kriege als bei der Jagd bedient. Dann gab es noch drei andere, die blos zur Jagd gebraucht werden. In dem letztern Falle sind zwei der Kugeln kleiner und die größere dritte ist an einer drei Fuß langen Schnur befestigt. Alle diese Waffen stehen ohne Zweifel den unserigen weit nach, doch sind sie, mit der Gewandtheit gebraucht, die eine lange Uebung giebt, den Spaniern mehr als einmal verderblich geworden, wie der letzte Angriff des Forts Carmen noch bewies.

Den Patagoniern fehlt es in Kriegszeiten nicht an einer Art ziemlich kluger Tactik, die allerdings nicht so tief durchdacht und so gelehrt ist als die unserige. Als Häuptlinge erkennen sie Kaziken an, deren Macht, obgleich erblich, sehr schwach und beschränkt ist. Die Häuptlinge dürfen ihren Unterthanen keine Auflage auflegen und müssen alle Dienste, die man ihnen leistet, bezahlen. Ihre ganze auf ihrer Beredtsamkeit beruhende Macht, ist nur eine Gewalt des Schutzes und der Gerechtigkeit. Sie haben keine Verantwortlichkeit und lassen sich den Rechtsspruch oft sehr gut bezahlen. Ihre Functionen bestehen übrigens darin, die allgemeinen Bewegungen des Stammes, die Reisen, die Jagden, die Kriege, das Lagern zu leiten. Bei wichtigen Gelegenheiten, von denen das Schicksal der Nation abhängen kann, hören sie einen aus den Notabeln und Zauberern zusammengesetzten Rath an. Giebt eine zureichende Beleidigung, das Bedürfniß sich Lebensmittel zu verschaffen, oder blos die Plünderungslust (denn das sind die gewöhnlichsten Ursachen der Feindseligkeiten bei diesen Völkern) einem Stamme zugleich mit dem benachbarten die Waffen in die Hand, so wird ein Führer (apo) erwählt, dem die Kaziken alle gehorchen. Handelt es sich blos um Ausflüge von 50 bis 100 Maon, die in fliegenden Legionen geschehen, so nimmt man weniger Vorsichtsmaßregeln und man denkt an nichts weiter als an den Ueberfall einzeln liegender Güter, um das Vieh und die Bewohner davon zu entführen. Bei geregelten Unternehmungen werden andere Sorgen nöthig. Man lagert gewöhnlich 30 bis 40 Stunden von den Feinden. Eben so kluge als gewandte Läufer oder Tirailleurs befinden sich immer vor den Armeecorps, um das Terrain zu recognosciren und die schwachen Punkte und diejenigen anzugeben, auf welche sich die Streitkräfte besonders zu richten haben. Der Angriff findet einige Stunden nach Mitternacht statt, wenn man glaubt, der Feind werde in tiefem Schlafe liegen. Die Männer ermordet man, die Frauen und Kinder werden fortgeführt. Selbst die Indianerinnen folgen dem Heere und es ist nicht selten, sie bei solchen Gelegenheiten reiten zu sehen, wobei sie einen schildförmigen Strohhut tragen; sie kämpfen und plündern so gut als die Männer. Ist der Sieg errungen, so entfernt man sich eilig, um die Beute zu theilen, was ohne Zank und Streit nicht geschieht.

Die Kriege der Indianer dieser Gegenden gegen die Spanier sind nur zu berüchtigt durch das von beiden Seiten vergossene Blut und den erbitterten Haß zwischen den Eingeborenen und den fremden Ansiedlern, dessen Ursache sie waren und noch sind. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mögen sie wohl bisweilen unterbrochen worden seyn, aber ganz aufgehört haben sie nie. Noch gegenwärtig schwebt die Regierung von Buenos Ayres, die vergebens ihre besten Truppen und ihre besten Generale jenen unruhigen, oft besiegten, aber nie unterworfenen Nachbarn entgegengestellt hat, wegen immer drohenden Angriffen in Besorgniß. Diese Vertilgungskriege begannen 1738. Ein Kazike der Taluheten, Mayu Pilquya, war als Opfer der Undankbarkeit der Spanier gefallen, denen er lange gegen seine Landsleute gedient hatte. Diese rächten ihn, indem sie einige Meiereien in der Nähe von Buenos Ayres anfielen und plünderten. Diese Feindseligkeiten führten zu grausamen Repressalien von Seite der Spanier, und die Härte der Ansiedler veranlaßte endlich einen allgemeinen Aufstand der indianischen Völkerschaften, welche zu gleicher Zeit die Spanier von den Grenzen von Cordova und von Santa Fe bis zur Mündung des La Plata auf einer Linie von mehr als 100 Stunden angriffen. Neue Kämpfe und neue Niederlagen der Europäer. Die einige Jahre eingeschlummerte Kriegswuth erneuerte sich heftiger als je wieder im Jahre 1767 auf Anlaß der Spanier. Nach neuen Niederlagen sind die letztern endlich klüger geworden und brauchen gegen ihre furchtbaren Feinde mehr Vertheidigungsmaßregeln als eine offensive Haltung, deren Gefahr sie endlich eingesehen haben.

Nachdem ich aus dem Munde meines Dolmetschers die strategischen Details erfahren hatte, auf welche wir durch die Besichtigung des patagonischen Arsenals gekommen waren, kehrte die junge Frau mit einem mit Pfeilen bewaffneten Manne zurück; er kam wahrscheinlich von der Jagd, denn er trug zwei große Tatus auf der Achsel. Sein Haar war hinten zusammengenommen, spitzig emporgerichtet und über dem Kopfe mehrmals mit einem breiten gefärbten und verzierten Zeugstreifen zusammengebunden. Er trug ferner den Guanacomäntel und sein Gesicht war roth und schwarz bemalt, was seinen Rang und sein Vermögen andeutete. Er schien sehr zornig zu seyn, und ich schloß aus seinem Benehmen, was mein Dolmetscher auch bestätigte, daß er der Herr der Hütte sey und seine Frau ausgescholten, daß sie ihn in irgend einer Sache compromittirt; denn bei den Patagoniern schlägt der Mann die Frau selten; er vertheidigt sie vielmehr und unterstützt sie öffentlich, auch wenn sie Unrecht hat; aber unter vier Augen verschont er sie mit Vorwüfen nicht. Die Verheirathung ist bei den Patagoniern ein wahrer Handel. Die Frauen werden wirklich manchmal ziemlich theuer mit Armbändern, Kleidungsstücken, Pferden und andern Gegenständen bezahlt, denen sie einen Werth beilegen. Die Zahl derselben ist nicht beschränkt; Jeder darf ihrer so viele haben, als er kaufen und ernähren kann. Die Ceremonie bei der Heirath ist sehr einfach oder fehlt ganz. Bald führen die Eltern die Braut zu dem Gatten, bald holt dieser selbst sie bei den Eltern ab, und gewöhnlich bleibt die Frau dem Manne treu; da aber diese Verbindungen häufig nur Speculationen von Seiten der Eltern sind, so geschieht es oft, daß die Frau das Haus ihres Mannes verläßt, um dem Gegenstande einer ersten Liebe zu folgen. Wird sie bei der Untreue ergriffen, so erhält stets der Liebhaber die Strafe, im Allgemeinen sind aber die Patagonier wegen Ehebruchs sehr nachsichtig. Wie bei allen wilden Völkern müssen die Frauen hart arbeiten; sie sind nur von der Jagd und dem Kampfe frei, und doch haben wir gesehen, daß sie auch an dem letztern Theil nehmen. Alles Uebrige liegt ihnen ob. Sie nähren und tragen die Kinder; besorgen die Küche; schlagen die Zelte auf und reinigen dieselben; beladen die Pferde und laden sie ab, und tragen die Waffen ihrer Männer, ohne daß Krankheit oder Schwangerschaft sie von einer dieser beschwerlichen Pflichten frei macht; nur die Frauen der Häuptlinge und die reichen Frauen können Sclavinnen haben, welche die Arbeiten für sie verrichten müssen. Ich sah einige auf den Märkten, die sich unter der Last der Jagdbeute, der Hausgeräthe, der Waffen und Lebensmittel aller Art zusammenbogen, ohne daß ein

Mann den geringsten Antheil an ihrer Anstrengung zu nehmen schien. Dies liegt nicht immer an der Gleichgiltigkeit oder Grausamkeit; es ist vielmehr eine Ehrensache, ein Vorurtheil, das Gefühl einer falschen Würde, die bei ihnen wie bei allen amerikanischen Völkerschaften das schwächere Geschlecht zum Vortheile des andern erniedrigen und die immer ein Hinderniß seyn werden, daß die Eingeborenen in dieser Hinsicht sich ganz unsern Sitten und Gewohnheiten anschließen.

Außer den Notizen, die ich auf den verschiedenen Ausflügen in dem Lande über die öffentlichen und Privatgewohnheiten der Indianer gesammelt, hatte ich auch gesehen, welchen Vortheil die industriösen Europäer von den natürlichen Salinen des Landes zu ziehen wissen, indem sie das überall so reichlich verbreitete Salz für den Handel sammeln. Ich war an den Ufern des Rio Negro Zeuge einer jener abscheulichen Thiermetzeleien gewesen, welche d'Orbigny beschrieben hat, und wobei man, in einer einzigen Niederlassung des Handels wegen bis zehntausend Stück Vieh auf einmal schlachtet, um das Fleisch einzusalzen und in charque zu verwandeln. Es blieb mir in dem Lande nichts mehr zu sehen übrig, als der Fang oder vielmehr die Jagd der See-Elephanten; ich mußte mich deshalb in die Bai San Blas, etwas nördlich von Carmen, begeben; da mich aber an diesem Orte überhaupt nichts mehr zurückhielt, so nahm ich zu gleicher Zeit meine Maßregeln, um von dortaus meinen Weg nach Norden zu Lande nach Buenos Ayres zurück fortzusetzen.

(See-Elephanten.) Der männliche See-Elephant (phoca leonina, Lin.) ist 15 bis 20, der weibliche 8 bis 10 Fuß lang. Man hat mit Unrecht behauptet, er nehme nach dem Alter eine grauliche, eine bläuliche und dann eine schwarzbraune Farbe an; die Farbe geht vielmehr umgekehrt von einer braunen in eine bläuliche über. Er hat keine Ohren, mit Ausnahme einer Art, ist aber mit einem langen Barte versehen. Sein Auge ist vorstehend und sehr groß; seine vordern Flossen haben eine bedeutende Kraft und seine Schnauze (die des Männchens) endigt sich in einem runzeligen ungefähr einen Fuß langen Rüssel, der im Zorne aufschwillt; daher kommt der Name See-Elephant, den ihm der Naturforscher Peron und die Engländer gegeben haben. In den ersten acht Tagen sollen die Jungen 4 Fuß wachsen; sie wiegen schon etwa einen Centner und nach einigen Jahren haben sie ihre gewöhnliche Größe erreicht. Sie scheinen nur 25 bis 30 Jahre zu leben, halten sich gern auf öden wilden Inseln auf, bleiben acht Monate am Lande und finden sich nur auf den sandigen Ebenen. Sie sind sehr klug, lassen sich zähmen und gewinnen Anhänglichkeit an ihren Herrn. In der Brunstzeit liefern die Männchen einander blutige Kämpfe der Weibchen wegen, die gewöhnlich ein Junges, selten zwei auf einmal zur Welt bringen.

Die Bai San Blas, wohin ich mich begab, wird von den Spaniern Bahia de Todos Santos oder Bai Aller-Heiligen, von den Seeleuten aber vielleicht mit mehr Recht Bai aller Teufel genannt und zwar wegen der heftigen Windstöße, denen man dort ausgesetzt ist. Sie liegt unter dem 40° 40′ s. Br. und wird von mehrern Inseln gebildet, deren größte, die 4 Stunden lang seyn kann, die isla de las Gamas oder die Hirschinsel ist. Lange vorher, ehe wir ankamen, fiel uns ein schreckliches Geschrei, ähnlich dem Brüllen wüthender Stiere, auf, was uns anzeigte, daß die Jagd begonnen habe, denn es war der Schrei, den die See-Elephanten ausstoßen, wenn sie angegriffen werden. Bei der Ankunft erblickte ich ein unangenehmes und gewissermaßen schreckliches Schauspiel. Eine gewisse Anzahl dieser riesenhaften Amphibien war von eben so vielen Europäern angriffen, welche ihnen lange Spieße in den Leib stießen während Indianer andern dieser Thiere brennende Holzstücke in den Rachen brachten und sie so leicht tödteten, denn trotz dem schrecklichen Aussehen und der ungeheuern Größe sind sie im Allgemeinen friedlich und sanft, und machen immer mehr Lärm als sie Schaden thun.

Ihr Fleisch ist fade, thranig, unverdaulich und schwarz, nur die Zunge läßt sich essen und ich habe ohne großen Widerwillen davon genossen. Sie haben oft sechs bis zehn Zoll Fett, und mit diesem Fette, das zerlassen ein Oel oder Thran giebt, treibt man einen großen Handel; man setzt diesen Thran über den eigentlichen Fischthran und erhält ihn übrigens leichter, besonders seit diese Thiere die Bank von Brasilien verlassen haben, um sich entweder in die Gewässer der Maluinen oder nach Süden zu flüchten, wo sie nur in einer Jahreszeit gejagt werden. Die Engländer und Amerikaner haben so lange es ihnen möglich gewesen ist das Monopol dieses werthvollen Handelszweiges für sich behalten, indem sie Europa die Resultate desselben verheimlichten; aber seit 1820 machte ihn Constant Gaulthier von St. Malo durch eine glückliche Expedition auch Frankreich bekannt, und man hat jetzt weiter nichts zu fürchten, als daß das Geschlecht der See-Elephanten, wie zahlreich es auch seyn möge, endlich ganz ausgerottet werde. In der Umgegend des Rio Negro und an allen Küsten Patagoniens wimmelt es von zwei andern Phokenarten, nämlich den Seelöwen (phoca jubata, Gmel.), bei dem das Männchen am Halse dichteres und grauseres Haar als am übrigen Körper hat. Man erlegt sie mit Kugeln und nicht mit Lanzenstichen, weil sie nicht so nahe an sich kommen lassen als die See-Elephanten; aber man stellt auch keine eigentliche Jagd nach ihnen an, weil sie kein Fett haben und ihr Fell zu nichts brauchbar ist. Was die andere Art, die Seewölfe, betrifft, so unterscheidet man sie in ein- und zweihaarige; die erstern haben ein hellgraues Haar mit einem Flaum, das sie werthvoll macht. Ihre Lebensart ist dieselbe wie die der Löwen und man erschlägt sie mit Stöcken. Der Pelz der zweiten Art ist gemein und nicht geschätzt.

Das sind die Kenntnisse, welche bisher auf Handelswegen gesammelt und verbreitet wurden; neuerdings gemachte Beobachtungen werden aber wohl bald beweisen, daß man in einem vielleicht zu entschuldigenden Irrthume verschiedene Arten in Geschöpfen gefunden hat, welche nur durch das Geschlecht verschieden sind.

Vom Rio Negro bis zum Colorado sind es zehn Tagereisen, aber wir hatten mehrere Tage zu San Blas verbracht. Auf dieser Reise hatten wir nichts als dürre Ebenen gesehen und nur Strauße und Guanacos getroffen. Unsere Caravane bestand aus mehrern Europäern, die wie ich nach Buenos Ayres zurückkehrten, und aus mehrern jener Gauchos, halbwilden und halbcivilisirten Menschen, welche man im spanischen Amerika überall findet und die immer auf Kosten Anderer ohne ein Gesetz außer ihrer Laune, und ohne eine Leidenschaft außer dem Spiele und Trunk leben. Wir hatten unter uns ferner Aucas Indianer mit ihren Frauen und Kindern, welche die mit unserm Gepäck beladenen Saumthiere führten; alle gingen, hielten an und jagden abwechselnd unter der Leitung des vaqueano (Führers), eines in diesen Umständen sehr wichtigen Mannes, denn von seiner Klugheit und seiner Kenntniß hängt der Erfolg jener langen Reisen über endlose Ebenen ab, auf denen es keinen gebahnten Weg giebt.

Der Rio Colorado oder Rothe Fluß hat seinen Namen von der Farbe des Wassers. Wenn der Rio Negro der erste Fluß Patagoniens ist, so ist der Colorado gewiß der zweite. Er entspringt in der Gegend von Mendoza und man kann nach der Reise einer Expedition auf diesem Flusse im Jahre 1828 unter Pancharpe, französischem Ingenieur im Dienste der Argentinischen Republik, schließen, daß er aus zwei Hauptärmen besteht, von denen der eine direct von Westen und der andere direct von Norden kommt; daraus folgt, daß es der Rio Colorado ist und nicht der Rio Negro, welcher den Namen Rio Diamante erhält. Diese Angaben widersprechen durchaus jenen der bis dahin bekannten Karten. Der Rio Colorado hat mit dem Rio Negro eine Erscheinung gemein, welche sie beide dem ägyptischen Nil ähnlich macht, nämlich daß er periodisch die unermeßlichen Ebenen überschwemmt, die er durchströmt.

Vom Rio Colorado wendeten wir uns nach der Sierra Ventana, welche vier Tagereisen davon entfernt ist. Man sieht dieses Gebirge ziemlich weit vom Meere aus und es ist offenbar identisch mit dem Monte Hermoso, den man auf den Karten findet, wo er aber am Ufer des Oceans selbst angegeben ist, während er über 12 Stunden davon liegt.

Endlich erreichten wir die Weiße Bai, welche 40 Seemeilen nördlich von Carmen liegt und mehrere Personen von unserer Caravane bleiben

wollten. Pancharpe hatte daselbst im Jahre vorher (1828) eine Militairniederlassung gegründet, welche in dieser wilden Gegend den Einfluß der Argentinischen Republik verbreiten und befestigen sollte; aber ich war weit entfernt zu hoffen, dort einen Freund zu finden. Wie groß war deshalb mein Erstaunen, als wir uns dem neuen Fort näherten und ich an der Spitze des Detaschements, das uns musterte, den Sohn des Don Jose Garcias, den guten Lorenzo, erkannte, den ich in Buenos Ayres zu umarmen hoffte! Aber er hatte die Uniform gewechselt. Er trug nicht mehr den schwarzen oben gelb eingefaßten Tschacko, die rothe Blouse mit dem schwarzen Kragen, die grauen Beinkleider und den Säbel mit der Eisenscheide (Taf. 35. Abbild.); er war nicht mehr calorado. „Dieses Corps," sagte er nach der ersten Begrüßung, „existirt nicht mehr. Es wurde besonders zur Bekämpfung der Indianer gebildet; seitdem dieselben ihre Angriffe eingestellt haben, hat es die Regierung aufgelöst, und mich finden Sie hier als Ansiedler oder vielmehr als Vertheidiger der neuen Colonie; meine Dienste möchten ihr leider noch lange nothwendig seyn, denn die Bursche, die um uns her leben, scheinen uns nicht gern von Tage zu Tage in einem Lande mehr ausbreiten und befestigen zu sehen, für dessen rechtmäßige Besitzer sie sich zu halten allerdings einigen Grund haben."

Die Erforschung der Bai und ihrer Umgebungen, die im Allgemeinen sehr unfruchtbar sind, mußte mir in der Gesellschaft dieses Freundes minder unangenehm seyn, und wir fingen deshalb auch bald an, Ausflüge in das Land zu machen. Wir brachen von dem Fort auf, das in der Mitte einer fruchtbaren Ebene am linken Ufer und fünf Viertel Stunde von der Mündung eines der beiden kleinen Flüsse lag, welche sich in die Bai ergießen. Diese Bai ist erst seit wenigen Jahren bekannt und die neuesten Karten geben sie nicht an, jene von Brué ausgenommen. Sie wurde durch die Fischer entdeckt, welche an allen diesen Küsten die zahlreichen da lebenden Amphibien verfolgen, und erst 1804 und 1805 wurde sie officiell im Namen der Regierung von Buenos Ayres aufgenommen. Ein Corps Pampas Indianer lagerte in der Nähe; ich benutzte diese schöne Gelegenheit, sie mit ihren Brüdern vom Rio Negro zu vergleichen, und erinnerte mich, daß man sie an der Spitze aller Verbindungen gegen Buenos Ayres seit der Gründung dieser Stadt bis 1794 gesehen hatte, zu welcher Zeit sie zum erstenmale Frieden mit den Spaniern schlossen.

Kapitel XXXVI.

Die Argentinische Republik. — Pampas.

Ehe ich das den Pampas-Indianern eigenthümliche Gebiet betrete, stelle ich über die Geschichte und Industrie dieser Völker Einiges zusammen, das als Einleitung zu den Nachrichten über ihre Sitten und ihr Land dienen wird, welche ich selbst sammelte.

Die Pampas-Indianer machten von 1535 bis 1794 ihr Gebiet den Gründern von Buenos Ayres mit bewundernswerther Kraft, Ausdauer und Tapferkeit streitig. Die Spanier gaben nach ansehnlichen Verlusten den Ort auf, kehrten aber später zurück und bauten die Stadt von neuem auf. Da sie damals mehr Reiterei hatten, so konnten ihnen die Pampas nicht widerstehen und zogen sich nach S. in die Gegenden zurück, welche sie jetzt bewohnen. Hier lebten sie wie vorher, jagten den Tatu, den Hasen, den Hirsch und die Strauße, aber auch die Pferde, da dieselben sich sehr vermehrt hatten. Nach den Pferden vermehrten sich auch die Rinder, aber die Indianer dachten nicht daran, sich von denselben zu nähren, während sie die Pferde aßen. Daraus folgte, daß diese Thiere, deren Vermehrung nichts entgegenstand, sich in S. bis zum Rio Negro, 41° s. Br. und in demselben Verhältnisse nach W. bis in die Gegend von Mendoza und bis zur Cordillere von Chili ausbreiteten. Die Bewohner dieser Gegenden schlachteten diese Thiere, um ihr Fleisch zu essen, und als sie reichlich damit versehen waren, verkauften sie das Uebrige an die andern Araucanos und selbst an die Präsidenten der Audienza. So nahm die Zahl der Thiere in diesen westlichen Gegenden ab, und was davon übrig blieb, wendete sich nach O. und sammelte sich in dem Lande der Pampas. Mehrere indianische Völkerschaften von dem östlichen Abhange der großen Cordilleren und Patagoniens ließen sich deshalb da nieder, wo das Vieh am zahlreichsten war, und verbanden sich mit den Pampas, welche schon viele Pferde besaßen. Die Neuankommenden brachten eine große Anzahl Pferde und Hornvieh mit und verkauften dieselben an die andern Indianer und an die Spanier von Chili. So vernichteten sie den Rest der wilden Heerden, und bei dieser Vernichtung waren ihnen die Bewohner von Mendoza und Buenos Ayres behilflich, welche sich eifrig damit beschäftigten, theils um sich Lebensmittel zu verschaffen, theils um Häute und Talg zu erhalten. Die Pampas und ihre Verbündeten, die sich ihres Viehes, ihres einzigen Handelsartikels beraubt sahen, fingen um die Mitte des letzten Jahrhunderts und selbst noch früher an, die Hausthiere von den Landgütern und Gehegen der Bewohner des Bezirks von Buenos Ayres zu rauben. Daraus folgte ein blutiger Krieg, denn die Indianer begnügten sich nicht damit, das Vieh zu rauben, sondern tödteten auch die Männer und schleppten die Frauen und Knaben mit sich fort, bis sie zu Sclaven oder vielmehr zu Dienern machten. Während dieses Krieges brannten sie viele Häuser nieder und ermordeten Tausende von Spaniern. Sie verwüsteten oft das Land, unterbrachen lange die Verbindungen von Buenos Ayres, Chili und Peru, und nöthigten die Spanier, die Grenze von Buenos Ayres durch elf Forts zu decken, in welche man eine Besatzung von 700 Mann Cavalerie, ungerechnet die Miliz, legte. Dieselben Vorsichtsmaßregeln brauchte man in den Regionen von Mendoza und Cordova. Es hatten sich mehrere indianische Völkerschaften zu diesem Kriege vereinigt, aber die Pampas waren immer die ersten und zahlreisten. Sie hatten sich 25 Stunden südwestlich von Buenos Ayres niedergelassen und breiteten sich über alle Ebenen des Landes aus; mehrere Stämme aber kamen aus größerer Entfernung und selbst aus den südlichen Theilen von Patagonien.

Die Pampas haben alle physische Charaktere der Indianer Amerikas, aber ihr Verkehr mit den Europäern hat sie nicht so sehr verändert als ihre Brüder im Norden. Man hat sie etwas leichtfertig von der Gewohnheit der Trunkenheit freigesprochen und vielleicht auch ihre industrielle Ueberlegenheit selbst über die Nachkommen der Spanier übertrieben, die sich bei ihnen mit vielen nothwendigen und selbst Luxusgegenständen versorgen. So werden z. B. bei den Pampas sehr gute wollene Ponchos verfertigt, welche dem stärksten Regen widerstehen. Sie sind mit ganz originellen Mustern geziert und mit zwar nicht sehr glänzenden, aber dauerhaften Farben gefärbt, deshalb besser im Gebrauche als die reichern und theuerern Ponchos, welche man an andern Orten aus Baumwolle verfertigt. Dieses allgemein gebräuchliche Kleidungsstück, von dem ich mehrmals zu sprechen Gelegenheit gehabt habe, besteht aus 7 Fuß langen und 2 Fuß breiten, der Länge nach zusammengenäheten Stücken, das nur in der Mitte eine Oeffnung haben, welche groß genug ist, um den Kopf durchstecken zu können. Die Pampas verfertigen auch mit eben soviel Geschicklichkeit als Erfolg alle Arten Lederarbeiten, wie Körbchen, Körbe, Peitschen und Zäume, welche beiden letztern oft sehr zierlich sind; ferner hölzerne Steigbügel, theils ganz einfach, theils mit Schnitzereien; planeros oder Federwedel von Straußenfedern, die man fast in jedem Gemache in Buenos Ayres findet, theils von großen grauen Federn, theils auch elegantere von weißen Federn, die seltener sind und die man glänzend färbt, damit sie in den schönern Wohnungen zugleich als Schmuck dienen können. Sie verfertigen für die Landbewohner Stiefeln von der Haut der Hinterbeine der Pferde (botas de potros). Man trennt die Haut vom Schenkel an bis unter das Knie ab und entfernt das Haar davon. Diese Stiefeln werden trocken und hart abgeliefert, aber man erweicht sie vor dem Gebrauche mit Fett. Die Indianer verkaufen überdies Felle von verschiedenen ihrem Lande eigenthümlichen wilden Thieren, und nehmen dafür Branntwein, Mate, Zucker, Feigen, Trauben, Tabak, Messer, Confituren rc. Ich habe oft solche industriöse Handelsleute in den Pulperias von

Buenos Ayres gesehen, wo die verschiedenen Erzeugnisse ihres Gewerbfleißes im Ganzen verkauft werden. Die Pampas bemalen sich wie die übrigen Indianer, aber nur das Gesicht. Ihre Haare sind lang und buschig, bald auf dem Wirbel in einen Büschel zusammengebunden, bald nachlässig auf der Stirn und um den Kopf mit einem Bande von schneidender Farbe festgehalten, das sie aber nicht hindert, in starren Büscheln auf der Stirn und das Gesicht mehr malerisch als angenehm herabzufallen. Die Frauen theilen sie in zwei Hälften, die sie in dichtem Zopfe über die Ohren und Schultern fallen lassen. Sie tragen Ohrgehänge, Halsbänder und treiben so eine Art Luxus, ohne viel reinlicher als die andern Indianerinnen und viel zurückhaltender zu seyn; ja ihre Tugend gilt sogar für noch leichter. Die Männer gehen fast nackt in den Krieg, auf die Jagd und im Hause, es müßte denn kalt seyn oder sie müßten in die Stadt gehen, dann hüllen sie den untern Theil ihres Körpers in eine Art Weiberrock (chilipa) von weißg undigem, braun gestreiftem oder mit mehr oder minder gesuchten Zierrathen beladenem Zeuge, und bedecken die Achseln mit einem Poncho, den sie bald als Mantel, bald als Schärpe tragen. (Taf. 35. Abbild.)

Um meine Nachrichten über die Gewohnheiten dieser südlichen Völkerschaften zu vervollständigen, fehlten mir die noch über die Puelchen. Später sah ich eine Familie dieser Nation, welche an der weißen Bai wohnte; der Schmuck oder vielmehr die Kleidung einer jungen Indianerin dieser Familie bestand aus drei ganz verschiedenen Zeugstücken, von denen das eine am Gürtel befestigt war und den vordern Theil des Körpers verhüllte; ein zweites unter den Armen festgemachtes ging bis an die Füße herab, und das dritte, eine Art Mantel, das mit einer silbernen Nadel zusammengesteckt war, bedeckte die Achseln. Diese Zeuge waren von Wolle und von den Puelchen selbst gewebt. (Taf. 35. Abbild.)

Die Pampas führen auf der Jagd wie im Kriege keine andern Waffen, als Bolas, Messer, Säbel ohne Scheiden, die sie durch Tauschhandel in Buenos Ayres erhalten, und zehn bis zwölf Fuß lange Lanzen, deren Schaft aus Rohr besteht, am äußersten Ende mit einem Büschel von Straußfedern geziert und mit einer eisernen Spitze versehen ist, unter dessen Last er erzittert. Sie sind wegen ihrer Geschicklichkeit im Bolaswerfen berühmt, und diese Waffe wird in ihren Händen so furchtbar, daß sie zur Zeit der Eroberung in einer Schlacht D. Diego de Mendoza, den Bruder des Gründers von Buenos Ayres, und neun seiner obersten Officiere, die ihn umgaben, so wie eine große Anzahl seiner Soldaten damit fingen und dann tödteten. Dadurch, daß sie angezündete Strohwische an die Bolas banden, soll es ihnen gelungen seyn, mehrere Häuser und selbst Schiffe zu Buenos Ayres zu verbrennen.

Die heutigen Pampas sind im Bolaswerfen nicht minder geschickt als ihre Vorfahren, und ich habe mich selbst von ihrer Geschicklichkeit darin überzeugt. Nachdem mich Lorenzo mit Briefen und Grüßen an seine Familie und Freunde in Buenos Ayres versehen, hatte ich endlich die Weiße Bai verlassen; dem Ziele meiner Reise immer näher rückend und schon in der Nähe des Forts der Unabhängigkeit, das weiter nördlich lag, entstand auf einmal eine große Bewegung in unserer Truppe und unsere Pampas waren zugleich mit unsern Gauchos, die Lassos über ihren Köpfen schwingend, im Galopp fortgesprengt. Sie hatten Strauße gesehen, und nie kann ein Pampa oder ein Gaucho irgend ein Thier in der Ebene sehen, ohne von einem unwiderstehlichen Drange zu seiner Verfolgung fortgerissen zu werden. (Taf. 35. Abbild.) Ich war oft Zeuge von der unübertrefflichen Geschicklichkeit der Gauchos gewesen, mit welcher sie die Strauße jagen; aber diesmal machten die indianischen Jäger einen so geschickten Gebrauch von ihren Bolas, daß fast in dem nämlichen Augenblicke drei bis vier dieser Vögel gefangen und ihrer Haut und ihres Gefieders beraubt waren; aus der Haut machen sie eine Art Beutel, und aus den Federn Kehrwische und Zierrathen an die picanillas der Karren und an die indianischen Lanzen. Man ißt von dem Strauße nur das Fleisch der Brust, welches zart, sehr fett und von einem ziemlich angenehmen Geruche ist. Der amerikanische Strauß oder ñandu (struthio rha, Lin.), den die Portugiesen Brasiliens uneigentlich emeu nennen, welcher Name nur dem Casuar zukommt, ist um die Hälfte kleiner als der afrikanische. Er hat weniger Federn und zeichnet sich durch seine Füße aus, welche drei mit Klauen versehene Zehen haben. Sein Gefieder auf dem Rücken ist grau und braun. Er kommt sehr häufig vor an den Ufern des La Platastromes, in den Ebenen von Montevideo und in den Pampas von Buenos Ayres. Die ñandus gehen nie in die Wälder, sondern halten sich immer am liebsten in sumpfigen Gegenden und an den Ufern der Bäche, die sich in die großen Flüsse ergießen, auf, wo man sie theils paarweise, theils in Trupps von dreißig und mehr antrifft. In den Gegenden, wo man diese Vögel nicht jagt, kommen sie in die Nähe der Landgüter, und der Anblick von Schlingen verscheucht sie nicht; aber in den Ländern, wo man sie verfolgt, sind sie außerordentlich wild und scheu. Sie laufen mit einer so großen Geschwindigkeit, daß sie nur von den besten Pferden und den geschicktesten Reitern eingeholt werden können. Wenn sie gefangen sind, darf man ihnen nicht ohne Vorsicht nahe kommen, denn, obschon sie mit dem Schnabel nicht hacken können, so beißen sie doch damit mit einer solchen Gewalt, daß sie einen Stein zermalmen würden. Sie können nicht fliegen; auf der Flucht werfen sie ihre Flügel zurück; aber wenn sie eine Wendung oder eine Finte machen wollen, breiten sie einen ihrer Flügel gegen den Wind aus, um ihren Lauf zu beschleunigen. Die Strauße sind in ihrer Jugend sehr leicht zu zähmen. Sie laufen durch die Zimmer, die Straßen und entfernen sich bisweilen auf Stundenweite auf das Land, kehren aber sicher wieder in ihr Asyl zurück. Sie sind sehr neugierig, daher halten sie sich vor den Fenstern und vor den Häusern auf, um zu sehen, was da vorgeht. Man füttert sie mit Gräsern und Fleisch; im Naturzustande nähren sie sich jedoch hauptsächlich von Pflanzen. Sie verschlucken auch Geldmünzen, Metallstücke und kleine Steine. Man glaubt, daß sie nie saufen; aber sie schwimmen sehr gut und gelangen mit Leichtigkeit über Flüsse und Moräste, wenn sie verfolgt werden. Die Zahl dieser Vögel vermindert sich in geradem Verhältnisse mit der zunehmenden Bevölkerung, weil, wenn sie gleich sehr schwer zu schießen sind, man sie zu Pferde verfolgt, und wenn es auch unmöglich wäre sie mit Schlingen zu fangen, Jedermann sich ihrer Eier zu bemächtigen und ihre Jungen auszurotten sucht. Im Monat Juli, als der Begattungszeit, stößt das Männchen ein dem Brüllen einer Kuh ziemlich ähnliches Geschrei aus. Die ersten Eier findet man zu Ende Augusts und die ersten Jungen im November. Die Eischale ist nicht so dick als die der afrikanischen Strauße und hat eine weiße mit Gelb gemischte Farbe. Die beiden Enden sind ziemlich gleich dick und der größte Durchmesser hält fünf und drei Viertel Zoll. Die Landbewohner sammeln ihrer so viel sie nur finden können, theils um sie zu essen, theils um sie zu verkaufen; sie geben ein vortreffliches Gericht. Man weiß nicht genau, wie viel Eier ein Weibchen mit jeder Legezeit legt. Azara will gesehen haben, daß ein Straußenweibchen ohne ein Männchen in drei Tagen siebzehn Eier gelegt hatte, die es an verschiedenen Orten zerstreute. Man sagt, zwei Weibchen eines einzigen Districts legten ihre Eier in ein einziges Nest und ein einziges Männchen brüte sie aus. Azara versichert nach seinen eigenen Beobachtungen, daß ein einziger Vogel die Eier brüte und die Jungen hüte, ohne von dem andern unterstützt zu werden. Man behauptet ferner, daß wenn sie Jemand berührt, der Vogel sie verabscheue, und daß, wenn er sich über dem Brüten beobachtet sieht, er sie unter seinen Füßen zertrümmert. Noch herrscht allgemein die Meinung, daß das Männchen eine kleine Anzahl von Eiern auf die Seite lege und zerbreche, wenn die Jungen dem Auskriechen nahe sind, damit diese, wenn sie aus den Schalen herauskommen, an den um die zerbrochenen Eier versammelten Fliegen ihre Nahrung finden.

Das Fort der Unabhängigkeit, bei dem wir anlangten, liegt ungefähr vierzig Meilen von der Hauptstadt, am Fuße des Tandilgebirges, das mit dem östlich gelegenen Vulkan und dem westlich sich erhebenden Tapalquen nach Herrn Parchappe ein orologisches mit dem der Sierra Ventana, die ich weiter südlich von der Sierra Huamini gesehen hatte, offenbar verbun-

denes System bildet. Bis dahin war ich, von der Sierra Ventana aus, nach und nach über Ebenen gekommen, deren Boden aus Thon- und Kalkerde bestand und durch kleine, mehr oder weniger salzhaltende Flüsse bewässert wurde, dann über Berge, welche ganz aus Kalk bestehen und ihren Namen, Sierra de la Tinta, dem Ocher verdanken, den die Indianer dort holen, um ihre Gesichter oder Pelzwaaren damit zu färben; endlich durch ein schönes Thal, in welchem der kleine Fluß Chapalaufu fließt.

Die Berge des Tandil sind von geringer Höhe, aber sie zeichnen sich aus durch ihre röthlichen, nackten und zerrissenen Granitgipfel, die mit dem lachenden Grün der umliegenden Ebenen contrastiren, wo sich nicht ein Stein, nicht ein Kiesel findet, und aus deren Schluchten viele Bäche hervorströmen, welche die Stille und Regungslosigkeit der sumpfigen Gewässer in der Ebene nur noch imposanter und trauriger erscheinen lassen.

Der Name der Vulkangruppe scheint die Verstümmelung eines Lokalausdrucks zu seyn, welcher eine Oeffnung bedeutet, weil diese Bergkette wirklich einen Paß von Norden nach Süden offen läßt, durch welchen jährliche Wanderungen der wilden Völker stattfinden; sie hat nichts von einem Vulkan, als den Namen. Diese Gruppe, dann die des Tandil und die von Huamini ziehen sich insgesammt, obwohl von einander gesondert, in gleicher Richtung nach dem Cap Corrientes hin, auf dessen Höhe alle verschwinden und so die südliche Scheidewand von dem Becken der eigentlich so genannten Pampas bilden; aber hier müssen wir uns über die noch sehr undeutliche Vorstellung, die man sich gemeiniglich von diesen großen Ebenen macht, verständigen, und ich werde dieselbe, indem ich mich mit Zuversicht auf Parchappes Beobachtungen stütze, zu berichtigen und festzustellen suchen; ein Aufenthalt von mehrern Monaten in diesen Gegenden hat diesen Reisenden in Stand gesetzt, sich über mehr als einen Irrthum hinsichtlich ihrer physischen und geologischen Beschaffenheit, so wie hinsichtlich ihrer wahren Ausdehnung, zu belehren.

Nach diesem Beobachter wäre das Wort Pampas eine Ebene, kahle Ebene bedeutend, auf eine viel zu große Fläche Landes angewendet worden, und keineswegs wären alle Pampas ausschließlich ein durchaus platter und mit Weiden bedeckter Strich Landes. Nach ihm würden die eigentlich so genannten Pampas ein aus Thon und Kalk bestehender Landstrich seyn, der nach allen Seiten hin, ausgenommen gegen Norden und Osten, von einem Kieselerde haltigen Boden umgeben ist, worauf verkrüppelte und dornige Bäume wachsen, die keineswegs, wie doch allgemein angenommen wird, von den warmen Regionen der Palmen bis zu den Eisgegenden der Magellanstraße ausgebreitet sind. In diesen Grenzen erheben sich die eigentlich so genannten Pampas gegen Norden zwischen dem Rio de la Plata und dem Rio Salado und sogar weiter gegen Süden zu sehr deutlichen Hügeln, die sich jedoch, je weiter man in südlicher Richtung vordringt, allmälig verlieren; diese kleinen, von den spanischen Einwohnern mandanos genannten Hügel oder Dünen, stechen im Sommer durch ihre gelbliche Farbe von dem einförmigen Grün der baumlosen Ebene, innerhalb welcher sie sich erheben, sehr ab; während der Regenzeit erscheinen sie als Inselgruppen über der überschwemmten Fläche, wie die ägyptischen Hügel zur Zeit der Nilüberschwemmung. „Von dem Gipfel dieser kleinen Anhöhen übersieht man mit einer Art Schauder die weite umliegende Einöde. Da ist kein Baum, kein Busch in dieser stillen und stummen Landschaft, der sich in dem azurnen Horizonte abformte. Vergebens würde der Vogel, wenn er sich in diese unermeßliche Ebene verloren hätte, einen Zweig, worauf er ausruhen, oder das bescheidenste Laubwerk, unter dem er ein Obdach finden könnte, aufsuchen, und die Natur würde völlig leblos erscheinen, wenn nicht einige Störche über diese Landstriche hinschwebten und wenn nicht die Damhirsche und Strauße von Zeit zu Zeit ihre Köpfe über dem hohen Grase sichtbar werden ließen."

Wir hatten uns dem Tandilgebirge schon bis auf sieben und eine halbe Meile genähert und behielten es bei dem weiten Gesichtskreise der Ebene gegen Süden hin noch im Gesichte, während sich vor uns in einem Horizonte ohne Grenzen unabsehbare Moräste ausbreiteten, welche von den aus den südlichen Bergen herabströmenden Bächen gebildet wurden, die nirgends einen Abfluß fanden. Wir erreichten endlich den Caquel, wo die bewohnten Orte beginnen; denn bis dahin hatten wir keinen andern gebahnten Weg gehabt, als den nach dem Fort führenden. Schon trafen wir von Zeit zu Zeit auf einige ranchos (Hütten), einige pulperias oder Wirthshäuser, wie man deren in allen Gegenden antrifft, die nicht ganz verlassen sind. Wir hatten die Grenze der Cultur noch nicht erreicht, und so weit das Auge reichen konnte, sahen wir nichts als die Ebene, als uns eines jener elenden und schmuzigen Löcher eine Aufnahme darbot; dennoch gewährte es uns großes Vergnügen, denn wir sollten darin zum wenigsten andere menschliche Gesichter sehen, als die unserer Reisegefährten. Diese Pulperia war eine der am besten ausgestatteten: man konnte aguardienta oder Branntwein, Cigarren, Zwiebeln &c. haben. Brod findet man nur, und auch nicht immer, in den nächsten Umgebungen der Stadt und wir waren noch sehr weit davon entfernt. Eine Pulperia besteht aus zwei Gemächern, von denen das eine als Verkaufsladen, das andere als Wohnzimmer dient. Sie ist gewöhnlich auf einer Anhöhe erbaut, und ein bunter, an einem Bambusstabe aufgehängter Lappen bildet das Schild. Bisweilen nehmen die Pulperias die Stelle der Pferdeposten ein und halten eine große Anzahl dieser Thiere, welche in der Umgegend am Fuße eines Hügels weiden. Wenn ein Reisender ankommt, läßt er sein Pferd da; der Wirth schwingt sich, mit dem Lasso versehen, auf das seinige, das immer hinter der Hütte bereit steht, reitet auf die Prairie, wo die andern weiden, fängt eines, sattelt es und überläßt es dem Reisenden, der dann im Galopp vier bis fünf Stunden weiter, bis zur nächsten Station reitet. Ich hatte hier Gelegenheit, die Nachlässigkeit und Stumpfheit der Landeseinwohner zu beobachten. Die Knochen, welche ich vor der Thür liegen sah (Taf. 36. Abbild.), gehörten irgend einem auf dieser Stelle gefallenen Thiere an, das vor der Nase des Wirths verfault war, ohne daß dieser daran dachte, sich von diesem unangenehmen Gegenstande zu befreien; das Auge des Fremden wird auf jedem Schritte von diesem abscheulichen Schauspiele beleidigt, nicht allein in jenen Wüsten, sondern selbst an den Straßen von einer Stadt zur andern; was sich durch den Gebrauch der Reisenden erklärt, ihre Pferde den Hungertod sterben zu lassen, wenn sie durch Ermattung und schlechte Wege dienstunfähig geworden sind. Die Armuth der Pulperias ist so groß, daß die vorsichtigen Reisenden unter ihrem Sattel ein Stück rohes Rindfleisch tragen, das man bisweilen auf dem Kreuze des Thieres vorragen sieht und das in der Sommerhitze nicht lange gekocht zu werden braucht, wenn der Reisende im Nachtquartier ankommt. Dieser Gebrauch, der ekelhaft zu seyn scheint, ist unter den Gauchos allgemein üblich, und man weiß, daß er sich auch unter einigen barbarischen Stämmen Mittelasiens findet.

Außer den Estancias, die immer mehr zunehmen und auf denen man unzählige Viehheerden auf den ohne Aufhören abgeweideten Wiesen sieht; außer jenen ranchos oder Hütten, die immer weniger werden, wurde uns die Nähe des Rio Salado, die ehemalige Grenze der Provinz Buenos Ayres, durch die Distelfelder angekündigt, welche schon in engern Zwischenräumen auf einander folgten. Die Estancias sind sehr zahlreich bis zu zwanzig Stunden S. von Rio Salado, aber sie nehmen ins Unendliche in dem Raume zu, der diesen Fluß von dem Rio de la Plata trennt.

Endlich gelangten wir zu dem Rio Salado, der seinen in der Geographie Südamerikas so verschwendeten Namen der salzigen Beschaffenheit seines Gewässers verdankt, das nur vom Vieh genossen werden kann. Dieser Fluß ist das ganze Jahr hindurch so niedrig, daß man seine Strömung kaum bemerkt; aber gegen den Anfang des Octobers schwillt er bedeutend an, tritt zwei oder drei Monate lang über seine Ufer und ist darin allen andern Flüssen des Landes ähnlich. Nachdem wir ohne viele Schwierigkeiten darüber gekommen waren, obgleich es Ende Novembers war, zogen wir durch die ungeheuern Distelflächen, welche sich an allen Wegen hinziehen und dem Reisenden die Gegenwart der Heerden verbergen, womit diese so fruchtbaren Gegenden bedeckt sind. Diese Distelfelder verrathen, daß man sich mehr der Civilisation nähere; denn sie zeigen sich immer vorzugsweise auf dem Gebiete des Menschen. Noch einige Stun-

den und wir erreichten die Hauptstadt. Auf europäische Art bepflanzte Gärten, reiche Obstgärten überall, Pfirsichbäume ohne Zahl kündigten mir das Ende unserer Reise an, und ich hatte nur noch Augen, um am Horizonte die Thürme der Stadt zu bemerken. Was soll ich mehr sagen? Ich ließ mein Gepäck bei der Caravane zurück, die meiner Ungeduld zu langsam zog, sprang auf das erste beste Pferd, durchflog im Galopp den Raum, der mich noch von der Hauptstadt trennte, und fand endlich meine lieben Wirthe in der calle de la Vitoria wieder.

Von meinem neuen Aufenthalte in Buenos Ayres will ich nichts sagen, denn er wurde durch nichts Merkwürdiges bezeichnet, als durch meinen Besuch auf einer der wichtigsten Estancias in der Nähe der Stadt. Ich wollte die Hauptstadt der Argentinischen Republik nicht verlassen, ohne genau von der Art unterrichtet zu seyn, wie das Vieh in einem Lande gezogen wird, das sich ganz und fast ausschließlich damit beschäftigt. Ein reicher Estanciero, der Geschäfte mit dem Jose Garcias hatte, lieferte mir bald die Möglichkeit dazu. Ich reiste ab, um mich einige Tage auf seiner Estancia aufzuhalten, die eine der vortheilhaftesten Lagen am Ufer des Flusses hatte; in allem war sie der ähnlich, welche ich bei meiner Reise in Montevideo abgezeichnet hatte. (Taf. 36. Abbild.) Diese Estancia, welche sich 16 Meilen nördlich von la Colonia an dem kleinen Flusse San Pedro befindet, hat drei Gebäude. Eines dient als Wohnung des capataz oder Aufsehers und der Gauchos im Dienste; das zweite ist die Küche, worin sich auch die schwarzen Sclaven aufhalten, und auch das dritte, das größte, hat in der Mitte ein anständig meublirtes Zimmer, das der Besitzer bewohnt, wenn er die Anstalt besucht. An jeder Seite stehen große Magazine zur Aufbewahrung der Häute, des Talges und anderer Producte.

Tausende von Rindern und Pferden weiden auf den umliegenden Ebenen, und der reiche Besitzer, der in der Stadt wohnt, vertraut die Oberaufsicht einem capataz an, dem einige Gauchos oder Sclaven untergeben sind.

Das Amt dieser Leute ist, die Rinder und Pferde in einer gewissen Zeit des Jahres zu zeichnen, von welcher Operation ich bereits gesprochen habe und die alle Jahre im Juni oder Juli vorgenommen wird. Ich bemerke hier nur in Bezug auf diese Zeichnung, daß sie nie geändert wird, so daß viele Estancias dieselbe seit zwei Jahrhunderten anwenden; verkauft ein Fremder ein Pferd, so ist es gewöhnlich, zu verlangen, daß er das Zeichen seines Thieres zeige als Beweis seines Rechtes, dasselbe zu verkaufen. Dieselben Leute müssen auch die meisten jungen Stiere schneiden, und sie lassen nur die zur Fortpflanzung des Geschlechts durchaus nothwendige Zahl, da die andern entweder zur Arbeit als Zugthiere, oder zum Fettmachen bestimmt sind, ihr Fleisch den saladeros und ihre Häute und ihren Talg den Gerbern und Lichterhändlern liefern sollen. Diese Leute müssen auch bisweilen die Grenzen der Meierei bereiten, um alles Vieh zurückzutreiben, das sich verirrt haben könnte. Im Frühjahre und Sommer endlich schlachten sie die vielen Stücke Vieh der Häute und des Talges wegen und um charque oder gedörrtes Rindfleisch zu machen. Das Frühjahr ist die beste Zeit für den Talg, weil die Weiden außerordentlich reich vor der Hitze des Sommers sind, welche das ganze Land verbrennt. Die Rinder befinden sich dann in dem bestmöglichen Zustande. Während des Sommers magern sie ein wenig ab, werden aber wieder fett, je näher der Winter kommt und die Wiesen in dem Regen wieder aufgrünen. Man trocknet die Häute sehr sorgfältig, indem man sie auf Pfählen ausspannt; sind sie trocken, so schlägt man sie doppelt zusammen und bringt sie in die Niederlagen. Das charque ist der Theil, welcher zwischen dem Fett und den Rippen liegt; man schneidet es in lange dünne Stücken, die man in Salz und in Wasser legt und an der Luft dörren läßt.

Die Schafe sind bei der Stadt nicht zahlreich, obgleich es sonst unzählige Heerden dort gab, deren Knochen man sich als Brennmaterial bediente. Man behauptet, alle Kirchen wären von Backsteinen gebaut, die man von verbrannten Schafknochen gemacht. Die Schafe waren in so großer Anzahl vorhanden, daß nach der Angabe eines Fremden in Buenos Ayres eine Heerde von dreitausend Stück für einen medio oder 18 Pfennige das Stück verkauft wurde. War der Handel abgeschlossen, so schlachtete man sie an Ort und Stelle und ließ sie da faulen, bis man Zeit gehabt hatte, ihre Wolle abzumachen; denn weiter glaubte man von den 3000 todten Thierkörpern nichts benutzen zu können. Später hat man gesetzlich verboten, Schafknochen zu verbrennen, aber das Vorurtheil gegen diese Thiere ist so stark, daß noch ganz neuerlich der ärmste Bettler von Buenos Ayres sich für beleidigt gehalten haben würde, wenn man ihm ein Schaf angeboten hätte; noch heute sieht man selten auf den Tafeln in wohlhabenden Häusern Schöpsenfleisch, obgleich die Fremden und die Armen sich davon nähren. Im Frühjahre ist das Fleisch dieses Thieres oft sehr gut, ob es gleich klein ist und nicht mehr als 30 bis 4 Pfund wiegt.

Die Schafe werden nur durch Hunde bewacht, welche oveyeros heißen und deren Aufmerksamkeit, Unermüdlichkeit und Gewandtheit ich oft bewundert habe. Sie führen jeden Morgen die Heerde aus der Hürde auf die Felder, begleiten sie da den ganzen Tag, verhindern, daß die Schafe sich verlaufen, und vertheidigen sie gegen jeden Angriff. Beim Untergange der Sonne führen sie dieselbe in die Hürde zurück. Diese Hunde brauchen nicht von einer besondern Race, müssen aber groß seyn. Ich habe bereits erwähnt, daß ihre Abrichtung mit zu den Obliegenheiten der Landleute gehört. Man nimmt sie von den Alten wenn sie noch blind sind und läßt sie an Schafen saugen, ohne sie allein aus der Schafhürde herauszulassen; nur mit der Heerde dürfen sie dieselbe verlassen, sobald sie ihr folgen können. Früh giebt der Schäfer seinem Hunde reichlich zu saufen und zu fressen, damit derselbe nicht Hunger bekomme und seine Heerde mitten am Tage zurücktreibe. Außerdem bindet man ihm ein Stück Fleisch um den Hals, und davon frißt er, wenn er Hunger hat, aber es darf kein Schaffleisch seyn, denn man versichert, dies würde er nicht anrühren, wenn er auch noch so großen Hunger hätte.

Im Süden giebt es eine ziemliche Anzahl wilder Hunde, welche sämmtlich groß sind. Sie leben gesellschaftlich; oft vereinigen sich mehrere und verfolgen zusammen eine Kuh ꝛc., während andere ein Kalb oder ein Füllen zerreißen; auch unter den Heerden richten sie große Verwüstungen an. Um dieser Geißel ein Ende zu machen, schickte einer der Gouverneure von Buenos Ayres ein Detaschement Soldaten ab, welche viele dieser Hunde erlegten; aber als die Soldaten zurückkamen, nannte man sie höhnend mataperros oder Hundeschlächter. Diese Jagdart wurde also lächerlich gemacht und unterblieb von der Zeit an.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die von den Spaniern und den Mulatten, sowie die von den Indianern gehaltenen Hunde die Antipathien ihrer Herren theilen; die erstern fallen über einen Indianer her, sobald er sich ihnen nähert, und die letztern greifen alle Spanier und Mulatten an, denen sie begegnen.

Die Bewohner der Estancias und im Allgemeinen die Schäfer dieser Länder sind so wenig civilisirt als die Indianer, und die Lebensweise hat z. B. Spanier, welche dieselbe annahmen, fast wild gemacht. Ihre Wohnungen befinden sich in der Mitte der Estancias und in fast allen ersetzen Rindshäute die Fenster und Thüren.

Jede Heerde hat einen Schafmeister oder capataz, dem auf je 1000 Stück Vieh ein Gehilfe gegeben ist. Der capataz ist gewöhnlich verheirathet, seine Gehilfen aber sind ehelos, sie müßten denn Neger, Farbige oder bekehrte und von ihren Stämmen entflohene Indianer seyn. Nie begleiten diese Schäfer ihre Heerden auf die Felder, wie sie es in Europa thun. Sie begnügen sich damit, die Woche einmal mit einer gewissen Anzahl ihrer Hunde dahin zu gehen und sie galoppiren unter großem Geschrei um ihre resp. Estancias herum. Das Vieh, welches frei in der Umgegend weidet, läuft dann von selbst herbei und sammelt sich auf einem einzigen Punkte, den man rodeo nennt, und wo man es einige Zeit lang zurückhält, worauf es auf die Weideplätze zurückkehrt. Der Zweck dieser Operation ist, zu verhindern, daß das Vieh sich von der Besitzung ver-

laufe. Man befolgt dieselbe Methode mit den Pferden, die man aber nicht auf dem rodeo, sondern in dem corral zusammenbringt. Den übrigen Theil der Woche beschäftigen sich die Schäfer mit den Arbeiten in der Estancia, oder reiten ihre Pferde zu, oder thun am häufigsten — gar nichts.

Da diese Schäfer 4, 10 und selbst 30 Stunden von einander leben und die Kapellen nicht sehr zahlreich sind, so besuchen sie selten oder nie die Messe; ihre Kinder taufen sie oft selbst oder verschieben diese Ceremonie bis zur Zeit der Verheirathung der Kinder, weil sie dann durchaus nöthig wird. Wenn sie in die Messe gehen, hören sie dieselbe zu Pferde außen vor der Kirche oder der Kapelle an, deren Thüren offen bleiben. Alle halten sehr darauf, in geweihter Erde begraben zu werden; die Verwandten und Freunde eines Todten verfehlen nie, ihm diesen Dienst zu erweisen, aber einige wohnen freilich so weit von jeder Kirche entfernt, daß man den Leichnam gewöhnlich auf dem Felde, nur von Steinen und Baumzweigen bedeckt, liegen läßt, bis nur die Knochen davon noch übrig sind, welche man dann den Priestern zur Beerdigung übergiebt. Andere zerstückeln den Leichnam, trennen das Fleisch mit einem Messer von den Knochen und tragen diese zu dem Geistlichen, nachdem sie das übrige weggeworfen oder verscharrt haben. Beträgt die Entfernung nicht mehr als 20 Stunden, so zieht man dem Verstorbenen die Kleidungsstücke an, welche er bei Lebzeiten trug, setzt ihn auf ein Pferd, steckt die Füße in den Steigbügel und hält ihn durch zwei kreuzweis hinten angebrachte Stäbe, so daß man glauben könnte, er lebe noch; so bringen sie ihn zu dem nächsten Geistlichen. Ich begegnete einem solchen Aufzuge in der Nähe von Salado. „Der arme Juanito!" sagte der Führer dieses Zuges; „er war mein bester Freund und ich war ihm dies wohl schuldig, denn er hat denselben Dienst meinem Vater und meinem Oheime erwiesen."

Bei einer Krankheit fragen sie die erste beste Person, die sie sehen, um Rath und befolgen mit blindem Vertrauen alle Vorschriften, die man ihnen giebt. Azara, der eines Tages von einem alten Manne wegen Kopfschmerzen befragt wurde, rieth ihm, zweimal zur Ader zu lassen, da er glaubte, es würde in dieser Wildniß Niemand die Operation vornehmen können. „Abends," erzählt der Reisende weiter, „kam mein Mann ganz zornig zu mir, um sich zu beschweren, daß ein Officier, der mich begleitete, sich geweigert habe, ihm diesen Dienst zu erweisen. — „Vielleicht," sagte ich da zu ihm, „thätest du besser, wenn du dich sogleich niederlegtest, die Füße wüschest und die Nägel abschnittest, denn sie sind so lang, daß sie wahrscheinlich nie abgeschnitten wurden, und darin liegt ohne Zweifel die Ursache des Leidens." Er befolgte meinen Rath buchstäblich, befand sich wohl dabei, und dieser Umstand flößte ihm so viel Vertrauen auf meine ärztlichen Kenntnisse ein, daß er mich ein halbes Jahr darnach schriftlich wegen der Krankheit seines Sohnes um Rath fragte, der, wie er sagte, nach Einigen viel an einem Bruche, nach Andern aber an einem bösartigen Fieber leide."

Diese Schäfer haben in ihrer Hütte keine andern Meubles, als ein Wasserfaß, ein Trinkhorn, einige hölzerne Spieße zum Braten des Fleisches und einen kleinen kupfernen Kessel zur Bereitung des Mate. Der Kessel fehlt auch bei einigen, und wenn sie für einen Kranken Brühe machen wollen, so schneiden sie das Fleisch in kleine Stücke und thun dieselben in ein mit Wasser gefülltes Rindshorn, das sie auf einen Aschenhaufen legen. Andere haben einen Kessel und eine Bowle, einen oder zwei Stühle oder eine Bank und bisweilen ein Lager, nämlich eine Kuhhaut, die an vier in die Erde geschlagenen Pfählen befestigt ist; gewöhnlich aber haben sie als Bett nur eine Haut, die sie auf der nackten Erde ausbreiten. Nie essen sie Gemüse, die nach ihrer Meinung nur für das Vieh sind, und rühren keine Speise an, welche mit Oel angemacht ist. Sie leben nur von Rindfleisch, das an einem hölzernen Spieße gebraten ist, den sie auf der Windseite in die Erde schlagen und über den glühenden Kohlenhaufen biegen. Salz brauchen sie nicht, auch haben sie keine bestimmten Stunden zum Essen. Statt sich den Mund abzuwischen, kratzen sie sich denselben mit dem Rücken des Messers ab und die Finger wischen sie an den Beinen oder den Stiefeln ab.

Die capataz, die Schafmeister oder die Eigenthümer und alle die, denen es ihr Vermögen erlaubt, tragen eine Jacke, kurze oder lange weiße Beinkleider, einen Hut, Schuhe und einen Poncho; aber ihre Knechte tragen nur die chilipa, ein Stück Zeug von grober Wolle, das mit einem Stricke um die Hüften befestigt wird. Mehrere unter ihnen haben kein Hemd, aber sie haben einen Hut, weiße lange Beinkleider, einen Poncho und kurze Stiefeln von Pferdehaut oder von wilder Katze. Da sie keine Barbiere haben, so rasiren sie sich selbst, allerdings selten und mit einem Messer; auch tragen sie einen langen Bart. Die Frauen gehen barfuß und sind sehr schmuzig. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht nur in einem Hemd ohne Aermel, das durch einen Gürtel um die Taille festgehalten wird. Sehr selten besitzen sie ein zweites zum Wechseln. Sie gehen an einen Fluß, ziehen ihr einziges Hemd aus, waschen dasselbe, breiten es in der Sonne aus, ziehen es, nachdem es trocken geworden ist, wieder an und kehren nach Hause zurück. Sie können weder nähen noch spinnen; ihre ganze Arbeit besteht im Auskehren des Hauses, im Feueranmachen und im Kochen des Wassers zum Mate. Die Frauen der Schafmeister oder deren, welche einiges Vermögen haben, sind etwas besser versorgt.

Da die Leute auf dem Lande keine Kleider zum Wechseln haben, so ziehen sie die ihrigen aus, wenn es regnet, legen sie, um sie trocken zu erhalten, unter das Fell, welches ihren Sattel bedeckt, ziehen sie wieder an, wenn der Regen aufgehört hat, und machen sich gar nichts daraus, daß sie selbst naß geworden sind, denn ihre Haut, sagen sie, trocknet sogleich wieder ab, was bei den Kleidern nicht der Fall seyn würde. Wenn sie auf dem Marsche sind und kochen wenn es regnet, so halten zwei einen Poncho in horizontaler Richtung darüber und ein dritter macht das Feuer darunter.

Kaum ist ein Kind acht Tage alt, so nimmt es der Vater oder Bruder in die Arme und fängt an, mit ihm im Freien herumzureiten bis es schreit, dann bringt er es der Mutter zurück, damit sie ihm die Brust reiche. Diese Ausflüge werden oft wiederholt, bis das Kind selbst auf ein altes recht ruhiges Pferd steigen kann. Das ist seine ganze Erziehung, und da es keinem Zwange unterworfen ist und nichts als Seen, Flüsse und Einöden sieht, in denen es nur einzelnen Menschen begegnet, die nackt das Wildpret und die Stiere verfolgen, so unterwirft sich sein wilder Wille keinem Zügel; es verabscheut die Gesellschaft der Personen, die es nicht kennt, und lernt nie die Vaterlandsliebe oder die Bequemlichkeiten des geselligen Lebens kennen. Es lernt durchaus nichts, nicht einmal Gehorsam. Von Kindheit auf an das Schlachten der Thiere gewöhnt, ist auch das Leben eines Menschen nichts für ihn; ein solcher Mensch wird oft Mörder selbst ohne Ursache, immer aber mit Kaltblütigkeit und ohne Zorn, denn diese Leidenschaft ist in den Einöden unbekannt, wo sie so wenig Gelegenheit hat, sich zu zeigen.

Diese Hirten sind alle stark und gesund, besonders die mestizos oder die, welche von Spaniern und Indianerinnen abstammen. Nie lassen sie eine Klage hören, wenn sie krank sind, selbst bei den schrecklichsten Schmerzen. Das Leben hat keinen besondern Werth für sie; sie gehen zur Hinrichtung mit der größten Ruhe und empfangen einen Todesstreich ohne Klage. Ein Mulatte, der mit einem mestizo, seinem Freunde, unzufrieden ist, reitet zu ihm und sagt, ohne von dem Pferde abzusteigen: „lieber Freund, ich bin böse auf dich und werde dich ermorden." Der mestizo fragt ihn um den Grund seiner Unzufriedenheit, der Andere setzt die Sache kaltblütig auseinander, steigt dann vom Pferde, ersticht den Mestizen — und das geschieht vor mehrern Zeugen, von denen keiner Ueberraschung zeigt.

Da sie gewöhnt sind, zu thun was ihnen gefällt, so widerstrebt es ihnen, als Knechte sich zu vermiethen. Sie können nicht begreifen, wie es möglich seyn könne, sich an einen Herrn anzuschließen, und wenn sie auch noch so gut bezahlt und behandelt werden, so verlassen sie ihn doch, sobald ihnen die Lust ankommt, ohne Abschied zu nehmen, oder sie sagen höchstens: „ich gehe fort, weil ich schon ziemlich lange hier bin." Be-

sprechungen und Vorwürfe sind nutzlos; sie antworten nicht und nichts vermag, sie von ihrem Vorsatze abzubringen.

Sie sind außerordentlich gastlich, nehmen jeden Reisenden, der sich an sie wendet, auf, nähren ihn und denken kaum daran, ihn zu fragen, wer er sey und wohin er reise, wenn er auch mehrere Monate bei ihnen bliebe. Da sie in einer Einöde geboren werden und aufwachsen, auch nur wenig mit ihres Gleichen zusammenkommen, so kennen sie die Freundschaft nicht und sind zu Argwohn und Betrug geneigt. Wenn sie Karte spielen, wobei sie auf den Fersen kauern und die Zügel ihrer Pferde unter den Füßen haben, damit sich dieselben nicht entfernen, haben sie immer einen Dolch oder ein Messer neben sich in der Erde stecken, um die Person zu ermorden, mit der sie spielen, wenn sie die Absicht zu betrügen an ihr muthmaßen. Mit der größten Ruhe von der Welt verspielen sie alles, was sie besitzen. Hat einer sein sämmtliches Geld verloren, so zieht er sein Hemd aus, falls sich dasselbe der Mühe lohnt, und gewöhnlich giebt der Gewinnende dem Verlierenden das seinige, wenn dies nichts oder weniger taugt, weil keinem etwas daran liegt, zwei zu haben.

Die Gauchos sind von Natur geneigt, Pferde oder Gegenstände von geringem Werthe zu stehlen; nie aber entwenden sie etwas Kostbares. Sie erlegen gern die wilden Thiere und tödten selbst die Hausthiere ohne Noth. Sie verabscheuen alle Arbeiten, die sie nicht zu Pferde verrichten können. Sie können kaum gehen und gehen nie zu Fuße, wenn sie es vermeiden können, nicht einmal über die Straße. Kommen sie in der pulperia oder sonst wo zusammen, so bleiben sie mehrere Stunden lang zu Pferde, während sie sich mit einander unterhalten. Zu Pferde begeben sie sich auf den Fischfang; zu Pferde werfen sie ihre Netze aus und ziehen sie heraus; um Wasser aus einem Brunnen zu holen, befestigen sie einen Strick an den Sattel und ziehen so den Eimer herauf, ohne vom Pferde zu steigen; brauchen sie Mörtel, so lassen sie ihn von ihren Pferden treten.

Da sie fast von ihrer Geburt an zu Pferde sind, so sind sie unvergleichliche Reiter, sowohl was den festen Sitz im Sattel betrifft, als auch was das fortwährende Galoppiren angeht, ohne müde zu werden. In Europa könnte man wohl sagen, es fehle ihnen an Grazie; aber ihre Art, sich zu Pferde zu halten, nimmt ihnen die Gefahr, einen Augenblick das Gleichgewicht oder den Sattel zu verlieren, mag das Pferd auch Sprünge machen, ausschlagen &c. Man könnte sagen, das Pferd und der Reiter wären nur ein Wesen, obgleich ihre Steigbügel bloße hölzerne Dreiecke von so geringer Größe sind, daß kaum die Spitze der großen Zehe hineingeht. Stürzt ihr Pferd im Galopp, so sind sie sicher, sich keinen Schaden zu thun; sie kommen auf die Beine, ohne die Zügel fahren zu lassen. Sie bedienen sich der Bolas mit so großer Geschicklichkeit als die Pampas, welche darin so geübt sind.

Man kann sich kaum denken, in welchem Grade sie Kenner der Pferde und der Thiere im allgemeinen sind. Man sage zu einem dieser Leute: „da sind 200 Pferde oder mehr, die mir gehören; ich vertraue sie Dir an und Du wirst mir dafür stehen.“ Er besieht sich dann die Thiere einen Augenblick aufmerksam, und obgleich in ziemlicher Entfernung von dem Orte, wo sie weiden, reicht doch ein einziger Blick für ihn hin, um sie wieder zu erkennen und keines zu verlieren. Nicht minder geschickt sind sie, auf den ersten Blick die beste Furt in den Flüssen ausfindig zu machen und eine Caravane in der Nacht oder bei Tage mitten auf einer nackten Ebene ohne gebahnte Wege, ohne Bäume oder irgend ein Merkmal, an das sie sich halten könnten, gerade an Ort und Stelle zu führen.

Sonst fand man von 30° s. Breite an eine ungeheuere Menge wilder Pferde in Heerden zu mehreren Tausenden und es war nicht selten, drei Wochen auf einer und derselben Ebene zu reisen und fortwährend von denselben umringt zu seyn, oft dermaßen, daß es schwer wurde, sich einen Weg durch sie zu bahnen, ohne von ihnen getreten zu werden. Wenn diese Pferde zahme sahen, stellten sie sich in dichtgedrängter Reihe auf, galoppirten um sie herum oder neben ihnen her, und nahmen sie endlich mit sich, ohne daß die andern den geringsten Widerwillen zeigten. Sie liefen mit unglaublicher Schnelligkeit; wenn man sie verfolgte, rannten sie bei ihrer Flucht gegen alles auf dem Wege an. In trockenen Jahren wurden sie wüthend, daß sie oft einander niederschlugen, indem sich alle auf einmal in die Seen und Teiche stürzten, die sie mit großer Mühe ausfindig gemacht hatten.

Gegenwärtig sieht man nicht ein einziges wildes Pferd mehr in dieser ganzen Einöde; aber es giebt viel zahme Pferde, und die Leichtigkeit, dieselben zu erhalten, erklärt die Grausamkeit, mit der man sie behandelt, ohne dieselbe zu entschuldigen. Man zwingt sie bisweilen, drei oder vier Tage hinter einander zu gehen, ohne ihnen zu saufen oder zu fressen zu geben, und nie bringt man sie unter Dach und Fach. Die Hengste kämpfen um die Stuten, in welche sie sich theilen, wie es die wilden Pferde thun; jeder hat seinen Harem für sich, um den er unaufhörlich wacht und den er mit den Hufen und Zähnen vertheidigt. Alle diese Pferde irren frei auf dem Felde umher, ohne daß die Besitzer etwas anderes thun, als dieselben einmal in der Woche in die großen Gehege (corrales) zusammenbringen, um sie zu gewöhnen, sich von ihren Ländereien nicht zu entfernen.

Die vorhergehenden Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Bewohner der Estancias, verbunden mit meinen Beobachtungen über die beginnende Civilisation der Wilden in diesem Lande, und mit den Notizen, die ich in den Städten gesammelt hatte, vervollständigten meine Kenntnisse von der Argentinischen Republik. Ich dachte also daran, in andern Ländern neue Ideen und neue Eindrücke zu suchen, mußte aber in Buenos Ayres mehrere Monate auf eine günstige Gelegenheit nach Mendoza warten, von wo ich nach Chili mich begeben wollte; denn die Pampas durchreist man nicht blos aus Neugierde, und die Wagen, die fortwährend von Buenos Ayres nach Mendoza fahren, waren mir zu langsam. Einige Tage vor meiner Abreise von der Hauptstadt begab ich mich zu einem jener Pferderennen (correros), für welche die Porteños so leidenschaftlich eingenommen sind, die aber keineswegs mit denen in England &c. verglichen werden können. Die Pferde werden nicht dazu abgerichtet und man achtet weder auf ihren Wuchs, noch auf ihr Gewicht, wenn nur kein zu auffallender Unterschied zwischen ihnen ist. Man kennt hier die Jockeys nicht, oder braucht sie wenigstens nicht. Man setzt sich ohne Sattel auf die Rennpferde, so wie ohne Peitsche und ohne Sporen; man lenkt sie mit einem Zügel ohne Gebiß. Es giebt nicht einmal einen besondern Platz zu diesen Wettrennen, die oft am Flusse hin bei der Stadt gehalten werden, wo sich eine ziemliche Strecke ebenes Land ohne Sümpfe befindet. Nicht selten sieht man viele Leute dahin reiten, um den Wettrennen beizuwohnen, wobei sehr ansehnliche Wetten gemacht werden. (Taf. 36. Abbild.)

Endlich kam der Augenblick meiner Abreise, die auf den 19. März festgesetzt war. Don Jose Garcias, der immer mein Schutzgeist seyn wollte, versah mich mit Empfehlungsschreiben an alle seine Geschäftsfreunde in Chili und Peru. Er hätte mich bis an das Ende der Welt gebracht, und ich hatte auch das Glück, der Bote der hübschen señoritas bei einigen ihrer Freundinnen in Lima zu seyn. Ich sollte mit einem Mendozino (Manne aus Mendoza) reisen, der nach Hause zurückkehrte. Wir hatten eine Art Wagen oder Postchaise gemiethet, die denen ziemlich ähnlich war, welche unter Ludwig XIV. und unter Ludwig XV. das Verdienst haben konnten, neu zu seyn. Die Glasscheiben, welche sonst in der Schlägen sich befanden, waren meist durch Strohwische oder alte Ponchos ersetzt, welche den Regen abhalten sollten. Diese Maschine stand auf Rädern von ungeheuerm Umfange, damit sie leichter und bequemer in den zahlreichen pantanos oder Sümpfen sich bewege, die wir auf unserm Wege finden sollten. Diese Räder, deren Speichen durch Riemen von Rindsleder fest mit einander verbunden, waren auch ganz mit Fellen umwickelt, um sie vor den zahllosen Stößen zu schützen, welche sie auf den schlimmen Theilen des Weges aushalten mußten. Von dem Geschirr, das mit dem Uebrigen harmonirte, will ich gar nichts sagen. (Taf. 37. Abbild.) Unsere Gesellschaft bestand aus dem Mendozino, einem peon oder Bedienten, der auch den Führer und Fuhrmann machte; aus drei jungen barsch aussehenden Gau-

chos, welche einen wollenen Poncho, um den Kopf ein Tuch und darauf einen Filzhut von der Gestalt eines Zuckerhutes, so wie an den Beinen botas de potros trugen, deren Haar nach Innen gekehrt war und aus denen die Zehen nackt heraussahen. Uebrigens mußten wir auf jeder Station zwei Postillone nehmen. Unser Gepäck trugen zwei Pferde und wir vergaßen auch ein Paar Matratzen nicht, da man in den noch halb wilden Ländern nur auf die Bequemlichkeiten rechnen kann, für welche man selbst sorgt. Als der Tag der Abreise kam, baten meine Wirthsleute mich noch um diesen Tag; es wurde beschlossen, daß der Wagen mich auf der ersten Post, 7 Stunden von da, erwarten und ich zu Pferde mit einem Führer nachkommen sollte. Abends war ich wirklich unterwegs. Seltsame Auspicien, unter denen ich eine Reise in einem Lande begann, das ich für verloren ansah! Nachts auf einem launenhaften Pferde, das in Galopp lief bald in Wasser bis an den Sattelgurt, bald auf trockenen Rasen, der ihm bis an den Bug ging, und als Führer einen Gaucho, der immer sang, seinen Gesang nur durch den Zuruf unterbrach: vorwärts! vorwärts!" und selbst in Galopp dahin jagte, ohne sich sehr darum zu kümmern, ob ich ihm folge. So ritten wir über zwei Stunden und erreichten endlich die Post. Ich war todtmüde und trotz meinem Poncho ganz durchnäßt, denn es regnete seit lange in Strömen.

Ich stieg an der Thüre einer elenden Hütte ab, in welcher meine Gefährten sich bereits niedergelegt hatten. Das Licht kam aus einem nahen Schuppen, der als Küche diente; um die halb erloschenen Feuerbrände herum lagen Gauchos ausgestreckt. Mein Reisegefährte hatte sich auf seine Matratze gelegt. Es gab in der Hütte weder Tisch noch Stuhl. Die Wände waren von schwarzem Koth aufgeführt und hatten Löcher von der Größe, daß im Nothfalle ein ziemlich starkes Flintenrohr durchgesteckt werden konnte. Die Hütte sah zu elend aus, als daß meine Ermattung nachgelassen hätte. Die Bewohner von Südamerika halten so viel auf ihre Ruhe, daß, wenn sie einmal im Bett sind, nicht weniger als ein Erdbeben sie zu erwecken vermag; auch dachte ich nicht daran, etwas zum Abendessen zu verlangen; mein Führer putzte das einzige Talglicht an der Wand, ging fort und überließ es mir, wie ich mich auf meiner Matratze zurecht finden werde. Ich rollte dieselbe auseinander, legte eine Rindshaut darüber, mich selbst darauf und schlief bald ein, ob ich gleich von Frost bebte und vor Hunger fast umkam.

Den andern Morgen bei Tagesanbruche kündigte uns die rauhe Stimme eines Gaucho an, daß es Zeit zum Aufbruche sey. Wir standen sogleich auf und nachdem wir unser Gepäck zur Reise geordnet hatten, tranken wir den Mate, und unterdeß beschrieb mir mein Mendozaner den Theil des Weges, den ich den Tag vorher zurückgelegt hatte. Dieser Weg ist von Buenos Ayres aus schrecklich schlecht und ein europäischer Wagen hätte unfehlbar umfallen müssen, aber der unserige war seiner Bauart wegen durchgekommen. Die zwei oder drei ersten Stunden weit ist die Gegend bebaut, mit Birnbäumen und Agaven bepflanzt; man sieht auch montes oder Pfirsichbäume, die fast die einzigen in der Umgegend von Buenos Ayres sind. Bald aber findet man keine Spur mehr von Anbau oder Wohnung, außer etwa von Zeit zu Zeit einen einzelnen rancho, eine Art Lehmhütte, die von Rasen und Lehm erbaut wird. Das Land ist wild und mit großen Disteln bedeckt, während der Weg durch Sümpfe unterbrochen wird, worin gewöhnlich todte Thiere liegen, die darin stürzten, oder Knochen, die man hineinwarf, um den Weg etwas fester zu machen. Je weiter man kommt, um so mehr verbessert sich das Land; die Erde ist selbst in dieser Zeit der Trockenheit mit Weiden bedeckt, welche unermeßlichen Heerden hinreichende Nahrung gewähren. Dies ist der interessanteste Theil bis Mendoza, da der Boden an mehrern Stellen mit dem schönsten Klee bekleidet ist; die Pfirsichhaine, die hier und da auf den Höhen stehen, geben der Landschaft das Aussehen eines unserer Parks in Europa.

Nachdem der Mate getrunken und der Postmeister vorausbezahlt war, wie es herkömmlich ist, worauf er uns mit dem wohlwollenden vaya V. con Dios! (Reisen Sie mit Gott!) begrüßt hatte, befestigten unsere sechs Postillone ein Ende ihres Lasso an den Wagen, das andere an den Sattelbogen, stießen zusammen einen lauten Schrei aus und brachen in großem Galopp auf. Nichts regt mehr auf als schnelles Reisen, und als ich mich mit einer ungeheuern Schnelligkeit über die Ebenen hingerissen fühlte, vergaß ich meinen Aerger vom vorigen Tage und fing an zu glauben, daß es doch nicht so übel sey.

Die Gegend ist eine dürre Ebene; keine Wohnung, kein Baum, kein Busch, überall nichts als großes Gras und Sümpfe; aber unsere Fahrt ging so schnell, daß wir bald die sechs Stunden lange Station zurückgelegt hatten; wir fanden am Ende eine kleine Zahl elender Hütten mit ungefähr einem Dutzend Männer, Frauen und Kinder, die sämmtlich schmuzig und zerlumpt waren. Die Pferde befanden sich in dem Corral. Die Postillone, die in Galopp ankamen, trennten sich so schnell von dem Wagen, daß er noch einige Augenblicke allein fortrollte. Jeder rollte darauf seinen Lasso auf und begab sich in den Corral, um sein Pferd zu wählen. So waren wir in wenigen Minuten mit frischen Pferden versehen und es ging von neuem in Galopp fort. Um zehn Uhr gelangten wir in das hübsche Dorf Lujan, wo wir bei dem Alcalden frühstücken sollten, der meinen Reisegefährten kannte.

Wir hielten vor dem Hause des Alcalden an; er saß in dem Zimmer mit seiner Frau, die auf der Guitarre klimperte und eine andere Dame begleitete. Wir wurden herzlich empfangen und man trug sogleich das Frühstück auf, das in einem Ragout von Gallinas, einer masamora, Eiern, Kaffee, Chocolade, verschiedenen Weinen und etwas trefflichem weißem Brote bestand. Ich hatte großen Hunger und sprach dem Essen, besonders dem ausgezeichneten Ragout stark zu. Die masamora ist von schneeweißem Mais, mit Bohnen, und mit Pfeffer, Salz und Weinessig gewürzt. Man trug Rinderbraten (carne asada) auf, der nach Landessitte zubereitet war.

Ungefähr eine Viertelstunde lang gingen wir in dem Dorfe umher; es enthält nicht mehr als 800 Einw., hat aber eine Kirche und ein Gefängniß, welche die größten Gebäude sind; nach ihnen kam sogleich das des Alcalden. Der würdige Mann hielt darin einen kleinen Colonialwaaren-, Leinwand- und Mausefallenkram.

Nachdem wir von unserm Wirthe Abschied genommen hatten, reisten wir wieder ab und kamen durch verschiedene Oerter, welche nur aus Lehmhäusern bestanden, mit Rindshäuten statt der Thüren, und deren schmuzige Bewohner das echte Bild der Trägheit sind. Bisweilen mußten wir warten, bis die Pferde von der Weide in den Corral gebracht waren, in den sie im Galopp wie eine angreifende Reiterschaar sprengten. Diese Pferde sehen äußerst wild aus, da man sie nie anrührt, außer um ihnen einen Zügel und einen recado anzulegen. Man läßt ihre Mähne und ihren Schweif wachsen und da man ihren Huf nie beschneidet, so nimmt derselbe fast alle Formen an. Weideten sie unter Brombeeren, so ist ihre Mähne so verworren, als kämen sie von einem Hexensabbat; sie sind übrigens sehr feurig und ob sie sich gleich nur von Gras nähren, können sie doch große Anstrengung ertragen.

Der erste ein wenig wichtige Ort, in welchen wir ankamen, war Arrecife, ein recht netter Flecken mit einer Pulperia und einer Batterie von zwei Feldschlangen auf einer Erhöhung, wodurch die Angriffe der Indianer zurückgewiesen werden sollen. Der Wirth, der ein sentimentaler Mann zu seyn schien, klimperte auf der Guitarre, während er auf Reisende wartete. Fast alle Landleute spielen dieses Instrument. Die Musik der Pampas ist melancholisch und eintönig, aber in jenen wilden Einöden, weil es an einer bessern fehlt, nicht unangenehm.

In der Nähe trafen wir auf eine jener langen Caravanen von Wagen (carretas), die ungefähr sechs Wochen brauchen, um sich von Buenos Ayres nach Mendoza zu begeben und die auf diesem Wege das einzige Transportmittel für schwere und viel Raum einnehmende Waaren sind. Diese Wagen liegen auf sehr großen Rädern, um leichter durch die Sümpfe zu kommen, und sie müssen stets mit sechs kräftigen Stieren bespannt werden. Zwei dieser Stiere sind an die Deichsel des Wagens

gespannt und die vier andern gehen Paarweise neben einander in bedeutender Entfernung von den erstern. Auf diese Art haben zwei Paare den Sumpf hinter sich und das feste Land erreicht, während das dritte sich noch mitten im Wasser befindet. Alle sind an den Hörnern angespannt und zwar mit langen Riemen aneinander, welche an die Wagendeichsel gehen. Zügel braucht man nicht. Die Thiere werden mit wunderbarer Geschicklichkeit von dem Fuhrmann (picador) mittelst eines Bambusstockes von ungefähr dreißig Fuß Länge geleitet, der vor dem Wagen hängt und im Innern im Gleichgewichte gehalten wird. Dieser Bambusstock, der am Ende einen Stachel hat, ist so lang, um das vorderste Paar damit erreichen zu können, und heißt die picana. Ein anderer kleinerer Stachel, picanilla, geht perpendiculair auf das dritte Paar herunter. Das zunächst am Wagen befindliche Paar leitet der Fuhrmann mit einem kleinen Stachel, den er in der Hand hält. Die geringste Unaufmerksamkeit in der Lenkung des Wagens, wenn er durch einen pantano fährt, könnte die größten Unannehmlichkeiten zur Folge haben; denn die Riemen, die sich neben den Beinen der Stiere verwirrten, würden ihn über den Haufen ziehen und der Wagen liefe Gefahr, Schiffbruch zu leiden. Die pantanos sind bisweilen vier bis fünf Fuß tief, und in diesem Falle hat der Fuhrmann, wenn ein Stier stürzt, kein anderes Auskunftsmittel, als unbarmherzig seinen Stachel zu brauchen, bis das Thier sich emporrafft oder fällt, um nie wieder aufzustehen. Dann schneidet man die Riemen durch und überläßt das arme Thier seinem Schicksale. Die Wagen sind mit Häuten bedeckt, an denen die Haare nach außen stehen; oben darüber befindet sich der Holzvorrath und hinten ein großer irdener Krug mit Wasser, denn in dieser Einöde findet man weder Wasser noch Holz. Diese Wagencaravanen sind oft sehr zahlreich, und da die Wagen immer einzeln hintereinander folgen, bisweilen funfzehn, zwanzig und mehr, und nach ihnen Stiere zum Wechseln und Schlachten kommen, die wiederum von berittenen Peons begleitet werden, so kann man sich denken, welchen großen Raum sie einnehmen. Der Zug wird durch einen capataz geleitet, der unaufhörlich an demselben hin und her galoppirt, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung ist. (Taf. 37. Abbild.)

Am 23. gegen Abend überfiel uns eines der so imposanten Gewitter dieses Landes. Der Horizont nahm ein furchtbares Aussehen an. Die Wolken schienen uns mit ihrer Last erdrücken zu wollen, während die so gefährlichen, aber auch so schönen Blitze die ganze Landschaft nicht mit wechselndem Glanze, wie in Europa, sondern mit einem einzigen Lichtstrahle beleuchteten, der sich bald horizontal richtete, bald eine perpendiculaire Richtung nahm und dann auf dem Boden auseinanderbrach. Der Donner grollte auf entsetzliche Weise, und kaum waren wir in dem Posthause angelangt, als Regen in Strömen herabstürzte und durch tausend Löcher durch das schwache Rasendach des Gebäudes drang. Wir verbrachten, wie man sich denken kann, eine sehr schlechte Nacht. Die Veränderung, welche der Regen in der Atmosphäre hervorbrachte, war äußerst merkwürdig. Vor dem Gewitter rührte sich kein Lüftchen und der Thermometer stand auf 88°; bald sank er aber unter 60° und wir empfanden eine scharfe Kälte, die wir Mühe hatten von uns abzuhalten.

Wir hatten an diesem Tage 24 Stunden gemacht und befanden uns an dem kleinen Bache Arroyo del medio, wo die Provinz Buenos Ayres endigt und Santa Fe beginnt.

Den andern Tag brachen wir spät auf, um den Weg abtrocknen zu lassen. Wir hatten eine sehr schlechte Nacht gehabt, waren fortwährend von Insecten aller Art gepeinigt worden, von denen ich bei meinem Erwachen ganz bedeckt war und unter denen sich besonders die binchuca unterscheidet, eine Art Wanze von fast einem Zoll Länge. Ein mir befreundeter Naturforscher hat mir später gesagt, er habe durch das Mikroscop gefunden, daß diese Insecten der Pampas schwarz und weiß und gestreift wären wie die Zebras.

Trotz unserm Aufenthalte war die Gegend an mehrern Orten überschwemmt und jeder Weg ungemein schlüpferig und beschwerlich. Die kleinen Bäche waren so angeschwollen, daß der Uebergang über dieselben gefährlich wurde. Wir gelangten in die Pampas, eines der wildesten Länder der Welt.

Ich habe bereits die Pampas, jene unermeßlichen Ebenen beschrieben, welche sich so weit ausdehnen als das Auge reicht, ohne irgend eine Erhöhung auf ihrer Fläche zu zeigen. Sie sind mit langem Gras und Disteln bedeckt, die so hoch werden, daß sie im Sommer wie ein niedriger Wald aussehen; da wir aber im Herbst standen, waren alle diese Pflanzen gefallen und bedeckten nun die Erde mit ihren Stengeln. Der gewöhnliche Rasen ist lang und fein und wächst nicht in dichten Büscheln wie in Europa, sondern in kleinen ganz nahe aneinander stehenden Büscheln. Der kleinste wird vier Fuß hoch und ist voll von Muskitos, welche den Reisenden außerordentlich quälen. Die Landschaft ist ungemein eintönig, indem sich nicht einmal ein Busch zeigt, auf dem das Auge ausruhen könnte; auch sieht man daselbst keine andern Wohnungen als Posthäuser, die etwa 4 Stunden auseinander stehen und von adobes oder großen an der Sonne gedörrten Erdsteinen gebaut sind. Ihr Dach sind gebogene Baumzweige, die man aus der Ferne herbrachte, und mit langem Rasen und Erde bedeckt. Die für die Postillone und die Reisenden bestimmten Hütten sind ganz ähnlich gebaut und haben statt der Thüre eine Haut, die in einen Rahmen gefaßt ist, aber freilich das Holz keineswegs ersetzt. Man findet da bisweilen ein Paar alter Stühle und zwei Bänke mit Rindshäuten; aber dies ist schon Luxus und der Reisende hat gewöhnlich nichts, wo er sein Bett aufschlagen kann, als die nackte Erde oder höchstens eine Erdbank an der Wand, die ihm zugleich als Lager, als Tisch und als Stuhl dient.

Die Bewohner dieses Theiles des Landes sind eine grobe, rohe Menschenart von abstoßendem Aussehen, unter dem Namen Gauchos bereits beschrieben, christliche Bewohner der Pampas, eine Mischung vom Blute der Weißen und jenem der Indianer, geschworene Feinde der Eingeborenen und immer gegen dieselben bewaffnet. Ich habe wenig dem zuzusetzen, was ich bereits an mehrern Orten von ihnen gesagt habe, besonders bei der Beschreibung der Estancias. Man hat ihre Sitten, ihre Gewohnheiten, ihre Laster und Tugenden, ihre Gewandtheit zu Pferde und ihre wunderbare Geschicklichkeit bei allen Arten der Jagd gesehen. Das Dach ihrer ärmlichen, engen, kleinen, aus einigen Pfählen bestehenden, aus Erde aufgemauerten oder oft auch nur mit Fellen bedeckten Hütten ist Stroh und Binsen, mit einer Oeffnung in der Mitte, durch welche der Rauch entweicht. Einige Holzblöcke oder der Schädel eines Pferdes oder Rindes dienen als Sessel. Ein kleiner ungefähr 18 Zoll hoher Tisch zum Kartenspiele; ein Crucifix an der Wand und bisweilen ein heiliger Antonius oder ein anderes Heiligenbild sind die einzigen Verzierungen dieser Wohnung; und Schaffelle, auf denen die Frauen und Kinder liegen, so wie ein kleines Feuer in der Mitte der einzige Luxus. Der Gaucho schläft in seinem Hause, wenn er allein ist, oder spielt, wenn er Gesellschaft hat. Regnet es, so sammeln sich die Familien und ihre Gäste, die Hunde, die Schweine, das Geflügel untereinander in der Hütte, und da die Hälfte derselben gewöhnlich vom Rauche angefüllt wird, so gleichen die Gestalten, welche man in dieser Atmosphäre bemerkt, nicht übel den Schatten Ossians. Neben der Hütte stehen bisweilen einige wenige Obstbäume. Die Frauen tragen Hemden von grober Baumwolle, Röcke von Flanell oder einem blauen Zeuge; ihre Arme und ihr Hals bleiben blos; wenn sie reiten, tragen sie Schärpen oder Shawls von glänzender Farbe und Männerhüte von Stroh oder Wolle. Sie sitzen zu Pferde wie die Männer und tummeln sie mit nicht geringerer Gewandtheit als diese. Sie bauen den Mais, aus dem sie ihr Brod bereiten, dann Wassermelonen und Zwiebeln, und weben groben Flanell und Ponchos. Der Gebrauch des Tabaks ist beiden Geschlechtern gemein. Sie rauchen ihn in Cigarren, die sie entweder in Papier oder in ein Maisblatt wickeln. Ihre Küchengeräthe sind gewöhnlich irdene und ihre Teller von Holz. Zur Zeit der Spanier war das Eisen seltener als das Silber, weil es in Südamerika keine im Gange befindlichen Eisenbergwerke giebt; aber seit der Revolution haben so viele Monteneros und Indianer die Bewohner der Pampas geplündert, daß das

Silber fast gänzlich verschwunden ist. Die Gauchos lieben leidenschaftlich den aguardiente (Branntwein), betrinken sich aber selten vollständig. Man hat bereits gesehen, wie rachsüchtig sie sind; befinden sich mehrere beisammen, so pflegen sie ihre Messer anzubinden als Zeichen des Friedens, um die Absicht anzuzeigen, jeden Streit zu vermeiden; sind sie aber betrunken oder verlieren sie im Spiele, so greifen sie augenblicklich zu ihrer Lieblingswaffe. Ich habe selbst zwei dieser peones unerwartet über einander, wie wilde Thiere, einer Kleinigkeit wegen herfallen und sich gefährlich verletzen sehen; einer von ihnen erhielt eine schwere Wunde am Ohr und am Elnbogen und dem andern wurde der Daumen fast von der Hand geschnitten, ehe wir sie trennen konnten. Einem Reisenden zu Folge gewährt ein Gaucho zu Pferde die edelste Idee der Unabhängigkeit. „Seine hohe Stirn, sein würdevolles und anmuthiges Wesen, die raschen Bewegungen seines stolzen Renners, alles trägt dazu bei, ihm zum Ideal der Freiheit zu machen," sagt Samuel Haigh . . . Recht gut, aber liegt in diesem Gemälde nicht ein wenig Uebertreibung? Ich wage zu glauben, daß die Menschen, welche keinen Zügel kennen, eigentlich nicht als wahrhaft frei angesehen werden dürfen.

Obgleich das Land auf den ersten Anblick sehr dürr und uninteressant zu seyn scheint, ist doch der Boden fruchtbarer als man glauben sollte; die schwarze Pflanzenerde liegt mehrere Fuß hoch, und das Clima ist so günstig, daß die Erzeugnisse anderer Länder sehr gut da gedeihen. Die Weiden nähren ungeheuere Viehheerden, welche Wasser in den zahlreichen Bächen und in den vielen Seen finden. Es fehlt nichts als eine thätige Bevölkerung, welche den Boden bebaute und so zahlreich wäre, um den Einfällen der Indianer zu widerstehen, die von Zeit zu Zeit von Norden und Süden hereinbrechen, Verwüstungen anrichten, das Vieh rauben und die Bewohner ermorden. Die Straßen sind nichts als Fußwege; da keine tiefen Gleise vorkommen, so kann man schnell reisen. Die Postillone legen gewöhnlich die Entfernung von Buenos Ayres nach Mendoza, welche 301 Stunden beträgt, in acht oder neun Tagen zurück; ja der Raum ist, wie man sagt, von Engländern in weniger als zwei Dritteln dieser Zeit durchflogen worden, was mir doch etwas unglaublich vorkommt.

In den Pampas wimmelt es von merkwürdigen Thieren und Vögeln. Man sieht hier in allen Richtungen Schaaren von kleinen Hirschen bei der Annäherung und dem Geräusche der Reisenden fliehen, da aber ihr Fleisch von den Eingeborenen nicht sehr geachtet wird, haben diese Thiere ein ziemlich ruhiges und glückliches Leben. Nicht so ist es mit den Straußen, die in dem Lande ebenfalls sehr zahlreich sind, und deren Jagd ich bereits beschrieben habe. Das ganze Land wimmelt von Pumas (Cuguars oder amerikanischen Löwen), welche den afrikanischen Löwen an Größe und Wildheit sehr nachstehen, auch mit denselben keine Aehnlichkeit haben. An den Ufern des Plata findet man auch viele Jaguars. Die Damhirsche sind hier ungefähr eben so groß als in Europa, und von den Armadills habe ich bereits gesprochen. Ich bemerkte auch eine sehr große Menge Vögel, denn außer den großen und kleinen Rebhühnern oder Tinamus, welche so zahlreich sind, daß sie von den Pferden fast unter die Hufe getreten werden, giebt es da Schwäne, Gänse, Enten, Schnepfen, Käutzchen, Turteltauben, Papageien und eine Menge kleiner Vögel. In jedem Dorfe, in jeder Hütte werden viele Hunde gehalten, deren vereinigtes Gebell die bewohnten Oerter den Reisenden oft zu einer Hölle macht. Selten bellen sie in der Nacht, wenn aber einer von ihnen anfängt, ahmen ihn alle andern nach, und dadurch entsteht ein Lärm, daß man sein eigenes Wort nicht hört. Sie sind groß und sehr beißig, ohne indeß viel Muth zu haben. Man schüchtert sie leicht ein und sie greifen nie einen Menschen von vorn an, haben aber die Gewohnheit, die Pferde von hinten zu beißen. Mit Unrecht hat man behauptet, es gebe in den Pampas wilde Hunde, welche in Löchern wohnten, in Trupps zögen und von Vieh und Rothwild lebten; wenigstens sieht man nirgends mehr dergleichen.

Die Erde ist überall mit Heuschrecken bedeckt, von denen einige eine Länge von 4 engl. Zollen haben. Diese Insecten sind mit Flügeln versehen und man könnte sie für kleine Vögel halten, wenn sie unter den Beinen eines Pferdes hervorkommen. Auch die Eidechsen sind sehr häufig und das ganze Land von Buenos Ayres bis San Luis de la Punta ist, so zu sagen, von einem Thiere unterwühlt, das zwischen dem Kaninchen und dem Dachse steht. Dieses am Bauche graue Thier mit Schnurrbart und langen Ohren, einem großen Schwanze und kurzen Beinen, heißt die Biscacha (calomys biscacha, Isid. Geoff. und d'Orb.). Die Biscacha macht die Wege gefährlich, besonders in der Nacht, denn die Erdlöcher, die sie gräbt, sind so groß und so tief, daß ein Pferd fast immer hineinfällt, wenn es darauf tritt; übrigens sind diese Thiere unschuldig und schüchtern, sie entfernen sich nie weit von ihren Wohnungen und erscheinen nie vor dem Untergange der Sonne. Um diese Zeit kommen sie heraus, um zu fressen, und man sieht sie zu Hunderten um ihre Löcher herumspringen, wobei sie ein dem Grunzen der Schweine ähnliches Geräusch machen. Am Tage zeigen sie sich selten und nur am Eingange ihrer Höhle. Die Leute essen das Fleisch derselben gern, weil sie außerordentlich fett sind; man fängt sie deshalb auch leicht, wenn sie sich etwas entfernen, aber sie vertheidigen sich lange gegen die Hunde. Seltsamer Weise sieht man oft am Tage am Eingange dieser Löcher zwei Eulen sitzen, welche da mit aller möglichen Gravität Wache zu halten scheinen. Ich konnte nie ermitteln, welche Verwandtschaft zwischen den Biscachas und ihren Leibwachen stattfinden könne, habe aber bemerkt, daß die von den Biscachas am meisten besuchten Theile des Weges im Allgemeinen eine Art wilder Melonen von bitterm Geschmacke tragen. Wächst sie vorzugsweise in dem Asyle des Thieres oder hält sich das Thier besonders gern bei dieser Kriechpflanze auf? Das ist eine Frage, die noch nicht entschieden zu seyn scheint.

Ich beschließe diese allgemeinen Bemerkungen über die Pampas mit einigen andern, welche den Reisenden, die nach mir kommen, von Nutzen seyn können. In den Pampas gleicht ein Tag so ziemlich dem andern. Der einzige Unterschied zwischen ihnen ist, daß man an manchen Orten oft nur das zu essen hat, was man mitbrachte. Zwar findet man von Zeit zu Zeit Brod und Rindfleisch, da sich aber nicht alle an diese Kost gewöhnen würden, so rathe ich dem Reisenden, sich mit Schinken, geräucherten Zungen, Würsten und andern Eßwaaren zu versehen, welche sich gut halten. Ein Vorrath von Schiffszwieback würde ebenfalls sehr gut seyn. Fügt man noch Chocolate, Kaffee und einige Flaschen Wein hinzu, so kann man hoffen, die Langeweile des Weges etwas zu vertreiben, und da es nicht immer leicht ist, einen zum Transport dieser Dinge geeigneten Wagen zu miethen, so kann eine Tasche von Leder die Stelle vertreten. Vergesse nur der Reisende ein Feldbett und einen Feldkeller nicht, besonders wenn er zu Pferde reist, und bedient er sich des Wagens, so traue er nirgends den Postmeistern, denn fast alle sind Spitzbuben, die die Reisenden betrügen, wo es geht; ich machte diese Bemerkungen nicht blos aus eigener Erfahrung, sondern habe auch das Zeugniß Miers' für mich, das durch seinen langen Aufenthalt im Lande glaubwürdig gemacht wurde. Nach demselben Gewährsmanne erwähne ich die außerordentliche Unreinlichkeit der Einwohner, die sich den größten Theil des Tages damit beschäftigen, sich gegenseitig von einer Menge Insecten zu befreien, die ich weiter nicht nennen will. Ich nenne ferner die grobe Unwissenheit dieser Menschen, welche den lächerlichsten Aberglauben hegen, dabei aber immer geneigt sind, das Besitzthum Anderer sich anzueignen, keinen andern Gott haben als das Geld, nur auf die Mittel denken, wie sie sich dasselbe verschaffen können, und so mißtrauisch sind, daß sie nichts geben, bevor sie nicht den Werth dafür empfangen haben. Die meisten ihrer Alcalden oder Friedensrichter muß man überdies für die gehässigsten Tyrannen erklären, die man nur sehen kann. Sie halten fast immer Pulperias, maßen sich das Monopol des ganzen Handels in den Dörfern an, begünstigen in ihren Untergebenen alle Laster, welche ihnen Abnehmer für ihre Waaren zuführen können, und reizen zu allen Streitigkeiten und schlechten Neigungen, von denen sie einigen Gewinn erwarten; ihr Einfluß ist deshalb sehr groß, aber ihre Mittel zu schaden sind noch größer.

Bis zum Arroyo del medio, zu dem ich angekommen war und der 58 Stunden von Buenos Ayres liegt, ist das Land reich an langem Gras und Binsen, aber von da an wird es fruchtbarer, da es sich mit Gebüsch und kleinen Bäumen bedeckt, worunter sich einige Obstbäume, Pflaumen-, Mandelbäume ꝛc. befinden. Von diesem Orte bis nach Esquina de Balleſteros sind die Posthäuser überall abscheulich. Das Land in diesem Zwischenraume ist immer der Hauptschauplatz der Kämpfe zwischen den wilden Indianern und den Gauchos gewesen, weshalb auch die Häuser in dieser Strecke befestigt sind, um den blutigen Angriffen der Indianer widerstehen zu können.

Die Art, wie diese Befestigungen gebaut sind, verdient wegen ihrer Seltsamkeit Aufmerksamkeit. Ganz nahe neben einander stehen im Kreise dornige Birnbäume, die 25 bis 30 Fuß hoch werden, eine Art Cactus mit großen Blättern (cactus opuntia), die den ersten Namen von der Frucht hat, welche sie trägt und die einer Birne etwas ähnlich sieht. In diesen Raum flüchten auf den ersten Alarm die Bewohner des Weilers. Bisweilen sind diese Werke von einem Graben umgeben. Die Indianer, welche keine andern Waffen als Bolas, lange Lanzen und Säbel haben, können nichts thun; die Gauchos dagegen, welche gewöhnlich Flinten besitzen, schießen sicher hinter ihren vegetabilischen Festungswerken hervor und sind dort weder von Pferden noch Menschen zu erreichen.

Man hat mir gesagt, daß die Indianer bisweilen sehr nahe an den Graben kommen, dabei ein fürchterliches Geschrei ausstoßen, als wollten sie ihre Gegner herausfordern, und rund herumjagen, wobei sie auf ihren Pferden alle Arten gymnastische Kunststücke machen. Die Pferde der Indianer gelten für die besten dieser Ebenen, da die Weide in Süden besser ist als die in Norden. Sie pflegen dieselben auch mehr als die Gauchos und haben eine weit schneller zum Ziele führende Art sie nicht blos zu bändigen, sondern auch zu den Diensten abzurichten, welche sie von ihnen erwarten. In zwei Tagen zähmt ein Gaucho ein Pferd, ein Indianer aber braucht nicht mehr Zeit, um dasselbe zu zähmen, zum Rennen und zum Kampfe abzurichten, ohne ein anderes Mittel zu benutzen als den Zaum der Gauchos, oder eine rienda oder eine Trense. Die Indianer reiten nie die Stuten, welche blos zur Zucht und zum Schlachten gehalten werden; bei allen Raubzügen folgen sie im Galopp ihren wilden Herren, welche so den Feind überrumpeln können, ohne jemals Mangel an Lebensmitteln fürchten zu müssen.

Zur Zeit der Spanier waren einige der Forts, welche ich beschrieben habe, mit kleinen Kanonen besetzt; dieselben sind aber, wenn sie noch existiren, so alt und in so schlechtem Zustande, daß die Garnison sich großer Gefahr aussetzen würde, wenn sie sich derselben bedienen wollte. Mit einem Worte, diese Befestigungen sind sehr unzureichend, wenn die Indianer sich zahlreich einfinden, und da diese die nächtlichen Ueberrumpelungen lieben, so erreichen sie gewöhnlich auch ihren Zweck, indem sie oft in einer Nacht einen ganzen Weiler zerstören und alle Bewohner desselben umbringen. Die Gauchos erzählen gräßliche Geschichten von den Grausamkeiten, welche ihre wilden Nachbarn begingen und die durch die geschwärzten Trümmer der Hütten nur zu wohl bestätigt werden; aber die beiden Parteien halten selten Ruhe, indem die Gauchos nie verfehlen, allen „verfluchten Indianern", welche ihnen in die Hände fallen, die Kehle abzuschneiden. Ich habe in einer Hütte zu Candelaria zwei indianische Kinder gesehen, welche von einem barmherzigen Gaucho nach dem Tode ihrer Eltern in einem Scharmützel auf den Pampas geschont und adoptirt worden waren. Sie spielten mit den Kindern ihres Adoptivvaters vor der Thüre; das älteste zählte etwa 7 Jahre; beide waren völlig nackt, braun von Farbe und außerordentlich häßlich; ihre Beine kurz und krumm; ihre langen Leiber sahen aufgetrieben aus, wie bei Kröten; ihre schwarzen Haare fielen unordentlich auf ihre noch schwärzern Augen und ich glaube nicht, jemals zwei häßlichere kleine Ungeheuer gesehen zu haben.

Der erste Ort von einiger Bedeutung, in den wir nun gelangten, war Desmochades, der durch seinen Schmuz schon mehr als irgend ein Ort im Lande eine meiner frühern Bemerkungen rechtfertigte. Wir trafen hier den Wagenzug, den wir bei Arrecife gesehen; wir hatten ihn bereits bemerkt, aber ohne das Knarren der Räder zu hören, das oft eine halbe Stunde weit schallt, wie das ewige vamos! (fort!) der Fuhrleute, wodurch sie ihre Stiere antreiben, während sie jeden beim Namen nennen. Die Wagen waren mitten auf der Ebene abgespannt; die Stiere grasten umher, und die Fuhrleute wie die ganze peonada bereiteten ihre Mahlzeit oder schliefen. Es war ein Halt wie die aller solcher Züge, die regelmäßig von sechs zu sechs Stunden anhalten. (Taf. 37. Abbild.)

Wir gelangten in der Nacht zu einem Militairposten, und freuten uns ein Unterkommen zu finden, da das Posthaus (Arroyuelo del Sauce) verlassen war. Wir sahen etwa hundert Mann in alten Uniformen und Ponchos, zusammengedrängt in einem langen Gebäude von Erde, um welches sich eine Bank von gleichem Stoffe zog; an den Wänden hingen ihre Säbel, Flinten ꝛc. Diese Herren erfreuten uns mit dem Nationalgesange der Republik, den mit ihnen im Chor unsere Peons und Gauchos wiederholten, worauf wir uns niederlegten. Kaum hatte ich die Augen geschlossen, als ich Ratten gegen meine Matratze miniren fühlte, die auf dem Boden lag und wahrscheinlich ihre Löcher verdeckte. Sie machten sich endlich Luft, und ich hörte sie bald überall herumlaufen und meine Kleider und Stiefeln benagen; nachdem sie mich bis an das Gesicht untersucht, wagte sich eine an meine große Zehe, deren sie sich ohne Zweifel bemächtigt haben würde, wäre ich nicht dagegen eingeschritten. Den andern Morgen fanden wir die größte Unordnung in unsern Habseligkeiten, von denen sie die leichtesten, z. B. die Hals- und Taschentücher, sogar fortgeschleppt hatten. Die Ratten sind eine Geißel des Landes, und so zahlreich und so wenig schüchtern in allen diesen Provinzen, daß mir ein Reisender erzählte, er habe an hellem Tage von seinem Bette aus mit dem Pistol mehrere erschossen, nachdem er viele Mühe gehabt, seine naturhistorischen Sammlungen vor ihrer Gefräßigkeit zu retten.

Am Morgen des 25. kamen wir über einen besonders dürren und öden Landstrich, wo man nichts als Rasen, Disteln und Strauße sah. Das erste Posthaus, in welchem wir ankamen, war seit langer Zeit verlassen. In diesem Falle muß der Mann, welcher die letzten Pferde lieferte, die Reisenden bis zur nächsten Wohnung bringen, aber man bezahlt ihm das Doppelte.

Den nächsten Tag gelangten wir nach Cruz Alta, dann nach Cabeza del Tigre und endlich nach Esquina de Lobaton, sämmtlich nach Landesart befestigte und durch die Angriffe der Indianer mehr oder minder berühmt gewordene Oerter. Der letztere besonders, der in der Provinz Cordova liegt, wurde einige Jahre nach meiner Anwesenheit, im Januar 1833, wunderbarer Weise vor der Wuth einer indiada oder Indianerschaar gerettet. Ein Oberst der Truppen von Tucuman und ein Franzose, die allein hinter ihren Cactuswällen verschanzt waren, setzten die Belagernden durch ihr gut gerichtetes Feuer so in Erstaunen, daß sie sich zurückzogen. Nach dreistündigem Kampfe wichen die Indianer mit einem Verluste von drei Todten und vielen Verwundeten, ohne, trotz ihren wiederholten Anstrengungen, der Feste etwas anhaben zu können, welche die beiden Tapfern allein vertheidigten.

Vier Stunden weiter hin gingen wir über den Rio Saladillo, dessen Ufer angenehm mit Weiden bewachsen sind, welche der Landschaft ein Interesse geben, das der Reisende lange vermißte. Der Fluß ist ziemlich tief; das Wasser sieht schmutzig und lehmig aus, wie schon der Name andeutet, den der Fluß von einem der großen Salzseen hat, an denen das Land nach allen Richtungen hin reich ist; besonders aber in SO. von Lujan, ungefähr 100 St. von Buenos Ayres, befindet sich die große laguna de salinas, wohin sonst die Stadt alle Jahre eine Expedition schickte und wo man das Salz blos durch Verdunstung an der Sonne erhielt. Viele Leute, die sich mit dieser Arbeit beschäftigen, hatten keine andern Mittel des Unterhalts. Man sammelte auch das Salz aus andern Seen, die sich von Lujan an nach dem großen See hin finden und an ihren Ufern wachsen Pflanzen, aus denen man wohl Soda für den Handel und

die Chemie erhalten konnte. Da die Ufer des Saladillo sehr steil sind, so mußten wir einen Umweg von mehreren Stunden machen, um eine Furt zu finden, in der wir nicht ohne einige Schwierigkeit durchkamen. Da das Posthaus von Barrancas verlassen war, so mußten wir den 28. weiter bis nach Zanjon, der angenehmsten und bequemsten Station, welche wir seit unserer Abreise von Buenos Ayres noch gefunden hatten. Wir gelangten denselben Tag zum Fraile Muerto oder Todten Mönch, das man den Hauptort der Pampas nennen kann, aber welchen Hauptort! Er enthält etwa 50 Erdhütten, die ohne alle Regelmäßigkeit gebaut und von etwa 200 Menschen bewohnt sind. Wie schwach aber auch dieser Posten aussieht, so ist er doch zu stark, als daß ihn die Indianer anzugreifen wagten und sie gedenken noch gar wohl der Lectionen, die sie hier erhalten haben.

Wir waren noch immer in der Pampa und doch trafen wir schon hier und da bisweilen einige Zwergbäume. Die Ebenen waren mehr oder weniger von Vieh belebt, welches die Langeweile und die Anstrengung der Reise minderte, unsere Augen für die Dürre des Landes entschädigte und uns noch werthvoller wegen der Milch waren, die wir nun von Zeit zu erhalten konnten. Man melkt die Kühe früh, aber sie geben nicht Milch genug, daß man sie täglich zweimal melken könnte. Die Ernte war bereits gehalten, die Jahreszeit zu weit vorgerückt, als daß ich mich von dem Zustande des Ackerbaues hätte überzeugen können. Doch mußte mir die sinnreiche Art auffallen, wie man die Ernte in einer Scheune der Pampas mittelst vier in die Erde geschlagener und mit einem Dache versehener Pfähle aufbewahrt. Zwischen diesen vier Pfählen spannt man zwei zusammengenähete Rindshäute aus, während sie noch feucht sind; dann legt man das Getreide so dicht als möglich hinein und näht die Häute zusammen, indem man ihnen die Form eines Elephanten giebt, — eine Erfindung, die gar nicht übel ersonnen ist, um das Getreide vor der Feuchtigkeit zu bewahren und vor den Insekten zu schützen.

Wir fanden nichts Merkwürdiges bis zur Esquina de Medrano, wo wir am 29. ankamen. Man tritt durch einen großen Saal ein, dessen Decke von neben einandergelegtem Rohr gebildet ist, was dem Hause ein Aussehen von Nettigkeit und Reinlichkeit giebt, das allen andern fehlt, in denen die Zimmer keine Decken haben, während Spinneweben in Festons um das Dach hängen, ohne je einen Besen fürchten zu müssen. Das Haus ist in einer sehr angenehmen Lage gebaut und herum hat man besonders dornige Akazien oder algarrobos gepflanzt, deren Zweige bis zur Erde hängen. Die Bewohner benutzen die Frucht dieses Baumes sehr; ist sie reif, so gleicht sie einer langen gelben Schote, welche man für eine Bohnenschote halten könnte. Sie wächst in langen Büscheln und hat einen sehr angenehmen Geschmack. Man macht verschiedene Arten Confituren davon, und auch eine Art klebrigen Brotes, das mir nicht eben angenehm vorkam. Bei der Esquina de Medrano scheiden sich die Straßen nach Peru und Chili; die erstere geht rechts über Cordova, Tucuman und Salta und die zweite (welcher wir folgen) über San Louis und über Mendoza.

Hier verließen wir den grasigen Weg der Pampas; das Land war mit Farnkraut bedeckt und man fand bewaldete Hügel. Wir konnten nicht mehr so schnell reisen, weil die Karren tiefe Gleise in die Erde geschnitten hatten. An einigen Stellen zeigte sich ein Wald von dünn stehenden Algarrobos und an andern standen Baumgruppen sehr malerisch beisammen.

Bei der Punta de Agua fehlte es uns zwar nicht an Lebensmitteln, wohl aber an einem Unterkommen. Da ich es überdrüssig war, fortwährenden Schöpsenbraten zu essen, wollte ich einmal herbido, eine Art Suppe kosten, welche aus einem Stück magern Rindsfleisches besteht, welches in reinem Wasser mit Zwiebeln, Kürbiß und frischen Maisähren gekocht ist; dieses ziemlich schmackhafte Gericht, wenn man Senf, Salz und Pfeffer hinzufügt, hat die Unannehmlichkeit, daß es sehr lange kochen muß. Den 30. und 31. nahm die Landschaft ein immer wilderes Aussehen an und steile Hügel, an denen man nur sehr wenig Grün sah, erhoben sich von allen Seiten am Horizonte. Wir bemerkten eine blaue Linie Berge, welche die Sierra de Cordova heißen und den Reisenden nöthigen, einen weiten Umweg zu machen. Hier sahen wir auch eine große Heerde Guanacos, deren Anwesenheit die Annäherung einer andern Natur verkündigte. Wir reisten immer langsamer, weil die Wege immer beschwerlicher wurden.

Den 1. April dieselbe Aussicht und dieselben Hindernisse; wir mußten von Zeit zu Zeit durch halbausgetrocknete Flüsse, welche von der Cordillere kamen. Das Fortkommen wurde außerordentlich schwierig, da die Gleise so tief waren, daß man ohne Gefahr nicht anders als in Schritt fahren konnte. Die minder hohen Theile waren mit einem Busche bewachsen, welcher unserm Eisenkraute gleicht, dessen Geruch aber nicht so angenehm ist; dieser über 4 F. hohe Strauch ist so dicht, daß die Wagen Mühe haben, sich durchzuarbeiten.

Nachdem wir mit großer Mühe über den Rio Quarto gekommen, den vierten großen Fluß, den man von Buenos Ayres an findet, gelangten wir zu der Post Barranguitos, einer langen Reihe Gebäude mit einem guten Obstgarten und einem großen Fremdenzimmer. Ein starker Platzregen, der in der Nacht gefallen war, verzögerte unsere Abreise am andern Morgen und von dem Gipfel einer benachbarten Anhöhe genoß ich die schöne Aussicht auf eine große Anzahl Hügel und Thäler. Wie reizend würde die Landschaft gewesen seyn, hätte die Hand des Menschen das Land bebaut, dem die Natur die doppelte Gunst eines fruchtbaren Bodens und eines so schönen Climas gegeben! Die Sonne, welche mit ihrem hellsten Glanze diese stille Landschaft belebte, wurde indeß bald verdunkelt und ein starker Regen strömte wiederum hernieder. Wir beeilten uns, eine Zuflucht in dem Posthause zu Achiras zu finden. Wir waren jetzt 186 Stunden von Buenos Ayres entfernt. Das Haus liegt höchst malerisch. Die Umgegend zeigt ungeheure Granitblöcke, die überall herumliegen und hat hier und da hübsche Häuser, welche von riesenhaften Felsen beherrscht werden. Das Haus gleicht allen andern; es liegt in einer Felsenschlucht und besitzt einen von nackten Felsen umgebenen Garten. In diesem standen schöne Feigenbäume, deren reiches dunkeles Grün mit dem hellern Grün der Aepfel- und Birnbäume verschmolz, die sich unter der Last ihrer Früchte bogen, während Weinstöcke mit herrlichen Trauben in Festons von einem Baume zum andern hingen. Der Raum für das Vieh war von großen auf einander gelegten Steinen eingeschlossen. Man hat in dieser Gegend eine ganz eigenthümliche Methode, die Pfirsichen für den Winter zu trocknen, die ich später auch in Chili ausüben sah, wo man mit solchen Früchten einen ziemlich bedeutenden Handel treibt. Man schält die Früchte, breitet sie auf den Felsen aus, um sie in der Sonne trocknen zu lassen, und reihet sie dann an elf Zoll lange Stäbe.

Den andern Morgen früh verließen wir Achiras und nachdem wir durch eine steinige Gegend gezogen waren, erreichten wir eine flache Ebene, auf der wir eine lange Reihe Maulthiere ziehen sahen, welche in einiger Entfernung bald Halt machten. Man trifft oft die mit Feigen und Wein beladenen Maulthiere, welche fortwOhrend von Mendoza nach Buenos Ayres ziehen, von wo sie europäische Waaren holen. Ihre Zahl beläuft sich oft auf zwei bis dreihundert. Jedes Maulthier trägt an jeder Seite eines großen Strohsattels ein kleines Faß mit hölzernen Reifen, das von einer Haut umschnürt ist, wie eine Trommel. Diese Maulthiere gehen in zwei, drei und vier Reihen und sind an der Nase und dem Schwanze an einander befestiget. Das vorangehende trägt ein Glöckchen. Diese großen Züge werden selten von mehr als drei oder vier Menschen begleitet und alle Maulthiertreiber (arrieros) gehen zuletzt mit Ausnahme eines einzigen, der vor dem ersten Thiere hergeht. Wird ein Maulthier stöckisch, so pflegt man ihm den Kopf mit einem alten Poncho zu umwickeln (Taf. 37. Abbild.)

Ich näherte mich dem Lagerplatze, um denselben genauer zu beobachten. Es lagen ungefähr 40 Maulthierladungen im Kreise auf der Erde ziemlich drei Fuß auseinander. Jede war mit dem Strohsattel bedeckt, welcher dem Dache eines Hauses glich. Die Maulthiertreiber machten Feuer in der Mitte des Kreises an, um zu kochen, während die Thiere frei umher weideten, immer bereit, sich auf den Ton des Glöckchens der

madrina oder des vorangehenden Maulthieres zu sammeln. Die Sattel und einige schlechte auf die nackte Erde gebreitete Kleidungsstücke bilden das Bett des Maulthiertreibers, der, mit seinem Poncho zugedeckt, in der freien Luft schläft wie alle Gauchos, alle Landbesitzer und alle Pächter dieser Provinzen. Ich kaufte von diesen Leuten einige Feigen, die sich in Säcken von zusammengenäheten Häuten befinden, so wie etwas von ihrem Weine, der ziemlich angenehm, aber sehr theuer ist wegen des schwierigen Transports. Trotz dem wird aber doch viel davon in allen Städten der Provinz wie in Buenos Ayres verkauft.

Das Posthaus von Portezuelo, das wir nun trafen, liegt sehr merkwürdig mitten in einer kleinen Schlucht an der Seite eines hohen Steinfelsens; sein Garten von Feigen- und Pfirsichbäumen bildete einen eben so auffallenden als angenehmen Contrast mit der nackten Fläche des Felsens.

Wir verließen Portezuelo, um uns nach dem 7 Stunden entlegenen Morro zu begeben. Die Erde war mit Gras bewachsen, aber wir sahen auch bisweilen einige Büschel jenes hübschen kleinen carmoisinrothen Eisenkrautes, das uns die Nähe von San Luis verrieth. Je weiter wir kamen, um so unebener wurde der Boden und wir gelangten endlich zu einem Pic, der höher war als jede andere Kette. Dies war der Morro, ein zuckerhutförmiger, von Felsen starrender, zerklüfteter Berg, der 5 bis 600 Fuß hoch seyn kann, die letzte Spitze der Sierra de Cordova auf der Südseite. Die Gauchos versichern, er werde stets zornig, sobald sich Indianer oder nur Fremde zeigten. Er blieb indeß bei unserer Annäherung ganz ruhig, wahrscheinlich nicht so einige Jahre später, als im Febr. 1833 die indiada, welche von zwei Tapfern in der Esquinada Lobaton so schmachvoll zurückgetrieben worden war, am Fuße des Morro in einer schönen ganz flachen und mit kleinen Bäumen geschmückten Ebene auf eine wenigstens 500 M. starke Colonne Cordovaner traf, welche sie besiegte und in die Flucht schlug, nachdem 80 Fußgänger auf dem Platze geblieben waren. Man setzt hinzu, dieser Einfall habe der Provinz 400 Menschen, 30,000 Pferde, 60,000 Schafe und eine endlose Zahl Rinder und Maulthiere gekostet. Später aber ließ Ruiz d'Obro die siegreichen Pampas ihren blutigen Triumph theuer bezahlen. Sie wurden ihrer Seits völlig geschlagen und aufs Aeußerste gebracht; aber sie rächten sich ebenfalls wieder wegen dieses Sieges, der für die Spanier fruchtlos blieb, da es ihnen an Einigkeit fehlte, was in diesen Provinzen immer der Fall seyn wird, deren Chefs sich nicht mit einander verstehen. Wir hatten bis zum Rio Quinto eine mit Algarrabos bewachsene und von Hügeln und Thälern durchschnittene Ebene zu durchreisen. Gegen 4 Uhr gelangten wir an das Posthaus des Rio Quinto, das in einem schönen Thale liegt, durch welches der Fluß strömt, welcher damals sehr seicht war, aber in einem ungeheuern Bette mit außerordentlich steilen Ufern fließt. Wann der Schnee auf der Cordillere schmilzt, verwandelt sich dieser Fluß in einen furchtbaren Strom. Wie sein Name anzeigt, ist er der fünfte Fluß von einiger Bedeutung, den man von Buenos Ayres an trifft.

Nachdem wir den andern Morgen den Rio Quinto verlassen hatten, mußten wir einen hohen Felsen erklimmen, was uns viel Zeit kostete. Der Weg glich einige Stunden lang dem, welchen wir den Tag vorher zurückgelegt hatten, als wir uns aber San Luis näherten, wurde er bedeckter. Es war wie die Pampas eine lange flache Ebene, mit großem dürren, aber unten grünem Grase bewachsen. Gegen Abend gelangten wir in eine sehr gebirgige Gegend, die mit kleinen Sträuchen und Stachelbirnbäumen bewachsen war und die Sierra de San Luis heißt. Ungefähr zwei Stunden vor der Stadt kommt man durch eine merkwürdige Schlucht zwischen zwei Bergen, deren Eingang von Gebüsch beschattet ist und die in ein kleines Thal führt, wo man ein nicht unbedeutendes Gebäude bemerkt, welches vorn eine Halle von hölzernen Säulen hat. Kommt man um den Fuß eines Berges herum, so erblickt man die Stadt oder vielmehr die Stelle, wo sie liegt, denn da die Häuser sehr niedrig sind, so werden sie fast ganz von den Feigenbäumen versteckt. Da unsern Leuten viel daran lag, daß wir einen glänzenden Einzug in die Hauptstadt der Provinz hielten, so stellten sie sich in Ordnung auf und führten uns in vollem Galopp durch mehrere Straßen mit elenden Lehmhäusern, welche in quadras geordnet standen, damit sie den Namen einer Stadt verdienten. So gelangten wir zu dem Posthause mitten unter den Einwohnern, die alle aus den Häusern eilten, um uns zu sehen. Die Post war sehr schmuzig und hatte keine Meubles außer Lehmbänken, die von dem Geflügel halb eingekratzt waren, das in dem Gemache seinen Aufenthalt zu haben schien und sich durch unsere Ankunft nicht eben stören ließ. Die Wände waren einmal geweißt gewesen, alle Personen aber, welche sich hier befunden hatten, vielleicht seit dem letzten Jahrhunderte, hatten ihre Namen und die Zeit ihrer Anwesenheit in mehr oder minder lesbaren Buchstaben daran geschrieben.

(San Luis.) San Luis de la Punta liegt in einem fruchtbaren Thale am Fuße einer Bergkette und ist der einzige Ort von einiger Bedeutung, der sich auf dem Wege von Buenos Ayres nach Mendoza findet. San Luis ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, welche Provinz, nachdem sie früher zu dem Vicekönigreiche Buenos Ayres, dann zu den Vereinigten Provinzen des Rio de la Plata gehörte, bei der stillschweigenden Auflösung dieses Bundes unabhängig geblieben ist.

Der Handel der Stadt beschäftigt sich hauptsächlich mit Vieh und Häuten; auch findet man einige Laden, die mit Gegenständen der europäischen Industrie versehen sind. Die Umgegend von San Luis zeigt eine weit mannichfaltigere, reichere Flora als die der meisten andern Provinzen. Unter den Bäumen sieht man den Algarrabo, den chañar, mehrere Mimosen und den quebracho, der immer grün ist. Man findet auch eine große Menge Arten Orchideen und andere Wucherpflanzen, die in Buenos Ayres besser unter dem Namen **Luftblumen** bekannt sind, weil man sie, ohne daß ihre Wurzeln die Erde berühren, nur an die Eisenstäbe der Fenster und Balcons zu befestigen braucht, um sie mehrere Jahre zu erhalten. Der cactus tuna, auf welchem die **Cochenille** sich häufig aufhält, wächst in der Gegend von San Luis in Menge.

Die Bewohner sind nicht viel weiter vorgeschritten als die Gauchos der Pampas in Hinsicht des Benehmens und der Civilisation, aber sie scheinen besser auszusehen als die Bewohner der Ebenen. Indessen darf ich nicht verschweigen, daß sie nach einem andern Reisenden dem Spiele und der Ausschweifung sehr ergeben sind. Er begreift unter seiner Anklage beide Geschlechter und besonders auch die verheiratheten Frauen, die, wie er versichert, nicht einmal ein Entgegenkommen abwarten. Er setzt hinzu, San Luis werde von einem unwissenden, intoleranten, abergläubischen, phantastischen Volke bewohnt, das über allen andern zu stehen dünke. Ich blieb zu kurze Zeit in San Luis, um eine Meinung hierüber haben zu können; was aber die Stadt selbst betrifft, so ist sie gewiß eine der geringsten ihrem Range nach in Südamerika. Kaum dürfte man in ihr ein einziges Haus von anständigem Aussehen finden, das nicht Armseligkeit verriethe. Der Marktplatz hat das traurigste Aussehen, das man sich nur denken kann. Zwei sehr niedrige Kirchen, ein ärmliches cabildo (Stadthaus), das Gefängniß und ein Kloster, die sämmtlich von Lehm erbaut sind und verfallen, sind die vorzüglichsten Gebäude. Das nicht weit entfernte Fort ist ein ziemlich großes Viereck, ebenfalls von Lehm gebaut und mit einigen Geschützen bewaffnet. Die meisten Häuser haben große Gärten, die mit Lehmmauern eingeschlossen sind und viele Obstbäume enthalten. Ich sah auch eine große Anzahl Pappeln und Cypressen. Kein Haus ist angestrichen. Die Stadt nimmt einen großen Raum ein, scheint aber nicht stark bevölkert zu seyn; ihre Einwohnerzahl beläuft sich nach Miers nicht über 3 bis 4000 Seelen. Ein anderer Reisender giebt ihr sogar nicht mehr als etwa 1500. Das Wasser, welches die Einwohner trinken, wird ihnen durch einen kleinen Fluß geliefert und durch kleine Rinnen in die Quadras vertheilt. Die Leute leben von Rindfleisch, Mais und Früchten aller Art, z. B. Pfirsichen, Melonen, Trauben und Feigen. Die letztern bilden, auf Rohrflechten in der Sonne getrocknet, den Hauptvorrath für den Winter.

Nach Miers kommt alles Holz, das man zu dem Baue der Häuser und zu andern Zwecken braucht, aus Chili über die Anden und ist deshalb außerordentlich theuer. Man bringt es in Stämmen von ungefähr 12 Fuß Länge, die an beiden Seiten eines Maulthieres so befestigt sind, daß zwei Enden sich in der Höhe des Sattels befinden, während die beiden andern auf der Erde schleppen, woraus folgt, daß ein Theil des Holzes während der Reise sich abreibt und sehr verkürzt am Orte seiner Bestimmung ankommt.

Wir fingen an müde zu werden, sehnten uns nach dem Ende der Reise und brachen deshalb sobald als möglich von San Luis wieder auf. Ich weiß nichts Besonderes von den verschiedenen Orten zu sagen, durch die wir bis zur Represa kamen, wo mir der Postmeister, der die verschiedenen Indianerstämme sehr gut kannte, über dieselben Notizen mittheilte, die ich sonst nicht leicht würde haben finden können. Die ersten Indianer der Pampas lebten nur von der Jagd und hatten keine Idee von Ackerbau; seit den letzten Jahren sind sie aber durch ihre glücklichen Ausflüge in die östlichen Provinzen zu einer Art Wohlhabenheit gelangt, indem sie ungeheuere Heerden Hornvieh und Pferde erhielten. Deshalb rechnen sie nicht mehr ausschließlich wegen ihres Unterhalts auf die wilden Pferde, die Strauße, die Damhirsche, die Füchse rc., deren Fang so schwierig ist. Ihre Niederlassungen sind auch stabiler geworden, ob sie gleich ihrer alten Plünderungssucht nicht ganz entsagt haben. Sie bleiben nicht lange an einer Stelle und wählen vorzugsweise Oerter, wo andere Stämme schon lagerten; daher kommt es, daß man besonders am Ufer der Flüsse in Entfernungen von 20 bis 30 Stunden eine Reihe dieser indianischen Lagerplätze findet, die man tolderias nennt und deren Wohnungen blos aus dreiseitig ausgespannten Häuten nach Art der Zelte der Zigeuner bestehen, welche man in gewissen Gegenden von Europa trifft.

Endlich erreichten wir den Rio Desaguadero, dessen Tiefe je nach der Jahreszeit verschieden ist. Als wir ankamen, war der Fluß nicht sehr gefährlich, da er eine Breite von nur 100 Fuß und eine Tiefe von 3 Fuß hatte. Unsere Gauchos schwammen und unser Wagen fuhr, wegen seiner großen Räder, hindurch. Im Sommer würde er wenigstens 15 F. tief und nur mittelst einer Art Brücke von Häuten zu passiren gewesen seyn.

Wir befanden uns nun in der Mitte der im Lande eigentlich so genannten travesia oder Wüste, welche in dieser Richtung nicht weniger als 20 Stunden breit ist. Es ist eine Ebene am Fuße der Cordillere, sandig, sehr mit Salz geschwängert, scheint von freien Stücken kein den Menschen oder dem Vieh nützliches Gewächs hervorbringen zu können und hat darin große Aehnlichkeit mit den meisten Landstrecken des nördlichen Afrikas. Seltsam ist es dabei, daß ein so völlig unfruchtbarer Boden blos durch Bewässerung außerordentlich fruchtbar werden kann. Die salzige Substanz, mit der er überall gesättigt ist, scheint die Vegetationskraft in ganz besonderm Maße zu befördern. Wir litten auf der ganzen Reise viel vom Durste, als wir aber am entgegengesetzten Ufer des Rio Desaguadero ankamen, fühlten wir uns durch den Gedanken neu gestärkt, daß wir bereits das Gebiet der Provinz Mendoza betreten.

Am 7. April erblickten wir zum ersten Male die Anden-Cordillere. Niemand kann sich eine Vorstellung von dem Eindrucke machen, den der Anblick dieser staunenswerthen Bergkette auf dem Reisenden hervorbringt. Die Riesen waren ganz mit Schnee bedeckt und so hoch, daß wir die Köpfe zurückbeugen mußten, wenn wir ihre Gipfel sehen wollten. Sie schienen einer ganz verschiedenen Welt anzugehören, denn man sah nur die Gipfel davon, da der Himmel außerordentlich rein, der Horizont unten aber etwas getrübt war.

Im Laufe des Tages bemerkten wir einige Spuren von Anbau und hier und da einige bewässerte Einzäunungen. Die Pappeln kündigten uns die Nähe Mendozas an, aber fast unsere ganze Aufmerksamkeit wurde von dem imposanten Schauspiele der Cordillere in Anspruch genommen, welche immer über unsere Häupter ragte.

Abends gelangten wir zu dem Posthause la Dormida auf einer hohen sandigen Fläche, die den Fluß Tunuyan beherrscht. Das Land, welches wir den andern Tag durchreisten, war zum Theil bebaut und alle Häuser hatten Pappelalleen, die zwar einförmig aussahen, aber das Auge doch erfreuten in einer von Bäumen ganz entblößten Gegend.

Der Anbau vervielfältigte sich immer mehr und mehr; wir trafen oft Felder, die mit vier Fuß hohen Mauern eingeschlossen waren. Alles geschieht durch Bewässerung, denn ohne Beihilfe der Kunst würde die Natur gar nichts hervorbringen.

Ein Aussehen von Glück und Luxus zeichnete das Haus eines reichen Meiereibesitzers aus, wo wir bei der Post Retamo anhielten. Wir fanden hier einen großen Saal mit einem Zimmer an jedem Ende und dahinter einen bedeckten Corridor, unter dem der Besitzer seine Ernte in zusammengenäheten Häuten aufbewahrte. An der Decke der Zimmer hingen an Bindfaden herrliche Muskatellertrauben, die uns, wie man sich denken kann, nicht gleichgiltig ließen. Die Façade des Hauses, die mit einem Porticus und hölzernen Säulen mit einem Sims darüber verziert war, ging nach der Straße zu und war von zwei Reihen schöner Pappeln beschattet, von denen jede einzeln bewässert wurde.

Den andern Morgen früh, etwa eine Stunde von Retamo, gelangten wir wieder in die travesia und verloren von neuem jeden Anbau aus den Augen. Nur hier und da verrieth eine Gruppe Pappeln eine Wohnung. Aber man muß die Unfruchtbarkeit des Landes mehr dem Mangel an Menschen als dem Mangel an Wasser zuschreiben, denn es wird ja von dem sehr bedeutenden Mendoza durchströmt. Zwei Stunden etwa vor der Ankunft in der Stadt begann der Anbau von neuem und begleitete uns bis an die Stadt selbst. Die Häuser wurden bald zahlreicher. Auf allen Seiten sah man große Weinberge und große hohe Feigenbäume, deren ausgebreitete Zweige und dichte Blätter einen Zufluchtsort gegen die Sonnengluth gewährten. Oft durchschnitten Bewässerungscanäle den Weg. Wir begegneten mehreren Bäuerinnen von Mendoza zu Pferde; sie trugen Männerhüte und saßen auf im Lande üblichen Satteln, die man sillones nennt. Je weiter wir kamen, um so mehr nahm die Zahl der Reiter zu; Schaaren von Maulthieren und Karren verkündigten uns die Nähe einer großen Stadt, und endlich erreichten wir Mendoza den 8. Apr. 1829 gegen sechs Uhr Abends und unsere Equipage brachte uns im Galopp wie gewöhnlich an die Thüre des Hauses, welches mein Reisegefährte in der Mitte der Stadt bewohnte. Ich sehnte mich sehr nach Ruhe, doch war ich schon den nächsten Morgen früh wieder auf den Beinen, denn die Neugierde stachelte mich und ich hatte meinen neuen Aufenthaltsort bereits zum Theil durchwandert.

(Mendoza.) Mendoza, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, ist ein reizender Ort und liegt mitten in Weinbergen 2600 Fuß über der Meeresfläche, am Fuße der großen Andencordillere. Diese Reihe riesenhafter Berge läuft von N. nach S. so weit als das Auge reicht, und ihre Gipfel glänzen den Tag über in der Helle eines ewig klaren Himmels, während in der Nacht ihr Silberweiß in die Ferne strahlt. Tausende von kleinen Flüssen, die von den Bergen herunter kommen, machen die unten gelegenen Ebenen fruchtbar und verbreiten ihr klares Wasser in alle Straßen und alle Gärten der Stadt.

Die in quadras oder rechtwinkeligen Vierecken von gleicher Größe gebaute Stadt gleicht äußerlich allen bereits beschriebenen Städten, zeichnet sich aber durch große Reinlichkeit aus. Der einzige bemerkenswerthe Platz in ihrem Innern ist der Marktplatz (la plaza), wo ein ziemlich ärmliches Gebäude steht, welches als cabildo dient. In der Mitte dieses von Pappeln umgegeben Platzes befindet sich ein recht netter kupferner Springbrunnen, aus dem ein Wasserstrahl in ein Becken sich ergießt, welches die Stadt versorgt.

Mein Reisegefährte bot mir bis zu meiner Abreise nach der Cordillere Wohnung in seinem Hause an. Dies war eines der angenehmsten, mit geräumigen Höfen, reichen Sälen und allem versehen, was man von Annehmlichkeiten in einem wohlhabenden Hause findet. Es war in englischem und französischem Geschmacke meublirt. Kaum hatte sich die Nachricht von

der Ankunft des Hausherrn verbreitet, als seine Freunde in Menge herbeieilten, um ihn zu beglückwünschen.

Die Tertulia war sehr zahlreich. Tanz und Musik begannen fast unmittelbar und der Abend verging recht vergnügt. Eis, Cremes, Bonbons, Weine, Liköre wurden herumgegeben, und ich freute mich über die eben so offene als freundschaftliche Art, mit der sich die Damen von Mendoza untereinander behandelten. Nachdem ich mich in ein sehr elegantes Schlafgemach begeben hatte, erquickte ich mich, wie man sich denken kann, ganz besonders in seinem guten Bette, das von einem reichen Moskitonetze umgeben war, nachdem ich in den Pampas in rauchigen Hütten lange nur den nackten Erdboden zum Lager und Spinneweben zu Vorhängen gehabt hatte. Den andern Morgen meldete mir eine hübsche kleine Mulattin, daß die Familie mich zum Frühstücke erwarte. Das Service war von neumodischem französischen Porzellan und man trug Kaffee, Thee, Chocolate nebst substantiellern Speisen auf, wie Hühner, Reis, Beefsteaks, Obst und Wein.

Abends machte ich einen Spazierritt in der Umgegend der Stadt und freute mich über eine sehr hübsche alameda oder öffentliche Promenade, den Stolz und die Zierde von Mendoza. Sie besteht aus vier Alleen schöner in gerader Linie, parallel mit der Cordillere, gepflanzter Pappeln, von wo man eine herrliche Aussicht auf jene Gebirge hat. An dem einen Ende dieser Promenade steht ein kleiner griechischer, und am andern ein anderer Tempel, aber in etwas schwerfälligerm Style. Die Promenade ist vollkommen gut unterhalten und alle Abende stark von den Einwohnern besucht, welche daselbst Eis, Obst und andere Erfrischungen genießen, die an Ort und Stelle selbst zu haben sind. Den Tag über ist sie ebenfalls ein angenehmer Aufenthalt, wo die Blätter der großen Bäume die Herumwandelnden vor der heißen Gluth schützen.

Ich bemerkte auch die Weinberge, von denen die Stadt umgeben ist. Kleine Graben führen Wasser bis zu den Weinstöcken, welche in parallelen Reihen 5 Fuß auseinander gepflanzt sind und die man etwa 4 Fuß hoch wachsen läßt. Man macht aus ihren Trauben rothen und weißen Wein und Branntwein. Der weiße Wein ist recht erträglich und könnte vortrefflich werden, wenn etwas mehr Fleiß auf seine Bereitung und Behandlung gewendet würde. Die Baum- und Blumengärten, welche fast jedes Haus der Stadt besitzt, erregten ebenfalls meine Aufmerksamkeit.

Den nächsten Tag wurde ich zu einem großen Balle eingeladen, den ein Bruder meines Wirthes gab und bei dem ich die vorzüglichsten Bewohner der Stadt in großem Staate sehen konnte, was bei einer bloßen Tertulia nicht stattfindet. Der Ball war sehr brillant und die Damen sehr zahlreich, so wie meistens sehr hübsch; leider wurden fast alle durch einen Kropf entstellt, ein Gebrechen, dem alle Bewohner der Provinz, besonders, wie man mir sagte, die von Salta und Santiago del Estero ausgesetzt sind. Man schreibt die Entstehung des Kropfes gewöhnlich dem Gebrauche des Schneewassers zu, das von der Cordillere herunter kömmt; geschickte Aerzte aber, die wohl wissen, daß viele Gegenden, wo man ebenfalls dieses Wasser trinkt, keine Kröpfe kennen, erklären dieselben durch das Daseyn gewisser atmosphärischer Miasmen. Mendoza kann in anderer Hinsicht für eine der gesündesten Städte auf der Erde angesehen werden. Die Luft ist daselbst außerordentlich rein. In Folge der Nähe der Berge fühlt man die drückende Hitze nicht so sehr als an vielen andern Orten, und doch ist es fast das ganze Jahr hindurch sehr warm. Aus der Vergleichung allgemeiner Beobachtungen ergiebt sich, daß die mittlere Wärme im Sommer im Schatten, um zwei Uhr Nachmittags, ungefähr 90° Fahr. beträgt. Die Nächte sind in Vergleich sehr kühl, im Winter selbst kalt und es gefriert.

Die Mendozaner lieben leidenschaftlich den Tanz. Sobald die Hitze des Tages vorüber und die Siesta vorbei ist, versammelt man sich zum Tanze, und es tanzt dann Jedermann ohne Unterschied des Alters. Bei dem Balle, welchem ich beiwohnte, befanden sich die Damen in Reihen rund um den Saal, während die Herren in der Mitte standen und mit ihnen sprachen. Der Ball begann mit Menuetten, denen die spanischen und einige Tänze des Landes folgten. Er dauerte mehrere Stunden, worauf man das Souper anmeldete. Die Damen begaben sich in einen anstoßenden Saal, wo sie ein elegantes Banquet, ganz nach europäischer Art, erwartete. Jede langte sich zu davon, während die meisten Herren hinter ihren Stühlen standen. Man sah, wie der Eine seiner Schönen galante Worte in das Ohr flüsterte, während der Andere, vielleicht minder sentimentale, eine solidere Nahrung von der Gabelspitze seiner Dulcinea empfing. Dann kamen mehrere Toaste auf das Vaterland, die Freiheit, die Gleichheit, die Menschenrechte &c., worauf der Tanz von neuem begann und bis sehr spät fortdauerte.

Die neuesten Reisenden stimmen über die Zahl der Einwohner Mendozas nicht überein, denn sie geben dieselbe zu 6, 12, 20, 30 und 38,000 Seelen an, Berechnungen, von denen die ersten zu niedrig und die letztern zu hoch zu seyn scheinen; vielleicht wagt man nicht viel, wenn man die Mitte zwischen den äußersten Zahlen annimmt. Die Bewohner beschäftigen sich mehr mit dem Ackerbaue und der Viehzucht als mit Manufacturen. Sie tauschen die Producte ihrer Felder und ihres Viehes gegen Fabrikate um, die sie von Buenos Ayres, Cordova und den südlichen Indianern erhalten.

Einige Seiden- und Baumwollenzeuge, welche direct von China und Bengalen nach Chili kommen, werden ihnen auf dem Wege über die Berge zugeführt, aber dieser Handelszweig hat sehr von seiner Wichtigkeit verloren, seit directe Verbindungen mit Valparaiso über das Cap Horn eröffnet worden sind, und auch wegen der geringen Sicherheit der Landwege; es gehört nur eine Handvoll bewaffneter Unzufriedener oder Indianer dazu, um auf der Stelle alle Verbindungen zu unterbrechen. Auch der Paraguay-Thee ist ein Handelsartikel zwischen Mendoza und Chili, und endlich wird in Mendoza eine ziemlich gute Seife fabricirt, von der man einen Theil ausführt.

Die Regierung der Provinz ist unabhängig und wird durch eine repräsentative Versammlung geleitet, welche das Volk alle Jahre wählt und die zwei Deputirte zu dem allgemeinen Congresse in Buenos Ayres schickt.

Das Vermögen und der Handel sind hier, wie sonst überall in Südamerika, in einer kleinen Anzahl von Familien concentrirt. Es giebt wohl einige Häuser, die einer höhern Classe angehören, aber sie sind nicht wohlhabend. Unter den übrigen Einwohnern haben sich einige durch ihre Industrie ein kleines Vermögen erworben; Niemand scheint arm zu seyn und fast alle Einwohner besitzen einige Landstücke, welche bei mäßiger Arbeit und der Einfachheit ihrer Bedürfnisse so viel tragen als sie brauchen. Einige Häuser wenden großen Luxus in der Größe der zu den Abendgesellschaften bestimmten Zimmer, in dem Glanze der Beleuchtung und dem Reichthume der Meubles auf. Der Geschmack an der Musik ist überall verbreitet, aber die Unmöglichkeit, sich in dieser Kunst zu vervollkommnen, beschränkt die besten Talente auf die Ausführung einiger leichten Stücke für Guitarre oder Pianoforte und auf einige sehr einfache Lieder. Man findet in Mendoza nur eine kleine Anzahl Privatbibliotheken; man ist im Allgemeinen wenig gebildet und wenn in den Gesprächen Spuren einer groben Unwissenheit vorkommen, so wundert sich der Reisende darüber um so mehr, als sie einen auffallenden Contrast mit dem eleganten Aeußern und dem artigen Benehmen derer bilden, an welchen man sie bemerkte.

Man beschuldigt die Mendozoner, stolz, bigott und phantastisch zu seyn, erkennt aber auch an ihnen Sanftmuth und Gefühle des Wohlwollens gegen diejenigen an, welche unter ihnen stehen. Sie sind einfach in ihrem Wesen und sehr gastfrei, zeigen auch, ob es ihnen gleich an Erziehung und Aufklärung fehlt, selbst in den ärmsten Classen einen geraden Sinn, ein gesundes Urtheil und eine Offenheit, welche den Fremden ihren Umgang sehr angenehm macht.

Nach allem, was man gelesen hat, kann man sich denken, daß ich meine Zeit in Mendoza unter den liebenswürdigen Bewohnern sehr angenehm mit Tanzen, Jagen und Reiten verbrachte, oder auf der Almada

mit reizenden Frauen spazieren ging oder die herrliche Luft athmete, die jeden Abend von den hohen Gipfeln der schneeigen Cordillere herabkam. Aber ich fing auch an einzusehen, daß mich die Freuden in Mendoza zu lange zurückgehalten hätten, faßte mich schnell, machte neue Vorbereitungen zu einer andern Reise und brach den 14. April nach dem Schnee und den Abgründen der Cordillere auf.

Kapitel XXXVI.

Die argentische Republik. — Geographie und Geschichte.

Die argentinische Republik ist vielleicht nach Brasilien und Columbien das größte Gebiet in Südamerika, wo die Civilisation bereits begonnen hat oder beginnt. Die Grenzen dieser Republik sind, nach der Karte, in W. die Andencordillere und die Republik Chili; in N. die Republik Bolivia und Mato Grosso von Brasilien, nebst Paraguay, dessen Unabhängigkeit sie noch nicht anerkannt hat und das sie folglich vielleicht diplomatisch als noch dazu gehörig ansieht; in O. die südlichen Provinzen von Brasilien und der Rio Uruguay, der sie von der neuen Republik Montevideo scheidet, so wie in derselben Richtung der Atlantische Ocean von dem Rio de la Plata bis zu Rio Negro in S., der sie von dem indianischen Patagonien trennt, denn obgleich die Argentiner ihr Gebiet bis zur Straße Magalhaens ausdehnen wollen, so muß man doch anerkennen, daß ihr wirkliches Reich von dem letztern Flusse begrenzt wird, wenn man auch annimmt, daß einige isolirte Forts und erst im Entstehen begriffene Niederlassungen die Herrschaft über die eingeborenen Völkerschaften in den Pampas des nördlichen Patagoniens hinreichend sichern. Aber welche Veränderungen und Revolutionen haben die verschiedenen Theile dieses Gebietes von der spanischen Eroberung an bis auf unsere Tage erfahren, wenn wir hier die Sache auch nur unter rein geographischem Gesichtspunkte betrachten!

Es waren Anfangs fünf Provinzen: Buenos Ayres oder Rio de la Plata, Paraguay, Tucuman, Charcas und Potosi, welche bis 1778 unter dem Vicekönige von Peru standen; zu dieser Zeit machte man aber ein eigenes Vicekönigreich daraus, dessen Hauptstadt Buenos Ayres wurde.

Im Anfange des 19. Jahrhunderts theilte sich das Vicekönigreich Buenos Ayres, indem es den Namen Vereinigte Provinzen des La Plata annahm in zwanzig Provinzen, die je nach ihrer Lage in hohe und niedere zerfielen. Von den erstern gab es elf, nämlich Majos und Chiquitos, Apalobamba, Santa Cruz de la Sierra, la Sierra, la Paz, Cohabamba, Carangas, Misque, Paria, Charcas, Potosi und Atacama; von den letztern dagegen neun, nämlich Tarija, Salta, Paraguay, Tucuman, Corbova, Cuyo, Entre Rios, Montevideo oder Banda Oriental und Buenos Ayres.

Im Jahre 1825 neue Veränderungen. Ober-Peru trennte sich von von der Union des Plata und bildete aus einem Theile der Provinzen dieser Union die neue Republik Bolivia. Vorher oder nachher lösten sich noch drei andere Provinzen von der Union ab; nämlich Paraguay 1811, um unter der Regierung des Dr. Francia zu leben; Montevideo oder Banda Oriental 1828, um die Republica oriental de Urugay zu bilden, und Tarija 1831 oder 1832, um sich mit Bolivia zu vereinigen.

Die Gebiete der ehemaligen Union des La Plata, welche der Argentinischen Republik blieben, wurden und sind noch heute so vertheilt, daß sie eine Eintheilung in 15 Provinzen gewähren, die als Gesetz je nach den Umständen die politische Gewalt des in Buenos Ayres versammelten Congresses anerkennen und zu dem jede von ihnen, ob sie sich gleich selbst regiert, mehr oder weniger Abgeordnete schickt, welche ihre allgemeinen oder besondern Interessen zu wahren haben, woraus überall und jeden Augenblick Unruhen entstehen, deren Beendigung schwer vorauszusehen ist.

Diese funfzehn Provinzen sind: Buenos Ayres, Santa Fe, Entre Rios, Corrientes, Misiones, San Luis, Mendoza, Cordova, Tucuman, Santiago del Estero, Salta, Jujuy, San Juao, Rioja und Catamarca.

Wirft man einen Blick auf die Karte, so wird man erkennen, daß von Buenos Ayres aus, dem Laufe des Parana nach bis nach Esquina, von Esquina bis nach San Luis und dann von San Luis bis Mendoza in westlicher Richtung sich nach S. eine große Strecke flachen Landes ohne Bäume hinzieht, die nur kurzes Gras hervorbringt, ein Landstrich mit zahlreichen Seen, die unter einander durch einen sandigen Boden verbunden sind, deren aus mehrern Flüssen kommende Gewässer sich in diesem Sande verlieren. Am nordwestlichen Ende dieser Fläche findet sich in dem Raume von 30,000 Q.Meilen eine flache, stark mit Salzstoff gesättigte Gegend ohne irgend eine andere Vegetation als Wälder von Stachelbäumen und kleinen Büschen, untermischt mit zahlreichen Salzsümpfen und Salzseen, die von den beiden großen Flüssen Mendoza und San Juan unterhalten werden. Diese Seen heißen Guanacache und entledigen sich ihres überflüssigen Wassers durch einen Canal, welcher der Fluß Desaguadero heißt und sich selbst in dem See Bebedero bei San Luis verliert.

Ich habe dieses Salzland, welches la Travesia oder die Wüste von Mendoza heißt, bereits beschrieben. Auf vielen höher gelegenen Flächen, die sich zwischen den Gebirgen von Cordova ausdehnen, auf denen von Santiago del Estero, von Rioja und Tucuman, so wie in mehrern andern nördlichen Provinzen, giebt es Striche, welche aus völligem Wassermangel nichts hervorbringen als Büsche und Sträucher, und die ebenfalls sehr salzig sind. Fast die ganze Fläche dieser Provinzen ist von derselben Beschaffenheit, ausgenommen in den unfruchtbaren Verzweigungen der Berge, in deren tiefen Schlünden bisweilen kleine Bäche erscheinen, welche die Bewohner in einem Lande nähren können, wo die Communication so beschwerlich ist. Auch diese flachen und unfruchtbaren Strecken heißen Travesias. In diesen Provinzen giebt es nur eine sehr kleine Anzahl bebaubarer Thäler, und das ganze Gebiet, das in N. von dem Rio Dolce und in W. von der Cordillere begrenzt wird (eine Fläche von 100,000 Q.Meil.) enthält kaum einen einzigen Ort, wo man eine Niederlassung zu gründen versucht werden könnte. Mit Ausnahme von Santiago del Estero, Tucuman, San Juan, Mendoza, San Luis und Cordova, welche an der Grenze dieses unermeßlichen Bezirkes liegen, findet man in demselben nur eine einzige Stadt, Rioja; und mit Ausnahme des Rio Dolce, des Rio San Juan, des Rio Mendoza und des Rio Tercero, welche die Grenzen bilden, giebt es hier nur einen Fluß mit süßem Wasser, den Anqualosta, der Rioja versorgt und überdies sehr unbedeutend ist, da er sich bald in den Sümpfen und Salzseen in jener unwirthlichen Wüste verliert. Die Communication über diese wilden Gegenden ist sehr beschwerlich und langweilig wegen der außerordentlichen Hitze, der Menge Sümpfe, des Mangels an Häusern und Posten und besonders wegen des Mangels an frischem Wasser, wodurch die Reisenden vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt werden; auch läßt sich wohl erwarten, daß diese Gegenden unbewohnt bleiben werden, bis die fruchtbahren Theile des Festlandes bevölkerter seyn werden, was nur das Werk von Jahrhunderten seyn kann.

Es ist außerordentlich schwierig, genau die Bevölkerung der verschiedenen Provinzen der Argentinischen Republik zu schätzen, denn die partiellen Berechnungen, auf welche man die allgemeine Schätzung gründen könnte, sind meistentheils zu hoch und zu niedrig und wechseln übrigens nach der Zeit, in welcher die Angaben von den verschiedenen Reisenden haben gesammelt werden können, deren Genauigkeit nicht immer verbürgt werden kann.

Wie in dem übrigen Amerika gehören die Bewohner vier Racen an, die unter einander durch die Sitten eben so verschieden sind als durch die Farbe. Die erste ist die der Indianer oder Amerikaner; die zweite die der Weißen oder Europäer, unter denen man Creolen diejenigen nennt, welche einen spanischen Vater oder eine spanische Mutter haben, und die man auch in weiße Stadtbewohner, welche mehr oder weniger den Gewohnheiten im Mutterlande treu sind, und in weiße Landbewohner

eintheilt, die wiederum in zwei deutlich geschiedene Classen zerfallen, die der Ackerbauer (meistens bekehrte Indianer) und die der Hirten (Gauchos oder Peones). Dann kommt drittens die Race der Neger, die aus Afrika als Sclaven hergebracht worden sind, und endlich die der Mischlinge, welche man mit dem allgemeinen Namen farbige Leute (pardos sambas) bezeichnet und von denen es mehrere Arten giebt, unter andern die Mestizen (mesticos), Abkömmlinge von Indianern und Weißen; die Mulatten (mulatos), Abkömmlinge von Afrikanern und Indianern oder Europäern. Es sind dabei aber noch viele Unterschiede zu machen z. B. zwischen dem eigentlich sogenannten Mulatten, die von einem Europäer und einer Negerin abstammt, dem Quarteron (ein Viertel Neger), einer Vermischung des Mulattenblutes mit europäischen, und den Saltratras (Sprung rückwärts oder drei Viertel Neger), welcher durch die Vermischung des Negerblutes mit Mulattenblute entsteht.

Die Zahl, welche man von der Bevölkerung der Republik angeben könnte, würde sehr unbestimmt seyn. Miers, ein sehr gewissenhafter Schriftsteller, meint, sie sey stets zu hoch angenommen worden und schätzt die gesammten Einwohner der fünf Provinzen Buenos Ayres, Mendoza, San Juan, San Luis und Corbova, die andere zu 271,000 und selbst zu 438,000 angegeben haben, nur auf 150,000. Er setzt hinzu, auch die Bevölkerung der nördlichen Provinzen sey noch mehr übertrieben worden, wie ihre Hülfsmittel, ihre Reichthümer und ihre Erzeugnisse, was derselbe Schriftsteller dem Interesse zuschreibt, welches der Hof von Madrid hatte, in dieser Hinsicht immer alles zu vergrößern, um die Habsucht der Spanier zu reizen. Glaubt man auf der andern Seite dem Ignacio Nunes, einem neuern einheimischen Schriftsteller, den sein diplomatischer Character in den Stand setzte, seine Angaben aus den besten Quellen zu schöpfen, so könnte jene Zahl auf 411 bis 450,000 Seelen erhöhet werden, wobei die Provinz Buenos Ayres nicht begriffen ist, welche bei einer Zählung 1825 auf 250,000, auf 140,000 von einem neuern Reisenden und auf 85,000 von Miers im Jahre 1819 geschätzt wurde.

Ich habe dem, was ich von den Provinzen Buenos Ayres, Entre Rios, Corrientes, Misiones, Montevideo und Paraguy gesagt habe, nichts hinzuzusetzen, denn sie waren der Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit und meiner Untersuchungen. Ich hatte die südlichen Grenzen der Provinzen Corbova, San Luis und Mendoza durchwandert und ich habe nur zu bedauern, daß ich Santa Fe nicht sah, das übrigens nur von mäßiger Bedeutung ist und wo man sich nur mit der Pferde- und Rindviehzucht beschäftiget.

Ich hätte gern die liebenswürdigen Bewohner der Provinz San Juan besucht, welche große Lust zu haben scheinen, Fortschritte in der Civilisation zu machen und dafür gelten, auf dem Gange der socialen Reform allen andern Porteños voranzugehen. Sie beschäftigen sich mit Erfolg mit der Pflege ihrer zahlreichen Weinpflanzungen und der Bereitung von Wein und Branntwein, den sie in Menge nach Potosi, Buenos Ayres, Sante Fe und in die östliche Republik des Uruguay schicken. Die Provinz ist außerordentlich fruchtbar und das Getreide trägt gewöhnlich hundertfältig. Sie hat große und schöne Bäume, besonders herrliche Olivenbäume, sie besitzt Rinder- und Pferdeheerden, obgleich die Weiden nicht so gut sind, als an andern Orten. Sie ist von der Natur in Hinsicht auf Gold und Silber außerordentlich begünstiget und besitzt 30 bis 40 Meil. von der Hauptstadt ein Golderz mit Namen Jacha, welches eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung dahin gezogen hat. Der Reisende Miers sieht in Hinsicht auf die Schönheit und Gesundheit des Climas, das er mit jenem von Mendoza vergleicht, so wie in Hinsicht der Fruchtbarkeit des Bodens die Umgegend von San Juan für eine von denen an, welche sich am meisten zur Anlegung einer Ackerbaucolonie von Europäern eignen.

Die Provinz Rioja ist bis jetzt eine der am wenigsten bedeutenden, besitzt aber außer der Viehzucht, mit der sie sich viel beschäftiget, ein berühmtes Bergwerk, genannt Famtina, das 35 St. westlich von ihrer Hauptstadt liegt und aus dem man in Menge Gold, Silber und andere Metalle zu Tage fördert.

Santiago del Estero, sehr groß und sehr fruchtbar, zeichnet sich dadurch aus, daß die gewöhnliche Sprache auf dem Lande noch das quichua der alten Incas ist. Nach einer besondern Sitte suchten die Bewohner dieser Provinz Arbeit in den andern, zwei, drei, bisweilen sogar vierhundert Stunden von ihrer Wohnung, etwa wie die Auvergner und Savoyarden in Europa. So träge sie in der Heimath sind, so fleißig und thätig zeigen sie sich sonst überall, gelten für die besten Schnitter in der Union und kehren endlich, wie die oben erwähnten Europäer, mit dem Ertrage ihrer Arbeit in die Heimath zurück. Die Provinz erzeugt Honig, Wachs, Salpeter und mehrere Bäume. Ein berühmtes Eisenbergwerk im großen Chaco in der Nähe von Santiago del Estero giebt durch regelmäßige Bearbeitung, die man seit der Revolution eingeführt hat, den Bewohnern dieses Theils der Argentinischen Republik eine nützliche und einträgliche Beschäftigung.

Catamarca, das nicht sehr beträchtlich ist, aber fleißig das Land bebauet, zeichnet sich durch Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht aus. Die Baumwolle dieser Provinz gilt für die beste in der Welt und könnte für das Land der Gegenstand eines bedeutenden Handels werden. Die Eröffnung der Schifffahrt auf dem Vermejo würde sehr vortheilhaft seyn wegen der Nähe bei Salta, das auch großen Gewinn bei dieser wichtigen Operation haben würde.

Salta ist die letzte Provinz vom ersten Range auf dem Wege von Buenos Ayres nach Peru und interessant durch die schönen Thäler, welche verschiedene Zweige der Cordilleren da bilden, durch den schönen Fluß, der in der Nähe fließt, durch die herrlichen Wälder, die reich an allen Holzarten sind, durch die fetten Weiden und die Heerden, welche sie nährt, besonders die Vigogne- und Maulthierheerden, welche den hauptsächlichsten Gegenstand ihres auswärtigen Handels ausmachen; sie empfiehlt sich ferner durch ihre Gold-, Silber-, Kupfer-, Eisen-, Schwefel-, Alaun- und Vitriolbergwerke, so wie endlich durch die Gastfreundschaft ihrer Bewohner. In dem Unabhängigkeitskriege litt sie viel, da sie wegen ihrer geographischen Lage gewissermaßen die Vorposten bildete.

Jujuy, die nördlichste der argentinischen Provinzen, reich an Vieh aller Art, mit dem sie einen großen Handel mit Peru treibt, ist nicht minder reich an Baumwolle, Getreide, Mais, Gerste, Pataten und anderm Gemüße, an Zucker, Honig und trefflicher Wolle; sie besitzt ergiebige Goldgruben und zeichnete sich in dem Unabhängigkeitskriege aus, in welcher Hinsicht aber Tucuman, welche von allen genannten Bezirken eingeschlossen ist, am bemerkenswerthesten bleibt. Diese Provinz verdiente den schönen Namen Grab der Tyrannei durch den glänzenden Sieg, den seine würdigen Bewohner hier im Jahre 1812 über die Spanier davontrugen; sie stellte sich an die Spitze aller revolutionären Bewegungen, die ihre tapfern Schaaren überall unterstützten und in ihrer Hauptstadt war es, wo der allgemeine Congreß der vereinigten Provinzen des Rio de la Plata im Jahre 1816 die Erklärung der völligen Unabhängigkeit erließ. Man rühmt die Freundlichkeit und Sanftmuth der Bewohner, so wie ihre Arbeitsliebe, ein um so schmeichelhafteres Lob, da die letztere Tugend in Amerika selten ist. Man rühmt ferner die außerordentliche Fruchtbarkeit der Provinz, wo man in Menge Reis, Mais, Gemüße, Tabak, Orangen, Melonen und Zwiebeln vom besten Geschmacke und ungeheurer Größe erntet, und Pataten, die bis sieben Pfund wiegen; Bäume giebt es von einem Umfange, daß sechszehn Männer, die sich die Hand geben, einige kaum umspannen können. Ihre sogenannten Tafikäse werden in Buenos Ayres sehr theuer verkauft. Von einer ihrer Bergketten, in deren Mitte die Hauptstadt liegt, kommen sechszehn Flüsse herab, welche ihr Gebiet befeuchten und deren Vereinigung den Fluß Santiago del Estero bildet.

Ich beschließe meinen flüchtigen Ueberblick mit einigen Bemerkungen über die Provinz Corbova. Mit welchem Vergnügen würde ich die berühmte Hauptstadt derselben besucht haben, besonders in der Hoffnung, dort meinen guten Cicerone von Assomption in Paraguay wiederzufinden! Wie angenehm würde es mir gewesen seyn, mit ihm das zu besuchen, was

von der berühmten Universität noch übrig ist, welche so lange die geistige Fackel des südlichen Amerikas war! Aber ich mußte dieser Reise entsagen, da mich andere Ideen beschäftigten und ich mich nach einem andern Ziele hingezogen fühlte; ich begnüge mich deshalb, einigen Reisenden, die Vertrauen verdienen, die characteristischsten Züge dieses interessanten Ortes zu entlehnen.

(Cordova.) Die Stadt Cordova wurde im Juli 1579 gegründet. Sie liegt malerisch 175 Stunden von Buenos Ayres in der Mitte von Bergen und Hügeln, deren Nähe es verhindert, sie eher zu sehen, als bis man sie erreicht hat. Die Stadt ist in materieller Hinsicht nichts weniger als bemerkenswerth, und in rechtwinkeligen Vierecks gebaut wie alle spanischen Städte. Die Häuser sind meistentheils von Kieseln erbaut, die man aus dem Bette des sie bewässernden Rio Primero nahm. Die Straßen sind nicht gepflastert, und da der Boden sehr sandig ist, wird die Luft schwer und ungesund. Einige öffentliche Gebäude sind wohl in maurischem Style aufgeführt, obgleich schwer und plump, wenn man unsern Geschmack dabei zu Rathe zieht, aber die Stadt bleibt doch nach Buenos Ayres die ansehnlichste in der Republik. Zur Zeit der Herrschaft der Spanier war Cordova ein Ort von großer Wichtigkeit, außerordentlich bevölkert und die Einwohner bestanden in Gebildetern, als sich irgend eine Colonialstadt Spaniens zu besitzen rühmen konnte. Die Universität war für die Bildung der ausgezeichnetsten Creolen bestimmt. Die Jesuiten herrschten hier in ihrer ganzen Glorie; sie war der Mittelpunkt ihrer Macht, ihres Einflusses und ihrer Speculationen. Sie besitzt ein Bisthum, das viel zum Ruhme der Stadt beitrug. Ihr Haupthandel war der mit Maulthieren, welche sie auf den jährlichen großen Markt zu Salta schickte. Der Bergbau auf den unwirthlichen Hochebenen kostete eine unglaubliche Anzahl dieser Thiere, und doch sagt man, daß die Provinz Cordova nicht weniger davon als 80,000 Stück jährlich ausführte. Die Ereignisse der Revolution haben diesem Handel ein Ende gemacht; die spanischen Capitalisten stellten die Bearbeitung der Bergwerke ein und zogen die Gelder zurück, die sie da angelegt hatten. Seitdem ist in der Stadt alles zurückgegangen, da das Vermögen in andere Hände, besonders in die von unwissenden und tyrannischen Männern kam, welche den Einfluß und die Macht, welche sie nur der Intrigue verdankten, mißbrauchen. Cordova ist die Vaterstadt von Funes, der 1818 in Buenos Ayres ein geschätztes Werk über diese Stadt, Tucuman und Paraguay herausgab.

Es giebt in der Provinz eine große Anzahl von haciendas oder Estancias, auf denen man viel Vieh zieht. Die Bewohner sind sanft und gastfreundlich. Die Engländer, welche 1806 in Buenos Ayres gefangen genommen wurden, wünschten sich Glück, hier mit der rührendsten Menschlichkeit aufgenommen zu werden. Das Land wird von mehrern Flüssen bewässert, welche man blos durch die Zahl bezeichnet, die von Westen bis Buenos Ayres geht, von denen der Rio Tercero (der dritte Fluß) der ansehnlichste ist, auch mit dem Plata in Verbindung steht, wodurch im Lande der Wunsch erregt wird, man möge die Schifffahrt im Handelsinteresse aller westlichen Provinzen erleichtern. Die Provinz Cordova hat in der letztern Zeit einen andern Ruhm durch den mehr oder minder lebhaften Antheil erlangt, den sie an dem Bürgerkriege nahm, welcher die Argentinische Republik zerriß und zu Ende des Jahres 1828, als der Krieg mit Brasilien aufgehört hatte, durch die heftige Rivalität der beiden Parteien verursacht wurde, deren eine eine Union, die andere eine Föderation wollte. Auf der halb sandigen, halb mit Weideplätzen bedeckten, von Schluchten und Hügeln durchschnittenen Ebene Tablata, nördlich von Cordova wurde den 20. Juni 1829 die berühmte Schlacht geliefert, in welcher die Föderalisten unter den Befehlen Bustos' und Quiroga's von dem General Paz, der die Gegner commandirte, völlig geschlagen wurden.

Ich gehe zu der flüchtigen Musterung der politischen Umwälzungen über, deren Schauplatz die Provinzen des Rio de la Plata vom Anfange an bis auf unsere Tage waren, und die sich fast alle auf ihre Hauptstadt bezogen, denn in Amerika ist, wie überall, die Geschichte der Hauptstädte fast immer die Staaten, deren Schicksale sie leiten.

(Buenos Ayres.) Buenos Ayres empfing seinen Namen von seinem Gründer Don Pedro Mendoza im Jahre 1534, und verdankte ihn seinem gesunden Clima (— buenos ayres, gute Luft —). Die ersten Ansiedler waren sehr unglücklich. Die Stadt wurde von den Pampas niedergebrannt und die Spanier verließen den Platz 1539 ganz, nachdem sie daselbst Hungersnoth und alle Uebel erduldet hatten. Von 3000 Personen, welche Spanien mit Don Pedro wegen der Eroberung des La Plata verlassen hatten, erreichte kaum ein Viertel Assomption, wohin sich die Uebriggebliebenen flüchteten. Im Jahre 1542 wurde eine neue Rüstung unternommen und man versuchte, die Stadt wieder aufzubauen; aber der Plan scheiterte an den Feindseligkeiten der Indianer. Erst 1580 sahen die Spanier, die sich schon zu Santa Fe unter der Führung des Juan de Garay niedergelassen hatten, den dritten Versuch, eine Stadt auf dem von Mendoza gewähltem Platze zu erbauen, gelingen. Die Eingeborenen, die sich erinnerten, daß sie schon zweimal die Arbeiten der Spanier zerstört hatten, griffen dieselben von neuem an und steckten die Zelte und provisorischen Hütten der Ansiedler in Brand; aber ihr Führer wurde getödtet und man schlug sie in die Flucht. Ehe sie den Angriff erneuern konnten, hatte die Stadt eine Besatzung und Festungswerke, welche solchen Feinden zu widerstehen vermochten. Die Stadt begann bald aufzublühen, das Schiff, welches nach Castilien mit der Nachricht von der Wiederaufbauung absegelte, brachte dahin auch eine Ladung Zucker und die ersten Häute, welche das wilde Vieh, das das Land schon bedeckte und die Sitten der Bewohner in der Nähe bald ganz veränderte, Europa geliefert hat. Dreißig Jahre später zählte man nicht weniger als eine Million Stücke Hornvieh, die aus der Gegend von Santa Fe nach Peru gebracht worden waren, so sehr hatte sich dasselbe auf den unbegrenzten Ebenen Tucumans und des La Plata vermehrt. Die Thiere waren in diesem Theile Südamerikas lange vor 1580 eingeführt worden, aber von wem und zu welcher Zeit? darüber vermag die Geschichte keine Auskunft zu geben.

Im Jahre 1520 hatte Buenos Ayres bereits so viel Wichtigkeit erlangt, daß ein Bisthum dort errichtet werden konnte, und die Stadt theilte von da an mit Assomption, der ersten Hauptstadt der spanischen Niederlassungen vom La Plata, diesen Vorzug, welchen jene Stadt schon seit 1547 genoß. Montevideo, Maldonado und die andern Städte der Banda Oriental wurden unter ihre Diöcese begriffen. Im Jahre 1700 betrug ihre Einwohnerzahl 16,000. Man hat gesehen, daß 1778 die Provinzen des Plata, welche bis dahin unter dem Vicekönige von Peru gestanden, zu einem besondern Vicekönigreiche erhoben wurden. Die damals angenommenen neuen Handelsverordnungen trugen nicht wenig zu dem immer steigenden Glücke dieser wichtigen Stadt bei.

Die Ersten, welche mit Amerika Handel trieben, wollten nur Gold und Silber, und achteten die Länder gering, welche an jenen edeln Metallen nicht reich waren. In der Besorgniß, das Einbringen der Waaren nach Peru über Buenos Ayres könne dem Verkaufe der Ladungen der Flotten und Galionen Nachtheil bringen, die sie nach Panama schickten, erbaten und verlangten sie von der Regierung das Verbot jedes Handels auf dem Rio de la Plata. Diejenigen, welchen diese Maßregel den größten Schaden brachte, reclamirten laut, und 1502 erhielten sie auch die Erlaubniß, sechs Jahre lang, auf zwei Schiffen, die ihnen gehörten, und für ihre Rechnung eine gewisse Quantität Talg, Häute und Charque auszuführen, aber nur in die Häfen Brasiliens und Guineas. Nach Ablauf dieser Erlaubnißzeit baten sie um eine unbestimmte Verlängerung, so wie um die Ausdehnung der Erlaubniß auf alle Arten Waaren und um das Ausfuhrrecht in die Häfen Spaniens. Die Consulate von Lima und Sevilla widersetzten sich mit aller Macht; doch erhielten 1618 die Bewohner der Ufer des Rio de la Plata die Vergünstigung, zwei Schiffe auszurüsten, die aber eine gewisse Tonnenlast nicht übersteigen durften. Man stellte ihnen mehrere andere Bedingungen und errichtete, um jeden Hande

mit dem Innern Perus zu verhindern, in Cordova in Tucuman ein Zollhaus, wo man eine Abgabe von funfzig Procent von jeder Einfuhr erhob. Diese Zollanstalt hatte auch den Auftrag, jede Versendung von Gold und Silber von Peru nach Buenos Ayres, selbst als Bezahlung für gelieferte Maulthiere, zu verhindern. Nach Ablauf dieser neuen Erlaubnißzeit wurde dieselbe 1622 auf unbestimmte Zeit verlängert, und 1665 errichtete man, um das Land noch mehr zu heben, in Buenos Ayres einen königl. Gerichtshof, der 1672 als unnütz wieder aufgehoben wurde. So standen die Sachen, obgleich von Zeit zu Zeit Personen die Erlaubniß erhielten, Waaren auszuführen, als es endlich 1778 dem Rio de la Plata gestattet wurde, sich mit jeder Art Handel, selbst mit dem Verkehre mit dem Innern Perus, zu beschäftigen. Vor dieser Zeit hatte man kaum 12 oder 15 Schiffe gesehen, die das Recht hatten, Handel mit dem spanischen Südamerika zu treiben, und sie machten selten mehr als eine Reise in drei Jahren. Im J. 1796 kamen 73 Schiffe allein von Spanien in dem Hafen von Buenos Ayres mit Ladungen an, die auf ungefähr drei Millionen Piaster geschätzt wurden, und man sah von Buenos Ayres 76 absegeln, von denen 51 nach dem Mutterlande, 14 nach der Havanna und 11 nach der afrikanischen Küste fuhren. Der Werth der Ausfuhr betrug ungefähr 5½ Million Piaster, woron aber 4 Million in Gold und Silber.

In den folgenden Jahren brachte der Krieg zwischen Großbritanien und Spanien fühlbare Veränderungen in dem Zustande der Colonie des La Plata hervor und die Handelsstockung war so groß, daß die Magazine von Buenos Ayres und Montevideo von Häuten und andern Producten des Landes überfüllt waren, während der Preis europäischer Waaren so hoch stieg, daß er nicht bezahlt werden konnte. Die Bewohner der Vereinigten Staaten wußten sehr geschickt diese Lage der Dinge sich zu Nutzen zu machen und lieferten mittelst eines Schmuggelhandels, den die spanische Regierung duldete, den Bewohnern jener Provinzen die europäischen Waaren, wofür sie die Producte des Landes nahmen bis zur Zeit, als das Kriegsglück Buenos Ayres momentan in die Hände der Engländer brachte.

Buenos Ayres ergab sich den 28. Juni 1806 den englischen Truppen unter Sir Home Popham und dem General Beresford. Die Unthätigkeit und Unfähigkeit des Vicekönigs, Marquis von Sobremonte, sind von Funes, dem Geschichtschreiber von Buenos Ayres, scharf getadelt worden, und wirklich scheint dieser Mann nicht die geringste Anstrengung gemacht zu haben, diese wichtige Stadt gegen die kleine Armee der Engländer zu vertheidigen, oder sie den Siegern wieder abzunehmen. Diese Ehre war Don Santiago Liniers, einem Franzosen von Geburt, vorbehalten, der eines der auf jener Station befindlichen spanischen Kriegsschiffe commandirt hatte. Dieser Officier stellte sich in der Abwesenheit des Vicekönigs, der sich nach Cordova zurückgezogen hatte, an die Spitze aller Truppen, die er von den beiden Ufern des La Plata zusammenbringen konnte, und griff am 12. August die Stadt an mehrern Punkten mit solchem Erfolge an, daß der englische General sich mit allen seinen Truppen ergeben mußte. Dieses Ereigniß kann zu der Zahl der veranlassenden Ursachen der Revolution gerechnet werden, welche seitdem diese Provinzen von dem Mutterlande trennte, denn das Volk von Buenos Ayres, das höchst unwillig über das Benehmen seines Vicekönigs war, wollte durchaus seinem Befreier die Civil- und Militairgewalt mit dem Titel eines Generalcapitains übertragen.

In der Zwischenzeit kamen englische Verstärkungen von dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, von wo die erste Expedition abgegangen war, und Sir Home Popham nahm Besitz von Maldonado, nachdem er einen vergeblichen Versuch gegen Montevideo gemacht hatte. Die englische Regierung, welche die Handelsvortheile nicht aufgeben wollte, die ihm der Besitz der Plata-Ufer zu gewähren schien, bereitete damals eine Rüstung zur Sicherung der Eroberung vor. Im Februar 1807 wurde Montevideo im Sturm durch die Truppen genommen, welche Sir Samuel Auchmuty befehligte. Der General Whitelocke langte im folgenden Mai an der Spitze einer ansehnlichen Flotte an und den 15. Juni erhielt man eine neue Verstärkung, welche der General Crawfurd commandirte. Mit diesen Truppen, welche auf 8000 M. geschätzt wurden (nach andern Berichten waren es 12,000) entschloß man sich, unmittelbar gegen Buenos Ayres zu rücken, aber kaum waren die Engländer in den Ort eingerückt, als sie sich überall von einem mörderischen Gewehrfeuer angegriffen sahen. Die Straßen waren durch tiefe Graben durchschnitten, die man mit Kanonen besetzt hatte, und aus den Fenstern wie von den Dächern der Häuser warf man Granaden, Steine rc. auf sie herunter. Ich habe diese denkwürdigen amerikanischen Barricaden bereits beschrieben. Wie es scheint, hatte man die Expedition unternommen, ohne auf die Natur des Landes und den Charakter der Bewohner Rücksicht zu nehmen; auch wurde sie schlecht geleitet. Ueber ein Drittel der englischen Armee wurde getödtet, verwundet oder gefangen genommen und den andern Tag schloß man einen Waffenstillstand, dem ein Vertrag folgte, in welchem bestimmt war, daß die Engländer das Land binnen zwei Monaten räumen und alle Gefangenen von beiden Seiten zurückgegeben würden. Die Engländer verloren durch diese Capitulation auch Montevideo, das sie leicht hätten vertheidigen können und das für sie ein trefflicher Stapelplatz geworden wäre.

Das Jahr 1808 war Zeuge großer Ereignisse in Buenos Ayres. Der Einfall der Franzosen in das Mutterland und die Gefangenschaft der königlichen Familie wurden daselbst erst zu Ende Juli bekannt, als ein Emissair Napoleons mit Depeschen an den Generalcapitain erschien, welcher die Militair- und Civilgewalt in sich vereinigte. Liniers ließ die ersten Civilbeamten zusammenkommen und die von dem Abgeordneten überbrachten Briefe wurden in ihrer Gegenwart geöffnet und gelesen. Nach Funes wäre es unmöglich, den Unwillen des braven Franzosen zu schildern, als man ihm zumuthete, das Werkzeug eines schändlichen Verraths zu werden; aber man darf wohl fragen, ob er nicht den Inhalt der Depeschen kannte, und die Zornausbrüche, mit denen er die Verlesung derselben unterbrochen haben soll, würde das Gegentheil nicht beweisen. Andere Berichte schildern sein Benehmen als schlau und schwankend, da er nur die Absicht gehabt habe, seine Gewalt zu behaupten. So, sagt man, habe er den peremptorischen Befehl des Rathes von Indien nicht beachtet, Ferdinand als Nachfolger seines gefangenen Vaters auszurufen, und einen Augenblick sich gestellt, als unterstütze er die Ansprüche der Königin von Portugal und Brasilien, welche den Bewohnern von Buenos Ayres ihren Schutz anbot. Als Beweis seines Mangels an Festigkeit erwähnt man, daß er auf die Aufforderung des Generals Whitelocke, Buenos Ayres zu übergeben, die Stadt sicherlich übergeben haben würde, wenn sich nicht der General Elio, der Gouverneur von Montevideo, energisch widersetzt hätte. Nach dem frühern Benehmen Liniers' wird das letztere ziemlich unwahrscheinlich; mag dies aber auch seyn wie es will, der Abgeordnete Napoleons erhielt den Befehl, sich sogleich wieder einzuschiffen, und Ferdinand VII. wurde proclamirt. Bald nachher setzte eine neue, unter dem Einflusse Elio erwählte Centraljunta Liniers' ab und verwies ihn als Verräther nach Cordova. Elio wurde an die Spitze der Armee gestellt und der Marquis Cisneros als Vicekönig im Sommer 1809 erwählt.

Die Härte des neuen Vicekönigs, die erst den Unabhängigkeitsgeist reizte, war nur die strenge Vollziehung der aus Spanien angelangten Befehle. Die Wegführung einiger verdächtigen Bürger nach Europa und die Gefangennehmung anderer brachten unter dem Volke eine große Aufregung hervor, die sich bei der Ankunft der unglücklichen Nachrichten aus dem Mutterlande in Aufruhr verwandelte. „Eine gewisse Anzahl Braver," sagt der Geschichtschreiber Funes, „vereinigte sich ins Geheim, um die Tyrannei auszurotten, und entwarf mit Gefahr ihrer Ruhe, ihres Vermögens und ihres Lebens den Plan zu der Revolution, die erfolgte." — „Bei der Wiedernahme von Buenos Ayres durch die Vertreibung der Engländer," setzt er hinzu, „hatten wir unsere Kräfte versucht, und wir waren nun überzeugt, daß wir uns von dem Gängelbande losmachen konnten. Wir glaubten, die Zeit sey gekommen, das Joch einer altersschwachen Stiefmutter abzuschütteln und wurden zu diesem Schritte auch

durch die angebliche Absicht Napoleons getrieben, die Regierung fortzusetzen, die er in Spanien eingerichtet hatte." Gegen das Ende des Mais 1810 hielt es der schüchterne Cisneros für nöthig, eine berathende Versammlung der angesehensten Einwohner zu berufen, welche als Agenten des Volkes eine vollziehende Macht unter dem Namen einer provisorischen Regierungsjunta der Plata-Provinzen erwählten. Die aus neun Personen bestehende Junta wurde den 25. Mai officiell eingesetzt und alle Mitglieder derselben leisteten einzeln Ferdinand VII. den Huldigungseid.

Die europäischen Spanier sahen indeß keineswegs mit Vergnügen in einem Volke, das sie so lange verachtet hatten, eine Energie erwachen, welche sie mit dem Verluste ihrer Aemter und ihres Einflusses bedrohte. Elio, der Anfangs der Volkssache günstig gewesen, Concha, der Gouverneur von Cordova, der Vicekönig von Lima, und die Gouverneure von Potosi und las Charcas erklärten sich alle gegen die Revolution und schickten sich an, mit der Hauptstadt zu kämpfen. Liniers stellte zu demselben Zwecke eine Armee auf, wurde aber von seinen Soldaten verlassen und in der Nähe von Cordova mit mehrern Hauptgegnern der Revolution gefangen genommen. Man verurtheilte alle zum Tode mit Ausnahme des Bischofs Orellana. Cisneros und die Mitglieder der audiencia, welche man von der Mitschuld an dem Complotte überführte, wurden auf die canarischen Inseln verbannt; der Generalmajor Cordova, Saez, der Gouverneur von Potosi und Nieta, der Präsident von Charcas aber hingerichtet. Elio war der einzige zu fürchtende Gegner, welcher der neuen Ordnung der Dinge noch blieb. Er war von der spanischen Regentschaft mit der höchsten Gewalt bekleidet worden und hatte die Mitglieder der Junta für Rebellen erklärt.

Mißverständnisse führten zwischen Buenos Ayres und Montevideo einen Bürgerkrieg herbei, welcher der letztern Stadt, die so lange reich und blühend gewesen war, großen Nachtheil brachte. Eine Zeit lang hatte die Spanien ergebene Partei dort das Uebergewicht behauptet trotz einem Versuche der Creolen, das Joch des Mutterlandes abzuschütteln. Endlich im Jahre 1810 begannen wirkliche Feindseligkeiten zwischen den beiden Städten. Die Regierung von Buenos Ayres regte das Volk der Banda Oriental zum Aufstande an und belagerte Montevideo, gab die Belagerung auf und begann sie wieder mehrere Jahre lang, je nachdem sie in dem Kampfe mit den spanischen Royalisten der obern Provinzen glücklich oder unglücklich war. Während dieser ganzen Zeit waren die Verbindungen Montevideos mit dem Innern fast gänzlich unterbrochen und man kann sich denken, wie sehr der Handel der Stadt dabei leiden mußte. Aber sie hatte das Ende ihrer Leiden noch nicht erreicht; wenige Monate nach der Errichtung einer republikanischen Regierung zu Montevideo, als die Buenosayrischen Truppen die Belagerung aufgeben mußten, um in andere Provinzen zu rücken, fiel der Ort in die Hände des berüchtigten Artigas und seiner Banditen. Dieser ungewöhnliche Mensch, der aus einer achtbaren Familie in Montevideo stammte, aber von der Wiege an in dem wilden Leben der Hirten aufgewachsen war, hatte sich zeitig einer Schaar Räuber oder Schmuggler angeschlossen, welche das Land unsicher machte und gegen welche die spanische Regierung endlich ein Truppencorps bewaffnen mußte. Artigas ließ sich durch das Anerbieten einer völligen Amnestie und eines Grades bewegen, zu den spanischen Truppen überzugehen, wurde so der Feind seiner ehemaligen Raub- und Mordgenossen und verfolgte sie so, daß er das Land von ihnen säuberte. Im Anfange des Bürgerkrieges zwischen Buenos Ayres und seiner Vaterstadt war er Capitain im spanischen Dienste geworden, 1812 hatte er aber Streitigkeiten mit dem Gouverneur von Gloria del Sacramento, verließ die Royalisten und begab sich nach Buenos Ayres, wo ihn der patriotische Gouverneur mit offnen Armen auf- und seine Dienste sogleich annahm. Der Befehl über die republikanischen Truppen war Don Jose Rondeau, einem amerikanischen Officiere, übertragen worden. Artigas schloß sich an der Spitze seiner Gauchos Rondeau an und schlug mehrmals die Royalisten, besonders in der Schlacht von Piedras im Mai 1811, wo die spanischen Truppen, welche Banda Oriental vertheidigten, nebst ihrem Befehlshaber gefangen genommen wurden. Die Sieger belagerten Montevideo nachdem sie Verstärkungen von Buenos Ayres erhalten hatten. Elio, der sich nicht lange allein halten konnte, bat die brasilianische Regierung um Hilfe. Es wurden ihm 4000 M. zugeschickt, er schien aber später diese Aufforderung zu bereuen und machte der Junta Friedensvorschläge. Im Novbr. 1811 kam man überein, daß die Truppen von Buenos Ayres die Banda Oriental räumen und die portugiesischen Truppen in ihre Heimath zurückkehren sollten. Der Vertrag wurde bald gebrochen. Elio war durch Don G. Vigodet ersetzt worden, der sich mit einer aus Europa angelangten Truppenverstärkung anschickte den Kampf zu erneuern, aber im December 1812 wurde die Belagerung durch die vereinigte Macht Artigas und Rondeaus von neuem begonnen. Der Gauchoführer zeigte da endlich seinen wahren Charakter. Nachdem er sich mehrerer Insubordinationsvergehen gegen den Oberbefehlshaber schuldig gemacht hatte, wurde er ganz ungehorsam. Rondeau hatte einen Congreß berufen, welcher Deputirte zu einem Nationalcongresse und einen Provinzgouverneur ernennen sollte. Artigas wurde darüber hitzig, annullirte die Handlungen der Versammlung, verließ, da sein Widerstreben nutzlos war, in einem gefährlichen Augenblicke Rondeau und zog sich mit seinen Anhängern auf die Ebenen zurück. Auch nahm er die für die Belagernden bestimmten Kriegs- und Mundvorräthe mit, und als die Besatzung auf dem Punkte stand zu capituliren, fing man einen Brief auf, in welchem Artigas den Gouverneur aufforderte, den Ort unter seinen Schutz zu stellen und mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen Buenos Ayres zu machen.

Die Regierung von Buenos Ayres hatte mehrere Veränderungen erfahren. Eine active Junta von drei Mitgliedern war für unzureichend gefunden worden, und eine am letzten Tage des Jahres 1813 zusammenberufene Versammlung hatte die ausübende Gewalt einem höchsten Director und sieben Räthen anvertraut, deren erster Gervasio Posadas war. Posadas setzte einen Preis auf die Einlieferung Artigas, aber diese Maßregel hatte keinen andern Erfolg, als daß sie den Rebellen noch mehr erbitterte und ihn zu einer Unabhängigkeitserklärung brachte. Die Belagerung von Montevideo dauerte indeß fort, und als die Lebensmittel in der Stadt selten geworden, da die Republikaner eine königliche Flotille geschlagen und den Hafen blokirt hatten, ergab sich die Festung im Juni 1814 unter der Bedingung, daß die Besatzung sich nach Spanien einschiffen dürfe. Die Gefangenen, 5500 an der Zahl, wurden trotz der Capitulation in die innern Provinzen vertheilt; nur Vigodet erhielt die Erlaubniß sich einzuschiffen. Einige Monate nachher hatte man Montevideo entwaffnet, alle Vorräthe und Geschütze nach Buenos Ayres gebracht und die Besatzung zurückgezogen. Sogleich besetzte Artigas die Stadt und nahm den Titel eines Chefs der Orientalisten an. Die Stadt Santa Fe und die Provinz Entre Rios, deren Schutz er anrief, erkannte seine Autorität an. Das Volk von Buenos Ayres fürchtete einen Bürgerkrieg. Da Artigas mächtig und gefährlich wurde, fing man an, die gegen ihn ergriffenen Maßregeln der Strenge zu tadeln. Posadas gab im Januar 1819 seine Entlassung und der Oberst Alvear folgte ihm durch Intrigue trotz den Truppen, die ihn nicht anerkennen wollten. Artigas blieb fortwährend friedlich im Besitz der Banda Oriental wie Montevideos, und als endlich die Republikaner einige Truppen abschicken wollten, um die Feste wieder zu nehmen, die sie seltsamer Weise aufgegeben hatten, wurden sie von Artigas geschlagen. Da so dieses wichtige Gebiet sowohl für den spanischen Hof als für die Regierung von Buenos Ayres verloren war und unter der Herrschaft eines wahren Wilden stand, konnte der kaiserliche Hof von Rio de Janeiro keine bessere Gelegenheit finden, den längst entworfenen Plan zur Ausführung zu bringen, die südliche Grenze seines Reiches bis an den Rio de la Plata auszudehnen. Gegen das Ende des Jahres 1816 rückte der portugiesische General Lecor an der Spitze von 10,000 M. in der Banda Oriental ein und antwortete auf die Anfrage der Regierung von Buenos Ayres, er habe keine feindseligen Absichten gegen ihr Gebiet, da das Land, in welches er einrücke, sich für unabhängig

erklärt habe. Artigas, der das Feld gegen die Portugiesen ohne Hilfe von Buenos Ayres nicht halten konnte, unterwarf sich nach einigen partiellen Siegen der Invasionsarmee. Viele Einwohner der Stadt und ein Regiment libertos traten unter die Fahne der „Vereinigten Provinzen".

Dem Obersten Alvear, der schmählig wegen des Argwohns vertrieben worden war, die brasilianische Regierung in ihren Eroberungsplanen unterstützt zu haben, waren mehrere Chefs gefolgt, die nach einander durch die entgegengesetzten Parteien gestürzt wurden, wie Rondeau und Ramon Balcarce; endlich kamen alle Parteien überein, sich an einen souverainen Rath von Repräsentanten zu wenden, der sich den 25. März 1816 in Tucuman versammelte. Don Juan Martin Puyredon, der das höchste Vertrauen seiner Mitbürger genoß, wurde als Director erwählt. Zu derselben Zeit verfaßte der Congreß den 9. Juli 1816 eine feierliche Unabhängigkeitserklärung, worin die Nation sich den Namen der „Vereinigten Provinzen von Südamerika" beilegte. Von der Erlassung dieses Aktenstückes datirt sich eigentlich die politische Existenz der Republik. Außerordentliche Abgeordnete wurden an die verschiedenen Höfe Europas geschickt, um die Anerkennung der Unabhängigkeit des Staates zu erlangen.

Diese Erklärung sollte für die junge Republik die Quelle neuer Streitigkeiten und Kämpfe werden. Sie bestand de facto bereits seit 1810 und hatte seitdem für das Princip gegen die spanische Partei in den meisten westlichen Provinzen gefochten; kaum aber hatte sie sich definitiv ausgesprochen, als sich zwei rivale Parteien in ihr selbst erhoben, um ihre Fortschritte zu hemmen. Die eine war die der Union, welche den aufgeklärtesten Theil der Einwohner begriff; sie repräsentirte die neuen Bedürfnisse und neuen Ideen und wollte dem Staate eine ähnliche Regierungsform geben wie die der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und einen Nationalkörper schaffen, der von demselben Geiste beseelt werde, wenn auch jede Provinz ihre Individualität behalte. Die andere Partei, das Echo der veralteten Ideen, der Unwissenheit und des Fanatismus, hatte für sich die unermeßliche Mehrheit der Gauchos und die meisten Landbewohner und wurde durch Männer vertreten, die meist brav, aber eben so grob als egoistisch und im Stande waren, ihrem Ehrgeize alles zum Opfer zu bringen. Die erste Partei hatte Buenos Ayres, das lange ihr Mittelpunkt war, als Stütze Tucuman und Santiago del Estero, denen sich, wenn auch nicht kräftig, San Juan und Catamarca anschlossen; die zweite stützte sich auf Santa Fe, Cordova, Rioja, San Luis und Mendoza, während Entre Rios, Corrientes und Misiones eine Art Neutralität behaupteten und bereit schienen, sich dem Stärksten anzuschließen, Salta und Jujuy dagegen gar keinen Antheil an dem Kampfe nehmen wollten. Die bald besiegten, bald siegreichen Anhänger der beiden Parteien verwickelten in kurzem den ganzen Staat in die Greuel eines Bürgerkrieges, der fast gleich beim Entstehen der Republik begonnen worden und noch nicht erloschen war, andern Samen der Zwietracht ungerechnet, den die auswärtige Politik unter dieses unglückliche Volk streuete, das so von 1816 bis zur Zeit, als ich das Land besuchte, beständig der doppelten Geißel des innern und äußern Krieges ausgesetzt gewesen war.

Im Jahre 1817 wurde endlich Montevideo von den Portugiesen genommen. Fünf Jahre nachher (1821) vereinigte eine mit Gewalt entrissene Einverleibungsacte die Banda Oriental unter dem Namen Provincia Cisplatina mit Brasilien. Um dieselbe Zeit erhielt in Buenos Ayres das System der Union einen leider zu kurzen Triumph und versprach dem Staate Glück und Größe unter der weisen Verwaltung des Bernardino Rivadavia. Dieser Mann, damals gewiß die höchste politische Capacität auf dem Festlande Südamerikas, begründete zu gleicher Zeit mit der republikanischen Repräsentation die Unverletzlichkeit des Eigenthums, die Oeffentlichkeit der Regierungshandlungen, den öffentlichen Unterricht, die Rechtspflege, die Freiheit der Presse, den Militairetat, die Verbindung mit dem Auslande und die Finanzen, während durch seinen Einfluß die Vereinigten Staaten und England die Republik anerkannten. Als neuer Pelopidas brach der tapfere Don Juan Antonio Lavelleja aus Montevideo den 15. April 1825 mit 32 Orientalisten von Buenos Ayres auf, um sein Vaterland von dem verhaßten Joche der Portugiesen zu befreien, und heldenmüthige Kämpfe, von denen ich die vorzüglichsten auf dem Kriegsschauplatze selbst erwähnt habe, sicherten bald den Triumph der gerechten Sache über die Usurpation. Buenos Ayres nahm bald für die Orientalisten Partei, nachdem es alle möglichen versöhnenden Mittel gegen Portugal erschöpft hatte, und der Krieg gegen Brasilien begann im December desselben Jahres. Dieser Krieg schien ein Nationalkrieg seyn zu müssen, und doch nahmen die andern Provinzen nur geringen oder gar keinen Theil daran, aber er öffnete den argentinischen Helden eine neue Laufbahn des Ruhmes in verschiedenen Schlachten, deren letzte, die von Ituzanizo, welche am 20. Febr. 1827 von Don Carlos Alvear gewonnen wurde und der die Besatzung der Missionen vom Uruguay durch den General Fructuoso Rivera folgte, den Kaiser Don Pedro bestimmte, den Ansprüchen zu entsagen, welche seine Waffen so schlecht unterstützt hatten. In einem Vertrage vom 4. Octbr. 1828 erkannte er die Unabhängigkeit der Banda Oriental an, welche sich damals von der Union trennte und den Namen der östlichen Republik vom Uruguay annahm. Ich war Zeuge dieses Ereignisses und seiner unmittelbaren Folgen bei meiner Reise nach Montevideo gewesen; kurze Zeit vorher hatte sich der würdige Rivadavia genöthigt gesehen, seine Entlassung zu nehmen und sich selbst verbannt, um nicht Zeuge der Uebel in seinem Vaterlande zu seyn, die er nicht verhindern konnte. Der Nationalcongreß war aufgelöst worden und die Föderation triumphirte in der Person Quirogas, Bustos' und Rosas', von denen der erstere durch die öffentliche Stimme mit dem gehässigen Namen des „Tigers von Rioja" bezeichnet wurde und zwar wegen seiner Grausamkeiten in seiner Vaterstadt; der zweite war minder Krieger als habsüchtig, und der dritte, der erste Gaucho, verbarg seinen außerordentlichen Ehrgeiz unter einer Maske von Uneigennützigkeit. Die immer positivern Erfolge der Föderalisten drohten, ohne Rettung alles zu stürzen, was von den schönen Institutionen Rivadavias und anderer aufgeklärten Anhänger des Unionssystems noch übrig war. Lopez und Rosas hatten Buenos Ayres blokirt, Quiroga und Bustos Cordova überfallen, als der General la Paz den 20. Juni 1829 die letztern unter den Mauern dieser Stadt angriff und in der berühmten Schlacht von la Tablada besiegte, was den gänzlichen Sturz des Systems verzögerte, ohne ihn zu verhindern, denn 1831 sah Quiroga seiner Seits seine Sache durch die Niederlage und die Gefangennehmung seines Nebenbuhlers triumphiren. — Die Erzählung dieser Thatsachen, die nach meiner Reise vorkamen, würde den Raum überschreiten, und übrigens nur ein trauriges Bild neuen Unglücks gewähren, welches die Republik 1832 durch den Einfall und die Verwüstungen der Indianer erfuhr, die die Unruhen geschickt benutzten, um die Provinzen zu plündern, und über die vergeblichen Anstrengungen Rosas' und anderer Chefs lachten, welchen ihre Privatinteressen mehr am Herzen lagen als das Wohl des Ganzen.

Ich fasse diesen Abriß der Geschichte der Argentinischen Republik und die Lehren, die man daraus ziehen kann, in zwei Worte zusammen; dieser Abriß ist übrigens auf alle andern Republiken Südamerikas anwendbar. Gegründet in dem Gefühle der heiligsten Rechte, welche durch die Opfer ihrer ruhmreichen Gründer geweiht wurden, sah sich die Rupublik in ihren Fortschritten durch die Unwissenheit und das Uebelwollen mehr oder minder geschickter an das Ruder berufener Intriguanten aufgehalten, und sie wird ihrem Untergange nur dann entgehen, wenn sie zu den Grundsätzen der Uneigennützigkeit und Ehre zurückkehrt, welche an ihrer Wiege herrschten.

Kapitel XXXVIII.

Uebergang über die Cordillere. — Chili.

Ehe ich die Argentinische Republik verließ, hatte ich bei den Bewohnern alle Nachweisungen gesammelt, welche meine Unerfahrenheit bei dem

Uebergange über die Cordillere leiten konnten, und ich glaube den Reisenden, welche mir auf diesem Wege folgen werden, das Resultat meiner Beobachtungen mittheilen zu müssen, um ihnen mehr als eine Täuschung zu ersparen.

(Die Andenpässe.) Der gewöhnlichste Weg von Mendoza nach Santiago in Chili ist der, welchen ich einschlug und beschreiben will; aber es giebt auch noch mehrere andere Pässe, namentlich la Dehesa, welche die Hauptkette der Cordillere bei dem Pic Tupingato durchschneidet und auf welcher man in das Thal der Dehesa, einer der Beiflüsse des Mapocho, hinabsteigt, der Santiago bespült; der Paß los Patos, der über die Hauptkette in N. von dem Vulkan Aconcagna geht und durch eine Reihe von Schluchten hinunterführt, ein an Weideplätzen und Wasser reicher Weg, der aber den Nachtheil hat, daß er länger ist und man über fünf steile Spitzen klimmen muß, weshalb er nur von den Maulthiertreibern benutzt wird, welche Handel zwischen Aconcagna und San Juan treiben; dann den Paß Portillo (das kleine Thor), welcher einer der kürzesten und bequemsten seyn soll und seinen Namen daher hat, daß die Schlucht, in welcher man in die Cordillere gelangt, so schmal ist, daß nur ein beladenes Maulthier auf einmal hindurch kann; der Weg geht hier über in Vergleich bequeme Oerter und verlangt nicht mehr als drei Tagereisen für eine Reise von 24 Lieues von Mendoza nach Santiago, aber man läuft dabei häufig Gefahr, von dem Schnee begraben zu werden, wenn man das Unglück hat, von den temporales oder Gewittern überrascht zu werden. Niemals wird eine Schaar Maulthiere sich auf diesen Weg wagen, und der Reisende, den die Neugierde veranlaßte, denselben einzuschlagen, würde sich entschließen müssen, allein zu gehen. Der Paß, welcher Planchon heißt, ist nach jenen der berühmteste, wird aber selten benutzt, weil er nur denen bekannt ist, welche Handel mit den Indianern der Pampas treiben. Der Paß Antuco endlich führt direct in den südlichen Theil von Chili, ist für die Handelsverbindungen bequemer als jeder andere und könnte wohl endlich vorgezogen werden als der günstigste oder allein mögliche für die Wagen, wenn jemals der Frieden zwischen den verschiedenen Provinzen fest begründet ist und wenn man auf der andern Seite Mittel findet, auf diesem Wege die Gefahren zu entfernen, welche man dort immer von der Nähe der Indianer fürchten muß.

Ich für meine Person hatte unter diesen verschiedenen Wegen nicht zu wählen, denn meine Reiseroute war in voraus durch meinen Wunsch bestimmt, die berühmten Minen von Uspallata zu sehen oder mir wenigstens eine Vorstellung von der Gegend zu verschaffen, wo sie sich befinden.

(Vorsichtsmaßregeln.) Die erste Sorge des unerfahrenen Reisenden, wenn er in Mendoza ankommt, muß die seyn, wie er seine Reise wohl bequem fortsetze. Er wird alle Schwierigkeiten heben, wenn er sich arrieros oder Maulthiertreiber nimmt, von denen sich hier immer viele befinden, welche auf Beschäftigung warten. Bei dem Handel muß man aber sehr auf seiner Hut seyn, nicht betrogen zu werden, denn keiner dieser Männer macht sich ein Gewissen daraus, von dem Fremden weit mehr zu verlangen, als man ihm zu geben schuldig ist. Meine Freunde ersparten mir diese Verlegenheit. Vom Anfange des Novembers bis zu Ende des Mais, d. h. so lange man leicht über die Cordillere kommen kann, ist der gewöhnliche Preis acht Piaster (2 Thlr.) für jedes Maulthier, das man zum Reiten oder für das Gepäck braucht. Der Maulthiertreiber verpflichtet sich, mehr Thiere zu nehmen oder die, welche nicht weiter können, durch andere zu ersetzen und auf seine Kosten alle nöthigen peones zu verschaffen. Die Concurrenz kann dem Reisenden, wenn er sich gut zu nehmen weiß, Uebertheuerungen ersparen. Ein recardo und was dazu gehört, kann ihm im Nothfalle als Bett dienen, aber es ist weit bequemer, eine Matratze mitzunehmen, welche ein Maulthier in einer Art Korb, almofres, trägt und an Ort und Stelle (alojamento) leicht von den Peones ausgepackt wird. Ein Poncho ist sehr gut, aber ein großer Ueberziehrock zum Schutze gegen die Kälte früh und Abends vorzuziehen. Ehe man Mendoza verläßt, thut man sehr wohl, sich mit Lebensmitteln für die ganze Reise zu versehen, denn man darf nicht vergessen, daß man wenigstens acht Tage lang bei einer Reise von 107 Stunden auf sehr schlechtem Wege, keine Hoffnung hat, irgend etwas zu erhalten; nur bei der Ankunft erst findet man einen bewohnten Ort.

Die nothwendigsten Gegenstände für den Reisenden sind jede Art von Lebensmitteln und Küchengeräthen, etwas Wein oder Branntwein, ein Paar Hörner oder chifles zur Aufnahme desselben, ein Paar große alforjas oder Quersäcke am Sattel, worin man bequem eine Menge Dinge fortbringen kann; Rindshäute, um die verschiedenen Packete zuzudecken, und endlich ein Flaschenkeller, ein Gegenstand der ersten Nothdurft, wenn man in Südamerika reist.

Der Maulthiertreiber macht auf der Reise gewöhnlich den Koch. Ist man am Haltplatze angekommen, so ist es gewöhnlich, einen Peon vorauszuschicken, der Feuer anmacht, was derselbe sehr geschickt verrichtet, indem er mit einer Cigarre etwas Maulthiermist anzündet, worauf er Holzspähne legt.

Reist man in der Cordillere, so muß man immer den Maulthieren den Vorzug geben. Sie haben einen weit sicherern Tritt als die Pferde, sind viel klüger, erschrecken weit weniger im Falle der Gefahr und ertragen mit mehr Geduld die Anstrengung und den Futtermangel. Die Pferde verletzen sich die Füße leicht, wenn sie auf die spitzigen Steine auf den Wegen treten, und können bald nicht weiter.

Man macht im Durchschnitte 13 Stunden des Tages in der Cordillere, was gewiß ziemlich viel ist, wenn man den Zustand der Wege berücksichtigt. Die directe Entfernung zwischen Mendoza und Santiago beträgt nur 40 Stunden, aber wegen der Umwege schätzt man sie auf 107, welche die Maulthiertreiber gewöhnlich in acht Tagen machen.

(Reise über die Cordillere im Winter.) Ich habe bisher nur von dem Uebergange über die Cordillere in den Zeiten gesprochen, wann die Wege nicht mit Schnee bedeckt sind; vom Juni bis September aber ist die Reise weit anstrengender, langwieriger und kostspieliger. In dieser Jahreszeit sind die beiden Abhänge der Cordillere wie die cumbre (der Gipfel) mit so hohem Schnee bedeckt, daß selbst die Maulthiere nicht hindurch können; man muß dann einen bedeutenden Theil des Weges zu Fuße machen und selbst auf dem Rücken seine Lebensmittel, seinen Sattel, sein Gepäck tragen, wenn man nicht vorher Peones dazu gemiethet hat, was sehr theuer ist. Seit dem Etablissement fremder Handelshäuser in Chili ist die Reise im Winter durch Boten und Reisende häufiger geworden. Der Courrier geht auch alle Monate regelmäßig hin und her darüber, die Spanier fürchten aber die Kälte zu sehr, um sich den Strapazen einer solchen Reise auszusetzen. Es ist auch allerdings sehr beschwerlich, einen so langen Weg in Schnee zurückzulegen. Die meisten Leiden macht dabei noch die Entzündung der Augenlider, welche durch die Reflection des Lichtes auf dem glänzend weißen Schnee veranlaßt und bei heiterm Wetter durch die unmittelbare Reflection der Sonnenstrahlen noch erhöht wird. Bei der Annäherung eines Gewitters ist es immer gut, die nächste casita (Hütte) zu erreichen, auf die Gefahr hin, dort acht, vierzehn Tage, ja wohl drei Wochen zurückgehalten zu werden, was den Courrieren oft geschieht. Welche Angst müssen die armen Reisenden ausstehen, wenn in dieser Lage ihre Lebensmittel abnehmen oder ganz ausgehen! Ein neuerer Reisender, Herr Th. Pavie, entwirft in einer seiner interessanten Skizzen der Natur Südamerikas ein schreckliches Gemälde von den Leiden, die man bei einer solchen Winterreise zu erdulden hat. Mit Anstrengung Hänge zu erklimmen, die jeden Augenblick rauher und steiler werden, bei jedem Schritte auszugleiten, zugleich gegen eine eisige Kälte, die Erschöpfung und die puna, eine von Husten begleitete grausame Beklemmung zu kämpfen, eine örtliche Krankheit, welche man gewöhnlich der großen Anstrengung bei einem immer aufwärts gehenden Marsche zuschreibt, die aber nur die Wirkung der dünnen Luft ist, zitternd eine ladera oder einen gefährlichen Hang hinter dem oft selbst zitternden vaqueano zu übersteigen — welche Prüfungen! Todtenstille, schnelles und beschwerliches Athmen, kalter Schweiß auf der Stirn, klagende Seufzer des Unglücklichen, dessen Fuß

ausgleitet oder den festen Boden unter sich vermißt, und über den Köpfen aller dieser Menschen, welche mit Schmerz gegen die verschworenen Elemente kämpfen, der stolze Beherrscher der Lüfte, der Condor, mit ausgebreiteten Flügeln, um die nahen Felsen kreisend, bereit auf eine Beute herabzustürzen, die er für sicher hält.. en rührte nicht der Anblick dieses armen chilesischen Courriers, der troß seiner Gewöhnung an dergleichen Wanderungen, ohnmächtig in die Arme des Europäers stürzt, dem er eben noch als Führer diente! Das Hinaufsteigen ist sehr beschwerlich, das Hinabsteigen wo möglich aber noch mehr, ausgenommen für die Courriere und Peones, welche hinunterrutschen. Sie machen aus einer Haut eine Art Schlitten, auf den der Mann mit seinem Sattel, seinem Gepäck oder seiner Last sich setzt, nachdem er sich alles fest mit einem Riemen an den Gürtel gebunden hat; dann läßt er sich den Abhang hinuntergleiten und leitet die Fahrt und schwächt sie, wenn sie gar zu rasch wird, dadurch, daß er sein großes Messer in den Schnee stößt. Der Reisende hat nichts von Lawinen zu fürchten, welche in dem Lande unbekannt sind oder doch nicht viel zu bedeuten haben. Der Schnee der Cordillere bleibt nicht lange weich wie in den Ländern unter kältern Breiten. Bald nachdem er gefallen, schmelzt ihn die Sonne an der Oberfläche, die Flüssigkeit dringt hinein und wenn er so wieder gefriert, wird er ein so fester Körper, daß die Gluthen er fast vertikalen Sonne dazu gehören, um ihn von den Bergen ganz zu entfernen. Alle Unannehmlichkeiten scheinen sich also gegen den Uebergang über die Cordillere im Winter zu vereinigen. Er kostet dann nicht weniger als 350 Piaster, während er in andern Jahreszeiten mit demselben Gepäck nicht über 20 bis 30 Piastern zu stehen kommt, wozu noch kommt, daß man im Winter erst nach vorherigen Anordnungen die Reise antreten kann, welche einen mehrere Wochen entweder in Chili oder Mendoza zurückhalten.

Die Zeit, in welcher ich reiste, ersparte mir viele dieser Besorgnisse, aber ich hatte keine Zeit zu verlieren und ich kam vielleicht schon etwas zu spät. Ich sollte den Weg mit einigen Kaufleuten machen, von denen einige nach Santiago, andere weiter wollten. Unsere Caravane bestand aus etwa 30 Maulthieren und den dazu nöthigen Treibern und peones.

Von Mendoza aus, obgleich diese Stadt ganz am Fuße des Gebirges liegt, steigt der Weg nicht sogleich empor. Er dreht sich um die Basis der Sierra in einem Raume von etwa 12 St. und gelangt dann in das Berggebiet. Dieser Raum ist die Fortsetzung der travesia, dürrer Sand ohne einen Tropfen Wasser, ohne einen Baum, unter welchem der Reisende einen Augenblick Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen finden könnte. Nähert man sich dem Gebirge, so ändert sich das Aussehen des Landes völlig; der Boden wird steinig und trägt offenbare Spuren von Wildbächen an sich, die ihn nach allen Richtungen zerreißen, wenn der Schnee auf der Cordillere schmilzt; die Oberfläche des Bodens ist von ihren ausgetrockneten Betten zerrissen, die mit Felsblöcken und entwurzelten Büschen angefüllt sind. Wie heftig müssen diese Wasserströme von geschmolzenem Schnee seyn, wenn sie solche Spuren auf ihrem Wege zurücklassen! Die hauptsächlichsten dieser Schlünde sind die von Villa Vicencio, von Higuera und Canota. Je weiter wir kamen, um so höher hoben sich die Anfangs ziemlich niedrigen Berge, rückten allmälig näher an einander und bildeten ein immer enger werdendes Thal, welches uns endlich an das Posthaus von Villa Vicencio brachte, neben welchem sich warme Quellen mit gleichem Namen befinden, die im Lande ziemlich berühmt sind. Diese natürlichen Bäder liegen auf einem hübschen kleinen Amphitheater, das auf allen Seiten von hohen Bergen umgeben ist und zu dem man nur gelangt, wenn man einen außerordentlich steilen Felsen erklimmt; sie sind in den Tufstein ausgehöhlt und haben ungefähr 8 Fuß im Durchmesser, wie 2 Fuß Tiefe. Es giebt fünf solcher Quellen, und jede von ihnen hat eine verschiedene Temperatur. Das Wasser hat keinen besondern Geschmack oder Geruch, es entwickelt sich aber aus demselben ein Gas, welches Kohlensäure zu seyn scheint. Dieser 5382 Fuß über dem Meeresspiegel und 2700 Fuß über Mendoza gelegene Ort hat an sich nichts Bemerkenswerthes, für den Reisenden aber den Vortheil, daß er ihm einen neuen Aussichtspunkt gewährt. Er besteht übrigens nur aus zwei Hütten, worin wir keine lebende Seele fanden, und in einem corral oder einer Einzäunung für die Pferde; in einiger Entfernung von den Hütten liegen die Ruinen alter Gebäude, welche zur Bearbeitung eines Silberbergwerks des Paramillo dienten. (Taf. 38. Abbild.) Man erzählt im Lande noch von einer Dame, welche hoch schwanger war und sich doch vornahm, von Mendoza nach Chili zu reisen, da sie dort vor ihrer Entbindung ankommen zu können glaubte. In Villa Vicencio aber fühlte sie Wehen und blieb hier drei Wochen in einem hitzigen Fieber liegen ohne den Beistand eines Arztes; doch konnte sie über die schreckliche Gegend, die ich bereits beschrieben habe, bis nach Mendoza getragen werden. Dies geschah in vier und zwanzig Stunden, aber bei der Ankunft waren die Träger erschöpft.

Hat man die Schlucht von Villa Vicencio verlassen, so gelangt man in ein schmales, mit algarrobos, Eisenkraut, Cactus und einer Art Dipsacus bedecktes Thal; das letztere Gewächs gleicht unserer Färberdistel sehr und findet sich besonders an einer Stelle häufig, welche die Maulthiertreiber deshalb cardal nennen und wo sie Halt machen. Die Berge sind so hoch und steil, daß die Sonne, welche für die Ebenen um 5 Uhr aufgeht, in diesen Thälern erst gegen 8 Uhr erscheint. Wir kamen durch mehrere Oerter, el Cerro dorado (der goldene Berg), so genannt von der Farbe der Sonne, die ihn bescheint; Angostura, zwischen Höhen von 2 bis 300 Fuß gedrängt; Alojamiento und los Hornillos, das seinen Namen dem Umstande verdankte, daß seine arme, gegenwärtig verlassene Hütte sonst zur Ausbeutung der Minen von San Pedro benutzt wurde.

Hier beginnt der Weg den Paramillo hinauf, eine lange und schmale Kette, welche sich zwischen Mendoza und der Ebene von Uspallata ausbreitet. Von dem Gipfel der ersten Höhe hatten wir eine Aussicht über die entfernten Ebenen, in denen man in einer Entfernung von ungefähr 13 St. in gerader Linie leicht Mendoza erkannte; diese Aussicht ist übrigens nicht eben reizend, denn sie zeigt nur eine bläuliche Fläche, die sich ohne Unterbrechung so weit hinzieht, als das Auge reicht. Der Wind ist auf diesen Höhen durchdringend, der Boden trocken und steinigt, so daß man wenig oder nichts von Vegetation sieht.

Je weiter wir kamen, um so steiler wurden die Berge, um so reicher an Abgründen, die bisweilen an dem Pfade gähnten. Ich bewunderte die Klugheit der Maulthiere und die Kaltblütigkeit, mit welcher sie die sicherste Stelle auswählten. Sie blieben oft stehen, um nachzudenken, wie sie einen Riß vermieden oder auf einen entgegengesetzten Felsen gelangten; während sie fest auf den Hinterbeinen standen, streckten sie die vordern aus, um sich zu überzeugen, ob sie in Sicherheit den Punkt erreichen könnten, den sie im Auge hatten. Bisweilen wendete sich der Weg plötzlich und man mußte auf einem Zickzackwege emporsteigen, der durch die Tritte der Maulthiere zu einer Art Treppe geworden war. Die Wirkung des Hinauf- und Hinuntersteigens auf diesen Stufen ist eine ganz seltsame, da die Köpfe der Maulthiere alle verschiedene Richtungen annehmen, wie sie den verschiedenen Winkeln des Weges folgen, ob sie gleich alle eine Bestimmung haben. Uebrigens ist der Hang so allmälig und das Thier, auf welchem man sitzt, scheint seiner Sache so gewiß zu seyn, daß man durchaus nichts von Furcht empfindet, außer wenn man einen Blick rückwärts auf den zurückgelegten Weg wirft. Zu diesem Schauspiele rechne man das unaufhörliche Geschrei der Maulthiertreiber, welche ihre Thiere schimpfen oder ermuthigen, und das von allen Seiten durch die Echos der kahlen Berge wiederholt wird, — eine Scene, die man sich leichter denken kann, als sie wohl zu beschreiben ist.

Wir hatten die erste Hochebene erreicht, welche von den Bewohnern las Sierras genannt werden, im Gegensatz zu der Cordillere oder der höhern Andenkette, welche gewöhnlich mit Schnee bedeckt ist. Unser Weg ging nun über ein sehr hohes Terrain, unaufhörlich hinauf und hinunter, und wir zogen von neuem zwischen zwei Reihen schwarzer Berge ohne alle Vegetation hin. Das Thal war an vielen Stellen von ungeheuern Felsenblöcken bedeckt, welche Stürme oder Erdbeben dahin geworfen hatten. Die Hügel wurden sodann minder bedeutend und seltener, und wir

befanden uns in einem wilden Thale, die Ebene von Uspallata genannt, welches die Grenze macht zwischen der Bergkette, welche wir hinter uns hatten, und der Cordillere, die sich vor uns bis in die Wolken erhob. Diese Ebene kann 5 Stunden breit und 70 lang seyn und hat eine sehr malerische Lage, da drei ihrer Seiten von Bergen mit ewigem Schnee geschlossen werden. Bei meiner Ankunft in Uspallata sah ich mich in meiner Hoffnung getäuscht, die gleichnamigen Minen, die man auch die Minen von San Pedro nennt, zu sehen, und die ein wenig weiter nach Norden liegen. Die Umstände erlaubten mir nicht, mich von der Caravane zu trennen; einer meiner Reisegefährten aber und andere darüber unterrichtete Personen haben mich in den Stand gesetzt, die Neugierde des Lesers in Bezug auf diese Mine ins Besondere, so wie über die Minen Südamerikas im Allgemeinen zu befriedigen.

(Die Bergwerke.) Das Mineral von San Pedro ist eine silberhaltige Bleiglätte. Der Berg, der dasselbe enthält, scheint harter brauner Schiefer zu seyn. Der Hauptstollen liegt an der Südwestseite nahe am Gipfel, der den höchsten Punkt der Kette des Paramo bildet.

Nach Miers, dem competentesten Richter in diesem Stücke, hätte man sehr Unrecht, wenn man glauben wollte, die Chilesen wären in der Kunst des Bergbaues wenig erfahren. Sie fördern das Erz weit wohlfeiler zu Tage als die andern, zwar nach ganz plumpen Verfahren, die aber wenig kosten und von denen man sie nicht ohne Nachtheil würde abbringen können, so fest halten sie an ihren alten Gebräuchen. Der Capitalist, welcher dem minero oder Eigenthümer der Mine das nöthige Geld zur Bearbeitung derselben giebt, wird der habilitador genannt. . Eine regelmäßige Gesetzgebung bestimmt die Rechte und Vorrechte eines Jeden von ihnen, und man kann aus diesen Bestimmungen schließen, daß wenn der zweite im glücklichen Falle viel gewinnt, die Lage des erstern doch noch günstiger zu seyn scheint, weil er nie den Verlust trägt, der stets seinem Associé zur Last fällt.

Die Classe der Bergleute unterscheidet sich wenig von jener der ackerbauenden Peones: dieselbe Sorglosigkeit, dieselbe Gleichgiltigkeit gegen alles, dieselbe Spielsucht. Man miethet sie auf eine bestimmte Zeit, aber sie schaffen sich auf ihre Kosten Kleidungsstücke an, wie sie Tabak, Branntwein rc. in der Pulperia des Bergherrn kaufen. Sie arbeiten nur vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne, halten in der Mitte des Tages eine Siesta von zwei Stunden wie die gewöhnlichen Peones, und arbeiten an den Festtagen nicht, die bekanntlich außerordentlich zahlreich sind.

Bei den südamerikanischen Bergwerken arbeitet man sich nicht perpendiculair, sondern durch einen schiefen, so niedrigen und schmalen Schacht ein, daß die Bergleute fast auf den Knien darin rutschen müssen. Man haut das Erz gewöhnlich ab, wenn das Gestein aber zu hart ist und den Spitzhauen widersteht, so bedient man sich des Sprengpulvers, mit dem die Leute sehr gut umzugehen wissen. Die Bergleute heißen barreteros und die Peones, welche den Ertrag fortschaffen, capacheros, von dem Namen der Lederkörbe, in denen man das Erz herausbringt. Maulthiere bringen dasselbe sodann an den Fuß des Gebirges, wo es in Lederschläuche gefüllt wird, um zur Schmelze und Reinigung geschafft zu werden. Das Detail über das Verfahren beim Stampfen, Amalgamiren, Schmelzen rc. gehört nicht hierher.

Man hat durch Zahlen nachgewiesen, daß der jährliche Ertrag der Minen Südamerikas vor der Revolution bedeutend größer war, als er es gegenwärtig ist, und man führt als Hauptursachen der fühlbaren Verminderung dieses Zweiges des Einkommens das Zurückziehen der Capitalien an, indem die Speculanten sich vor dem Kriege fürchteten, die Mißernten, welche die Eigenthümer der Minen ruinirten, die ihre Arbeiter nähren mußten, und die Schmuggelei mit dem Erze.

Das Thal von Uspallata ist bewohnt gewesen und man sieht noch die Ueberreste eines ansehnlichen Dorfes und die Lehmmauern, welche um dasselbe gingen. Wahrscheinlich waren die Bewohner dieses Dorfes die bei den sonstigen Minen beschäftigten Bergleute. Gegenwärtig findet man daselbst nur eine elende Hütte, in welcher man gewöhnlich die Nacht zubringt. Man sieht daselbst ferner ein kleines Gebäude, ähnlich einer Ziegelbrennerei, das rund und kegelförmig ist und eine Oeffnung oben hat zur Durchlassung des Rauches. War es eine Wohnung oder eine Schmelzhütte? In der Nähe steht überdies ein Wachthaus, worin die Regierung von Mendoza einige Soldaten unterhält und wo man unsere Pässe und unser Gepäck untersuchte, denn hier endigt ihr Gebiet.

Den andern Tag, den 17. April, brachen wir wieder auf. Vor uns hatten wir eine perpendiculaire Masse, die unmöglich erstiegen werden zu können schien. Doch mußten wir über dieselbe; nachdem wir einige Zeit lang in dem Thale herumgezogen und über zwei oder drei Betten von Wildbächen gegangen waren, die in der Regenzeit ihr Wasser dem Mendoza zuführen, gelangten wir zu dem ersten der so berühmten Pässe.

(Weiterreise.) Dieser Paß heißt ladera de las Cortaderas und wendet sich um die Seiten des Berges bald auf-, bald abwärts. Gewöhnlich ist die Fläche des Berges in einem Zustande der Zersetzung, welche eine große Zahl spitziger Bruchstücke hervorbringt, die von dem Regen fortgespült werden und deren Anhäufung eine ziemlich steil geneigte Fläche bildet; in der Mitte dieser Fläche geht der Weg hin, welcher an den schmalsten Stellen doch 5 Fuß breit ist. Die Maulthiere gehen nach ihrem Instincte stets am Rande des Weges, um das Anstoßen ihres Gepäckes an den Berg zu vermeiden, und man kann sich unmöglich eines Schauders erwehren, wenn man seine Füße über einem Abgrunde schweben sieht, während der Berg, der aus bröckeligen Massen besteht und bisweilen über den Kopf des Reisenden überhängt, ihn durch den Einsturz der ganzen Masse, oder durch das Herabfallen einzelner Stücke zu zermalmen droht. Kleine hölzerne Kreuze, die hier und da an dem Berge stehen, predigen nur zu deutlich das Schicksal einiger Unglücklichen, welche auf diese Art umgekommen sind. Bisweilen weicht der Boden unter den Füßen der Maulthiere; sie untersuchen aber den schmalen Pfad stets mit Ruhe und Vorsicht und setzen geschickt einen Fuß vor den andern. Wenn man sich so über dem Abhange schweben sieht, ist man versucht, den Zügel zu ergreifen, um das Maulthier zu leiten; dies würde aber eine große Unklugheit seyn, und die Erfahrung hat mich gelehrt, daß es viel besser sey, dasselbe nach eigenem Willen gehen zu lassen.

Nachdem wir über den Paß waren, gelangten wir in das ausgetrocknete Bett eines Wildbaches, der, obwohl sehr geschwächt, in der Ferne in dem Gebürge brüllte, das seine majestätische Stirn bis zu den Wolken erhob. Hier verbrachten wir die Nacht dieses an Anstrengung so reichen Tages und den nächsten Tag gelangten wir zu der berühmten ladera de las Jaulas (den Höhlen), dem zweiten dieser Pässe, welche so viel Besorgnisse erregen. Dieser ist wirklich erschrecklich, hat dieselbe Form wie der andere, aber der von den Maulthieren gebahnte Weg war an drei Stellen zerrissen, so daß wir auf dem möglichst schmalen Wege um die vorspringenden Ecken des Berges herum und die Maulthiere ihre Vorsicht verdoppeln mußten. Dieser Paß ist nicht so breit wie der von Contaderas, der Weg aber fester, indeß auch viel steiler; der Name kommt daher, daß die überhängende Felsenwand von weiten Höhlen durchbrochen ist, welche eine große Anzahl von Personen fassen können.

Ehe wir zu dem dritten Passe gelangten, zogen wir durch einen steinreichen Theil, der im Lande durch eine wunderbare Geschichte berühmt ist, welche die Arrieros erzählen. Man sieht hier nämlich einen viereckigen Stein, der durch zwei vertikale Sprünge in vier deutliche Abschnitte getheilt ist, deren einer sich von den andern entfernt. Es ist dies der Incastein (Piedra del Inca), auf welchem der Kaiser von Peru bei seinen Besuchen, die er hier alle drei Jahre machte, einige Ceremonien verrichtete. Zur Zeit des Sturzes des Reiches der Incas hat eine geheimnißvolle Macht diesen Stein gespalten, dessen verschiedene Theile sich einander wieder nähern und sich wieder vereinigen werden, sobald das Reich der Incas wieder hergestellt wird.

Man sagte uns, der dritte Paß, ladera de las Vacas (der Küche), sey so schlecht, daß wir ihn auf unsern Maulthieren nicht würden übersteigen können. Wir stiegen demnach ab und wanderten zu Fuße, während jeder sein Thier vor sich her trieb. Meiner Ansicht nach ist dieser Paß nicht so schrecklich als die andern. Er ist minder hoch und minder lang, das Hinabsteigen aber vielleicht beschwerlicher wegen der ungemeinen Steilheit, welche die Maulthiere nöthigt, ihren Gang zu beschleunigen. Ich weiß nicht, wie man es einrichten würde, wenn man auf diesen schmalen Wegen einem entgegenkommenden Zuge begegnete, denn es fehlt an Platz vorbeizukommen und umzukehren. Indeß muß ich zur Beruhigung der später kommenden Reisenden hinzufügen, daß man die Schwierigkeiten und Gefahren dieser Pässe sehr übertrieben hat.

Das Thal, welches wir durchwandert hatten, ist reich an schönen Cascaden und Wildbächen, welche von dem Gipfel der Berge herabkommen. Das Wasser dieser Bäche ist vortrefflich und krystallhell, aber außerordentlich kalt. Die Maulthiertreiber lassen im Darübergehen an einem Bindfaden ein Kuhhorn hinein und stillen so ihren Durst, ohne anzuhalten.

Wir hatten am Ende dieses Thales eine bemerkenswerthe Ansicht von der östlichen Seite der Cordillere. Sie ist durch den Pic von Tupungato begrenzt, welcher für den höchsten Punkt der Anden Chilis gilt und kegelförmig sich über die umliegenden Punkte zu erheben schien. Einige Reisende beschreiben ihn höher als den Chimborazo von Quito, nämlich höher als 21,500 Fuß über dem Meeresspiegel. Das ist eine offenbare Uebertreibung nach Miers, der ihm nur eine Höhe von 15,000 Fuß giebt.

Bei der Punta de las Vacas öffnen sich drei divergirende Thäler: jenes von las Vacas, das wir durchzogen hatten und das in südöstlicher Richtung läuft; jenes von Tupungato, das gerade nach Süden geht, und das von Cuevas, dem wir in westlicher Richtung folgten. Bald gelangten wir an die erste casita, welche ebenfalls las Vacas heißt. Es giebt mehrere solcher Casitas auf jedem der beiden Abhänge der Cordillere, und sie wurden von O'Higgins, dem Vicekönige von Chili und Vater des berühmten Directors dieses Namens, für die Courriere gebaut, welche in allen Jahreszeiten die Reise über das Gebirge machen, oft mehrere Stunden weit wegen des Schneefalles zu Fuße. Diese Casitas sind alle nach einem Plane erbaut, nämlich kleine Gebäude von Mauersteinen und Gyps, eine Merkwürdigkeit in einem Lande, wo die besten Häuser nur von gedörrten Lehmsteinen und Erde gebaut sind. Ein solches Häuschen besteht aus einem einzigen Gemache von etwa 20 Quadratfuß; das Dach ist gewölbt und es erhebt sich etwa 6 Fuß über den Boden, damit der Schnee den Eingang nicht verstopfe. Man steigt auf Stufen von Mauersteinen hinauf. Sonst hatten die Casitas auch Thüren, jetzt sind sie aber verfallen und ihre Stufen fast sämmtlich zerbrochen, was man eben sowohl den Verwüstungen der Erdbeben als der Nachlässigkeit der Bewohner zuschreiben muß. Bei ihrer Anlegung wurden sie mit charque und andern trockenen Lebensmitteln, so wie mit Kohlen versehen, und diese Vorräthe befanden sich in Kisten, deren Schlüssel die Reisenden unter gewissen Umständen erhielten. Diese Casitas haben einen großen Theil der Reisenden gerettet, während mehrere vor der Errichtung derselben Opfer der Schneestürme wurden, die selbst heute noch von einer Casita zur andern sehr zu fürchten sind; aber in ihrem gegenwärtigen Zustande gewähren diese Gebäude den jämmerlichsten Anblick.

Endlich gelangten wir zu der Brücke des Inca, die in ganz Amerika so berühmt ist. Ob sie aber gleich nur einige hundert Schritte von der Straße sich befindet, so muß man es doch wissen und sich daran erinnern, daß sie da ist, damit man von den Führern hingebracht wird; denn diese Leute treiben die Gleichgiltigkeit für alles so weit, daß sie nicht einmal den Werth begreifen, den man auf die Schönheiten der Natur legen kann.

Die Incabrücke ist ein natürlicher Bogen über den Fluß las Cuevas, an dessen Ufern wir von dem Thale Uspallata aus fortwährend hingezogen waren. Dieser Bogen erhebt sich 150 Fuß über das Wasser, ist sehr compact und dauerhaft und beschreibt eine ziemlich regelmäßige elliptische Linie, ist auch zum Theil von Stalactiten bedeckt, welche anmuthig in weißen Spiralen herabhängen. (Taf. 38. Abbild.) Wenn man über diese natürliche Brücke geht, so bemerkt man, daß sie sich merklich von der Linken zur Rechten neigt. Man hat viel über die Formation und die Materialien gesprochen, aus welchen sie besteht. Mir scheint sie das Resultat einer Anschwemmung zu seyn. Sie wird zu einem Drittel aus einem alten angeschwemmten Niederschlage gebildet, den der Fluß unterminirte, und zu zwei weitern Dritteln aus Gipstuff, der sich mit der Urformation vereinigte. In der Nähe kochen mehrere warme Quellen; einige Schritte davon erhebt sich eine 12 Fuß hohe Steinmasse, welche einem Zuckerhute gleicht und auf deren Spitze sich ein Becken oder eine Quelle von Salzwasser in fortwährender Kochung befindet. Auf der geraden Linie der Brücke selbst und darüber befinden sich andere noch wärmere Quellen. Alle diese Gewässer sind stark abführend. Das Land im Ganzen zeigt alle Charaktere des thätigsten Vulkanismus.

Wir sahen diesen Tag zahlreiche Heerden Guanacos, Thiere, welche wesentlich den Anden in der ganzen Ausdehnung dieser Kette bis nach Peru angehören. Es sind die Gemsen dieser amerikanischen Alpen, aber zahlreicher als bei uns die Gemsen. Sie sind außerordentlich scheu und lassen sich nur ganz von fern an den steilen Berghängen sehen, wo sie die dürren dort wachsenden Gräser abweiden. Erschreckt man sie, so springen sie mit großer Leichtigkeit die Höhen hinan und entziehen sich bald dem Blicke. Man jagt sie zu Pferde mit Hunden, die zu ihrer Verfolgung abgerichtet und eingelernt sind, so viele als sie erreichen können, in große natürliche Gehege zu treiben, welche von selbst den Guanacos unzugänglichen Porphyrfelsen gebildet werden. Wir hatten ein solches Gehege an einem Orte gesehen, der Parrales de Pavo heißt, einige Meilen von der Casita von las Vacas. Sind die Guanacos einmal in diese Gehege getrieben, so kann man sie leicht mit dem Lasso fangen. Ihr Fleisch ist mild und von gutem Geschmacke, aber man jagt sie besonders ihres Felles wegen und überläßt das Fleisch den Hunden.

Endlich gelangten wir an den Fuß des Cumbre, des höchsten Gipfels dieses Theiles der Anden. Wir befanden uns in der Casita von las Cuevas 10,044 Fuß über dem Meeresspiegel. Den nächsten Tag früh wollten wir wieder aufbrechen, denn die Maulthiertreiber pflegen entweder früh bei guter Zeit oder Abends über die Cumbre zu gehen, um gewisse sehr heftige Winde zu vermeiden, welche von zehn bis vier Uhr auf der Hauptkette wehen. Während wir uns den andern Tag zum Emporsteigen anschickten und ein Frühstück von Zwiebeln und Wein hielten, das man als ein Präservativ gegen die kalte dünne Luft ansieht, ging über uns ein Trupp Maulthiere über die Cumbre, und wir konnten so den Weg messen, den wir zu machen hatten; die Thiere sahen wie kleine Insecten aus. Das Hinaufsteigen auf die Cumbre ist langwierig und beschwerlich wegen der zahlreichen Windungen, welche der Weg macht; aber es giebt dabei weder Abgründe noch Gefahren, was auch alle Reisenden gesagt haben mögen. Die einzige Unannehmlichkeit ist, daß man zehnmal mehr Zeit braucht, als man auf einem in gerader Linie an der Seite des Gebirges hingehenden Wege nöthig haben würde. Wir erreichten den Gipfel nach einem zweistündigen Marsche. Ich befand mich da 1876 Fuß über las Cuevas und 11,920 Fuß über dem Meeresspiegel. Aber wie wurde meine Erwartung getäuscht! Statt der unermeßlichen Aussicht, die man mir beschrieben und die mir meine Phantasie vorgemalt hatte, statt der ungeheuern und fruchtbaren Ebenen Chilis, deren lachender Anblick unsere Blicke ergötzen sollte, sank hinter mir das Thal, das ich verließ, tief öde und einsam zurück; über mir erhoben sich zerrissene und mit Schnee bedeckte Pics, welche in die Wolken ragten, und vor mir thürmten sich ungeheuere schwarze Gebirge ordnungslos über einander und sahen noch wilder aus als die, welche wir durchwandert hatten. Der steilere und zerrissenere Hinabweg schien uns in einen finstern Schacht hinunterführen zu müssen. Wir fanden die Luft sehr kalt und der Wind schnitt uns in das

Gesicht. Viele Reisende hüllen sich während der ganzen Reise über die Cordillere ein, um sich vor der Berührung der Luft zu schützen und besonders um die Augen vor dem Widerscheine der Sonne auf dem Schnee zu bewahren. Ich habe erzählen hören, daß manche Personen fast erblindet in Chili ankommen und mehrere Tage in diesem Zustande verbleiben, während die Lippen so aufgeschwollen sind, daß man sie kaum erkennt. Meine Reisegefährten und ich kamen damit weg, daß sich die Haut mehr oder minder abschälte.

Die Seite der Cumbre, an welcher wir hinunter zu steigen hatten, war mit Schnee bedeckt, und die völlige Abwesenheit der Sonne erhöhete die natürliche Traurigkeit der Scene noch. Da sie aus steilen Felsen besteht, so ging es mit dem Hinabsteigen noch schlimmer als mit dem Hinaufsteigen, aber der Weg war ziemlich gut.

Gegen drei Uhr kamen wir am Fuße des Gebirges auf der Seite Chilis an. Es ging immer steil hinunter und wir erreichten so den Incasee (Laguna del Inca), von dem man viele Wunderdinge erzählt, namentlich, daß er keinen Grund habe. Er ist immer voll und tritt nie über seine Ufer, obgleich ungeheuere Wassermassen sich in ihn ergießen, woraus man schließen kann, daß er einen unterirdischen Abzug hat.

Wir verbrachten die Nacht in Ojo de Agua (Wasserauge), einem Orte, wo wir kaum einen Baum und einiges Gebüsch fanden, womit wir Feuer unterhalten konnten. Ojo de Agua hat seinen Namen von einer Quelle, welche am Wege herauskommt, auf dem wir hinabgestiegen waren, und die den Maulthiertreibern durch die Kresse bekannt ist, welche sie daselbst sammeln. Fünf Stunden weiter hin gelangten wir zu einem andern Orte, wo das chilesische Gebiet beginnt und der ein Militairposten ist, welcher aber verlassen war. In einem kleinen dazugehörigen Garten fanden unsere Peones einige Pfirsichbäume, deren kaum reife Früchte sie verzehrten.

Von diesem Punkte an nimmt das Thal ein minder wildes Aussehen an und man bemerkt schon, daß man sich einer bewohnbarern Gegend nähert. Die Höhe der Gebirge nimmt allmälig ab, ihre Seiten beginnen sich mit Grün zu bekleiden; man sieht in größerer Menge Stachelbirnbäume mit ihren scharlachrothen Blumen. Die Brombeergesträuche des Thales werden durch blühende Gebüsche und durch Bäume ersetzt, unter denen man Weiden und den cactus peruvianus erkennt, dessen zweigige Stengel sich perpendiculair bis 30 Fuß hoch erheben und mit Dornen besetzt sind, deren sich die Eingeborenen als Nadeln bedienen.

Den 21. April erwachten wir durch das Geschrei einer Art grünen und gelben Papageis mit langem Schwanze, des ersten lebenden Wesens, das wir, außer den Guanacos und Condors, seit unserm Eintritte in die Cordillere gesehen hatten; früh kamen wir über den Salto del Soldado (Soldatensprung), der seinen Namen von dem Abenteuer eines Deserteurs des Befreiungsheeres San Martins hat, welcher sich von dem steilen Ufer in den Fluß stürzte und sich so seinen Verfolgern entzog. Gegen Mittag verließen wir die Gebirgsketten, die uns von Uspallata begleitet hatten, und der Anblick einiger ärmlichen ranchos, die von ganz armen Leuten bewohnt waren, kündigte uns an, daß wir uns wieder in civilisirtem Lande befänden. Wir waren in der großen Ebene von Aconcagua, welche welche ihren Namen von dem Vulkane hat, der sie in Norden beherrscht und wo zwei Städte liegen, die Villa Vieja (die alte Stadt) oder San Felipe, in der Mitte des Thales, und die Villa Nueva (die neue Stadt) oder Santa Rosa. Santa Rosa, wo wir ankamen, ist in quadras gebaut mit einer plaza, wo man die Kathedrale, den Cabildo und andere öffentliche Gebäude sieht; sie ist klein, aber reinlich, regelmäßig und freundlich. Ehe wir hinein kamen, mußten wir das letztemal über den Fluß und zwar auf der Cimbrabrücke, einer indianischen hölzernen Brücke, die an Lederriemen oder Lassos hängt. Der Fußboden ist von einer Art Chili eigenthümlichen Rohrs gemacht. Nach dem Plane dieser leichten in ganz Chili sehr häufigen Brücken sind die eisernen Hängebrücken in Europa gebaut. (Taf. 38. Abbild.) Diese Brücken schwanken und zittern bei jedem Tritte, wenn man hinübergeht. Nichts desto weniger sind sie sehr sicher, weil man sie nie mit mehr als dem Gewichte eines Maulthieres mit dessen Ladung und dem Peon beladet.

Den 22. um elf Uhr verließen wir Santa Rosa, um unsere Reise nach Santiago fortzusetzen, von dem wir nur noch etwa 22 Stunden entfernt waren. Das Land war dürr und öde, voll von Hügeln, über welche wir fortwährend steigen mußten; kaum bemerkte man von Zeit zu Zeit einige einsame Ranchos, um welche magere Kühe und Ziegen eine unzureichende Nahrung in den Blättern und Zweigen einiger verkrüppelten Akazien fanden. Nicht ohne Verwunderung sah ich völlig unfruchtbare Striche von aufgehäuften Steinen eingeschlossen, als wenn man einigen Werth darauf lege. Der Anblick der Gegend widerlegte durchaus alles, was ich von der Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes gehört hatte.

Acht Stunden weiter hin gelangten wir in das Thal Chacabuco, das durch den Sieg so berühmt ist, welchen der General San Martin hier über die spanische Armee erfocht. San Martin war Gouverneur von Mendoza zu Ende des Jahres 1816 als die vereinigten Heere von O'Higgins und Carrera zu Rancagua in Chili geschlagen worden waren. San Martin sammelte die Ueberreste, welche durch Mendoza kamen, verband damit andere in der Nähe liegende Truppen und sah sich in sechs Monaten an der Spitze von 4 bis 5000 Mann, mit denen er es unternahm, den Spaniern Chili zu entreißen. Die Ausführung dieses Unternehmens begann den 17. Jan. 1817. Die Bergpässe, durch die er in Chili eindrang, waren fast unzugänglich. Der Marsch war lang, ermüdend und unglücklich; die Truppen hatten zu gleicher Zeit gegen die Kälte, den Hunger und alle möglichen Entbehrungen zu kämpfen; die drei Divisionen der Arme marschirten jede nach demselben Ziele, ohne Kunde von einander zu haben. Den 12. Febr. bewirkten sie ihre Vereinigung auf den Höhen, welche die Cuesta de Chacabuco beherrschen. Die Royalisten unter dem Generale Marcos hatten sich auf die Ebene zurückgezogen, damit sich ihre Cavallerie leichter bewegen könne, auf welche sie sehr rechneten, und stellten sich in Schlachtordnung auf; in der Zahl kamen sie den Republikanern fast gleich, aber sie waren weit besser equipirt. San Martin griff sie an und schlug sie in einigen Stunden vollkommen; den andern Tag zog die patriotische Armee im Triumph in der Hauptstadt ein.

Wir verbrachten die Nacht in einem erbärmlichen Rancho, dessen gastfreundliche Bewohner uns auf dem Schauplatze des Sieges selbst die Nationalhymne Chilis vorsangen, während drei große Mädchen, die ihre Stimmen denen des Chors anschlossen, abwechselnd ihr Brod aus Mehl und Fett kneteten.

Den 23. kamen wir in dem kleinen und armen Dorfe Colina an, bei welchem sich Bäder befinden, die ihr Wasser von zwei Quellen erhalten, deren eine alcalinisch und die andere schwefelhaltig ist. Die Zahl der Personen, denen wir auf dem Wege begegneten, nahm mit jedem Augenblick zu, und das häufige Grüßen zwischen den Vorüberkommenden und unsern Maulthiertreibern bewies uns, daß die Chilesen in Höflichkeit durchaus keiner Nation nachstehen. Ich bemerkte zum erstenmale, daß auf dem Lande Santiago Chili genannt wird. Dieser Name macht einen besondern Eindruck auf den Reisenden, wenn man ihn fragt: „Gehen Sie nach Chili? Wie weit ist es von hier nach Chili?"

(Santiago.) Als wir um einen Hügel herumkamen, etwa zwei Stunden von Santiago, bemerkten wir endlich die Thürme, welche sich mitten unter Pappeln erhoben. Die Umgegend der Stadt von Colina her ist keineswegs malerisch und giebt keine günstige Idee, aber ich sollte mein Urtheil bis nach einer genauern Prüfung verschieben. War es übrigens nach einem so langen Aufenthalte in öden Wildnissen nicht schon viel, sich wieder unter den Lebenden zu befinden? Ich wanderte durch die Vorstadt, Lehmhäuser, von denen einige mit in verschiedenen Farben gemalten Devisen verziert waren; dann kam ich über eine steinerne Brücke von fünf Bogen, welche von dem Vater des Generals O'Higgins gebaut wurde, und gelangte endlich zu einem der Einwohner, für den ich Briefe hatte. Sein Haus stand am entgegengesetzten Ende der Stadt auf dem Münzplatze in der Cañada, einem der schönsten Theile

Hier steht auch die Münze, das größte Gebäude der Stadt, das eine ganze quadra einnimmt, ganz von Mauersteinen gebaut ist und, nach den Chilesen, nicht seines Gleichen in der ganzen Welt hat. Es besteht aus drei vierseitigen Höfen, um welche die Bureaux und Staatszimmer angebracht sind. Die Façade wird von einer Reihe schwerer Pfeiler mit einem massiven Sims darüber gebildet, den eine lange Balustrade von schlechtem Geschmacke krönt. Nach dem Urtheile der Baukünstler ist die ganze Zusammenstellung des Gebäudes nicht glücklich, in Verhältniß zu den andern Gebäuden derselben Art in Amerika aber dieser ungeheuere Steinhaufen, das Meisterwerk der von Spanien zu seiner Errichtung abgeschickten Arbeiter, nicht ganz ohne Verdienst. (Taf. 38. Abbild.)

Santiago wurde 1541 von Pedro Baldivia angeregt und liegt in einer ungeheuern und fruchtbaren, von den Flüssen Mappo und Mapocho bewässerten Ebene. Der Raum, den sie einnimmt, ist weit bedeutender als man nach der Zahl ihrer Einwohner schließen sollte; jede Wohnung nimmt einen großen Raum ein, weil, außer dem, daß sie nur einstöckig ist, sie wegen der Erdbeben vorn einen großen Hof und hinten einen Garten und einen Corral hat. Die Wände sind vier Fuß dick und von sorgfältig angestrichenen adobes aufgeführt, was ihnen ein angenehmes Aussehen giebt. Das Dach ist mit rothen Ziegeln belegt. Die Fenster, welche nach der Straße gehen, haben ein verziertes, sorgfältig bemaltes und bisweilen vergoldetes Gitter (reja). Jedes Haus hat eine große Thüre, den alleinigen Eingang. Einige der vordern Zimmer sind als Laden vermiethet; in diese gelangt man aber durch eine kleinere Thüre, und sie sind von der Hauptwohnung getrennt.

An Größe kommt Santiago Buenos Ayres nicht gleich, aber sie sieht freundlicher aus. Die breiten Straßen haben bequeme Trottoirs und sind mit Kieselsteinen gepflastert, welche man aus dem Flusse nimmt. Asequias (Bewässerungscanäle) von ungefähr 3 Fuß Breite, die fortwährend von dem Mapocho Zufluß erhalten, laufen in der Mitte der Straßen, welche dadurch immer rein bleiben. Diese Canäle bewässern auch die Gärten; die der ersten Häuser sind groß und gut angelegt, in der Mitte mit Springbrunnen verziert und mit Orangen- und Granatäpfelbäumen, Linden, Weinstöcken rc. bepflanzt. Die Vegetation ist in Santiago immer thätig, denn den Winter fühlt man kaum und der Schnee bleibt selten auf der Erde liegen.

Sie ist wie die andern spanischen Städte in rechtwinkelige und regelmäßige Vierecke getheilt. Der südöstliche Theil der Stadt wird von der Vorstadt Cañadilla durch eine 150 Fuß breite Straße, Cañada genannt, getrennt. Der Rio Mapocho fließt außen in W. und N. der Stadt vorbei und trennt sie von der Vorstadt Chimba, mit welcher sie durch die Brücke in Verbindung steht, die ich bei meiner Ankunft passirt war. In SW., am Ende der Cañada, liegt eine andere Vorstadt, Chuchunco genannt. Die Stadt selbst hat neun Hauptstraßen; zwölf andere Straßen durchschneiden sie in der Quere, so daß die jetzigen Grenzen der Stadt über 110 Quadras begreifen. Die Vorstadt Cañadilla allein nimmt zwei Drittel dieses Raumes ein und die beiden andern sind zusammen ungefähr eben so groß als Cañadilla.

Kommt man in das Innere der Stadt, so findet man zuerst, fast in der Mitte, die plaza oder den Marktplatz, welcher den Raum einer ganzen Quadra einnimmt. (Taf. 39. Abbild.) In NW. erheben sich die Residenz des Directors, der Palast der Regierung, das Gefängniß und der Gerichtshof. In SW. sieht man die Kathedrale und den alten bischöflichen Palast, den gegenwärtig der Generalstab inne hat. In SO. finden sich kleine Buden unter plumpen Galerien, während das obere Stockwerk in bürgerliche Wohnungen und in Spielhäuser getheilt ist. Die ganze NO-Seite wird von Privathäusern eingenommen, unter denen man einen recht hübschen Gasthof bemerkt, das „Hôtel d'Angleterre", wo gewöhnlich die Reisenden absteigen, welche keine Bekannten in der Stadt haben.

Der Palast ist ein ziemlich schönes Gebäude von zwei Etagen. In der ersten befindet sich das Arsenal, die Staatscasse und einige andere Bureaux; in der zweiten dagegen der große Gerichtssaal und die Bureaux mehrerer Staatsminister. Der Director bewohnt das Erdgeschoß, wo er reich meublirte Zimmer inne hat. Das presidio enthält ein Gefängniß, den Gerichtshof und den Cabildo. Alle diese Gebäude, im schlechtesten maurischen Style erbaut, sind von Mauersteinen und angestrichen; nur die Piedestals der Pilaster sind von rothem Porphyr.

Die Kathedrale ist das einzige steinerne Gebäude der Stadt. Sie ist noch nicht vollendet; was man davon sieht, verspricht ein ziemlich reiches, aber etwas plumpes Gebäude. Der bischöfliche Palast und die andern Gebäude am Marktplatze liegen halb in Trümmern und das erste Erdbeben kann sie vollends einstürzen. In der Mitte steht ein kupferner Springbrunnen, der sein Wasser durch einen unterirdischen Canal von dem Flusse erhält; er liefert der ganzen Stadt das Wasser, das man in Tonnen auf Maulthieren fortschafft.

Noch muß bei der Plaza das Consulado angeführt werden, ein großes Gebäude, worin das Handelsgericht, der Senat und der Nationalcongreß vereiniget ist; die Douane, sehr groß und für ihren Zweck ganz geeignet, und endlich das Theater, ein ärmliches Gebäude, das etwa 800 Personen fassen kann. Ueber die Vorstellung habe ich nichts zu sagen, außer etwa, daß die Zuschauerinnen fast allen Reiz derselben ausmachen.

Die Stadt ist in fünf Kirchspiele getheilt. Alle Pfarrkirchen sind von plumper Bauart, die Klöster aber schön. Man zeichnet unter andern das Kloster San Domingo in der gleichnamigen Straße und das der Jesuiten aus, das durch seine Malereien und durch seinen hölzernen Thurm merkwürdig ist. Es giebt fünf Klöster, von denen die zwei Jesuitenklöster gegenwärtig als Schule und Bibliothek dienen. Alle Klöster haben sogenannte Kreuzgänge in gothischem Style, die mit Gemälden von Heiligen und Märtyrern geschmückt sind. Jeder Mönch hat seine Zelle, deren Geräthschaften in einem Wasserkruge, einem Bilde des Heiligen und des Schutzpatrons, in einigen Gebetbüchern, einem Tische und einem Stuhle bestehen. Das Kloster San Francisco in der Cañada ist sehr schön und sehr geräumig. Palmen und Cedern schmücken die Höfe dieser Klöster, wo man ein großes hölzernes Crucifix sieht, an dessen Fuße Todtenköpfe liegen, vor dem die Mönche Buße thun und sich geißeln.

Am östlichen Winkel der Stadt steht der Hügel Santa Lucia, wo die Spanier ein die Stadt beherrschendes Fort gebaut hatten, das offenbar nicht zur Vertheidigung, sondern zur Bezwingung der Stadt im Falle eines Aufruhrs bestimmt war. Ueber diesen Hügel, am südlichen Ufer des Flusses, zieht sich der Tajamar, die öffentliche Promenade, fast eine Drittel Stunde hin, die früh oder Abends, je nach der Jahreszeit, immer besucht ist; aber die Abendgesellschaften sind die glänzendsten. Zur Linken geht eine starke Brustwehr von Mauersteinen hin, welche die Stadt vor den Ueberschwemmungen des Mapocho schützt. Zur Rechten dagegen befindet sich ein langer Sitz für die Personen, welche die Frische sitzend genießen wollen, während viele Spaziergänger zwischen der doppelten Pappelreihe vor ihnen hinwandeln; hinten, mehr zur Rechten, sind einige Conditorbuden und chinganas oder kleine Wirthschaften, in denen sich alle Volksklassen versammeln. Man sieht da Sängerinnen, welche sich mit der Harfe oder einem andern dem Lande eigenthümlichen Instrumente begleiten und immer einen und denselben Tanz (zapateado) aufführen, ohne daß etwas Unrechtes zwischen den Tänzerinnen und den Zuschauern vorkäme. Auch die Damen von Santiago wohnen einige Augenblicke diesen Scenen bei und scheinen Vergnügen daran zu finden; aber das Gefühl ihrer Würde bringt sie bald auf den Tajamar zurück, wo sie zur Rückkehr von kleinen zweiräderigen Wagen erwartet werden, die ein Maulthier zieht (Taf. 39. Abbild.). Der Director Benardo O'Higgins begann im Jahre 1817 eine neue Promenade an fast der ganzen Ausdehnung der großen Cañada am entgegengesetzten Ende der Stadt. Von dieser Straße aus überblickt das Auge zugleich das Fort Santa Lucia und am Horizonte den riesenhaften Tupungato, der sich über die Andencordillere erhebt. Man sieht auf der Cañada fortwährend Obsthändler, welche sich durch eine Art Zelt vor der Sonnengluth schützen, Peons, die von ihrer

Arbeit ausruhen, und Lastthiere, welche Holz und Luzerne auf den Markt tragen (Taf. 39. Abbild.).

Santiago hat drei Märkte, von denen der eine ununterbrochen dauert und zwar im Bassoral, einem großen Platze am Fuße der Brücke; die beiden andern werden an den beiden Enden der Cañada gehalten. Hier geht man aber nicht auf den Markt, um Lebensmittel zu kaufen; alles was die Einwohner brauchen können, wird ihnen von Straße zu Straße auf Pferden oder Maulthieren gebracht, sogar die Luzerne für die Pferde, und davon wird viel verbraucht, weil jedes Haus wenigstens ein Pferd hat. Dieses Futter kommt aus der bewässerten Umgegend; man sammelt in keinem Theile Chili's Heu, und Hafer wächst nicht. Bisweilen füttert man die Pferde auch mit Stroh und Gerste.

Man kann die Einwohnerzahl von Santiago auf 40 bis 45.000 anschlagen, wobei aber die Bewohner der Vorstädte mitgerechnet sind. Sie zerfallen in zwei sehr geschiedene Classen; die eine besteht aus den Reichen, welche alle Ländereien, den Handel und die Aemter in Besitz haben, die andere dagegen aus Kleinkrämern, Handwerkern und Peones. Alle zeichnen sich durch ihre Gefälligkeit, ihre Sanftmuth und ihre Aufmerksamkeit gegen die Fremden aus, die sie bisweilen auf der Straße anreden, um sie in ihr Haus einzuladen.

Ihre Lebensweise ist durchaus nicht prächtig. Sie nähren sich hauptsächlich von Suppen und ollas. Das Brod ist vortrefflich in Santiago in Folge der guten Beschaffenheit des Getreides in Chili und trotz der schlechten Bereitungsart. Früh trinkt man Mate und Chocolate; gegen zwei Uhr wird zu Mittage gegessen; dann hält man Siesta bis vier Uhr; Abends wird wieder Mate getrunken und warm gegessen. Nach dem Essen bleibt man bei Tische sitzen; die Leute sind mäßig und nüchtern und begnügen sich damit, nach Tische eine Cigarre zu rauchen. Einige der ersten Familien haben die europäischen Gewohnheiten angenommen, besonders in Hinsicht auf die Eßstunden.

Die Mönche führen ein sehr angenehmes Leben; sie sind artig, freundlich, duldsam und scheinen sich wenig um Proselytenmacherei zu kümmern. Schwerlich fände man gegenwärtig in Santiago einen jener finstern strengen Priester, welche jeden, der eine andere Religion bekennt, für einen Feind ansehen und als solchen behandeln. Diesen Eindruck haben wenigstens die Geistlichen auf mich gemacht, welche ich dort kennen lernte, und ich halte die Meinung Miers' für übertrieben, der behauptet, sie hätten in dieser Hinsicht keine Fortschritte gemacht.

Die haciendados oder Haciendasbesitzer sind die reichsten Einwohner von Santiago; einige ihrer Güter, die gewöhnlich in den fruchtbaren Thälern von Aconcagua, Maypo, Rancagua, Melipilli und in der Nähe der Stadt liegen, bringen ziemlich viel ein. Seit der Revolution hat der Großhandel eine neue Richtung genommen und ist fast ganz aus den Händen der Eingeborenen in die der Fremden übergegangen. Die untern Classen sind sehr arm, haben aber auch wenig Bedürfnisse. Die Milde des Climas wie die Fruchtbarkeit des Bodens vermindern die Zahl der Armen und begünstigen ihre natürliche Trägheit, so daß die Stadt im allgemeinen keineswegs ein Bild der Thätigkeit gewährt.

Die Damen von Santiago sind angenehm und sehr freundlich. Ihre Unterhaltungen unterscheiden sich nicht von denen der Damen in Buenos Ayres, welche mit den europäischen Sitten vertrauter sind. Sie tanzen und klimpern auf der Guitarre oder dem Piano; ihre Bemerkungen sind treffend und ihr Gespräch ist anziehend, aber ihre Kenntnisse sind sehr beschränkt, obgleich sie ziemlichen Scharfsinn besitzen; diejenigen, welche die Lectüre lieben, lassen sich zählen. Ich habe in ihrer Bibliothek selten andere Werke gefunden als Don Quixote, Gil Blas, die Novellen von Cervantes, Paul und Virginie, einige Handbücher der Geschichte und einige Gebetbücher; doch kannte ich auch einige, welche mit der französischen und englischen Literatur sehr vertraut waren und diese beiden Sprachen geläufig sprachen und schrieben.

Die Unterhaltungen der Santiaguenos sind nicht sehr mannichfaltig. Nach der Promenade auf dem Tajamar scheinen sie die Pferderennen am Ende dieser Promenade am meisten zu lieben und ihre Tertulias gleichen allen denen, welche ich an andern Orten gesehen habe.

Das war etwa der Zustand der Hauptstadt der Republik Chili zur Zeit als ich sie sah. Ich habe nur noch von den Nationalsitten und Gebräuchen zu sprechen. Zuerst erwähne ich die Spiele der Indianer am Tage eines Festes, das nichts anderes ist als ein katholisches Fest, den alten gegenwärtig in der Republik fast ganz verschwundenen Sitten angepaßt. Hier hat sich der alte Gebrauch erhalten und man hat sich damit begnügt, statt einer indianischen Gottheit die Jungfrau Maria zu nehmen. Der Kazike geht noch heute an der Spitze der Prozession mit den Zeichen des Amtes, das er nicht mehr verwaltet. Von Bauern begleitet verläßt er sein Haus; vor ihm geht ein Mann, der eine Fahne mit Bändern trägt und ihm folgt ein Orchester, nämlich zwei alte Trommeln und ein halbes Dutzend Flöten. In diesem grotesken Aufzuge begeben sie sich in die Kirche, wo sie um den Segen der Jungfrau bitten, dann in eine benachbarte Pulperia, vor welcher die Fahne aufgepflanzt wird; der Kazike hat sich vorher mit dem Wirthe verständiget, um die ganze Schaar freizuhalten. Um die Fahne wird getanzt und diese Freuden dauern drei ganze Tage (Taf. 40. Abbild.).

Eine Hacienda in der Nähe von Santiago bot mir Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen über den Zustand des Ackerbaues. Eine Hacienda in Chili vereiniget den Charakter der Estancias und Chacras der Argentinischen Republik, unterscheidet sich aber von denselben wesentlich in ihrer Form und Einrichtung. Sie ist in mehrere Höfe (patios) getheilt. In einem derselben wird das Getreide ausgekörnt, indem man Pferde darauf herumgehen läßt. In einem andern Hofe wird geschlachtet und Charque bereitet. Vorn befinden sich die Wohnung des Aufsehers, seine Magazine und Kammern und der Laden, worin die Producte im einzelnen verkauft werden. Dahinter dehnt sich der Wein- und Baumgarten aus. Sehr oft gewähren diese Haciendas ein vollkommnes Viereck (Taf. 40. Abbild.). Ich besah mit besonderm Interesse die großen Keller, die gut gehalten und mit ungeheuern irdenen Krügen angefüllt waren, welche in Leder eingewickelt sind, das man feucht darüber legt und dann trocken werden läßt. Neben dem Keller waren zwei ungefähr 2½ Fuß tiefe, 6 F. breite und 12 F. lange Steinkufen. Darein schüttet man die Trauben und tritt sie; darauf wird der Most in Cisternen, dann in die Krüge gesammelt. Man bereitet zwei Sorten Wein, einen scharfen harten, der nur unvollkommen gährt und chica heißt, welcher Name auch einem Getränke aus Maismalz, so wie andern gegorenen Getränken gegeben wird. Diese erste Art Wein hält sich nur wenige Monate und die untern Classen trinken ihn fast im Uebermaße. Die zweite Art erfordert mehr Pflege, ohne viel besser zu seyn; er ist dick, fad und schwer, hält sich aber mehrere Jahre. Die Trauben sind in Chili vortrefflich und es ist nur der Ungeschicklichkeit der Leute zuzuschreiben, daß man so schlechten Wein davon erhält. In vielen Häusern destillirt man Branntwein aus Trauben und die Landbewohner verbrauchen eine ungeheuere Menge davon.

Der Ackerbau ist in Chili noch sehr wenig vorgeschritten. Die einzigen Instrumente, welche man zur Bearbeitung des Landes anwendet, sind ein sehr einfacher von zwei Stieren gezogener Pflug, den ein einziger Mann lenken kann, die Hacke und eine große Haue, azadon genannt; der Spaten ist erst ganz kürzlich eingeführt worden. Man harkt oder eggt mit einem Schafknochen und einem Bündel Brombeergesträuch, das man mit Steinen beschwert und von Stieren ziehen läßt; das übrige, die Bewässerung ausgenommen, überläßt man der Natur. Dünger kennt man nicht. Es ist Sitte, das bebauete Land alle vier oder fünf Jahre brach liegen zu lassen. Das Clima von Chili ist ohne Zweifel sehr günstig, die Ernten schlagen selten um und sind die Frucht geringer Arbeit, nach Miers ist aber die ungeheuere Fruchtbarkeit des Bodens sehr übertrieben worden.

Der Roggen und die Gerste, die einzigen Getreidearten, die man in Chili bauet, werden mit einer Sichel abgeschnitten. Das Geerndete wird auf Häufen zusammengelegt, die man auf eine Art Schlitten bringt

und so auf die Tenne schafft, wo man das Getreide durch Pferde austreten läßt. Dann worfelt man das Getreide, indem man es mit hölzernen Gabeln mehrmals in die Luft wirft. Trotz dem ist das Getreide nicht sehr rein und das Mehl voll Staub ꝛc., was aber die Chilenen nicht sehr kümmert.

Nachdem ich Santiago und die Umgegend hinreichend durchwandert, wünschte ich sehr, die berühmten Araucanos zu besuchen, welche das bei uns so wenig gekannte Gedicht des Don Alonzo de Ercilla gefeiert hat. Für einen Dichter würde schon dieser Titel hingereicht haben, das Volk zu besuchen, aus dem der Sänger der „Araucana“ seine Helden nahm; aber ich wollte mehr als wißbegieriger Beobachter jenes wenig bekannte Volk studiren, die einzige der amerikanischen Nationen, welche die Europäer fortwährend bekämpft hat, ohne besiegt worden zu seyn, die sich ihrem Joche entzogen hat, ohne dieselben zu fliehen, ein Ereigniß, das wohl die ernstliche Aufmerksamkeit des philosophischen Reisenden verdient.

(Eintheilung Chilis.) Wirft man einen Blick auf die Karte, so sieht man, daß Chili in zwei ganz verschiedene Theile zerfällt, das eigentlich sogenannte Chili in Norden und das indianische Chili in Süden. Das erstere war seit Eroberung der Directorialregierung von Santiago unterworfen, das zweite aber blieb fortwährend in Besitz der eingebornen Indianer, welche man noch jetzt für unabhängig ansehen muß, da sie ihre eigenen Häuptlinge haben und nach ihren eigenen Gesetzen und Gebräuchen regiert werden. Die Grenzen dieser beiden großen Abtheilungen sind nie genau festgestellt worden; der Rio Biobio wird aber gewöhnlich als Grenzlinie angesehen, da sich die Spanier in S. von diesem Flusse nie außerhalb der Forts und Militairposten daselbst halten konnten.

Das eigentlich sogenannte Chili zerfällt wiederum in drei große Intendanzen, Eintheilungen, die von der Natur selbst angegeben werden, denn jede derselben zeichnet sich durch ein besonderes Clima und durch eigenthümliche Hilfsquellen und Vorzüge vor der andern aus. Im N. befindet sich Coquimbo, in der Mitte Santiago und im Süden Concepcion, die wiederum in 13 Provinzen zerfallen; zwei davon liegen in N.: Copiapo und Coquimbo, sieben in der Mitte: Quillota, Aconcagua, Santiago, Melipilli, Rancagua, Calchagua und Maule, und vier in Süden: Chillan, Itata, Rere und Cuchaguay.

Ich war durch die Provinz Aconcagua, eine der sieben Unterabtheilungen der Intendanz Santiago, in das Land gekommen. Diese Provinz gewährt eine große bebaubare Landstrecke. Sie ist ohne Zweifel der schönste und fruchtbarste Theil der Mittelintendanz von Chili in Folge der beiden ansehnlichen Flüsse, welche dieselbe durchströmen, nachdem sie von der Cordillere heruntergekommen sind, der Putaendo nämlich, der von NO. und der Aconcagua, der von S. kommt. Beide vereinigen sich bei San Felipe oder Villa Vieja, der Hauptstadt der Provinz, die groß, reinlich, regelmäßig gebaut ist und etwas westlich von Santa Rosa liegt. Man sieht in Aconcagua viele Baum- und Weingärten und Luzernefelder, und wegen der Vereinzelung des Landes ist die Bevölkerung gut vertheilt. Die Bezirke in der Nähe der Cordillere sind, obgleich jährlich drei oder vier Monate mit Schnee bedeckt, zur Viehzucht ganz geeignet wegen der trefflichen Weide auf den Bergflächen und in den Schluchten. Man findet daselbst auch einige Goldwäschereien (lavaderos), die nicht viel werth sind, aber keine Silberbergwerke, dafür ist aber die Vegetation äußerst kräftig; die Weinstöcke tragen treffliche Trauben; Oliven wachsen in Menge und mit etwas mehr Industrie und Fleiß könnten die Bewohner ansehnlichen Gewinn davon ziehen, trotz der Höhe von ungefähr 2000 Fuß über dem Meeresspiegel und der Nähe der Cordillere. Die Vortheile der Revolution machen sich hier bereits sehr bemerkbar.

Die Provinz Santiago setzt das Plateau Aconcagua fort, aber sie ist weder so fruchtbar noch so bebauet, weil es an hinreichendem Wasser zur Bewässerung fehlt. Seit einigen Jahren hat jedoch der Ackerbau hier Fortschritte gemacht, wozu einige Flüsse beitragen, z. B. der Mappo und der Mapocho. Der letztere begünstiget besonders die Arbeiten auf den Feldern und in den Gärten in der unmittelbaren Nähe der Stadt, wo sich viele Quintas, Weinberge und Haciendas von bedeutendem Ertrage befinden. Nachdem ich neugierig alle umliegenden Dörfer durchwandert, mehrere nicht eben bedeutende Goldbergwerke, deren wichtigstes das im Thale Dehesa ist, und mehrere Silberbergwerke, namentlich das von Renghio bei Chacabuco besucht hatte, blieb mir nichts mehr zu sehen übrig, als der wichtige Hafen Valparaiso. Zwei verschiedene Wege führen zu Lande von Santiago nach jener Stadt. Auf dem südlichsten davon, der 37 St. lang ist, findet man Barancas, sogenannt, weil der Ort als Canal für das überflüssige Wasser des Mappo in der Regenzeit dient; die Kette oder Cuesta de Prado, die sich 2548 Fuß über den Meeresspiegel erhebt; Bustamento, eines der besten Posthäuser in Chili, eine zweite Cuesta, die von Zapata, die minder hoch ist als die vorige; Casa Blanca, das die Chilenen mit dem Namen einer Stadt beehren, ob es gleich seit dem Erdbeben von 1822, das alle Gebäude umwarf, nur ein armseliger Flecken ist, und endlich Cuesta de Valparaiso (1260 F. über dem Meeresspiegel), von dem es steil zu dem Puerto hinuntergeht. Als ich eines Tages meine Wanderung bis an den Fuß der Pradokette, 7 Stund. westlich von der Hauptstadt, ausgedehnt hatte, begegnete ich einem Truppe von Maulthieren, welche Eisenstangen nach Valparaiso trugen. Dies ist ein wahrhaft origineller Anblick, der jedoch etwas ähnliches mit dem Transport des Bauholzes in der Cordillere hat (Taf. 40. Abbild.). Eine zweite Straße, mehr in Norden, hat, ob sie gleich etwas länger ist als die erstere, den Vorzug, daß sie nur über eine Cuesta, statt über drei, führt, aber freilich höher ist als eine der andern, da sie sich 2700 F. über den Meeresspiegel erhebt. Man findet hier Polepayco, wo es reichhaltige Gipsbrüche giebt, und weiterhin das Dorf Tiltil, wo die Golderze aus den benachbarten Bergwerken gestampft und amalgamirt werden; noch weiter auf einem reich bewaldeten Gebirge, von dem tausend Bäche auslaufen, die vereiniget eine der in Chili so häufigen Goldwäschen bilden, sieht man Asiento Viejo, wo alle Schönheiten der Natur mit dem Schmuze, der Armuth und der Faulheit der Bewohner contrastiren. Von hier an beginnt das Ersteigen der Kette, von deren Höhe das Auge eine unermeßliche Aussicht hat, die durch die Fläche des stillen Meeres geschlossen wird. Man bemerkt ferner auf diesem Wege das reiche Thal von Limache, das fruchtbar an Obst und Gemüßen und von den wohlhabendsten Landleuten in ganz Chili bewohnt ist; und man gelangt endlich nach Concon, 6 St. nördlich von Valparaiso. Diese beiden Straßen durchschneiden die Provinz Quillota, die westlich von Aconcagua längs der Küste liegt, nur von einem Flusse, dem Concon, bewässert und von der Intendanz Coquimbo durch den Rio Chiupa getrennt wird. Es regnet hier in N. weniger als in S. und die Küste ist im allgemeinen fruchtbarer als das Innere. Außer Valparaiso findet man Quillota, nahe am Meere, am Rio Concon und Petroca, das dagegen sehr weit davon liegt. Die Provinz hat einige kleine Häfen, von denen man großen Vortheil ziehen könnte und besitzt Goldbergwerke.

Hätte ich nur den Haupthafen der Republik sehen wollen, so würde ich einen von diesen beiden Wegen eingeschlagen haben; um mir aber die Verzögerungen und Kosten einer doppelten Fahrt von Valparaiso nach Concepcion und von Concepcion nach diesem Hafen zu ersparen, von wo ich mich zu Lande nach Peru begeben sollte, entschloß ich mich, das südliche Chili zu besuchen, da ich überzeugt seyn konnte, in dieser Richtung reichlichen Stoff zu interessanten Beobachtungen zu finden. Ich schloß mich also einigen Kaufleuten an, welche sich nach Concepcion begaben, und nach einem einmonatlichen Aufenthalte in Santiago brach ich nach Araucanien auf.

Kaum hat man die Hauptstadt verlassen, so gelangt man in die Ebenen von Mappo, wo die Straße eine Zeit lang parallel mit dem Canal von Mappo läuft. Dieser Canal, der unter der spanischen Regierung begonnen und 1819 vollendet wurde, läuft von N. nach S. in der Richtung der Cordillere in einer Ausdehnung von ungefähr 9 Stunden. Die unmittelbare Folge dieser industriellen Schöpfung war die Befruchtung der

dürren Ebene, durch die sie geht, und sie hat seit ihrer Vollendung die Zahl der Felder mehr als verdreifacht. Die für die Industrie so werthvolle Ebene von Mayпо ist nicht minder berühmt in den politischen Annalen von Chili als Schauplatz einer blutigen Schlacht, welche sich hier den 5. April 1818 die königl. Truppen unter Osorio und die Patrioten unter San Martin lieferten. Nach einem erbitterten Kampfe war der Sieg San Martins vollständig und er sicherte die Unabhängigkeit des Landes.

Melipilli oder San Jose de Logroño ist die Hauptstadt der kleinsten der sieben Provinzen der Mittelintendanz und nur durch ihre Küstenlage in W. von Santiago, so wie durch die reichen Haciendas bemerkenswerth, welche ihr kleines Dorf San Francisco del Monte umgeben.

Ist man über den Rio Maypo, so gelangt man in die Provinz Rancagua, welche zwei Seen hat, einen mit süßem Wasser, der wegen der Schönheit der Landschaft und wegen seiner Fische, wegen der Schwäne und Flamingos gerühmt wird; der zweite liegt nahe an der Küste und sein schönes Salz ist ein bedeutender Handelsartikel. Die Goldminen von Alque, nicht weit von dem ersten dieser Seen, waren sonst sehr reich. Die Hauptstadt der Provinz, Rancagua oder Santa Cruz de Triana, die wir auf unserm Wege fanden, liegt am Rio Cachapoal, der sie von der Provinz Colchagua trennt. Ein wenig zur Rechten, in einer Schlucht der Cordillere, befinden sich die Bäder von Cauquenes in der romantischsten Lage auf einem sehr schmalen Plateau am Rande eines Abgrundes, an dessem Fuße der Cachapoal, in der Tiefe von 100 Fuß, strömt. Was mir meine Reisegefährten sagten, ließ mich sehr bedauern, daß ich diese Bäder nicht sah. Die Berge umher sind mit Bäumen bedeckt, und während im Winter die Gipfel der höchsten Höhen mit Schnee beladen sind, ist in dem Thale die Temperatur unter einem wolkenlosen Himmel warm und angenehm. Die Bäder bestehen aus vier Hauptquellen, welche in verschiedene natürliche Behälter von ungefähr 5 Fuß Länge bei einer Temperatur von 100° und darüber laufen. Ob sie gleich zu heiß sind, als daß man ohne Schmerz darin ausdauern könnte, so zwingt man doch die Kranken, so lange darin zu bleiben, als die Aerzte verlangen. Im Sommer sind sie sehr besucht und äußerst wirksam gegen Rheumatismen und andere ähnliche Krankheiten.

Wir reisten durch die Provinz Cochagua, südlich von der vorigen, ohne daß ich Gelegenheit fand, irgend eine besondere Bemerkung zu machen, außer etwa über die außerordentliche Fruchtbarkeit, die man ohne Zweifel den zahlreichen Flüssen zuschreiben muß, welche sie in N. und S. bewässern. Sie ist reich an Bauholz, woran es den Provinzen im N. von dem Flusse Maypo gänzlich fehlt, und besitzt mehrere an Getreide und Weinbergen reiche Haciendas. Wir kamen, ohne daß wir uns aufhielten, durch San Fernando, ihre Hauptstadt, so wie durch das kleine Dorf Curico (Provinz Maule). Bei Curico kommt man durch den Paß Planchon aus der Cordillere heraus. Wir hatten Eile, Talca, die Hauptstadt, den Ort der Bestimmung mehrerer meiner Reisegefährten, zu erreichen. Diese Stadt liegt in einem kleinen Thale am Rio Claro. Sie hat nicht über 1000 Einw., die Umgegend ist aber gut angebaut. Die Provinz besitzt überhaupt ungeheuere Hilfsquellen und kann fast überall angebaut werden. Sie hat einen gleichnamigen Fluß, einen der wichtigsten in Chili, der viele Beiflüsse aufnimmt; an seiner Mündung liegt eine, ebenfalls Maule genannte Stadt, welche seit der Revolution eine bedeutende Zunahme der Geschicklichkeit verdankt, mit welcher ihre Bewohner Barken bauen, auf denen man vortreffliches und wohlfeiles Bauholz nach Valparaiso transportirt. Das Clima des Landes ist sehr schön und der Vegetation ganz vorzüglich günstig; die Winterregen fallen hier länger und häufiger als in den nördlichen Provinzen, was in Verbindung mit der Menge von Quellen es unnöthig macht, das kostspielige Bewässerungsverfahren anzuwenden. Sie ist sehr bewaldet und ich habe hier, besonders in der Nähe der Flüsse, verschiedene Arten hochstämmige Bäume von der besten Qualität gesehen. Das Hauptproduct des Landes ist Vieh. Sonst bereitete man hier viel Charque, aber dieser Handelszweig ist gegenwärtig etwas gesunken, so wie der Handel mit dem berühmten Chancokäse, der nach Peru und bis nach Buenos Ayres ausgeführt wurde. Mehrere Maulinos haben mir Veranlassung gegeben, eine bemerkbare Verschiedenheit zwischen ihrem Aeußern und dem der Chilenen des N. zu bemerken. Sie haben eine schwärzere Farbe, weniger Bart, weniger getrennte Augen, eine niedrigere Stirn und ein minder spitziges Kinn. Sie sind wirkliche Promaucianer, Abkömmlinge jenes Geschlechts, das die Incas von Peru nie unterjochen konnten, wie sie die fügbaren Bewohner von Chilimapu (dem nördlichen Chili) unterjochten. Man setzt hinzu, die Maulinos hätten auch den Charakter ihrer Vorfahren beibehalten, sie sind härter und wilder als die andern Chilenos, welche ihnen immer mißtrauen; es fehlt ihnen aber, um große Fortschritte zu machen, nur an Armen und leichtern Communicationsmitteln.

Wir gelangten zur Provinz Chillan, der nördlichsten der vier, aus denen die südliche Intendanz besteht; sie ist klein, aber sehr fruchtbar, in O. von hohen Bergketten bedeckt und dehnt sich in W. in von dem Flusse Itata und dessen Beiflüssen gut bewässerten Ebenen aus. Nichts konnte mich in der Hauptstadt dieser Provinz aufhalten, aber konnte ich umhin, die Gelegenheit zu benutzen, auf einem classischen Boden des Vulkanismus einen Ausflug bis zu dem Vulkan Antuco zu machen, da ich eine so große Anzahl derselben gesehen und noch keinen untersucht hatte?

Ich kam mit einigen braven Leuten überein, welche die Sprache und die Gewohnheiten der wilden Indianer genau kannten, die wir auf diesem neuen Wege treffen konnten. Ich nahm Abschied von meinen Reisegefährten von Santiago her, welche ihren Weg direct nach Süden fortsetzten, und wendete mich mit meinen Führern zur Rechten. Nachdem wir in Folge ihrer Ortskenntnisse den Weg so viel als möglich abgekürzt hatten und durch mehrere unbedeutende Dörfer, so wie über einen ziemlich großen Fluß (den Rio Lara) gekommen waren, bemerkten wir an dem veränderten Aussehen der Gegend und der immer wachsenden Schwierigkeit des aufwärtsgehenden Marsches, daß wir in die Anden gelangten und eine der höchsten Spitzen zu übersteigen hätten. Endlich kamen wir über den Rucue, einen ungestümen Wildbach, der bei der Anschwellung alle Verbindung unterbricht; wir erblickten den Vulkan, der sich unsern Augen in seiner ganzen Pracht zeigte. Wir hielten an, um in dem Dorfe Antuco, dem Ziele unserer Reise, auszuruhen.

Das Thal Antuco, welches die höchste bewohnte Spitze der Anden einnimmt, zieht sich von W. nach O. in einer Länge von fast 7 Stunden hin und hat eine nicht geringere Breite. Der Rio Lara trennt es in zwei fast gleiche Theile. Es enthält große Naturschönheiten und das Dorf selbst ist sehr romantisch am Fuße der hohen grünen Wände gelegen. Es befanden sich hier bei meiner Anwesenheit mehrere aus ihrem Lande verbannte Pehuenchen, und von ihnen konnte ich einige Nachweisungen über ihre Völkerschaften erhalten.

So herrlich die Landschaft auch ist, so steht sie doch dem Anblick des Vulkans nach, der nur einige Wegstunden von dem Dorfe entfernt und von kleinern Bergen umgeben ist. Aus dem Krater steigt fast fortwährend Rauch auf. Der Anblick dieses Pics ist alle Tage ein anderer, entweder weil ihn die schieffallenden Sonnenstrahlen färben, oder weil die Flamme seines Kraters in der Nacht durch die Wolken bricht und den Schnee beleuchtet, der rund um ihn her liegt. (Taf. 40. Abbild.)

Der schönste Punkt in dem hohen Theile des Thales ist der Pic Pilque. Kaum hat man die Hälfte der Höhe erstiegen, so gelangt man auf die Wiesen, wo die Alpenvegetation und die Pflanzen der kräftigen und stark gefärbten Vegetation der Tropen sich kreuzen, worunter man die Maiblümchen der Antucaner (azuzena del campo, gravilia odoratissima) findet. Je höher man in dem Thale Antuco steigt, um so seltener werden die anmuthigen Bilder und man sieht sich allmälig die Charaktere der schrecklichsten vulkanischen Macht entwickeln. Die Felsen sind von allem Grün entblößt und hohe Lavawände zeigen sich überall. Man erblickt Silla Vellula, einen der höchsten Pics der südlichen Anden; man ist von Basalten und Laven umgeben, welche tausend phantastische Formen anneh-

men, und der wilde Bach (der Twun Leuwu) kommt, um gleichsam den Reisenden den Zutritt zu dieser hohen Bergbalustrade zu wehren, auf der er sich befindet. Auf die Bitte der Bewohner hat die Regierung an diesem Orte ein Fort bauen lassen und eine kleine Garnison hineingelegt. Ein Abgrund und ein Spitzberg zur Linken, ein Wildbach zur Rechten, vorn ein kleiner Hügel mit einer Platform, die gerade so breit ist, um die Garnison im Innern einer Verpallisadirung zu halten, das ist der Anblick dieses unbedeutenden Forts. (Taf. 41. Abbild.)

Der Twun Leuwu, auf den man sich in der Zeit der Anschwellung nicht ohne Furcht wagt, hat hier nicht zwanzig Schritte Breite. Sein immer trübes Wasser (Twun Leuwu bedeutet in der Sprache der Pehuenchen Rio Turbido oder trüber Fluß) verursacht den Soldaten heftige Koliken. Wer sich über seine Wellen wagen wollte, würde darin schnell den Tod finden, denn einige Schritte weiter unten öffnet sich ein ungeheuerer Schlund, in den er sich wüthend stürzt, um seine Gewässer mit denen des Lara zu vermischen. Der Fall kann eine Höhe von 150 Fuß haben; diese Höhe wäre in den Anden nicht außerordentlich, wenn der Fluß nicht in einer einzigen Masse herunterfiele, fast ohne daß ein kleines Wasserrinnchen sich auf den umliegenden schwarzen Felsen verirrt.

Begiebt man sich von da zu den zusammengedrängten Ufern des Lara, so findet man eine schöne Basaltbastei, die sich als eine hohe Mauer bis in die Tiefe des Thales zieht, wo die Bäume sie bedecken. Die Säulen sind nicht ganz perpendiculair und selten über zwei Fuß hoch. An mehrern Stellen schießen sie gleichsam aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte hervor oder sind auch ordnungslos über einander gethürmt. Ihre außerordentliche Härte verräth sich durch einen metallischen Glanz und widersteht dem Hammer. Ohne irgend einen Uebergangsring schließen sich diesen Basalten die Laven an, welche den größten Theil des Berges von dem Fort bis zu dem Fuße überziehen und aus Platten von einem halben bis drei Zollen im Durchmesser und über einen Quadratfuß Fläche bestehen. Diese schieferigen Laven scheinen die ältesten Producte des Vulkans zu seyn, denn man findet sie zwischen den Basalten wieder. (Taf. 41. Abbild.)

Von dem Dorfe Antuco gehen alle Jahre drei oder vier Caravanen ab, die aus mehrern hundert beladenen Maulthieren bestehen und Handel mit den Indianern treiben, welche sich an gewissen, seit lange bestimmten Orten einfinden. Sie bringen ihnen ihren Weizen, ihren Mais, kurze Waaren, Glasperlen und empfangen dafür Salz und Heerden. Es ist dies ein sehr guter Handel, denn für drei Eisenringe (argollas), womit der Lasso an den Sattelbogen befestigt wird, giebt der nomadische Handelsmann bisweilen zwei Pferde oder eine trächtige Kuh.

Die Ersteigung des Vulkans kostete uns drei mühselige Stunden, denn wenn wir nach funfzig Schritten stehen blieben, um Athem zu schöpfen, sahen wir uns in Folge der starken Abschüssigkeit funfzehn Fuß wieder zurückgezogen. Wir erreichten endlich die letzte Spitze und gelangten an eine Stelle des Kraters, wohin vor uns Niemand gekommen war. Die Spitze des Vulkans besteht in einer kleinen kreisrunden Ebene, in deren Mitte sich wie eine Mauer von funfzig Fuß eine mit Lava überzogene Anhöhe erhebt. Nach dem Pic von Teneriffa und dem Cotopaxi ist der Vulkan von Antuco ohne Zweifel der steilste der bekannten Pics. Die Gesammthöhe des Kraters in seinem höchsten Theile beträgt 8180 Fuß.

Meine Neugierde war befriedigt und ich dachte nun nur an die Rückkehr in bewohnte Orte. Das Hinabsteigen war langweilig und gefährlich, doch fanden wir uns wieder ohne Unfall in der Mitte des Thales, von wo ich den Weg einschlug, der nach Talcahuano, einer der Grenzstädte des eigentlichen Chili führt; diesmal war ich aber mit dem unentbehrlichen Maulthiertreiber und Peon allein, denn meine muthigen Führer nach dem Antuco waren nach Chillan zurückgekehrt. Ich ging wieder über den Ruscuë und den Lara, worauf ich eine lange und langweilige mit vulkanischen Stoffen besäete Travesia zu durchwandern hatte, die vorher wahrscheinlich ein See gewesen ist. Sie brachte mich nach Yumbel, dem Hauptorte der Provinz Rere, einer ganz kleinen Stadt oder vielmehr einem Dorfe, das mit einer vierseitigen Mauer, mit einer Bastion an jeder Seite, umgeben ist und mit Vortheil mehr als eine Belagerung von den Indianern ausgehalten hat. Der kleine Flecken Rere, den man dann findet, ist stolz auf eine 3 Fuß im Durchmesser messende Palme und seine schönen Glocken, unter deren Metall die Frömmigkeit der Bewohner viel Silber und über dreißig Pfund reines Gold mischte. Bei der schönen Hacienda Gualqui, an dem Ufer des Biobio, hatte ich eine neue Gelegenheit, mich in der Idee von der herrlichen Duldsamkeit der heutigen Priester in Chili zu bestärken, welche dieselben für sich und ihre Getreuen so wohl mit den Gebräuchen einer zu wenig aufgeklärten Bigoterie zu verbinden wissen, wie mit jener Höflichkeit, welche die Bewohner veranlaßt, sich bei denen, die sie bei sich aufnehmen, fast zu bedanken; — ein ehrenwerther Charakter, der von einigen mürrischen Reisenden hartnäckig verkannt worden ist. Dann hatte ich längs des Biobio, dem Könige der Flüsse in Chili, den ich zum erstenmale bewunderte, auf einem sehr beschwerlichen Wege hinzuziehen, an dessen linker Seite sich bewaldete und fruchtbare Berge erheben, die man die Desilés (angostias) von Gualqui nennt. Der Weg ist so schmal, so holperig und so schlüpferig, daß man in der Regenzeit tausendmal Gefahr läuft, sein Pferd zu verlieren. Aber was war er für mich, nachdem ich die Anden überstiegen und von dem Antuco herabgekommen war? Es sind indeß echte Thermopylen, wo zwei entschlossene Männer allein eine ganze Armee aufhalten könnten, und man muß zu Ehren der Süd-Chilesen hinzufügen, daß man nie einen Räuber daselbst trifft. Dies ist der letzte bemerkenswerthe Punkt bis nach Talcahuano, wo ich nach einem drei- oder viertägigen Marsche von dem Vulkan an ankam.

(Talcahuano.) Talcahuano, von allen Seiten von Bergen umgeben, ist eine an sich wenig bemerkenswerthe, so kleine und so seltsam gebaute Stadt, daß man sie in Europa kaum einen Flecken nennen würde. Sie besteht aus zwei neben einander laufenden Straßen, einem ziemlich großen Marktplatze, Häusern, die meist nur Hütten sind, und einer unansehnlichen Kirche. (Taf. 41. Abbild.) Im Jahre 1825 hatte sie höchstens 1500 bis 1600 Einw., aber ihre geographische Lage und die Sicherheit ihres Hafens verheißen ihr für die Zukunft einen ausgezeichneten Rang, wenn nicht als Handelsplatz, so doch als Niederlagsort von Concepcion. Sie liegt auf einer Halbinsel, die mit Concepcion durch eine Erdzunge verbunden ist, bisweilen aber, in Folge der Ueberschwemmung des Biobio, zu einer völligen Insel wird. Sie ist reich an Quellen, an manchen Orten stark bewaldet und grenzt in O. an die gleichnamige Bai. Sie mißt etwas über eine geogr. Meile von N. nach S., aber kaum eine halbe in der Breite.

Die erwähnte Bai ist einer der besten Häfen in Chili und die Schiffe befinden sich hier überall in Sicherheit. Die Insel Quirinquino schützt sie vor den Nordwinden, und eine Sandbank theilt sie in zwei Hälften. An der Mündung des Flusses Andalien, der sich hier in S. hinein ergießt, giebt es einige Untiefen, die aber nicht gefährlich sind. Die Bewegung, welche zu gewissen Zeiten auf der Bai herrscht, ist wahrhaft merkwürdig, wenn eine Menge kleiner Böte sie nach allen Richtungen mit einem einzigen Segel durchschneidet, das oft nichts anderes als eine grobe Matte oder der Poncho ist, womit sich die Fischer in dieser Gegend bedecken, die meist wahre Indianer mit sonnenverbranntem Teint und amphibischen Wohnungen (caletas) sind und durch alle ihre Gewohnheiten zu einem besondern Volke werden. Am Meeresufer erhebt sich ein kleines Fort in ziemlich schlechtem Zustande, und in geringer Entfernung von den steilsten Theilen der Halbinsel ist eine Batterie von sechs eisernen Kanonen (fuerte de Galvez) so angelegt, daß sie ihr Feuer mit dem des Forts kreuzen kann.

Wenn man die Berge um Talcahuano besteigt, so gelangt man auf einen für den Botaniker sehr interessanten Boden und erreicht bald die sandigen Ufer der Bai San Vicente, die so gefährlich, wie jene von Talcahuano sicher ist; aber man findet hier eine zahllose Menge von Seethieren. Diese ganze Küste war sonst ein Zufluchtsort der Seelöwen rc., deren

Jagd vielen Leuten Arbeit giebt. Im Jahre 1828 kreuzten sieben fremde Schiffe ohne andern Zweck in diesen Gewässern vom Aequator bis zum Cap Horn.

(Concepcion.) Drei Stunden südöstlich von Talcahuano befindet sich die Stadt Concepcion, wohin man sich auf einer unfruchtbaren Ebene vom traurigsten Aussehen begiebt. Concepcion ist die zweite Stadt in Chili, die Nebenbuhlerin von Santiago, der Hauptort der dritten Intendanz und ins Besondere der Provinz Puchacal oder Penco, die reich an Goldminen ist, unter denen man die von Quillacoya, fünf Stunden von Gualqui, unterscheidet, die aber seit dem Kriege und den Einfällen der Indianer verfallen. Concepcion kann sich seit meiner Reise wieder erholt haben, aber als ich die Stadt sah, bemerkte man noch deutlich die Spuren der Verwüstung, welche die Räuberhorden und verschiedene Parteien zurückließen, die einander hier den Sieg streitig machten. Es werden viele Jahre vergehen, ehe sie ihre frühere Blüthe wieder erlangt. Man gelangt zu ihr, ohne daß etwas die Nähe einer großen Stadt verkündigte, und zieht zwischen einer langen Reihe von zerstörten Häusern hin, deren Ruinen einen recht guten Baustyl verrathen. Man kommt über Brandstellen auf den Markt, wo sich von allen Richtungen her die Zugänge zur Stadt vereinigen. Es giebt keinen traurigern Anblick als das Aussehen von Elend, das sich unter so vielen imposanten Gebäuden kund giebt, an deren Thüren und Fenstern man noch die vergoldeten Verzierungen und die von dem Rauche geschwärzten Frescen erkennen kann. Die Einwohner sind zerstreut und die Zerstörung hat nicht einmal die von ihnen gepflanzten Obstbäume verschont. Man würde ihre so schönen Gärten von den Trümmern nicht einmal unterscheiden können, wenn nicht noch hier und da ein schöner blühender Strauch stände. In einem derselben, der ohne Zweifel von einem Freunde der Botanik angelegt wurde, habe ich den piñal pehuan (pinus araucanus, Mol.; dombeya chilensis, Lam.) eine Art araucaria gefunden, welche ihren Eigenschaften nach etwas von der Fichte, dem Thuya und dem Kastanienbaume hat. Ich hatte diesen Baum auf der Andenkette gesehen; er wächst besonders in allen Provinzen Araucaniens. Er wird bisweilen 80 Fuß hoch, erreicht einen Umfang von 8 Fuß und zeichnet sich durch seine Befruchtung aus; sein Holz ist gelb und sehr dornig; seine herzförmigen Blätter erzeugen eine dem Tannenzapfen ähnliche Frucht, welche die Indianer sehr gern essen, wie wir die Maronen. (Taf. 42. Abbild.)

Sonst war Concepcion so volkreich als Santiago. Die ersten Familien von Chili bildeten einen Theil der Einwohner dieser Stadt, welche sich auf 20,000 Seelen beliefen, und die Spanier zogen ihr Clima dem vieler Provinzen ihres Vaterlandes vor. Ein Gouverneurhof und ein bischöflicher Hof, eine Menge spanischer Großwürdenträger, welche das Bedürfniß dahinzog, von ihren Arbeiten auszuruhen, bildeten daselbst eine glänzende Gesellschaft. Der Reichthum, die Höflichkeit der Einwohner und die Schönheit ihrer Frauen waren in ganz Südamika bewundert. Gegenwärtig hat Concepcion fast nichts Merkwürdiges mehr. Ein Nonnenkloster für 20 Pensionaire hat allein den Sturm überstanden. Der erzbischöfliche Palast fällt in Trümmer; der Palast des Gouverneurs hat dasselbe Schicksal gehabt und ist nie gänzlich vollendet worden; von der Kathedrale ist nur noch ein kleiner Theil übrig. Seit 1828 aber wurde die öffentliche Laufbahn der Stadt von neuem eröffnet und die Bewohner arbeiten eifrig an der Wiederherstellung ihrer Vaterstadt.

Der Anblick so vieler gefallener Größe betrübte mich. Ich eilte, mich demselben zu entziehen, indem ich über den Biobio ging, wo ich Zeuge und fast Theilnehmer einer Jagd in einer balsa war, einem sehr seltsamen Fahrzeuge, das im ganzen Lande gebräuchlich ist. Es ist ein scheinbar ziemlich gebrechliches Boot, auf dem aber die eingeborenen geschickten Seeleute mit Vertrauen auf allen Flüssen fahren und sich oft sehr weit auf das Meer wagen. Es besteht aus zwei Seelöwenhäuten, die so zusammengenäht sind, daß sie ziemlich die Form des lebenden Thieres erhalten, mißt acht bis neun Fuß in der Länge, ist cylindrisch und mit Luft gefüllt; das Ganze wird durch leichte Querhölzer gehalten. Der Steuermann setzt sich an das eine Ende und handhabt in der Mitte zwei lange Ruder, die an jeder Seite in einer kleinen Ausschweifung angebracht sind. Mit einigen solchen Ruderschlägen entfernt man sich von der Küste, und der Reisende, der zum erstenmale sich einer Balsa anvertraut, sieht sich nicht ohne Besorgniß allein mitten unter den Wogen auf dieser Art Wasserballon, wo er keinen andern Stützpunkt hat, als die dünnen Wände, an welche die Häute befestigt sind. (Taf. 42. Abbild.)

Nach dem Uebergange über den Fluß befand ich mich auf dem Gebiete, wo die chilenische Republik außer dem Bereiche der Kanonen des Forts, mit denen die Spanier die Ufer des Biobio von der Mündung bis an seinen Ursprung besetzten und von denen Nacimiento und Puen die ansehnlichsten sind, keine Herrschaft mehr hat. Der Biobio beginnt in den Anden und verstärkt sich auf seinem Laufe durch das Wasser mehrerer Flüsse, welche alle von N. kommen und unter denen man den Rio Claro, Rio Lara, Rio Guaque und Rio Duqueco auszeichnet. Die beiden Ufer sind gut bewaldet, da alle Schluchten, die meisten Hügel und viele Ebenen schöne Wälder tragen. Er ist schiffbar bis Nacimiento für flache Böte und die Barken, welche zu sehr niedrigen Preisen nach Concepcion die Lebensmittel bringen, — ein Vorzug, den keine andere Provinz Chilis besitzt.

Ich erreichte Arauco, eine kleine befestigte Stadt, welche ihren Namen dem Theile des Landes gegeben zu haben scheint, den man Araucanien nennt und wo die Indianer des Südens ihren Tauschhandel betreiben. Ich besuchte das kleine indianische Dorf Tubul in SW. von Arauco und machte da die Bekanntschaft mit dem toqui oder ulmen (Häuptlinge) des Ortes, einem im Frieden sanften und gastlichen, aber, wie man sagt, im Kriege schrecklichen Manne, der stolz darauf war, jenem kriegerischen Geschlechte anzugehören, welches allein von allen Indianern Amerikas sein eigener Herr geblieben ist. Sein Haus war ein mit Stroh gedecktes, ziemlich großes Gebäude, im Innern in mehrere Gemächer getheilt, deren jedes eine Art Bett enthielt; in dem erstern standen fünf oder sechs Tischchen auf einer Art Estrade. Dahinter befand sich eine von dem Uebrigen ganz getrennte Küche mit mehrern Herden und verschiedenen irdenen Gefäßen um dieselben; über jedem Herde hing eine chiqua oder ein Korb, der als Vorrathskammer diente. Die Familie des Chefs war sehr zahlreich und er schien unter etwa vierzig Personen, Frauen, jungen Burschen und Kindern, als Patriarch zu herrschen. Bei den Mahlzeiten, wobei die Frauen nur zur Bedienung der Männer erschienen, saß Jedermann an einem der kleinen Tische. Das Gericht bestand zum Frühstück gewöhnlich aus einer Art gerösteten und mit heißem oder kaltem Wasser vermischten Mehl; Mittags aus Schöpsen- oder Rindfleisch, Fischen, Geflügel, Erdäpfeln oder Kürbissen, mit Knoblauch, Pfeffer und Piment gewürzt, und einer Art Teig, miton, aus Kartoffeln oder Kürbißmus mit Milch; sie trinken, je nach den Jahreszeiten, eine Art sehr berauschenden Aepfelweins und andere gegorene Getränke.

Ich verdankte dem Einflusse meines Wirthes als Vorstehers der Führer eine Bedeckung und alle mögliche Erleichterung zur Reise nach Valdivia. In diesem Hafen wollte ich mich nach Valparaiso einschiffen, nachdem ich so meine Reise über unermeßliche Einöden vollendet. Ich wurde recht wohl durch dieses ungeheuere Land gebracht und durchreiste ohne Aufenthalt die acht Provinzen des spanischen Chilis. Diese Provinzen sind reich und fruchtbar; mehrere haben selbst schöne und reichhaltige Goldminen, aber man muß sie dennoch als verlorene Länder für die europäische Civilisation ansehen. In Valdivia habe ich, ehe ich nach Valparaiso unter Segel ging, alle Notizen gesammelt und geordnet, welche ich entweder selbst zusammenbringen konnte, oder die sich nach Erkundigungen über die Geographie dieses Theiles von Chili und über die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner erhielt. Das Resultat dieser Sammlungen habe ich hier mitgetheilt. Wenn man in dieser Skizze über die Indianer des südlichen Chilis einige Züge findet, die an die Patagonier- und Pampas-Indianer erinnern, so darf man sich nicht darüber wundern, denn es herrscht trotz allen theoretischen Unterschieden zwischen diesen verschiedenen Völkerschaften

die alle mehr oder minder ansehnliche Zweige des großen Stammes der **Rothhäute** Südamerikas sind, die auffallendste Aehnlichkeit.

(Die Araucaner u. Araucanien.) Die Indianer, mit denen ich mich in diesem Augenblicke beschäftige, gehören zu der dritten großen von d'Orbigny aufgestellten Abtheilung, jener der Araucanos, welche je nach den Gegenden, welche sie bewohnen, in **Pampas** zerfallen, in **Pehuenchen**, von denen ich besonders sprechen werde, in **Guinchis** oder **Cunchen** und in **Huillichen**. Die beiden letztern Nationen bewohnen das Land, das sich südlich von Valdivia bis zu den Inseln Chilos erstreckt. Besonders in dem westlichen Theile soll es eine herrliche, wohl bewässerte und wohl bewaldete Gegend mit einem köstlichen Clima und einem sehr ebenen Boden seyn, besonders nach S. zu. Hier befinden sich die beiden großen Seen Osorno und Huanaco, bei denen man vergebens eine ehemalige spanische von den Eingeborenen vernichtete Colonie wieder herzustellen suchte.

Araucanien erstreckt sich, wenn mich meine Untersuchungen nicht täuschen, von N. nach S. von dem Flusse Biobio bis zu der Ebene oder den Llanos von Valdivia und von O. nach W. von den Anden bis zu dem Stillen Meere. Dieser Landstrich wird von seinen Bewohnern ganz der Natur gemäß in das Seeland, languen mapu, das flache Land, telpun mapu, den Fuß der Cordilleren, mapire mapu, und in das Andenland, pire mapu eingetheilt. Jede dieser vier uthal mapu (Art Tetrarchien) zerfällt wieder in neun allarogues oder Provinzen, und jede solche in neun Reiche oder Bezirke. Die uthal mapu hat als Administratoren dem Range nach vier toquis oder Oberhäuptlinge, neun apo ulmenes und sechsunddreißig ulmenes, die alle von einander unabhängig, aber doch in dem allgemeinen Interesse durch eine Art Bund gefesselt und alle erblich oder wählbar sind. Das sind die Details, welche mehrere Reisende von der politischen Constitution der Araucanos geben; nach andern scheint es aber, daß diese Details durch die spanischen Schriftsteller sehr übertrieben worden sind, denen daran lag, die Sieger hochzustellen, um die Schwäche oder die Unerfahrenheit der Besiegten in etwas zu entschuldigen. Die Araucanos sind weiter vorgeschritten als die Indianer der Pampas, welche keine feste Wohnung haben und nur von der Jagd und dem Raube leben, während die in Chili Wohnungen haben, sich mit dem Ackerbaue beschäftigen und von ihrer Arbeit leben.

Die Araucanos wissen einige Töpfergeschirre zu verfertigen und Zeuge zu weben; ihre Ponchos sind in ganz Amerika wegen ihrer Feinheit und der Festigkeit als auch wegen des Glanzes der Farben berühmt. Ein araucanisches Haus habe ich bereits beschrieben, aber das eines Häuptlings, die andern sind weder bequemer noch zierlicher als die Ranchos der Pampas. Die Häuptlinge sind ungefähr gekleidet wie alle andern Chilenen: wollenes Hemd, kurze Hosen, Gürtel, Poncho, ojotes oder Ledersandalen, dieselben Sporen, derselbe Sattel und dieselben großen hölzernen Steigbügel. Die andern Indianer tragen nur eine Art Weiberrock, der durch eine Art Gürtel an den Hüften festgehalten wird, und auf den Achseln einen Poncho. Es wäre absurd, wollte man ihnen, wie es gewisse Reisende gethan haben, Fortschritte in den intellectuellen Wissenschaften zuschreiben; sie haben weder eine Schriftsprache, noch Hieroglyphen, welche die Stelle derselben verträten; aber ob sie gleich die starken Getränke leidenschaftlich lieben, scheinen sie doch im Allgemeinen sanft und frei von den meisten Lastern der andern wilden Völkerschaften zu seyn. Sie lassen die Polygamie zu. Die Frauen führen absichtlich Frühgeburten durch eine Pflanze herbei, die sie sorgfältig verbergen; ihr Schicksal ist übrigens das aller wilden Frauen. Sie müssen die beschwerlichsten Arbeiten verrichten und die eheliche Sclaverei ertragen; dabei sind sie aber außerordentlich reinlich und baden sich sehr oft. Die Araucaner scheinen mit der Bearbeitung der Gold- und Silberminen nicht ganz unbekannt zu seyn, und sie schmelzen diese Metalle in plumpen Schmelztiegeln, die sie einem Luftstrome aussetzen. Ihre Kenntnisse in der Medizin hat man sehr übertrieben; sie beschränken sich auf die Benutzung einiger Pflanzen, und bei der Behandlung der Krankheiten kommen auch die machis (Zauberer) mit ihrer Zaubertrommel und ihren häßlichen Verdrehungen ins Spiel. Ihre Religion ist sehr einfach. Sie haben einen höchsten Gott, Pittan, unter dem andere Gottheiten stehen; Meulen, den Geist des Guten; Wancubu, den Geist des Bösen, und Epunamun, den Geist des Krieges. Sie haben dabei weder Tempel, noch Götzen, noch einen Cultus. Sie glauben an die Unsterblichkeit der Seele und haben einen weiblichen Charon, Tempulagy, eine alte Frau, welche die Seelen über Meere nach Westen führt, wo der Ort der ewigen Seligkeit liegt. Ihre Heirathen haben einige Aehnlichkeit mit denen der alten Spartaner darin, daß sie die Braut heimlich entführen. Ihre Begräbnisse gleichen denen der Pampas und Patagonier und erinnern an die homerischen Sitten durch die Bestattung des Kriegers mit seinen Waffen, durch das Opfer eines Pferdes auf seinem Grabe und durch die Hinstellung von Lebensmitteln, von denen sich der Todte auf der Reise nähren soll. Der vorherrschende Zug aber in dem Charakter der Araucanos ist ihr Militairstolz, der ihnen nie erlaubt hat, um den Frieden zu bitten, den sie jedoch stets bewilligten. Sie sind rachsüchtig wie alle Indianer, aber auch der Vaterlandsliebe, der Zuneigung und der Gastfreundschaft fähig.

(Die Pehuenchen.) Es handelt sich nun von den Pehuenchen, andern Bewohnern des Landes, die viel Aehnlichkeit mit den eigentlich so genannten Araucanern haben und die ich mit einander verbinde, ohne sie zu verschmelzen. Sie gleichen besonders den Pampas, wenn sie mit diesen nicht gerade ein und dasselbe Volk sind; wie diese wandern sie umher und haben wie diese die Ansiedler bald zu Feinden, bald zu Verbündeten, je nach ihrer Laune oder ihrem Interesse. Ich hatte schon einige von ihnen in der Gegend von Antuco gesehen, wo sie sich nach ihrer Vertreibung aus dem Vaterlande niedergelassen hatten. Sie redeten die araucanische Sprache, fast ohne ein spanisches Wort zu verstehen. Ich hatte andere auf meiner letzten Wanderung gesehen, und bei diesen verschiedenen Gelegenheiten habe ich die folgenden Bemerkungen gesammelt.

Der Name der Pehuenchen (Fichtenmänner) kommt her von dem Worte che, Mann oder Mensch, und von pehuen, der große Baum, die Fichte. Dieser auch piñal genannte Baum kommt in ganz Araucanien häufig vor. Die Pehuenchen sind wesentlich Nomaden. Sie ziehen hier und da in den Anden umher und zeigen sich bald als Hirten, die nur mit ihren Heerden beschäftigt sind, bald als raubgierige Räuber, die in die Ebenen herabkommen und Mord und Raub dahin tragen. Sie behalten keine bleibende Stätte und bauen nur einige Hütten, wenn die kalten Monate Juli und August die Höhen mit tiefen Schnee bedecken, die Ströme anschwellen und sie nöthigen, ihre gewöhnlichen Streifereien einzustellen. Die Form ihrer Häuser, ihre Lebensart, die Beschaffenheit ihrer Unternehmungen und ihre Waffen machen sie den Völkerschaften gleich, welche die Steppen Nordasiens durchziehen. Ich habe ihre Lager (tolderias) in den Ebenen oder am Ufer der Bäche bereits beschrieben. Um dieselben herum irren die Heerden ohne Hüter, und vor jedem Zelte (toldo) sieht man immer ein gesatteltes Pferd und die schreckliche in die Erde gestoßene Lanze wie bei den Tobas. In der Mitte der Hütte glänzt ein gutes Feuer, über welchem sich immer ein Gericht befindet, von dem jedes Glied der Familie ohne eine bestimmte Zeit sich zulangt, wann der Hunger es verlangt. Wird das Zeichen zum Aufbruche gegeben, so rollt man die Zelte zusammen und die Lastthiere tragen das Dorf an einen andern Ort. Einige Felle, die als Bett dienen, einige viereckige Säcke ebenfalls von Leder, der Recado und die Gurte, die Lanze und der Lasso mit seinen Kugeln (laquen bolas der Chilenen) machen das ganze Geräthe aus. Die Frau wartet, sattelt und zäumt das Pferd ihres Mannes, ladet die Thiere ab, wann angehalten wird, giebt ihnen Futter, macht Feuer an, kocht die Nahrungsmittel und trägt auf den Märschen ihr Kind nach der Art der Caraibinnen. Die geringste Vernachlässigung ihrer Pflichten zieht ihr die roheste Mißhandlung zu.

Es besteht bei dieser Nation ein Gebrauch, welcher merkwürdiger Weise an die **Waffenbrüderschaft** der alten germanischen und scandinavischen Völker und die hetairia der alten Griechen erinnert, nämlich

die Verbindung, welche unter dem Namen lacu (das Paar) zwei Männer mit einander schließen, welche für einander zu passen glauben. Nur der Tod kann diesen Bruderbund lösen. Die beiden Freunde schlafen unter einem und demselben Zelte, kämpfen in Gemeinschaft und jeder muß immer bereit seyn, sich für den andern zu opfern.

Die Erziehung der Kinder ist sehr einfach. Kaum einige Monate alt lernt der Knabe auf dem Pferde hinter seiner Mutter sitzen, welche diese Ausflüge ausdehnt, um das Kind zu stärken. Der Knabe wächst schnell und er ist bereits ein gewandter Reiter, wenn unsere Kinder kaum gehen gelernt haben. Bald übt er sich auch in der Handhabung der Waffen und nimmt an den Ausflügen Theil. Das Mädchen lernt, sobald es die Kraft dazu hat, zwischen zwei Steinen den Mais zermalmen und die Heerde führen. Ihre Kopfbedeckung, ihre Kleidung und ihr Schmuck sind die der Pampas und der Araucanos.

Die Pehuenchen führen oft Krieg mit ihren Nachbarn wegen ihrer Heerden, die sie nöthigen, überall große Weideplätze zu suchen; ihre fortwährenden Ueberschreitungen der Grenzgebiete ziehen ihnen häufige Kämpfe zu, an denen die ganze Nation Theil nimmt. In dem Kriege handelt jeder Häuptling für sich mit seinen Kriegern, ohne irgend eine Schlachtordnung zu behaupten und ohne eine Uebereinkunft mit den andern Häuptlingen zu treffen. Ihre Hauptlist besteht darin, einen schwachen Punkt des Feindes aufzufassen und sich demselben in der Nacht mit aller Klugheit und aller Geduld der Indianer zu nähern. Mit Tagesanbruch fallen sie dann über das unglückliche Dorf unter fürchterlichem Geheul her, so daß die Bewohner kaum Zeit haben zu entfliehen. Alles, was einen Werth hat, wird ihre Beute. Die Männer und Jünglinge werden unbarmherzig geschlachtet, die Frauen und Kinder gefangen weggeführt und das Dorf in Asche gelegt, worauf sie oft so schnell verschwinden, als sie gekommen sind. (Taf. 42. Abbild.)

Die Indianer machen selten Gefangene. Alle kämpfen lieber bis zum letzten Hauche, als daß sie sich ergeben. Ein Vorfall in Antuco während meiner Anwesenheit in diesem Dorfe wird eine Idee von ihren Kriegsgebräuchen geben. Eine Schaar Pehuenchen war aus dem Süden zurückgekommen, nachdem sie einen Häuptling der Moluchen gefangen genommen. Den Tag nach seiner Ankunft erschien der Gefangene vor dem Fort in der Mitte eines doppelten Kreises bewaffneter Krieger und Zuschauer von beiden Geschlechtern. Man hatte zu seinen Füßen drei Gräber gegraben und er hielt in der Hand einen kleinen Stab. Zuerst pries er seine Thaten, nannte die Feinde, welche er besiegt, und brach bei jedem Namen ein Stück von dem Stabe, das er in eines der Gräber warf, indem er mit den Füßen darauf trat; die Umstehenden stießen dabei Wuthgeschrei aus, während sich die Lanzen mehr und mehr der Brust des Moluchen näherten, bis endlich der stolze Krieger unter den Streichen seiner Sieger fiel, während er seinen letzten und glänzendsten Sieg ausrief.

Zu derselben Zeit hatte man bei Antuco zwei feindliche Pehuenchen festgenommen, die bald für Spione erkannt und als solche zum Tode verurtheilt wurden. Den Tag nach ihrer Verurtheilung sollten sie erschossen werden. Als sie über das Schicksal gewiß waren, welches sie erwartete, benutzten sie einen günstigen Augenblick, um über die Palisaden und den Graben des Forts zu steigen, und entflohen nach dem Vulkan hin. Der Wildbach hielt sie auf und einer fiel bald unter den Kugeln; der andere hatte, um sich der erbitterten Verfolgung zu entziehen, einen langen Umweg gemacht, der ihn wieder an die Cascade brachte, an welcher das Fort liegt. Von allen Seiten umringt, kletterte er die letzte Felsenspitze hinauf, welche den entsetzlichen Abgrund beherrscht, in welchen sich der Wildbach mit betäubenden Getöse stürzt. Hier breitete der Unglückliche die Arme nach dem Vulkane aus, in dessen Innern der Gott Pillan, der mächtigste von allen, wohnt, dem die Blitze und der Donner gegeben sind und den alle Indianer in ihrer letzten Stunde anrufen. Es war ein ergreifender Anblick diese hohe braune Gestalt mit dem dichten in Unordnung herumflatternden Haar und der Verzweiflung in allen Zügen. Der kühnste der Soldaten näherte sich bereits diesem gefährlichen Orte und wollte den Flüchtigen ergreifen, als dieser seinen Kopf mit dem Poncho verhüllte und sich mit einem durchdringenden Schrei, bei dessen Erinnerung mich noch jetzt Schauer ergreift, in den Abgrund stürzte.

Die Spanier hatten außer Concepcion und den Forts am Biobio sechs Städte an verschiedenen Punkten im Innern von Araucanien angelegt; die kaiserliche Stadt, Villarica, Auzot oder Frontera, Cañete, Osorno, die sämmtlich nach einander von den Indianern zerstört wurden, und Valdivia, das allein sich unter so vielen Ruinen halten konnte, aber mit seinem Gebiete nur ein isolirter Punkt im Lande ist.

(Valdivia.)

Als ich daselbst ankam, wunderte ich mich gar sehr, eine Stadt so klein zu finden, welche für eine der wichtigsten in Chili gilt und, die indianische Vorstadt mit gerechnet, nicht mehr als 800 Einw. hat; als ich aber ihren Hafen sah, der sicherlich der schönste von allen chilesischen Häfen ist, selbst Concepcion nicht ausgenommen, begriff ich die Wichtigkeit wohl, die man ihr beilegt. Der Eingang in diesen Hafen war den Schiffern durch zwei Hügel angedeutet, von denen der nördliche, Morro Bonifacio genannt, viel höher als der an der entgegengesetzten Seite stehende Morro Gonzalo ist. Er ist wohl vertheidigt, und in den verschiedenen Forts oder Batterien, welche ihn von allen Seiten schützen, fand Lord Cochrane, als er 1810 die Stadt nahm, 120 Stück Geschütz von verschiedenem Kaliber. Es giebt etwa funfzehn solcher Befestigungswerke, wovon die hauptsächlichsten sind: das Fort Aguada del Ingles, das Fort San Carlos, das Fort Amargos, das Fort Manzanero, das Castell Riojo und das große Castell Niebla; alle sind sie so angelegt, daß sie den feindlichen Schiffen den Hafen und den Ankerplatz wehren und eine Landung fast unmöglich machen können. Valdivia liegt an der Mündung des Rio Callacalla auf einer hohen Landspitze, welche eine Aussicht über ein herrliches Land gewährt; sie wurde 1553 von Don Pedro Valdivia angelegt, dessen Namen sie führt. Die Indianer nahmen sie 1599 den Spaniern ab und zerstörten sie 1603; sie wurde aber 1645 neu gebaut und neu bevölkert. Vor der Revolution diente sie als Bagno oder presidio für die Verbrecher von Peru und Chili. Die dazu gehörige Provinz ist fruchtbar, besonders in dem Theile, der los Llanos heißt, reich an Getreide, Obst und Rindern, wie vortrefflichen Schafen.

Ich war seit acht Tagen in Valdivia, längere Zeit, als man zur Musterung alles dessen braucht, was mich interessiren konnte; ich benutzte also die erste Gelegenheit, die sich mir darbot, um mich nach Valparaiso zu begeben. Kein bemerkenswerther Umstand zeichnete diese Fahrt für mich aus und ich kam prompt in dem dritten Hafen der chilenischen Republik an, welchen die Bewohner von Santiago Puerto, den Hafen par excellence, nennen, im Gegensatz zu dem Namen pueblo (Dorf), den sie selbst der Stadt geben.

(Valparaiso.)

Nichts kommt dem Erstaunen des Reisenden beim Anblicke dieses Ortes gleich, der so lächerlicher Weise Valparaiso (Thal des Paradieses) genannt worden ist, mit seinem almendral (Mandelbaumgarten), dessen Name nur noch eine Sage ist, denn es giebt in dieser Gegend fast keinen einzigen Mandelbaum. Was kann er auch sagen, wenn er statt des reichen Gemäldes, das diese reizenden Namen seiner Phantasie vorgezaubert haben, nur eine kleine Anzahl unregelmäßig gebauter Häuser am Rande eines tiefen Beckens erblickt, das durch eine halbkreisförmige Reihe von Hügeln gebildet wird, welche sich 1200 F. über dem Niveau erheben? Aber dieser erste Eindruck dauert nicht lange, und je mehr man sich nähert, ruht das Auge mit Interesse auf einigen Punkten, namentlich dem Monte Alegro, der von eleganten Gebäuden in englischem Geschmacke gekrönt wird. (Taf. 43. Abbild.) Die Stadt zerfällt in zwei Theile, den Hafen und den Almendral. Der letztere liegt östlich vom Hafen und dient als Vorstadt desselben. Man gelangt zuerst dahinunter auf einem der beiden vorher beschriebenen Wege. (Taf. 42. Abbild.) Dieser Theil ist gut gebaut, mit Gärten geschmückt und auch bereits sehr bevölkert. Viele Kaufleute der Stadt haben hier hübsche Lusthäuser und er ist der Sammelplatz der Fashionables. Der Hafen selbst ist der wichtigste Theil der Stadt, der Mittelpunkt ihres Handels und ihrer

Thätigkeit. Hier werden die Waaren ausgeladen und hier befinden sich die Bureaux und die Magazine der Kaufleute und Behörden. Auf den ersten Anblick scheint er nur aus einer einzigen Straße am Fuße eines steilen Berges zu bestehen und man bemerkt hier außer andern Gebäuden ein prächtiges Zollhaus; bald aber entdeckt man, wenn man in die quebradas (Bergschluchten) hineingelangt, Hunderte von Häusern, die vorher unsichtbar waren, und wundert sich nicht mehr, endlich eine Stadt zu sehen, die eine Einwohnerzahl von 10 bis 15,000 Seelen gehabt hat und jetzt 25,000 Bewohner zählen soll.

Die centrale Lage Valparaisos hat diese Stadt bis zu unserer Zeit zu dem Handelsdepot aller Hilfsmittel Chilis gemacht, und die Gewohnheit aller Wallfischfahrer und anderer Schiffe, hier anzulegen, sie mögen vom Cap Horn oder aus den nördlichen Gegenden kommen, sichert ihr eine schon bedeutende commerzielle Wichtigkeit, die nur noch zunehmen kann; aber die Bai von Valparaiso hat die schlimme Unannehmlichkeit, nur vom September bis Ende Aprils sicher zu seyn, da sie vom Mai bis Ende Augusts den Westwinden ausgesetzt ist; auch ist sie alle Jahre im Winter der Schauplatz einer mehr oder minder großen Anzahl von Unfällen. In dieser Hinsicht sind ihr die Häfen von Concepcion und Valdivia weit vorzuziehen.

Valparaiso, eine ausschließlich handeltreibende Stadt und ohne bemerkenswerthe Gebäude, konnte für mich nur von secundärem Interesse seyn, trotz der Freundlichkeit ihrer Bewohner, die sich nicht minder die Vergnügungen als ihre Geschäfte angelegen seyn lassen. Ich blieb nicht lange da, und nachdem ich die beiden Forts San Antonio und Baron besucht, welche den Ankerplatz beherrschen, und mit Leidwesen die noch zahlreichen Spuren des schrecklichen Erdbebens vom Jahre 1822 betrachtet, das die Stadt fast gänzlich vernichtet hatte, nahm ich meinen Paß nach dem Norden und wendete mich nach Bolivia.

Hier endigt fast alles Interesse meiner Wanderung in Chili, und ich werde über das noch Uebrige schnell hinweggehen. Die beiden Provinzen Coquimbo und Copiapo, aus denen die nördliche Intendanz besteht, sind, obgleich an Flächenraum weit ansehnlicher als alle andern, gleich bergig und von aller Vegetation entblößt; bis auf die kleine Zahl von Thälern, in denen sich Bäche verirren, die keineswegs Flüsse genannt zu werden verdienen, findet man keine Gewässer als den Rio Copiapo und Rio Guasco, und die letztern sind überdies mehr Wildbäche und den größten Theil des Jahres hindurch ausgetrocknet. Der alleinige Reichthum dieser Provinzen besteht in Minen von Gold, Silber und andern edeln Metallen, aber die Ausbeutung derselben wird oft durch die Schwierigkeit, Maulthiere auf den meist unbenutzbaren Straßen zu unterhalten, unmöglich gemacht.

Man reist gewöhnlich in dieser Richtung auf Maulthieren oder zu Pferde. Ich verließ Valparaiso gegen den 15. Juli und erreichte bald den Rio Quillota, über den man in dieser Jahreszeit nicht ohne Gefahr geht. Die Straße zieht sich ziemlich nahe am Meeresufer hin und führt durch das schöne Thal Ligna bis zu dem kleinen Hafen Quillamari; von da begiebt man sich in das Thal Chiupa, wo sich bereits der Unterschied der Fruchtbarkeit zwischen der nördlichen Provinz und den südlichen zu erkennen giebt. In diesem Thale liegt die kleine Stadt Illapel, wo sich reiche Kupferminen befinden und wo man Pferde zieht, welche für die besten im Lande gelten. Je weiter wir kamen, ein um so traurigeres und armseligeres Aussehen nahm die Vegetation an und das Daseyn von Thieren belebte die Gegend nicht mehr. Keine Algarrobos, keine schönen Bäume mehr, nur noch einige Aloes und Stachelbirnbäume, so wie einige entfernte Heerden wilder Guanacos, einige Ziegen und einige einsame Kühe; hier und da ein Getreidefeld an einem Berge in bedeutender Höhe, das ohne Erfolg den Winterregen erwartet. Ich fand nichts Bemerkenswerthes mehr bis nach Coquimbo, sonst Cuquimpu genannt, das angenehm auf einer Art kleiner Terrasse an der Mündung des gleichnamigen Flusses liegt. Es ist eine kleine, aber recht nette Stadt. Die bebaueten Felder um sie her bilden einen auffallenden Contrast mit den Ländereien, die man in der Ferne sieht. Ihre Existenz hängt gänzlich von der Ausfuhr des Ertrages der benachbarten Bergwerke ab. Ihr Hafen liegt drei Stunden nach Süden und sie hat 7 bis 800 Einwohner. Sie ist eine Art Hauptstadt des nördlichen Chilis. Von Coquimbo begab ich mich nach Guasco, das 6 Stunden entfernt ist und zu der Provinz Copiapo gehört. Von allen Provinzen Chilis ist Copiapo die reichste an Bergwerken, deshalb aber keineswegs wohlhabender, weil viele dieser Bergwerke fast gar nicht bebaut werden können, besonders die von Chuco Alto im Norden, die reich an Gold und Silber sind und doch bis diesen Tag selbst der Habsucht der Europäer unzugänglich blieben. Das Land ist gebirgig, dürr und von aller Vegetation entblößt; selten regnet es ein oder zweimal im Winter. Nur die Hauptstadt oder vielmehr das Hauptdorf, Guasco, hat einen Schein von Leben; denn je weiter man auf dieser Straße kommt, um so seltener werden die Bewohner, und hier darf man nicht die Sitten und Gebräuche der Guasos studiren wollen, welches die Gauchos oder Bauern von Chili sind und in jeder Hinsicht denen sehr gleichen, welche man in der ganzen Argentinischen Republik findet. Ich sah jedoch Einige in der ein wenig wilden Umgegend von Guasco. Ihre Kopfbedeckung besonders hat etwas sehr Seltsames und es gewährt einen originellen Anblick, wenn man die Leute barfuß oder mit groben Lederstücken an den Beinen und großen Sporen an den Füßen sieht; einige sehen so aus, daß man ihnen gewiß nicht ohne Besorgniß in einem Walde unsers civilisirten Europas begegnen würde. (Taf. 43. Abbild.) Die Bewohner von Guasco beschäftigen sich vorzugsweise mit Bergbau. Eine Tertulia, zu der mich einer von ihnen in sein Haus lud, machte mir es fühlbar, daß ich mich mehr und mehr von den Hauptstädten entfernte; besonders fiel mir es auf, als ich Cigarren rauchen und Mate trinken sah in einem Gemache, an dessen einem Ende, von zwei Fackeln beleuchtet, eine Tafel mit einem großen Crucifix mit Heiligenbildern an der Seite stand, ein Anzeichen von gewiß jetzt in den Mittelpunkten unserer Civilisation, selbst im spanischen Amerika, seltenen Sitten. Endlich kam ich in Copiapo an, das zweimal seit wenigen Jahren durch Erdbeben zerstört und neuerlich in geweißten Adoben aufgebaut, aber ein sehr armer, sehr trauriger Ort ist. Mir verging wirklich der Muth, noch weiter zu gehen. Was blieb mir übrigens auch in Chili noch zu sehen übrig, wenn ich bis an die äußerste Grenze reiste? Mich nach Peru auf dem Wege zu begeben, der mich durch die ganze Länge der ewigen Wüste von Atacama führte, sagte mir gar nicht zu. Zum Glück erfuhr ich in Copiapo, daß in diesem Augenblicke ein kleines chilenisches Schiff vor Anker liege und bereit sey, nach Cobija unter Segel zu gehen. Das war eine vortreffliche Gelegenheit und ich hatte blos sechszehn Stunden zu machen, um sie zu benutzen. Noch denselben Abend war ich mit dem Capitain einig.

(Der Condor.) Den andern Tag mit Tagesanbruch, in dem Augenblicke als das Schiff den Anker lichtete, erhob sich plötzlich ein Schrei unter unserer kleinen Mannschaft. Alle Blicke richteten sich mit einemmale auf einen der höchsten Felsen am Ufer. Eine schwärzliche Masse erhob sich langsam, in der Luft kreisend, über den Felsen. Es war ein Condor ... ein Condor, dieser so seltene Vogel selbst an den Orten, wo er sich aufzuhalten pflegt, und den ich höchstens zwei oder dreimal auf meinen Wanderungen unter den Anden und an den Küsten von Patagonien gesehen hatte, ob er gleich ohne Unterschied die höchsten Gipfel und die niedrigsten Ebenen vom 56° s. Br. (Cap Horn) bis zum 8° n. L. bewohnt, der Condor, den ich noch in ganz Peru und in ganz Bolivia wiederfinden sollte, der aber den westlichen Abhang der Anden nicht überschreitet, ob er gleich deren höchste Spitzen erreicht, da ihn d'Orbigny auf dem Ilimani, 3753 Toisen über dem Meeresspiegel schweben sah. Man weiß, zu wie vielen albernen Fabeln dieser berühmte Vogel Veranlassung gegeben hat; es fehlte nicht viel, so wurde sogar seine Existenz, wie die des Phönix, in das Reich der Mährchen verwiesen, als wenn die bloße Wahrheit an den schönen Werken der Natur nicht größer wäre als alles, was die exaltirte Phantasie der unwissenden oder von Vorurtheilen beherrschten Reisenden ersinnen könnte. Gegenwärtig kennt man den Condor (sarcoramphus gryphus, Lin.) sehr genau; Niemand glaubt mehr,

daß er Schafe, Kühe, Ochsen, Hirsche und Kinder fortschleppe, aber man erkennt es an, daß er den Heerden großen Schaden zufügt. Man weiß, daß der größte nicht größer ist als der Lämmergeier (vultur barbatus) der Alpen und er scheint von einer Flügelspitze bis zur andern nicht über drei Klaftern zu messen, was übrigens ungeheuer ist. Der Condor zieht keineswegs, wie behauptet worden ist, die Berge den Ebenen vor, denn man findet ihn in den Ebenen eben sowohl, wie auf den Bergen; die Wahl seines Aufenthaltsortes richtet sich nach der Gegend, die er dürr und öde liebt, wenn er daselbst nur Llamas oder Alpacas, Phoken rc., seine gewöhnliche Nahrung, findet. Der Condor lebt im Allgemeinen isolirt, und nicht in zahlreichen Schaaren wie die andern Raubvögel mancher Arten. Seine Stärke liegt hauptsächlich im Schnabel, mit dem er seine Beute packt und zerreißt, und nicht in den Klauen, die lang, aber ohne besondere Kraft sind. Man weiß nicht genau, wie lange der Condor lebt; die Indianer behaupten, einen und denselben über funfzig Jahre gesehen zu haben, dies dürfte indeß noch Bestätigung nöthig haben. Gewiß ist, daß das Weibchen nur zwei Eier legt, was in Verbindung mit der ämsigen Jagd, welche die Landleute auf ihn machen, wohl erklären könnte, warum die Zahl so gering ist. (Taf. 43. Abbild.) Dieser edle Vogel ist nicht nur in naturgeschichtlicher Hinsicht merkwürdig, sondern auch in archäologischer, denn in Zeiten, zu denen die Geschichte nicht zurückreicht, scheint er der Gegenstand der Verehrung der Völker von Peru, als Sinnbild ihres Ruhmes, gewesen zu seyn. Als ich ihn jetzt sah, wie er die Ufer verließ, von denen ich mich entfernte, und sich nach den peruvianischen Anden richtete, schien er mir vorauszueilen in jenes alte Reich der Incas, das ich besuchen wollte, und wo alte Denkmäler mir sein Bild zeigen sollten. Es war leicht möglich, daß wir uns bald auf jenem classischen Boden großer Erinnerungen wiedersahen, und während der stolze Repräsentant der Söhne der Sonne mit seinem kühnen Fittige die Wolken der luftigen Ebene durchschnitt, schiffte ich mich nach demselben Ziele auf einem andern Wege nach Cobija ein.

Kapitel XXXIX.

Chili. — Geographie und Geschichte.

Im Ganzen betrachtet, hat Chili, das an der westlichen Seite des Festlandes von Südamerika liegt, die Gestalt eines ungeheuern Parallelogramms, das neunmal länger als breit ist, von N. nach S. geht und zwischen dem 24° und 41° s. Br. liegt. Die Grenzen desselben sind wohl bestimmt; sie sind in N. die große Wüste Atacama, welche dasselbe von Peru trennt; in O. die hohe Schranke der Andencordillere; in S. der Golf von Guayteia und der Archipel Chiloë, und in W. der große Ocean.

Man hat bis heutigen Tages die topographischen Charaktere dieses Landes verkannt, wenn man annahm, daß es aus Hochebenen bestehe, die vom Meere bis an den Fuß der ungeheuern Cordillere gingen, während man es vielmehr für einen Theil der Cordillere selbst ansehen muß, quer getheilt in hohe Ketten und entsprechende Thäler, welche nach dem Meere zu abfallen, immer mehr abnehmen, nicht in gerader Linie, sondern in mannichfaltigen Umwegen und selten weniger als 1000 Fuß, gewöhnlich aber über 2000 F. sich über die Thäler erheben. Die sehr geneigten Ebenen erlauben die Bewässerung an allen Stellen, wo man sich Wasser verschaffen kann, aber die trockenen und verbrannten bergigen Theile sind meist unbebaubar und dies gilt etwa von einem Fünftel der nördlichen Hälfte Chilis. Vom 35° Br. südl. vom Rio Maule an ist diese Bemerkung nicht mehr anwendbar.

Das Clima von Chili ist gewiß eines der schönsten und gesündesten in der Welt, besonders nach dem Meere zu, weil es dort den zu plötzlichen Abwechselungen von Wärme und Kälte weniger unterworfen ist. Die Monate Januar und Februar sind die wärmsten im Jahre; in dieser Zeit steigt im Innern der Thermometer Fahr. im Schatten oft auf 90° und 95°, aber nach der Wärme des Tages, sobald die Sonne untergegangen ist, weht ein Wind, der die Luft abkühlt und die Nächte sehr angenehm macht; deshalb machen auch die Einwohner fast die Nacht zum Tage. An der Küste macht sich in den Sommermonaten die große Hitze vor 10 Uhr Vormittags fühlbar, worauf sich aus S. ein Wind erhebt, der sich sehr mäßigt. Der Thermometer steigt am Tage auf 85° und bleibt in der Nacht auf 70 bis 75°. Die Monate Juni und Juli sind die kältesten. Selten fällt Regen außer in den Monaten Mai und August, und wenn er auch sehr stark ist, fällt er doch selten länger als drei Tage hinter einander. Man hat bemerkt, daß auf die trockensten Winter gewöhnlich die reichlichsten Jahreszeiten folgen. Die Monate August, September, October und November sind gewöhnlich warm und angenehm. An der Küste sieht man nie Schnee; vom Juni bis zum November ist aber die Andencordillere ihrer ganzen Ausdehnung nach damit bedeckt. Vor dem Monat December fängt die Sonne an, ihn zu schmelzen und nach dem März sieht man keinen mehr. An den Sommerabenden kommen in der Cordillere häufig Gewitter vor; man bemerkt oft Blitze, welche die Höhen auf der ganzen Linie beleuchten, wegen der Ferne kann man aber den Donner nicht hören.

Welche Vortheile Chili auch durch sein vortreffliches Clima und die Fruchtbarkeit aller seiner der Bewässerung fähigen Theile gewährt, so werden sie doch durch die Erdbeben, welchen das ganze Land ausgesetzt ist, mehr als aufgewogen. Nichts gleicht dem Entsetzen, welches diese schrecklichen Erscheinungen einflößen; selbst die Thiere laufen erschrocken nach allen Seiten hin und scheinen die sie bedrohende Gefahr zu kennen. Was kann es aber auch Fürchterlicheres und Gräßlicheres geben, als große Häuser, ja ganze Städte in wenigen Minuten der Erde gleich gemacht und die unglücklichen Bewohner derselben unter den Trümmern begraben zu sehen? Bei den ersten Andeutungen eines Erdbebens verlassen alle Einwohner ihre Häuser, fallen auf ihre Knie und schlagen sich heftig unter dem Jammerrufe misericordia! misericordia! an die Brust. Sie unterscheiden die Erschütterungen in zwei Classen, und die leichtesten werden temblores genannt; die, welche so stark sind, daß sie die Erde zerreißen und die Gebäude beschädigen oder umstürzen, nennt man dagegen terremotos. Die temblores sind sehr häufig und zeigen sich in unregelmäßigen Zwischenräumen, bei Tage und bei Nacht, das ganze Jahr, alle zwei Monate, nach einigen Tagen, bisweilen mehrmals an einem Tage, bisweilen mit einem Getöse, als wenn ein Wagen in der Ferne über Pflaster rollt, bisweilen ohne alles Geräusch und auch ohne die geringste Bewegung zu veranlassen.

Miers, dem ich diese Beobachtungen entlehne, giebt eine schreckliche Schilderung von dem großen Erdbeben am Dienstag den 19. November 1822. Er befand sich damals in Concon an der Mündung des Flusses Quillota. Als er einige Tage darauf nach Valparaiso kam, war er höchst erstaunt über die Größe der Verwüstungen. Fast alle Häuser waren abgedeckt und ein großer Theil umgestürzt, wie das, welches er selbst bewohnte. Die große Kirche des Almendral, la Merced, deren Trümmer ich noch selbst sah, lag am Boden, wie das Haus des Gouverneurs, die beiden Castelle und die andern bedeutendern Gebäude. Die Erschütterung hatte Abends halb elf Uhr stattgefunden; zwei Stunden später ging fast die ganze Bevölkerung unter; was übrig geblieben, war entflohen und lagerte auf den benachbarten Bergen. Man hatte das Erdbeben sehr weit gespürt. Copiapo in N. und Valdivia in S. wurden davon getroffen; man fühlte es auch in Mendoza und selbst in Cordova. Der Mittelpunkt der Erschütterung schien im Meere zu liegen etwas südlich von Valparaiso, dann Santiago, Aconcagua und Rancagua, Städte im Innern, die zwar die Erschütterung bedeutend spürten, litten doch weit weniger als die Küstenstädte.

Chili ist wegen der Trockenheit seines Climas, der Gleichheit seiner Temperatur, wegen seiner Lage und einiger andern örtlichen Ursachen ein sehr gesundes Land. Die Epidemien sind selten daselbst; dafür giebt es

aber Fieber und Rheumatismen. Kröpfe sieht man selten und nie in Südamerika von Cretinismus begleitet, wie es häufig in Europa der Fall ist. Nur in den großen Städten und in Santiago ist die Kuhpockenimpfung gebräuchlich, obgleich die Einwohner die Blattern wie die Pest fürchten und alle damit Behafteten fliehen.

Es giebt mehrere Angaben über die Totalbevölkerung von Chili, welche man 1818 und 1820 bald auf 1,200,000, bald auf 250,000 und höchstens auf 300,000 schätzte. Miers schlug sie fast zu derselben Zeit auf 550,000 Seelen an.

Miers leugnet alles, was man von den der Industrie von der Regierung Chilis bewilligten Ermuthigungen gesagt haben kann; er war aber gegen dar Land eingenommen durch die ungünstige Aufnahme, die er sich selbst bereitet hatte. Wenn man ihm glauben darf, wäre die Kupferfabrikation gar nicht bedeutend. Man sieht keine einzige große Seifenfabrik, wohl aber viele kleine, und gewöhnlich verfertigt jede Familie die Seife selbst, welche sie braucht. Der Wein und aguardiente, eine Art von den Guasos sehr geliebten Branntweins, sind der Gegenstand eines sehr beträchtlichen Handels.

Das Getreide und das Vieh sind die vorzüglichsten Producte des Landes. Es giebt zwei Arten Roggen, einen weißen (trigo blanca), der vorzügliches Mehl liefert, und einen minder zarten, candeal genannten, den das Volk vorzieht, weil er minder theuer ist. Jeder läßt seinen Roggen in den Wassermühlen einer Hacienda zu einem sehr mäßigen Preise mahlen. Das Hornvieh verkauft man entweder auf dem Markte oder macht Charque davon, das sich von dem von Buenos Ayres dadurch unterscheidet, daß wegen des Climas von Chili kein Salz dazu nöthig ist. Es wird davon eine ungeheuere Menge verbraucht sowohl im Lande selbst als in Peru, wohin man man es von Valparaiso oder Concepcion schickt. Der Talg wird zu Lichtern verarbeitet oder ausgeführt. Der Preis der Häute hat sich seit 1821 mehr als verdoppelt. Schöpsenfleisch ist mager, selten und theuer; die Schweine dagegen sind sehr häufig. In Menge gedeihen nur Bohnen (frigotes), Kürbisse und Kartoffeln, welche fast allein die Nahrung der Guasos ausmachen. Man baut auch vielen Mais und in Umgegend von Quillota eine Art Hanf, die sehr gut seyn soll. Flachs wächst nicht. Chili erzeugt keinen Zucker und bezieht den seinigen aus Peru; Reis und Cacao erhält es von Guayaquil. Zum Brennen bedient man sich der Kohlen von espiño und algarrobo; in Süden verbraucht man viel Holz; in den nördlichen Provinzen aber, wo es selten ist, obgleich man es sehr nothwendig bei dem Bebauen der Bergwerke braucht, ersetzt man es durch den quisco (cactus peruvianus). Die Industrie ist noch sehr beschränkt. Dies fühlt der Handel und muß es noch lange fühlen, obgleich seit der Revolution umfassendere Ideen ihm bereits merkbare Verbesserungen gebracht haben.

Die ersten Notizen über die Geschichte von Chili, die nur bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts zurückreichen, verdankt man den Peruanern. Der Inca Yupanqui kam um das Jahr 1450 nach Atacama, das im N. der gleichnamigen Wüste liegt, welche Chili in N. begrenzt, mit einem Heere, das fast ohne Schwertschlag die Bewohner von Copiapo, Coquimbo, Quillota und Mapocho unterwarf, wurde hier aber von den Promaucenos und deren Verbündeten aufgehalten. Nachdem die Peruaner in S. bis zu dem Lande zwischen den Flüssen Maule und Rapel gedrungen waren, wagten sie nicht weiter vorzurücken. Dieser Fluß wurde die Grenze der Incas und der nicht unterworfenen Stämme. Ihre Verbindungen mit Peru gingen vorzüglich über die Anden und die Peruaner zogen ansehnliche Subsidien von den Niederlassungen zu Aconcagua, Rancagua 2c.

Die Entdeckung Chilis durch die Spanier und die Erzählung von ihren ersten Niederlassungen in diesem Lande, bilden eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte der Eroberungen der Europäer in Südamerika. Nach dem Tode des Inca Ataljualpa 1836 stellte Pizarro, der eifersüchtig auf den Einfluß und Ehrgeiz seines Gefährten Almagro war, diesem die Eroberung von Chili als einen seiner Talente würdigen Gegenstand vor und forderte ihn auf, dieselbe zu übernehmen, ob er gleich damals über 70 Jahre alt war.

Almagro brach in demselben Jahre von Cuzco mit 570 Soldaten und 15,000 Peruanern auf. Es führen in dieser Richtung zwei Wege nach Chili: der eine längs der Meeresküste über die Wüste Atacama und der andere über die Anden. Aus Ungeduld schlug er den kürzern, den über die Berge, ein, wo er durch die Kälte und den Hunger ungemein viel litt. Er verlor 150 Mann seiner Landsleute, 10,000 von seinen Verbündeten und kam endlich in Copiapo mit einigen Reitern gerade zu rechter Zeit an, um seinen in den Gebirgen gebliebenen Landsleuten wirksame Hilfe leisten zu können. Die Spanier, welche von den Chilenen gut aufgenommen und mit einer an Götzendienst grenzenden Verehrung behandelt wurden, ließen sich durch den Golddurst bald zu Ausschweifungen verleiten, die ihnen die Eingeborenen des Landes entfremden mußten, und trotz den Verstärkungen, die sie aus Peru erhielten, wurden sie von den Promaucenos an der Grenze aufgehalten, wie ein Jahrhundert vorher die Peruaner. Almagro verließ ganz Chili und kam 1538 nach Cuzco zurück, wo ihn der Bruder Pizarros hinrichten ließ.

Pedro Valdivia machte 1540 einen zweiten Versuch mit 200 Spaniern und einem Corps Peruaner, aber er hatte nicht so viele natürliche Schwierigkeiten zu überwinden, denn er war im Sommer aufgebrochen. Auch wurde er nicht so wohl aufgenommen als sein Vorgänger. Jeder Schritt, den er im Lande that, war durch einen Kampf bezeichnet, und doch überschritt er die gefürchtete Grenze, nachdem er Santiago gegründet, Hilfe von Peru erhalten und das Bündniß der Promaucenos erlangt hatte, die wahrscheinlich eifersüchtig auf ihre Nachbarn in S. waren. Im Jahre 1550 hatte er den Biobio erreicht und den Grund zu Concepcion gelegt; trotz den Anstrengungen des tapfern Aillavilla, des Häuptlings der Araucaner, gründete er in fünf Jahren im ganzen Lande mehrere Städte und Forts. Endlich ergriff Lautaro, ein junger araucanischer Held, Valdivia, brachte ihn um und verbrannte Concepcion; schon marschirte er triumphirend nach Santiago, als er seiner Seits von Villagran, dem Nachfolger Valdivias, besiegt und getödtet wurde.

Nach dem Tode Lautaros bauten die Spanier Concepcion wieder auf, gründeten Cañete und entdeckten die Inseln Chiloë. Don Alonzo d'Ercilla, der Homer dieser amerikanischen Iliade, und oft selbstthätig in den erbitterten Kämpfen, die er geschildert hat, grub in einen Baum seinen Namen und das Datum dieser Entdeckung, den 31. Januar 1558.

Ein erbitterter Krieg dauerte immer zwischen den Spaniern und den Araucanern fort. Die Toquis Caupolican und Caillamachu hatten nach einander ihre Landsleute zu neuen Kämpfen geführt, aber alle ihre Bemühungen waren vergebens; die überall besiegten Araucaner konnten die Spanier nicht hindern, sich auf ihren Gebieten immer fester zu setzen. Philipp II. hatte 1575 in Concepcion eine audiencia errichtet, die 1609 nach Santiago verlegt wurde, wo sie vortheilhafter war, weil sie sich hier den Angriffen der französischen, englischen und holländischen Abenteurer minder ausgesetzt ausgesetzt sah, welche damals die Ruhe der spanischen Regierungen an den Küsten des Stillen Meeres störten.

Die wunderbare Vergrößerung Spaniens unter der Regierung Karls V. hatte seine Hilfsmittel erschöpft; das Unglück, welches das Mutterland unter seinen Nachfolgern erfuhr, trafen großentheils auch die überseeischen Niederlassungen, und je mehr man Geld von demselben verlangte, um so unerträglicher machte ihnen ihre Lage diese Abgaben wegen der falschen Politik, die ihnen gebieterisch die Ausübung und die Entwickelung ihrer ganzen Industrie untersagte. Die ersten Vicekönige waren talentvolle Männer gewesen; ganz anders stand es aber mit ihren Nachfolgern seit der Thronbesteigung des Hauses Bourbon. Um diese Zeit brachten es die Bedürfnisse des Hofes Philipps V. so weit, daß die hohen Administrationsämter im westlichen Indien dem Meistbietenden überlassen wurden. Die Vicekönige, die sich nicht mehr durch die Waffen und die Politik auszeichnen konnten, warfen sich auf den Handel, hielten die Fremden sorgfältig davon zurück und bewarten sich das Monopol. Ihre Ausschweifungen aller

Art wurden so groß, ihr Geiz, ihre Erpressungen und ihre Tyrannei so arg, daß der Hof von Madrid die Augen nicht länger bei den Mißbräuchen schließen konnte, durch welche er zuerst litt. Die Schätze Amerikas waren für ihn auf immer verloren und schon 1709 sah Amelot, der Minister Ludwigs XIV. in Spanien, eine Revolution voraus. Die Vicekönige wurden in Chili abgeschafft; man setzte statt ihrer Generalcapitaine ein, welche unter dem Vicekönige von Peru standen, aber die Mißbräuche waren dadurch nicht geändert, sie geschahen nur in kleinerm Maßstabe.

Einige dieser neuen Beamten und Vicekönige, ihre Vorgesetzten, verdienen jedoch durch ihre Aufopferung für das Wohl des Volkes ausgezeichnet zu werden, und Chili ist besondern Dank Don Ambrosio O'Higgins schuldig, einem irländischen Soldaten, der, nachdem er in den spanischen Armeen gedient, Truppen an der Grenze Chilis befehligt und mehr als einmal die Indianer zurückgetrieben hatte, die Städte und Festen wieder in Achtung gebietenden Zustand brachte, das zerstörte Osorno aufbaute und eine treffliche Straße von Valdivia nach der letztern Stadt anlegte, um die Verbindungen mit Chiloë zu erleichtern. In der Hauptstadt baute er Brücken, legte die Straße von Santiago nach Mendoza über die Cumbre an, baute die Casitas und erleichterte die Communication mit Valparaiso. Er starb 1799 oder 1800 und hinterließ eine arme Familie, aber ein geehrtes Andenken.

Dieses Ereigniß bringt uns zu der Zeit, als die spanischen Colonien von dem Mutterlande anfangs dieselben Vorrechte, dann aber ihre Unabhängigkeit verlangten, welche die Flotten und Armeen des alten Spaniens ihnen nicht mehr streitig zu machen vermochten. Die Ursachen der Revolution waren in Chili genau dieselben wie in Columbien und in der Argentinischen Rupublik.

Der erste Vertreter der revolutionären Ideen war ein Creole Namens Antonio Alvarez Jonte, Geschäftsträger von Buenos Ayres und Chili in London, der später nach Santiago geschickt wurde. Schon den 18. Sept. 1811 wurden die Eigenthümer und die hauptsächlichsten Behörden zusammenberufen und man beschloß, im Namen des Königs eine provisorische Junta von fünf Personen zu ernennen.

Im Monat April des folgenden Jahres war die Revolution erklärt. Man hatte den Präsidenten abgesetzt und verbannt, die audiencia aufgelöst und ein Appellationsgericht dafür eingesetzt; die Junta war mit der ausübenden Macht beauftragt und ein Congreß berufen. Alles geschah im Namen des Königs. Die ersten Bewegungen waren unsicher, wie es immer geschieht, und von beiden Parteien gehemmt, welche sich im Congresse gebildet hatten, jener der Penquistos und jener der Carreras. Der augenblickliche Sieg dieser Parteien, deren Chef Jose Miguel Carrera, ein tapferer Officier und Mitglied der Junta, war, hätte die Interessen der Sache fast gefährdet. Nach einem fast zweijährigen Bürgerkriege, den die Royalisten wenigstens in so weit benutzten, um ihren Sturz weiter hinauszuschieben, wurde der General Bernardo O'Higgins, ein würdiger Sohn des letzten Vicekönigs, durch allgemeinen Wunsch berufen, den Kampf mit den Spaniern zu beendigen. Er näherte auf kurze Zeit die Parteien einander, aber die Folgen ihres langen Zwistes mußten sich bald fühlbar machen. Osorio, royalistischer Chef, besiegte die Patrioten zu Rancagua den 2. Octbr. 1814, benutzte auch seinen Sieg und stellte auf zwei Jahre die spanische Herrschaft in Santiago wieder her, während die Trümmer der republikanischen Armee sich in Mendoza sammelten und die besiegten Chefs theils nach den Vereinigten Staaten, theils nach Buenos Ayres gingen, um Hilfe zu suchen.

Die Regierung von Buenos Ayres, die ihre Unabhängigkeit gesichert hatte, konnte bei der Chilis nicht gleichgiltig bleiben, denn es war ihr wirklich nichts verbürgt, so lange die Spanier Herren von Chili und Peru blieben; sie war also ein natürlicher Bundesgenosse der Chilenen. Der Krieg begann lebhafter als jemals im Jahre 1817 wieder; aber es erschienen neue Acteure auf der Bühne: der General Marcos für die Royalisten, und für die Patrioten nebst O'Higgins der General San Martin, Mendozino, der im Namen der Argentinischen Republik handelte. Ich habe bereits von dem fast wunderbaren Marsche des Generals San Martin über die Anden mit drei Colonnen gesprochen, die nach einem Ziele zogen, ohne jemals zusammenkommen zu können; von der Schlacht von Chacabuco (12. Febr. 1817), welche ihnen den Weg nach der Hauptstadt öffnete, als ihre Führer so wenig auf den Sieg rechneten, daß sie kaum die ganze Bedeutung desselben ermessen konnten, und endlich von der zweiten Schlacht von Rancagua (19. März 1818), einem momentanen Verluste der Republik, der aber durch die Geistesgegenwart und Tapferkeit O'Higgins so geschickt wieder ausgeglichen wurde. Die Schlacht von Maypo (5. April desselben Jahres) war der letzte Streich, der die spanische Tyrannei traf, und vertrieb auf immer die Royalisten von dem Boden Chilis.

Unter der Zeit war der General O'Higgins als höchster Director ausgerufen worden, und die Regierung hatte die Form angenommen, unter welcher sie sich bei der ersten Revolution gestaltet hatte, mit dem Unterschiede, daß sie die Herrschaft des Königs von Spanien und der Cortes nicht mehr anerkannte und bei völliger Unabhängigkeit für den Monat April 1817 eine Constitution verkündigt worden war.

Wenn aber auch der Kampf zu Lande zu Ende war, so galt dies nicht vom Meere. Man mußte daran denken, sich eine Marine zu schaffen, und wie die Römer öffneten sich die Chilenen diese neue Laufbahn durch einen Sieg. Dennoch brauchten sie Unterstützung; sie beriefen 1818 Lord Cochrane, der den 19. Jan. 1819 von Valparaiso mit einem chilenischen Geschwader auslief, um die Feinde der neuen Republik bis in die Mitte ihrer Macht in Peru zu bekämpfen. Als Cochrane 1820 an die südlichen Küsten von Chili zurückgekommen war, vollbrachte er am 2. Febr. desselben Jahres durch die Einnahme Valdivias eine Heldenthat, die durch die Kaltblütigkeit und den Heroismus, wie durch die Größe ihrer Folgen gleich ausgezeichnet ist.

Seit seiner Wahl als höchster Director bemühete sich Don Bernardo O'Higgins, um in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung alle möglichen Verbesserungen einzuführen; er dachte nur an das Glück der Völker und faßte seine ganze Politik in das eines Aristides würdige Wort zusammen: „wenn sie nicht freiwillig glücklich seyn wollen, müssen sie dazu gezwungen werden."

Auf der andern Seite vereinigten die Helden von Maypo und Valdivia alle ihre Talente, um die Revolution Chilis durch Revolutionirung Perus zu befestigen. Sie brachen deshalb (20. Aug. 1820) mit einer ansehnlichen Landmacht auf; aber diese unter den glänzendsten Auspizien begonnene Expedition wäre beinahe durch die vielleicht berechnete, Unentschlossenheit San Martins fehlgeschlagen. Die patriotischen Truppen nahmen jedoch den 13. Juli 1821 Besitz von Lima und den nächsten Tag zog der General in der Hauptstadt von Peru ein. Die Spanier hatten sich nach Cuzco zurückgezogen, wo der Vicekönig sein Hauptquartier hatte. Gleich nach seinem Einzuge erklärte sich der General San Martin zum Chef des Staates unter dem Titel: Protector von Peru, und statt der Regierung Chilis Rechenschaft von seinen Operationen abzulegen, benahm er sich als Oberhaupt eines neuen und unabhängigen Staates, spielte den Dictator und behandelte selbst dem geschickten Gehilfen, dem er einen großen Theil seiner Erfolge verdankte, mit hochmüthiger Verachtung. Der Ungerechtigkeiten überdrüssig und voll Unwillen brach Lord Cochrane den 16. Jan. 1823 auf und bot seine Dienste dem Kaiser von Brasilien an, da er von San Martin sich mit Anklagen verfolgt sah, die nie gerechtfertigt worden sind. San Martin selbst, der das Jahr vorher nach Santiago zurückgekommen war, wo er durch sein Benehmen in Peru alle Popularität verloren hatte, sah bald ein, daß er von einem politischen Sturme bedroht war, der sich seit lange vorbereitete und Lord Cochrane vorhergesehen hatte.

O'Higgins hatte dem Congreß vom Juli 1822 eine Finanzmaßregel vorgeschlagen, die den lobenswerthen, aber vielleicht unpolitischen Zweck hatte, die Contrebande zu verhindern. Er hoffte dadurch die einheimische Industrie zu begünstigen; aber diese Maßregel, welche viele Privatinteressen berührte, brachte einen großen Theil der Nation gegen den Director

auf. Schon damals hatte der General Freyre, obgleich sein Geschöpf und sein Schützling, den Entschluß gefaßt, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, wenn es nöthig sey, um ihn zu stürzen und seine Stelle einzunehmen. O'Higgins, dem diese Pläne und Intriguen nicht unbekannt waren, hatte sich vergebens geschmeichelt, die Empörung ohne Anwendung der Gewalt unterdrücken zu können. Schon im Monat December 1822 waren der Norden und Süden in vollem Aufstande gegen ihn und die Coquimbanos marschirten auf die Hauptstadt. Die Bewegung hatte den 18. Jan. 1823 in Santiago stattgefunden. O'Higgins, den die Rebellen aufforderten sein Amt niederzulegen, legte, um die öffentliche Ruhe nicht zu stören, seine Gewalt in die Hände einer provisorischen Junta unter der Bedingung, daß sogleich ein allgemeiner Congreß berufen werde. San Martin, der den ihn bedrohenden Sturm voraussah, war nach Mendoza zurückgekehrt. Der General O'Higgins begab sich dagegen nach Valparaiso, um sich nach Peru einzuschiffen. In dem Augenblicke als er ankam, erschien auch sein Sieger, der mit 1500 Mann von Concepcion anlangte. Man nahm den ehemaligen Director gefangen, aber der aufgeklärteste Theil des Volks verwendete sich für seine Freiheit, und Freyre mußte sich begnügen, ihn beobachten zu lassen. Von da begab sich Freyre mit seinen Truppen nach Santiago, zog aber nicht in die Stadt ein. Er versprach alles, was man in solchen Fällen gewöhnlich verspricht. Durch den Congreß, in welchem seine Anhänger die Mehrzahl ausmachten, zum Director ernannt, schlug er dieses Amt aus und entfloh allein in der Richtung nach dem Rio Maule hin, als wolle er den Ehrenbezeugungen ausweichen. Er schien nur der Gewalt nachzugeben, war aber kam im Amte, als man in ihm nur das Werkzeug einer Partei sah.

Nach einer Session von länger als einem Jahre, zu Ende 1823, wurde die so lange versprochene neue Constitution veröffentlicht. Im Ganzen fanden die Bewohner des Nordens (Coquimbo) und des Südens (Concepcion), welche sich gegen O'Higgins bewaffnet hatten, um sich von der Tyrannei desselben zu befreien, sagt Miers, ein Augenzeuge dieser letzten Revolution, „daß die Uebel, über welche sie sich beschwert hatten, noch immer drückender geworden, besonders seit der Publication der neuen Constitution, welche ihnen alles Stimmrecht und allen Einfluß auf die Regierung nahm und alle Gewalt in die Hände einer kleinen durch sich selbst erwählten Junta gab, welche sich selbst mit der souverainen Gewalt bekleidet hatte."

Kapitel XL.

Die Republik Bolivia.

Nach einer Fahrt, die gar nichts Merkwürdiges hatte, gelangte ich endlich zu dem Lande, das durch die alten Erinnerungen seiner Geschichte, durch seine Künste, seine Wissenschaften, seine Regierung, seine Gottesverehrung, seine Baudenkmäler und besonders durch das Unglück seiner Bewohner so berühmt ist, denen selbst ihre Niederlage das Mitgefühl aller Völker sicherte, während ihre Sieger nur Schmach und Verwünschungen von dem leichten Triumphe gehabt haben, wobei die Menschheit so oft wehklagen mußte. Ich war im Goldlande, in Peru.

Das sonstige Peru war das Land zwischen dem 3° 30′ und 21° südl. Br., im N. durch die Gebiete, welche gegenwärtig die Republik Columbien bilden, in O. durch Brasilien, in S. durch Chili und die La Plata-Provinzen, und in W. durch den Großen Ocean begrenzt.

Peru zerfällt im Ganzen in drei große natürliche Abtheilungen, welche durch die beiden Cordilleren oder fast parallelen Bergketten gebildet werden, die es von S. nach N. durchziehen. Zwischen dem Meere und der westlichen Kette, der Küstencordillere, liegt Nieder-Peru, das in einer 10 bis 20 Stunden breiten geneigten Fläche besteht, welcher die Spanier den Namen Valles gegeben haben. Es besteht hauptsächlich aus Sandwüsten, denen es zu gleicher Zeit an Vegetation und an Bewohnern fehlt; dies ist überhaupt der Charakter des größten Theiles der westlichen Küste, wo man, in Peru wie in Chili, nichts als wilde Felsen, Sand und rosenrothen Salpeter sieht. Regen trifft diese Gegenden nie, was daher kommt, daß die Ostwinde, welche man für eine Fortsetzung der südöstlichen Passatwinde hält, über das Festland wehen, die Wolken bis zu den höchsten Gipfeln der Anden treiben, welche sie zerreißen, so daß der Regen fällt, ehe er die Küste erreicht. Nur einige wenige Thäler machen eine Ausnahme von dieser Unfruchtbarkeit in Folge der Bäche, welche sich in den Großen Ocean stürzen, nachdem sie denselben Mittel zur Bewässerung gegeben haben, oder weil sie durch unterirdische Quellen befeuchtet werden. Das Clima Nieder-Perus zeichnet sich durch seine immer gleiche Milde aus. Das zwischen den beiden Andenketten gelegene Land, das man die Sierra nennt, besteht in Gebirgen und nackten Felsen, die von einigen fruchtbaren und gut bebauten Thälern und von ungeheuern Ebenen getrennt werden. Diese Gegend enthält die reichsten Silberminen in der Welt und die reichhaltigsten Adern befinden sich gewöhnlich in den unfruchtbarsten Felsen. Obgleich diese hochgelegene Gegend in Vergleich wenig bebaut und gering bevölkert ist, scheint sie doch sonst eine ansehnliche Bevölkerung genährt zu haben, und nach dem, was man von dem langen Leben ihrer Bewohner erzählt, muß das Clima besonders gesund seyn. Auf dem östlichen Abhange der Mittelkette beginnt die Waldregion, welche uneigentlich la Montaña (das Gebirge) genannt wird, die westliche Grenze einer unermeßlichen Ebene, welche sich in O. bis zu den Ufern des Paraguay und des Marañon erstreckt. Diese Ebene wird jedoch an mehrern Stellen durch Bergketten durchschnitten, welche die Wasserscheiden ausmachen, und von wenig bekannten verschiedenen Nationen oder Volksstämmen bewohnt. Das Clima dieses Landes, welches man das innere Peru nennt, ist außerordentlich feucht und der Boden von Seen und Sümpfen bedeckt, wo es von gefährlichen Reptilen und zahlreichen Insecten wimmelt.

In Hinsicht auf die politische Geographie hat Peru viele Veränderungen erfahren. Früher hieß es Lavantin Suyu und war in vier Theile oder Provinzen getheilt, die sich durch ihre geographische Lage auszeichneten, nämlich: Colla Suyu, die östliche Provinz mit der Hauptstadt Cuzco; Anti Suyu, die nördliche Provinz; Chinchay Suyu, die westliche Provinz, und endlich Conti Suyu, die südliche Provinz.

Das alte Reich der Incas umfaßte bei seinem Falle auch Quito, das seine Fürsten durch Eroberung ihren ursprünglichen Besitzungen hinzugefügt hatten. Unter den Spaniern erstreckte sich das in Lima errichtete Vicekönigthum zuerst über alle ihre Besitzungen südlich von dem Isthmus von Panama. Als Neu Granada 1718 zu einem besondern Vicekönigreiche erhoben wurde, fügte man Quito dazu, und gegenwärtig gehört diese Provinz zu Columbien. Im Jahre 1778 fand eine neue Zertheilung Perus statt, indem die reichen Bezirke Paz, Potosi, Charcas und Santacruz abgetrennt wurden, welche man gewöhnlich unter dem Namen Ober-Peru begreift, und die, eine Fläche von 37,020 Q.Seemeilen, unter die Herrschaft des Vicekönigs von Buenos Ayres übergingen. Der übrige Theil des Vicekönigreichs, welchen man das eigentliche Peru nennen, erstreckte sich über eine Landfläche von 30 bis 41,000 Q.Seemeilen und zerfiel in sieben Intendanzen: Lima, Truxillo, Tarma, Huancavelica, Guamanga, Arequipa und Cuzco.

Seit der letzten Revolution hat sich dieses ungeheuere Gebiet in zwei gesonderte Republiken getheilt: die Republik Peru (das alte Nieder-Peru) mit sieben Provinzen, nämlich: Truxillo, Lima, Arequipa, Junin, Ayacucho, Cuzco und Puno, und die Republik Bolivia (das alte Ober-Peru) mit sechs Provinzen, nämlich: la Paz, Cochabamba, Oruro, Chuquisaca oder Charcas, Potosi, und Santa Cruz de la Sierra. Mit Bolivia begann ich meine Wanderungen in Peru, indem ich mir vorbehielt, später Nieder-Peru zu besuchen, dessen nördliche Provinzen mich direct nach Nordamerika brachten.

Ich landete in Cobija, glücklich von neuem ohne Unfall das Festland zu erreichen, aber wenig erfreut über den Anblick, den dasselbe damals meinen Augen gewährte. Man wird sich wirklich schwerlich etwas Trau-

rigeres, Dürreres denken können als diese den Südwinden freistehende und im N. geschützte Bai, wo Puerto la Mar oder Cobija liegt. (Taf. 44. Abbild.) Dies ist der einzige Hafen, den die Republik Bolivia besitzt. Der im Jahre 1825 auf Befehl der Regierung unter 32° 16′ s. Br. und 72° 32′ w. L. angelegte Ort fällt so wenig in die Augen, daß man ihn bei der Landung nur an der weißen Fahne erkennt, welche die Bewohner als Signal auf der Felsenspitze aufziehen, die ihn gegen die Südwinde schützt. Dieser Hafen oder vielmehr diese Rhede gewährt einen guten Ankerplatz und die Schiffe haben hier nichts zu fürchten. Das Clima ist gut. Obgleich unter dem Wendekreise gelegen, dauert die Wärme doch nur zwei bis drei Stunden des Tages; regelmäßig erhebt sich zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags ein Südwind und die Abende und Nächte werden durch Winde abgekühlt, welche regelmäßig vom Lande her wehen. Das Wasser ist ziemlich gesund, obgleich salzig.

Man erfreut sich allerdings in diesem Hafen der größtmöglichen Handelsfreiheit; die Regierung hat, um Schiffe dahin zu ziehen, keine Art Zoll dort errichtet, verlangt keine Eingangsabgaben und begnügt sich mit der mäßigen Abgabe von 2 Proc. von den Waaren. Aber welcher Aufenthalt ist es außerdem! Höchstens zwei oder drei Bäume an der ganzen Küste, Reste der Niederlassungen, welche hier seit langer Zeit von einigen Europäern versucht wurden, die sie aus Mangel an allen Hilfsmitteln wieder verlassen mußten; dreißig oder vierzig Häuser, die gar kein Ansehen haben, überall Sand, der nie von dem geringsten Regen befeuchtet und selten von Thau benetzt wird; am Horizonte, wenn es einen giebt, bläuliche oder röthliche Berge und in der Mitte von allem dem etwa 50 bis 100 Menschen, die ein unglückliches Leben zu führen scheinen. Das war der Meerhafen der Republik Bolivia im Jahre 1828 und zur Zeit als ich ihn sah, 1829; aber man weiß, daß er sich seitdem sehr verändert hat und einer der lebhaftesten Handelsplätze des Großen Oceans geworden ist, der gegenwärtig an Wichtigkeit mit Valparaiso rivalisirt, von dem mehrere ansehnliche Häuser hier Commanditen oder Agenten haben. Ich entschloß mich schnell, mich nicht lange an einem Orte aufzuhalten, der für einen Reisenden so unfruchtbar ist. Während ich auf einem der Maulthierzüge wartete, die von Cotera, einem reichen bolivischen Kaufmanne und Wohlthäter des Landes, nach dem Innern eingerichtet worden sind, hatte ich Gelegenheit, zum erstenmale einige interessante Beobachtungen über die Eingebornen zu machen. Bei Cobija lebten einige Indianer, welche statt aller Wohnung nichts hatten als Seehundsfelle, die an vier Pfählen ausgespannt waren; als Nahrung etwas Mais, gedörrte Fische und coca, ein getrocknetes Blatt, und als Beschäftigung oder als Mittel zum Unterhalte den Fischfang, den sie bisweilen 30 bis 40 Stunden längs der Küste in gebrechlichen Balsas nach Art derjenigen treiben, welche ich in Chili auf dem Biobio gesehen hatte. Und das sind, dachte ich bei mir mit Verwunderung, die ehemaligen Gebieter des Landes, die Nachkommen der Kinder der Sonne! Ihre Sitten sind noch immer dieselben bis auf die ihnen aufgezwungene Religion; sie üben noch dieselben Tugenden wie in der alten Zeit und sind frei von unsern Lastern, denn sie berauschen sich selten; sie sind ernst und leben unter einander, fern von den Fremden. Doch singen sie, die Unglücklichen, aber ihre Gesänge, wirkliche wilde Elegien, sind Klagen, sehnsüchtige Erinnerungen an Liebe und Ruhm; traurige Herzen, die den Tod anrufen oder gegen die Tyrannei protestiren. Ob sie wohl noch eine Erinnerung an ihre gefallene Größe haben? Ob sie wohl die Erniedrigung fühlen, in welche sie versunken sind? Ich hatte schon mehrmals von diesen in ganz Amerika verbreiteten peruvianischen Gesängen gehört, aber es ist schwer, den Eindruck wiederzugeben, den sie an den Orten selbst hervorbringen, die sie veranlaßt haben, und in dem Munde der Menschen, deren geheimste Gedanken und Gefühle sie auszudrücken scheinen.

Ich hatte ihrer ganzen Länge nach die ewige Wüste Atacama zu durchreisen, um in das Innere zu gelangen und Potosi zu erreichen, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz. Diese Provinz ist eine der bevölkertsten der Republik; zwei Drittel ihrer Bevölkerung sind Eingeborene und in den Bezirken vertheilt, aus denen sie besteht, und die mit der Wüste selbst Porco, Chayanta, Lipes und Chichas sind.

Ich durchreiste 40 Stunden eines der dürrsten Länder, ehe ich Calama erreichte, und dort fand ich das erste eingeborene Volk, arm und elend wie die an der Küste, das wie jene nur von geröstetem Mais und Coca lebte, und die Fische durch die Milch ersetzte, von der es das Ueberflüssige nicht einmal an die Fremden zu verkaufen weiß, welche gezwungen sind, das Land zu besuchen. Nichts gleicht der Einförmigkeit und der Langweiligkeit einer solchen Reise auf steinigten Wegen, wo man nicht eine einzige Pulperia trifft. Doch zog ich immer weiter, stieg nackte, mehr oder minder hohe Berge hinauf und hinab, die durch traurige Pampas getrennt waren; kam unter andern Flüssen auch über eine der Quellen des Pilcomayo, desselben, den ich bei Asuncio sich in den Paraguay hatte ergießen sehen. Endlich schien mir alles, ohne daß der Weg besser und das Land schöner wurde, die Nähe einer großen Stadt zu verkündigen. Das Land war nicht mehr öde. Ich sah Leute vorüberkommen, welche Esel und Heerden schöner Llamas führten, von denen einige, mit Obst, Gemüse, Mais, Mehl, Kohlen und Brennholz beladen, leicht dahin trabten, während andere, von ihrer Last befreit, von dem Markte zurückkamen und mit großen Schritten nach den fruchtbaren Thälern zurückkehrten. Indianer beiderlei Geschlechts, mit Geflügel, Milch, Eiern, belebten die Straße und kündigten dem Reisenden an, daß er noch im Lande der Lebendigen, wenn auch von unbebauten und unbebaubaren Bergen umgeben sey.

Plötzlich zeigte sich in der Ferne ein großes Gebirge in verschiedenen Farben, schwarzgrau, orange, grau und roth, und vollkommen kegelförmig. Es war jener berühmte Berg, dessen verborgene Schätze länger als zwei Jahrhunderte der Gegenstand mühseliger Anstrengungen der immer gereizten und nie befriedigten Habsucht gewesen sind; es war der Berg Potosi.

Ich strengte mich so sehr als möglich auf den Höhen, welche ich in den beiden letzten Stunden zu übersteigen hatte, an, um die Stadt zu sehen, aber dieses Vergnügen des Reisenden, der sich seinem Ziele nähert, ist ihm bei Potosi versagt. Man kann von weitem weder Häuser noch Kirchthürme sehen, und als ich zu einem Haufen Trümmern langer Vorstädte kam, hätte ich nie geglaubt, in eine Stadt zu gelangen, die den stolzen Titel kaiserliche Stadt führt.

(Potosi.) Die Stadt Potosi liegt in der gleichnamigen Provinz 15,000 engl. Fuß über dem Meeresspiegel unter 19° 50′ s. Br. Die zufällige Entdeckung des Mineralreichthums im Jahre 1545 gab ihr den Namen Asiento oder Minenstation, später wurde sie zum Range einer Stadt erhoben und die Hauptstadt einer Intendanz. Nach einer Zählung im Jahre 1611 hatte sie damals 150,000 Einw., die besonders in mitayos aller Stämme zwischen Potosi und Cuzco auf einem Raume von 300 Stunden bestanden. Diese Unglücklichen waren im Allgemeinen von ihren Frauen und Kindern begleitet, mehr um ihnen bei der beschwerlichen Arbeit des Bergbaues behilflich zu seyn, als sich in den dürren Bergen von Potosi niederzulassen. Man darf sich nicht wundern, daß die Aufhebung der mita und die Verluste, welche die reichsten Anstalten durch die Revolution erfuhren, diese Einwohnerzahl bedeutend verringerten, die 1825 nur noch 8 bis 12,000 Seelen betrug. Die weiten Vorstädte wurden sonst von Indianern und Bergleuten bewohnt. Jetzt sind sie ganz verlassen und nur die Spuren der Straßen davon noch übrig. Sonst wohnten viele Indianerfamilien in Hütten und Grotten bei den Minen von Cerro und gingen nur Sonnabends Abends in die Stadt, um ihren Lohn in Empfang zu nehmen und Lebensmittel für die Woche zu kaufen; viele aber blieben, vertranken und verspielten was sie verdient und verbrachten einen großen Theil der Nacht mit Gesang und Guitarrespiel vor der Thüre der Schenken.

Der Reisende kommt, von welcher Seite er sich auch Potosi nähern mag, gewissermaßen aus tiefen Schlünden heraus und bemerkt endlich die Stadt, wenn er dicht vor ihr ist, am Fuße des berühmten silberhaltigen

Cerro, der an seiner Basis ungefähr 3 Stunden im Umfange haben kann. (Taf. 44. Abbild.) Die Spitze des Berges reicht über 2000 Fuß über die Stadt und folglich 17,000 F. über das Meer oder 15,981 nach dem Dr. Redhead, dessen Berechnung nur 11 Fuß von der des Herrn Pentland, des neuesten Beobachters, sich unterscheidet. Einige Personen sehen den Cerro als ein vulkanisches Product an. Ueber 5000 bocaminas oder Schachte sind in denselben geschlagen worden, woraus man aber nicht schließen darf, daß es dort so viele verschiedene Minen giebt, denn mehrere derselben haben zwei und drei Schachte. Man baut gegenwärtig nur 50 bis 60 dieser Minen; die andern sind verlassen, ersoffen oder eingestürzt. Die Spitze des Berges ist so durchwühlt, daß man dort nicht mehr arbeiten kann, der untere Theil dagegen, gegen das Drittel des Kegels, fast noch nicht angerührt wegen der zahlreichen Quellen, welche die Arbeiten hindern. Darf man einer im Lande verbreiteten Anecdote glauben, so wurden die Schätze, welche der Berg enthält, durch einen Zufall entdeckt. Ein Indianer, Namens Diego Gualca, hielt sich bei der Verfolgung eines Llamas auf einem steilen Wege an einem kleinen Strauche an, um leichter hinaufsteigen zu können, riß denselben aus und legte so eine reiche Silbermine blos. Dies soll im Jahre 1545 geschehen seyn.

Es giebt in Potosi noch einen seltsamen Gebrauch, der ohne Zweifel von der Nachsicht der ersten mineros (Bergwerksbesitzer) herrührt. Vom Sonnabend Abend bis zum Montage früh wird der Cerro buchstäblich das Eigenthum eines Jeden, der daselbst für eigene Rechnung arbeiten will. In dieser Zeit würde der kühnste minero seine eigenen Bergwerke nicht zu besuchen wagen. Diejenigen, welche so Besitz davon nehmen, heißen carchas und verkaufen gewöhnlich an ihre Herren den Ertrag ihrer sonntäglichen Arbeit. Außer dem so entwendeten Erze verursachen die Carchas vielen Schaden dadurch, daß sie die nöthige Vorsicht wegen der Sicherheit der Schachte vernachlässigen. Wenn sie in der Woche eine reichere Ader finden als gewöhnlich, so gehen sie darüber hin und heben sie sorgfältig auf bis zum nächsten Sonntage. Man hat die strengsten Maßregeln ergriffen, um diesen Gebrauch abzuschaffen, aber keine führte zum Zwecke: die Carchas vertheidigten ihr Vorrecht mit den Waffen und wälzten große Steine auf die Angreifenden. Sie nahmen einmal 15 bis 20 mit Silbererz reich beladene Llamas weg, welche die Bergwerke nach der Zeit verließen, wenn das Privilegium des Carcha beginnt, und man hat nie wieder etwas von den Llamas und deren Führern gehört.

Ganz nahe bei der Stadt und am Fuße des großen Berges steht ein kleinerer, welchen die Indianer Huayna Potosi (den Sohn Potosis oder den jungen Potosi) nennen und der reich an sehr schönem Silbererz ist, aber wegen der Quellen nicht bearbeitet werden kann. Das Erz wird in Mühlen unter den Rädern gestampft, die durch weit hinzugeleitete Bäche getrieben werden. Man sammelt sorgfältig das Wasser mittelst Schleusen. Einige von solchen Behältern werden durch andere genährt, die höher oben im Gebirge liegen. Es sind Männer angestellt, welche diese Behälter zu bewachen haben und die Aufsicht über die Schleusen führen. In sehr trockenen Jahren müssen bisweilen die Mühlen aus Mangel an Wasser stehen bleiben. Man könnte diesem Uebelstande abhelfen, wenn man die asequias oder Canäle pflasterte und die Behälter sorgfältig reinigte.

Ohne in das Detail reiner Metallurgie einzugehen, glaube ich doch hier mit wenigen Worten die üblichsten Verfahrungsweisen in Peru bei der Ausbeutung der Minen anführen zu müssen. Man verwendet dabei so viele Indianer als der Schacht fassen kann. Die Bergleute nehmen zur Kraft ihrer Arme noch die der Maschinen und des Schießpulvers. Die losgetrennten Stücke werden an den Eingang geschafft, wo man sie kleinpocht, dann bringt man sie auf Eseln oder Llamas nach dem ingenio (Amalgamirungswerke). Die Last eines Esels beträgt 125 Pfund, die eines Llamas die Hälfte. Vierzig Eselsladungen machen ein cajon aus, das 5000 Pfd. hält. Dann kommt das Erz in die Mühle, wo es gepulvert wird; dann siebt man dasselbe durch, was für die Arbeiter sehr gefährlich ist, so daß sie sich dabei das Gesicht mit einer Art Maske bedecken und die Nasenlöcher und Ohren mit Baumwolle verstopfen. Dann kommt die Amalgamirung des gepulverten Erzes mit einer gewissen Menge Wasser und Salz. Die Peones machen es durch Treten mit den Füßen dick wie Koth, worauf man, je nach den Umständen, Vitriol, Blei, Zinn, Quecksilber zusetzt. Die Amalgamirung dauert 14 Tage, worauf die Wäsche folgt, die in einer Art Grube vorgenommen wird. Nach der Wäsche hat man Massen, die, wenn sie in dem Ofen gewesen sind, piñas heißen und in die Nationalbank gegeben werden, die sie für Rechnung der Regierung ankauft. Einige Jahre vor der Revolution waren in Potosi 40 Ingenios in Thätigkeit, welche wöchentlich 8000 Mark (4000 Pfd.) reines Silber lieferten, was den Herrn von Humbold zu der Behauptung berechtigte, die Minen von Potosi wären an Wichtigkeit die ersten nach denen von Guanaxuato in Mexico. Seit der Revolution hat sich alles dies geändert; 15 Jahre Bürgerkrieg verwüsteten das Land so vollständig und zerrütteten das Vermögen der reichsten Mineros so, daß man gegenwärtig nur noch 15 Ingenios zählt, die jedoch, trotz dem, daß sie im Vergleich sehr wenig arbeiten, noch immer wöchentlich 1500 Mark Silber liefern.

Die Stadt Potosi ist auf ungleichem Boden erbaut. Ihre Straßen sind reinlicher als die irgend einer andern Stadt, welche ich bis dahin in Südamerika gesehen, Mendoza vielleicht ausgenommen. Die Sitte, das Aeußere der Häuser weiß anzustreichen, trägt ohne Zweifel dazu bei, ihr dieses Aussehen von Reinlichkeit zu geben, aber diese Bemerkung läßt sich nicht auf das Innere anwenden, wo alles entsetzlich schmuzig ist, selbst, mit wenigen Ausnahmen, in den ersten Häusern, die ein Reisender sogar mit den Ställen des Augias verglichen hat. Man setzt hinzu, daß die Indianer, welche die Hälfte der Bewohner ausmachen, eines der unreinlichsten Völker und darin denen gleich sind, welche weit über ihnen zu stehen glauben. In der Mitte der Stadt befindet sich ein geräumiger Platz. Der Palast des Gouverneurs, eine lange Reihe niedriger Häuser, welche die Salas de justicia, das Gefängniß und die Hauptwache enthalten, nimmt die eine Seite desselben ein; der Schatz und die Verwaltungsbureaux die zweite; eine dritte füllt ein Kloster und eine in Bau begriffene Kirche aus, welche eine ungeheuere Masse von grauem Granit ist, nach ihrer Vollendung doch aber die Kathedrale heißen wird, und an der vierten Seite endlich stehen Privathäuser. In der Mitte des Platzes selbst erhebt sich ein 70 Fuß hoher Obelisk, welcher bezeugt, daß Potosi die erste Stadt in Peru war, die dem Ruhme seiner Befreier ein Denkmal setzte, denn dieser Obelisk wurde 1825 vor der Ankunft Bolivars errichtet.

Auf einem meiner Spaziergänge hatte ich Gelegenheit, die verschiedenen Classen der Einwohner von Potosi zu erkennen und zu unterscheiden. Vor der künftigen Kathedrale befand sich eine Creolin aus der ersten Classe der Gesellschaft, die ihren Shawl auf dem Wirbel des Kopfes befestigt hatte, so daß er ihr anmuthiges Gesicht umfaßte; dann der Oberst eines columbischen Regiments im Dienste der Republik; ein Congreßdeputirter in seiner weiten capa, und eine chola (indianische Bäuerin), die sich durch ihren im Lande verfertigten Shawl und Schärpe, die großen Silbertopas auf der Brust und einfache Ledersandalen auszeichnete. Weiterhin bemerkte ich eine Stadt-Indianerin mit ihrem guagna (Kinde), deren Tracht sich von jener der chola nur durch den Reichthum der Fußbekleidung unterscheidet, welche oft bis zehn Piaster zu stehen kommt, und einen peruvianischen Bauer, der an seiner Seite den Beutel trug, der den Cocavorrath enthält. Der Coca ist eine Art aromatisches Blatt, ähnlich dem Paraguay-Thee, das alle Peruaner sehr gern kauen. (Taf. 44. Abbild.)

Der Markt von Potosi ist einer der am besten versorgten in Südamerika, obgleich gewisse Artikel der ersten Nothwendigkeit aus sehr entfernten Provinzen hergebracht werden: Den Wein, den Branntwein und das Oel bezieht man aus den puertos intermedios, mit welchem Worte man im Lande alle Häfen bezeichnet, die zwischen Chili und Lima liegen. Cochabamba liefert das Mehl. Die Maulthiere, die Llamas und die Esel sind die einzigen Transportmittel. Während ich meine Wanderung durch die Stadt fortsetzte und die Laden betrachtete, fand ich mit Erstaunen

mitten in einer so bergigen und dürren Einöde eine große Menge von Lebensmitteln. Rindfleisch, Schöps, Schwein und Llama (das wie mageres Schöpsenfleisch schmeckt), Früchte und Gemüse findet man in Menge, auch mehrere Arten Kartoffeln.

Unter den öffentlichen Gebäuden bemerkte ich die Casa de moneda oder die Münze, ein ungeheueres und plumpes, aber seinem Zwecke völlig entsprechendes Gebäude. Wie es auch in architectonischer Beziehung beschaffen seyn möge, so hat diese Anstalt doch fast zwei Mill. Piaster gekostet, mit Inbegriff der Maschinen, und ist von hoher Wichtigkeit in einem Lande, dessen hauptsächlichste, wenn nicht einzige Hilfsquelle die Bearbeitung der Bergwerke ist. Man hat hier in den einträglichsten Jahren bis fünf Mill. Silberpiaster und 36,000 Stück goldene Dublonen geschlagen.

Geht man in den Straßen umher, so empfindet man die Athmungsbeschwerden, welche die dünne Luft verursacht und was selbst die Eingebornen und die einheimischen Thiere fühlen. Man nennt diese Unbequemlichkeit puna oder zorocni, und man will sie durch eine Pflanze heilen, die quinuali heißt.

Das Clima von Potosi ist unangenehm und ich bemerkte hier an einem Tage die Temperatur von vier Jahreszeiten. Früh am Morgen fühlt man eine durchdringende Kälte; Nachmittags hat man die Temperatur unserer schönen Maitage; von Mittag bis zwei und drei Uhr ist die Hitze in der Sonne drückend, während es im Schatten und Abends nicht blos frisch, sondern empfindlich kalt ist. Die Creolen scheinen sehr empfindlich gegen die Kälte zu seyn; sie halten dieses Clima für einen ewigen Winter, den sie in den trockenen und den feuchten eintheilen, die Indianer aber sind minder zärtlich, ob sie gleich halb nackt gehen.

Die geographische Lage Potosis in dem Plane, den ich mir vorgezeichnet hatte, war für mich eine Art Centrum der Operationen, von wo aus ich nach Peru erst dann aufbrechen sollte, nachdem ich verschiedene Ausflüge nach den bemerkenswerthesten Punkten der Bolivischen Republik gemacht hatte.

Mein erster Ausflug galt der Provinz Tarija, welche zwar noch zu der Argentinischen Republik gehört, deren baldige Vereinigung aber mit dem Gebiete des Departements Chuquisaca die Politiker von Potosi bereits voraussahen; und sie fand ein oder zwei Jahre darauf wirklich statt. Auf dieser Reise, in der geringen Entfernung von 30 Meil. von Potosi, bemerkte ich schon einen fühlbaren Unterschied in der Temperatur, die viel milder wurde. Uebrigens kam mir auf dieser Wanderung über nackte Berge nichts Unterhaltendes vor; aber von Zeit zu Zeit begegnete ich Indianern, deren seltsame Kleidung die Einförmigkeit des Weges etwas unterbrach. Sie gingen barfuß und trugen auf dem Kopfe eine Art Helm von der Form eines Barbierbeckens, und kurze Hosen, die bis an die Knie gingen und deren Knöpfe nur zur Zierde dienen. Diese Indianer sind fast alle von mittlerer Größe, aber stark und muskulös. (Taf. 44. Abbild.) Die Frauen scheinen den Putz sehr zu lieben, und ob sie gleich barfuß gehen wie die Männer, und Sandalen tragen wie diese, sind ihre obern Kleidungsstücke, der Shawl, die buntfarbige Schärpe, der Rock, den sie darunter haben, im Allgemeinen sehr verziert. Alle sind sehr früh reif und man sieht selten eine Indianerin von achtzehn Jahren ohne ein guagua auf dem Rücken; auch sind sie mit zwanzig Jahren bereits alt, was man ohne Zweifel der außerordentlichen Hitze des Climas zuschreiben muß.

Soll ich auch meine Reise durch die Dörfer Otavi, San Lucas, Muyokiri beschreiben, eine offenbar vulkanische Gegend fast ohne alle Bewohner, ein Land, wo die Frauen mit Diamanten und Perlen geschmückt sind und wo man Wein und Branntwein, aber selten Brod finden kann?

Nachdem ich hohe Gebirge überstiegen hatte, gelangte ich in das Thal Cinti, einen fast 30 Stunden langen Weingarten, der durch einen Fluß bewässert wird, dessen Ufer mit Pfirsichen, Feigen- und andern Obstbäumen bepflanzt sind. Was die Stadt dieses Namens betrifft, so ist sie arm und von elendem Aussehen trotz ihrer romantischen Lage. Ich war hier noch 40 Stunden von Tarija. In dieser Provinz findet sich der Cerro del Palmar, aus welchem die Indianer bisweilen große Stücke gediegenen Goldes ziehen, den aber die Europäer bis jetzt noch nicht bearbeiten konnten, weil die natürlichen Besitzer der Schätze den Fundort derselben geheim halten. Bald mußte ich über den Rio San Juan gehen. Dieser Fluß, der in der Regenzeit fast nicht zu passiren ist, bildet hier die Grenze der Provinz Tarija. Wenn man über eine schreckliche Einöde und den Zweig der Cordillere, welchen man übersteigen muß, um die Ebene zu erreichen, in diese Provinz gelangt, kann man kaum glauben, daß sie eine der fruchtbarsten Gegenden der Erde ist. Ich war in hohem Grade ermüdet, als ich am zwölften Tage nach meiner Abreise von Potosi am Orte meiner Bestimmung ankam.

(Tarija.) Die Stadt Tarija kann ungefähr 2000 Einw. haben. Diese braven, von Charakter sehr trägen Leute halten lieber Siesta, als daß sie sich mit den Künsten und der Industrie beschäftigen, welche ihnen noch fast ganz unbekannt sind. Einige Empfehlungen von Freunden in Potosi verschafften mir bei mehrern von ihnen eine sehr gastfreundliche Aufnahme. Den Tag nach meiner Ankunft sollte ein Ausflug nach dem ehemaligen Jesuitenmission Salinas unternommen werden, welche ungefähr 45 Stunden entfernt liegt; dies war eine treffliche Gelegenheit das Land zu sehen, und um so angenehmer, da mehrere Damen aus der Stadt von der Partie seyn sollten. Die Damen von Tarija sind durch ihre Reitkunst berühmt; sie zeichnen sich sogar bisweilen bei den Pferderennen aus, einem Lieblingsvergnügen aller Classen. Mehr als einmal konnte ich die Bemerkung machen, daß meine schönen Reisegefährtinnen die Hilfe der Herren nicht nöthig hatten, um abzusteigen oder sich in den Sattel zu schwingen. Sie reiten ziemlich auf die englische Art, aber der Sattel ist kleiner und mit einem pellon oder verschiedenfarbigen Mantel bedeckt, auf den sie sich sehr anmuthig setzen. Bisweilen sitzen sie auch hinter dem Reiter, indem sie einen Fuß wie in einen Steigbügel in eine Schlinge stellen, welche dazu an dem Schweife des Thieres angebracht ist, während der Reiter ihnen zur Unterstützung die Hand giebt. (Taf. 47. Abbild.) Unser Ausflug dauerte fast vierzehn Tage und war eine wahre Lustpartie, wobei, wie in der besten Gesellschaft Europas, ich immer den Anstand in Verbindung mit der größten Freiheit sah.

Wir kamen zuerst ungefähr 4 Stunden durch eine gebirgige, fruchtbare, aber unbewohnte Gegend, die durch einen Fluß bewässert wurde, dessen Ufer mit fetter Weide bedeckt waren, und den andern Tag gewährten uns schöne Heerden, die in einer von Wäldern, Thälern, Bächen, Felsen und Bergen durchschnittenen lachenden Landschaft weideten, in einem Raume von acht Stunden den Anblick eines kostbaren Parks, wo nichts als ein Schloß fehlte. Den dritten Tag ein anderes Aussehen in einem Lande voll von rauhen Gebirgen, welche mich an die Cumbre der Anden Chilis erinnerten. Wir erreichten in der Nacht das Fort San Diego, das einzeln auf einer von großen, theils nackten, theils fruchtbaren, theils bewaldeten Bergen umgebenen Anhöhe liegt. Das Fort wurde vor einigen Jahren angelegt, um die Einfälle der benachbarten Stämme der Chiriguacos-Indianer zu verhindern, welche das Land, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, der sie sich sehr geschickt bedienen, in Schaaren durchzogen. Sie fielen über die vertheidigungslosen Einwohner her, und führten die Frauen, die Kinder und das Vieh fort. Wir fanden in dem Fort eine Frau, die sieben Jahre lang gefangen bei diesen Wilden gewesen war, welche die Spanier weder ganz zu unterjochen, noch zu dem Christenthume bekehren konnten. Sie versicherte, von ihren Herren nie gemißhandelt worden zu seyn, die für alle ihre Bedürfnisse sorgten.

Unser Weg, der durch reiche Wälder großer Bäume ging, führte uns in ein grünes Thal, wo wir in dem Orte San Luis, welcher bisweilen der verwüstenden Plage der Heuschrecken unterworfen ist, deren Verwüstungen aber durch den fruchtbaren Boden bald ausgeglichen werden, die liebenswürdigste Gastlichkeit fanden. Das Land schien immer reicher zu werden, je weiter wir kamen. Wir hatten mehr als elf Mal in vier Stunden den Rio de Salinas zu überschreiten, welcher das herrliche Thal bewässert, wo wir nach sechs Tagen endlich die alte gleichnamige Mission

fanden. Nach der Vertreibung der Gesellschaft, deren Arbeiten für das Land sehr vortheilhaft gewesen waren, ging die Mission in die Hände der Franziskaner über. Ein bejahrter Mönch empfing uns an der Pforte des Klosters, eines unregelmäßigen Gebäudes, an dem sich eine Kirche befindet und das von 20 bis 30 Hütten umgeben ist, worin zum Christenthume bekehrte Chiriguanos-Indianer wohnen. Diesen Neuchristen wird es sämmtlich sehr schwer, sich dem strengen Gesetze zu unterwerfen, welches ihnen mehr als eine Frau zu haben untersagt; übrigens sind sie nicht weniger unwissend als ihre wilden Landsleute, die sie verlassen haben. Der einzige reelle Vortheil, den man von der Mission hat, ist die Erhaltung des Friedens zwischen den Indianern und Creolen der Provinz; die Indianer besuchen oft in zahlreichen Schaaren ihre Freunde in der Mission, und dieser Verkehr hat sie gewöhnt, die Weißen nicht mehr für ihre natürlichen Feinde anzusehen.

Die Chiriguanos haben eine Kupferfarbe, glänzend schwarzes langes Haar, aber keinen Bart wie alle andern Indianer Südamerikas. Wie diese, lieben sie den Schmuck sehr und tragen die Barbote. Mir fiel ihre Stärke, ihr guter Wuchs und die Ausbildung ihres Muskelsystems auf, wodurch es sich erklärt, daß sie in sechszehn bis achtzehn Stunden nach dem 30 Stunden entfernten Tarija gehen können. So oft das Kloster etwas aus der Stadt bedarf, schickt man zwei oder drei Indianer aus der Mission dahin, die oft in einem Tage dahin laufen und den andern zurückkommen.

Das Kloster Salinas liegt in einem fruchtbaren, von hohen mit vielen langen Bäumen bedeckten Bergen umgebenen Thale; aber der Regen und die Nebel, welche in gewissen Jahreszeiten herrschen, würden das Clima für einen Europäer unangenehm machen. Doch hörte ich nur von einem Wechselfieber oder dreitägigem Fieber (chucho oder terciana) sprechen, das sich wie eine Pest in der ganzen Provinz ausbreitet.

Ein Ausflug von mehr als acht Tagen, den ich mit dreien meiner Reisegefährten machte, während die andern mit den Damen uns in der Mission unter der Obhut eines alten Franziskanermönchs erwarteten, hatte mich überzeugt, daß es in der Welt vielleicht kein lachenderes und fruchtbareres Land giebt. Das Zuckerrohr, der Tabak, der Reis, der Mais, die Baumwolle gedeihen hier in gewissen Bezirken vollkommen. Das große Vieh vermehrt sich und wird fett überall zur Zufriedenheit des Züchters, der für seine Heerden nur den Besuch des Jaguars zu fürchten hat; aber die Feuchtigkeit des Climas ist weder den Schafen noch dem Getreide günstig, welches jedoch in einigen Gegenden der Provinz in Menge gebaut wird und schön ist. Die Temperatur ist so verschieden, daß man mit Recht sagen konnte, ein Norwege und ein Italiner würden hier beide das für ihre Constitution passende und gewohnte Clima finden.

Als ich nach Tarija zurückgekommen, mußte ich bald an die Rückkehr nach Potosi denken, und ich brach nach dieser Stadt auf, nachdem ich von meinen Wirthen und dem schönen Flusse Tarija, einem Beiflusse des Rio Vermejo, Abschied genommen; aber ich schlug einen andern, mehr westlichen Weg über Tupiza ein, eine kleine Stadt, welche auf dieser Seite die Grenze zwischen der Argentinischen Republik und Bolivia bildet. Man findet hier ein Octroi, welches Abgaben von Waaren erhebt und die Mantelsäcke der Reisenden durchsucht, was indeß nicht sehr streng und ziemlich artig geschieht. Meine erste bemerkenswerthe Station war sodann der Ort Santiago de Cotagaita, der malerisch in einem gut bebauten Thale liegt, welches von Bergen umgeben ist, auf denen so große Cactus wachsen, daß man sie zum Häuserbau benutzen kann. In Escara nahm ich als Führer einen jener Indianer, welche sich Postillone nennen, ob sie gleich stets zu Fuße gehen. Man erzählt von diesen Fußpostillonen wirklich wunderbare Dinge, und einer von ihnen, der selbst gestand, nur ein mittelmäßiger Fußgänger zu seyn (andador), ob er gleich 7 Stunden machte ohne ein einziges Mal auszuruhen, erzählte mir, die und die seiner Cameraden machten in einem Tage den Weg von Escara nach Caiza, wohin wir wollten, — eine Entfernung von 21 Poststunden. Er versicherte mich, es sey nicht selten, diese andadores vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne 30 Stunden machen zu sehen. Alle Peruaner sind sehr demüthig, und ob sie gleich bisweilen einen verzweifelten Muth und selbst eine Art Wildheit zeigen, wenn sie betrunken sind und die Leidenschaft sie hinreißt, so sind sie doch im allgemeinen so schüchtern und friedfertig, wie sie die Geschichte uns zur Zeit darstellt, als Pizarro, ihr barbarischer Sieger, vor drei Jahrhunderten in ihr Land einfiel. Caiza, ein kleiner recht netter Ort mit einer großen Kirche, ist der letzte vor Potosi, wo man Pferde und Erfrischungen finden kann; alle zwischenliegenden Posten sind zerstört. Ich war noch über 20 Stunden von dem Orte meiner Bestimmung entfernt, wo ich zwar gesund und wohlbehalten ankam, aber um sogleich weiter zu reisen, denn ich wollte die Gelegenheit nicht versäumen, die Reise nach Chuquisaca angenehm mit einem jungen Manne aus dieser Stadt zu machen, der zu seiner Familie zurückkehrte.

Es ist nicht weit von Potosi nach Chuquisaca und wir brauchten nur drei Tage zu der Reise dahin. Ungefähr 5 Stunden von Potosi nach NO. zu fand ich ein kleines Indianerdorf, Baños (die Bäder) genannt. Diese Bäder bestehen in zwei oder drei Quellen, welche besonders starke Heilkräfte besitzen sollen und 90° Wärme nach Fahr. Therm. erreichen. Viele Personen besuchen sie ihrer Gesundheit, andere des Vergnügens wegen; aber man muß Meubles mitbringen, denn man findet hier nur den Schutz eines großen Gebäudes und eine Pulperia, welche Liköre und Lebensmittel liefert. Die Umgegend dieses Ortes zeigt einige Spuren von Vegetation. Man ackert mit einem gebogenen Baumaste, den man so wendet, daß er, von einem Paar Ochsen gezogen, seine Spitze zwei oder drei Zoll in die Erde senkt. Es scheint, als reiche dies hin, hier eine ziemlich gute Ernte-Gerste hervorzubringen, welche mit einigen Kartoffeln und etwas Mais alles ist, was man in diesem Lande verlangt, während in Europa die Industrie einen weit undankbarern Boden fruchtbar macht. Es giebt in diesem Lande Einöden, in denen Tausende von Llamas herumschweifen, unter die sich auch Ziegen- und Schafheerden mischen. Der Anbau könnte auch diese Einöden fruchtbar machen, wenn die ermuthigte Industrie die Mittel dazu lieferte und die Vermehrung der Bevölkerung das Bedürfniß nöthig machte.

Wir verbrachten die erste Nacht 10 St. von unserm Abgangspunkte, in der Post von Partolo, wo wir eine bemerkbare Milderung der Temperatur fühlten; ich hatte diese Bemerkung schon in einer geringen Entfernung auf meinem ersten Ausfluge nach Süden gemacht. Den andern Tag folgte auf einen sehr kalten Morgen einer der heißesten Tage. Ich konnte die glückliche Wirksamkeit eines weißen Poncho gegen die Sonnengluth an mir selbst erfahren. Einige Büsche und kleine Bäume schmückten den Weg, der über rauhe Berge und tiefe Thäler ging, wo nur hier und da eine einsame Indianerhütte Spuren von Anbau zeigte, aber die mit wohlgenährten Heerden bedeckten Weiden kündigten uns bald an, daß wir nicht lange mehr in einem unfruchtbaren Lande bleiben würden. Den dritten Tag stiegen wir von einem steilen Berge in ein enges Thal hinab, in dessen Grunde der Rio Pilcomayo fließt, einer der Hauptbeiflüsse des Parana, über welchen ich fast 2000 M. von jenem mächtigen Strome ging. Die Landschaft ist außerordentlich schön. Von der Höhe des unermeßlichen Berges, an dessen reichbewaldeten Seiten der Weg sich hinschlängelt, bemerkt man zuerst das Thal, welches den Fluß einzwängt. Hier und da zeigt sich eine Gruppe Indianerhütten, deren friedliche und fleißige Bewohner in ihren Gärten arbeiten, um den Markt von Chuquisaca mit Gerste, Mais, Obst und Gemüse zu versehen. Auf der entgegengesetzten Seite folgt die Straße einem steilen Berge, gleich dem, welchen wir hinuntergestiegen waren und kommt dann vor einer quinta vorbei, deren Lage durch etwas mehr Fleiß und Geschmack sehr malerisch und romantisch hätte gemacht werden können. Ein Weg von ungefähr zwei Stunden über ein mäßig bevölkertes, aber fruchtbares Land, brachte uns in das Thal, welches dann sich schlängelnd hinwindet und von beiden Seiten des Flusses die mannigfaltigsten und merkwürdigsten Ansichten einer wilden Natur gewährt.

Wenn man sich Chuquisaca nähert, erkennt man zuerst die Thürme, welche sich an jeder Seite der Kathedrale erheben (Taf. 45. Abbild.), dann die Kuppeln und Thürme der Kirchen und Klöster ohne Zahl, welche in der vergangenen Zeit der Kirchenherrschaft gegründet wurden. Der Anblick dieser Gebäude weckt in der Seele des Fremden Ideen von Raum und Größe, welche sogleich verschwinden, wenn man in die Stadt hinein gelangt; sie sieht jedoch reinlich und wohlhabend aus und übertrifft darin alle andern Städte, welche man von Buenos Ayres bis nach Lima, in einer Entfernung von mehr als 1000 St. findet.

(Chuquisaca.) Chuquisaca, auch la Plata (die Silberstadt), oder Charcas genannt, ist bis auf die neueste Zeit die Residenz eines Erzbischofs gewesen, der im Glanze lebte. Sie liegt in einer kleinen Ebene von Hügeln umringt, welche sie vor den unfreundlichen Winden schützen. Das Clima ist hier mild, im Winter kommen aber schreckliche Gewitter und Regengüsse vor, welche sehr lange anhalten. Die Stadt wird mit Wasser durch mehrere öffentliche Brunnen versehen, welche Wasserleitungen nähren. Die schönsten Häuser haben nur ein Stockwerk, sie sind aber groß und besitzen herrliche Gärten. Chuquisaca wurde 1529 durch einen Officier Pizarros nach der unseligen Eroberung Perus angelegt und zwar auf den Trümmern einer andern indianischen Stadt, welche im Quischua Choquichaba oder Goldbrücke hieß, wegen der Schätze, mit denen die Incas auf dem Wege nach Cuzco durchkamen. Im Jahre 1551 begründete man da ein Bisthum; 1559 wurde sie der Sitz des königlichen Gerichtes los Charcas und 1680 zu einem Erzbisthume erhoben. Miller giebt ihr eine Einwohnerzahl von 18,000 Seelen. Gegenwärtig ist sie die Hauptstadt der Republik Bolivia und der ehemalige erzbischöfliche Palast die Residenz des Präsidenten geworden.

Als ich die Kirchen und Klöster der Stadt besichtigte, entdeckte ich unter mehrern vernachlässigten Gemälden einige der schönsten Stücke, die von den Jesuiten aus Spanien und Italien hergebracht worden. Es war mir interessant, in einer der Mittelstädte der neuen Welt Werke zu finden, welche die großen Meister des trecento für die ihrigen anerkannt haben würden. Ich verschaffte mir auch eine Auswahl von Gemälden über religiöse Gegenstände, Werke der Indianer von Cuzco, welche durch ihre Geschicklichkeit in der Malerei berühmt sind. Sie ahmen das glänzendste Colorit, besonders des Fleisches mit einer überraschenden Genauigkeit nach; da sie aber weder Unterricht noch Modelle haben, so fehlt es ihren Figuren, die im allgemeinen ziemlich hübsch sind, an Styl und Ausdruck; was die Nebendinge betrifft, die Draperie z. B., so geben sie ihrer Leidenschaft für alles glänzende nach und bedecken mit Gold und Silber die Gewänder der Jungfrau, Josephs und aller Heiligen, was an die Kindheit der Kunst in unserm Europa zur Zeit Kranachs und Albrechts Dürers erinnert. Aller dieser Luxus findet sich natürlich an ihren Personen wieder und ich habe oft gelächelt, wenn ich Frauen sah, welche ohne Zweifel ihre Anmuth durch die steife Pracht ihres Costüms zu erhöhen glaubten. Die vornehme Dame trägt einen Rock mit kleinen Falten, unten mit einem grell abstechenden Besatze und mit Goldstickereien beladen; ihre Haare, unter einem goldenen Kamme zusammengenommen, sind mit Perlenschnuren durchflochten und hängen hinten in mehreren Flechten hinab; das weiße Leibchen mit weiten am Armgelenke engen Aermeln ist mit einer Art reichgestickten Casuba bedeckt. Ist der Anzug der Frauen aus dem Volke auch weniger kostbar, so ist er doch nicht weniger glänzend, nicht weniger schwer. Bunte lebhafte, sehr abstechende Farben zeichnen ihn vorzüglich aus. Die Männer machen sich nicht weniger als die Frauen durch seltsamen Anzug bemerklich; sie tragen eine Art Helm mit rothem Busch und schwarze kurze Beinkleider, aus denen immer nackte Beine mit Ledersandalen hervorkommen. Sie haben ferner eine grüne Weste, unter einer Art drei- oder vierfarbigem Rocke mit rothen und gelben Fransen. Dies sind Quichuas, Indianer oder Mestizen, die letzten Repräsentanten der Söhne der Sonne (Taf. 45. Abbild.).

Die Damen von Chuquisaca sind durch ihre Freundlichkeit gegen die Fremden berühmt und mein Aufenthalt bei ihnen erlaubte mir die Beobachtung, daß sie diesen Ruf wohl verdienen. Ihre Art steht zwischen der Lebhaftigkeit der Französinnen und der Zurückhaltung der Töchter Albions, während ihr schöner Wuchs an den edeln Stolz der Spanierinnen erinnert, ohne daß sie das studirte Benehmen der Pariserinnen und die Steifheit der Londonerinnen besitzen. Sie fangen an, auf der Promenade in französischer Mode zu erscheinen, die sie von Buenos Ayres erhalten, aber in der Kirche und bei den Prozessionen ist die alte spanische Basquina noch immer in Gebrauch und den berühmten Fächer legen sie nie ab.

Nach der Promenade kommen die Tertulias, wo die Fremden sicher eine herzliche Aufnahme finden, selbst wenn sie nicht eingeladen sind. Die Conversation ist so geistreich wie in jeder andern Gesellschaft, die ausgezeichnetsten der Hauptstädte Europas nicht ausgenommen. Ich muß hierbei auch erwähnen, daß hier wie an vielen andern Orten die Reisenden, welche in dem ungezwungenen Benehmen und der guten Aufnahme, die sie bei den meisten Damen gefunden, ein zu auffallendes Entgegenkommen finden, denselben Unrecht gethan oder sie nicht recht gekannt haben. Sie verdienen im Gegentheile um so mehr Lobsprüche, als sie im allgemeinen nicht sehr gebildet sind, was auch von den meisten Männern in Chuquisaca gilt. Vor der Revolution lehrte man hier nur theologische oder scholastische Spitzfindigkeiten, seitdem hat man aber viele Vorurtheile abgeschüttelt; man hört auf die Vernunft und verschmäht die Wahrheit nicht. Die Geistlichen haben theilweise freiwillig einer launenhaften Tyrannei entsagt, und wenn alle alten Mißbräuche noch nicht abgeschafft sind, so findet doch wenigstens der religiöse Fanatismus keine Unterstützung mehr. Die Diener der Religion, die ihren Despotismus verschmähen, werden überall als Freunde aufgenommen. Mit einem Worte, die zu lange verkannte Freiheit hat ihren erneuernden und belebenden Geist in das ganze Land gehaucht und ihre Wohlthaten machen sich bereits bemerklich.

Von Chuquisaca wäre ich gern weiter nach O. in jene innern und geheimnißvollen Länder der Chiquitos und Mojos gedrungen, die man fast nur vom Hörensagen kennt. Welches Glück, wenn ich einer der ersten gewesen, welcher diese weiten Provinzen, deren Existenz man in Europa kaum ahnet, durchwanderte und zu beschreiben vermochte! Aber dieser Ruhm war mir nicht vorbehalten. Ich mußte mich auf einige Ausflüge nach den Grenzen der Chiquitos beschränken, wo die neuern Reisenden auf einer Fläche von mehr 12,000 Q.St. die Ueberreste der blühendsten Missionen gesehen haben, welche von den Jesuiten in Amerika gegründet wurden, selbst die an den Ufern des Parana und Uruguay nicht ausgenommen. Es mußte diesen Reisenden merkwürdig seyn, diese Religionsanstalten noch in Thätigkeit zu sehen, da dieselben nur hier die Existenz ihrer unermüdlichen Gründer unter Völkern überlebt haben, welche nur dem Namen nach Christen sind, die ohne Bedenken die Erinnerung an ihren sonstigen Aberglauben mit dem ernsten Pomp des Katholicismus vermengen, den Diebstahl gleichsam zu einer Tugend machen, durch die Seltsamkeit einiger ihrer Idiome und Gebräuche merkwürdig sind und sich von den Völkern des großen Chaco weiter nach S. durch eine Heiterkeit und Sorglosigkeit unterscheiden, welche grell mit der Schweigsamkeit der letztern contrastirt. Die Chiquitos stützen sich in O. auf die Sümpfe und den nördlichen Paraguay, in S. grenzen sie an die Chiriguanos, und mehrere wichtige Flüsse bewässern ihr Gebiet von N. nach S., besonders in dem westlichsten Theile. Von den Mojos sind sie in N. durch ungeheure finstere Wälder geschieden, die ein noch nicht beschriebener Fluß bewässert, der jedoch schiffbar ist und dessen Ufer überall mit der schönsten Vegetation bedeckt sind. Diese Wälder sind das Asyl der Guarayos, einer glücklichen Nation, von denen Orbigny, der lange bei ihnen lebte, in einer seiner Schriften ein Gemälde entwirft, das an das goldene Zeitalter erinnert. Sie sind gastfrei und offen, des Diebstahls unfähig und pflegen im Schooße ihrer Familie alle patriarchalischen Tugenden. Gern theilen sie ihr Glück mit den Gefährtinnen, die selbst mitten unter der Verderbtheit der christlichen Missionen keusch geblieben sind, und beten in ihrer Herzenseinfalt den Tamoi (Großen Vater) an, der sie für ihre Tugenden

durch reichliche Ernten belohnt. Ohne Hochmuth stolz auf ihre edle Unabhängigkeit, nehmen sie den Fremden freundlich auf, der sie besucht, und behandeln ihn mit zarter Sorgsamkeit, wie man es kaum bei den civilisirten Völkern findet. Darüber hin nach N. zu dehnen sich die Ebenen der Mojos aus, wo fortwährend überschwemmte Flächen ohne einen andern Uebergang die Granitberge und den Sandstein der Chiquitos ersetzen, ein sehr großes Land, das von N. nach S. von einer zahllosen Menge von Flüssen bewässert wird, von dem Beni, Marmore, Itenos ꝛc., von denen die beiden ersten parallel mit einander laufen. Diese mächtigen Flüsse sind alle lange schiffbar und ihre Gewässer bilden den Madeira, der seinen spanischen Namen den Wäldern verdankt, die seine Ufer bedecken. Der Madeira ist einer der mächtigsten Beiflüsse des Marañon, des Königs der Flüsse Südamericas. Die Gewässer aller dieser Flüsse wimmeln von trefflichen Fischen; ihre Ufer prangen mit den herrlichsten Wäldern; das Land zwischen ihnen erzeugt Cacao, Indigo, Baumwolle, Reis, Vanille, Sassaparille, Gommen und Balsame für die Medicin und die Künste. Hier wachsen auch die Tamarinden, die Orangen und Limonien, das Zuckerrohr, die piñas (Ananas), tausend verschiedene Früchte, und besonders die platano (Banane), dieses unermeßliche Gut des Menschen im Walde, die geröstet, gekocht oder in der Sonne gedörrt gebraucht wird, ein wahres Manna der Wüsten der Neuen Welt. Das Land ist auch reich an Weiden für großes Vieh, das sich wirklich in Menge da findet. Weniger gedeihen die Schafe wegen der zu großen Hitze. Unter den vierfüßigen Thieren ist auszuzeichnen der Tapir, der Jaguar, nebst sechs oder sieben Arten Affen. Man trifft Papageien, einige Arten Penelopes, Hoccos, eine Menge schöner und leicht zu zähmender Singvögel, und den matico, der eben so durch sein reiches Gefieder als die Schönheit seines Gesanges bemerkenswerth ist. Zehn verschiedene Völker, die aus Instinct, aus Noth und Gewohnheit Schiffer sind, und sämmtlich verschiedene Sprachen reden, durchziehen unaufhörlich nach allen Richtungen das Land auf den zahllosen Canälen, welche ihre Flüsse verbinden, deren sämmtliche Krümmungen ihnen bekannt sind. Lange Piroguen aus einem einzigen Baumstamme, der durch Eisen und Feuer ausgehöhlt wurde, reichen für sie hin, sicher diese Canäle zu befahren, aus denen sich außer ihnen Niemand herausfinden würde. Wie reich aber auch die Länder, wie kostbar ihre Producte seyn mögen, sie werden immer wie alle die, welche sich östlich von den Anden erstrecken, den größten Nachtheilen in Folge der entsetzlichen Schranke ausgesetzt seyn, die sie von den westlichen Nationen trennt, und wenn es schon so schwer ist, die Früchte in die angrenzenden Provinzen Ober-Perus zu bringen, wie viel würde der Transport an die Küsten des Großen Oceans kosten, wo sie nach Europa eingeschifft werden müßten? Die Erzeugnisse der Chiquitos und Moxos haben über 200 Stunden zu machen, ehe sie nach Cochabamba und Santa Cruz gelangen, und wenn man sie nach Europa über Buenos Ayres schicken will, müßten sie nicht weniger als 600 Stunden geschafft werden, die bergigen Straßen von Jujuy gar nicht zu erwähnen. Das Gold, das Silber, die Edelsteine allein können die Transportkosten in so ungeheuern Entfernungen lohnen. Es werden ohne Zweifel noch Jahrhunderte vergehen, ehe die Industrie des Menschen sich an solche Hindernisse wagt und die Hoffnung hegen darf, sie zu überwinden.

Ich konnte mich in diese Einöden nicht wagen, eben so wenig aber auch die fruchtbare und bergige Provinz Santa Cruz de la Sierra, südlich von Moros, oder die Hauptstadt derselben besuchen, die dem Baue nach Aehnlichkeit mit Corrientes haben sollte. Die Häuser sind, wie in der letztern Stadt, ziemlich unregelmäßig gebaut, fast alle haben nur ein Stockwerk und sie sind theils mit Stroh, theils mit gespaltenem und ziegelförmig geschnittenen Palmenholze gedeckt; übrigens hat der Ort kein der Aufmerksamkeit wirklich würdiges Gebäude. Eben so wenig konnte ich die Provinz Cochabamba besuchen, die ein Fluß befruchtet und quer von W. nach O. durchströmt, der unter dem Namen Rio Grande ein Beifluß des Marmore wird. Alle diese Ausflüge, die mich von dem Mittelpunkte entfernt, hätten viel Zeit gekostet, und ich hatte den Bezirk Paz noch zu sehen, wo ich, als in einem der ältesten Herde der peruvianischen Civilisation, die meisten interessanten und merkwürdigen Notizen über den Zustand der Nation zu finden hoffte. Ich beeilte mich also, nach Potosi zurückzukommen und kam den andern Tag nach meiner Abreise von Chuquisaca den 27. Febr. 1830 an. Aber welcher Anblick bot sich meinen Augen dar! Ich glaubte in eine unbewohnte Stadt zu kommen. Alle Thüren und alle Fenster waren geschlossen, und selbst die Märkte verödet. Keine lebende Seele ließ sich auf den Straßen sehen. Der kluge Condor, der gewöhnlich die Wohnung des Menschen vermeidet, schwebte über der Stadt und schien sich über die allgemeine Oede zu verwundern. Eine Todtenstille herrschte überall, als ob alle Bewohner im Grabe lägen und den ewigen Schlaf schliefen. Wirklich schliefen auch alle. Den Tag vorher war Fastnachtsdienstag gewesen .. Sie hatten den ganzen Tag und die folgende Nacht verjubelt, und über dem letzten Tage des Carnavals alles andere vergessen.

Die alten Leute, Männer und Frauen, die mit einem Fuße bereits im Grabe stehen, mischen sich, um dem Feste beizuwohnen, unter die jüngsten. Sie werden auf einen Tag wieder Kinder und die ganze Bevölkerung macht eine einzige wahnsinnige Familie aus. Man beschüttet einander mit Mehl, Stärke und Bonbons; man wirft die Damen mit Eierschalen, die mit wohlriechendem Wasser gefüllt sind, aber nicht immer eine angenehme Empfindung verursachen. Niemand darf etwas übel nehmen. Damit hatte man sich den Tag vorher beschäftigt, und der Tanz, das Reiten, das Singen, Schreien und Trinken vierundzwanzig Stunden hinter einander hatten die Einwohner so erschöpft, daß bei meiner Ankunft die Hälfte wegen Betrunkenheit und die andere Hälfte aus Müdigkeit im Bette lag.

Gegen Abend schien das Leben in die Stadt zurückzukehren. Die fröhlichen Potosinos waren erwacht und gingen, nach einem alten Herkommen in ihren reichsten Anzügen, in geringer Entfernung von der Stadt am Fuße des ungeheuern Berges spazieren. Hier war eine große Tertulia zum Ausruhen und Plaudern gebildet, während die, welche noch einige Kräfte besaßen, mit neuem Eifer tanzten. Diese Gesellschaft, welche bis zum Sonnenuntergang dauert, hat den Zweck, den Carnaval zu begraben. Abends umwickelt man die Guitarren, die Flöten ꝛc. mit Krepp oder schwarzen Bändern und vergräbt sie, weil man annimmt, ihr Gebrauch höre mit dem Fasching auf. (Taf. 45. Abbild.)

Obgleich die Tage des Faschings in Lärm und Trunkenheit vergehen, sind doch Zänkereien selten und Spitzbuben findet man auch unter der größten Menge nicht. Die Indianer ziehen früh und Abends beim Tone der Trommeln, Hörnern und Pfeifen in den Straßen umher, begleitet von Kinder- und Weibergeschrei, aber sie fallen Niemanden an und scheinen unter einander in der vollkommensten Eintracht zu leben.

Die Scenen, welche ich beschrieben habe, sind eigentlich ganz gegen die Gewohnheiten der Potosinos, und im gewöhnlichen Leben dürfte man schwerlich in der Welt eine andere so große und so bevölkerte Stadt finden, wo es so wenig Gesellschaften und Vergnügungen giebt. Die Gesellschaft beschränkt sich buchstäblich auf zwei oder drei Familien von zwei oder drei Personen, wo man jeden Abend durch ein Röhrchen Paraguaythee schlürft, eine Guitarre klimpern hört, oder sich auf eine Bank an der Wand setzt, das Kinn in den Mantel hüllt und auf alle Bemerkungen über das Wetter antwortet: Si señor! Die Damen, welche auf dem Teppiche kauern, womit der Fußboden belegt ist, oder sich, eingehüllt in ihre wollenen Mäntel, in eine Ecke drücken, bringen von Zeit zu Zeit in einen, noch mehr Mate zu sich zu nehmen; aber nichts ist abspannender, als sie einen ganzen Abend ohne alle Beschäftigung zu sehen, während die Langeweile sich auf ihren Gesichtern malt. Die Männer sprechen, darauf kann man wetten, sicherlich nur von einer Sache, und da sie sich ausschließlich mit dem Bergbaue beschäftigen, so darf man nicht hoffen, wie lange auch die Unterhaltung währt, von etwas anderm zu hören als von Ingenios, neuentdeckten Adern, der bessern Beschaffenheit eines gewissen Erzes ꝛc. Besser fand ich es jedoch in dem Hause einer Dame der Stadt,

Donna . . ., einer reichen Wittwe, deren Mann vor der Revolution zu den wohlhabensten Kaufleuten Potosis gehört hatte.

Diese Dame geht alle Tage in die Messe, wohnt allen Prozessionen bei, verheimlicht ihre Verehrung für die Heiligenbilder nicht, die ihre Zimmer schmücken, und hat jeden Tag an ihrem Tische einen Geistlichen oder Mönch, der freien Zutritt zu ihr hat; mit der höchsten Frömmigkeit verbindet sie das beste Herz von der Welt und die thätigste Freigebigkeit. Man nennt sie allgemein die gute Christin (buena cristiana).

Donna . . . beehrte mich mit ihrer Freundschaft und ich speiste bei ihr am Tage vor meiner Abreise nach den nördlichen Provinzen. Die Beschreibung des Mahles, womit sie mich tractirte, wird die Schilderung der Sitten in Potosi vervollständigen. Um zwei Uhr setzten wir uns an den Tisch. Zwei Geistliche, dabei ein dicker fetter Dominikaner, der Beichtvater der Wittwe, befanden sich auch dabei. Wir wurden von drei jungen netten und gewandten Indianermädchen, den Töchtern eines alten Dieners, bedient, dann von einem jungen Indianer ohne Hemd, ohne Schuhe und ohne Strümpfe, durch eine sehr hübsche schwarze Sclavin und durch eine bejahrte Frau, die Vertraute. Alle Familien in Peru haben zu Dienern Indianer, deren Treue, wie man behauptet, durch nichts erschüttert werden kann. Der erste Gang bestand in Käse und verschiedenem Obst. Dann kamen zwei oder drei Arten Suppen und auf verschiedene Art zubereiteter Reis, darauf derbere Speisen, endlich Compoten, Bonbons und andere Gegenstände derselben Art. Ein Teller trefflicher Erdäpfel mit sehr schlechter Butter, beschloß die Mahlzeit. Ich hatte die ganze Tischzeit über bemerkt, daß Donna . . . immer einen oder zwei Teller voll von den Gerichten wegnahm und sie einem Indianer gab, der sie in eine Ecke des Zimmers stellte. Ich glaubte, man wolle dies auf den andern Tag aufheben. Nach der Mahlzeit nahmen die Diener das Tischzeug weg und stellten sich in dem Saale auf, fielen dann auf ihre Knie, sangen und sagten laut Dankgebete her, während die Donna ihr Kreuz und ihren Rosenkranz an den Busen drückte und die Augen auf ein schönes Madonnenbild in einem prächtigen Silberrahmen heftete. Ein langes Amen beschloß die Zeremonie, von welcher sich der gottloseste Mensch nicht würde haben ausschließen können. Die Diener nahmen nun die bei Seite gesetzten Teller weg, während ihnen die Herrin über jeden besondere Anweisungen zu geben schien. Aus Neugierde über die Bestimmung derselben wagte ich eine Frage darüber, und die Antwort lautete: „es ist für die Armen." Wirklich begaben sich alle Tage im Jahre gegen zwei Uhr mehrere Arme zu der buena cristiana und setzten sich auf der Treppe nieder oder erschienen bisweilen sogar an der Thüre des Speisesaales, wo man täglich eine sicherlich für einen Europäer neue Scene sehen konnte, nämlich eine Schaar Bettler versammelt in einem respectablen Hause, die mit silbernen Gabeln und Löffeln von silbernen Tellern essen, ohne bewacht zu werden und ohne daß man die geringste Entwendung zu fürchten scheint. Ich darf nicht vergessen, daß die bei Seite gelegten Zuckerwaaren und Bonbons für die Kinder waren, welche ihre Eltern begleiteten.

Endlich brach ich nach Oruro auf, dem Hauptorte des gleichnamigen Bezirks in N. von Potosi, ungefähr 66 Stunden von der letztern Stadt. Eine Stunde von Potosi trifft man eine enge Passage, Puerto genannt, wo die Felsen, welche sich zur Rechten und Linken zu einer Höhe von 200 bis 300 Fuß erheben, einander hier und da so nahe rücken, daß sie sich oben berühren. Die Sage erzählt, dieser außerordentliche Spalt sey von dem Teufel gemacht worden, der im Kampfe mit dem heil. Antonius von demselben besiegt, sehr unhöflich seinem Gegner den Rücken zukehrte und im Verdruß über seine Niederlage seiner Rache dermaßen freien Lauf ließ, daß die benachbarten Berge zerrissen. Ein Bild des heil. Antonius in einer Nische steht gleichsam als Beweis der Sache da, und wehe dem, der daran zu zweifeln wagte! Auf dem größten Theile dieses Weges, in dem indischen Dorfe Yacalla, in Lagunillas und in vielen andern sonst blühenden und volkreichen Orten, fand ich nichts als Verwüstung und Ruinen, die unvermeidliche Wirkung der Bürgerkriege. An Wohnungen fehlt es nirgends, aber sie sind überall eingerissen oder wenigstens abgedeckt. In den Ebenen und in den Thälern bemerkte ich ungeheuere Heerden von Llamas mit ihren Jungen, deren Beobachtung viel Unterhaltung gewährt. Mit ausgestrecktem Halse und gespitzten Ohren sehen sie einen mit ihren großen Augen an. Kommt man näher, so entfliehen sie eilig; sobald sich eines entfernt, folgen die andern wie Schafe. Ich sah auch vicuñas und guanacos in großer Anzahl, und der wilde Schrei dieser hübschen Thiere, wenn sie einen Fremden bemerken, macht in den weiten öden und stillen Gegenden einen ganz eigenthümlichen Eindruck, denn man reist hier nicht selten einen ganzen Tag, ohne einen einzigen Menschen zu sehen. Am dritten Tage meiner Wanderung bemerkte ich in einer ungeheuern zur Linken von den Cordilleren begrenzten Ebene eine Reihe alter Gebäude, welche alte Gräber seyn sollen, in denen man oft Ringe und andere Gegenstände von Gold, so wie Töpferwaaren von der merkwürdigsten Arbeit gefunden hat; auf fast allen Berghöhen, in fast allen Thälern traf ich neben offenbar neuern Ruinen Ueberreste des Alterthums, welche durch ihre Zahl und Größe von der Existenz einer starken, jetzt vernichteten Bevölkerung zeugten. Die Verwüstung dieses Landes der Wilden durch ein civilisirtes Volk, brachte mich ganz natürlich auf die peinlichsten Gedanken. Am fünften Tage meiner Reise sah ich aber nur eine glatte Ebene, gleich dem Oceane, sich entrollen. Der Weg war zwar für unsere Thiere bequemer, die Landschaft aber nicht interessant. In W. endlich am Ende dieser Ebene erblickte ich die sonst reiche und jetzt noch immer achtungswerthe Stadt Oruro. Sie zählt jetzt nicht über 4000 Einw., nicht die Hälfte von dem, was sie vor der Revolution enthielt, und ihre unglücklichen Bewohner sind überdies durch die Zerstörung ihrer Zinn- und Siberbergwerke, welche ihnen sonst die Mittel zum einträglichsten und ausgedehntesten Handel gaben, in die größte Armuth gebracht worden. Diese Bergwerke waren lange berühmt und galten mit für die reichsten in Peru; nachdem sie aber in der neuern Zeit verlassen worden sind, haben sie sich mit Wasser gefüllt. Der ungeheuere Reichthum mancher Familien in Oruro ist gewissermaßen sprichwörtlich geworden, und man erwähnt besonders einen Don Juan Rodriguez, der die Fabel von Midas verwirklichte oder die Geschichte des Crösus erneuerte, indem er sich die gewöhnlichsten Hausgeräthe von Gold oder Silber machen ließ. „Sehen Sie in meinem Hofe — sagte mein Wirth — jenen großen steinernen Trog, aus welchem die Maulthiere und das andere Vieh saufen? Der Señor Rodriguez hatte zwei noch weit größere zu demselben Gebrauche von reinem massiven Silber, und vor der Revolution waren drei oder vier eben so reiche Familien in Oruro. Der arme Rodriguez! Wegen des Einflusses, den er in unserer Stadt ausübte, argwöhnte man, er habe Theil an dem schrecklichen Aufstande unter dem Caziken Tuzac Amaro 1780 gehabt. Er wurde deshalb durch die spanischen Behörden festgenommen und gefangen nach Buenos Ayres geschickt, wo er über zwanzig Jahre im Kerker schmachtete; er starb in dem Augenblicke, als man ihm bei dem Ausbruche der letzten Revolution die Freiheit gab."

Ich hielt mich in Oruro nur so lange auf, als ich brauchte, um etwas auszuruhen, und reiste bald nach La Paz ab. Nachdem ich 10 Stunden weit über flache öde Ebenen gezogen, gelangte ich in das Dorf Caracollo, wo mich der Geistliche mit der uneigennützigsten Gastlichkeit aufnahm. Zum Ruhme der Geistlichkeit dieser Gegend muß ich hinzusetzen, daß man diese gastliche Aufnahme sehr leicht erhält: ein Gruß der Ankommenden und der Segen des frommen Wirthes sind die ganze Ceremonie, worauf Menschen und Thiere ohne Schwierigkeit und nur unter der stillschweigenden Bedingung aufgenommeh werden, sich treu den Sitten und Gebräuchen zu fügen, was in jedem Lande recht und billig ist. Von Caracollo gelangte ich nach Sicacica, das sonst eine hübsche ansehnliche Stadt mit 3 bis 4000 Einw. war, gegenwärtig aber fast ganz zerstört ist und nur noch einige Hundert zählt. In der Nähe befinden sich Silberbergwerke, die mit großem Vortheile bearbeitet wurden und noch bearbeitet werden könnten. Die Heerden von Schaf- und Rindvieh, welche vor der Revolution auf den reichen Weiden dieses Theiles des Landes herumzogen, haben ihre Verluste noch nicht eingebracht. Ueberall herrscht Oede und Ver-

wüstung. Als ich den Tag darauf in dem zerstörten Orte Calamarca ankam, konnte ich an jeder Seite eines bequemen und ebenen Weges Berge von geringerer Höhe, mit minder steilen und grünern Seiten bemerken, als die waren, welche ich bis dahin in Peru gesehen hatte. Mehrere waren von den Indianern bebaut, offenbar waren es sonst alle gewesen. Welchen Anblick gewährte mir am vierten Tage nach meiner Abreise von Oruro der dunkelblaue, von den goldenen Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtete Himmel? Es war der majestätische Ilimani, der Riese der Anden, in seiner ganzen wilden Pracht, im hellsten Glanze strahlend, obgleich noch über 10 Stunden entfernt. Funfzehn Meilen weiter hin bei der Post Ventilla hatte ich noch bis La Paz 4 bis 5 Stunden in einer flachen Ebene mit losen Steinen und grünen Büschen zu durchreisen. Seit Potosi hatte ich kaum einen Baum gesehen und ich sollte keinen sehen bis zu dem Orte meiner Bestimmung, während sich in geringer Entfernung von La Paz ungeheuere Wälder befinden. Je weiter ich kam, um so mehr wunderte ich mich, keine Spur von einer Stadt zu finden. Ich sah wohl verschiedene Gruppen von Indianern und Trupps von Maulthieren, Llamas und Eseln, mit und ohne Ladung an mir vorüberziehen, aber kein Gebäude, keine Kuppel, keinen Thurm, obgleich ich bisweilen undeutlich Glockenton vernahm. Nackte, dürre, vom Winde gepeitschte Felsen, mit Schnee bedeckte Gebirge erhoben sich gerade vor mir und stellten mir eine unübersteigliche Schranke entgegen. Wo war denn eine Stadt? Mit immer größerer Ungeduld ging ich weiter und befand mich plötzlich am Rande eines Abgrundes, auf dessen Boden sich die große und volkreiche Stadt La Paz ausbreitete, deren rothe Ziegeldächer und weiße Häuser von den verräucherten Hütten der Indianer abstachen. Rund umher sieht man grün und gelb Getreide, Obst, Gemüse, Producte aller Art in den verschiedenen Perioden der Reife; hier ein eben aufkeimendes Gerstenfeld, dort ein völlig gereiftes, das von den Indianern bereits abgeerntet wird; daneben ein Feld mit halb emporgewachsener Saat, dort einen Mann, der ein Ochsenpaar an einem formlosen Stocke führt, dessen Spitze die Erde so tief aufreißt, daß sie den Samen aufnehmen kann, welchen ein anderer hinter ihm einstreut. Bäume, die zu gleicher Zeit Früchte, Knospen und Blüten tragen, vervollständigen diese Scene von Pflanzenpracht und dieses fruchtbare Eden, umgeben von nackten dürren Abgründen, über welche vom Sturme gepeitschte Felsen ragen und ihre schneebedeckten Gipfel in die Wolken strecken — welcher Contrast! Ich blieb einige Augenblicke verwundert am Rande des Abgrundes, um die so reiche Landschaft zu betrachten. Von der Höhe, wo ich stand, glaubte ich mit einem Zwieback in die Stadt hineinwerfen zu können, aber ich war noch eine Stunde davon entfernt und brauchte drei Viertel Stunden, um in die Vorstadt hinunter zu kommen. Die Stadt schien auf einer Ebene erbaut zu stehen, ich fand aber, daß sie auf Hügeln lag und mehrere Straßen selbst sehr steil sind. Wie tief also ist das Thal, in welchem die Stadt La Paz liegt! Als letzter Zug des Gemäldes entfaltete der stolze Condor vor mir seine gewaltigen Flügel über diesem Schlunde.

Ich begab mich sogleich zu einem der Bewohner der Stadt, Don Alonso, an den ich besonders empfohlen war; er war ein Mann von verschiedenartiger Bildung und wohl geeignet, meine Aufmerksamkeit auf die merkwürdigsten Gegenstände dieses für den Naturforscher wie für den Alterthumsfreund so interessanten Landes zu richten. „Sie befinden sich hier — sagte mir Don Alonso — auf einem 4000 Metres hohen Plateau, welches sich zwischen zwei sehr deutlich geschiedenen Ketten unserer Anden erhebt. Die eine ist die Cordillera oriental im N., deren Boden, ob sie gleich mehrere vulkanische Punkte zeigt, granitisch ist, während ein Theil des Plateaus nur von secundärer Bildung ist. Die andere, welche sich nach SW. erstreckt und die Cordillera de Chuluncani genannt wird, ist überall vulkanisch, wie es offenbar die große Menge von Bimssteinen beweist, die man bei jedem Schritte findet. Ihr Plateau erhebt sich 4400 Metres; ihre Gipfel haben eine bedeutende Höhe und mehrere von ihnen sind mit ewigem Schnee bedeckt; aber von welcher Wichtigkeit auch diese Gebirgsmasse seyn möge, so kann sie doch nicht mit jener der östlichen Cordillere verglichen werden. Dies letztere besitzt drei Haupt-nevados. Sie wissen, daß wir unter nevados mit ewigem Schnee bedeckte Spitzen verstehen.

„Geht man in unserm Thale in die Provinz Umasuyas zwischen der Cordillere in N. und dem See Titicaca in S. hin, nachdem man nacheinander Yarbichambi, Las Peñas, Guarinas an den Ufern des Sees, Achacache und Habaya berührt hat, so gelangt man endlich in die Stadt Sorata oder Esquivel, über welcher sich der nördlichste dieser nevados, der Sorata oder Ancumani 7696 Metres hoch erhebt. Von meinem Fenster aus sehen Sie die nackte und imposante Spitze des riesenhaften Ilimani, den Sie schon von unserm Plateau aus bemerkt haben und der eine Höhe von 24,200 Fuß (7315 Metres) erreicht. Er bildet das südliche Ende der Cordillere von Bolivia und scheint seinen Namen daher zu haben, daß er mit Schnee bedeckt ist, da illi im Aymara Schnee bedeutet. Werden Sie glauben, da er von hier so groß aussieht, daß wir über 10 Stunden davon entfernt sind? (Taf. 46. Abbild.) Der dritte nevado, zwischen dem Sorata und Ilimani, ungefähr in gleicher Entfernung von beiden, ist der Huayna Potosi (der kleine Potosi). Wenigstens funfzehn mittlere, ebenfalls mit Schnee bedeckte Höhen, erwähne ich nicht, aber ein für alle Reisende Staunen erregender Contrast ist der Anblick, welchen die östlichen Abhänge dieser Cordillere gewähren, die westliche Cordillere nicht ausgenommen. Ich habe viele interessante Ausflüge in diesem malerischen Lande gemacht, das wir die Provinz Yungas nennen. Ich ging in den zahllosen Schluchten über eine Menge in Europa noch unbekannter Ströme. In seinen pfadlosen Wäldern von mehrern Stunden Länge, in seinen fast unnahbaren Schlünden, wo jedem Schritte ein Hinderniß entgegensteht, fand ich die coca in Menge, das erythroxylon der Botaniker, jenes kostbare Gewächs, das dem Peruaner das Opium der Türken, den Betel der Asiaten und den Tabak der Europäer ersetzt. Es unterhält seine Langeweile, unterstützt ihn bei seiner Arbeit, stärkt ihn auf seinen Märschen, stillt seinen Hunger und erwärmt ihn, wenn er friert. Die Peruaner kauen es mit einer Art Asche, toura genannt; das Blatt, das Kirschblatte ziemlich gleich, ist von leicht bitterm und aromatischem Geschmacke. Den Haupthandel damit treibt unsere Stadt La Paz. Man führt für bedeutende Summen Ballen von 20 bis 30 span. Pfunden aus und Indianerinnen (coqueronas) verkaufen es auch im Einzelnen. Es giebt viel davon auf dem Markte zu Chucuito und Sie werden es auch in Menge in Puno und in Arequipa finden. Hier fand ich auch auf ihrem heimathlichen Boden unsere berühmte China, die in Ihrem Europa eines der Hauptmittel der Heilkunst geworden ist. Wie oft habe ich auf den schwindelnden Höhen, wo die Verdünnung der Luft jeden Augenblick das Leben enden zu müssen scheint, habe ich im Schooße der Wolken, wenn der dichte Schleier derselben zerriß, unter meinen Füßen, oft in unermeßlicher Tiefe die wogenden Fluthen eines grünen Oceans erblickt, dessen Horizont das Auge nicht ermißt!"

Nach dieser ersten Auseinandersetzung der allgemeinen Topographie des Landes erbot sich mein gefälliger Cicerone, der wegen Geschäften in kurzem nach Arica reisen mußte, mich bis an die Grenze zu begleiten. Wir wollten in einigen Tagen abreisen und auf dem Wege den See Titicaca und die Ruinen von Tiaguanaco besuchen.

Schon den andern Tag frühzeitig streifte ich nach meiner Gewohnheit unter zwei Reihen von Landleuten umher, welche auf dem Obst- und Gemüsemarkte von La Paz ihre Körbe mit den schönen Erzeugnissen ihrer Gärten ausbreiteten. Es gab da Ananas, Bananen, Orangen, Erdbeeren rc., von denen die letztern aber den europäischen nicht gleich kamen. Die Bäuerinnen, Cholas oder Indianerinnen, waren hübscher und auch besser gekleidet als die von Potosi. Ihr Kopfputz steht ihnen sehr gut und hat viel Aehnliches mit dem polnischen, zeichnet sich von diesem aber durch die außerordentliche Breite des Bodens aus, der im Nothfalle zu einer Art Sonnenschirm dienen zu müssen scheint, der in einem Lande sehr nöthig ist, wo die Sonne selten von Wolken verhüllt wird. Dieser Kopfputz ist mehr oder minder reich, mehr oder minder einfach, je nach dem

Vermögen derer, die ihn tragen. Die Haare lassen sie hinten in kleinen Flechten hinunterhängen; dazu kommen große Ohrgehänge von Silber oder noch edlerm Metalle; Ketten und topas wie in vielen andern Orten; geschlossene, sehr weite Röcke und Schuhe nach europäischer Art oder Sandalen. Die Männer lassen das Haar ebenfalls hinten hinunterhängen in einer oder in drei Flechten unter einem Hute, der jenem der Auvergnaten gleicht, deren kurze Jacke und kurze Beinkleider sie auch fast tragen; aber sie gehen immer barfuß und haben Ledersandalen wie die Frauen. Das sind die Nachkommen der Aymaras, welche vor den Quischuas in dem Lande gewesen zu seyn scheinen. (Taf. 46. Abbild.)

Als ich von meinem Spaziergange zurückkam, wünschte ich Don Alonso zu dem gedeihlichen Handel Glück, dessen sich seine Vaterstadt zu erfreuen scheint, die ziemlich ansehnlich ist und wohl nahe an 20,000 Einwohner hat.

(La Paz.) „La Paz — sagte er — ist das große Comptoir von Peru. Man bringt dahin alle Waaren von dem Stillen Meere her, und die Kaufleute, große und kleine, nehmen sie hier in Empfang, um sie in den Städten und Dörfern des Innern wieder zu verkaufen. Es giebt in Europa wenige Städte, welche auf einem so beschränkten Raume eine größere Geschäftsthätigkeit hätten. Die englischen Waaren finden sich hier in Menge, und man zieht dieselben den französischen und deutschen Fabrikaten vor, obgleich auch die letztern mit Vortheil auf unserm Markte erscheinen. Die europäischen Kaufleute warfen früher hierher alle Arten Spielwaaren, Flitterstaat und Kleinigkeiten, die bei ihnen keinen Werth hatten, weil sie hofften, hier raschen Abgang zu finden. Jetzt schlagen sie einen andern Weg ein; sie haben die gerechte Bemerkung gemerkt, welche unser endlich geübterer Geschmack für alle diese Thorheiten zeigt; aber wenn La Paz jetzt blühend ist, wenn ihr eine noch glänzendere Zukunft bevorsteht, so ist sie auch durch vielfache Prüfungen gegangen. Viele unserer Einwohner haben die Stadt zweimal belagert und zum Aeußersten gebracht gesehen bei den Aufständen der Indianer unter Gabriel Tupac Amaro und seinen Anhängern. Fast zwei Jahre lang von 1780 bis 1782 stand ganz Peru in Flammen von Cuzco bis Chuquisaca. Es verlor wenigstens ein Drittel seiner Bevölkerung, Spanier, Cholos, Mestizen und Indianer. Der Königsreif der Incas glänzte einige Augenblicke unter den Mauern seiner Hauptstadt auf der Stirn des Rebellenführers, und es fehlte wenig, so richtete die Masse der Peruaner den Thron von Cuzco wieder auf. Sie werden nicht fragen, wie sich eine so energische Demonstration von Seiten eines von Natur sanften und fügsamen Volkes erklären lasse. Sie wissen, wessen die Menschen fähig sind, welche durch eine grenzenlose Tyrannei zur Verzweiflung getrieben werden. So habsüchtige als unmenschliche Corregidors hatten gegen die Indianer das Gesetz des repartimiento angewendet, das aus menschenfreundlicher Absicht gegeben war; nicht geringern Mißbrauch machten sie von der mita, einer andern noch grausamern Bedrückung. Die Fortschritte der Aufklärung haben die Wiederkehr solcher Greuel unmöglich gemacht, und welchen Dank sind wir deshalb den Männern schuldig, die in unsern Ebenen mit ihrem edeln Blute den Triumph der Menschlichkeit erkauften!"

Während ich diese Worte anhörte, waren meine Augen auf die Karte des Landes gerichtet. „Sie lächeln — fuhr Alonso fort — und doch ist diese Karte das Werk eines unserer geschicktesten Geographen. Ich gestehe, es ist ziemlich seltsam, daß ein Peruaner die Städte Sorata und La Paz an den östlichen Abhang der bolivischen Cordillere versetzt, während sie doch an der westlichen Seite dieser Kette liegen; als wenn man in Europa Florenz östlich von den Apenninen, oder Turin westlich von den Alpen zeichnen wollte. Dieser Irrthum ist übrigens auf allen europäischen Karten von Peru nachgemacht worden, die des Herrn von Humboldt ausgenommen. Vielleicht ließe er sich durch die außerordentliche Thatsache erklären und rechtfertigen, daß der Rio Sorata und der Rio La Paz, statt sich in den See zu ergießen, wie viele andere, und dem natürlichen Hange des Bodens zu folgen, im Gegentheile über die ganze östliche Cordillere gehen, eine Ausnahme in der physischen Geographie und offenbar den Gesetzen der hydrographischen Statistik entgegen."

An dem von Don Alonso festgesetzten Tage befanden wir uns auf der Reise. „Die dürre Ebene, welche wir durchreisen — sagte mir Don Alonso — ist nicht weniger als 30 Stunden breit von der einen Cordillere zur andern und erstreckt sich weit nach N. und S. Der See, den wir sehen werden, nimmt das nördliche Ende derselben ein, und auf der Seite, wo wir uns befinden, ist sie mit Dörfern bedeckt, die nahe an einander liegen und durch eine Menge Ströme bewässert werden, die sich alle in den See ergießen." Als wir an den Ufern ankamen, die fast überall sehr steil sind, bestiegen wir das erste Fahrzeug, das an diesem See gebaut ist, um zuerst den Archipel zu besuchen, welcher durch eine große Anzahl Inseln gebildet wird, unter denen man Amaza, Quebaya, Taquiri, Surique und Pariti unterscheidet. Mein Führer machte mich auf die Gräber und die Ruinen alter Wohnungen aufmerksam, mit denen sie meist bedeckt sind. Er fand hier für ihn unwiderlegliche Beweise von der Existenz der Incas, und ein Beweis, den er dafür gab, war ihre völlige Aehnlichkeit mit den alten peruvianischen Gebäuden, die man noch in Cuzco findet. Während unserer Fahrt von Insel zu Insel erließ er mir auch die Bemerkungen über den See nicht, der sehr tief seyn, außer in den östlichen Theilen, und nicht weniger als 480 Fuß Tiefe haben soll. Daß das Wasser sehr hell ist, konnte ich selbst bemerken, denn man vermochte 20 bis 30 Fuß tief zu sehen. Es ist nicht salzig, wenn man es auch als bitter und unrein beschreibt, was offenbar unrichtig ist, denn die Menschen und die Thiere trinken ohne Nachtheil daraus. Unsere Führer servirten uns, um seinen Ruf zu rechtfertigen, daß er treffliche Fische enthalte, einige, unter andern trouchas, armantos, cuchis und boguillas; wir fanden sie ausgezeichnet, wie die Vögel, welche sich in Menge an den Ufern aufhalten und auf dem Wasser umherschwimmen.

Nach Beendigung dieser ersten Untersuchung steuerten wir gerade nach Norden und befanden uns bald in einem breiten, rechts und links von hohen Bergen begrenzten Canale. Vergebens würde man daselbst Bäume gesucht haben, und doch waren sie überall mit Grün bekleidet. Wir kamen bisweilen so nahe an ihnen vorüber, daß ihr Schatten, den sie auf das Wasser warfen, unser Fahrzeug ganz bedeckte. Der Anblick dieser Straße, wo wir nur Wasser unter unsern Füßen, den Himmel über uns und traurige Berge rechts und links hatten, hatte etwas Düsteres und Feierliches. Wir fuhren mit vollen Segeln hinein. Zur Linken bemerkte man einige kleine Häuser am Hange oder auf der Spitze eines mäßig hohen Hügels unter und vor einem im Verhältniß bedeutenden Berge mit einer kleinen Kirche und kleinem Thurme. „Das ist San Pedro!" sagte mir mein Cicerone, „und da San Pablo!" fügte er hinzu, indem er sich rechts wendete und mir ein anderes Dorf ungefähr von derselben Größe zeigte, das aber an einem weit ebenern Ufer lag, ebenfalls von hohen Bergen geschützt. „Wir befinden uns in der Straße Tiquina (Taf. 46. Abb.), welche uns von dem südlichen Theile des Sees in den nördlichen führt, der weit bedeutender ist und sich bis Huancane in der Provinz dieses Namens erstreckt; erinnern Sie sich, daß wir auf einem 4000 Metres über dem großen Oceane liegenden Meere schiffen." Vom Winde getrieben erreichten wir bald die Insel Coati oder Mondinsel, wo sich die Ruinen des berühmten Tempels des Mondes befinden und wo die Sonnenjungfrauen in Luxus und in Ehren lebten, geehrt von den Völkern, fast dem großen Inca gleich, dessen Ruhm sie theilten. Nachdem wir Coati verlassen hatten, um die Sonneninsel oder Titicaca zu erreichen, wurden wir von einem jener heftigen Stürme überfallen, welche von den Anden herabbrausen und die Schifffahrt auf dem See oft gefährlich machen. Zum Glück erhob er sich erst, als wir bei der letztern Inseln anlegten, und wir kamen mit der Angst davon. Die Insel Titicaca, was **Bleigebirge** bedeutet, ist die bedeutendste von allen im See und von ihr hat derselbe seinen Namen. Die Eingeborenen glauben, auf dieser Insel habe Manco Capac ursprünglich residirt und hier seine göttliche Sendung erhalten; deshalb verehren sie dieselbe auch sehr. Sie ist drei Stunden lang und

eine breit und hat 5 Stunden im Umfange. Sie ist bergig und wenig bebaut, aber überall fruchtbar und reich an Blumen. Ihre Weiden nähren Vieh und man findet daselbst viele Tauben."

Wir waren an's Land gegangen und ich suchte nach einem Steine, einem Pfeiler, der mir wenigstens den Ort angedeutet hätte, wo jener von den Incas der Sonne errichtete Tempel stand, dessen Mauern mit reinem Golde überkleidet gewesen seyn sollen. „Von aller dieser sonstigen Pracht sind nur noch formlose Trümmer übrig," sagte mir Don Alonso. Da jeder Peruaner von dem großen Inca an, für den es eine heilige Pflicht war, alle Jahre diesen Tempel besuchen und eine Opfergabe in seinen Schatz legen mußte, so waren die darin aufgehäuften Reichthümer ungeheuer; aber zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier wurde alles zerstört. Die Indianer setzen selbst hinzu und sind überzeugt davon, daß der größte Theil der Reichthümer des Landes in den See geworfen wurde als die Spanier erschienen; unter andern kostbaren Gegenständen, sagt man, warf man auch die große, auf Befehl des Inca Huaynacapac verfertigte goldene Kette hinein, die 233 Ellen lang war und in der 6000 Mennschen tanzen konnten! Läßt man alles bei Seite, was der Liebe zum Wunderbaren zuzuschreiben ist, die besonders in der Kindheit jedes Volkes thätig ist, so bleibt doch in der Geschichte der alten Peruaner noch so viel Großes und Schönes übrig, daß man die Unterdrücker dieser unglücklichen Nation ewig verwünschen muß.

Wir bestiegen nun das Fahrzeug, um wieder auf das feste Land zu gelangen, fuhren gerade nach S. zwischen den Inseln Chigue und Pariti und erreichten bald das kleine Dorf Taraco, von wo wir uns zu den berühmten Ruinen von Tiaguanaco begaben. Das erste, was ich in Tiaguanaco bemerkte, entschädigte mich für die Täuschung, welche ich bei dem ersten Anblicke der peruanischen Denkmäler bei meiner Fahrt auf dem See erfahren hatte. „Wundern Sie sich nicht," sagte Alonso. „Das Thor, das Sie vor sich sehen und dessen bewundernswerthe Erhaltung von der Dauerhaftigkeit zeugt, mußte allen Stürmen trotzen, denn es reizte die Habsucht der Eroberer nicht. (Taf. 46. Abbild.) Seine Größe und Masse, so wie die Seltsamkeit des architectonischen Systems, zu dem es gehört, zeugen von der Existenz eines Volkes, das ich für älter und mächtiger halte als die Quischua Nation oder das Volk der Incas. Sehen Sie nur diesen aufgeschütteten Hügel und auf ihm diese colossalen Statuen, diese von ungeheuern Pfeilern eingefaßten Räume; betrachten Sie diese massiven Baue, deren Steine der Größe nach kaum denen der Bauwerke des alten Aegyptens nachstehen; untersuchen Sie dieses Thor mit Sculpturen in Relief, deren hauptsächlichste unzweifelbar die Wichtigkeit verrathen, welche man dem Condor beilegte, der als politisches Emblem der Größe und des Ruhmes oder vielmehr als besonderer Gegenstand einer Verehrung angesehen wurde. (Taf. 47. Abbild.) Zeugen nicht alle diese Gegenstände von dem Daseyn einer ältern und weiter vorgeschrittenen Civilisation, als die der Incas selbst war, einer Civilisation, von welcher die der letztern, so imposant sie auch erscheinen mag, nur ein Ueberrest war? Dies ist keine bloße Hypothese. Die Anführungen der Geschichtschreiber und selbst ihre Zweifel tragen zur Begründung derselben bei; alle diese Ruinen liegen übrigens auf dem Gebiete der Aymara-Nation, welche eine von dem Quischua verschiedene Sprache redete; die alte Sprache der Incas wird mit einigen Modificationen noch jetzt in einem Theile von Peru gesprochen, zu La Paz aber und in der ganzen Umgegend ist die gewöhnliche Sprache der Eingeborenen das Aymara."

Während Don Alonso also sprach, sah ich in der ganzen Gegend umher, welche nach ihm das Vaterland eines zahlreichen Volkes gewesen seyn sollte, nur einen Landmann, der am Fuße der Ruinen pflügte, und nicht weit von ihm eine arme Schäferin, die auf dem dünnen kurzen Grase der Ebene ihre Schafe hütete; beide kümmerten sich ohne Zweifel sehr wenig um die Geschichte und Archäologie Perus. „Sind dies auch Aymaras?" fragte ich Don Alonso. — „Allerdings; Sie haben von La Paz an nichts anderes gesehen. Aber sehen Sie weiter hin diese so zahlreichen Heerden von Lamas und Alpacas, welche den Reichthum unsers Landes ausmachen, indem sie uns dieselben Dienste leisten, wie die Pferde und Esel in Europa, ohne daß uns dies hindert, auch die letztern zu halten. Die Menge dieser Thiere ist mir ein neuer Beweis von der Richtigkeit meiner Ansichten. Die südlichen Ufer des Sees, die Inseln, welche wir dort voll von Spuren ehemaliger Wohnungen gesehen haben, sind noch heute, wie sie es sonst waren, der Aufenthalt einer, natürlich vergleichsweisen, weit zahlreichern Bevölkerung als die jedes andern Theils des Plateaus ist. Wie sollte es aber auch anders seyn, da sich in diesen Thälern Myriaden von Lamas und Alpacas finden und immer gefunden haben, von denen unserer Landleute noch immer reiche Heerden ziehen, die ihnen die Condors und Caracaras vergebens streitig machen? Sie werden wahrscheinlich nicht vergessen, in Ihr Tagebuch und Ihre Zeichenmappe eine Beschreibung und Zeichnung dieser interessanten Thiere aufzunehmen?" — „Dies ist bereits geschehen, wenigstens was die Zeichnung betrifft," antwortete ich, indem ich ihm eine meiner Skizzen zeigte. (Taf. 47. Abbild.) „Wegen der Beschreibung rechne ich etwas auf Ihre Gefälligkeit." — „Ich kann Ihnen darüber nichts sagen, als was Sie schon wissen, denn Sie haben bereits viele solche Thiere gesehen, seit Sie unsere Länder durchreisen, wo man sie fast überall findet. Das Lama (camelus Llamas, Lin.), von der Größe eines Hirsches, von kastanienbrauner Farbe, die im zahmen Zustande aber sich oft ändert, ist den peruanischen Anden eigenthümlich und von großem Nutzen auf den Wegen, wo selbst die Maulthiere nicht gehen können, und an den Orten, wo das Futter selten ist. Es soll zwischen dem Kameele und dem Schafe mitten inne stehen. Man braucht es zum Fortschaffen des Erzes aus den Bergwerken, der Kohlen, des Getreides ꝛc. Beträgt seine Ladung mehr als 80 bis 150 Pfd., oder wenn man von ihm einen Marsch von mehr als 3 bis 4 Stunden des Tages verlangt, so wird es krank, legt sich nieder und stirbt. Einer der großen Vortheile, den man von den Benutzung des Lama hat, ist, daß zwei bis drei Pfund Stroh in 24 Stunden für dasselbe hinreichen. Alpacasheerden hält man der Wolle wegen."

Während wir so sprachen, hatten wir unsern Weg wieder eingeschlagen und zogen immer in westlicher Richtung, die uns endlich an das Ufer des Desaguadero brachte. Dieser Fluß mündet keineswegs, wie alle Karten angeben, in den See, sondern kommt aus dem südlichen Theile desselben heraus und verliert sich weiter südlich in einem andern See in der Provinz Oruro. Der fünfte Inca, Yuporaqui Capac, hatte über den Desaguadro eine Brücke gebaut, über welche die peruanische Armee bei ihrem Einfalle der Charcas ging. Diese nicht sehr fest gebaute Brücke nach dem in Peru angenommenen Systeme mußte nach einem Gesetze der Incas alle sechs Monate ausgebessert werden, was aber die spanische Regierung nicht für nöthig hielt.

„Hier müssen wir uns trennen," sagte Don Alonso, als wir über den Fluß waren, „denn hier ist die Grenze zwischen der Republik Bolivia und Peru. Mein directer Weg nach Arica führt mich über die westliche Cordillere, während Sie, um nach Puno zu gelangen, nach Norden zu an dem See hingehen müssen. Aber an der Küste können wir uns wiedersehen, und wenn ich noch dort bin, wenn Sie ankommen, so vergessen Sie nicht, daß Sie an mir einen Freund haben."

Er drückte mir herzlich die Hand und nach einem freundschaftlichen vaya V. con Dios! (gehen Sie mit Gott! oder: glückliche Reise!) trennten wir uns.

Kapitel XLI.

Die Republik Peru.

Der erste bemerkenswerthe Punkt, den man zwischen dem Desaguadero und der Cordillere findet, wenn man an dem westlichen Ufer des Sees hingeht, ist Zepita, von wo man sich nach Pomata begiebt, das eine in einer schönen Lage gebaute Kirche besitzt. Von Pomata kommt man nach Juli, einer kleinen sehr volkreichen Stadt, von Juli nach dem Dorfe

Ilabe, wo ich in Menge leuchtende Würmer (lampyris) sah. Diese Insecten beleuchteten meinen Weg, der beschwerlich und unangenehm war, im Anfange einer sehr finstern Nacht. Von da fuhr ich in einer Balsa über den Rio Ilabe, wie ich in dieser Richtung schon über mehrere andere Flüsse gekommen war, denn auf dieser wie auf der entgegengesetzten Seite kommen viele mehr oder minder ansehnliche Flüsse von der Cordillere herab und verlieren sich in dem See. Der Ort ist angenehm und scheint sonst sehr volkreich gewesen zu seyn. Der directe Weg von Ilabe nach Acora, einer hübsch gebauten Stadt am See, ist angenehm an angebautem Lande hin, wo man besonders quinoa, eine Art chenopodium sieht, deren Samenkörner von den Indianerinnen auf Steinen zerrieben und in Mehl verwandelt werden, mit dem man Suppen ꝛc. macht. Man baut hier auch viele Kartoffeln, Roggen und Gerste. Acora kann 3000 Einw. haben. Von da bis Chucuito sieht man immer den See, dessen Ufer durch lange Reihen weißer Reiher und Flamingos (phenicopterus) belebt werden. Chucuito, welchen Namen man dem See auch giebt, liegt auf einem 270 Fuß hohen Berge von höchst malerischem Aussehen. Es ist eine sehr reinliche und regelmäßig gebaute Stadt, der man eine Einwohnerzahl von 5000 Seelen giebt. Sie besitzt eine sehr schöne Kirche mit Arcaden, großem Springbrunnen und einem Markte, wo man einen bedeutenden Handel mit coca treibt. Sie ist berühmt unter den Städten, welche bei dem Aufstande Tupac Amaros am meisten gelitten haben; sie wurde von den Insurgenten eingenommen, geplündert und zerstört den 18. April 1781. Chucuito ist der letzte Ort von einiger Wichtigkeit, den man vor Puno trifft; der Weg von dieser ersten Stadt zur andern ist ein wahrer Garten, geschmückt mit Pflanzen, die — eine Merkwürdigkeit! — sämmtlich gelb blühen. Auf den Abhängen aller dieser benachbarten Ketten sieht man die glänzendste und mannichfaltigste Vegetation; tausend verschiedene Vögel spielen auf dem Wasser des Sees, dessen Ufer mit dichten Binsen bewachsen sind, unter denen eine Menge ausgespannter Netze die Hoffnung des Fischers verkündigen; die reinste Luft und der schönste Himmel und als Eigenthümlichkeit überall, auf den Bergen, in den Ebenen, bis an den Rand des Sees ein grüner dichter Rasen, der eine große Menge Gräser, aber nicht einen einzigen Baum zeigt, — dies ist das Aussehen dieser köstlichen Gegend, welche von den Einwohnern mit Recht ihr Garten genannt wird.

(Puno.) Puno ist die Hauptstadt des gleichnamigen Departements, das aus den fünf Provinzen, Huancane, Lampa, Asangaro, Cararaya und Chucuito besteht. Das Depart. ist seiner ganzen Ausdehnung nach ein Plateau, das an einigen Punkten sich nicht weniger als 10 bis 12,000 Fuß über das Meer erhebt. Das Clima ist kalt im Vergleich mit dem an der Küste, aber sehr gesund. Das Land ist reich an Vieh, an Kartoffeln und an Gerste, die man oft grün zu Pferdefutter abschneidet. Es finden sich auch einige Manufacturen in Wollenzeugen, welche die Städte Arequipa und Lima liefern. Die Llamas, die Guanacos, die Alpacas sind in diesem Striche sehr zahlreich. Man findet auch viele Vigogneschafe, vicuñas oder pacos (camelus vicunnas, Lin.), ein Thier von der Größe eines Schafes, mit einer fahlen, sehr feinen und weichen Wolle, die ihm in langen Faden unter der Brust hängt und woraus man kostbare Zeuge webt.

Puno ist eine ziemlich ansehnliche Stadt, der der General Miller, ein geachteter Schriftsteller, welcher die Provinz eine Zeitlang verwaltete, eine Einwohnerzahl von 9000 Seelen giebt, die Pentland aber, ein gelehrter Engländer, auf 5000 herabsetzt. Puno, das bei der Bearbeitung der Bergwerke sehr blühend war, ist gegenwärtig so gesunken, daß es auf dem schönen Marktplatze, der ihm sonst zur Zierde diente, kein Haus giebt, das eine Thüre, Fenster oder etwas Dach hätte. Früh dient er als Marktplatz und man verkauft daselbst Llamafleisch, Kartoffeln, Weizenbrod, wozu das Mehl aus Arequipa kommt, Quinoa und andere Eßwaaren, aber man sieht keine andern Früchte, als Granatäpfel, die nicht gut und doch außerordentlich theuer sind. Nach Pentland liegt die Stadt 13,831 Fuß und der See 12,760 Fuß hoch.

Ich benutzte meinen neuen Aufenthalt an den Ufern des Sees, um die bereits gesammelten Notizen darüber zu berichtigen und zu vervollständigen. Ich erfuhr, daß er Laguna de Puno heiße; sehr wenige Personen, selbst in dieser Stadt, kennen den wirklichen Namen desselben, Titicaca. Die Ufer, welche allseitig von großen Binsen bewachsen sind, welche die Peruaner totora nennen, werden von Fischern bewohnt, die in kleinen aus solchen Binsen gemachten Hütten leben. Diese Binsen dienen auch zur Verfertigung von Teppichen, Bettdecken und kleinen flachen Böten, mit denen sie auf dem See und den Flüssen in der Nähe herumfahren.

Puno hatte mehre Goldbergwerke, welche im 17. Jahrhunderte zu den reichsten in der Welt gezählt wurden und nur denen von Potosi nachstanden. Das berühmteste war Laycota oder Salcedo, wie man es heut zu Tage nach seinem ersten Eigenthümer nennt. Nachdem dieser 1669 ungerechterweise hingerichtet worden, verfielen bald alle Minen des Bezirks, weil das Wasser sich darin ansammelte und sie endlich ganz ausfüllte. In diesem Zustande blieben sie bis zu Ende des 18. Jahrh., wo man sie von neuem zu bearbeiten suchte. Nach den Registern von Chicuito gab das nur in einem Jahre aus den Bergwerken von Salcedo gewonnene Erz über anderthalbe Million Piaster.

Mein Besuch in Puno hatte meine Neugier über das berühmte Mittelmeer Südamerikas befriedigt, da ich die hauptsächlichsten Ufertheile mit aller möglichen Sorgfalt gemustert hatte. Ich warf demnach noch einen letzten Blick auf die schönen Gewässer, sagte ihnen Lebewohl und setzte meine Reise fort, indem ich mich über die Cordillere nach Arica wandte.

Ich sah mit Vergnügen Chucuito, Acora, Ilabe wieder, wendete mich nach W. und kam den 2. April 1830 in der alten Mission San Francisco de Anquac an, die 4 Stunden von Ilabe liegt und nur aus vier Häusern und einer Kirche besteht. Weiter hin, bei dem kleinen Indianerdorfe Piche Pichun, sah ich ein Amalgamirwerk und erblickte mit Erstaunen eine zahllose Menge verschiedener Vögel, welche um die Häuser her fliegen. Die große Anzahl einzelner Wohnungen, welche ich überall bemerkte, so wie Llamasheerden, welche die Gegend bedeckten, ließen mich dieselbe für sehr volkreich halten. Dennoch fehlte es gänzlich an Holz und die hohe Lage muß nothwendigerweise der Entwickelung des Ackerbaues große Hindernisse entgegenstellen.

Um von Piche Pichun zur nächsten Station zu gelangen, mußte ich über eine große schöne Pampa reisen, welche nach Süden zu sich bis an den Rio Desaguadero erstreckt. Nichts unterbricht die Einförmigkeit dieser öden Ebenen, außer der häufige Anblick regelmäßiger Einzäunungen und runder gleichförmig gebauter Häuser, — unleugbare Beweise des frühern Daseyns einer Bevölkerung in diesen Orten, wo man jetzt nur noch Reisende, Llamas und Guanacos sieht; aber was ist aus dieser Bevölkerung geworden? War sie jemals so zahlreich, wie man nach einigermaßen verdächtigen Autoritäten annimmt? Nur die Gelehrten können diese schwierigen Fragen der Geschichte und Statistik lösen.

In Pisacoma, einem Indianerdorfe von 1300 Seelen, wo das Clima streng ist und die Bewohner nur von Llamafleisch, Quinoa und Kartoffeln leben, fragte ich den Geistlichen nach der Zahl seiner Pfarrkinder. „Ich habe deren nur zwei,“ antwortete er, „mich selbst und meinen Neffen. Alle andern sind Indianer.“ Als ich den steilen Hang eines Plateaus hinanstieg, der das Thal von Pisacoma beherrscht, hatte ich wieder nach O. zu den imposanten Ilimani und Sorata vor mir, die ich in der Nähe gesehen. Die Vigogneschafe zeigten sich bisweilen zahlreicher am Rande der Berge. Endlich gelangte ich zu dem Gipfel des Plateaus bei 14 bis 15,000 Fuß, wo alles das Daseyn eines gegenwärtig erloschenen Kraters verrieth. In dem Dorfe Marocollo, das auf dem Plateau selbst liegt, fand ich die Sitten, die Gewohnheiten und die Gebäude der ehemaligen Einw. in ihrer ganzen Reinheit, so wie sie von den Geschichtschreibern geschildert worden sind: steinerne, meist runde Häuser mit kegelförmigen Dächern, gedeckt mit Grase; Herd in der Mitte, von dem der Rauch keinen andern Ausgang hat, als die einzige Thüre, welche der Eingang ist. Als Geräthe eine Trommel, eine Flinte und eine Art Violine. Im In-

nern mehrerer Einzäunungen, wo man in der Nacht im Freien die Llamas, die Schafe und Alpacas zusammentreibt, deren Wolle bisweilen so lang ist, daß sie ihnen fast die Beine verdeckt, — das sind die Schätze der Einwohner, die dem Namen nach Christen sind und keine andere Sprache haben, als den alten Aymaradialect. Ihr Haß gegen einen alten Feind, der noch immer heiß in ihren Herzen brennt troß der Zeit, lebt in ihrem Tone, in ihrem Benehmen gegen alles wieder auf, was Spanisch ist oder von ihnen dafür gehalten wird, wenn sie nicht durch Drohung und Furcht zur Artigkeit und Gefälligkeit genöthigt werden; sie werden dann so furchtsam, und so gefällig, als sie vorher hochmüthig und grob waren.

Ich stieg noch immer empor, und von Morocollo gelangte ich nach dem Nevado Chipicani, dem Pentland eine Höhe von 18,898 Fuß giebt und den er für eine der höchsten Spitzen der Cordillere hielt. Eine halbe Stunde weiter hin kam ich an eine casa del rey (Königshaus) oder tambo, einen jener Zufluchtsorte, die unter einem zu pomphaften Namen für den in den Schnee verlorenen Reisenden aufgespart sind. Die casas del rey vertreten die Stelle der casitas der Cordillere Chilis. Aber welcher Zufluchtsort! Ich und mein arriero erfroren beinahe. Doch mußten wir uns hier niederlegen. An allen diesen Orten sind nur für den Geologen nützliche Beobachtungen zu machen, und auch dieser muß von einer sehr heißen Liebe für die Wissenschaft getrieben werden, wenn er in diesen wilden Gegenden nicht etwas zerstreut seyn soll. In dem kleinen Dorfe Tacora, das früher wahrscheinlich stark bevölkert gewesen ist und nach Pentland nicht weniger als 14,275 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, traf ich einen armen Franziscaner voll apostolischen Eifers für die Bekehrung der Indianer, der in der Gemeinde und der Umgegend weiter nichts erwartete als Pfarrkinder; übrigens kümmerte er sich sehr wenig darum, ob die Hochebene einen erloschenen Vulkan enthalte oder nicht, wie es der gelehrte Engländer vermuthet, den ich eben genannt habe. Endlich kündigte uns eine kräftigere und verschiedenartigere Vegetation, welche bereits auf einige Alpenpflanzen folgte, die Nähe des entgegengesetzten Abhanges an, und der cactus peruvianus, der hier auf seinem heimathlichen Boden ist, erfreute unsere Augen durch den Glanz seiner weißen Blüten. Den 7. April war ich in Palca, Palca, einem wirklichen Eden für mich nach einer fünftägigen Anstrengung. Ehe ich da ankam, hatte ich mehrere Gebäude in der Gestalt viereckiger Thürme oder Obelisken von 20 Fuß Höhe und ungefähr 8 Fuß Breite bemerkt, welche massiv von Erde gebaut waren. Aehnliche hatte ich bei Puno gesehen. Diese bereits sehr alten Gebäude, welche nach den Eingeborenen auf eine Zeit vor der Eroberung herstammen sollen, sind keine Siegesdenkmäler, wie der Dr. Meyen glaubt, sondern gewiß Gräber ehemaliger Bewohner, wie man sich davon leicht überzeugen kann. Wie dem aber auch seyn möge, Palca liegt an dem Hange einer sehr tiefen Schlucht (quebrada) und besteht aus einem tambo (Gemach für den Reisenden), einigen Häuschen und einer malerisch gelegenen Kirche. Auf den nahen Höhen wachsen Kartoffeln, auf den umliegenden Feldern aber baut man Mais und Luzerne (alfalfa). Der glänzende Colibri flattert auf allen Büschen. Hier und da sieht man einzelne Llamas weiden, während zahlreiche Schaaren dieser Thiere und Maulthiere, mit Waaren beladen, auf den schmalen Wegen hinauf- oder herabsteigen, welche in das Innere bis nach Paz und Potosi führen. (Taf. 47. Abbild.)

Jenseits der Station Palca erstreckt sich die Cactusregion, welche dem Reisenden einen ganz eigenthümlichen Anblick gewährt. Diese Gegend wird durch Steinmassen charakterisirt, wo man keine andern Pflanzen als diese Kerzen sieht, unter denen der Dr. Meyen eine neue Art unterscheidet, die er cactus candelarius nennt, ohne Zweifel wegen der zierlichen und symetrischen Stellung ihrer zwölf hellgrünen, mit feinem Flaum bekleideten Zweigen, die sich theils nach oben, theils nach unten richten, während sich andere spiralförmig drehen. Diese ganze Vegetation ist sehr kräftig und wunderschön, obgleich es oft an Wasser fehlt.

Wir hatten nun noch auf mehr oder minder steilen Abhängen herunterzusteigen; wir näherten uns dem Fuße der Cordillere. Ehe wir in der Stadt Tacna ankamen, mußten wir noch durch das hübsche Dorf Pachia, das fast eine Stunde lang ist und aus einer ununterbrochenen Reihe von Hütten und Haciendas besteht, welche mit einander abwechseln, ein lebensvoller Anblick, der noch durch lange Alleen von Bäumen, ähnlich unsern italienischen Pappeln, nebst einer Menge herrlicher Gewächse verschönert wird. Granatäpfelbäume, Feigen- und Olivenbäume stehen in Gruppen oder in Reihen an Bewässerungscanälen. Damit nichts der Originalität fehle, zeigte mir ein einheimischer Reiter einen Anblick, den ich schon in Tarija bemerkt hatte. Er nahm hinter sich eine Frau, der er galant hülfreiche Hand bot, während sie, um sich bis zu ihm zu erheben, wie in einen Steigbügel auf eine zu diesem Zwecke in den Schweif des sanftmüthigen Pferdes gemachte Schlinge trat, das an dergleichen gewohnt zu seyn schien. (Taf. 47. Abbild.) Ich fand diese Gewohnheit auch in Tacna wieder, der Gegend in der Welt, wo man das Reiten wohl am meisten liebt, denn die Damen in der Stadt machen sogar ihre Besuche zu Pferde, und die ärmern Einwohner bedienen sich, wenn es ihnen an einem höhern Thiere fehlt, wenigstens eines Esels.

(Tacna.) Tacna ist eine durch ihre Lage wie durch ihre Bauart und die Laune ihrer Bewohner gleich merkwürdige Stadt. Sie liegt an einem schmalen Flusse, in welchem sich nur zwei Tage in der Woche Wasser befindet, in einer Art grüner Oase, die von einer leblosen Natur und einem Streifen Sand und nackten Felsen umringt ist. Sie kann eine Stunde lang seyn. Ihre steinernen Häuser sind gleichförmig weiß angestrichen, sehr klein, und haben nur ein Erdgeschoß mit einem spitzen Dache von geflochtenem Rohr. Selten haben sie einen Hof und die Fenster gehen stets auf die Straßen, die schmal und mit Steinen von ungleicher Größe gepflastert sind. Oft sieht man darauf Schweine und andere Hausthiere herumwandeln. Die Frauen in Tacna sind im Allgemeinen häßlich, doch fehlt es ihnen nicht an Koketterie, wenigstens wenn man nach der Zeit urtheilen darf, die sie zu ihrem Kopfputze verwenden, der in einem großen Hute von Stroh oder Vigognehaar besteht, unter welchem ihr Haar vorn in zahllosen Locken herabhängt und hinten in zwanzig oder dreißig Flechten getheilt ist. Tacna zählt 10,000 Einw. Das materielle Leben ist daselbst sehr theuer und man hat oft Noth um Holz und Wasser. Das Holz kommt von Arica und das Wasser wird durch Kunst zweimal wöchentlich an bestimmten Tagen vertheilt, an denen alles in Bewegung ist, während an den andern Tagen überall die tiefste Ruhe herrscht. Troß dem Wassermangel ist der Markt der Stadt immer reichlich mit schönen Granatäpfeln versehen, und die Oliven, die Trauben, die Melonen &c. sind vortrefflich.

Das Clima von Tacna ist angenehm und gesund. Früh ist die Hitze übermäßig, den Tag über aber ohne Zweifel durch die Nähe der Anden gemäßigt. Nach Pentland liegt diese Stadt 1796 Fuß über dem Meeresspiegel.

Tacna ist in voller Bedeutung des Wortes eine Handelsstadt, die sich wenig um die Künste und Wissenschaften bekümmert. Sie macht durch den Transito vortreffliche Geschäfte mit Bolivia. Sie führt China, Kupfer, Gold und Silber aus. Man findet hier als Luxusgegenstände, die in Bolivia verfertigt werden, wie Silberfiligranarbeiten, braseritos (Vasen zum Anzünden der Cigarren) und gestickte Decken, welche von La Paz kommen. In Hinsicht des auswärtigen Handels hat sie Arica gänzlich verdrängt, und alle Kaufleute von Tacna haben in diesem Hafen Commis und Agenten, welche ihnen die Ankunft der Waaren melden und dieselben zusenden.

(Arica.) Arica liegt vierzehn Stunden von Tacna und ist von demselben durch eine traurige und einförmige Pampa getrennt, die nur aus grobem Sande ohne die geringste Spur von Vegetation und ohne gebahnten Weg besteht; ein böswilliger Arriero könnte den Reisenden sehr leicht irre führen, und Maulthiertreiber haben sich selbst verirrt ohne es zu wollen. Zur Unterhaltung hat man keinen andern Anblick, als die zahlreichen todten Maulthiere, welche die Führer im Stiche lassen, wenn dieselben wegen Ermattung oder Wunden den Ca-

ravanen nicht mehr folgen können. Man kann sich denken, wie ungeduldig ich war, in Arica anzukommen, wie traurig für mich auch der Aufenthalt in dieser Stadt seyn mochte.

Der Eindruck, den der erste Anblick von Arica auf mich machte, war so ziemlich dem gleich, welchen Cobija gemacht hatte, d. h. gar nicht eben günstig; ich war jedoch zu Lande angekommen und meine kleinen Küstenfahrten hätten mich schon lange an den fast identischen Anblick der Häfen des Stillen Meeres gewöhnt haben sollen. Der erste Gegenstand, den ich bemerkt, man mag von der Cordillere herabkommen oder vom Meere her anlangen, ist der Hügel (marro) Arica, ein 700 Fuß in perpendiculairer Richtung hoher Berg von blendender Weiße, dessen steile Seiten das Meer berühren. Der Wassermangel, den man hier fühlt, und die ungeheuern Sandmassen, welche die Stadt von allen Seiten umringen, geben ihr ein ärmliches und unfruchtbares Aussehen. Erst nach einer ernstlichern Betrachtung und einem längern Aufenthalte versöhnt man sich einigermaßen mit diesem traurigen Aussehen.

Meine erste Sorge nach der Ankunft war, nach Don Alonso zu fragen, der sich wirklich noch da befand, den zweiten Tag aber über Arequipa nach Lima abreisen wollte. So fand ich einen Reisegefährten für einen wichtigen Theil meiner Erforschung, die mir noch übrig war.

Nach den ersten Begrüßungen schlug er mir eine Promenade in der Umgegend vor, damit ich dieselbe nicht verlasse, ohne das etwa Merkwürdige gesehen zu haben. Zuerst zeigte er mir den Hafen, der geräumig, aber wie alle an der westlichen Küste Amerikas die schlimme Unannehmlichkeit hat, den Nordwinden schutzlos offen zu stehen. Man bemerkt hier einen Hafendamm, an dessen Ende sich eine Hauptwache zum Schutze des Douanendienstes befindet. Dieser Hafendamm wird alle Abende für die Bewohner von Arica eine Promenade, wo sie die Kühle eines von den Anden her kommenden Windes genießen. Die andern Theile des Hafens sind voll von Sandbänken und Felsen und die Widersee ist sehr heftig, die Landung nicht immer sehr leicht und kann nur mittelst gebrechlicher Balsas geschehen, die allein wegen ihrer außerordentlichen Leichtigkeit das Ufer, ohne zu zerschellen, berühren können. Die Küste, welche sich von Norden der Stadt aus hinzieht, scheint reich zu seyn, ist aber sumpfig, und den ungesunden Dünsten, welche von derselben aufsteigen, muß man vielleicht das dreitägige Fieber zuschreiben, dem die Bewohner ausgesetzt sind. Man könnte diesen fast permanenten Krankheitszustand auch der Nachlässigkeit zuschreiben, in welcher die Ariquenos an ihren Ufern Hunderttausende von Echeniden sich aufhäufen lassen, die in Fäulniß übergehen und die Luft verpesten; fügt man die fast fortwährende Stagnation des Wassers in dem nahen Flüßchen hinzu, so wird man sich nicht mehr wundern, daß die meisten Einwohner weniger Menschen, als wandelnden Skeletten gleichen. Was sieht man bei der Ankunft? einige arme Teufel vom jämmerlichsten Aussehen; einige schmuzige Indianer, traurige Söhne des Landes; ein Paar Schildwachen, sehr schlecht equipirt, und kaum im Stande, das „Werda?" zu rufen. Kommt man in die Straßen hinein, so ist es noch schlimmer. Alle Personen, denen man begegnet, sehen leidend aus; man glaubt fast, in einer Stadt zu seyn, in welcher die Pest herrscht. Was ist die Folge davon? Daß mehrere der reichen Einwohner sich entschlossen haben, einen so ungesunden Ort zu verlassen, um in Tacna in einer reinern Luft neue Lebensbürgschaften zu suchen. Dieser Umstand hat ohne Zweifel dem Gedeihen dieses Hafens viel geschadet und wird ihm noch sehr schaden, der trotzdem einer der wichtigsten Südamerikas und der natürliche Stapelort der Producte der europäischen Industrie für das ganze südliche Peru und für Bolivien ist. In dieser Hinsicht concurrirt er mit dem Hafen Cobija, den einige Kaufleute selbst vorziehen, weil sie dort nicht über eine Wüste müssen, wie sie die letztere Stadt umgiebt.

Arica ist eine sehr häßliche Stadt. Die Häuser derselben sind niedrig, von Erde aufgeführt und mit Rohr und Matten gedeckt. Ueberall stößt man auf Spuren von Erderschütterungen, denen das Land häufig ausgesetzt ist. Auf den Dächern sitzen häufig Urubus und andere Raubvögel, was einen Reisenden rechtfertigen könnte, der diese Stadt mit einem großen, schweigend von diesen traurigen Gästen gehüteten Gottesacker verglich. Außer den Fremden, die von ihren Handelsinteressen hierher geführt werden, besteht die Bevölkerung nur aus gemischtem Blute, Mulatten und Mestizen, die man fast nur Abends nach dem Untergange der Sonne und zwar in großem Mantel und mit einem Filzhute sieht, den ein breites Band mit einer dicken Schleife schmückt. Ich wollte den Morre d'Arica in der Nähe sehen, den Berg, dessen Masse aus schwärzlich grauem Basalt besteht. Ich schrieb der Beschaffenheit des Gesteins die außerordentliche Weiße seiner Spitze und eines Theiles der Seiten zu, welche malerisch von der braunen Farbe der andern Sandhügel um die Stadt her abstechen; aber diese weiße Farbe ist die Wirkung des quano oder Kothes der verschiedenen Seevögel, welche das ganze Ufer bedecken. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Schaaren dieser Vögel die Sonne verdunkeln, und man muß sie sich in Flügen von mehrern Meilen Länge von ihren Zufluchtsörtern haben erheben sehen, um sich eine richtige Vorstellung von diesem seltsamen Schauspiele machen zu können. Der quano ist ein beträchtlicher Handelsartikel für alle Küstenprovinzen Perus; dieser etwas befeuchtete Koth wird ein werthvoller Dünger, der den Ertrag des Bodens verdoppelt und die Unfruchtbarkeit desselben wirksam bekämpft. Die Vegetation um Arica her ist wenig entwickelt, doch sieht man an den Ufern des Rio d'Arica Felder mit Zuckerrohr, Baumwolle, Bananen und selbst Reben, deren Trauben trefflich sind, wie Oliven- und Feigenbäume, welche die besten Früchte geben, die man in Amerika finden kann; aber alle diese Früchte sind sehr theuer.

Die von Don Alonso festgesetzte Zeit der Abreise war gekommen. Er hatte seinen Aufenthalt nur meinetwegen verlängert, aber selbst wenn ich diesen mehr merkwürdigen als interessanten Ort noch nicht vollständig hätte kennen gelernt, würde ich mir einen Vorwurf daraus gemacht haben, wenn ich die Gefälligkeit meines Führers noch länger gemißbraucht, der mir übrigens von Arequipa und dessem Vulkane etwas ganz anderes versprach. Wir brachen also nach dieser Stadt auf, und um mir Gelegenheit zu geben, die Küsten dieses Theiles von Amerika, die von der entgegengesetzten ganz verschieden sind, in größerer Ausdehnung zu beobachten, wollte Don Alonso denselben folgen bis auf die Höhe des ehemaligen Hafens von Quilca.

Wir fanden von Zeit zu Zeit, wie ich in der Umgegend von Arica bereits gesehen hatte, Knochen von ungeheuern Cetaceen, welche auf diesem Sande gestrandet waren, nachdem sie durch die Wallfischjäger verwundet worden. Auf der Höhe des Ortes, wo sich sonst der Hafen Quilca befand, der dem Einflusse der Umstände nachgeben mußte und gegenwärtig durch Islay ersetzt wird, welcher in jeder Hinsicht bequemer ist, wendeten wir uns nach Arequipa. Auf der ganzen Reise betrübte uns der Anblick des tiefen Elends einiger Indianerfamilien, welche an dieser Küste kümmerlich leben.

Zwei Wege konnten uns nach Arequipa führen, der eine über das Dorf Siguas, der andere über eine Ebene, welche Pampas coloradas heißt und über ein Thal mit Namen los Infiernos (die Hölle). Von Quilca aus hatten wir ein steiles Gebirge zu ersteigen, wobei wir anderthalbe Stunde zubrachten und auf dessen Gipfel sich ein Plateau befindet, das sich bis Arequipa erstreckt. Vergebens würde man auf dieser Hochebene auch nur die leiseste Spur von Vegetation suchen; sie besteht aus Sand, dessen blendende Weiße den Augen wehe thut, wenn nur etwas Wind eintritt, und der, wenn es still ist und die Sonne ihre Strahlen gerade herunter auf den Kopf des Reisenden schießt, so heiß wird, daß der Wanderer ersticken könnte. Diese Ebene ist von unzähligen Sandhügelchen bedeckt, welche der Wind bildet, der bei heftigem Wehen oft ihre Lage verändert und jede Spur von gebahntem Wege zerstört. Die Maulthiertreiber, die uns führten, schienen sehr unruhig zu seyn, denn hat man einmal den Weg verloren, so ist es schwer, ihn wiederzufinden, und man sieht sich ungefähr in gleicher Lage wie die Caravanen, die sich in den Wüsten Afrikas verirrten. Ich selbst war der Gluth der tropischen Sonne ausgesetzt,

während mein Pferd bei jedem Schritte tief in den Sand einsank, und ich hatte zur Aussicht, um meine Augen zu stärken, nichts als diesen weißen schönen Sand mit nackten Felsen und Gebirgen, konnte deshalb ungestört über das nachdenken, was der Mensch aus Habsucht unternimmt, und der bloße Anblick dieser Gegend schien mir den Eifer derer niederschlagen zu müssen, welche Schätze hier suchen, wo sie die Natur verborgen zu haben scheint, um sie dem Menschen ganz zu entziehen. Welches Leben müssen diese Europäer führen, die sich lebendig unter armen Indianern begraben, ohne alle Gesellschaft sind, oft halb verhungern und dabei immer erwarten müssen, entweder von dem Fieber hingerafft oder in den Schachten erschlagen zu werden! Wir waren in dieser Ebene hingezogen bis zum Sonnenuntergange, hatten stets nichts vor uns als einen dürren Sand und die hohe Cordillere, als unser Führer, der ungefähr zwanzig Schritte voraus war, plötzlich anhielt. Er hatte den Rand eines Abgrundes von unermeßlicher Länge erreicht, dessen entgegengesetzter, von uns drei Viertelstunden entfernter Rand, von gleicher Höhe wie der Boden war, auf welchem wir uns befanden. Auf dem Grunde dieses Schlundes floß ein kleiner Strom, dessen Ufer mit Getreide, Wein und Obstbäumen bedeckt waren. Das unerwartete Vorkommen dieser Thäler mitten in dürren sandigen Ebenen brachte auf uns das Gefühl des Wohlseyns und der Erfrischung hervor, welches der Reisende bei dem Anblicke einer Dattelpalmengruppe und der hellen Quelle der Oase mitten in der Wüste Sahara empfindet.

Das Dorf Siguas lag 1000 Fuß tief unter uns; nachdem wir dem Zickzack eines schmalen Weges gefolgt waren, der in das Thal hinunterführte, trafen wir auf eine Art Indianerhütte, wo wir mit innigem Vergnügen zwei gekochte Hühnchen nebst Mais und Kartoffeln fanden. Eine irdene Lampe mit zerlassenem Fett und einem Docht von Baumwolle vertrat die Stelle einer Fackel. Nachdem wir unser bescheidenes Mahl beendigt, überließen wir uns dem Schlafe. Den andern Tag ziemlich früh verließen wir das tiefe Thal Siguas wieder und befanden uns nach einer halben Stunde von neuem auf der dasselbe beherrschenden Hochebene. Wir mußten durch den Sand noch bis Victor reisen, ein Siguas ganz ähnliches Dorf, das aber größer und mit Reisebedürfnissen besser versehen ist. Von Victor nach Ochamayo ist es 8 Stunden und von Ochamayo nach Arequipa 4 St. Zuerst erblickten wir die Stadt bei einem großen steinernen Kreuze, das die Grenze bezeichnet; wir sahen eine große Stadt mit schneeweißen Mauern, die im Mondenscheine glänzten. Wir erreichten dieselbe gegen 8 Uhr und besahen die Hauptstraßen. Die am Eingange sind schmal, ist man aber über die Brücke über dem Chile, so überblickt man einen großen Raum der Stadt selbst, da die entgegengesetzte Seite nur von Vorstädten gebildet wird. Wir kamen über die Brücke und stiegen bald bei einem Freunde Don Alonsos ab, der uns gastfreundlich aufnahm.

(Arequipa.) Die Häuser von Arequipa sind von einem Steine gebaut, der so weich ist, daß er sich außerordentlich leicht bearbeiten läßt. Dieser Stein erhärtet aber in der Luft, was zu der Redensart veranlaßt hat, es ist leichter, in Arequipa ein neues Haus zu bauen als ein altes niederzureißen. Die Straßen laufen hier wie in allen spanischen Städten in geraden Winkeln, sind gut gepflastert, aber ziemlich unrein, obgleich durch die bedeutendsten Wasser fließt, die auch allein beleuchtet werden, weil jeder Hausbesitzer eine Laterne vor seine Thüre hängen muß. Der große Platz ist sehr ausgedehnt und dient zum Marktplatze. Die Häuser haben wie in Santiago de Chili zum Eingange ein großes Portal, das zu einem patio oder innern Hofe führt. Da das Holz in diesem Theile des Landes ungemein selten ist, so sind die Dächer von Stein und beschreiben in jedem Zimmer eine Wölbung, was dem Ganzen der Wohnung das Aussehen eines Klosters giebt. Die Mauern sind sehr dick wie die der Kathedrale, der Klöster und Kirchen, um sie vor den Wirkungen der Erdbeben zu sichern, die häufig und oft verderblich sind. Der Geschichtschreiber Ulloa erzählt, die Stadt sey viermal durch schreckliche Naturerschütterungen zerstört worden. Ein neuer Reisender (Samuel Haigh) erwähnt die vom 11. Febr. 1816, von welcher er Augenzeuge war, als eine der schrecklichsten, die man seit langen Jahren gesehen; nach ihm würde die ganze Stadt eingestürzt worden seyn, hätte die Erschütterung eine Minute länger gedauert; aber die vom 12. Juli 1821, an dem Tage der Einnahme Limas durch die Patrioten unter San Martin, war noch weit schlimmer. Die abergläubischen Royalisten sahen darin eine Wirkung des göttlichen Strafgerichts. Die Stadt Lima litt wenig, aber mehrere Dörfer der Provinz Arequipa wurden theilweise zerstört und die Stadt selbst erlitt großen Schaden.

Arequipa liegt in einer Ebene etwa 20 Stunden von der Küste und 50 St. nördlich von Arica. Pizarro legte sie an einer andern Stelle an, aber der Nachtheil der zu großen Nähe des Vulkans Huayna Patina nöthigte die Einwohner sich dahin zu begeben, wo sie gegenwärtig sind. Der Name der Stadt in der Quischuasprache bedeutet bleiben, und man giebt zur Erklärung an, dort mehrere Häuptlinge bei einer Expedition der Incas, als die siegreiche Armee durch diese Gegend zog, im Wohlgefallen über die Schönheit des Ortes, um die Erlaubniß nachsuchten, sich da ansiedeln zu dürfen, und zur Antwort erhielten: Arequipay (bleibt). Wie es auch mit dieser Etymologie seyn mag, so muß ich doch erwähnen, daß Arequipa noch unter dem Einflusse der Geistlichkeit steht, die durch mehrere Mitglieder in dem Congresse vertreten wird; ich erhielt den Beweis schon durch das fortwährende Geläute der Kirchen- und Klosterglocken; es beginnt ungefähr um halb drei Uhr früh, um die Priester zur Mette zu wecken, und dauert, fast ohne Unterbrechung, den ganzen Tag. Da es viele Klöster da giebt, wie San Domingo, San Francisco, la Merced, San Juan de Dios, ungerechnet mehrere minder bedeutende, so kann man sich eine Vorstellung von dem Läuten einer so großen Anzahl auf einmal in Bewegung gesetzter Glocken machen.

Es giebt hier auch ein Findelhaus (casa de huerfenos). Die einfache Art, die Kinder hineinzubringen, hat etwas Rührendes. Eine Oeffnung in der Mauer enthält einen kleinen Kasten zur Aufnahme derselben. Sobald das Kind hineingelegt worden ist, zieht die Person, welche dasselbe brachte, eine Klingel; das Kästchen dreht sich um eine Angel und das Kind ist in das Hospital aufgenommen. Wurde zugleich Geld mit in das Kästchen gelegt, so schreibt man treulich die Summe auf und giebt sie dem Kinde mit, wenn es das Haus verläßt. Einige der schönsten Kinder, die ich in Arequipa gesehen, gehörten in diese Anstalt.

Die Frauen von Arequipa sind keineswegs so schön wie die in den andern Städten Südamerikas, besitzen aber einen gewissen Reiz, dem zu widerstehen sehr schwer ist, denn viele Fremde, die in diese Stadt kommen, lassen sich endlich da nieder und heirathen.

In der Entfernung von ungefähr einer Stunde befindet sich ein Gottesacker, dessen Bau in ziemlich schönem Style sich nur erst von einigen Jahren herschreibt. Er nimmt einen Raum von zwei Ackern ein und die Mauer ist in Felder und Nischen zur Aufnahme der Leichen eingetheilt, was an die Hypogeen der alten Aegypter erinnert. Die Protestanten oder die, welche nicht in dem katholischen Glauben sterben, werden nicht in diese geweihte Erde aufgenommen, sondern auf irgend ein Feld vor der Stadt getragen. Viele Leute aus den untern Classen glauben noch immer, wenn ein Fremder stirbt, legten seine Freunde in den Sarg Geld und Lebensmittel, um ihn zu seiner langen Reise zu unterstützen. Einen ähnlichen Glauben fand ich in Patagonien, hier sah ich aber auch, daß die Arequipeños die Leichen ausgraben, um sie zu berauben; wenn sie in ihrer Hoffnung, Geld zu finden, getäuscht werden, so entschädigen sie sich für ihre Mühe wenigstens an dem Leichentuche.

Ungefähr 4 Stunden von Arequipa erhebt sich in majestätischer Einsamkeit ein vulkanischer Berg von kegelförmiger Gestalt. Die Spitze desselben ist immer von Rauch bedeckt, der sich bisweilen als leichte Wolke zeigt, deren Weiße von dem tiefen Blau des Himmels absticht; nimmt der Rauch zu und verdichtet sich, so verkündigt dies gewöhnlich einen nahen Ausbruch. Man sagt, der Berg habe nie Flammen ausgeworfen, obgleich der Krater im Umkreise einer halben Meile mit Asche bedeckt ist. Man

giebt ihm eine Höhe von 14,000 engl. Fuß über dem Meeresspiegel, aber der Eindruck, den er hervorbringen könnte, wird durch die bedeutende Höhe der Hochebene geschwächt, auf welcher er liegt. Einige Engländer, die ihn erstiegen, brauchten zwei Tage, um bis zum Gipfel zu gelangen, und die Schwierigkeit beim Hinaufsteigen ließen sie mehrmals zweifeln, ob sie dasselbe wohl vollenden würden. Gewöhnlich ist der Berg am Gipfel mit Schnee bedeckt.

Die Regenzeit beginnt in Arequipa im November und währt bis zum März. Gewöhnlich sammeln sich die Wolken langsam um den Berg am Morgen und entladen sich Nachmittags gegen vier Uhr; bisweilen finden sich auch Blitz und Donner ein, aber der Regen ist bald vorüber. Es regnet wirklich im Verhältniß nur wenig, und vom März bis zum November erfrischt kein Tropfen Regen die dürre aufgesprungene Erde. Die Temperatur Arequipas übt einen verderblichen Einfluß auf die Haut und das Haar, und in dieser Hinsicht könnte man das Clima der Küsten vorziehen, wie ungesund dies auch seyn möge; übrigens ist das Clima ziemlich gesund und außer der terciana oder dem dreitägigen Wechselfieber, das in den tiefen Thälern, wie zu Siguas häufig vorkommt, giebt es keine herrschenden Krankheiten.

Die Bevölkerung der Stadt und der nahen Dörfer kann sich auf 30 bis 40,000 Seelen belaufen. Mehrere dieser Dörfer haben warme Mineralquellen, wohin sich die Bewohner Arequipas theils des Vergnügens, theils ihrer Gesundheit wegen begeben. Die Hauptquellen sind die von Ura, ungefähr 7 Stunden von der Stadt, und wegen Heilung rheumatischer Leiden berühmt. Ich mußte diese Ortschaften besuchen, theils um das Land kennen zu lernen, theils um sich wegen der tiefen Langeweile zu zerstreuen, die man hier empfindet, denn abgerechnet, daß alles entsetzlich theuer ist, kann man keine andere Gesellschaft finden als die, welche sich in einigen Tertulias vereinigt, wo bisweilen, aber nach sehr langen Pausen, Kuchen- und Zuckersachen herumgegeben werden. Man kennt hier die Diners nicht und sehr selten werden Fremde von den Einwohnern eingeladen. Selbst in der Umgegend beschäftigt man sich weder mit dem Fischfange, noch mit der Jagd, außer etwa bisweilen mit der Guanacojagd, wobei man diese Thiere bis an den Fuß der niedrigsten Berge treibt. Auf dem Rückwege von einer solchen Partie war ich jedoch Zeuge eines ziemlich originellen im Lande üblichen Tanzes. Dieser Tanz wird von Indianerkindern beiderlei Geschlechts nach einer Harfe und Violine um eine Stange ausgeführt, an welcher so viele lange Bänder befestigt sind, als es Tänzer giebt. Jeder derselben hält ein Band an dem Ende, das sich mit den andern zu einer Flechte zusammendreht, bis die Tänzer, die dem gemeinsamen Mittelpunkte immer näher kommen, alle am Fuße der Stange zusammentreffen, von der sie sich tactweise wieder entfernen, um dasselbe Spiel von neuem zu beginnen, so lange die Musik währt. (Taf. 48. Abbild.) Dieser Tanz, den man ayllas nennt, bildet ein graziöses und lebenvolles Gemälde, das unsere Chorographen vielleicht mit Glück in ihren Ballets anbringen könnten. Außer dieser zufälligen Unterhaltung sah ich nichts, was meine Langeweile zerstreuen konnte. Die Sitten und Trachten hatten nichts besonders Originelles, um einen Beobachter zu interessiren, der schon hundertmal Aehnliches gesehen hat. Doch bemerkte ich den Anzug der Wiederverkäuferinnen auf dem Markte mit ihren dicken Röcken und einer Art an den Ohren abgeplatteten Kaskets (Taf. 48. Abbild.), und aus Verzweiflung mußte ich mich mit dem Studium der peruanischen Alterthümer beschäftigen, die ich hier in großer Anzahl durch die Kenntniß des Don Alonso treffen und beobachten konnte. Sie bestehen in irdenen oder hölzernen Krügen, welche man in den Gräbern gefunden und von denen einige durch ihre originelle Formen so wie durch die monströsen Menschen- und Vogelgestalten darauf ziemlich merkwürdig sind. Einige dieser Gefäße bestehen aus zwei völlig verschiedenen Theilen, die unten durch ein Band und oben durch einen gebogenen Henkel vereinigt sind. Ihre außerordentlich verschiedenen Formen und die Art der dazu verwendeten Stoffe beweisen, daß die Indianer in der Töpferei ziemlich weit vorgeschritten waren. (Taf. 48. Abbild.

Wie interessant diese Studien und Untersuchungen auch für mich waren, so sah ich doch mit großer Freude den Augenblick unserer Abreise nach Lima herankommen, wo ich eine Zeitlang bleiben wollte und das mich in mehr als einer Hinsicht interessirte. Don Alonso theilte meine Ungeduld, und als er seine Geschäfte in Arequipa beendigt, schlug er mir vor, wir wollten uns die 117 Stunden ersparen, die wir noch zu machen, wenn wir uns zu Lande dahin begäben. Wir kehrten demnach sogleich an die Küste zurück und schifften uns nach Lima ein, nach Lima, der Stadt der Könige, einem der beiden Mittelpunkte der Civilisation im spanischen Amerika.

(Callao.) Wenige Tage nachher landeten wir in Callao, dem Hafen von Lima. Es kann nichts Traurigeres geben als den Anblick, welchen die Insel San Lorenzo gewährt, ein Haufe von Sand und schwarzen Felsen in einem Umfange von 2 bis 3 Meilen. Sie wurde, wie man sagt, durch das Erdbeben 1746 von dem festen Lande abgerissen und bildet gegenwärtig die südliche Seite der Bai von Callao. Man sieht auf ihr keinen Baum, keinen Busch, keinen Grashalm, nichts als Sand und Felsen; ist man aber über diesen Punkt hinweg, so erscheint die Stadt mit ihren Batterien, und das Hauptfort, Real Felipe genannt, hat, obgleich in unvortheilhafter Lage, etwas Imposantes. Hinter dem Fort sieht man bei hellem Wetter höhere Berge, die in der Ferne durch die Riesengipfel der Anden gekrönt werden, von denen einige sich in den Wolken verlieren. Kommt man dem Ankerplatze nahe, so sieht man links von der Stadt Callao die zahllosen Thürme und Kuppeln Limas, welche dieser Stadt ein Aussehen von orientalischer Pracht geben.

Die Häuser in Callao haben ein ziemlich ärmliches Aussehen, sind nicht über 20 Fuß hoch, obgleich in zwei Etagen getheilt und von Erde aufgeführt mit platten Dächern. Das Erdgeschoß bildet eine Reihe kleiner nach der Straße zu offener Laden und die obere Etage eine unbequeme Galerie. Das häufige Vorkommen der Erdbeben und der völlige Mangel an Regen erklären die Leichtigkeit der Bauart. Die jetzige Stadt liegt etwas nördlich von der alten, welche durch das Erdbeben von 1746 zerstört wurde und deren unter Wasser gesetzte Ruinen man noch in dem Theile der Bai sieht, welche Mar Brava oder das böse Meer heißt. Die Magazine der Regierung und die Wohnungen der vornehmsten Beamten befinden sich in dem Fort, das einen bedeutenden Raum einnimmt und von Mauern und einem Graben, nebst starken Batterien umgeben ist. In der Mitte befindet sich ein großer Platz mit großen Casernen, einer Kapelle, der Wohnung des Gouverneurs und andern öffentlichen Gebäuden. Die Stadt selbst ist schmuzig, ob sie gleich einen bedeutenden Handel treibt, und wird von Fischern, von Kaufleuten und Schmugglern bewohnt.

Von Callao nach dem 2 Stunden entfernten Lima begiebt man sich auf einer guten Straße, die man der patriotischen Sorgfalt des Vicekönigs Don Ambrosio O'Higgins, Marquis von Osorno, verdankt, der leider vor der Vollendung derselben starb. Nach seinem Plane, der das Angenehme mit dem Nützlichen verband, sollte diese Straße eine von Weiden beschattete, durch fließendes Wasser an beiden Seiten erfrischte und mit steinernen Bänken versehene Promenade werden. Rechts vom Hafen aus sieht man die Ruinen eines Indianerdorfes, das vor der Entdeckung Südamerikas erbaut wurde. Es sind davon noch einige alte Lehmmauern von ungefähr 2 Fuß Dicke und 6 Fuß Höhe. Links liegt die Stadt Bella Vista, zu der Callao gehört und die ein Hospital für die Seeleute und die Armen besitzt. In der Mitte des Weges zwischen dem Hafen und der Stadt erhebt sich eine hübsche Kapelle mit einem kleinen Kloster Unserer lieben Frau vom Berge Carmel, der Schutzpatronin der Seeleute, und ganz in der Nähe ein Wirthshaus (pulperia), das ohne Zweifel weit mehr besucht ist als die Kapelle. Je näher man der Stadt kommt, um so mehr verbessert sich der Boden. Man sieht große Gärten und Felder mit Luzerne und Mais, und unter den Mauern von Lima große Obstgärten mit Obstbäumen der Tropen, bewässert von Canälen, die ihr Wasser von dem Rimac erhalten. Das Eingangsthor hat die Gestalt eines dreifachen Bo-

gehe von Ziegelsteinen und ist mit Simsen, Pfeilern rc. geschmückt. Das Wappen der Krone von Spanien, gegenwärtig zertrümmert, zeugt jetzt von dem Falle ihres Reiches in der neuen Welt.

(Lima.) Sobald der Reisende durch dieses Thor ist, fällt ihm der Contrast des Innern der Stadt mit deren grandiosem Aussehen von Außen auf. Er befindet sich in einer langen und schmuzigen Straße mit niedrigen Häusern und kleinen Laden, wo auf Tischen außen vor jeder Thüre die Waaren liegen. Es giebt weder Glas in den Fenstern noch glänzende Ausstellungen. Eine Bevölkerung von allen Farben, von dem schwarzen Afrikaner bis zu dem Biscaier mit weißem Teint drängt sich in den Straßen. In einigen Theilen der Stadt sieht man jedoch eine gewisse Anzahl Magazine, worin französische Seidenzeuge und Juwelierarbeiten neben allen Erzeugnissen der britischen Industrie glänzen; fast überall trifft man die französischen Moden vermischt mit den englischen, während die schönen Limanerinnen eine ihnen ganz eigenthümliche Tracht haben. In allen Straßen bemerkt man die charakteristische Bewegung einer großen Stadt, aber welch seltsames Schauspiel, wenn eine Prozession oder irgend ein allgemeines Interesse die verschiedenen Classen der Einwohner auf einem der öffentlichen Plätze vereinigt. Priester in reichen Gewändern; Mönche der verschiedenen Orden, Franziscaner, Dominicaner, Benedictiner, von denen mehrere durch ihre würdevolle Haltung oder durch ihr plumpes Benehmen die Strenge ihres Professes verrathen; Männer in der Kleidung der Nonne mit schwarzem Schleier und maskirt, kleine Figuren der Jungfrau von Wachs verkaufen; Frauen aus allen Classen, theils in Shawl und Hut, theils in der saya und dem manto von schwarzer Seide so trapirt, daß ihr Gesicht verhüllt und der übrige Körper reizend hervorgehoben wird; Weiße und Mulatten; Indianer von schmuzigem und widerlichem Aeußern, weit entfernt von dem anmuthigen Bilde, das sich die Phantasie von ihren Vorfahren, den glänzenden Söhnen der Sonne, entwirft; Maulthiere und Esel, getrieben von Zambos, die vom Hafen kommen; Landleute beiderlei Geschlechts zu Pferde; nach spanischer Sitte gebaute und bemalte Wagen; Reiter von allen Nationen; Officiere in glänzender Uniform, theils zu Fuße und bemüht, die Blicke der schönen Limanerinnen zu fesseln, die sie betrachten, theils zu Roß; Eis- und Chicaverkäufer überall; Bettler, welche im Namen der Jungfrau und allen Heiligen um ein Almosen ansprechen ... alle diese bunten und malerischen Gruppen bilden ein für einen Europäer eben so neues als pikantes Schauspiel.

Lima, das am 6. Januar 1535 von Francisco Pizarro gegründet wurde, erhielt von ihm den Namen Ciudad de los Reyes, die Stadt der Könige, d. h. der Magier, wegen des Tages ihrer Gründung. Sie liegt in einer weiten und fruchtbaren Ebene, welche sich sanft nach dem Stillen Meere zu senkt. Die große Andenkette zieht sich in einer Entfernung von 20 Stunden von der Stadt hin, treibt aber bis drei Viertelstunden vor dieselbe Ausläufer, die ein Amphitheater bilden, an dessem Fuße Lima liegt. Die Sierras, welche sich 1800 bis 2650 Fuß darüber erheben, schützen sie vor den Nord- und Ostwinden. Sie zieht sich an dem linken Ufer des Rimac hin, eines Wildbaches, der von dem Gebirge herunterkommt und sich in das Meer ergießt, nachdem er einen Theil der Stadt durchströmt hat. Man geht auf einer Brücke über denselben, die uns durch ihre Nützlichkeit sich sich empfiehlt, indem sie die beiden Theile der Stadt verbindet, deren einer, eine Art Vorstadt, San Lazaro genannt, von der untern Classe bewohnt wird, während sich der schöne Theil an der andern Seite hinzieht. (Taf. 49. Abbild.)

Die Straßen Limas sind alle rechtwinkelig angelegt und mit kleinen von dem Gebirge hergebrachten Steinen gepflastert, auf denen es sich sehr schlecht geht. Die Richtung dieser Straßen ist von O. nach W. und sie bilden im Ganzen 157 quadras; gewöhnlich sind sie 25 Fuß breit und durch laufendes Wasser erfrischt. Die Stadt hat eine Ausdehnung von 2 Meil. von O. nach W. und eine Breite von 1½ Meil. von der Brücke bis zur Mauer, die von Lehmsteinen aufgeführt und gewöhnlich 8 Fuß hoch, 6 Fuß dick ist und eine Lehne von 3 Fuß, auch Bastionen hat und eine hübsche Promenade giebt. Am südöstlichen Ende der Stadt liegt eine kleine Citadelle, genannt Santa Catalina, welche die Artillerie, Casernen und ein Kriegsdepot enthält. Die plaza oder der große Hauptplatz soll 480 bis 500 Fuß über dem Meeresspiegel liegen. An seiner Ostseite steht die Kathedrale, ein sehr schönes Gebäude. Die unglaublichen Summen, welche zu verschiedenen Zeiten im Innern dieses Gebäudes aufgehäuft worden sind, konnten nur in einer Stadt aufgewendet werden, die sonst bei der Ankunft eines neuen Vicekönigs eine ihrer Straßen mit Silberbarren belegte. Die Balustraden, welche den Hochaltar umgeben, und die Orgelpfeifen sind von massivem Silber. Caldcleugh sagt, um eine Idee von der Zahl der silbernen Verzierungen in Lima zu geben, der Staat habe sich 1821 genöthigt gesehen, anderthalbe Tonne dieses Metalles aus den Kirchen zu nehmen, ohne daß man darin eine merkliche Abnahme gefunden. Nach N. an dem Marktplatze steht das Rathhaus (cabildo), ein Gebäude in chinesischem Geschmacke. Die südliche Seite wird von einer Reihe Privathäuser gebildet, die vorn mit einer Galerie verziert sind, unter welcher sich Kaufleute befinden. Der Platz dient zum Hauptmarkte, ist zu jeder Tageszeit der Mittelpunkt einer großen Bewegung wegen der großen Anzahl Wasserträger, welche hier unaufhörlich zur Versorgung der Stadt das Wasser schöpfen, das ihnen ein schöner 1653 angelegter kupferner Brunnen giebt.

Die Kirche San Pedro zeichnet sich durch ihre Bauart aus; alle Reisende besuchen auch die kleine von Pizarro erbaute Kirche, welche bis auf den heutigen Tag von den Erdbeben verschont worden ist. Die Klöster sind sehr zahlreich und sehr wohlhabend. Die Kirche Santo Domingo, nahe am Marktplatze, ist die prächtigste und ihr ganz von Holz und Gips erbauter Thurm der höchste in der Stadt. Das Franciscanerkloster hat, ohne so reich zu seyn als das des heil. Dominicus, etwas Imposanteres. Es nimmt den achten Theil der Stadt ein und bildet allein eine kleine Stadt. Man bemerkt hier die Kapelle del Milagro (des Wunders), wo sich eine Madonna befindet, die sich während des Erdbebens im November 1630 in bittender Stellung gegen den Hochaltar wandte und so die Stadt vor völliger Zerstörung bewahrte. Die andern bemerkenswerthen öffentlichen Gebäude sind der Palast des Erzbischofs an dem Marktplatze, dessen Pracht die aller andern Gebäude übertrifft; die Münze; der Palast, den die Inquisition inne hatte, als sie in Peru bestand, und Zufluchtshaus für die Weltgeistlichen, das an die Kirche San Pedro stößt. Das ehemalige Jesuitenkloster ist ein Findelhaus geworden. Am rechten Ufer des Flusses liegt ein öffentlicher Spaziergang, genannt el Paseo del Agua, an dessen Ende sich ein Circus zu den Stierkämpfen befindet. Die Fremden besichtigen auch das Pantheon, welches einem Theile der Einwohner als Begräbnißplatz dient; es ist von Mauern, worin sich Nischen zur Aufnahme der Todten befinden, umgeben und in mehrere Theile geschieden. In der Mitte steht eine Kapelle oder vielmehr ein Altar mit einem Dache darüber, wo für dieselben Messe gelesen wird. Es giebt ferner viele Nonnenklöster, mehrere Anstalten von beatas (Art barmherziger Schwestern), casas de ejercicio, wo die Damen sich zwei oder drei Wochen einschließen, um außerordentliche Bußübungen zu verrichten, zu denen sie in ihren eigenen Wohnungen nicht so leicht kommen würden. Es giebt auch für die Damen eine Anzahl Klöster und Erziehungshäuser.

Es besteht in Lima in einem schönen Gebäude mit großen Sälen und einer Bibliothek eine 1551 gestiftete Universität, welche demnach die älteste in der neuen Welt ist. Außerdem besitzt die Stadt viele andere Erziehungsanstalten, so wie eine große Anzahl Privathäuser. Da die nach Lima geschickten Spanier immer einer höhern Classe angehörten, als die, welche man nach Buenos Ayres, Chili und Neu Granada sandte, so wurde hier die Literatur immer mehr gepflegt, als anderswo. Mehrere hier erschienene Werke sind sehr geschätzt, und wenn es den Bewohnern von Lima an Aufklärung gebricht, so liegt die Schuld gewiß nicht an den Mitteln zum Unterrichte.

Man schätzt die Einwohnerzahl von Lima auf 60 bis 70,000 Seelen,

aber, wie es mit solchen Schätzungen immer geht, es giebt fast so viele Meinungen als Autoritäten, da diese Berechnung von der Zeit abhängt, in welcher die Beobachtungen gemacht wurden.

Vor einigen Jahren verbot eine Verordnung des Stadtraths, die Kirchthürme anders als von Holz und gemalter Leinwand zu bauen, um die schrecklichen Unfälle zu verhüten, die daraus erfolgten, daß bei den in diesem Theile von Peru so häufigen und so gefährlichen Erdbeben die Einwohner sich in Menge in die Kirchen flüchteten und dann unter den Trümmern dieser Gebäude begraben wurden; später aber baute man sie von einer Art Thon, der mit der Zeit steinhart wird. Aus demselben Grunde haben die Häuser selten ein oberes Stockwerk; ist dies der Fall, so sind die Fenster mit einem Außenbalcon verziert. Alle sind von an der Sonne gedörrten Lehmsteinen aufgeführt und haben hinten einen Hof und einen Garten. Die Mauern des Hofes und die Eingangsthüre sind mit Frescomalereien bedeckt, und wenn sich vor dem Hause einer angesehenen Person eine Mauer befindet, so verziert man sie auf dieselbe Weise. Die Zimmer sind reich mit Gold und Silber decorirt und die Fußboden gewöhnlich mit Platten belegt; eine Estrade oder ein langer Divan zieht sich an einer Seite hin und wird von einem Teppich bedeckt. Alle Dächer sind ganz platt. Da es niemals regnet, so bestehen sie nur aus Latten und Erde; sie sind aber mit Sträuchern und Blumen in Töpfen ausgeputzt.

Nachdem ich in Begleitung des Don Alonso, eines eben so gefälligen als kenntnißreichen Führers, die Hauptstadt Perus in allen Einzelnheiten besehen hatte, wollte ich auch ihre Bewohner kennen lernen. Ich ging also in mehrere Häuser mit den Empfehlungsschreiben, welche ich von Don Jose Garcias bei meiner Abreise von Buenos Ayres erhalten hatte. Sie waren zwar etwas alt geworden, aber die Freundschaft kennt kein Datum und ich wurde darnach überall als alter Bekannter aufgenommen, so wie, gleich wie in Buenos Ayres, zu den Gesellschaften und an den Familientisch eingeladen.

Was dem Fremden bei seinem Eintritte in Lima auffällt, ist der seltsame Anzug, in welchem die Damen auf den Straßen erscheinen. Man könnte sie für jene Phantome unsichtbarer Frauen halten, deren Bild die Reisenden im Oriente in Constantinopel und in allen mahomedanischen Städten finden. Die Limanerinnen sind durch große Schönheit berühmt; sie haben ein volles Gesicht, was der unzweideutigste Beweis einer blühenden Gesundheit in einem warmen Lande ist, besonders aber empfehlen sie sich in den Augen echter Spanier durch ihre Füße, die auffallend klein und niedlich sind. Sie zeigen sich mit dem größten Vortheile in ihrem Promenadenanzuge, der saya und dem manto. Die Saya ist ein sehr enger Rock von sehr feiner Wolle und Seide, schwarz, braun oder grün, der sie vom Kopfe bis zu den Füßen bedeckt; eine Schnalle hält ihm am Gürtel so zusammen, daß ihre Formen vollkommen deutlich hervortreten. Einige Damen tragen die saya unten so eng, daß es ihnen schwer wird, über die kleinen Rinnen in der Stadt zu schreiten. Der manto (Mantille) ist ein schwarzes Seidenstück, das in der Mitte des Körpers befestigt, über den Kopf genommen und über das Gesicht geschlagen wird, welches es so verhüllt, daß man nur ein Auge davon sieht. Es scheint auf den ersten Blick unmöglich zu seyn, eine so gekleidete Dame zu erkennen, aber die Gewohnheit entfernt diese Schwierigkeit bald. So ist der Promenadenanzug aller wohlerzogenen Personen und selbst aller Classen, die Sclavinnen ausgenommen. Im Sommer tragen die Damen unter der Saya und Mantille nur ein gesticktes Hemd und ein Brusttuch. In dieser Kleidung nennt man sie tapadas. (Taf. 49. Abbild.)

Diese Gewohnheit, Schleier zu tragen und tapada zu gehen, hat frühzeitig die Aufmerksamkeit der spanischen Gesetzgeber in Folge der schweren Unannehmlichkeiten beschäftigt, welche sie für die Moral haben soll; vier Staatsgesetze hatten sie von 1586 bis 1639 untersagt, aber alle Bemühungen blieben nutzlos, und nur die Kirche bewirkte, daß die Damen bei der Prozession am Charfreitage unverschleiert erschienen. Sie haben aber auch so gute Gründe dafür! Die Sonne schwärzt ihren Teint, und dann können sie auch die Kranken nicht besuchen und mildthätig seyn, ohne erkannt zu werden!

In dem Hause bedecken die Limanerinnen nie den Kopf und lassen ihr Haar in einer einzigen Flechte fallen, die bis auf den Gürtel reicht. Sie tragen ein einfaches weißes oder buntes Muslinkleid, welches die Brust halb blos läßt; sie werfen nachlässig blos einen Shawl über ihre Schultern. Ihr Benehmen ist recht angenehm; sie nehmen die Fremden mit verführerischer Anmuth und Freundlichkeit auf, sind gefällig und gütig, und wenn sie mit diesen Eigenschaften die Vortheile einer bessern Erziehung verbänden, könnten sie die Zierden einer aufgeklärten Gesellschaft werden und zu den Fortschritten derselben beitragen; aber das Untereinanderleben der Familien ist in Lima fast unbekannt. Man kennt da die Tertulias nicht, welche der Reiz von Buenos Ayres sind; auch hat man Mühe, die Elemente eines europäischen Balles zusammenzubringen, wobei die Limanerinnen sich nicht scheuen, mit ihrem Schleier zu erscheinen; sie halten sich an den Thüren und Fenstern auf, um zu sehen, was daselbst geschieht, was durch die Gewohnheit erleichtert wird, die Häuser offen zu lassen, um so viel Luft als möglich zu erhalten. Oft leert sich der Ballsaal zwischen den Tänzen und die Tänzer müssen ihre Damen suchen, die in irgend einem Winkel sich dem Vergnügen überlassen, eine Cigarre zu rauchen. Beide Geschlechter rauchen in allen Classen. Man nimmt eine Cigarre früh, wenn man aufsteht, man schläft mit der Cigarre im Munde ein, und selbst nach der Revolution konnte das Cigarrenrauchen im Theater nur durch ein Verbot des Protectors abgebracht werden.

Die Spielsucht ist in Lima außerordentlich groß, sowohl bei den Männern als bei den Frauen, und ruinirt oft die reichsten Familien. Die erste Lection, welche die Mädchen vor ihrem Eintritte in die Welt erhalten, ist immer Unterricht im Spiele. Alle Reisenden stimmen darin überein, selbst die ausgezeichnetsten Häuser als wahre Spielhöhlen zu bezeichnen.

Die schweren Fehltritte, deren sich die Limanerinnen zu Schulden kommen lassen, muß man dem gänzlichen Mangel an Bildung zuschreiben, denn sie besitzen eine Menge guter Eigenschaften, welche leicht Tugenden werden könnten. Man kann sich denken, daß sie sehr schlechte Hausfrauen seyn müssen; sie bekümmern sich nie um ihre häuslichen Angelegenheiten und überlassen die Sorge dafür einem vertrauten Sclaven oder mayor domo.

Mein Aufenthalt in dem Hause einer der ausgezeichnetsten Familien der Stadt setzte mich in den Stand, einige Notizen über die Art zu sammeln, wie der hohe Bürgerstand die Tage verbringt. Nach dem Frühstücke, das unabänderlich in einer Tasse Chocolade mit Brod und vielem nachgetrunkenen frischen Wasser besteht, geht die Familie zur Messe; ihr folgt eine Sclavin, welche Teppiche trägt, worauf die Damen knien, denn es giebt in den Kirchen keine Sitze. Nach der Messe pflegt man nach den Bädern zu fahren, die etwa eine Drittelstunde von der Stadt sich befinden und wohin eine schöne alameda an dem Ufer des Rimac führt. Im Sommer werden sie von einer Menge Damen besucht, welche den Herren erlauben, mit ihnen an der Thüre zu sprechen, während sie sich baden.

Gegen Mittag vereinigt sich die Familie in der sala (dem Gesellschaftszimmer), um die Gäste zu erwarten. Sind dies Herren, so entblößen sie den Kopf, grüßen jedes Familienglied einzeln und setzen sich auf den Sophas nieder, welche eine Seite des Zimmers einnehmen; sind es Damen, so stehen die Damen auf und küssen dieselben. Während des Besuches haben die Damen vom Hause ein Körbchen mit Blumen oder Bonbons in Form von Herzen oder andere analoge Embleme vor sich, welche sie den Gästen reichen; sie überschwemmen sich und ihre Freundinnen vor Jedermann mit wohlriechenden Wassern.

Gegen zwei Uhr haben die Besuche Abschied genommen; bald läutet die Glocke zur Tafel und die Thüren des Hauses werden verschlossen. Man sieht dann die Sclaven nach den Pulperias eilen, um Salz, Butter, Gewürze und Weinessig zu holen. Man hat nichts der Art im Hause und denkt nicht eher daran, dasselbe zu schaffen, bis man es wirklich braucht.

Die Mittagsmahlzeit besteht in einer Menge kleiner Gerichte, so wie dem chupo (einem Gemensel von Fisch, Eiern, Käse und Kartoffeln), und der olla con garbanzo (in Peru puchero genannt) aus zusammen gekochtem Rindfleisch und Speck mit Reis, Kohl, Erbsen, Kartoffeln und Gurken, alles stark gewürzt. Nach der Mahlzeit besuchen die Damen zu Wagen die alameda, fahren ein Paarmal herum und stellen sich zur Seite, um die Promenirenden zu sehen und die Complimente der Herren zu empfangen, die sie anreden, wenn sie auf ihren schönen Pferden vorbeiparadiren. Etwas später begiebt man sich auf die Brücke, um da die Kühle der Seeluft oder des stillen Thales von Lima zu genießen, das auf der einen Seite von dem Oceane und auf der andern durch die riesige Cordillere begrenzt wird, und bei Mondenlicht eine der malerischesten Landschaften in Peru giebt. Nach der Rückkehr bleibt man auf der plaza, um sich abzukühlen, trinkt Eiswasser und ißt Früchte, die von reinlich gekleideten Negerinnen angeboten werden. Es gehört zum guten Tone, hier eine Stunde zu plaudern und zu lachen, und alles geht auf das Anständigste her.

Während die Familie sich in der Stadt vergnügt, vergnügen sich die Dienstleute im Hause auch. Die Guitarre und Harfe werden vorgesucht. Man tanzt, singt und spielt blinde Kuh. Die Neger von Lima sind geborene Musiker; die Negerinnen singen richtig und mit Geschmack. Sie ziehen aber besonders Liebeslieder vor. Die Sclaven sind sehr glücklich in Lima. Sie befinden sich in großer Anzahl in jedem Hause und haben fast gar nichts zu thun; die Sclaven stehen während der Mahlzeiten hinter ihren Gebieterinnen, und die Sclavinnen nähen. Die Art, wie die Spanier ihre Sclaven behandeln, macht ihrem Charakter alle Ehre und contrastirt sehr mit der, in welcher die Portugiesen mit den ihrigen umgehen. Ich habe bei meinem Aufenthalte in Peru und Buenos Ayres nie einen Sclaven strafen sehen, während ich in Rio Janeiro und in ganz Brasilien den Rücken der Sclaven um der geringfügigsten Versehen wegen mit Peitschenhieben zerreißen sah.

Wenn die Familie Abends zu Hause bleibt, um Besuche zu empfangen, so hält sie eine Sitzung gerade so wie Vormittags bei einer einzigen Kerze in einem sehr großen Saale. Karten, Schach und Musik, welche wenig Bewegung erfordern, sind die gewöhnlichsten Vergnügungen in Lima; damit verbindet man das Schauspiel der Stiergefechte, weil man ganz ruhig dabei in dem Circus sitzen kann. Der Circus (circo de toros) liegt in der Mitte der Alamedo und halben Weges von der Stadt und den Bädern. In der Mitte desselben in geringer Entfernung von einander stehen starke Pfähle, die zum Schutze der Kämpfenden gegen die Wuth der Thiere bestimmt sind. Der Kampfplatz ist von Lehmmauern umgeben, innerhalb welcher Logen und Bänke für die verschiedenen Classen der Zuschauer angebracht sind, deren Zahl sich auf 10,000 belaufen kann. Zur Zeit der Eroberung des Landes rivalisirten diese blutigen Spiele in Lima mit denen in Sevilla, welche doch so berühmt sind. Sie waren von San Martin 1822, wie vorher in Buenos Ayres, Rio Janeiro und in Chili abgeschafft worden, wurden aber bei der Anwesenheit Bolivars, der sie leidenschaftlich liebte, wieder hergestellt oder doch mit Glanz von neuem gehalten.

Die Limaner sind zu jeder nützlichen Beschäftigung unfähig. So lange sie ihre Cigarre rauchen können, scheinen alle ihre Wünsche befriedigt zu seyn; trifft sie ein Unglück, so überlassen sie sich der Verzweiflung und allen Schrecken der Armuth, da es ihnen eben so an der nöthigen Kraft zur Abwehr des Schlages als an der Seelenstärke fehlt, die zur Ertragung gehört. Es ist fast unglaublich, daß es bei einer so beträchtlichen Bevölkerung und bei einem so ansehnlichen Handel wie der von Lima ist, in Lima selbst und in Callao nicht mehr als zwei oder drei peruanische Magazine giebt. Der ganze Handel ist in den Händen von Ausländern. Begegnet man in den Straßen von Lima einem langen bleichen Gesichte in einem langen Rocke, eine Papiercigarre in dem Munde und einen kleinen Hut auf dem Kopfe, so kann man darauf rechnen, daß es ein Limaner ist. Im Hause legen sie den Rock ab, den sie in der Stadt im Winter wie im Sommer tragen. Sie haben die alte Mode beibehalten: die gestickten Fracks und die seidenen Strümpfe nebst dem großen Stocke mit goldenem Knopfe.

Der Mangel an physischer und geistiger Energie muß zwei Ursachen zugeschrieben werden, dem Mangel an Bildung und dem Clima. Viele Peruaner, die in Europa erzogen worden sind, zeigten so viele Fähigkeit, als die civilisirtesten Männer, und viele Geistliche, die im Auslande studirten, entwickeln große Thätigkeit und vielen Eifer. Die Politik Spaniens widersetzte sich immer der Verbreitung der Aufklärung unter den Laien in Südamerika, aber dieser Geist des Obscurantismus mußte in Peru größere Wirkung haben als anderswo, weil er von dem Clima unterstützt wurde, nicht weil übermäßige Wärme das System schwächt und den Körper entnervt, denn der Thermometer steigt selten über 82° Fahrh., sondern es liegt in der Atmosphäre eine schwächende Kraft, welche in allen Jahreszeiten dieselbe ist und der Natur ihre Energie nimmt.

Die Einwohner von Lima bestehen aus drei Menschenclassen, den Weißen, den Mestizen, und den Schwarzen und Mulatten. Die Weißen sind die directen Nachkommen der ersten Eroberer des Landes und dieser Classe gehören die reichsten und angesehensten Familien Limas an; die spanischen Einwanderer setzen die Weißen unter sich, und selbst die in Amerika von spanischen Eltern geborrnen Kinder werden von ihnen behandelt, als hätten sie ihren Rang in der Gesellschaft verloren. Die Mestizen sind Handelsleute, Fabrikanten und Arbeiter. Man bezeichnet sie mit dem allgemeinen Namen comerciantes und artesanos. Sie sind höflich und fleißig und bilden den nützlichsten wie den zahlreichsten Theil der Bevölkerung. Sie sind besonders Schneider, Schuhmacher, Goldschmiede, Cigarren- und Chocolatefabrikanten. Die Schwarzen und Mulatten sind Sclaven und verrichten die beschwerlichsten Arbeiten, wie das Lasten- und Wassertragen. Afrikanische Sclaven trifft man in Lima selten und sie sind daselbst sehr theuer. Die Mulatten sind sehr schöne Leute, stark, aber nicht eben arbeitsam, weil sie ihren Lebensunterhalt mit geringer Mühe verdienen können. Sie stehen in dem Rufe, große Spitzbuben zu seyn, und halten sich besonders in den Schenken (chinganas) auf, wo sie sich den lärmendsten Vergnügungen überlassen. Als gute Musiker spielen sie auf der Guitarre und einer Art Trommel; auch führen sie bisweilen die obscönsten Tänze auf, denen ich Damen beiwohnen sah, welche für höchst anständig galten.

Spuren von den Ureinwohnern findet man in einer Entfernung von etwa drei Stunden von der Hauptstadt in dem Flecken Chorillo, der meistens von indianischen Fischern bewohnt wird, die von Fischen, Mais und Zuckerrohr leben. Die Männer tragen den Poncho und die Frauen einen Rock und Shawl von Llamawolle; sie sind über alle Beschreibung ekelhaft und schmuzig und haben kleine Augen, eine große und platte Nase, vorspringende Backenknochen, schwarzes grobes Haar und eine kupferige Hautfarbe. Soll man glauben, daß die durch ihre Schönheit so berühmten Sonnenjungfrauen derselben Race angehörten, oder nicht vielmehr eine poetische Uebertreibung in dem annehmen, was man von dieser Schönheit gesagt hat?

Trotz der Revolution, welche selbst in Bezug auf die Religion in den Gemüthern große Veränderungen hervorgebracht hat, sind die Einwohner von Lima mehr als alle andern Amerikaner unter der Herrschaft des Aberglaubens geblieben. Viele von ihnen lassen sich noch gänzlich von den Priestern leiten, die meistens Männer von nicht eben streng moralischem Wandel sind. Die Stadt hat einen sprichwörtlichen Ruhm von der Ausschweifung ihrer Bewohner. Sie wurde der Himmel der Frauen, das Fegefeuer der Ehemänner und die Hölle der Esel genannt. Fast alle Reisenden haben die Limanerinnen der tiefsten Verdorbenheit oder doch wenigstens der keckesten Koketterie beschuldigt. Viele von ihnen gründeten ihren Tadel auf leider unwiderlegliche Beweise; finden aber nicht die Damen, wenn man annimmt, daß das, was man von ihren Gewissensräthen sagt, welche die Vertrauten aller ihrer Gedanken und die Bewahrer aller Familiengeheimnisse sind, nicht sehr übertrieben worden ist, in ihrer Unwissenheit und in dem Herkommen, das die Zulassung eines so einfluß-

reichen Mannes als der Beichtvater ist, in die Familie, eine hinreichende Rechtfertigung? Die Anklagen gelten besonders der regelmäßigen Geistlichkeit, und den Mönchen, denn unter den Weltgeistlichen findet man viele aufgeklärte Männer, deren Frömmigkeit und tadelloses Leben als Muster aufgestellt werden können.

Die Limaner sind außerordentlich prachtliebend und lieben alles, was glänzt; der wesentliche Pomp des katholischen Cultus begünstigt diesen eigenthümlichen Geschmack, und bei den zahlreichen Gelegenheiten, wann die Heiligen der verschiedenen Kirchen am Tage ihres Festes einander besuchen, sind die Straßen voll von Volk und die Balcons mit Zuschauern gefüllt. Ich sah wahre Blumenregen aus allen Fenstern auf den Heiligen fallen, ich sah das Volk um diese geweihten Blumen sich schlagen und dieselben als Reliquien aufbewahren. Eben so ist es, wenn man einem Kranken die letzte Oelung giebt. Steht die Person in hohem Range, so bringt man ihr das Viaticum in einem vierspännigen reichen Wagen, dem eine Prozession zu Fuße mit Kerzen und Fackeln, begleitet von Soldaten zur Aufrechterhaltung der Ordnung, folgt. Nicht geringern Luxus entwickelt man bei den Begräbnissen reicher Leute; soll ich aber erwähnen, daß sich von dem Gottesacker fortwährend pestilenzialische Ausdünstungen erheben, weil man die Leichen kaum mit Erde bedeckt? Es giebt noch einen andern ekelhaften Gebrauch, der besonders unter den niedern Classen herrscht, nämlich ihre todten Kinder an irgend eine Kirche zu legen, wahrscheinlich um die Begräbnißkosten zu ersparen. Hier bleiben sie liegen, bis ein Leichenwagen sie mitnimmt, der nach einander an alle Kirchen fährt; da man keine Nachforschung weder über die Eltern, noch über die Ursache des Todes anstellt, so läßt sich wohl fürchten, daß in einer so unmoralischen Stadt wie Lima der Kindermord sehr häufig vorkommt. Schon in Arequipa war mir das ewige Glockengeläute lästig geworden; in Lima ist es aber etwas anderes, es ist so betäubend als es bei besserer Ordnung harmonisch seyn könnte, denn die Glocken enthalten viel Silber. Der erste Minister San Martins hatte Maßregeln ergriffen, um dem Mißbrauche dieses Läutens Einhalt zu thun, aber seine Verordnungen galten nicht länger als seine Autorität, weil man sie für gotteslästerlich hielt.

Das Clima von Lima ist eines des besten in der Welt. Die Sonnengluth im Sommer wird durch die Wolken gemäßigt, welche fortwährend über der Stadt schweben, wenn man sie auch wegen der Höhe der Berge nicht sieht. Während der Wintermonate, vom April oder Mai bis zum November, herrschen feuchte Nebel (garuas), welche in den andern Jahreszeiten sich bei dem Mondeswechsel zeigen. Diese Nebel kommen mit dem Morgenwinde, der aus Westen weht, und werden im Sommer zu Mittage durch die Sonnenhitze zerstreut, durch einen Landwind aus SW. aber zurückgebracht. In den Wintermonaten ist die Sonne oft mehrere Tage hinter einander verhüllt. Eine merkwürdige Erscheinung ist die, daß in der benachbarten Sierra heftige Regengüsse unter starken Donnerschlägen fallen, während die feuchten Nebel das Thal des Rimac fortwährend befeuchten. Diese Eigenthümlichkeit des Climas charakterisirt blos die Theile Niederperus, in welchen die Cordillere sich dem Oceane, Bolivia und einem Theile von Chili nähert, denn weiter nach Norden, in Guayaquil, wo die Entfernung zwischen den Bergen und dem Meere bedeutend ist, sind die Regengüsse häufig und sehr stark, die Nebel dagegen sehr selten. In Folge dieser Seltsamkeit findet sich in dem Rimacthale überall eine große Menge angenehmer und nützlicher Bäume und Pflanzen, wie mich ein Ausflug von einigen Meilen in die Umgegend der Stadt überzeugte. Ermüdet von einer langen Wanderung, kehrte ich bei einem Gutsbesitzer ein, dessen Tracht ich nebst der einiger andern Personen aus der Umgegend von Lima abgebildet habe. (Taf. 49. Abbild.) Nachdem ich mich bei ihm ausgeruht und erquickt hatte, mußte ich für seine Gefälligkeit dadurch dankbar seyn, daß ich ihm in seinen Obst- und Blumengarten folgte, die beide reich an tausend Erzeugnissen des Bodens waren; ich hätte in seinen Alleen und an seinen Beeten einen vollständigen Cursus der peruanischen Botanik machen können. „Der Zucker, der Reis, der Tabak, die süßen Kartoffeln (batatas oder camotes), der Cacao wachsen, erzählte er mir, an den warmen Stellen. Den Weinstock und die Quinoa pflanzt man an kühlere Stellen, und die papa amarilla (gelbe Kartoffel) gedeiht sehr gut in der Sierra, ungefähr 30 Stunden von unserer Hauptstadt, weil sie hochliegende Orte liebt. Wir haben bis jetzt drei Arten vortrefflichen Mais. Sie sahen in unsern Ebenen viel alfalfa (Luzerne), yuca (Manioc) und frijoles (Bohnen), welche besonders den armen Classen zur Nahrung dienen. Wir bauen auch viele tomates (Liebesäpfel) und Oliven, aber das Oel, das man davon erhält, ist nicht so gut als das französische und italienische. Wir haben nur wenige Aepfel und Birnen; verschiedene Arten Pfirsichen, Aprikosen, sehr große Quitten, Feigen, Granatäpfel, verschiedene Arten Melonen und Wassermelonen (sandias), die groß und wohlschmeckend sind; Sie sehen hier den vicuri (die Banane), den Brodbaum (musa paradisiaca), den man 1769 von Taiti zu uns gebracht hat, die lucuma, deren Frucht so groß ist wie eine Apfelsine, die palta (laurus persia), einen großen schönen Baum, und eine Menge andere; aber die bemerkenswertheste unserer tropischen Früchte, süß und säuerlich zu gleicher Zeit, ist die unserer chirimoya, welche die Gestalt eines Herzens hat und hier bis drei Pfund schwer wird; in den Wäldern von Huanuco aber findet man solche Früchte von 15, 20 und noch mehr Pfunden. Sie wissen, daß unsere Damen die Blumen leidenschaftlich lieben und dieselben sehr theuer bezahlen; auch haben Sie dergleichen von allen Arten auf den Terrassen der Häuser gesehen, wo man sie gern zieht. Sie haben bemerkt, daß die meisten unserer einheimischen Blumen gelb sind, während die in den Bergen weiß aussehen, was Veranlassung zu dem Sprichworte gegeben hat: Oro en la costa, plata en la sierra (Gold an der Küste, Silber in dem Gebirge). Da steht der floripodio (datura), dessen Blüten den Duft der Lilie haben, aber Kopfweh verursachen; der suche mit seinen glockenförmigen Blüten, und die aroma (Akazie), welche ihren Namen wohl durch den Geruch verdient..." Aber ich mußte nach der Stadt zurückkehren und der gefälligen Geschwätzigkeit des peruanischen Botanikers ein Ende machen.

Lima ist frei von der entsetzlichen Geißel der Stürme, dagegen aber der noch furchtbarern Erscheinung der Erdbeben ausgesetzt. Man erfährt alle Jahre Erschütterungen zur Zeit, wann die Nebel verschwinden, um der Sommerwärme Platz zu machen. Gewöhnlich treten sie zwei oder drei Stunden nach Sonnenuntergange oder kurz vor Sonnenaufgange ein und ihre Richtung ist von S. nach N. Besonders viel litt man von den Erdbeben zu Ende des 16. bis zu Anfange des 19. Jahrhunderts (von 1586 bis 1806). Das von 1678 machte sich besonders in der Umgegend von Lima und an der ganzen Küstenlinie fühlbar. Der Roggen, der Mais und die andern Getreidearten wurden vollständig vernichtet und einige Jahre darnach erzeugte die Erde nichts. Caldcleugh erklärt diese Erscheinung durch den Einfluß, den die Erdbeben auf die Wasserströmungen und die Quellen haben, die sie austrocknen oder denen sie eine andere Richtung geben, so daß die Orte, die vorher durch die Fruchtbarkeit bekannt waren, unfruchtbar, andere dagegen, deren Unfruchtbarkeit nicht zu verbessern schien, fruchtbar machen. Auf die großen Erdbeben von 1687 und 1746 folgte Regen, und nach der heftigen Erschütterung von 1806 wurden die Straßen Limas mehrere Tage lang überschwemmt.

Die Wechselfieber, welche in Lima tercianas heißen, sind in den Monaten März und April, wie im Anfange des Herbstes häufig, sonst aber ist Lima keinen Epidemien ausgesetzt. Die Personen, welche bis zum funfzigsten Jahre kommen, erreichen gewöhnlich dann das achtzigste und ein noch höheres, weshalb man Lima das Paradies der Greise nennt, obgleich die Katarrhe, Asthmas und andere Lungenleiden häufig sind.

(Cuzco.) Die Zeit war nun gekommen, Lima zu verlassen und nach Norden zu, nach Trujillo weiter zu reisen, leider aber that es mir, die innern Provinzen, Cuzco, Ayacucho und Junin, die in N. von Puno und an Lima hin, östlich von der östlichen Cordillere liegen, ohne sie zu sehen, hinter mir lassen zu müssen. Ich konnte jedoch nicht zum dritten oder vierten Male diese fürchterliche Schranke übersteigen

gen, da ich noch so vielerlei in diesem Amerika zu sehen hatte, das ich ganz durchwandern wollte. Don Alonso, der diese Provinzen genau kannte, hatte die Gefälligkeit, mir davon eine Beschreibung zu geben, deren wichtigste Thatsachen ich hier mittheile. Cuzco liegt auf einem sehr unebenen Boden, inmitten einer weiten und fruchtbaren Ebene, die von dem kleinen Guatanai bewässert wird, welcher aber bis auf drei Monate im Jahre gewöhnlich ausgetrocknet ist. Nach der Sage wurde die Stadt 1043 von Manco Capac, dem ersten der Incas selbst, gegründet und von ihm in die Ober- und Unterstadt eingetheilt. Ihr Name bedeutet Mittelpunkt, und man setzt hinzu, sie sey der einzige Ort in den ursprünglichen Besitzungen der Incas gewesen, welcher das Aussehen einer Stadt gehabt habe. „Durchstreift man sie, sagte Don Alonso, so wird man durch die Grosartigkeit und Pracht der Gebäude und den schmähligen Verfall überrascht und betrübt. Die Festung und der Tempel der Sonne, dieses Capitol und Colosseum des peruanischen Roms, erfüllten besonders mit Bewunderung die Spanier, als 1534 Pizarro sich der Stadt bemächtigte. Mehrere Theile der Mauern der mächtigen Feste auf einem hohen Berge, nicht weit in N. von der Stadt, sind noch vollkommen wohl erhalten. Sie sind von ungeheuern vieleckigen Steinen von verschiedener Größe aufgeführt, welche man ohne Mörtel, aber so fest in einander fügte, daß man keine Nadel dazwischen stecken kann. Man fragt sich, durch welche mechanischen Mittel die Peruaner diese wahrhaft cyclopischen Massen transportiren, heben und mit solcher Genauigkeit aufeinander legen konnten. Was den Sonnentempel betrifft, so sieht man davon nur noch einige Mauern, auf denen man ein Dominikanerkloster erbaut hat. Der Hochaltar steht an derselben Stelle, wo sich das goldene Bild des peruanischen Baals erhob; die Mönche befinden sich in den Zellen, welche die Sonnenjungfrauen bewohnten, und Getreide- und Luzernefelder haben die Stelle der königl. Gärten und der Menagerien eingenommen, die sonst von den phantastischen Bildern, von Büschen und riesigen Blumen in massivem Gold und Silber geziert waren. Außer den Ueberresten vieler alter Häuser, welche wegen ihrer Dauerhaftigkeit, ihrer Masse, und der Trefflichkeit ihrer Arbeit von der Zeit geschont wurden, sah ich auch die Ruinen einer großen von den Incas angelegten Straße, welche bis nach Lima führte, so wie die Spuren einiger unterirdischen Gänge, welche von dem Palaste der Incas nach der Feste führten; alle diese Gebäude geben der Stadt ein alterthümliches und romantisches Aussehen, welches ein Gefühl von Ehrfurcht einflößt. Aber man empfindet auch ein tiefes Herzleid bei dem Gedanken, daß so viele Denkmäler der Kunst, Werke der Kinder der Sonne, durch den Vandalismus der Europäer zerstört werden konnten, welche kaltblütig die Denkmäler ihrer Tyrannei an die Stelle derselben setzten. So sieht man nicht weit von dem Tempel die Stelle, wo die Spanier das quartel oder verschanzte Lager anlegten, in welches sie sich flüchteten, als sie von der Ueberzahl überwunden waren, und eine Belagerung aushielten. Die Mönche erzählen, eines Tages hätten die Peruaner Feuer an die Befestigungen gelegt, im Augenblicke aber, als die Belagerten daran waren, in den Flammen umzukommen, senkte sich die Jungfrau Maria auf einer Wolke herab, löschte das Feuer aus und gab den Sieg den Verbreitern des heiligen katholischen Glaubens. Die in der Nähe erbaute Kathedrale, welche noch in ihrem ganzen Glanze besteht, enthält eine zum Andenken dieses Wunders der Nuestra Señora del Triunfo gewidmete Kapelle. Unter den neuen Gebäuden in Cuzco müssen die Klöster des heil. Augustin und la Merced erwähnt werden, welche prachtvoll sind. Cuzco gilt immer für die zweite Stadt in Peru und sie hatte nach Miller im Jahre 1825 über 40,000 Einw., die noch immer die Erinnerung an feierliche Feste bewahren, welche von den Spaniern wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Cultus der alten Incas verboten wurden. Ich sah sie fast alle Tage den Prozessionen unter grotesken Anzügen mit maskirtem Gesichte und einer Reihe Straußenfedern auf dem Kopfe folgen. Ihre Instrumente sind Flöten, Tambourins, Trommeln, Hörner und eine Art Schalmei; die höchst traurige Melodie ihrer Tänze verbreitet über ihr ganzes Aeußere ein gewisses Aussehen von Elend und Leiden.

„Zwanzig Stunden jenseits Cuzco nach O. zu werden Sie nur unüberwindliche und unüberwundene Volksstämme finden, welche dem Fremden nicht erlauben, in ihr Land einzudringen. Ich werde Sie also sogleich nach Guamanga (Depart. Ayacucho) führen, wo sich ein Bischofssitz, eine Universität befindet, ungefähr in der Mitte der Entfernung von Lima nach Cuzco. Die Stadt hat auch eine schöne Kathedrale und fast 26,000 Einw. Wenden wir uns von da nach NO., so gelangen wir in das Dorf Ayacucho, welches auf immer durch die unsterbliche Schlacht berühmt seyn wird, deren Schauplatz es war. Dieser Kampf fand 1824 d. 9. Decbr. auf einer fast vierseitigen Ebene statt, die ungefähr eine Stunde im Umfange hat und zur Rechten und Linken von tiefen Schluchten und hohen Bergen begrenzt ist, welche alle Theile des Dorfes beherrschen. Die Royalisten hatten die Höhen dieses Defilés besetzt, das uns höchst verderblich werden konnte, wenn wir nicht gesiegt hätten. Die Schlacht begann gegen 9 Uhr früh. Die Vortheile des Sieges von Junin am 6. August desselben Jahres mußten gesichert werden. „Von den Anstrengungen an diesem Tage,“ rief unser tapferer General Sucre, „hängt das Schicksal Südamerikas ab. Soldaten, fuhr er fort, indem er der Armee die feindlichen Colonnen zeigte, welche von den Bergen herunterkamen, ein zweiter Tag des Ruhmes wird unsere Ausdauer krönen..“ Und später rief der tapfere Oberst der Cavalerie, Cordova: „Vorwärts im Siegerschritt!“ Der Sieg krönte so viel Heldenmuth. Ehe der Tag zu Ende ging, capitulirte der Chef der Royalisten unter dem Zelte Sucres, und das Resultat des Sieges war die Unterwerfung aller Städte, welche noch widerstanden, und der Anschluß aller Städte des Südens, welche noch zögerten, während die des Nordens sich der Sache der Freiheit schon angenommen hatten.

„Die andern Orte des Depart. Ayacucho, unter denen man Huancacucho, in geringer Entfernung in SW. von Ayacucho, besonders erwähnt, verdanken ihre Wichtigkeit hauptsächlich der Rolle, die sie in der Revolution gespielt haben; dasselbe läßt sich von den Städten des Dep. Junin in N. von dem letztern sagen, das in seiner ganzen Ausdehnung uns Bergen und Thälern zwischen unserm dreifachen Bollwerke bestellt, an dessen östlicher Seite sich die unermeßlichen Pampas del Sacramento hinziehen. Diese Pampas werden von zahlreichen Flüssen durchströmt und von einer Menge Indianerstämmen bewohnt, welche noch nicht genau beobachtet oder auch gänzlich unbekannt sind. Sie reisen aber nach unsern nördlichen Provinzen und es kommt Andern zu, Ihnen als Führer zu dienen, denn ich habe sie noch nicht besucht. Vaya V. con dios!“ setzte er zum zweitenmale hinzu, indem er mir die Hand drückte, „denn ich fürchte, Sie nicht wiederzusehen.“ Dieses Gespräch fand den Tag vor meiner Abreise nach Trujillo statt, worauf ich den andern Tag mit Sonnenaufgange aufbrach.

Von Lima nach Trujillo sind 118 bis 130 Stunden. Der erste Posten von einiger Bedeutung, auf den man da trifft, ist Chancay, 12 St. von Lima. Sobald man die unmittelbare Nähe der Hauptstadt hinter sich hat, ist der Weg auf steilen Bergen kaum gebahnt und man muß fürchten, hinab ins Meer zu stürzen; aber das Auge erfreut sich dann an dem Anblicke des fruchtbaren Thales Chancay, dem bald die Sandhügel folgen, welche zu zwei ärmlichen Indianerhütten führen, welche los Pescadores (die Fischer) heißen, wo im Freiheitskriege funfzig Patrioten 200 Royalisten anzugreifen wagten; sie kamen sämmtlich um, bis auf drei, welche die sogenannte Medaille los vencidos en Pescadores (der Besiegten von Pescadores) erhielten. Von Pescadores kommt man nach Loma, einer Art Weideplatz, der von den Nebeln der Berge unterhalten wird und wohin die Indianer ihre Heerden von großem und kleinem Vieh treiben. Huacho ist eine sehr schmuzige Stadt nur von armen Indianern, meist Fischern, bewohnt und dadurch berühmt, daß sie einmal das Hauptquartier San Martins war. Das Thal, welches Huacho von Huaura, der nächsten Post, trennt, ist lachend, fruchtbar und gut bewässert. Diese Stadt ist vollkommen wohl gebaut, hat eine schöne Aussicht auf die Bai von Salinas. Bis ungefähr eine Stunde weiter ist das Land angenehm,

dann aber beginnen die pampas sin agua (wasserlosen Ebenen) wieder, welche bis nach Supe führen, einer Stadt, die etwa eben so wenig angenehm ist als Huacho, und nach Barranca, bei welcher man über den gleichnamigen Fluß gehen muß. Dieser Fluß ist in der Regenzeit sehr reißend und auch in der trockenen Jahreszeit für die Pferde sehr beschwerlich. Dann kommt man nach Pativilca, wo das Dep. Lima endigt und Trujillo anfängt. Bald nachher trifft man auf Ruinen der alten Indianer, Festungen genannt, deren eine auf der Spitze eines über die Wogen hängenden Felsens liegt, eines wahren trapezischen Felsens, von welchem man zur Zeit der Incas die zum Tode verurtheilten Verbrecher hinunterstürzte. Von da an geht der Weg durch eine schreckliche Wüste, wo man nichts als todte Maulthiere findet, welche vor Ermattung auf den beweglichen Sandhügeln umkamen. Die Sonne brannte und wir folgten noch immer dem Meere, wo die Luft minder schwer und der Sand minder tief ist. Welche Reise! Wir hörten nur das Geschrei der Seevögel, das Pfeifen der Seekälber und das Tosen der Brandung bis nach Guarmay. Vier Stunde von da kommt man durch las Culebras, dem einzigen Orte auf dem Wege, wo man auf festem Boden geht. Darauf gelangten wir nach Cosna, wo wir in einem schmuzigen Wirthshause nur Spieler und zankende Betrunkene sahen, die sich wenig um ihr schönes Thal kümmerten, welches durch seine Baumwolle berühmt ist. Zehn Stunden im Sande führen von Casma nach Nereña, wo wir an einem Sonntage ankamen. Alle waren in Festkleidern und die meisten Männer vergnügten sich mit Hahnenkämpfen, welche in ganz Südamerika beliebt sind. Die Gegend ist sandig und hügelig bis Santa. Wir trafen auf mehrere Reste von indianischen Städten und besonders zwei nebeneinander laufende Straßen, welche in gerader Linie über eine Stunde weit gehen, nebst Ruinen von Häusern, die zum Theil unter Sand begraben liegen. Die abgestorbenen Baumstämme, welche man in der Ebene trifft, wo diese Städte lagen, beweisen, daß sie fruchtbar war. Bei Santa liegen andere Ruinen derselben Art, aber von noch größerm Umfange. Am Eingange des Thales traf ich eine huaca oder guaca, einen Erdhügel, bisweilen umgeben von Erdmauern, wie man deren in Peru viele findet und die man für Gräber hält. Santa ist eine ansehnliche Stadt und in einer fruchtbaren Ebene gelegen. Sie besitzt einen trefflichen Hafen, der oft von Schiffen von Lima besucht wird, die hier Reis und Zucker holen. Schweine und anderes Vieh findet sich da in Menge. Santa liegt an der Mündung eines gleichnamigen Flusses, der bei der Anschwellung schwer zu passiren ist, weil er dann tief und reißend wird; gefährlich aber ist er in jeder Jahreszeit wegen der Löcher, welche Drohen bilden. Deshalb stehen immer Indianer zu Pferde zur Unterstützung der Reisenden bereit. Für jeden Passagier gehören gewöhnlich zwei solcher Führer; einer reitet voraus, um Bahn in der Fluth zu machen, und der andere hält das Pferd des Reisenden, wenn er sieht, daß er vom Strome fortgerissen wird. Am entgegengesetzten Ufer steht eine Hacienda, wo man Pferde und Lebensmittel findet. Unmittelbar nachher gelangt man in eine dürre Wüste, wo die Felsen von Salz inkrustirt sind; dann kommt man nach Viru, das nichts Merkwürdiges hat, und nach Mocha, das sehr groß, aber verfallen ist, und eine große Kirche hat. Von diesem letztern Orte nach Trujillo geht der Weg durch ein wohl bebautes Land, wo schöne dichte Hecken den Blick auf die von ihnen eingeschlossenen Felder hindern.

{ Trujillo. } Trujillo, der Hauptort des gleichnamigen Bezirks, zwei Stunden vom Meere in dem großen und reichen Thale Chimu am Fuße der Anden, kann ein Lima im Kleinen genannt werden. Wie Lima ist es von einer ungefähr 12 F. hohen Lehmmauer umgeben, welche eine Reihe von Bastionen und Courtinen bildet. Die Stadt kann anderthalbe Stunde im Umfange haben und enthält 9 bis 10,000 Einw. Die Straßen sind breit und rechtwinkelig und haben einen plaza mayor in der Mitte. Wenige Häuser haben mehr als eine Etage und zwar wegen der Erdbeben. Die vorzüglichsten sind so ziemlich wie in Lima gebaut und meublirt. Sie hat eine alameda oder Promenade, die einen Theil der Straße nach Huanchaco ausmacht. Außer der Kathedrale besitzt sie mehrere Pfaar- und Klosterkirchen. Die Damen kleiden sich und leben ganz so wie in der Hauptstadt. Man findet in Trujillo in Ueberfluß alles, was zum Leben gehört, das, in Vergleich mit Lima, nicht theuer ist. Ob es gleich nur vier Grad vom Aequator liegt, ist die Temperatur doch besser und man ist daselbst den Fiebern weniger ausgesetzt, ohne Zweifel, weil der Luftzug freier ist. Trujillo treibt einen bedeutenden Handel mit der Hauptstadt, Guayaquil und Panama. Es schickt nach Lima die Erzeugnisse seines Bodens, Baumwolle, Reis, Talg und grobe Zeuge, welche in der Nähe verfertigt werden und zur Bekleidung der Indianer dienen. Man versendet auch von Trujillo Gold und Silber aus den Bergwerken, welche die Stadt in geringer Entfernung von der Cordillere besitzt. Die Rücksendungen bestehen besonders in englischen Waaren.

Huanchaco, der Hafen von Trujillo, ist nur eine Art offener Rhede und die Stadt selbst ein Haufen elender indianischer Hütten von vier Pfählen, deren Zwischenräume mit Rohr ausgeflochten werden und die ein Dach von gleichen Stoffen tragen. Die Straßen sind so eng, daß kaum zwei Pferde neben einander darin gehen können. Die einzigen Gebäude, welche man Häuser nennen kann, sind ein Zollhaus und zwei oder drei andere Gebäude, die nach dem Ufer sehen. Wegen der ungeheuern Brandung ist eine Landung in Huanchaco sehr schwierig. Selten wagen die Schaluppen anzulegen. Wenn man an das Land gehen will, muß man sich an die Leute der Küste wenden; die Landung geschieht durch Mittel, welche von ihrer Seite eben so viel Gewandtheit und Muth, als Kraft und Geistesgegenwart voraussetzen. Die Indianer verwenden zum Fischfange und zu ihren Verbindungen mit den Schiffen nur Balsas statt der Böte und Barken.

Der Bezirk Trujillo scheint unter den Incas sehr volkreich gewesen zu seyn, denn das Land ist voll von indianischen Ruinen. Zu den merkwürdigsten derselben gehören auf demselben Wege von Trujillo und Huanchaco die einer großen Stadt, des großen Chimu, deren Unabhängigkeit, wie man sagt, lange von den Häuptlingen gegen die Incas vertheidigt wurde. Mehrere Gebäude sind noch recht wohl erhalten und man sieht daselbst auch die Ueberreste großer huacas. Zu verschiedenen Zeiten nahmen die Spanier aus diesen huacas bedeutende Schätze, was sie veranlaßte, die Indianer dieses Thales, denen sie die Kenntniß derselben verdankten, von allem Tribute frei zu lassen. Die huacas sind tumuli, welche gewöhnlichen Hügeln gleichen, unter denen man aber kleine Höhlen und darin Massen von Gold und Silber, Skelette, irdene Gefäße von verschiedener Gestalt und viele andere Dinge fand.

Das Interesse meiner Küstenreise in Peru hört bei Trujillo auf, denn jenseits längs der dürren Sandküste konnte nichts mehr meine Neugierde reizen; Trujillo selbst gewährte mir nur noch einige farblose Reize. Ich wurde es überdrüssig, bei jedem Schritte nur Indianer und Mestizen zu finden, die alle gleich gekleidet waren. (Taf. 49. Abbild.) Guayaquil und seine Umgegend hatte ich bereits gesehen; die Caucas interessirten mich nicht. Es war mir an der ganzen zwischen den Fluten des großen Oceans und dem ewigen Schnee der Cordillere zusammengedrängten Küste zu eng. Lieber hätte ich mich wieder nach O. gewendet, wenn ich eine günstige Gelegenheit gefunden; da ich sie aber nicht fand, mußte ich mich mit den Nachweisungen begnügen, die ich aus der Erzählung des englischen Lieutenants Maw und seines Landsmannes Hinde schöpfte. Diese beiden Engländer unternahmen es 1827, sich zu überzeugen, ob, wie man ihnen zu verstehen gegeben, eine Straße durch Peru bis an den Amazonenstrom passirbar sey; sie wollten so dem englischen Küstenhandel genauere Kunde von den noch wenig bekannten innern Provinzen geben. Hier ein Auszug aus ihrer Reise.

Sie brachen am 10. Decbr. 1827 auf. Von Trujillo an geht der Weg über mehrere Bergketten, welche die Basis der Cordillere bilden, und steigt endlich auf das hohe Plateau Caxamarca hinauf; die drei Thäler Chimu, Chicama und Viru bilden nur eines, dessen Boden sehr fruchtbar ist wegen des Flusses, der dasselbe bewässert. Die Producte Chicamas, sechs Stunden von Trujillo, und Cascas' versehen die Märkte des Haupt-

ortes. In Contusama wechselt alles, Temperatur, Boden und Producte; man sieht nur Gras, Gebüsche, Rebhühner und einige Condore. Die geneigten Ziegeldächer zeigen an, daß man sich der Regengegend nähert. Von da kommt man in das tiefe und fruchtbare Thal der Magdalena hinunter, dessen Clima aber warm und ungesund ist, worauf man mühsam die erste Cordillere zu ersteigen beginnt, bis man endlich vor sich das Thal und die Stadt Caxamarca sieht, deren Hecken und Baumreihen, Glockenthürme, Kuppeln und Ziegeldächer einer europäischen Landschaft gleichen. Caxamarca besaß sonst einen Palast der Incas, von dem nur noch einige Steine übrig sind. Die Stadt kann 7000 Einw. haben, und eine Stunde östlich befinden sich die berühmten Incasbäder, von wo der unglückliche Atahualpa auf einem massiv goldenen Throne den Spaniern Pizarros entgegengetragen wurde. Die Reisenden finden auch auf dem Gute la Lagunilla, 5 Stunden von Caxamarca, die Ueberreste einer Indianerstadt, welche man Tambo del Inca nennt, und die auf cyclopische Art gebaut ist. In den Trümmern aller dieser Gebäude findet man nichts von der Eleganz und Zierlichkeit der alten Griechen und Römer, sondern wie bei den Aegyptern eine massive Großartigkeit, welche die Phantasie in Erstaunen setzt, indem sie ein civilisirtes Volk mitten in Amerika zu einer Zeit verräth, als Europa in der tiefsten Rohheit versunken war. Bald gehen die Reisenden über die zweite Cordillere. Nahe am Gipfel sehen sie von der Seite der Gebirge die zahllosen Ströme herunterkommen, welche den westlichsten Arm des Amazonenflusses bilden sollen, und erblicken zum erstenmale diesen König der amerikanischen Flüsse. Die Schwierigkeiten des Weges werden indeß immer zahlreicher. Man muß die dritte, steilere Cordillere hinauf und von ihr wieder herunter steigen. Man bleibt lange in den Wolken verloren; unter den Reisenden breitet sich ein Waldgürtel aus, über welchem die Wolken schweben. Sie gelangen zu einem Stufenwege, wo die Maulthiere mehr gleiten als gehen, und der zu einem reichen Thale führt; dann steigen sie nochmals eine mit Wald bekleidete Kette in nordöstlicher Richtung hinan und erreichen die Stadt Chachapoyas, den Hauptort der gleichnamigen Provinz, die reich ist an Wein, Indigo, Getreide, Mais, Cacao, Zucker, Kartoffeln, Cochenille, China, Baumwolle und Vieh aller Arten. Den 24. December reisen sie nach Moyobamba ab und kommen Abends in dem Dorfe Tulea an, der letzten bewohnten Station vor der Ankunft in der Montaña, die sich östlich bis an die Ufer des Amazonenflusses erstreckt. Den 27. kommen sie in die Wälder, wo ihre Augen eine üppige Menge von Bäumen und Blüten erblicken, von der kein menschlicher Ausdruck eine Vorstellung geben kann. Die Wege waren so uneben und so steil, daß sie sich oft auf ihren Maulthieren bücken mußten; überdies liefen sie Gefahr, von tausend dornigen Büschen und Gewächsen, durch deren dichtverschlungene Masse sie sich hindurcharbeiten mußten, zerkratzt oder gar erwürgt zu werden. Bei Sonnenuntergange schlagen die ermüdeten Reisenden auf einer freien Stelle, wo ihre Thiere an den Ufern eines Baches weiden können, der ihnen einige Erfrischung verspricht, ihr Zelt an einem großen Baume auf. Hier beginnt für sie die Plage der Muskitos. Den andern Tag kommen unsere Reisenden, nachdem sie über die Ventano (das Fenster) gekommen sind, einen fast perpendiculären Felsen, in den man Löcher gehauen hat, in welche die Maulthiere treten können, nach Moyobamba oder Santiago de los Valles, einer Stadt von 5000 Seelen, wo man sich der Banane (plantano) als Brod bedient. Den 7. Januar begeben sie sich zu Fuße, da der Weg nicht einmal mehr für die Maulthiere practikabel ist, an den Balsa Puerto genannten und fünf Tagereisen entlegenen Ort, wo sie sich auf Böten auf einen Fluß wagen, der unter einem Winkel von 45° von einem Felsen herunterfällt. Ein wenig weiter hin erblicken sie von dem Gipfel der letzten Andenketten die ungeheuere Ebene, welche sich vor ihnen ausbreitet; obgleich mit Wald bedeckt, glaubten sie doch ein weites Meer zu sehen. Sie gelangten zu der Escalera (Treppe). Dieser Weg ist an manchen Stellen fast perpendiculär und man hat Stufen in den Felsen gehauen. Man wird dadurch in Verwunderung gesetzt, auch wenn man schon an die Wege in den Anden gewöhnt ist. Den 15. Januar schiffen sie sich auf dem Cochi Yaco, einem der Beiflüsse des Guallaga oder Huallaga, ein, dessen Ufer mit nicht sehr hohen Bäumen bewachsen sind, welche den Bären, Jaguars, Tapirs und andern wilden Thieren als Zufluchtsort dienen. Die Pueblos an den Ufern dieses Flusses sind an kleinen Buchten erbaut, deren etwas über das Wasser erhöheter Boden sie vor der Feuchtigkeit und den Insecten schützt. —

Hier endigt die Reise des Lieutenants Maw und seines Begleiters, um aber die Beschreibung dieser östlichen Grenze Perus und des dieselbe bewässernden Guallaga zu vervollständigen, entlehne ich das Merkwürdigste aus der Reise Pöppigs, der diese Gegenden später in derselben Jahreszeit durchwanderte. Pöppig kam von Lima, gelangte weit südlicher in das Land und fuhr eine große Strecke auf dem Flusse hinunter. Bei der Mission Sion, die von Indianern des Volksstammes Xibitos bewohnt wird (Taf. 50. Abbild.), benutzt er die Empfehlung des Vicars von Uchiza, das weiter oben am Flusse liegt. Er spricht nicht eben vortheilhaft von der Frömmigkeit der Indianer und den Sitten der geistlichen Leiter derselben, denn er schildert die Priester und Laien als dem Trunke ergeben, welche die Kirchen kaum öffnen, selbst an Festtagen. Dann lagerte er bei dem Malpaso de Tabaloyacu, dessen Brüllen in Schrecken setzt. Der Fluß bildet in der Heftigkeit seines Falles eine Art cylindrischer Strömung, welche einen gefährlichen Wirbel hervorbringt. Die Schiffer wagen sich über diese Stelle nachdem sie mit vieler Mühe ihr unter Wasser gesetztes Boot wieder flott gemacht haben; unmittelbar nachher gelangen sie zu einer zweiten solchen Stelle, das Todte Meer (Cachihuanusca) genannt, jenseits welcher Pöppig zum erstenmale bläulichen Gyps bemerkte, der dann an den Ufern hin sich bis zum Pongo des Huallaga fortzieht. Sein erster Haltpunkt ist Juanjuy, das nur von Ausreißern bewohnt und von Wäldern umringt ist, in denen sich zahlreiche Jaguars aufhalten. Verschiedene Hindernisse halten ihn hier lange auf und als er abreist (d. 25. Nov.), um seine Wanderung fortzusetzen, ist das Wasser bereits angeschwollen. Der Hügel ist immer platt und bewaldet wie in Juanjuy, acht Stunden weit, dann aber werden die Berge am rechten Ufer größer und bedecken sich mit Gräsern (pajonales). Der Sandstein, aus denen sie bestehen, bildet Bastionen; die Vegetation ist ganz neu; es wächst kein einziger Baum auf diesem mit Salz geschwängerten schwarzen Boden; man sieht nur kurze und niedrige Büsche mit fetten dunkelgrünen Blättern und schmetterlingsartigen Blüten, hohes Gras in bedeutenden Strecken, aber der Boden ist so voll Höhlen, daß man sich nicht darauf wagen kann. An dem linken Ufer bemerkt man ein bewaldetes und überschwemmtes Land; an dem rechten steilen Felsen mit Dornen, die jede Annäherung wehren. Das ist der Huallaga in diesem wilden Theile des Landes. (Taf. 50. Abb.) Den 26. November erreichen die Reisenden die berühmten Salinen Pilluana. Eine Bergwand erhebt sich gerade über dem Flusse und besteht zum Theil aus Pyramiden und Kegeln von Salzstein, dessen Risse zc. mit schmuzigem und grobem Sande ausgefüllt sind. (Taf. 50. Abbild.) Das Salz folgt einer horizontalen Richtung und es ist sehr nützlich für die Bewohner der Gegend, welche dasselbe in großen viereckigen Blöcken ausführen. Es sieht bald roth, bald indigoblau, bald weiß aus und ist überall so hart, daß man es nur mit Hacken abtrennen kann. Von Pilluana kommt der Reisende in das kleine Dorf Juan Guerra, wohin sie eine einstündige Fahrt auf dem kleinen aber tiefen Flusse San Miguel oder Rio de Moyobamba bringt. Er rühmt die Aufnahme, welche er bei den Bewohnern fand, die alle Lamisten oder Eingeborene des Bezirks Lamas sind, die sich durch den Muth, die Gutmüthigkeit, den Verstand und die Geselligkeit in ganz Peru auszeichnen. Hier verläßt der Reisende den Fluß, um sich etwas nach NW. zu wenden und das kleine Dorf Tarapoto zu erreichen, das auf einer leichten Anhöhe nicht weit von dem großen Dorfe Cumbasa liegt. Diese beiden Ortschaften erinnern ihn durch ihren grünen Rasen, ihre schönen Weiden und kleinen Gärten umher an die Landschaften in Europa. Im S. in einer Entfernung von 5 Stunden erkennt man die Stadt Lamas; zur Rechten die düstern Ufer des Flusses und links die letzten Spitzen der Andencordillere, deren Weiß von dem

Blau des Himmels absticht. Dieser Umweg hatte Pöppig die beiden malpasos Estero und Chumia erspart, bei deren bloßem Anblicke die Indianer von den Missionen Chassuta erbleichen, ob sie gleich für die besten Schiffer am ganzen Huallaga gelten.

Am 30. November setzt Pöppig seine Reise wieder fort, erreicht die Berggegend und gelangt nach einem immer beschwerlicher werdenden Klimmen zu der höchsten Spitze, den Pic Uragan (Huaïña Purinam). Nach einem zweistündigen Marsche auf steilen Pfaden kommt er in das Dorf Chassuta, das zwischen zwei fast perpendiculären Felsenwänden liegt. Am 3. December reist er weiter und kommt in der Mitte des nächsten Tages glücklich über den letzten Malpaso (Yuracyacu), wo der 500 Schritte breite und unglaublich tiefe Fluß mit einem entsetzlichen Getöse 500 Fuß tief hinabstürzt. Die Indianer wagen sich dennoch mit ihren mit Salz beladenen Böten darauf, weil keine Klippe darin ist. Nicht weit von da ist der berühmte Pongo, eine der gewaltigsten Felsenbrücken. (Taf. 50. Abbild.) Endlich sieht Pöppig die Ebene sich an den Ufern des Flusses ausbreiten und die letzten Spuren der Anden verschwinden. Er kommt ohne Unfall über die Barre von Chipurana, eine Erdbank mitten durch den Fluß, und gelangt endlich nach Yurimaguas, dem ersten Dorfe der eigentlich so genannten Maynas. —

Ich schließe dieses Kapitel mit einigen Bemerkungen über die Geschichte Perus, welches aus den beiden neuen Republiken Bolivia und dem eigentlichen Peru besteht. Diese Geschichte schließt sich so eng an die Columbiens, La Platas und Chilis an, welche ich bereits im Abrisse mitgetheilt habe, daß ich blos von den gleichzeitigen Ereignissen zu sprechen brauche, die in Peru geschahen, und wegen der frühern auf die allgemeine Geschichte des amerikanischen Festlandes verweisen kann.

(Geschichte Perus.) Peru war die letzte der spanischen Provinzen, welche Theil an der großen Revolution nahm, die die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts brachten; in Peru machten die Royalisten ihre letzten Anstrengungen, in Amerika die Herrschaft des Mutterlandes aufrecht zu erhalten. Man mußte lange Gewalt brauchen, um ihre Opposition gegen die republikanischen Ideen zu besiegen. Ihre Niederlagen zu Cotogaita den 27. Octbr. 1810 und zu Tupiaza den 7. Novbr. desselben Jahres machten die Argentiner zu Herren von Oberperu; sie verloren es aber bald wieder durch die Unklugheit eines ihres Chefs, und die Unabhängigkeitsfrage blieb bis zur gänzlichen Befreiung Chilis mehr als zweifelhaft, zu welcher Zeit San Martin und Lord Cochrane, die Befreier dieser letztern Provinz, ihre siegreichen Waffen nach Peru zu tragen beschlossen. Lord Cochrane hatte bereits 1819 einen nutzlosen Versuch auf Callao gemacht. Glücklicher war er 1820. Das Befreiungsheer brach den 21. August nur 4500 M. stark mit 9 Kanonen von Valparaiso auf; es hatte gegen 7800 M. regulaire Truppen in Lima und Callao zu kämpfen, geschweige eine Armee von 23,000 Royalisten, welche über die ganzen zu befreienden Provinzen verbreitet waren. Die Landung der republikanischen Truppen fand den 8. Septbr. ohne Widerstand bei Pisco statt und nach einer unnöthigen Conferenz zu Miraflores mit dem Vicekönige Pezuela brachte eine Reihe in den Annalen des Krieges vielleicht einziger Thaten zu Lande und zur See allmälig in die Gewalt der beiden Generale alle Positionen und endlich die Hauptstadt, in der San Martin den 12. Juli seinen Triumpheinzug hielt, nachdem der Vicekönig sie schon am 6. verlassen hatte. Die Unabhängigkeit Perus wurde am 28. erklärt. Den 3. August erklärte sich San Martin selbst zum Protector von Peru, übernahm als solcher die oberste Leitung der Civil- und Militairgeschäfte, und eine seiner ersten Administrationshandlungen war die Abschaffung des Tributs der Indianer und der mita. Bald aber traten Mißverständnisse zwischen dem Protector und Lord Cochrane ein, welcher letztere die Sache der Unabhängigkeit verließ und seine Dienste dem Kaiser von Brasilien anbot. Der Vicekönig hielt sich noch immer und seine Truppen hatten den Patrioten mehrere Schlappen beigebracht, die durch die Schlacht von Pinchincha ausgewetzt wurden, welche der columbische General Sucre am 24. Mai 1822 über die Royalisten gewann und deren Erfolg die Befreiung Quitos war. Den 20. September legte San Martin die höchste Gewalt in die Hände des Congresses von Lima nieder, der denselben Tag eingesetzt wurde und zog sich mit dem Titel: Gründer der Freiheit Perus zurück. Seine Feinde beschuldigten ihn, er habe es in dem Unabhängigkeitskriege an Thätigkeit und Energie fehlen lassen, die souveraine Gewalt sich angemaßt, tyrannisch durch unwürdige Minister regiert und die Sache der Freiheit im Augenblicke der Gefahr verlassen; die unparteiische Geschichte mag diese Beschuldigungen würdigen. Die Regierung, welche ihm folgte, zeigte nur Uneinigkeit und Schwäche, und es kam so weit, daß die Hauptstadt am 18. Juni in die Gewalt des Royalistengenerals Canterac fiel, wenn er sie auch den 17. Juli wieder an den General Sucre übergeben mußte, der mit 3000 Mann von Guayaquil, 1000 von Buenos Ayres und 1000 Peruanern der Republik zu Hülfe eilte. Die Sache der Unabhängigkeit war in hohem Grade gefährdet und es hatte nicht den Anschein, als könnten sich die Patrioten gegen eine Macht von 20,000 M. halten, als Bolivar selbst, der Befreier Columbiens, sich entschloß, auch Peru zu retten. Am 1. Septbr. 1823 hielt er seinen Einzug in Lima, wurde sogleich mit der höchsten politischen und Militairgewalt bekleidet und rechtfertigte bald durch seine Thaten den Enthusiasmus und das Vertrauen, das er einflößte. Es knüpfte sich ein gewisser Zauber an seinen Namen und man sah ihn für den einzigen Mann an, welcher die Republik retten könne. Das Befreiungsheer rückte im Juli gegen Pasco. Es bestand aus drei Divisionen unter dem Commando der Generale Lara, Cordova, La Mar, Miller, Nicochea, und der Obersten Caravajal und Bruiz; der General Sucre war Chef des Stabes. Die patriotische Armee rückte ungefähr 9000 M. stark ins Feld; die active Armee der Royalisten unter dem Commando Canteracs zählte ungefähr 9000 M. Ich habe bereits von den Schlachten bei Junin (6. August) und Ayacucho (9. dies. Mon.) gesprochen, von denen die eine von Bolivar in Person, die andere von Sucre gewonnen wurden; beide waren entscheidend und ihr Resultat die rasche Occupation aller Provinzen, welche die Royalisten noch inne hatten, die Einnahme Callaos (12. Jan. 1826), des einzigen Platzes, den sie behauptet hatten, so wie sie den letzten Ring der Kette zerbrach, die so lange 17 Millionen Amerikaner unter der Abhängigkeit von der spanischen Monarchie gehalten hatte.

Die Argentinische Republik hatte unterdeß in Rücksicht, daß die Sitten, die Gewohnheiten und selbst die Sprache der Mehrheit der Bewohner von Oberperu von denen der Provinzen des Rio de la Plata verschieden seyen, mit eben soviel Edelmuth als Gerechtigkeit ihre Rechte auf die Gebiete geopfert, zu deren Freiheit sie so viel beigetragen, und in einer allgemeinen Abgeordneten-Versammlung, die im Monat August 1825 nach Chuquisaca berufen war, wurde Oberperu unter dem Namen Bolivia für unabhängig erklärt.

Der Befreier hatte seine Macht dem Congresse von Niederperu übergeben, welcher sich den 10. Febr. desselben Jahres (1825) in Lima versammelte. Auf die Bitte der Limaner behielt er sie jedoch mit verstelltem oder wirklichem Widerwillen bei (wer kann wagen, darüber zu entscheiden?) und brach bald nach Chuquisaca auf; sein Marsch nach dem Lande, das seinen Namen erhalten hatte, war für ihn ein ununterbrochener glänzender Triumphzug. Im Mai 1826 ließ er dem Congresse von Bolivia die Constitution vorlegen, die er für die neue Republik entworfen hatte, aber er täuschte sich in der Hoffnung, dieselbe in Peru angenommen zu sehen, wo sie nicht beliebt war, und wo man der Anwesenheit der columbischen Truppen überdrüssig zu werden anfing, deren Sitten und Gewohnheiten mit denen der Peruaner nicht sympathisirten. Eine anfangs gemäßigte Opposition ging bald in eine Verschwörung gegen die Person des Befreiers über. Sie wurde zwar entdeckt und bestraft, aber die feindseligen Gefühle, aus denen sie hervorgegangen war, bestanden fort, und vergebens nahm man in Lima die Constitution Bolivars an; vergebens ernannte man, nach der Abreise des Helden nach Santa Fe de Bogota, wohin ihn die Angelegenheiten Columbiens zurückriefen, denselben zum lebenslänglichen Präsidenten (Presidente vitalicio); vergebens

beschwur man am Jahrestage der Schlacht von Ayacucho die bolivische Constitution. Die Peruaner, die ihre Empfindungen nach der Abreise Bolivars nicht verheimlicht hatten, erklärten im März 1827 offen, die bolivische Constitution sey ihnen aufgedrungen worden, und das Recht, die für das Land passende Regierungsform zu bestimmen, komme nur einem allgemeinen Congresse, nicht aber bloßen Wahlcollegien zu. Ein neuer Congreß kam den 4. Juni in Lima zusammen; man legte die bolivische Constitution verächtlich bei Seite und der General La Mar wurde zum Präsidenten der Republik Peru ernannt, und in Folge einer unklugen Kriegserklärung gegen Columbien wagte die peruanische Armee 1828 in das columbische Gebiet einzudringen, wo sie am 25. Febr. zu Tarqui bei Jiron in der Provinz Quito von Bolivar vollständig geschlagen und fast vernichtet wurde. Dieser Kampf machte dem Kriege ein Ende und ihm folgte ein Vertrag, welcher der Mäßigung und Billigkeit des Siegers zu großer Ehre gereicht.

Diese Schilderhebung war nicht das einzige Unrecht der Peruaner gegen den Befreier, denn schon vor dieser Zeit hatten sie ihre Unterstützung einer anticolumbischen Partei angeboten, die, von ihnen gehalten, den General Sucre, den durch den Willen des Volkes 1826 erwählten Präsidenten Bolivars, angriff. Nachdem dieser Held sich als Sieger von Ayacucho vertheidigt hatte, mußte er endlich der Mehrzahl weichen, reiste nach Callao, von wo er zu Bolivar zurückkehrte, ohne an den Peruanern eine andere Rache zu nehmen, als die, ihnen etwas später, nach ihrer Niederlage zu Tarqui, die billigen Bedingungen des Friedensvertrages zu dictiren, die ich bereits erwähnt habe.

Kapitel XLII.

Der Staat Guatemala (Conföderation von Centralamerika).

Als ich Peru verließ, hatte ich die Absicht, auf dem kürzesten Wege einen der Häfen der merikanischen Conföderation zu erreichen, um so nach Nordamerika zu gelangen. Ein Küstenfahrer, der sich von Trujillo nach Acapulco begab, gab mir eine sichere und schnelle Gelegenheit, die ich denn auch benutzte. Die Fahrt war glücklich bis zur Höhe der Staaten von Guatemala, hier aber traf uns ein Windstoß, der uns nöthigte, Zuflucht in dem Hafen Realego zu suchen.

(Realejo.) Realejo, das am Hafen von Cardon liegt, ist von Mestizen bewohnt, die fast alle Handwerker, besonders Schmiede, Kalfaterer oder Zimmerleute und bei der Ausbesserung der Schiffe beschäftigt sind, welche deshalb hierher kommen Treffliches Bauholz, thätige Werfte und Segeltuchfabriken bilden den größten Reichthum dieses Punktes, dessen Wichtigkeit mehr in schifffahrtlicher als commerzieller Hinsicht bedeutend ist. Uebrigens war mir im Aussehen der Oertlichkeit und der Einwohner nichts neu. Die spanische Eroberung, die über die neue Welt zog, scheint derselben eine fast gleichförmige Physiognomie gegeben zu haben. Ueberall hat die Kreuzung der Racen zwischen den Besiegten und den Siegern jenen kupferfarbigen Typus geschaffen, den man mit allen seinen Nuancen von Mexico bis nach Chili durch Columbien und Peru findet, einen Typus, der durch die Lebensweise und durch die Temperatur zwar umgeändert, aber nie ganz verdrängt wird.

Die Stadt Realejo besteht seit der ersten Zeit der Eroberung, denn sie wurde 1534 von einigen Gefährten Alvarados gegründet, die auf ihrem Marsche nach Peru an den Ufern dieses Hafens einen passenden Platz erkannten, sich da niederließen und sich von der Masse trennten. Nicht weit von Realejo breitet sich der Nicaragua-See aus, der weniger durch sich selbst als durch die Pläne merkwürdig ist, die er veranlaßt hat. Der See von Nicaragua, einer der größten in Mittelamerika, mißt 50 Stunden von Ost nach W. und 30 von N. nach S.; seine mittlere Tiefe beträgt 10 Klaftern bei einem schlammigen Boden ausgenommen an den Ufern, wo der Grund weißlicher Sand ist.

Dieser See ist reich an Fischen, die zum Verbrauche in den Städten an ihm hinreichen. Eine Menge Inseln, die ihn zieren gleich so vielen Blumenkörbchen, geben ihm das malerischeste und lebenvollste Aussehen. Alle sind bebaut, mit Ausnahme einer einzigen, welche man Ometep nennt, Auf dieser letztern bemerkt man einen kleinen kegelförmigen Berg, einen thätigen Vulkan, der in den Tagen seines Ausbruchs den See wie ein Meer aufwühlt und schreckliche Stürme veranlaßt. Obgleich viele Bäche sich in dieses weite Becken ergießen und der kleine Fluß San Juan allein daraus fließt, so bemerkt man doch als ziemlich seltsame Erscheinung, daß das Wasser des Sees zu keiner Jahreszeit steigt oder fällt, sondern sich immer in gleicher Höhe hält. Die wirkliche Wichtigkeit dieses Sees besteht darin, daß man ihn zur Grundlage der Verbindung der beiden Oceane machen will, welche Verbindung bereits so viel besprochen worden ist, daß wir sie hier mit Stillschweigen übergehen.

Ein Aufenthalt von 24 Stunden reichte für unsern Küstenfahrer hin, sich wieder zu verproviantiren, aber statt bis Acapulco zu fahren, wie wir übereingekommen waren, sagte er mir, er werde umkehren und nach Panama fahren. Was sollte ich thun? Ich hatte geglaubt, meine Reise abzukürzen, wenn ich von W. aus nach Mexico komme, sah mich aber nun genöthigt, meine Reiseroute zu ändern, nach der Landenge zurückzukehren und zu Lande nach Porto Bello zu reisen, von wo ich mich nach Vera Cruz einschiffen konnte. Während der zweimonatlichen Verzögerung, die mir diese Aenderung kostete, ordnete ich meine Notizen über den unabhängigen Staat Guatemala, den ich nur berührt hatte.

Bis zum Jahre 1821 bildete dieses Land, ein Fragment der spanischen Besitzungen in der Neuen Welt, mit dem merikanischen Staate Chiapa die Capitanerie Guatemala, eine schöne und reiche Colonie. Um diese Zeit wurde sie Mexico einverleibt, riß sich aber bei dem Sturze Iturbides wieder los und constituirte sich 1824 unter dem Namen der Conföderation von Centralamerika.

Zu der ersten Zeit seiner bekannten Existenz hatte Guatemala seinen Namen von dem Worte quauhtemali (alter verfaultır Baumstamm), weil die Merikaner, welche Alvarado zu dem Könige der Kachiquelen, dem Herrn dieses Landes, führten, da, wo derselbe seinen Hof hielt, einen alten gesprungenen Baum fanden. Dieser Name blieb auch der Hauptstadt, welche die Spanier gründeten. Das Königreich Guatemala (später Capitanerie) erstreckte sich vom 8° bis 17° s. Br. zwischen den beiden Oceanen.

Das Clima ist im Allgemeinen gesund mit Ausnahme an der nördlichen Küste. Die ganze Fläche des Landes ist eine Reihe von Bergen und Thälern, die verschiedene Temperaturen bedingen und den Producten des Bodens eine große Mannichfaltigkeit geben. Die Erde trägt eine Menge genießbarer Pflanzen selbst an den Orten, wohin der Anbau nicht dringen konnte. Man zählt in vielen Bezirken drei Arten Bananen, vier Arten Aepfel, fünf Arten Pfirsiche rc. Die Blumenarten sind nicht minder zahlreich. Das Getreide giebt hundertfältig und drei Ernten jährlich an Gerste, Hafer, Reis, Erbsen, Linsen und Bohnen. Die Berge sind reich an Bau- und Farbehölzern, Cedern, Mahagoni, Brasilienholz, Gayac rc., während im Schatten dieser Bäume eine Menge in Europa häufig angewendeter Arzneipflanzen wachsen, wie Cassaparille, Nieswurz und weiter hin Cassia, Tamarinden rc. Zu dieser Liste von Reichthümern müssen noch eine Menge Balsame und Gummis gezählt werden, wie Drachenblut, dann ferner Safran, Pfeffer, Cochenille, Vanille, Häute, Schwefel, Salpeter, Schildkrötenschalen, Baumwolle und Tabak. Voran aber stehen der Zukker, der Cacao und der Indigo.

Das Thierreich ist nicht minder fruchtbar, nicht minder mannichfaltig. Außer den europäischen Arten, die hier ganz naturalisirt sind, und denen, welche ganz Amerika angehören, bemerkt man hier besonders den Zorilla, jenen kleinen Fuchs, und den Quezal, einen prachtvollen Vogel, dessen Gefieder sehr geschätzt wird.

Die Bergketten im Innern enthalten viele kostbare Mineralien: Gold, Silber, Eisen, Zinn, Talk und andere. Man sieht daselbst Vulkane, die

zu verschiedenen Zeiten zahlreiche und heftige Ausbrüche gehabt haben. Die berühmtesten sind die von Tajumulco, Atitan, Isalco, San Salvador, St. Michel, Momotombo und Mazaya. Zahlreiche Flüsse durchströmen das Land und zu den wichtigsten gehört der Sumasinta, der Rio Grande, der sich in den Golf von Honduras ergießt; der Montagua, der die längste Schifffahrt gewährt; der Ulua, der Yare, der Nuova Segovia oder San Juan, der in dem Nicaragua-See entsteht.

Diese begünstigte Gegend gehörte sonst verschiedenen Völkerschaften, von denen jede durch ihre Häuptlinge regiert wurde und die fortwährend einander bekriegten. Daher kommt noch heute die Sprachverwirrung, welche in diesem Staate herrscht. Unter den Eingeborenen sprechen einige Mexikanisch, andere Quische, Kaschiquel, Zutigil, Mam, Pocoman, Pocuschi, Schorte, Sinca rc. Alle diese Völkerschaften von verschiedenem Ursprunge, verschiedener Sprache, verschiedenen Sitten und Gewohnheiten kommen nur in einem Punkte, in der Ausübung des katholischen Glaubens, überein. Das ist die einzige Einheit, welche man unter so vielen Contrasten findet.

Der größte Theil des Landes wurde 1524 und in den folgenden Jahren durch Pedro de Alvarado unterworfen. Um diese Zeit war die eingeborene Einwohnerzahl so bedeutend, daß man bis dreißig verschiedene Nationen zählte, und sie muß seitdem sehr abgenommen haben, da sie nach einer Zählung von 1778 nur noch 997,214 Seelen stark war.

Zur Zeit als das spanische Mutterland diese Provinz noch verwaltete, stand sie unter der königl. Audiencia von Guatemala, der Residenz des des Gouverneurs oder Generalcapitains. Die geistlichen Angelegenheiten gehörten vor den Erzbischof von Guatemala und seine drei Sufragane. Die kirchliche Eintheilung begriff vier Bischofsthümer: das von Guatemala mit 108 Pfarrern, 480 Pfarrkirchen und 539,765 Einw.; das von Leon mit 39 Pfarrern, 88 Pfarrkirchen und 131,932 Einw.; das von Ciudad Real mit 38 Pfarrern, 102 Pfarrkirchen und 69,525 Einw.; endlich das von Comayagua mit 35 Pfarrern, 145 Pfarrkirchen und 88,143 Einwohnern.

Gegenwärtig haben die politischen Eintheilungen die kirchlichen absorbirt, und die Capitainerie Guatemala, die die Conföderation von Centralamerika geworden, ist in sechs Districte oder Hauptstaaten getheilt, nämlich den District *Federal*, den Staat Guatemala, den Staat San Salvador, den Staat Honduras, den Staat Nicaragua, und den Staat Costa Rica.

Der District Federal, eine Art Hauptort nach Art Washingtons in den Vereinigten Staaten, hat keine andere wichtige Stadt als die Hauptstadt der Conföderation, *Guatemala la Nueva* oder Neu Guatemala. Diese liegt auf einem Plateau von 5 Stunden im Durchmesser, das von verschiedenen Flüssen durchströmt und von einer glänzenden Vegetation geschmückt wird. Die neue 1772 erbaute Hauptstadt, als die Ausbrüche der beiden benachbarten Vulkane Guatemala Antiqua großentheils zerstört hatten, hat schnurgerade Straßen und wird durch laufendes Wasser bespült. Die ungefähr 12 Ruthen breiten Straßen sind fast alle gepflastert. Die wegen der Erdbeben nur einstöckigen Häuser haben Gärten, Höfe und Terrassen und fast alle laufendes Wasser, das durch Wasserleitungen in die Stadt und die Vorstädte gebracht wird. Alle diese Umstände unterhalten in der Stadt ein Aussehen von Ordnung, Eleganz und Reinlichkeit. Um den großen rechtwinkligen Platz von 150 Ruthen an jeder Seite stehen die schönsten Gebäude von Nueva Guatemala mit ihren regelmäßigen Peristylen und Säulenhallen. Dieser Platz sieht wirklich schön aus. An der Ostseite findet sich der Haupteingang der Metropolitankirche mit dem erzbischöflichen Palaste zur Rechten. An der entgegengesetzten Seite stehen der Palast des Präsidenten der Conföderation, die Audiencia oder der Gerichtshof, der Rechnungshof, der Schatz und die Münze; in N. das Rathhaus, die Gefängnisse und die Speicher, und endlich in S. das Zollhaus und den Palast des Marquis von Aizinema. In der Mitte des Platzes bemerkt man einen schönen steinernen Brunnen, dessen Wasser zwei Stunden weit herkommt. Die kleine und unvollendete Kathedrale ist in einem hübschen Style ausgeführt. In intellectueller Hinsicht ist Neu Guatemala nicht minder voraus: sie zählt mehrere literarische Institute, unter denen die Universität; zwei Schulen, die Academie der schönen Künste, die ökonomische Gesellschaft; die öffentliche Bibliothek, das naturhistorische Cabinet; das anatomische Museum mit den schönen Wachspräparaten zu erwähnen sind. Die ökonomische Gesellschaft (Sociedad economica de los Antiguos del Estado de Guatemala) hat eine Monatsschrift gegründet, die zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und besserer Begriffe von Staatswirthschaft bestimmt ist. Neu Guatemala ist die Residenz des Präsidenten und des Erzbischofs. Die Einwohnerzahl kann sich anf 50,000 Seelen belaufen. Obgleich weit von schiffbaren Flüssen gelegen, besitzt sie doch einen großen Handel. Die Waaren werden von Maulthieren von Omoa nach Izaval auf der einen Seite und auf der andern auf der Achse von Estipa am großen Ocean gebracht. Die örtliche Industrie besteht in Manufacten in Baumwolle und Töpfereien, in Goldschmiedewaaren und Holzschnitzereien. Der Markt von Neu Guatemala ist immer mit Fleisch, Obst, Geflügel und Gemüse vollkommen wohl versorgt.

Der Staat Guatemala hat als Hauptort die ehemalige Hauptstadt des Reiches, Namens *Guatemala Antigua*; diese Stadt wurde, wie man sagt, von Alvarado gegründet. Nachdem dieser spanische General die Eroberung der Provinzen Soconusco und Tolana vollendet und die Quische-Indianer geschlagen hatte, die sich ihm widersetzten, kam er vor die Hauptstadt des Reiches der Kachiquelen, wo nach dem Geschichtschreiber Velasquez der König Apozotzil ihn mit dem größten Wohlwollen empfing. Alvarado zog durch das Land dieses Fürsten, um die Zutigilen anzugreifen, die noch widerstanden. Als er aber an den Ort kam, welcher Almolonga heißt, entzückte ihn die Lage desselben zwischen zwei Bergen so, daß er sich entschloß, da eine Stadt anzulegen. Die Gründung, sagt die Chronik, wurde den 25. Juni 1524 durch eine Messe gefeiert, welcher alle Truppen unter den Waffen beiwohnten und die von Militairmusik und Gewehrsalven begleitet war. Die Indianer, welche durch den Glanz dieser Rüstungen, durch den Anblick der wehenden Federbüsche und der reichgezäumten Pferde in große Verwunderung versetzt worden, halfen ihren neuen Gästen, die bereits ihre Herren waren. Der Kapellan Juan Godimez hielt das Amt und weihete die Stadt seinem Patrone. Diese erste Gründung war nicht von langer Dauer. Sie brachte nur die heut zu Tage sogenannte Ciudad Vicja hervor. Schon 1527 hatte man an diesem Punkte einige Banten begonnen, unter andern eine schöne Kathedrale und verschiedene Klöster, aber den 11. Septbr. 1541 betraf die erstehende Stadt eine schreckliche Katastrophe. Von einer der vulkanischen Höhen, welche über sie hinausragten, stürzten plötzlich so gewaltige, so verwüstende Wasserströme herab, welche Felsenblöcke und Baumstämme mit sich fortführten, daß die Stadt buchstäblich verschlungen wurde. Die Häuser wurden umgeworfen und die Einwohner kamen fast alle um.

Nach diesem großen Unglücke suchte man eine andere Stelle für die Stadt. Etwas weiter hin in einem köstlichen Thale am Fuße zweier immer grünen Berge gründete man Guatemala Antigua. Die Umgegend war in wenigen Jahren und wie durch Zauberei mit Dörfern bedeckt, worin fleißige Arbeiter, Maurer, Ziegelbrenner, Fleischer, Gärtner und Landleute wohnten. Diese von zwei größern Bächen bewässerte Ebene sah bald wie der lachendste Garten. Die Stadt war indeß in dem engsten Theile des Thales mit breiten Straßen angelegt werden, die gut gepflastert waren nnd schnurgerade von O. nach W. und von N. nach S. liefen, mit Ausnahme derer in den Vorstädten, welche minder breit und minder regelmäßig waren. Zahlreiche Brunnen strömten in den Straßen zum Nutzen der Bewohner. Die in ihrem alten Style eleganten gut gebauten, zweckmäßig eingrichteten Häuser enthielten eine wohlhabende Bevölkerung, welche den Luxus liebte. Um diese erste Zeit baute man auch in Guatemala Antigua die Kathedrale einen prachtvollen 300 Fuß langen, 120 F. breiten und 70 F. hohen Tempel. Diese herrliche Kirche hat drei

Flügel und an jeder Seite acht Kapellen. Die Verzierungen bestehen in prächtigen Statuen, Gemälden der bessern Meister, in Reliquien, die im Lande in großem Ansehen stehen und in einer großen Menge goldener und silberner Gefäße. Der Hochaltar unter der Kuppel, der von sechszehn Säulen getragen wird, mit Schildkrotschale überkleidet und mit höchst geschmackvollen bronzenen Medaillons verziert ist, gehört zu dem Schönsten, das man sehen kann. In dieser stolzen Kathedrale mit sieben geräumigen Thüren ruht die Asche Pedro de Alvarados, des Eroberers des Landes, und des ersten Bischofs, Franc. Marroquin. Der Bau der schönsten Kirchen von Guatemala Antigua schreibt sich aus jener entfernten Zeit her, und der Luxus der Klöster stand, wie man leicht glauben kann, dem Luxus der Kirchen nicht nach.

Im ersten Jahrhunderte der Gründung war also Guatemala Antigua eine große, reiche, glückliche, ruhige Stadt mit 40,000 Einw. Aber die Nähe der beiden Vulkane Agua und Fuego schien sie auch an der neuen Stelle zu verfolgen. War sie auch gegen die Ausbrüche gesichert, welche Ciudad Vieja in einer Nacht vernichtet hatten, so wurde sie dagegen von Erdbeben erschüttert. Im Jahre 1565, 1577, 1586, 1607, 1651, 1663, 1689, 1717 und 1751 litt sie von Erdbeben, indessen konnte sie sich jedesmal von diesen Unfällen wieder erholen und ein Ende derselben hoffen, aber 1773 war die Katastrophe so schrecklich und so vollständig, daß man die Hauptstadt des Staates Guatemala unmöglich auf diesem Punkte lassen konnte. Man wählte deshalb einen andern Platz in dem Thale Mirco und 1776 versetzte man den neuen Hauptort der Provinz dorthin. Da sah Guatemala Antigua seine Einwohnerzahl sich verringern. Im Anfange des jetzigen Jahrhunderts war sie auf 5000 heruntergekommen, doch soll sie seitdem wieder auf 18,000 gestiegen seyn.

Die Bewohner von Guatemala sind im Allgemeinen sanft, menschlich, freundlich, fromm, gastfrei; dagegen aber auch weichlich und träge. Die Arbeiter sind klug und geschickt, besonders in der Sculptur und in der Verfertigung von Goldschmidswaaren und Lauten. Man hat Werke von ausgezeichneten Bildschnitzern nicht blos nach Merico, sondern auch nach Europa ausgeführt. Die Classe der Weber ist sehr zahlreich und von ihren Stühlen gehen Gazen, Musline und gewöhnlichere Zeuge für die untern Classen hervor. Die Frauen sticken oder machen Blumen oder Cigarren. Was die Sitten und Gebräuche betrifft, so unterscheiden sie sich wenig von denen, welche wir in den andern spanischen Colonien bemerkt haben.

In dem Staate Guatemala befindet sich Mirco, eine der Urfestungen des Landes und das Bollwerk des Reiches der Kachigueln. Die Gründer dieser Feste waren die Pocomanen, welche oft Krieg mit den Quischas und den Kaschiguelen führten und sich einen Stützpunkt in dem Thale Xilotepeque zu schaffen suchten, dessen Bewohner ihre Freunde waren. Sie wählten dazu auf einem steilen, kaum von zwei Personen auf einmal ersteigbaren Felsen ein Plateau, das groß genug war, um eine kleine Stadt tragen zu können. So entstand Mirco. Als Alvarado vor diesem Platze erschien, schickte er seinen Bruder Gonzalo mit zwei Compagnien Infanterie und einer Compagnie Cuirassiere dagegen ab, und als sich die Belagerung in die Länge zog, begab er sich selbst dahin, um die Feste zu unterwerfen. Unter ihren Mauern fand ein blutiges Treffen mit den Chiquantecos statt, von denen 200 M. auf dem Platze blieben. Die Art, wie sich Alvarado Mirco's bemächtigte, war höchst sinnreich. Da kaum zwei Mann neben einander auf dem schmalen Wege gehen konnten, welcher zu der Feste führte, so ordnete man die Reihen so, daß in jeder ein Schildträger stand, welcher den Armbrust- oder Büchsenschützen deckte; so wurde die römische Schildkröte nachgeahmt, auf welcher die Pfeile und die Steine abprallten. Man gelangte so auf die Platform hinauf, wo fast alle Vertheidiger Mircos ihren Tod fanden. Das Dorf, welches heute noch diesen Namen führt, liegt 10 bis 12 Stunden von der Eroberung Alvarados. Die Einwohner sind Ladinos (civilisirte Indianer) und götzendienerische Indianer.

Der kleine Flecken Quische, der reich und gewerbfleißig ist, mitten in einer fruchtbaren Ebene liegt, weniger durch sich selbst als durch die in der Nähe liegenden Ruinen von Utatlan wichtig ist, befindet sich ebenfalls in dem Staate Guatemala. Utatlan war die ehemalige Hauptstadt des mächtigen Königreiches der Quisches, die prächtigste Stadt im ganzen Lande zur Zeit der Entdeckung. Der Geschichtschreiber Francisco de Fuentes behauptet, Utatlan habe so ziemlich da gestanden, wo gegenwärtig Quische liege und setzt hinzu, dieses Dorf sey vielleicht eine Vorstadt davon gewesen. Die Stadt war von einem tiefen Graben umgeben, der nur zwei schmale Wege hineinließ und diese waren durch das Castell Rosguardo so wohl vertheidiget, daß Utatlan fast für uneinnehmbar galt. In der Mitte der Stadt stand der Palast des Königs, umgeben von den Häusern der Adeligen; das Volk wohnte an den Enden. Die Straßen waren sehr eng, aber die Einwohnerzahl erreichte eine solche Höhe, daß der König von Quische den Spaniern 70,000 Streitbare daraus entgegenstellen konnte. Utatlan enthielt eine Menge schöner Gebäude, darunter eine Art Schule, in welcher 5 bis 6000 Kinder auf Kosten des Königs erzogen wurden. Die Kastelle Resguardo und Atalaya bildeten zwei wichtige Werke von 4 bis 5 Etagen und dienten zugleich als Festungen und als Casernen. Das prachtvollste von allen Gebäuden aber war ohne Widerrede der königliche Palast, der nach Torquemada mit dem Montezumas in Merico und dem der Incas in Cuzcos wetteifern konnte. Dieser aus behauenen Steinen von verschiedener Farbe erbaute Palast war nicht weniger als 728 geometr. Fuß lang und 376 F. breit. Er bestand aus sechs Haupttheilen. In dem ersten befanden sich die Wohnungen einer zahlreichen Bogenschützen, Lanzenwerfer und anderer Elitenkrieger, welche die Leibwache des Königs ausmachten. Den zweiten bewohnten die Prinzen und Verwandten des Königs, die mit verschwenderischer Pracht bedient wurden, so lange sie ehelos waren. Der dritte war für den König selbst bestimmt und enthielt die Zimmer desselben, die in Morgen- und Abendzimmer abgetheilt waren. In einem derselben stand der Thron unter vier von Federn gewebten Thronhimmeln. Es führten mehrere Stufen hinauf. Dieser Theil des Palastes enthielt außerdem den Schatz, den Gerichtshof, den Garten, das Arsenal, die Menagerien und eine Menge anderer Gegenstände. In der vierten und fünften Abtheilung befanden sich die Königinnen und die königlichen Beischläferinnen. Diese Gebäude waren besonders groß, denn der König besaß mehrere Frauen, welche sämmtlich ein Recht auf fürstlichen Luxus haben. Kein Genuß des materiellen Lebens war ihnen versagt; sie besaßen Bäder und Höfe zum Aufziehen einer Menge Gänse, aus deren Federn sie Decken verfertigten. Im sechsten und letzten Theile des Palastes endlich befanden sich die Schwestern des Königs und die andern Frauen seiner Familie, welche alle hier eine ihrem Range angemessene Bildung erhielten.

Die Nation der Quisches oder Tutlecas, von denen hier die Rede ist, bildete die Hauptmacht des Gebietes Guatemala, und ihre Chronisten führen von dem ersten Könige Tanuh bis zu Teum Uman, der zur Zeit der Eroberung regierte, eine Reihe von zwanzig Monarchen an, von denen immer einer ruhmreicher als der andere war. In der ältesten Zeit hatten selbst die Kaschiguelen und Zutigilen zu diesem Reiche gehört, und die Trennung, welche die Spanier fanden, war erst ein halbes Jahrhundert vorher geschehen.

Man bemerkt ferner in dem Staate Guatemala den Ort Amatitan, welcher seinen Namen einem kleinen fischreichen See giebt, woraus sich die Hauptstadt versorgt; Santa Catalina Pinula, am Fuße einer Bergkette, welche sich zwei Stunden südlich von Guatemala hinzieht, und endlich Nuestra Señora de Guadelupe, eine neuere, von Ladinos (bekehrten Indianern) bewohnte Stadt. Weiter hin liegt Quesaltenango, sonst die Hauptstadt eines Bezirks der Quisches, die Alvarado am Pfingsttage 1524 einnahm, eine ackerbautreibende und gewerbfleißige Stadt mit 12,000 Einw., Spaniern und Mestizen, wie heidnischen und bekehrten Indianern; Totonicapan, die minder wichtig ist, aber noch eine Classe Indianer enthält, welche von den alten Tlascalanen abstammt, den Hilfsvölkern Alvarados bei der Eroberung der Provinz,

weshalb sie einige Freiheiten genießen; Soconusco, das den Affen Cacao in der Provinz liefert, aber wegen der giftigen Reptile oder wilden Thiere in der Nähe fast unbewohnbar ist; Chiquimula, dessen Einwohnerzahl von Thomson übertrieben worden ist, der sie zu 37,000 angiebt; Acasaguastlan, in dessem Bereiche der Golfo Dulce sich befindet, wo die Spanier 1647 eine Festung anlegten. Der Golfo Dulce ist ein Süßwassersee, der durch eine Menge kleiner Beiflüsse schiffbar gemacht wird und mit dem Meere durch den Golffluß, einen Arm, in Verbindung steht. Nicht weit von der Mündung befindet sich die Bai St. Thomas von Castilien, lange der Niederlagsort der Provinz Honduros. Die letzten bemerkenswerthen Oerter des Staates Guatemala sind Coban, die größte indianische Niederlassung in der ganzen Föderation; dann Peten oder Remedios, das sonst die Itzaer Indianer inne hatten, die hier Spuren von ziemlich großen Fortschritten in der Baukunst zurückgelassen haben. Peten oder Große Insel hat noch eine Menge Götzenbilder, unter denen die Indianer als von ihnen sehr hochgehaltene Reliquie einige Knochen zeigen, welche einem Pferde des Cortez gehört haben sollen, das hier zur Zeit der Expedition des Eroberers nach Honduras starb.

Der Staat San Salvador, einer der volkreichsten der Conföderation enthält mehrere bemerkenswerthe Ortschaften: San Salvador, Hauptort des Staates in einem herrlichen Thale, das von kleinen bewaldeten Hügeln umschlossen ist. San Salvador, das 1528 von Diego Alvarado gegründet und 1545 durch ein Decret Karls V. zum Range einer Stadt erhoben wurde, hat gegenwärtig 40,000 Einw., schöne Gebäude, Manufacturen, einen lebhaften Handel und mehrere literarische Anstalten; San Miguel, volkreich, aber ungesund; St. Vincent, durch seine Kirchen bemerkenswerth; Sacatecolula, ein Indianerdorf mit zahlreichen Einwohnern; San Pedro Matapa, in dessem Bezirke sich Eisenminen befinden, welche jährlich fast 1500 Centner Ausbeute geben.

In dem Staate Honduras sind zu erwähnen: die Hauptstadt Comayagua, der man 15,000 Einw. giebt, eine Stadt in einer herrlichen Ebene an den Ufern eines fischreichen Flusses, 1540 von Alonso Caceres gegründet und seit 1557 zu einer Stadt erhoben; Tegucigalpa, einer der blühendsten Orte der Provinz; Corpus, wo sich die reichste Goldmine im ganzen Centralamerika befindet und unerschöpflich; Trujillo, sonst Hauptort der Provinz und Residenz des Bischofs, 1524 von Francisco Las Casas gegründet; San Fernando de Omoa, ein Fort, welches den gleichnamigen Hafen beherrscht, ungesunder Ort, oft verlassen und wieder bewohnt. Im Jahre 1740 befahl die spanische Regierung, man solle einen Punkt an der Küste von Honduras befestigen, damit die Kriegsschiffe, welche diese Gewässer zu bewachen hatten, da anlegen könnten. Das Fort fiel 1780 in die Hände der Engländer, die das Fieber daraus vertrieb. Seitdem hat man viel Holz in der Nähe gefällt, um den Ort gesünder zu machen. Als letzte Stadt dieses Staates ist endlich das kleine Copan anzuführen, das an sich von keiner Bedeutung ist, dessen Thal aber merkwürdige Spuren einer ursprünglichen Bauart zeigt, die nämlich eines großen Circus, den Francisco de Fuenlas 1700 noch in gutem Zustande gesehen haben will. Der Circus ist ein kreisförmiger Raum umgeben von steinernen sechs Ruthen hohen und sehr gut gebauten Pyramiden. An der Basis dieser Pyramiden sieht man Figuren von Männern und Frauen, sehr schön gearbeitet und noch in den verschiedenen Farben, in denen man sie emaillirt hatte. Die Personen waren nach demselben Gewährsmanne auf europäische Art gekleidet, obgleich das Gebäude aus der Zeit der Ankunft der Spanier herrührte. In der Mitte dieses Raumes und auf einer Erhöhung stand der Opferaltar. In geringer Entfernung von dem Circus bemerkte man ferner (immer nach Francisco de Fuentes, den Balbi bei der Erwähnung dieses Gebäudes anzuführen vergessen hat) ein steinernes Portal, auf dessen Säulen Figuren von Männern in castilianischer Tracht, mit Beinkleidern, einem Kragen um den Hals, Degen, Barret und kurzem Mantel ausgehauen waren. Ging man unter diesem großen Thore durch, so sah man zwei schöne hohe und breite steinerne Pyramiden, von denen eine Hängematte mit einem Paar, Mann und Frau nach indianischer Art gekleidet, herabhing. Das Auge mußte staunen über den Anblick dieses Baues, der, so groß er auch war, doch keine Gleichartigkeit verrieth, und ob er schon von massiven Steinen war, bei dem geringsten Anstoße erschüttert zu werden schien. In geringer Entfernung von der Hängematte öffnet sich die Höhle Tibulca, die wie ein großer Tempel aussieht, unten an einem Felsen mit Säulen beginnt, die ihre Grundlagen, ihre Piedestale und ihre Kapitäler haben, so vollkommen gearbeitet, als wären sie aus den Händen eines geschickten Bildhauers hervorgegangen. Zieht man auch von dieser Erzählung alles ab, was die Uebertreibung der spanischen Geschichtschreiber hinzugesetzt haben kann, und man kann übrigens auf seine Wahrhaftigkeit rechnen, so würde doch die bloße Existenz dieses Baues eine schon vor Columbus bestehende Verbindung zwischen den beiden Hamisphären andeuten.

In dem Staate Nicaragua sind als wesentliche Punkte anzuführen, Leon an dem See Nicaragua und 1523 von Francisco Fernandez de Cordova gegründet, eine wichtige Stadt, welcher Thomson 38,000 Einw. giebt, sehr übertrieben, wie uns scheint, obgleich Balbi ihm gefolgt ist. Domingo Juarros giebt ihr nur 7571 E. Wir haben überdies gesehen Realejo mit seinen Werften und seinem Hafen und Nicaragua, das seinen Namen von dem See hat. Die andern wichtigen Städte sind Granada, mit ungefähr so viel Einwohnern, als der Hauptstadt zugetheilt wurden, eine Stadt, in welcher man eine schöne Pfarrkirche bemerkt. Ricoya mit einem Hafen am Stillen Meere, wo man auch einige Perlen fischt; Sutzaba, das nur von Indianern bewohnt wird; das Castell San Carlos am Einflusse des San Juan in den See Nicaragua, endlich Masaya, ein großes Indianerdorf, das seinen Namen von einem sehr tiefen Brunnen hat, in welchem die Frauen mit ihren Krügen auf dem Rücken hinabsteigen, indem sie sich blos an den vorspringenden Felsenstücken anhalten. Masava hat seinen Namen einem Vulkane gegeben, der zur Zeit der Eroberung in voller Thätigkeit war. Die Geschichtschreiber erzählen, im Innern des Kraters, in einem Durchmesser von 25 bis 30 Schritten ungefähr, erscheine eine Substanz, ähnlich geschmolzenem Metalle, das oft heftig und hoch aufwalle uud dann so viel Licht von sich gebe, daß das Land mehrere Stunden in der Runde erleuchtet werde. Daher der fürchterliche Name, den ihn die Spanier gegeben haben: Infierno de Masaya (Hölle von Masaya).

Der letzte Staat von Guatemala ist Costa Rica, dessen Hauptstadt denselben Namen führt. Man findet hier überdies Cartago, die ehemalige Residenz der spanischen Gouverneure; Villa Nueva de San Jose, mit einer gemischten Bevölkerung von 9000 Seelen; Esperanza, das 1670 von einem französischen Seeräuber durchaus zerstört wurde; endlich Villa Vieja und Villa Hermosa, ansehnliche Flecken. Außer diesen sechs großen Abtheilungen eines unbestrittenen Gebietes nimmt die Conföderation von Centralamerica auch noch einen Theil von Chiapa von Mexico in Anspruch.

Dies ist in unsern Tagen der statistische und geographische Zustand des Staates Guatemala. Sehr schwer würde es seyn, aus den verworrenen Sagen das herauszufinden, was es vor den Tagen der Eroberung wirklich war. Man glaubt jedoch, die ersten Herren waren Tutlecas-Indianer, die unter ihrem Könige Nimaquische aus Mexico kamen und als sie das Land sich unterworfen, in vier verschiedene Nationen mit ihren Häuptlingen und Regierungen zerfielen: die Quisches, Kaschipuelen, Zutugilen und Mams. Da sich jede auf Kosten der anderen vergrößern wollte, so entstanden bald blutige und langwierige Kriege, welche bei der Ankunft der Spanier noch fortdauerten.

In diesen Tagen wilder und kriegerischer Unabhängigkeit waren die Eingeborenen wohl nicht wie jetzt plump, ärmlich, ausgeartet. Die christliche Civilisation, welche sie dem Gehorsame unterwarf, diente nicht zur zur äußern Entwickelung dieser Race. Sieht man sie gegenwärtig so verfallen, so kann man kaum glauben, daß sie zu andern Zeiten so große und so wohlvertheidigte Städte, so herrliche Paläste mit so vieler Kunst, ja

bloße Luxusgebäude, wie die, deren Spuren noch übrig sind, aufführen konnte. Gegenwärtig besteht der größte Luxus der reichen Indianer in einer Wohnung von mehrern unregelmäßigen und schlecht angelegten Gemächern, und ihr Gesetzbuch enthält nur halbwilde Ueberlieferungen, ein seltsames Gemisch von Heidenthum und Christenthum. Doch ist es dasselbe Volk, welches Uatlan, Mixco, den großen Circus von Copan, dessen steinerne Hängematte und die Höhle von Tibulca anlegte. Wenn man fast auf der ganzen Erde diesen allmäligen und allgemeinen Verfall aller schwarzen und kupferfarbigen Volksracen von dem Augenblicke ihrer Berührung mit den Weißen an bemerkt, so kann man diese Thatsache nicht als einen isolirten und zufälligen Umstand betrachten, den die Sieger hätten verhindern können, oder den sie veranlaßten, sondern man muß darin jenen Finger des Fortschrittes sehen, der allmälig in die Welt neue Elemente zu einem neuen Werke einführt und der die Civilisation der weißen Volksrace nur auf die Vertilgung oder langsame, wenn auch sichere Verschmelzung der schwarzen und kupferfarbigen Nationen gründen kann.

Man kann indeß nicht leugnen, daß eine gewisse reiche und große Civilisation unter diesen Völkern der Neuen Welt zu der Zeit der Eroberung herrschte. Man kannte in der Regierungsform die Thronfolge nach der Ordnung der Erstgeburt, aber so, daß das Recht der Nachfolge auf den überlebenden jüngern Bruder überging. Der höchste Rath von Quische bestand aus 24 Herren, mit denen der König über die Angelegenheiten des Staates berathschlagte. Diese Räthe hatten große Vorrechte und genossen die Ehre, auf ihren Schultern den königlichen Sessel zu tragen, wann der Monarch seinen Palast verließ. Die Gerechtigkeitspflege und die Verwaltung der Staatseinkünfte lag in ihren Händen. Ihre Macht war deshalb sehr groß, hatte aber als Gegengewicht eine eben so große Verantwortlichkeit. Sie wurden bei dem geringsten Vergehen sehr streng bestraft.

Außer diesem Rathe, den der König um seine Person hatte, schickte er in sein ganzes Reich Stellvertreter, denen er seine Macht übertrug, die sie selten mißbrauchten. Diese Abgeordneten des Monarchen hatten auch ihre Räthe, welche unter den Notabeln der Provinz gewählt wurden. Handelte es sich um Krieg, so fragte man die tapfersten Führer um ihre Meinung. Die Stelle der Statthalter und Räthe wurde nur Adeligen gegeben. In dem Palaste des Königs mußten alle, selbst die Thürhüter, Adelige seyn. Da der Adel so viele Privilegien hatte, so kann man sich denken, daß die Familien alles thaten, um Mißheirathen zu vermeiden und ihr Blut in völliger Reinheit zu erhalten. Nach dem Gesetze fiel jeder Adelige oder Kazike durch die bloße Verbindung mit einer Nichtadeligen sogleich zu dem Stande des mazegual oder Bürgerlichen herab und mußte seinen Namen aufgeben und den seiner Frau annehmen. Ja, noch mehr, von diesem Tage an fielen seine Besitzungen an den König zurück, der ihm nur soviel davon ließ, daß er eine bürgerliche Haushaltung bestreiten konnte.

Diese Völker hatten Strafgesetze, denen selbst der König nicht entging. Wurde der König der Grausamkeit und Tyrannei überführt, so konnte er von den ahaguaes (ersten Adeligen) abgesetzt werden, welche bei dieser Gelegenheit einen feierlichen und geheimen Rath hielten; ein anderes Mal begnügte man sich, ihm nur seine Reichthümer zu nehmen, um sie seinem Nachfolger zu geben. Wurde die Königin eines sträflichen Umganges mit einem Adeligen überführt, so erwürgte man die beiden Schuldigen; vergaß sie aber ihren Rang so weit, daß sie sich einem Bürgerlichen hingab, so stürzte man sie mit ihrem Mitschuldigen von einem Felsen herunter.

Machten sich die Ahaguaes eines Staatverbrechens schuldig, einer Verschwörung oder eines Unterschleifs, so wurden sie zum Tode verurtheilt und alle ihre Verwandten als Sclaven verkauft. Jedes Verbrechen gegen den König oder die öffentliche Freiheit wurde auf dieselbe Weise bestraft. Die Diebe mußten den Werth der entwendeten Gegenstände bezahlen und dann noch eine Strafsumme entrichten; im Wiederholungsfalle wurde die Geldstrafe verdoppelt, im dritten Falle verurtheilte man sie zum Tode, und sie wurden hingerichtet, wenn nicht ein angesehener Mann sie loskaufte; beim vierten Male wurden sie unnachsichtlich von einem Felsen heruntergestürzt. Mädchenraub wurde mit dem Tode bestraft, wie auch Brandstiftung, und da die Brandstifter für Feinde des Landes galten, da das Feuer keine begrenzte Wirkung hat und eine ganze Stadt verbrennen konnte, wenn nur ein Haus vertilgt werden sollte, so wurde die ganze Familie des Brandstifters aus dem Lande verwiesen. Wer sich seinem Herrn entzog, zahlte das erste Mal Strafe, beim zweiten Male aber wurde er zum Tode verurtheilt. Die Entwendung heiliger Gegenstände, Beleidigung der Priester und Entweihung der Tempel zogen den Tod des Schuldigen und die Ehrlosigkeit seiner Familie nach sich. Ein seltsames Gesetz erlaubte einem jungen Manne, der ein Mädchen in einem Hause heirathen wollte, diese Verbindung durch Knechtsdienste auf bestimmte Zeit und durch Geschenke an die Eltern seiner Zukünftigen zu erkaufen. Verweigerte man ihm nach der Prüfungszeit das junge Mädchen, so waren die Eltern gehalten, die Geschenke dem jungen Manne zurückzugeben, und ihm so lange zu dienen als er ihnen gedient. Diese Sitte findet sich auch auf dem malaiischen Archipele.

Im Ganzen genommen sind diese Gesetze größtentheils weise, gerecht, wie auch streng und logisch, wenn auch nicht frei von Grausamkeit. Unter den Gebräuchen, welche eine Spur von dieser wilden Gerechtigkeit an sich trugen, ist besonders die Art zu erwähnen, wie man die Wahrheit einer Anklage zu ermitteln suchte. Gestand der Angeklagte sein Verbrechen, so erlitt er die Strafe auf der Stelle; leugnete er, so wurde er gefoltert. Man zog ihm die Kleidungsstücke aus, hing ihn an den Daumen auf und peitschte ihn auf grausame Weise.

Die Indianer jener Zeit trugen verschiedene Anzüge, welche ihren Rang und ihr Vermögen anzeigten. Nur die Adeligen konnten einen Anzug von weißem Baumwollenzeuge, verschiedenfarbig getüpfelt, tragen. Dieser Anzug bestand in einem Hemd und weißen Beinkleidern mit Fransen; andere Beinkleider, die nur bis an die Knie gingen und mit Stickereien geziert waren, wurden über die ersten gezogen. Die Beine blieben nackt und an den Füßen trug man Sandalen, die über der Fußbiege und unter der Ferse durch Riemen befestigt wurden. Die Aermel der Hemden waren über dem Ellnbogen mit blauen oder rothen Streifen zusammengezogen, die sehr langen Haare hinten geflochten und durch eine Schnur von derselben Farbe festgehalten; am Ende befand sich eine Schleife, das Zeichen der Militairchefs. Der Gürtel war aus einer Art verschiedenfarbigen Tuches gemacht und vorn durch eine Schleife verbunden. Ueber die Schultern wurde ein weißer Mantel mit Figuren und Vögeln, Hörnern &c. von Schnürchen oder Fransen geworfen. Die stets durchbohrten Ohren und Unterlippe trugen zum Schmucke goldene und silberne Gehänge von der Form eines Sternes; die Zeichen einer Würde oder eines Amtes wurden stets an der Hand getragen. Die jetzigen Indianer haben noch diese ganze Tracht beibehalten, nur daß sie das Haar kurz, die Aermel weit und in den Ohren keine Gehänge tragen.

Die civilisirten Eingeborenen kleiden sich mit dem größten Anstande; sie haben eine Art Rock, welcher von dem Gürtel bis zu dem Knöchel hinunterreicht, und auf den Achseln ein Gewand, das an den Knien endigt. Dieses Gewand, das sonst von Baumwollenzeug war, ist jetzt bei den reichen Eingeborenen von gestickter Seide. Ihr Haar ist geflochten und mit Schnuren von verschiedener Farbe geknüpft.

Die Kleidung der Mazagualen dagegen ist einfach und arm. Man erlaubt ihnen nicht, Baumwolle zu tragen, was sie nöthigt, sich mit jata, einer Art roher Leinwand, zu bekleiden. Sie haben ein einfaches weites und langes Hemd, das sie umschlagen und festmachen, um im Gange nicht gehindert zu werden. Zwei Stücke von demselben Stoffe dienen ihnen eines als Gürtel, das andere als Turban. Auch einige Indianer der Südküste haben diese Tracht angenommen; aber in diesem Bezirke tragen die meisten nur den maxtate, was ihr Languti oder Calimbe ist.

Die wilden Indianer von Guatemala, welche völlig nackt gehen, haben auch ein Zeugstück, das sie zwischen ihren Beinen durchziehen und

über den Hüften zusammenbinden. Dieses Zeugstück ist bei den Häuptlingen von weißer Baumwolle, bei dem Volke aber von Baumrinde, die, nachdem sie mehrere Tage in Wasser geweicht und stark geklopft worden ist, das Aussehen von schönem Gemsen- oder Büffelleder erhält. Diese Wilden färben sich den ganzen Körper schwarz, weniger zur Verzierung, als um sich vor den Muskitos zu schützen. Ein Stück Baumwollenzeug mit rothen Federn ist ihre Kopfbedeckung. Die grünen Federn sind das ausschließliche Merkmal der Häuptlinge und Adeligen. Die Haare fallen auf die Achseln; die Nase und die Unterlippe tragen Ringe. Sie haben in der Hand einen Bogen und über den Achseln einen Köcher.

Sonst hatten sie, wenn man Torquemada glaubt, in ihren vorzüglichsten Städten Schulen, in welchen die Kinder beiderlei Geschlechts ziemlich nach der Art der Lacedämonier Unterricht erhielten. Gegenwärtig giebt es, wie man vermuthet, nichts dergleichen selbst unter den civilisirtesten Indianern. Die Väter dagegen lassen sich die Erziehung ihrer Kinder sehr angelegen seyn. Die Frauen stillen ihre Kinder bis zum dritten Jahre und tragen dieselben beständig auf dem Rücken, was sie nicht hindert, eine Menge häuslicher Arbeiten zu verrichten. Diese so herumgetragenen Kinder gewöhnen sich frühzeitig an jede Witterung, denn sie sind unaufhörlich dem Regen und der Sonne ausgesetzt, und haben keine andere Wiege als den Boden oder höchstens eine kleine Hängematte. Kaum können sie laufen und schon legt man ihnen eine ihren Kräften entsprechende Last auf. Mit dem fünften oder sechsten Jahre schickt man sie aus, um kleine Bündel Holz zu holen. Werden sie größer, so lehren die Väter die Knaben die Jagd und den Fischfang, und die Mütter die Töchter die häuslichen Arbeiten. In den Familien wird die größte Wachsamkeit geübt; die Mütter lassen ihre Töchter keine Minute aus den Augen; die Söhne werden von dem Vater unterhalten, müssen demselben aber alles geben, was sie verdienen. Dies dauert bis zur Zeit ihrer Verheirathung.

Wenn man eine Hochzeit feiern muß, versammeln sich zum bestimmten Tage der Pfarrer des Dorfes, der erste Kazike und die Verwandten der Brautleute in dem Hause des Häuptlings des Volksstammes. Die Verlobten beichten zuerst, worauf sie getraut werden und Geschenke von den Verwandten erhalten. Ist die Trauung vorüber, so begleitet man das Paar bis in seine Wohnung, legt es ins Bett und verschließt sodann die Thüre.

Das Leben dieser Indianer ist ein beschwerliches und elendes; sie liegen auf der Erde und stützen ihren Kopf auf einen Stein. Ihre Mahlzeit halten sie auf dem Rasen und der Mais ist die Hauptsache dabei. Bisweilen mischen sie Rindfleisch oder ein anderes Fleisch darunter, das sie durch die Jagd erhalten, aber dies ist eine Ausnahme. Ihr gewöhnliches Gericht ist die tortilla, ein leichter auf einem Steine gebackener und mit Salz gewürzter Kuchen. Sie machen auch Kugeln von Mais, die tamal heißen; setzt man Fleisch dazu, so erhalten sie den Namen nacatamal. Der Mais giebt ihnen überdies ein Getränke, das sie atole nennen.

Bei ihren Besuchen halten sie lange Reden, welche nur durch die Wiederholung derselben Worte merkwürdig sind. Haben sie ihre Kinder bei sich, so müssen diese ganz ruhig seyn. Man kann ihnen ein Geheimniß anvertrauen und sie werden es nicht verrathen, stände auch ihr Leben auf dem Spiele. Legt man ihnen eine Frage vor, so ist ihre Antwort nie lang: vielleicht, ja, nein, darauf beschränken sie sich. Die Spanier halten sie außerordentlich hoch und fühlen sich durch einen Besuch derselben geehrt, aber einen unüberwindlichen Widerwillen äußern sie gegen die Neger und scheinen es zu vermeiden, diesen zu begegnen. Da sie, wie alle Ureinwohner dieser Zone, frostig sind, so sorgen sie in allen ihren Wohnungen für eine Stelle als Herd. Außerhalb ihrer Hütten wärmen sie sich besonders gern in der Sonne und baden sich in warmen Quellen. Sehr sind sie dem Trunke ergeben und abergläubisch über allen Glauben. Die Zahl ihrer Dialecte ist sehr bedeutend und kein Staat in der Neuen Welt gewährt hierin eine solche Mannichfaltigkeit. Man kann sich von der Verwirrung schwerlich einen Begriff machen. Nur in dem Staat Guatemala zählt man 26 Idiome, deren Wurzelwörter sehr verschieden sind.

Die Physiognomie der Eingeborenen von Guatemala unterscheidet sich wenig von der der Urracen Amerikas, und obgleich die Stämme durch die Sprache getrennt sind, nähern sie sich einander doch durch den Typus. Es ist immer das regelmäßige, aber ausdruckslose Gesicht, die wohlproportionirten Züge ohne Kraft, die dicken Lippen, die matten stieren Augen und die magern Glieder, deren Proportionen jedoch völlig correct sind. Unter den Frauen können wenige auf Schönheit Anspruch machen. Jung sehen sie allerdings recht frisch und anmuthig aus, aber ihre Jugend ist sehr kurz. Die ersten Beschwerden der Mutterpflichten verändern ihre Formen und im zwanzigsten Jahre ist eine Indianerin bereits alt.

Auf diese flüchtige Skizze beschränken sich die vorspringenden Züge des Staates von Guatemala. Uebrigens giebt es zwischen diesem Lande und Mexico so viele archäologische, ethnologische und historische Beziehungen, daß das Gemälde von Guatemala als bloßer Vorläufer von dem der mexikanischen Provinzen angesehen werden kann.

Kapitel XLI.

Die Vereinigten Staaten von Mexico. — Vera Cruz. — Straße von Vera Cruz nach Mexico.

Unsere Fahrt von Porto Bello nach Vera Cruz war langwierig und einförmig. Verschiedene Male hielt die Windstille uns wie angefesselt an das Meer, das nur von der Menge fliegender Fische und Legionen Boniten und Delphine belebt wurde. Endlich nach einer einmonatlichen Fahrt bei Sonnenaufgang rief der wachhabende Matrose: „Orizaba!" Die ganze Mannschaft eilte auf das Verdeck und man sah wirklich in dem bleichen Lichte des Morgens den riesenhaften Pic, der sich nicht weniger 17,000 Einw. über den Meeresspiegel erhebt. Als wir ihn bemerkten, waren wir 50 Stunden von ihm entfernt. Während des nächsten Tages erschien der schneeige Gipfel und verschwand wieder, trug bald in der halben Höhe ein Wolkendiadem und legte es bald wieder ab, so daß man seine ganze riesenhafte Masse sehen konnte. Mit der Unterhaltung eines solchen Anblicks näherten wir uns Veru Cruz. Zuerst erschien uns der Leuchthurm desselben, dann das Castell San Juan de Ulloa, der letzte Punkt, den die Spanier auf diesem Gebiete inne gehabt haben, und endlich die zahlreichen Thürme der Stadt, ihre Kuppeln, ihre Festungswerke, ihre Felsen, und ihre unter den Kanonen vor Anker liegenden Schiffe. (Taf. 51. Abbild.)

San Juan de Ulloa, das auf einer Insel liegt und, wenn man der Sage glaubt, nicht weniger als 200 Mill. Francs kostete, schreibt sich aus der ersten Zeit der Eroberung her. Im Jahre 1518 gab ihm Juan de Grijalva, der es besuchte, den Namen, den es behalten hat. Als er Ueberreste von Menschenopfern fand, fragte er die Eingeborenen, warum sie Menschen opferten, und sie antworteten, es geschehe auf Befehl der Könige von Acolhua oder Mexico. Daher der Name Ulloa und daher auch der des Opferinselchen, den eine benachbarte Klippe führt, die von einer einzigen Indianerfamilie bewohnt wird und als Begräbnißplatz der nichtkatholischen Fremden dient, die von dem gemeinsamen Gottesacker ausgeschlossen sind.

Nachdem wir um die Batterien herum waren, welche vor der Stadt stehen, begaben wir uns in die Werke selbst hinein, mußten aber vorher über einen großen Canal und durch mehrere Thüren. Das Fort schien sich in gutem Zustande zu befinden und fast uneinnehmbar zu seyn. Von da begaben wir uns in die Stadt, die von weitem reizend aussieht. Die regelmäßigen Festungswerke, welche mit den unregelmäßigen Dächern der Bürgerhäuser, öffentlichen Paläste, Pfarrkirchen, Klöster und Hospitäler verschmelzen, die lange Reihe von Terrassen, die gleichsam ein weißes Do-

menbret über der Stadt bildeten, ihre weißlichen Kuppeln, alles das gefiel dem Auge. Leider wohnt der Tod unter diesem lachenden Aeußern; das gelbe Fieber hauset hier schrecklich unter den Europäern, die sich seinem Einflusse aussetzen. Es ist endemisch in Vera Cruz wie in Havanna und in Neu Orleans, und richtet hier selbst noch größere Verheerungen an als an irgend einem andern Orte. Wir landeten in Vera Cruz an einem kleinen gemauerten Hafendamme und begaben uns nach einem kurzen Aufenthalte in dem Zollhause in die beste Posada. Durch einige Empfehlungsschreiben bekam ich bald Freunde in diesem mexikanischen Hafen, wo ich aus Klugheit mich nicht lange aufhalten sollte. Da das gelbe Fieber eben in dem Lande wüthete und in meiner elenden Posada ich nur eine schlechte Wohnung hatte, so mußte ich mich beeilen, in Vera Cruz das Wichtige und Merkwürdige zu sehen. Mein erster Ausflug führte mich nach der Alameda, der nothwendigen Promenade, welche man in allen Colonialstädten findet, dem Sammelplatze der eleganten Welt derselben. Die Alameda von Vera Cruz ist recht passend und hat Sitze für die, welche ausruhen wollen. Die Gesellschaft, welche man daselbst trifft, ist nach den Stunden und Tagen verschieden, da die Neue Welt wie die unserige ihre Gesetze der Mode und der Etikette hat.

Auf dem Rückwege von der Alameda sah ich zum erstenmale ein Corps mexikanischer Truppen. Die Officiere trugen glänzende mit Gold überladene Uniformen, aber der Anzug der Truppen entsprach diesem Luxus durchaus nicht. Die Bataillone bestanden aus Indianern, die sich sehr linkisch benahmen und denen die Waffen sehr im Wege zu seyn schienen.

Die Marktplätze von Veru Cruz sehen besser aus als die Promenaden. Als ich dort war, fand ich daselbst eine Menge von Eingeborenen und Indianern, deren originelle Trachten einen interessanten Anblick gewährten. Nur der Fleischmarkt erregte Ekel. Das Fleisch wird in lange Streifen geschnitten und man verkauft es nicht nach dem Gewichte, sondern nach der Elle. Um es aufzubewahren, legt man es in die Sonne und trocknet es ohne Salz. Die Fische sahen sehr gut aus, waren ziemlich groß und schimmerten auf den Steinplatten in allen Farben des Prismas. Ich bemerkte darunter nur eine Art (mugil cephalus, Lin.), die in Europa bekannt ist, alle übrigen waren diesen Meeren, vielleicht selbst diesen Gewässern eigenthümlich. Unter den Ergebnissen des Fischfanges und der Jagd gab es ferner noch Schildkröten, Armadillos und eine große Menge Wasservögel.

Dann besuchte ich die Kirchen, die nicht eben merkwürdig sind. Die Kathedrale ist groß, aber von sehr gewöhnlicher Bauart. Die mit Basreliefs und sehr geschmacklosen Vergoldungen überladenen Seitenaltäre sind mit mittelmäßigen Gemälden und Statuen verziert, und übrigens fehlt es in diesen Tempeln an aller Unterhaltung und Reinlichkeit. Die massiv silbernen Leuchter und Dreifuße sahen aus, als wären sie von Blei. Die Privathäuser haben ein weit angenehmeres Aussehen. Sie sind theils ein-, theils zwei- oder dreistöckig, in dem alten maurischen Style gebaut und bestehen demnach in einem großen vierseitigen Hofe, der von Verandas oder bedeckten Galerien umgeben ist. Die Fenster dieser Häuser haben Glas und die Dächer sind platt. Aus dem ganzen Baue erkennt man den Wunsch, sie gegen die starke Hitze zu sichern. Mehrere haben vorspringe Kiosks, welche den Seewind aufnehmen und so einen fortwährenden Luftzug in den andern Zimmern hervorbringen. Die Häuser in der Stadt, wie die Werke des Castells sind mit madreporischen Steinen gebaut, die mit einen Kitt derselben Art verbunden wurden. Diesen Kitt oder Mörtel braucht man auch zu den Dächern und Fußböden, und die Härte desselben ist so groß, daß er an gewissen Stellen durch Reibung die Glätte des Marmors erhalten hat. Der schönste Platz in der Stadt hat an einer Seite den Regierungspalast und an der andern die Kathedrale. Beide Gebäude haben Portiken, unter denen die Fußgänger vor Regen und Sonne geschützt herumwandeln können. Die Stadt besitzt nur sechs Kirchen, obgleich man beim ersten Anblicke mehr als zwölf Thürme bemerkt. Eine Menge Kirchen, die zu Mönchs- und Nonnenklöstern gehörten, stehen jetzt leer und mehrere dieser Gebäude zeigen noch Spuren von den erbitterten Kämpfen, deren Schauplatz Vera Cruz war. Dieser Kampf war so unglücklich, daß die Stadt 1825 nicht mehr 16,000 Einw., die ihr Humboldt giebt, sondern nur noch 8000 zählte. Seitdem soll sich die Zahl auf 12 bis 13,000 wieder gehoben haben. Balbi übertreibt, wenn er ihr 15,000 giebt. In Folge diser Verwüstung, oder in Folge der Ungesundheit der Küste haben die Straßen in fast allen Stadttheilen ein trauriges und stilles Aussehen. Die öden Umgebungen bestehen aus sandigem Boden, der des Anbaues nicht eben fähig ist. Deshalb sind alle Gegenstände der ersten Nothdurft, die man aus weiter Ferne bringt, in Vera Cruz außerordentlich theuer. Dieses düstere und öde Aussehen einer von pestilenzialischen Sümpfen umgebenen Stadt, dieser Mangel an Lebensmitteln zu einem anständigen Preise, dieses gelbe Fieber, ein Damocles-Schwert, das unaufhörlich über jedem hier an's Land gehenden Europäer schwebt, alles dies trägt azu bei, diesen Hafen Mexicos zu einen gefährlichen und nicht eben anziehenden Aufenthalte zu machen. Die geselligen Verhältnisse sind überdies keine Entschädigung für diese Ursachen der Langeweile und der Traurigkeit. Man lebt vereinzelt und nur in einem Kreise von Geschäftsverbindungen. Der Handel des Landes, der während der spanischen Herrschaft ziemlich reich war, scheint in Folge der neuerlichen Kriege sehr abgenommen zu haben. Die Abgaben und Kosten von den Waaren sind übrigens auch so ungeheuer, daß die Leute den Muth zu jeder Speculation verlieren. Man bezahlt 8½ Proc. von dem Werthe aller europäischen Artikel, und der Werth dieser der willkührlichen Schätzung der Zollbeamten überlassenen Waaren wird oft verdoppelt und verdreifacht. Man bezahlt ferner einen Piaster von jedem Ballen für das Hospital und 4½ Piaster von einer Tonne Last, drei Realen von dem Fasse für das Wasser des Schiffes und 32 Piaster bei jeder Reise für die Benutzung der großen Böte, deren man sich zur Landung bedient. Setzt man zu diesen Abgaben die Kosten des Transportes in das Zollhaus und in die Niederlagen, den Lohn der lasttragenden Neger hinzu, die sich sehr gut bezahlen lassen, so wird man kaum eine Idee von den Hemmnissen haben, welche der Entwickelung des Handels in Vera Cruz entgegen stehen. Außer diesen Hafenkosten giebt es nicht minder drückende für den Transport nach Mexico, da die Artikel, welche in das Innere gehen, eine Abgabe von 12 Proc. geben müssen, so wie in der Hauptstadt selbst von allem, was in die Provinz geht, eine Abgabe erhoben wird.

Auf meinen Wanderungen in Vera Cruz sah ich in den Straßen wie zahme Vögel jene Geier herumgehen, welche die Aufgabe zu haben scheinen, allen Unrath aus den zwischentropischen Städten fortzuschaffen. In dem Augenblicke, wann Abgänge aus den Küchen auf die Straße geworfen werden, stürzen sie sich mit einer Gefräßigkeit ohne Gleichen darüber her, so daß dieselben im nächsten Augenblicke verschwunden sind. Ist dies geschehen so fliegen sie wieder auf die Dächer der Kirchen, wo sie zu Hunderten sitzen.

Die Küste, an welcher Vera Cruz liegt, hieß sonst Chalchiuhuccan. Man nennt die Stadt oft Vera Cruz Nueva, um sie von einem Vera Cruz Vieja zu unterscheiden, welches an der Mündung des Rio Antigua liegt und von den Geschichtschreibern für die erste Gründung des Cortez angesehen wurde, bis Clavijero das Gegentheil bewiesen hatte. Die Stadt wurde 1519 unter dem Namen Villa Rica de Vera Cruz, drei Stunden von Cempoalla, dem Hauptort der Totonaquen, begonnen, man verließ sie aber wieder, um weiter südlich Vera Cruz l'Antigua anzulegen, die wegen der Verheerungen des gelben Fiebers selbst bald wieder verlassen und durch die gegenwärtige Stadt, Nueva Vera Cruz, ersetzt wurde, welche der Graf von Monterey, Gouverneur von Mexico, gegen das Ende des 16. Jahrhunderts an der Küste selbst gründete, wo Cortez an's Land gestiegen war. Die Stadt erhielt ihre Privilegien erst 1615 unter Philpp III. Sie vergrößerte sich in dieser dürren Ebene ohne laufendes Wasser, die den NO-Stürmen offen steht und von beweglichen Dünen eingeschlossen wird. Außer dem gelben Fieber herrscht da ein Wechselfieber, das selbst die Eingeborenen nicht verschont. In der Umgegend der Stadt giebt es keine Berge, nicht einmal Steine. Das Wasser

findet sich auf dem Boden von Vera Cruz in einer Tiefe von einer Klafter, ist salzig und ungesund und kann nur zum Waschen gebraucht werden. Die wohlhabenden Einwohner haben Cisternen und trinken Regenwasser; das Volk schöpft das seinige aus einem Graben. Da dieser Wassermangel zu jeder Zeit für das Haupthinderniß des Gedeihens von Vera Cruz angesehen worden ist, so beschäftigte man sich in dem letzten Jahrhunderte damit, den schönen Fluß Xamapa abzuleiten, aber alle bis jetzt aufgewendeten Kosten sind nutzlos gewesen, obgleich sie sich auf nicht weniger als drei Millionen belaufen haben.

Nach einem achtundvierzigstündigen Aufenthalte war Vera Cruz ohne Interesse für mich aber nicht ohne Gefahr, und ich machte mich also mit einigem Vergnügen in einem von acht Maulthieren gezogenen Wagen auf den Weg. Der Zufall hatte mir einen Reisegefährten gegeben, einen englischen Ingenieur; wir reisten also auf gemeinschaftliche Kosten. Während einiger Stunden arbeitete sich der Wagen mühselig durch den Sand des Strandes, dann wendete er sich zur Linken und nach dem Innern zu, ungefähr auf der Höhe von Santa Fe. Santa Fe war, wie fast alle Dörfer, die wir auf dieser Straße treffen sollten, eine Gruppe von Hütten von Bambus und mit Palmenblättern gedeckt. Zur Lüftung dieser Wohnungen bringt man darin keine Fenster an; man läßt Oeffnungen zwischen dem Rohr, damit der Luftzug durchstreichen kann. Eine solche Wohnung hat nur eine Thüre, die in das einzige Gemach geht, in welchem die ganze Familie, das Vieh und Geflügel unter einander leben. Bisweilen bringt man eine Scheidewand von einer oder zwei Matten an, aber dies geschieht sehr selten. Die Küche befindet sich in einer andern Hütte. Die Betten sind eine Decke auf dem Boden oder eine Art Pritsche von Bambus. Die andern Geräthe bestehen in einigen Flaschenkürbissen, die Wasser enthalten, in Gläsern, aus denen man Orangeade trinkt, in Steinen zum Zerreiben des Mais, und in einigen irdenen Gefäßen. Das sind die Wohnungen der Eingeborenen und folglich die alleinigen Posadas oder Wirthshäuser, welche wir auf dem Wege zu hoffen hatten. Darin mußten wir Abends ausruhen am Fuße der Pferde, welche ihren Mais verzehrten, neben den Hunden, welche einen fürchterlichen Lärm machten, und unter den Männern und Frauen, unter den Hühnern und Schweinen, und ausgesetzt den brennenden Stichen der Muskitos, jener entsetzlichen Plage der tropischen Gegenden. Diese erste Posada war übrigens doch noch so ziemlich mit Lebensmitteln versehen. Wir fanden da Hühner, Reis, tortillas (Maiskuchen), Ananas und viel Orangeade.

Die nächste Morgendämmerung fand uns munter und bereits auf dem Wege, der bald durch Sümpfe, bald durch ein Sandmeer führte. Bisweilen erschienen hier und da wie Oasen einige grüne Stellen, welche von malerischen Indianerhütten geschmückt wurden, die nett gebaut waren und ganz anders aussahen als die ranchos (Wirthshäuser) am Wege. Wir konnten unterwegs eine Menge Thiere und Pflanzen beobachten: wilde Katzen und einen Cuguar, mehrere Arten Adler, sehr schöne Falken, Kukkuke und virginische Nachtigallen, welche bis auf Pistolenschußnähe an sich kommen ließen. Denselben Tag bemerkten wir auch einige jener mexikanischen tumuli, die fast natürlichen Hügeln gleichen und immer häufiger wurden, je weiter wir in das Innere des Landes kamen. Die Indianer, welche sich hier und da an der Thüre ihrer Hütten zeigten, waren civilisirt und schienen alle gute, unschuldige, einfache und unverdorbene Leute zu seyn.

Einige Stunden vor der Ankunft in Puente del Rey (Königsbrücke) erreichten wir jenen Theil der Straße, von der Humboldt spricht und die in früherer Zeit in großem Maßstabe begonnen, gegenwärtig statt, wie der gelehrte Reisende annahm, zum Ruhme der spanischen Ausdauer vollendet zu seyn, nachdem Millionen darauf verwendet worden sind, verlassen und in Trümmern liegt. Der Anblick von Puenta del Rey ist eine Entschädigung für diese Täuschung. Nichts Schöneres als die Gegend, in welcher der Ort liegt, nichts Anmuthigeres als die zierlichen und weißen Bogen, unter denen der Fluß Antigua hinströmt nachdem er den Fuß der bewaldeten Hügel bespült hat. (Taf. 51. Abbild.) Diese Gegend war 1815 der Schauplatz eines blutigen Kampfes zwischen den mexikanischen Insurgenten und den spanischen Truppen. Santa Anna und Vitoria machten sie mehrmals zum Schlüssel ihrer Operationen. Auch wurden die Felsen, welche den Weg beherrschen, in Redouten verwandelt und sind mit Kanonen gespickt. Die Brücke ist von merkwürdiger Bauart. Die Bogen sind von Stein.

In Puente konnten wir noch besser den Indianer der Sierra caliente beobachten, den einfachen Menschen, dem wenig genügt und der sich von den Früchten nährt, welche ohne besondern Anbau gedeihen. Fleisch wird unter diesen Leuten wenig gegessen. Ihre Kleidungsstücke, wenn sie dergleichen haben, sind ein Ertrag ihrer Eier, die sie in einer benachbarten Stadt verkaufen. Ein Machete, ein Sattel und ein Pferd, das sind die Gegenstände des größten Luxus unter ihnen; aber nur die Reichen besitzen dieselben. Von Vera Cruz nach Puente del Rey ist kaum der hundertste Theil des Bodens bebaut.

Jenseits Puento del Rey beginnt eine andere Vegetation und eine andere Landschaft. Nachdem man über dem Rio ist, der auch eine schöne Brücke von einem Bogen hat, steigt man allmälig den Encerro hinan, die erste Höhe der mexikanischen Hochebenen nach Vera Cruz hin. Je höher man steigt, um so dünner wird die Luft und die Landschaft verändert ihren Charakter. Die Früchte und Blumen der Tierra Caliente verschwinden und bald bemerkt man Gruppen von Eichen, die Grenzmale des gelben Fiebers, die Schranke, welche die schreckliche Krankheit nie übersteigt. Hier erinnert nichts mehr an den öden Anblick der Küstengegenden. Man könnte glauben, in einen europäischen Park versetzt zu seyn, wenn die Gestalt der Bäume nicht einen besondern Charakter hätte. Um die Illusion zu mehren, wird auf der Höhe des Plateaus, das nach Xalapa führt, die erweiterte Straße eine gepflasterte Chaussee, welche bald durch Maisfelder, bald durch Obstgärten, bald durch kleine Wälder von Bananen, Aloen rc. geht. Hier und da erblickte man das Dach reizender Wohnungen, welche gleichsam in Blumenkörbchen zu liegen schienen. Von dieser Höhe, 4300 F. über dem Meeresspiegel, konnte man das ganze geologische System des Landes überblicken, die Reihe grünender Hügel überschauen, deren Hintergrund Perote und Orizaba bildeten.

So erreichten wir Xalapa, das sich bereits lange in der Ferne mit seinen Kirchen und Häusern zeigte. Xalapa ist das Paradies der Kaufleute, welche das ungesunde Clima von Vera Cruz gequält hat. Dahin eilen sie, um wieder etwas zu Kräften zu kommen.

(Xalapa.)

Xalapa sieht, wenn man es von weitem am Fuße des Basaltberges Macultepec betrachtet, eher wie eine Festung als eine Stadt aus. Das Kloster St. Franziscus, welche sie beherrscht und zur Zeit des Cortez gebaut wurde, gleicht von weitem einer Redoute, und wirklich man gab in den ersten Zeiten der Eroberung diesen Gebäuden eine Form, welche sie im Nothfalle gegen einen Aufstand der Eingeborenen nützlich machte. Dieses Kloster von Xalapa liegt wunderbar; es beherrscht und deckt die ganze Gegend und man kann von ihm aus bis zu dem Oceane sehen. Mehr in der Nähe, in der Umgegend der Stadt selbst, entfalten sich dichte Wälder von Styrax, Piper, Melastomen und baumartigen Farrnkräutern, besonders auf dem Wege von Pacho nach San Andres, an den Ufern des kleinen Sees de los Barrios und auf den Höhen des Dorfes Huastepec.

Xalapa ist nicht mehr was es sonst war. Das aus den neuern Kriegen entstandene Unglück und die noch immer bestehenden Vorurtheile haben nicht erlaubt, daß die Sieger und Besiegten in der neuen Republik in Frieden mit einander lebten. Nur die Zukuuft kann diese Verschmelzung bewirken. Bis dahin sind viele Elemente des Gedeihens aus diesen Provinzen verschwunden. Darunter gehört die Messe von Xalapa. Diese Messe war der Anknüpfepunkt zwischen den Geschäften an der Küste und denen des Innern. Xalapa war der große mexikanische Stapelplatz für die europäischen Waaren. Kaum hatte man sie in Vera Cruz gelandet, so transportirte man sie auf Maulthieren zu der großen Messe in

Xalapa, und von allen Gegenden Mexicos kamen Käufer herbei, welche hier ihre jährlichen Einkäufe machten. Der Beginn der Messe wurde durch Prozessionen und Gebete bezeichnet, welche der Handel gegen zahllose Freigebigkeiten gegen die Kirche erhielt. Xalapa, das in gewöhnlicher Zeit nur 12,000 Einw. hatte, zählte dann 50,000. Gegenwärtig hat diese Handelswichtigkeit aufgehört und Xalapa ist nur noch das Lusthaus von Vera Cruz. Die Häuser sind nach der alten spanischen Art gebaut und zwei Stockwerke hoch; sie umgeben einen viereckigen Hof, in dessen Mitte ein Brunnen fließt oder eine Fontaine springt. Einige dieser Gebäude haben Glasfenster, die meisten aber nur Jalousien, welche in dieser gemäßigten Temperatur auch recht wohl ausreichen. Vom December bis Februar bedeckt der Nordwind mit dichtem Nebel den Himmel Xalapas, der im Sommer so heiter ist. Der Thermometer fällt dann von 12 auf 16 Grad und es vergehen oft zwei bis drei Wochen, ohne daß man die Sonne sieht. Xalapa hat acht Kirchen, die gut unterhalten werden und mit reichen Sculpturen geschmückt sind. Der Hauptaltar der Kathedrale ist von Silber. Die Bürger wie die gemeinen Leute sehen recht wohlhabend aus. Die Frauen sind gleichförmig schwarz gekleidet und mehrere von ihnen tragen sehr schöne Spitzenschleier; sie stehen in dem Rufe, heiter, lebendig, redselig und selbst galant zu seyn. Sie rauchen wie die Damen in den andern spanischen Colonien Cigarren und blasen einander in ihren Gesellschaften den Rauch zu. Ein Salon ist deshalb ein wahres Rauchzimmer.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Xalapa setzten wir unsern Weg nach dem Innern fort. An unserm Horizonte befand sich fortwährend der Riese dieser Gebirge, der Pic von Orizaba und neben ihm sein geringerer Nachbar der Koffer von Perote, der wegen der Form seines Gipfels so genannt worden ist. Am Fuße des Orizaba breiten sich die beiden Städte Orizaba und Cordova aus, die beide durch den Tabak und Kaffee berühmt sind, welche man in der Umgegend baut. Derselbe Bezirk erzeugt wie der, welchen wir eben durchreisten, Sassaparille, vortreffliche Vanille und Jalappe, welche ihren Namen der Stadt Xalapa gegeben hat. Eine kleine Anzahl Indianer-Dörfer ist über das ganze Gebiet verstreut, das im herrlichsten Grün prangt. So gelangt man durch eine Reihe köstlicher Landschaften bis zu dem Dorfe San Rafael. Der Weg ist von Nopals begrenzt, von denen einige bis 24 Fuß hoch sind.

Sieben bis acht Stunden weiter hin ändert sich der Anbau des Landes. Man gelangt in die Fichtengegend und der Boden bildet nichts als eine Masse halbverbrannter Schlacken, Bimssteine und Lava, die in allen Formen aufgethürmt sind. Bald ragten schwarze Basalte über die Straße, bald bildeten ganze Bogen luftige Brücken, als wäre die flüssige Lava in dem Augenblicke erstarrt, als sie hervorquoll. Mitten in dieser wilden Landschaft gelangt man in das Indianerdorf Las Vegas, dessen Häuser von Holz und Dächer von Latten eher an Schweden und Norwegen als an Mexico und die Neue Welt erinnern. Las Vegas ist ein kleiner Ort, im Winter ziemlich heftiger Kälte ausgesetzt und in einer unfruchtbaren Gegend liegend. Kaum fanden wir einige Chirimoyas, eine treffliche Frucht, größer als eine Orange, deren Geschmack dem der Erdbeere gleicht.

Von Vegas nach Perote geht der nicht sehr gute Weg über Steppen, die nur hier und da durch einige Landgüter oder Haciendas belebt werden. Ehe wir in diese Stadt gelangten, sahen wir zum ersten Male große Pflanzungen von amerikanischer Agave oder großer Aloë, einem Baume, der die Pulque, das Lieblingsgetränk der Mexikaner, liefert. Die Agave wächst bei Perote bis in die Straßen der Stadt hinein und erlangt eine ungeheuere Höhe. Einige Blätter sind zehn Fuß lang, funfzehn Zoll breit und acht Zoll dick. Auf den zwanzig Fuß hohen Stengeln breiten sich wie Leuchterärme Zweige mit glänzendgelben Blüten aus. In diesen Ebenen wachsen auch die schönsten Nopals, die man sehen kann, Bäume von 24 Fuß im Durchmesser, mit runden glatten Blättern.

(Perote.) Perote, das von Steinen gebaut ist, hat eigentlich nur eine einzige Straße mit niedrigen und traurigen Häusern ohne Fenster und ohne Kamine. Die Wichtigkeit der Stadt beruht in einer Festung gleichen Namens im N. Diese Feste, welche sich an eine die weite Ebene begrenzende Bergkette lehnt, ist ein Werk, das, obwohl ziemlich imposant, doch zur Vertheidigung des Landes ganz nutzlos ist. Eine Armee würde sie ohne Gefahr hinter sich lassen und in ihrem Marsche nach den Mittelprovinzen umgehen; sie kann deshalb höchstens als Niederlagsort für Waffen und Schätze dienen. Perote hat auch ihren Namen dem Berggipfel gegeben, der Koffer von Perote heißt. Es ist dies ein Berg von Basaltporphyr, der weniger wegen seiner Höhe, als wegen der seltsamen Form merkwürdig ist, die ihm den Atzeken-Namen, Naucampatepetl (Berg in vier Theilen) und Koffer von Perote, verschafft hat. Von dem Gipfel dieses Berges, der nicht zu der Grenze des ewigen Schnees reicht, ob er gleich 2097 Toisen über dem Meeresspiegel liegt, hat man die herrlichste Aussicht auf der einen Seite auf das ganze Plateau von La Puebla und den östlichen Abhang der mexikanischen Cordilleren, die mit dichten Wäldern bedeckt sind, und auf der andern auf den Ocean und seine gezackten Küsten, wo sie als kaum bemerkbare Punkte Vera Cruz und das Castell Ulloa zeigen. Die Spitze des Koffers ist ein nackter, von einem Fichtenwalde umgebener Felsen.

In Perote, das 1200 Toisen über dem Niveau des Meeres liegt, zeigt sich die östliche Spitze des großen Mittelplateaus. Die Natur ist hier düster, traurig und öde und auf jeden Fall vulkanischer Boden, und diese finstere und dürre Physiognomie ändert sich wenig bis nach Puebla de los Angeles. Es war uns jedoch möglich, auf diesem Wege eine Luftspiegelung zu sehen, eine optische Erscheinung, welche mitten in der nackten Ebene Zaubergärten und Seen erscheinen läßt, die vor dem Blicke fliehen. Wir konnten auch unter allen Ansichten den Riesen Orizaba sehen, der sich, besonders von Ojo de Agua aus, ganz losgetrennt von den secundären Ketten darstellt, die sich neben ihm hinziehen und wirklich in der Luft zu schwimmen scheinen.

Wir kamen durch die nördliche Vorstadt nach Puebla. Jenseits der Franciscusbrücke zeigen sich auf der einen Seite ein Kloster und auf der andern die Alameda. La Puebla war nicht mehr ein ärmlicher volkloser Flecken wie alles, was wir auf dem Wege gesehen hatten, sondern eine geräuschvolle belebte Stadt. Um sie im Ganzen zu überblicken, muß man auf die Terrasse der Kirche Unserer lieben Frau von Guadeloupe steigen. (Taf. 51. Abbild.)

(La Puebla.) La Puebla, das die Spanier im Jahre 1533 gründeten, ist eine der reichsten und schönsten Städte Mexicos. Sie breitet sich auf dem Plateau Anahuac in einer gut bebauten Gegend mit ihren regelmäßigen und netten Häusern und Kirchen aus, die dem Luxus im Innern und der architectonischen Form nach selbst denen in Mexico nicht nachstehen. Sie hat sowohl in ihrer Form als in den Gewohnheiten ihrer Bürger noch einen gewissen Duft von der Zeit der Eroberung. Die gothischen Verzierungen unter diesem erhaltenden Clima sind frisch geblieben wie am ersten Tage; die Vergoldungen, die bunten Statuen haben sämmtlich ihren ersten Glanz behalten. Es scheint alles ganz neu zu seyn.

Die Straßen der Stadt sind gerade, breit, mit breiten Steinplatten und Trottoirs versehen und kreuzen sich in rechten Winkeln; die ziemlich großen zwei bis drei Stockwerke hohen Häuser haben platte Dächer, von denen einige mit gefirnißten, mosaikähnlich gelegten Ziegeln gedeckt sind, so daß sie Gemälde darstellen. In Europa giebt es nichts, was sich mit dieser Art Schmuck messen könnte. Bisweilen bemalt man die Häuser al fresco wie in den italienischen Städten. Zierliche eiserne Balcons vollenden das Aeußere dieser Häuser. Im Innern haben sie wie die in Vera Cruz einen großen vierseitigen Hof, dessen Galerien mit porzellanen Blumenvasen geschmückt sind. Die Zimmer sind nackt, ohne Tapeten, und ärmlich meublirt. Ein jedes hat dagegen als Schutzpatron entweder ein Jesuskind von Wachs, oder das geschnitzte Bild eines Heiligen oder Christus in einem silbernen Rahmen. Fast immer findet man in diesen Wohnungen fließendes Wasser.

Man zählt in La Puebla de los Angeles nicht weniger als sechzig Kirchen, vor deren Luxus unser europäischer Luxus verbleichen muß. Die Kathedrale besonders ist ein Wunder von Gold und Silber, die vielleicht ohne Geschmack, aber in unglaublicher Menge hier aufgehäuft sind. Der Hauptaltar bildet allein eine Kirche in der Kirche. Er ist von dem schönsten Marmor aufgebaut und mit den kostbarsten Edelsteinen Mexicos geschmückt; er blendet das Auge durch seine Säulen von Gold, seine Decke von massivem Silber mit den herrlich getriebenen goldenen und silbernen Gefäßen darauf. Man schätzt den Werth dieses kostbaren Altars auf zwei Millionen.

Nach der Kathedrale zieht das Haus der geistigen Zurückgezogenheit zunächst die Aufmerksamkeit auf sich, ein großes Gebäude, in welchem Männer und Frauen, die sich zum Empfange des Abendmahles vorbereiten wollen, sich auf eine Woche lang zurückziehen und darin ohne Kosten leben können. Es ist ein Ort, dessen Bau nach diesem Zwecke eines beschaulichen Lebens berechnet wurde, eine übrigens so gut dotirte Anstalt, daß sie eine große Anzahl Frommer aufnehmen kann, ohne jemals arm zu werden. Dieser Palast, denn ein Palast ist es, ist in zwei Hälften getheilt, deren jede einen schönen Garten hat, in welchen die Zimmer der Bußethuenden sehen. Jedes Zimmer hat ein Crucifix, ein hölzernes Bett, einen Stuhl und einen Tisch. Solcher Zimmer giebt es fast hundert. Das Leben derer, welche auf kurze Zeit darin sich aufhalten, wird fast ganz in diesen Zellen verbracht. Nur die Mahlzeiten und die öffentliche Gottesverehrung vereinigen die Gemeinde in der Kapelle oder in dem Refectorium. Bisweilen gehen jedoch die Büßenden auch auf den langen Gängen umher, die mit einem goldenen und silbernen Crucifix, sehr schönen Gemälden und Inschriften an den Wänden geziert sind. Die beiden Hälften des Gebäudes sind nicht dazu bestimmt, die Geschlechter zu sondern, vielmehr die Laien von den Geistlichen zu trennen. Die letztern wohnen für immer in diesem Hause und verbringen hier wohl ihr ganzes Leben in frommen Uebungen.

Die andern Gebäude von Puebla sind St. Philipp von Ceri, die Bulloch für die größte und reichste Kirche nach der Kathedrale hält; die Kirche des heil. Geistes, die sonst den Jesuiten gehörte, ein geschmackvolles Gebäude, wie das dazu gehörige große und schöne Collegium, eines der berühmtesten in Mexico; die Kirche des Augustinerklosters, deren Hochaltar silberne Statuen trägt; die Kirche und das Kloster des heil. Dominicus, wo der Hauptaltar, der von massivem Silber ist, an seinen beiden Seiten zwei Hunde von natürlicher Größe von demselben Metalle auf goldenen Piedestalen hat; ein Seminar, eines der Hauptunterrichtsanstalten in Mexico, und endlich die Kirche der heil. Monica, welche sich durch den Reichthum ihrer Gewölbe und die kostbaren Sculpturen ihrer Wände auszeichnet.

Puebla, die zweite Stadt in Mexico, Sitz eines Bisthums, dessen Reichthum fast dem von Mexico gleichkommt, wird von vier Alcalden verwaltet, welche sechszehn Subalternpersonen unter sich haben. Auf den öffentlichen Plätzen findet man öffentliche Wagen, welche von Maulthieren gezogen werden und an die europäischen Fiacres erinnern. Die Märkte werden von Indianern versorgt, welche oft sehr weit und selbst von den Tierras calientes herkommen und auf den Steinplatten dieser Märkte Waaren aller Art unter einem großen Sonnenschirme ausbreiten. Hier sieht man Gemüse der Tropen, Erzeugnisse, welche diesen hohen Zonen fremd sind, dort Geflügel in Menge und wohlfeil; dort werden wandernde Küchen aufgeschlagen, in denen die Eingeborenen auf einem Kohlenfeuer alle Arten Fleisch, Geflügel und Gemüse zubereiten. Ihre Gerichte sind immer stark mit Chili, das Lieblingsingredienz der Mexikaner, gewürzt. Uebrigens bieten die Frauen als Erfrischungen Getränke von verschiedener Farbe und verschiedenem Geruche an.

Sonst hatte Puebla Fabriken von gewöhnlichem Tuche, die im Lande berühmt waren. Diese Industrie ist jetzt ganz erloschen, man sieht jedoch noch einige Ziegelbrennereien, Glashütten und Seifensiedereien. Puebla ist auch durch seine Pastetenbäcker berühmt, vollkommene Künstler, welche für das Krönungsfest Iturbides über fünfhundert Arten Confituren lieferten.

So begünstigt Puebla in Hinsicht auf Gebäude ist, so wenig scheint es dies in Bezug auf die Bevölkerung zu seyn. Es fehlt der Stadt besonders an Frauen, an eleganten Frauen, welche sie belebten und schmückten. Nur in den Kirchen an großen Festtagen, oder in den Straßen, wenn eine Prozession kommt, kann man die elegante und reiche Gesellschaft der zweiten Stadt Mexicos sehen. Außer diesen bevorzugten Tagen sind alle Stadttheile fast öde.

Die Straße von Puebla nach Mexico gab uns durch einen kleinen Umweg die Gelegenheit, die Pyramide von Cholula zu besuchen. Cholula und seine Pyramide bildeten die erste Probe von den Gebäuden der alten Civilisation dieser Länder, und wir wendeten uns nach der Ebene, wo dieses Denkmal seit so vielen Jahrhunderten steht.

(Cholula.)

Die Pyramide von Cholula befindet sich zwischen Mexico und Puebla am Fuße der vulkanischen Kette, welche von dem Fuße des Popocatepatl, des höchsten Pics des ganzen Systems, ausgeht, um nach dem Rio Xario und dem Pic des Telapan hin zu verschwinden. Die Gegend umher ist, obgleich nackt und unfruchtbar, in der mexikanischen Geschichte nicht unberühmt. Sie enthält die Hauptörter der drei Republiken Tlascala, Huexocingo und Cholula, welche lange dem Umsichgreifen der Fürsten der großen Stadt, der Atzeken-Könige, widerstanden. Dieses Cholula, das Cortez in seinen Berichten zu einer so wichtigen Stadt macht, zählt gegenwärtig kaum 16,000 Seelen. Im Osten von den Mauern derselben und auf dem Wege nach Puebla steht die an der westlichen Façade gut erhaltene Pyramide. Um dieses Denkmal her bemerkt man kaum einige Agaven und Drachenblutbäume; alles übrige ist ohne Grün und ohne Wasser.

Um zu erfahren, was dieses Denkmal ist, muß man wissen, daß jedes der Völker, welche nach einander das mexikanische Gebiet inne hatten, die Tolteken, die Cicimeken, die Acolhuen, die Tlascalteken und endlich die Atzeken, Völker, welche nur durch politische Kämpfe getrennt, dem Ursprunge, den Sitten und der Sprache nach aber gleich waren, eine Ehre darin suchte, Gebäude zu errichten, welche man Teocallis (Gotteshäuser) nannte. Obgleich von verschiedener Größe hatten doch alle diese Gebäude dieselbe Form, die der Pyramiden mit mehrern Absätzen, deren Seiten der Richtung des Meridians und der Parallele des Ortes folgten. Der Teocalli erhob sich in der Mitte eines großen vierseitigen von einer Mauer umschlossenen Raumes, und in diesem Raume waren Gärten, Brunnen, Wohnungen für die Priester und bisweilen selbst Waffenniederlagen. Man gelangte auf einer Treppe auf die Spitze der Pyramide und fand auf der Platform oben zwei Votivkapellen, den wesentlichen Theil des Gebäudes, in welchem man die colossalen Götzenbilder bewahrte. Diese so angebrachten Kapellen wurden von der ganzen in der Ebene zerstreuten anbetenden Menge gesehen und der Oberpriester stellte sich an die sichtbarste Stelle.

Die Teocallis, von denen man noch an verschiedenen Orten der mexikanischen Hochebene Spuren erblickt, reichen so weit in die Geschichte dieser Völker zurück, daß man ihre Entstehung nicht genau angeben kann. Als im 12. Jahrhunderte die Atzeken oder Mexikaner in dieser Aequinoxialgegend ankamen, standen die Pyramiden von Papantla, Teotihuacan und Cholula bereits seit Jahrhunderten. Sie schrieben diese großartigen Baue den Tolteken zu, einer mächtigen und civilisirten Nation, welche Mexico fünf Jahrhunderte vor ihnen bewohnte, ohne jedoch zu wissen, ob sie sich nicht aus noch früherer Zeit herschrieben.

Die älteste und berühmteste dieser Pyramiden (Teocallis) ist die von Cholula. Man nennt sie auch den von Menschenhand gemachten Berg (monte hecho a mano). Gegenwärtig ist die Gestalt des Baues durch Einstürze und durch das Wachsen einiger Pflanzen, wie des Nopals und des Stachelbirnbaumes, so verändert, daß man denselben für einen bewachsenen natürlichen Hügel halten könnte. Die Straße von La Puebla nach Cholula geht selbst durch die Pyramide. Untersucht man jedoch die Physiognomie

dieses Berges mit einiger Aufmerksamkeit, so ergiebt sich leicht die ursprüngliche Gestalt.

Der Teocalli von Cholula hat vier Absätze, die sämmtlich von gleicher Höhe sind. So viel man noch erkennen kann, waren seine Seiten genau nach den vier Cardinalpunkten gerichtet. Die Basis der Pyramide ist zweimal größer als die der ägyptischen Pyramiden, ihre Höhe aber beträgt nur 54 Metres. Sie ist von ungebrannten Lehmsteinen erbaut, welche mit Lehmschichten abwechseln. Nach den örtlichen Sagen gab es sonst im Innern der Pyramide Höhlen zum Begräbnisse der Könige und man fand wirklich zu Ende des letzten Jahrhunderts bei dem Baue der Straße von La Puebla in den Seiten der Pyramide ein viereckiges von Steinen gebautes und von Balken der kahlen Cypresse (cupressus disticha) gestütztes Haus. Dieses Haus enthielt zwei Leichname, Götzenbilder von Basalt und gefirnißte, kunstvoll gemalte Gefäße, aber durchaus keinen Ausgang. Herr von Humboldt beobachtete in dem Baue eine eigenthümliche Disposition der auf einander gelegten Steine, welche gewissermaßen den gothischen Bogen ersetzten. Vielleicht hätte man bei weiterem Nachgraben in den Seiten der Pyramide andere ähnliche Gewölbe gefunden oder auch Schätze gleich denen, welche Guttierez de Toledo 1576 entdeckte, als er das Grab eines peruanischen Fürsten öffnete und deren Werth in dem Archive von Trujillo auf 5 Millionen Frcs. in massivem Golde angegeben ist.

Auf der Spitze des Teocalli von Cholula befand sich sonst ein dem Gott der Luft, Quetzalcoatl, wörtlich Schlange mit grauen Federn, geweihter Altar. Dieser Quetzalcoatl, weiß und bärtig wie der Bochica der columbischen Muyscas, war der Großvater Tulans und legte sich, wie die verschiedenen Secten in Indien, grausame Büßungen auf. Er hatte sich die Lippen und Ohren durchbohrt und zerschlug sich den Körper mit den Stacheln der Agaveblätter oder den Stacheln des Cactus. Seine Zeit war für die Völker von Anahuac ein goldenes Zeitalter. Nie war, wie die Sage berichtet, die Erde fruchtbarer, nie sah man schöner geschmückte Vögel. Aber es ging mit dieser Zeit wie mit jener des Saturn und der Rhea, sie dauerte nicht lange. Nachdem er zwanzig Jahre unter den Cholulanern gelebt, sie die Kunst Metalle zu schmelzen gelehrt und ihre chronologischen und astronomischen Begriffe geordnet hatte, wendete sich Quetzalcoatl nach den Mündungen des Guazacoalco und verschwand mit dem Versprechen, später wiederzukommen, um von neuem diese Volksstämme zu beherrschen. Seitdem machte man einen Gott aus diesem Weisen und als Cortez an den Küsten Mexicos erschien, glaubte Montezuma, Quetzalcoatl sey es, der nach seinem Versprechen zurückkomme. „Wir wissen aus unsern Büchern," sagte dieser Kaiser zu dem spanischen Generale, „daß ich und alle Bewohner dieses Landes nicht die Eingeborenen dieses Landes, sondern aus weiter Ferne hergekommene Fremde sind. Wir wissen auch, daß der Fürst, der unsere Vorfahren führte, in sein erstes Vaterland zurückkehrte und daß er wiederkam, die Zurückgebliebenen abzuholen. Er fand sie verheirathet mit den Frauen dieses Landes, mit zahlreicher Nachkommenschaft in Städten wohnend, die sie gebaut hatten; die unserigen wollten ihrem Gebieter nicht gehorchen und er kehrte demnach allein zurück. Wir haben immer geglaubt, daß seine Nachkommen einmal Besitz von diesem Lande nehmen würden. Da ihr nun daher kommt, wo die Sonne aufgeht u., wie ihr mich versichert, ihr uns längst schon kennt, so kann ich nicht zweifeln, daß der König, der euch sendet, unser natürlicher Herr und Gebieter ist."

Das ist das beglaubigtste, was man von der Pyramide von Cholula weiß. Eine andere Sage will die Entstehung derselben auf eine Fabel zurückführen, welche jener der Titanen gleicht und nach welcher die Riesen, welche die mexikanische Hochebene bewohnten, einen Berg aufrichteten, um so in den Himmel zu steigen. Wie dem nun auch seyn mag, statt eines dem Gotte der Luft geweihten Altares trägt die Platform der Pyramide gegenwärtig eine kleine Kirche in Kreuzesform, die zierlich und gut gebaut ist. Man sieht darin Zierrathen von reinem und vergoldetem Silber, die immer von Blumenvasen umringt sind, welche die Frommen daher bringen. Von der Terasse der Kirche hat man eine Aussicht ohne Gleichen. Am Fuße der Pyramide selbst liegt die hübsche Stadt Cholula, von Gärten eingerahmt und von den ungleichen Thürmen ihrer Kirchen geschmückt; in weiterer Ferne zeigen sich Landgüter, Getreidefelder und Aloepflanzungen, ein weites Gebiet, um welches die blauen Berge ihren Gürtel ziehen, und über die die beiden Schneeriesen Orizaba und Popocatepetl hinwegragen.

Noch dem Teocalli von Cholula war der berühmteste jener von Mexico, dem Huitzilopochtli, dem Gotte des Krieges und Tezcatlipoca, der ersten der atzekischen Gottheiten außer Teotl, dem höchsten und unsichtbaren Wesen, gewidmet. Diese Pyramide, welche Cortez den Haupttempel nennt, war unten an der Basis 97 Metres breit, 54 Metres hoch, ein Werk der Atzeken und wurde bei der Belagerung von Mexico zerstört. Aelter und merkwürdiger sind noch die Pyramiden von Teotihuacan 8 Stunden nordöstlich von Mexico in einer Ebene, welche den Namen Micoatl oder Todtenweg fuhrt. Es sind zwei große Pyramiden, eine der Sonne (tonatiuh), die andere dem Monde (metzli) gewidmet und von mehreren hunderten kleinerer umgeben, welche von Mittag nach Mitternacht und von Morgen nach Abend gerichtete Straßen bilden. Von den großen Pyramiden ist die eine 55 und die andere 44 Metres hoch; die kleinern haben eine Höhe von 8 bis 9 Metres. So wären die großen Pyramiden Gräber der Könige und die kleinen Gräber der Häuptlinge gewesen. Auf der Spitze der großen Teocallis standen zwei colossale Statuen der Sonne und des Mondes, beide von Stein und mit Goldblech belegt, das die Soldaten des Cortez abrissen. Als letztes Denkmal dieser Art endlich muß die Pyramide von Papantla erwähnt werden, welche in dem Walde von Tojin verborgen ist. Sie unterscheidet sich von den andern sowohl durch die Form als durch den Stoff, hat sieben Stockwerke von einer Höhe von 18 Metres und ist von sehr regelmäßig behauenen Steinen aufgeführt. Drei Treppen führen zu ihrer Platform; die Bekleidung der Absätze ist mit hieroglyphischen Sculpturen und kleinen Nischen ganz symetrisch verziert, deren Zahl den Tagen des Calenders der Tolteken zu entsprechen scheint.

Als wir von der großen Pyramide von Cholula herabstiegen, bemerkten wir nach der Mitte der Ebene hin zwei einzelne Massen, deren Form sich von jener der großen Pyramide unterschied, aber wie diese von Lehm und ungebrannten Erdsteinen waren. Auf der Spitze des einen dieser Baue, des am meisten verfallenen, befand sich ein Kreuz; der andere ganz gut erhaltene glich mehr einer Feste mit einer Ringmauer und einem Graben. Man sah daselbst noch Scherben rothen Töpfergeschirrs, Menschenknochen und Reste von Messern, Lanzen und Pfeilspitzen der alten Mexikaner.

Nach diesen merkwürdigen Besichtigungen kamen wir nach Cholula, das früher in allen mexikanischen Provinzen als der Zielpunkt frommer Wanderungen so berühmt war. Cholula, das eine große Strecke einnimmt, zählt mehrere große und regelmäßige Straßen. Die Häuser mit flachen Dächern haben fast alle nur ein Stockwerk. Man weiß, daß Cholula, welches von Cortez und seinen Soldaten unterwegs heimgesucht wurde, unter dem freundschaftlichsten Aeußern einen Verrath verbarg und der spanische General, um sich aus dieser Schlinge zu ziehen, seine ganze Geistesgegenwart und seinen ganzen Muth aufwenden mußte. Cholula büßte fürchterlich die geheimen Machinationen einiger Kaziken. Funfzig Tausend Einwohner kamen unter dem Schwerte des Siegers um.

Jenseits Cholula geht der Weg durch ungeheuere Agavepflanzungen. Nichts überraschte uns bis nach Mexico. Wir ließen San Martin und Rio Frio mit ihren Feldern weit bei Seite liegen und erblickten am Nachmittage, nachdem wir lange in schönen Fichten- und Eichenwäldern aufwärts gestiegen waren, das herrliche Thal von Mexico, seine Seen und endlich seinen düstern und wellenförmigen Vorhang von vulkanischen Bergen, die sich scharf am Blau des Himmels abschnitten. Diese weite und mannigfaltige Aussicht zog magisch den Blick an. Wenn man sich auf dem Niveau der Ebene befindet, verengt sich der Horizont; auf der

Höhe von Ayotla hat man nur noch einen mit Schlacken bestreuten Weg und zur Linken den See von Chalco vor sich, auf welchem Tausende von Wasservögeln herumfliegen. Endlich nach einem mehrstündigem Marsche auf einer traurigen und einsamen Straße, die sonst durch den großen und berühmten See von Mexico ging, gelangt man in die reiche Hauptstadt Neuspaniens durch schmuzige Vorstädte und unter einer elenden und zerlumpten Volksmenge. Welche Täuschung für einen Reisenden, der die Erzählungen des Cortez noch im Kopfe hat! Wo sind, muß er sich fragen, jene Tempel von massivem Golde, jene silbernen Götzenbilder, jene so schönen Gewässer, jener so belebte See und die so blendende Stadt? Wir, die wir in der Abenddämmerung ankamen, konnten gar nicht glauben, daß dies das alte Mexico, das Mexico Montezumas und Guatimozins, die Königin der Neuen Welt, sey. Wir sollten es erst den nächsten Tag erkennen.

Kapitel XLIV.

Vereinigte Staaten von Mexico. — Mexico. Die alte Stadt. — Die neue Stadt.

(Mexico.) Ehe ich sage, was Mexico ist, wird es gut seyn, zu erwähnen, was es sonst war, um von der früheren Herrlichkeit der Stadt auf ihre jetzige Wichtigkeit zu kommen und sich so auf den Eindruck vorzubereiten, den sie auf den Fremden macht.

Der Fremde sucht die Stadt auf einem See und glaubt, sie sey mit dem festen Lande durch Dämme verbunden, denn so hat die Geschichte die Stadt beschrieben. Aber das jetzige Mexico ist 4500 Metres von dem See Tezcuco und von dem Chalco-See über 9000 Metres entfernt. Hat Mexico, das alte Tenochtitlan, seine Lage geändert? Nein, denn die Kathedrale steht genau an der Stelle, wo sonst sich der Tempel Huitziloposchtlis erhob und die jetzige Tacuba-Straße ist die sonstige Tlacopan-Straße, durch welche Cortez in der Nacht vom 1. Juli 1520 seinen Rückzug bewirkte, in der Nacht, welche die Spanier die traurige nennen (noche triste).

Mexico befindet sich, obgleich seine Größe sich bedeutend vermindert hat, noch immer an der früheren Stelle, aber der See hat allmälig die seinige verlassen. „Die Ebene," sagte Cortez in seinem Berichte, „hat ungefähr 70 Stunden im Umfange, und in dieser Ebene befinden sich zwei Seen, welche fast das ganze Thal einnehmen, denn in einem Umkreise von mehr als 50 St. fahren alle Bewohner auf Kähnen. Diese Seen, einer mit salzigen und einer mit süßem Wasser, sind durch eine kleine Bergkette getrennt. Die Städte und Dörfer der beiden Seen verkehren mit einander in Böten. Vier Dämme führen zu der Stadt, die von Menschenhänden angelegt und zwei Schwerter breit sind. Die Stadt ist so groß wie Sevilla oder Cordova. Die Straßen sind sehr gerade und sehr breit, die einen halb trocken, die andern halb von den schiffbaren Canälen eingenommen, über welche gut gebaute hölzerne Brücken von der Breite führen, daß zehn Reiter zu gleicher Zeit darüber reiten können. Der Markt, welcher zweimal so groß ist als jener von Sevilla, ist von einem ungeheuern Porticus umgeben, unter welchem man alle Arten von Waaren, Eßwaaren, Schmuck in Gold und Silber, in Blei, Zinn, Edelsteinen, Knochen, Muscheln und Federn, Töpfergeschirr, Leder und gesponnene Baumwolle ausstellt. Man sieht hier behauene Steine, Ziegel und Bauholz. Es giebt Gäßchen für das Wildpret, andere für Gemüse; es giebt Häuser, in denen Barbiere den Kopf scheeren, andere, welche Apotheken gleichen und in denen fertige Medicin, Salben und Pflaster verkauft werden, und viele andere, in welchen man für Geld essen und trinken kann. Der Markt gewährt eine so große Menge von Gegenständen, daß ich dieselben Ew. Hoheit nicht zu nennen vermag. Um alle Verwirrung zu vermeiden, wird jede Waare in einem besondern Gäßchen verkauft; wiegen hat man bis jetzt noch nicht gesehen. In der Mitte des großen Platzes steht ein Haus, das ich Audiencia nenne, in welchem immer elf bis zwölf Personen sitzen, welche die Streitigkeiten entscheiden, die über den Verkauf der Waaren entstanden sind. Andere Personen halten sich immer unter der Menge auf, um zu sehen, ob man auch zu rechtem Preise verkaufe. Man hat gesehen, daß sie falsches Maaß zerbrachen, welches sie Kaufleuten weggenommen hatten."

So schilderte Cortez 1520 das äußere Aussehen von Tenochtitlan. Ueber die Topographie fehlt es an sichern Documenten. Cortez ließ allerdings einen Plan von Mexico entwerfen, es giebt aber von dieser Karte nur noch Bruchstücke. Der Abbé Clavigero gab einen Plan von dem See Tezcuco, aber man kann demselben ohne Mißtrauen nicht benutzen; Bernal Dias endlich, der über Tenochtitlan ziemlich authentische Notizen gegeben hat, vergleicht die Stadt mit einem großen Schachbrete, dessen Felder durch gepflasterte Straßen oder durch Canäle getrennt wären. In jedem dieser Felder stand ein atzekischer Tempel, deren in das Spanische übersetzte Namen in der Sammlung Boturinis erhalten worden sind.

Die Stadt scheint anfangs auf einem Inselchen und um einen Teocalli herum gebaut gewesen zu seyn, welchen die Spanier später den großen Tempel Metzilis nannten. Dieser Teocalli, ein großes hölzernes Gebäude, war im Jahre 1486 auf Befehl des Königs Ahuitzol errichtet worden, ein pyramidalischer Bau in der Mitte einer großen Ringmauer, 37 Meter hoch und aus sieben Absätzen oder Stockwerken bestehend. Genau nach den Weltgegenden gerichtet, wie die ägyptischen, asiatischen und mexikanischen Pyramiden, hatte der Teocalli von Tenochtitlan an seiner Basis eine Breite von 97 Metres; die Pyramide war so gebaut, daß sie von weitem wie ein ungeheuerer Würfel aussah. Auf der Spitze standen kleine Altäre mit hölzernen Kuppeln. Die Geschichtschreiber erzählen, der ganze Bau sey mit einem harten und glatten Steine überkleidet gewesen. Man findet wirklich um die Hauptstadt her ungeheuere Porphyrstücke, womit vielleicht der Tempel bekleidet war. Uebrigens verstanden die Mexikaner in sehr alter Zeit ungeheuere Steinmassen zu bewegen. Als man den Platz vor der Kathedrale pflasterte, fand man sculptirte Blöcke bis in einer Tiefe von 10 bis 15 Metres. Dieser Teocalli wurde übrigens bei der Belagerung völlig zerstört und man sieht gegenwärtig keine Spur mehr davon.

Die alte Stadt Mexico stand mit dem festen Lande durch drei Dämme in Verbindung, Tepejacac (Guatelupe), Tlacopan (Tacuba) und Itzpalapan. Der vierte, den Cortez erwähnt, war ohne Zweifel die Straße, welche nach Chapultepec führte. Tenochtitlan war in vier große Theile getheilt, Teopan, Atzacoalco, Moyotla und Cuepopan, eine Eintheilung, welche bis auf die jetzige Zeit in den Stadttheilen St. Paul, St. Sebastian, St. Juan und Santa Maria beibehalten ist.

So befindet sich die gegenwärtige Stadt, wenn auch in einiger Entfernung von beiden Seen gelegen, an der Stelle der alten. Sie hat sich nicht von dem Wasser entfernt, sondern das Wasser hat sich von ihr entfernt. Viele Umstände trugen zu dieser Verminderung bei. Uebrigens waren zu jeder Zeit einige Theile des Salzsees nur ganz seichte Wassertümpfel. Cortez selbst beklagt sich darüber als ein Hinderniß der Fahrt seiner Flotille. Diese Wasserpfützen, die allmälig austrockneten, verwandeln sich erst in sumpfigen Boden, und dann wurden diese sumpfigen Stellen chinambas oder bebaubare Felder. Ohne Zweifel würden die gewöhnlichen Ursachen der Austrocknung auf die beiden Seen nur sehr langsam und unbemerklich gewirkt haben, und Mexico stände wahrscheinlich noch heute mitten im Wasser und mitten unter seinen Dämmen, wenn nicht die Hand der Spanier dazu beigetragen hätte, das weite Becken auszuschöpfen, und zwar auf folgende Weise: seit dem 16. Jahrhunderte trugen die Eroberer entweder aus Noth oder aus bloßer Zerstörungssucht das Beil in das Thal, um dasselbe allmälig ganz von Wald zu befreien. Da die neuen Theile der Stadt eine große Menge Bauholz in Anspruch nahmen, so fällte man zuerst die Bäume in der Nähe und gelangte so endlich an den Fuß des Gebirges, welches das Thal von Mexico umgiebt. Nun war der Boden der freien Einwirkung der Sonnenstrahlen ausge-

setzt und die Austrocknung ging so schnell, daß der See Tezcuco, der schönste der fünf Seen des Thales, den Cortez ein Binnenmeer nannte, gegenwärtig auf ein Drittel seiner sonstigen Größe heruntergekommen ist.

Sonst gewährte Tenochtitlan auf seinem See den imposantesten und herrlichsten Anblick. Die vollkommene Regelmäßigkeit, die Ordnung und Symetrie der Bauwerke stellten die Stadt ohne Zweifel unter die schönsten in der Welt. Die Hauptstadt, welche mit Teocallis geschmückt war, die sich in der Mitte der reich begrünten Inseln erhoben, und von Böten befahren wurde, welche die Landschaft belebten, mußte einige Aehnlichkeit mit Venedig, der Lagunenstadt, haben, und was davon übrig ist, rechtfertigt die Bewunderung, welche die Spanier bei dem Anblicke derselben empfanden. In Bezug auf öffentliche Gebäude scheint sie nur Teocallis, von denen bereits die Rede gewesen ist, heilige Tempel gehabt zu haben, welche die Mexikaner zur Zeit des spanischen Einfalles zu Festungen machten.

Gegenwärtig würde es schwer seyn, das alte Tenochtitlan aus den Gedanken und nach den davon übrigen Spuren wiederherzustellen. Hier und da erblickt man einige Ueberreste von Privatwohnungen, welche die Spanier selbst als nicht sehr hoch beschrieben haben, aber nirgends findet man etwas Ganzes, nichts was vollkommen erhalten wäre. Die Spanier ließen in ihrem Eifer, eine neue Welt auf neuen Grundlagen zu begründen, keinen Stein auf dem andern als sie Mexico mit den Waffen in der Hand genommen hatten. „Die Einwohner waren so hartnäckig, sagt Cortez, daß ich nicht mehr wußte, wie ich das Verderben der Hauptstadt verhindern sollte, welche zu den schönsten in der Welt gehört. Sie hatten keinen andern Wunsch, als zu kämpfen. Bei dieser Lage der Dinge und da ich bedachte, daß 40 bis 50 Tage seit der Belagerung des Ortes vergangen waren, nahm ich mir vor, von einer Seite nach der andern alle Häuser niederreißen zu lassen wie wir uns der Straßen bemächtigten, so daß wir keinen Fuß breit vorrückten ohne alles hinter uns niedergerissen und zerstört zu haben, wie viele Zeit es uns auch kosten mochte. Ich rief deshalb die Häuptlinge unserer Verbündeten zu mir und theilte ihnen meinen Entschluß mit. Ich forderte sie auf, viele von ihren Arbeitern mit den coas (Art Hacken) kommen zu lassen, und unsere Freunde und Verbündeten billigten den Plan, denn sie hofften, die Stadt würde durchaus zerstört werden, was sie seit langer Zeit eifrig wünschten."

Dieser Aufforderung zu allgemeiner Zerstörung entsprachen alle Bewohner des Landes, denen das Joch Tenochtitlans ohne Zweifel längst schon verhaßt gewesen war. Um sich für frühere Bedrückungen oder früheres Unrecht von den aztekischen Königen zu rächen, boten die Landleute und Häupter der Umgegend wie der entferntern Provinzen ihre Mitwirkung zur Vernichtung der Stadt an. So trocknete man die Canäle aus, damit die Cavalerie darauf agiren könnte. Die Häuser Mexicos, die niedrig waren, wie die chinesischen, waren zum Theil von Holz, zum Theil von Tetzontli, einem schwammigen, leichten und zerbrechlichen Steine, erbaut. „Mit 50,000 Indianern, sagt Cortez, „erreichten wir die große Tacuba-Straße und brannten das Haus Guatimozins nieder. Man that nichts weiter, als daß man Häuser verbrannte und der Erde gleich machte. Die in der Stadt sagten zu unsern Verbündeten oder Tlasteken, sie thäten Unrecht, uns bei der Zerstörung behilflich zu seyn, weil sie später mit eigenen Händen dieselben Gebäude entweder für die Belagerten, wenn diese Sieger blieben, oder für die Spanier würden wieder aufbauen müssen."

Wenn man dies gelesen hat, kann man sich eine Vorstellung von dem machen, was Mexico an Spuren des alten Tenochtitlan enthalten kann. Nie war eine Plünderung und Zerstörung einer Stadt vollständiger; nirgends kann man wohl buchstäblicher behaupten, es sey kein Stein auf dem andern geblieben. Mit einigem Interesse betrachtet man die Trümmer der Dämme (albaradones) und der Wasserleitungen der Azteken, den sogenannten Opferstein mit Reliefs, welche den Triumph eines mexikanischen Königs vorstellen; die Göttin Teoyaomiki, welche auf einer der Galerien der neuen Universität liegt; die Manuscripte oder hieroglyphischen aztekischen Gemälde auf Agavepapier, auf Hirschhorn oder Baumwollenstücken; die Grundlage des Palastes der Könige von Alcolhuacan zu Tezcucu, und das colossale Relief an der westlichen Façade des Porphyrfelsen, den man Pañon de los Baños nennt.

In dem Thale findet man überdies die beiden Pyramiden von Teotihuacan, von denen die eine der Sonne, die andere dem Monde gewidmet ist, von den Eingeborenen Tonatink Ytzaqual und Metzli Ytzaqual genannt wird. Die höchste der beiden Pyramiden hat eine Basis von 288 Metres in der Länge; die andere ist weit kleiner. Nach der Erzählung der ersten Reisenden dienten diese beiden Denkmäler als Muster für die aztekischen Teocallis. Die Eingeborenen, welche die Spanier dort fanden, schrieben die Gründung den Tolteken, ihren Vorgängern, zu, so daß sie aus der Zeit 667 bis 1031 stammen würden. Man behauptete, diese Baue wären hohl, und um sich davon zu überzeugen, hatte ein mexikanischer Geometer, aber vergebens, versucht, einen Schacht hindurch zu führen. Diese Baue hatten sonst vier Absätze. Eine Treppe von behauenem Steine führte zu der Spitze, und dort standen, nach den ersten Reisenden, die Statuen, welche mit sehr dünnen Goldblättchen belegt waren. Die Stufen der Pyramide sind mit Obsidianstücken bedeckt, welche ohne Zweifel die schneidenden Instrumente waren, mit denen man den Menschenopfern die Brust öffnete. Nach dem Obsidian suchte man sehr sorgfältig und man sieht davon noch Spuren in einer zahllosen Menge von Gruben in einer Gegend, welche die Spanier noch heute el Cerro de las Navajas (Messergebirge) nennen. Rund um diese großen Häuser der Sonne und des Mondes steht eine Gruppe von Pyramiden, welche in sehr breite Straßen geordnet sind und ohne Zweifel als Grabstätten der Stammhäupter dienten.

Ein anderes Denkmal, das die Aufmerksamkeit des Reisenden zu fesseln verdient, ist die Befestigung Xochicalcos in SSW. der Stadt Cuernacava. Dieses Werk ist ein isolirter Hügel von 117 Metres Höhe, umgeben von Gräben und in sechs Absätze oder Terrassen getheilt, so daß das Ganze eine Pyramide mit stumpfer Spitze bildet, deren vier Seiten genau nach den vier Cardinalpunkten gerichtet sind. Die Porphyrsteine mit Basalt unterlegt, sind sehr regelmäßig behauen und mit hieroglyphischen Figuren geziert. Darunter bemerkt man Crocodile und, merkwürdiger Weise, Männer, die auf asiatische Art mit gekreuzten Füßen sitzen. Die Platform dieses merkwürdigen Baues hat fast 9000 Metres im Quadrat.

Andere aztekische Alterthümer der Stadt und des Thales sind um so merkwürdiger, als sie alle mehr oder weniger an irgend eine denkwürdige Begebenheit der Eroberung erinnern. Der Palast Montezumas stand an der Stelle, wo sich gegenwärtig die Casa del Estado auf der Plaza Mayor, südwestlich von der Kathedrale, befindet. Dieser Palast bestand, wie der des Kaisers von China, aus mehrern niedrigen aber geräumigen Häusern; sie nahmen den ganzen Raum zwischen dem Empepradillo, der großen Tacubastraße und dem Kloster La Profesa ein. Um sich eine Vorstellung davon machen zu können, muß man die Erzählungen aus jener Zeit zu Rathe ziehen.

„Die Größe und Pracht der Paläste des Königs, sagt Bernal Dias, seiner Lusthäuser, seiner Wälder und Gärten entsprachen diesem Glanze. Seine gewöhnliche Wohnung war ein steinernes Gebäude mit zwanzig Thoren, welche auf öffentliche Plätze und verschiedene Straßen gingen, mehrern Staatszimmern und über hundert Gemächern. Einige dieser Gemächer hatten Wände von Marmor oder von werthvollen Steinen. Die Thüren waren von Cedern-, Cypressen- und andern kostbarem Holze, vollkommen gearbeitet und mit Schnitzereien bedeckt. Unter den Sälen befand sich einer, der nach einem glaubwürdigen Augenzeugen 3000 Personen fassen konnte. Außer diesem Palaste besaß der König andere in der Hauptstadt und außerhalb derselben. In Mexico hatte er nicht blos ein Serail für seine Frauen, sondern Wohnungen für alle seine Minister und Räthe, wie für alle Beamte des Hauses und Hofes, überdies Häuser

zur Aufnahme der fremden Herren, die ihn besuchten, und besonders der beiden verbündeten Könige.

„Zwei Gebäude in dem Palaste waren für die Thiere bestimmt, eines für die friedlichen, das andere für die Raubvögel, die Vierfüßer und die Reptile. Das erste enthielt mehrere Gemächer und Gänge, welche von Marworsäulen aus einem Stücke getragen wurden. Die Galerien gingen auf einen Garten, in welchem unter dichtem Gebüsch zehn Teiche, theils mit süßem, theils mit Salzwasser, Wasservögel enthielten. In den andern Theilen des Gebäudes befanden sich Vögel in so ungeheuerer und verschiedener Menge, daß die Spanier darüber erstaunten und glaubten, es fehle dieser Sammlung auch nicht eine Art in der Welt. Man fütterte sie mit dem, womit sie sich in ihrem freien Zustande nährten, mit Körnern, Früchten und Insecten. Dreihundert Personen hatten diese Vögel zu pflegen ungerechnet die Aerzte, welche dieselben in Krankheiten behandelten. Dieses berühmte Gebäude stand auf dem Platze, wo gegenwärtig das Franziskaner-Kloster steht.

„Das andere Gebäude, das für die wilden Thiere bestimmt war, hatte große und herrliche mit Steinplatten belegte und in Gemächer getheilte Höfe. In einem waren alle Raubvögel, nach ihren Familien in unterirdische Gemächer von über 6 Fuß Tiefe und 16 Fuß Länge und Breite vertheilt. Die Hälfte dieser Räume war mit Steinplatten belegt, und in den Wänden hatte man Stangen angebracht, auf denen die Vögel schlafen und sich vor dem Regen schützen konnten. Die andere Hälfte war mit einem Gitter bedeckt, das die Sonnenstrahlen durchließ. Dasselbe Haus enthielt niedrige Räume, in denen sich in starken hölzernen Käfigen Cuguars, Jaguars, Wölfe, wilde Katzen und alle Arten wilder Thiere befanden, die man mit Hirschen, Hasen, Ziegen und andern Thieren, so wie mit den Eingeweiden der geopferten Menschen fütterte.

„Der König von Mexico hatte in seinen Menagerien nicht blos alle Thiere, welche die andern Fürsten aus Luxus halten, sondern auch Arten, welche die Natur von der Sclaverei ausgenommen zu haben scheint, wie Crocodile und Schlangen. Die erstern wurden in großen Fässern oder Gefäßen und die letztern in ummauerten Teichen zu halten. Das Merkwürdigste aber ist, daß außer diesen Thieren der Palast auch die Menschen enthielt, welche wegen irgend eines Gebrechens für eine Ausnahme oder Anomalie gelten konnten. Diese Unglücklichen fanden so ein Asyl und Nahrung."

Nach derselben sehr weitläufigen und ohne Zweifel sehr übertriebenen Beschreibung waren die Paläste des Königs von Gärten umgeben, in denen man alle Arten von Blumen, wohlriechenden Kräutern und medizinischen Pflanzen zog. Die Könige hatten ferner Wälder zu ihren Jagden. Alle diese Paläste wurden im besten Geschmacke unterhalten, selbst die, welche sie nur selten besuchten. Zur Zeit der Eroberung bewohnte Montezuma diese herrlichen Paläste, und kein Monarch in der Welt war von größerm Pomp und Glanz umgeben als dieser mexikanische König. Er wechselte die Kleidung täglich viermal, nahm nie die wieder, welche er abgelegt hatte, und schenkte dieselben den Adeligen oder Soldaten, die sich im Kriege ausgezeichnet haben. Eine große Anzahl Arbeiter stand ausschließlich im Dienste des Hofes. Die Waffenschmiede arbeiteten für das Museum Waffen, und Maler, Goldschmiede, Bildhauer und Mosaikarbeiter waren fortwährend für den Fürsten und die Favoriten beschäftigt.

Alle Palastbeamten waren Männer vom ersten Range. Außer denen, welche in dem fürstlichen Palaste selbst wohnten, fanden sich jeden Morgen 600 Lehnsträger ein, um die Befehle des Königs zu empfangen. Die Ehrendamen waren nicht minder zahlreich, und wenn der König diejenigen gewählt hatte, welche ihm am meisten gefielen, gab er die andern als Belohnung seinen Lieblingen. Alle großen Lehnträger der Krone waren gehalten, einen Theil des Jahres am Hofe zuzubringen, und daselbst, wenn sie auf ihre Besitzungen zurückkehrten, ihre Söhne oder Brüder als Geißeln zu lassen.

Niemand konnte in den Palast eintreten, er mochte im Dienste des Monarchen stehen, oder mit ihm sprechen wollen, ohne am Eingange die Fußbekleidung abzulegen. Ebenso war es nicht erlaubt, vor dem Fürsten in prächtigem Anzuge zu erscheinen, und eine Verletzung dieses Herkommens würde ein Mangel an Ehrerbietung gegen die Majestät des Thrones gewesen seyn. Deshalb legten die Großen beim Eintritte in den Palast, mit alleiniger Ausnahme der Verwandten des Königs, bescheidene Kleidung an. Ehe sie den Fürsten anredeten, verbeugten sie sich dreimal und sagten bei der ersten Verbeugung: „Herr", bei der zweiten: „mein Herr" und bei der dritten: „großer Herr". Man sprach leise mit dem Könige und empfing die Antwort von seinem Secretair, während man in demüthigster Stellung blieb. Beim Abschiede mußte man dem Throne den Rücken zuwenden.

Der Audienzsaal war auch der Speisesaal des Königs, der seine Mahlzeit auf einem großen Kissen einnahm. Das Tischtuch und die Servietten waren von sehr feiner weißer Baumwolle und die Küchengeschirre von Cholulaerde. Man bereitete Chocolate und andere Getränke von Cacao in goldenen Tassen und kostbaren Seemuscheln. Die Gerichte waren kostbar und zahlreich; sie bestanden in Wildpret, Fischen, Früchten und Gemüsen des Landes. Drei oder vierhundert junge Herren brachten in Ceremonie die Mahlzeit und zogen sich dann zurück. Dann bezeichnete der König mit einem Stäbchen die Speisen, welche er genießen wollte, und ließ das übrige unter die Adeligen vertheilen, die im Vorzimmer warteten. Die alleinigen Zuschauer, welche zu der Mahlzeit zugelassen wurden, waren vier Favoritinnen des Serails, welche Wasser zu reichen hatten, der Truchseß und sechs der ersten Minister, welche sich schweigend in ehrerbietiger Entfernung hielten. Um die Tischzeit zu erheitern, ließ man oft Musiker kommen oder einige Lustigmacher, welche man aus den Krüppeln wählte, die der König nährte. Nach der Mahlzeit brachte man eine große Rohrpfeife, in welcher sich Tabak und flüssiger Ambra befand. Darauf folgte eine Art Siesta und nach dieser die Audienz. Wenn der König seinen Palast verließ, trugen ihn seine Adeligen auf ihren Achseln in einem kleinen Tragsessel mit prachtvoller Decke. Alle Personen, die man auf dem Wege traf, mußten stehen bleiben und die Augen schließen. Wollte der König aussteigen und gehen, so breitete man vor ihm Teppiche aus, damit sein Fuß die Erde nicht berühre.

Das sind die Erinnerungen, welche der Platz des Palastes der alten Fürsten weckt, Erinnerungen von Pracht, die von einer weit vorgeschrittenen Civilisation zeugen. Der große Tempel dagegen erinnert an Rohheiten, welche dem aztekischen Volke durchaus keine Ehre machen. Hier in diesem weiten Raume, in welchem, wie Cortez versichert, eine Stadt von fünfhundert Häusern stehen könnte, befand sich der an vier Seiten offene Tempel und zeigte weithin seine zackigen Mauern mit den Schlangenbildern. Jedes Jahr wurden, wenn man Zumarraga, dem ersten Bischofe von Mexico, glauben darf, an diesem Orte zwanzigtausend Menschen geopfert. Andere Schriftsteller bestätigen die Thatsache, geben aber die Zahl geringer an; Gomona bestimmt sie auf 15,000; Acosta sagt, zu gewissen Tagen im Jahre wären 5000 Personen an verschiedenen Orten des Reiches und zwanzigtausend an einem andern Tage geopfert worden. Andere Schriftsteller dagegen versichern, nur auf dem Berge Tepejacac habe man der Göttin Tonantecu 20,000 Personen zum Opfer gebracht. Alle diese Tempel waren voll von Götzenbildern. In den ersten Jahren der Occupation zertrümmerten die Franziskaner über 20,000, die gewöhnlich von Thon und gewissen Steinen und Holz, bisweilen aber auch von Gold und andern Metallen bestanden. Das Außerordentlichste dieser Götzenbilder war das des Huizilopotschli, das aus gewissen Körnern und Menschenblut gemacht seyn sollte. Diese plumpen und häßlichen Götzenbilder stellten nur phantastische Ungeheuer vor. Der Eifer, diese Embleme zu zerstören, war so groß und so lebhaft, daß ein Dominicaner-Missionair ein kleines Idol von Smaragd zertrümmerte, wofür man ihm 1500 Zechinen bot. Diese Bilderstürmerwuth wurde den Denkmälern der alten Hauptstadt verderblich. Die prächtigsten Gebäude wurden zertrümmert und man benutzte ihre Materialien zu verschiedenen profanen Zwecken. Die königlichen Wälder und Gärten wurden völlig verwüstet, und als Cortez

die neue Stadt bauete, war von der alten nichts als der Grund einiger Gebäude übrig.

Zu den Localitäten, an welche sich irgend eine berühmte Sage knüpft, gehört auch eine kleine Brücke bei Bonavista, welche den Namen Salto de Alvarado (Alvarado's Sprung) zum Andenken an einen wunderbaren Sprung erhalten hat, den der Krieger dieses Namens that, um den Feinde in der berühmten Nacht zu entgehen, die noche triste heißt. Schon zur Zeit des Cortez stritt man über die historische Wahrheit dieser Sache, die von mehreren Versionen bestätigt und bezeugt wird. Der Graben, über welchen der spanische Capitain sprang, war so breit, daß die Mexikaner, als sie ihn darüber springen sahen, Erde aßen, was bei ihnen die letzte Art des Erstaunens war. Man zeigt den Fremden noch die Brücke Clerigo als die denkwürdige Stelle, wo der letzte aztekische König, Guatimozin, ergriffen wurde, der, als man ihn vor Cortez führte, seine Hand an den Dolch legte und ruhig sagte: „tödtet mich; ich habe gethan, was ich für mein Volk und mich thun mußte; es bleibt mir nichts übrig als zu sterben."

Von den Gräbern in Mexico sind nur wenige Ueberreste vorhanden, da die Begräbnißörter sonst nicht bestimmt waren. Jeder ließ sich da begraben, wo er wollte; dieser in einem Tempel, am Fuße eines Altars; jener auf einem Felde oder auf einem Berge. Die Könige und die Großen wurden gewöhnlich in den Thürmen der Tempel begraben. Die Gräber waren tief ausgemauert und man legte den Leichnam sitzend hinein, auf einen icpalli oder niedrigen Sessel, umgeben von den Werkzeugen seiner Kunst und Beschäftigung. War er ein Krieger, so begrub man mit ihm ein Schwert und einen Schild; war es eine Frau, eine Spindel, ein Weberschiffchen und xicalli. In die Gräber der Reichen that man Gold und Juwelen, und mehr als einmal öffneten die Spanier die Gräber, um das Gold und Silber daraus zu stehlen.

Man findet auch nur sehr wenige alte Gemälde in Mexico, obgleich die Malerei dort weite Fortschritte gemacht hatte und zur Verzierung fast aller Gegenstände angewendet wurde. Leider zerstörte der Fanatismus der ersten Apostel alle diese kostbaren Spuren, welche so viel zur Kenntniß der Urgeschichte des Landes beigetragen haben würden. In der Besorgniß, es möge irgend eine Götzendienerei mit diesen Gemälden verbunden seyn, stellte man ein ungeheueres Autodafe auf dem großen Platze in Tenochtitlan an. Die mexikanischen Künstler malten auf ein Zeug von Agavefaden, bisweilen auf zugerichtetes Leder und auf Papier. Ihr Papier wurde aus den Blättern einer Art Aloë gemacht, welche man röstete wie Hanf, dann wusch, ausbreitete und glättete. Sie benutzten zu demselben Zwecke auch das Izcoltpalmenpapier und die dünne Schale einiger andern Bäume. Das mexikanische Papier war so dick wie die europäische Pappe, wenn auch weicher und glatter.

Trotz der Schwierigkeit, die unverletzten Spuren seines frühern Daseyns aufzufinden, gewährt Mexico doch ein sehr weites Feld zu archäologischen Untersuchungen. In verschiedenen Theilen der Stadt findet man geschätzte Götzenbilder, welche als Baumaterialien zu Bürgerhäusern und öffentlichen Gebäuden dienten. Hier und da findet man bisweilen halb vergraben, bisweilen an der Oberfläche des Bodens das Götzenbild der großen Schlange, eine monströse Gottheit, die gewöhnlich in dem Augenblicke dargestellt ist, wie sie ein Menschenopfer verschlingt; sodann Statuen von natürlicher Größe, Altäre von Granit, ganze Felder sculptirter Mauern, schöne Torsos, endlich die große und berühmte Gottheit, welche lange unter der Galerie der Universität begraben, neuerlich durch die Bemühungen Bullochs aus dem Staube hervorgezogen worden ist. Dieses colossale Monstrum stand ohne Zweifel in dem Haupttempel, wo so viele Tausend Menschen alljährlich zu Ehren desselben geopfert wurden. Es ist ein neun Fuß hoher Basaltblock, in welchen man eine unförmliche Gestalt eingehauen hat, welche dem Tiger wie dem Menschen, dem Affen wie der Schlange gleicht. Zwei große Schlangen vertreten die Arme und das Gewand besteht aus Festons von Vipern. Seine Seiten sind zwei Geierflügel, die Füße die eines Tigers, welcher die Krallen öffnet, und zwischen diesen beiden Emblemen erscheint der Kopf einer Klapperschlange, welche über das Idol hinzukriechen scheint. Die Verzierungen entsprechen dem Ganzen: ein ungeheueres Halsband von Menschenherzen, Schädeln und Händen, welche durch Eingeweide verbunden sind, ein widerwärtiges Halsband, das die Brust der Statue völlig bedeckt und nur den Obertheil des Busens sehen läßt. Ohne Zweifel wurde diese Statue zur Zeit, als das Volk sie anbetete, mit Farben angestrichen, die den schrecklichen Eindruck noch erhöheten.

Aus diesen Spuren und aus dem Aussehen der Oertlichkeiten ließe sich schwerlich genau erkennen, wie wichtig das alte Tenochtitlan war. Die Trümmer der mexikanischen Häuser und die Erzählungen der ersten Eroberer allein können die statistische Schätzung leiten. Der Abbé Clavigero beweist in seinem Werke über Neuspanien, daß diese Schätzungen von 60,000 bis 1 Mill. Einw. schwanken, woraus man auf die Menge der Zwischenzahlen schließen kann. Nimmt man diese Bewohner auf 300,000 an, so kommt man der Wahrheit vielleicht am nächsten.

Das neue Mexico ist, wie man gesehen hat, obgleich auf festem Lande gelegen, doch ganz an der Stelle der alten Hauptstadt der Azteken erbaut. Nach der Zerstörung dieser Stadt zog sich Cortez auf 4 bis 5 Monate nach Cojohuacan zurück. Anfangs war er unschlüssig, ob er die Hauptstadt an einer andern Stelle ihrer Seen wieder aufbaue, entschied sich aber endlich für den alten Platz, „weil, sagt er selbst, ihre Lage wundervoll ist und zu jeder Zeit für den Hauptort der mexikanischen Provinzen angesehen worden ist." Vielleicht hätte man aber doch besser gethan, wie es später der König Philipp II. wollte, sie östlich von dem See Tezcuco oder auf die Höhen zwischen Tacuba und Tacubaya zu verlegen. Wie dem nun auch seyn möge, Mexico ist ein ursprünglich indianischer Name und bedeutet in der Azteken-Sprache die Wohnung des Kriegsgottes, dessen Name Mexitli oder Huitziloposchtli war. Da die Stadt in einer Höhe von 1168 Toisen in einer Aequatorzone liegt, bleibt die Temperatur fast immer dieselbe, ohne daß die Verschiedenheit der Jahreszeiten bemerkbare Veränderungen hervorbrächte; höchstens alle dreißig oder vierzig Jahre fällt einmal Schnee. Nach den officiellen Zählungen scheint die gegenwärtige Bevölkerung der Hauptstadt, die Truppen mitgerechnet, 170 bis 180,000 Seelen zu betragen, zur Hälfte Weiße und zur andern Hälfte Farbige. Die Zahl der Geburten ist im Durchschnitt von 100 Jahren nach Humboldt 5930 und die Zahl der Sterbefälle 5050.

Der allgemeine Anblick von Mexico ist angenehm und regelmäßig. Sieht man von einer der Terrassen herunter, welche die Wohnungen beherrschen, so bemerkt man mit Vergnügen die Symetrie der breiten und reinlichen Straßen, die elegante und einfache Bauart der Bürgerhäuser, über welche hier und da die Kuppeln großer Kirchen oder kleine hübsche Thürme hinwegragen, hier die Kathedrale, dort Juan de Dios, weiter hin Santa Vera Cruz und das regelmäßige Dach der Artilleriecasernen. (Taf. 52. Abbild.) Diese Masse von Gebäuden scheint noch durch den Effect der schneeigen Gebirge hervorgehoben zu werden, welche sich in der Ferne zeigen, und durch den Gürtel grüner Hügel, welche das zweite Feld bilden.

Je mehr man Mexico sieht, um so mehr gewöhnt man sich daran und um so mehr gefällt es. Die breiten schönen Straßen sind bis zwei Meilen lang. Die Häuser von einerlei Höhe und gewöhnlich von zwei Stockwerken sind mit Balcons von gearbeitetem Eisen, bisweilen von vergoldeter Bronze geschmückt. Man gelangt in das Parterregeschoß durch mit Bronze verzierte Doppelthüren, welche in einen mit Bäumen bepflanzten und von Blumen durchdufteten Hof führen. Die Besitzer wohnen im ersten Stock, die Diener halten sich im Erdgeschosse auf. In den sehr hohen und sehr luftigen Zimmern hat man alle Genüsse eines heißen Climas neben einigen Vorsichtsmaßregeln gegen plötzliche Kälte vereinigt. Die mit Wasserfarben weiß, roth oder grün gemalte Façade der Häuser sieht freundlich aus. An einigen liest man Stellen aus der Bibel oder fromme Sprüche; ein andermal sind sie mit Porzellanplatten belegt, welche Arabesken oder andere hübsche Dessins, bisweilen sogar ganze Gemälde

nus der Bibel bilden. Es gewährt dies einen reichen, wunderbaren, phantastischen Anblick, wie man ihn in keiner europäischen Stadt findet. Die Wände der Häuser Mexicos sind ein Museum, das in der Sonne glänzt. Man könnte sie für eine unserer südlichen Städte halten, die zu einem feierlichen Feste mit Teppichen geschmückt ist; nur daß hier die Decoration dauernd ist. Die Mauern der äußern Treppen sind oft mit demselben Stoffe bekleidet und reich vergoldet, was von dem Blau und Weiß des Porzellans absticht. Dieses Schmucksystem, obgleich in Spanien nicht sehr üblich, muß den spanischen Eroberern durch die Erinnerung an die ähnliche Pracht in den Sinn gebracht worden seyn, welche die maurischen Paläste und die Moscheen in Cordova und Sevilla schmückte. In einer Zeit, wo die Gold- und Silberbergwerke der Neuen Welt unermeßliche Reichthümer unter die Ansiedler vertheilten, mußten diese ihr Vermögen durch große äußere Pracht zu zeigen suchen. Damals ließ man mit großen Kosten aus Holland und den Niederlanden jene Porzellantafeln kommen, was bis dahin in Mexico unbekannt gewesen war. Man bekleidete die Häuser, deckte die Kirchen damit und schuf so eine originelle bunte Stadt.

Die mit gebrannten Ziegeln belegten und zum großen Theile mit blühenden Sträuchern besetzten Dächer sind eine Reihe von Terrassen, welche Abends die reizendste Promenade gewähren. Der Blick schwebt hier über die Seen des Thales, über die chinambas, welche eben so viele Blumenvasen sind, und über die grünen und schneeigen Berge am Horizonte.

Im Innern scheinen die Häuser dem äußern Aussehen nicht zu entsprechen. Die Wunden von den neuerlichen Revolutionen sind noch nicht sämmtlich vernarbt. Sonst sah man in diesen Zimmern prachtvolle Tische, Leuchter, Vasen, Spiegelrahmen von Silber und selbst von massivem Golde. Gegenwärtig ist dieser Luxus in Mexico nicht mehr erlaubt; die Zeiten des Reichthums sind vorüber.

Unter den bemerkenswerthesten Stellen Mexicos muß zuerst der große Platz oder plaza mayor (Taf. 53. Abbild.) erwähnt werden, einer der schönsten in der Welt. An der östlichen Seite steht die Kathedrale mit dem Sagrario oder der Pfarrkirche. Der prachtvolle Palast des Vicekönigs bildet die nördliche Seite; die südliche Façade wird von imposanten Häusern eingenommen, unter denen man die Casa del Estado bemerkt, einen von Cortez gebauten Palast; die westliche Façade endlich besteht in einer Reihe von Gebäuden mit Portiken, worin sich gut versehene Magazine, einige Administrationen ꝛc. befinden. Mitten auf dem Platze erhebt sich eine Reiterstatue Karls IV., die von einem spanischen Künstler in Mexico selbst gearbeitet wurde und dem Künstler alle Ehre macht. Mit dem Palast und seinen Verzierungen würde der Platz untadelig seyn, sähe man daselbst nicht ein ärmliches Gebäude, Panian genannt, eine Art Bazar, den spanische Detailverkäufer inne haben. Dieser Bau ist eine Schande für den Geschmack der Verwaltung, welche darin nur einen Gegenstand der Einnahme für die Stadt gesehen hat, da die Verkaufslocale darin sehr theuer bezahlt werden.

Gegenwärtig kann man sich kaum eine Vorstellung davon machen, was die Stadt Mexico ein oder zwei Jahrhunderte nach ihrer Gründung war, als die Minen von Potosi dem verschwenderischesten Luxus genügten, den man sehen konnte. Alles war Gold und Silber in dieser Hauptstadt. Die Kleidung war unerhört reich; Tausende von Equipagen füllten die Straßen; man sah fast keine Fußgänger. Nichts ist merkwürdiger hierüber als die Erzählung eines Angloamerikaners, Gage, der Mexico im Jahre 1648 besuchte. „Die Hälfte der Einwohner hält Equipage. Nach einem allgemeinen Sprichworte giebt es vier schöne Dinge in der Stadt: die Frauen, die Kleider, die Pferde und die Straßen. Ich möchte aber auch die Wagen hinzufügen, welche die von Madrid und andern Hauptstädten der Christenheit übertreffen. Man spart daran weder Gold, noch Silber, noch Edelsteine, noch Goldbrocat, noch herrliche chinesische Seidenzeuge. Die Indianer, welche Christen geworden, haben in dieser Art Arbeit die Spanier übertroffen. Der Vicekönig von Mexico bestellte 1625 einen Papagayo (Papagei) von Gold, Silber und Diamanten in natürlichen Farben, und dieser mit bewundernswerther Kunst und in außerordentlicher Vollkommenheit vollendete Papagei wurde dem Könige von Spanien als Geschenk angeboten. Man schätzte den Werth auf 500,000 Ducaten. In dem Kloster der Dominicaner hat die in der Mitte der Kirche hängende Lampe 300 silberne Arme für die Kerzen und 100 kleine Lampen, in denen man Oel brennt, jede von verschiedener Arbeit und so vortrefflich, daß man den Werth des Ganzen auf 400,000 Ducaten schätzte. Diese wunderbaren Werke schmücken die Straßen, wo die Goldschmiede sind. Die Frauen haben zwei große Leidenschaften, die des Spieles und des Putzes. Um Spieler bei ihren Partien zu haben, rufen sie bisweilen die fremden Herren, welche vorübergehen. In dem Anzuge zeigen Herren und Damen eine ungemeine Pracht; sie verwenden dazu Seide, Diamanten und Perlen. Eine Hutschnalle und Schnur von Diamanten ist nichts Seltenes unter den Herren, und gewöhnliche Kaufleute tragen bisweilen dergleichen von Perlen. Selbst die Negersclavin prangt mit ihrer goldenen Kette, ihren Perlenarmbändern und ihren Ohrgehängen von farbigen Steinen. Der Anzug der Mulattinnen ist sehr reizend. Sie tragen einen Rock von Seiden- oder Wollenzeuge mit einer großen Menge Gold- oder Silbertreffen und besetzt mit einer doppelten Reihe breiter Bänder von lebhafter Farbe mit goldenen oder silbernen Schnuren, welche vorn auf dem Rocke und selbst hinten bis hinunter fallen. Ihr Leibchen ist knapp an der Taille, mit Gold oder Silber geschnürt und ohne Aermel; überdies haben sie einen werthvollen Gürtel mit Perlen und goldenen Schleifen. Ihre weiten und unten offenen Aermel sind von feiner holländischer Leinwand, mit Seide und Gold gestickt oder blos von bunter Seide. Diese Aermel fallen fast bis auf die Erde hinunter. Der kupferfarbige Busen dieser Frauen ist nur von den Edelsteinen ihrer Halsbänder bedeckt. Wenn sie auf der Straße gehen, tragen sie einen kleinen weißen Mantel von Linon oder Batist mit Spitzen; bisweilen nehmen sie denselben über den Kopf, so daß nur der Obertheil der Taille bedeckt wird, der Gürtel und die Schnuren des Rockes aber frei bleiben, während die beiden Enden fast bis zur Erde reichen. Ein andermal wird die Mantille um den Hals genommen und ein Zipfel derselben kokett über die linke Achsel geworfen, damit der rechte Arm frei bleibt und den großen Aermel zeigen kann. Ihre sehr hohen Schuhe haben mehrere Sohlen, und einige Damen lassen sie außen mit einer Silbertresse besetzen, die mit großköpfigen silbernen Nägeln befestigt ist."

Diese Schilderung von 1648, worin ein Duft von Luxus und Ueppigkeit athmet, hat in unsern Tagen den größten Theil ihrer Farben bleichen sehen. Mexico besitzt noch große Pracht und die Zukunft hat ihm ohne Zweifel noch andere vorbehalten; aber die letzten Revolutionen zerstreuten das Vermögen so, daß man gegenwärtig von dieser Pracht nichts mehr sieht. Nur die Kirchen erinnern noch an die Wunder der ersten Tage der Eroberung. Man hat von denen Pueblas gehört; Mexico ist noch besser damit versehen. Die 500 Fuß lange Kathedrale steht auf dem plaza mayor an derselben Stelle wie sonst der große Teocalli, dessen Götzenbilder als Baumaterialien zu ihrem Grunde verbraucht wurden. Das Aeußere der Kathedrale sieht trotz der plumpen und gemischten Bauart recht schön aus; aber im Innern fällt der Mangel an Harmonie verletzend auf, den die Verzierungen nicht zu verdecken vermögen. Das Centrum der Kirche ist durch Baue gefüllt, welche einen Ueberblick über das ganze Schiff unmöglich machen. Der Hauptaltar ist auch zu groß für die Stelle, die er einnimmt, und die Masse plumper Vergoldungen und massiver Sculpturen erhöht diese Mangelhaftigkeit nur noch mehr. Der Hauptaltar und was dazu gehört ist von einem gegossenen sehr massiven Metallgitter umgeben, das nach einer aus Mexico hingeschickten Zeichnung in China gegossen worden seyn soll. Die Figuren daran sind sehr zahlreich, aber nur mittelmäßig. Wie die andern Tempel Mexicos ist die Kathedrale nicht gepflastert; der Gläubige, wer er auch seyn mag, muß auf der bloßen Erde knien. Obgleich man in die Kirchen beerdigt, so verräth doch nichts die Stelle, wo die Todten ruhen.

Eines der schönsten Gebäude in Mexico ist das Franziskanerkloster, ein ungeheuerer Bau und reich dotirt. Auch das Dominikanerkloster und seine Kirche verdienen Beachtung. Seit der Zeit der Unabhängigkeit hat man dieses Kloster mehr als einmal als Staatsgefängniß benutzt. Vor der Kirche befand sich ein Stein, auf den man den Pfahl der für das Autodafe bestimmten Opfer befestigte. Gegenüber stand der Inquisitionspalast, ein hübsches Gebäude, das gegenwärtig in eine polytechnische Schule verwandelt ist. Das Kloster La Profesa und St. Augustin verdienen auch die Aufmerksamkeit des Reisenden.

Der Palast des Vicekönigs gewährt Schönheiten anderer Art. Die Größe, die Zierlichkeit, die Symetrie des Baues machen denselben zu einem der schönsten Gebäude dieser Art selbst in Europa. Er nimmt die ganze südliche Seite des großen Platzes ein und enthält mehrere öffentliche Verwaltungen, das Gefängniß, die Münze, den botanischen Garten, die Bibliothek, die Regierungsdruckerei rc. Der Gouverneur hat ferner zu Chapultepec ein Lusthaus, das ein junger Sybarit, der Vicekönig Galvez, begann, das aber noch nicht vollendet ist. (Taf. 54. Abbild.) Chapultepec war auch eine Residenz der alten Fürsten von Mexico. Die Gebäude selbst in ihrem unvollendeten Zustande haben ungeheuere Summen gekostet, über 1,500,000 Frcs. wie man sagt. Der Styl des Gebäudes ist sehr seltsam. Nach Mexico zu ist es befestigt, so daß man glauben kann, es sey eben sowohl zur Vertheidigung als zum Vergnügen bestimmt. Man erbaute selbst vorspringende Mauern und Brustwehren zur Aufstellung der Kanonen, alles unter der Form einer architectonischen Verzierung versteckt. An der Nordseite giebt es Graben und einige Souterrains. Man glaubte sonst in Mexico allgemein, Galvez habe Chapultepec in der Absicht erbaut, die Unabhängigkeit Neuspaniens zu proclamiren; dieser befestigte Felsen sollte sein letzter Zufluchtsort bei einem Angriffe europäischer Truppen seyn. Der Verdacht scheint jedoch nicht begründet. Galvez gehörte zu einer Familie, die Karl III. schnell emporgehoben hatte, und er hat gewiß eine glänzende und sichere Stellung nicht gegen die Ungewißheit einer zweifelhaften Unabhängigkeit vertauschen wollen. Gegenwärtig befindet sich Chapultepec in einem Zustande vollständiger Zerstörung. Man hat alles daraus verkauft, selbst die Fenster. Es ist jetzt nur noch das Ziel einer Promenade und zwar um so angenehmer, da der Weg dahin an einer der schönsten Wasserleitungen hinführt. Diese Wasserleitung, welche das Wasser der Cerros de Santa Fe aufnimmt, ist 3300 Metres lang und reicht bis zu dem Salto del Agua in dem südlichen Theile der Stadt. Das Wasser ist aber weder rein noch gesund; man trinkt es nur in den Vorstädten. Das beste Wasser in Mexico ist das der Wasserleitung von Santa Fe, die an der Almeda hinläuft und bei der Traspana, bei der Brücke Marescala endigt. Diese Wasserleitung ist 10,200 Metres lang, aber die Neigung des Bodens erlaubte das Laufen des Wassers auf Bogen nur in ungefähr einem Drittel dieses Raumes. Ist man der Wasserleitung eine kleine Stunde weit gefolgt, so gelangt man in die Gärten von Chalpultepec, die allein noch Ordnung und Pflege verrathen. Hier sieht man ungeheuere Bäume, welche die Naturforscher Cypressen nennen, und die nach Bulloch einen Umfang von 60 Fuß haben. Sie tragen bei ihrer ungeheuern Höhe an ihren Zweigen eine große Menge Lichen, die man barba de España (spanischer Bart) nennt. Zwei Meilen weiter hin und bei Tacubaja liegt das Lusthaus des Bischofs von Mexico, das mit Canälen, Fontainen, Lauben, Grotten und zahllosen Blumenvasen geschmückt ist.

Unter die merkwürdigen Gebäude Mexicos gehört auch das Jesushospital, dessen Gründung bis zu Cortez zurückgeht. Es ist ein sehr großes luftiges Haus mit einem Hofe in der Gestalt eines Parallelogrammes. Man zeigt da einen massiven Mahagonitisch, der nicht blos merkwürdig ist, weil er aus einem einzigen Blocke gemacht wurde, sondern auch, weil er dem Eroberer Mexicos gehörte. Hier ruht auch die Asche des Cortez in einem mit Eisenstangen verwahrten Sarge.

Die Mineria (Bergbauschule) ist ein neueres Gebäude und eine nützliche Anstalt, deren wohlthätige Wirkungen Humboldt vielleicht etwas übertrieben hat. Leider ist das Gebäude selbst nach einem schlechten Plane und auf einem ungeeigneten Boden errichtet. Bereits ist ein Theil desselben eingestürzt und das übrige senkt sich auf den schlanken schönen Säulen. Hier befand sich die Academia de los nobles artes, welche zu Ende des vergangenen Jahrhunderts einigen Glanz auf Mexico warf. Diese Anstalt hatte fast 125,000 Frcs. Einkünfte, wovon 60,000 die Regierung, 50,000 die Corporation der merikanischen Bergleute und 15,000 der Consolado (die Gesellschaft der reichsten Kaufleute der Hauptstadt) beitrug. Zu jener Zeit hatte die Anstalt den größten Einfluß auf den Geschmack der Nation, auf die Künste und auf die Producte der Industrie ausgeübt. Dieser Academie verdankt man, nach Humboldt, die prachtvollen Häuser und die zierlichen Paläste, welche man gegenwärtig in Mexico und Guanaxuato findet. Hier in großen sehr gut beleuchteten Sälen kamen alle Abende mehrere hundert junge Leute zusammen, um zu zeichnen. Es galt unter ihnen kein Unterschied der Farbe und des Herkommens, man sah den Indianer neben dem Weißen, den Sohn des Tagelöhners neben dem Sohne des Adligen. Gegenwärtig aber ist die Blüte der Anstalt vorüber. Die Kriege und die Revolutionen haben die Künste aus diesem Asyle und aus ganz Mexico vertrieben. Kaum findet man gegenwärtig einige Farbenklecker, welche Gemälde für die Kirchen copiren oder Portraits zu machen versuchen. In Mexico bemerkt man nirgends Spuren von Marmorsculpturen, während Bildschnitzereien in Holz sehr häufig sind, da jedes Haus seine Madonna hat, die gewöhnlich prachtvoll geschmückt ist. Die Indianer zeichnen sich in Wachsarbeiten aus.

Mexico hat nur ein Schauspielhaus, ein großes gut angelegtes Gebäude, dessen innere Form die eines länglichen Hufeisens ist, welches sich nach der Bühne hin sehr verkürzt. Das Orchester, die Decorationen, die Costüme und die Schauspieler sind schlechter als das Schlechteste dieser Art in Europa. Das alle Abende geöffnete Theater zieht nicht die Elite der Gesellschaft Mexicos an, und da die Zuschauer rauchen dürfen, so entsteht bald eine so dicke Rauchwolke, daß man das, was auf der Bühne vorgeht, nicht erkennen kann.

Die Alameda (die öffentliche Promenade) ist schön, geräumig und schattenreich. Sie besteht in gepflasterten Trottoirs mit Fontainen in mittelmäßigem Geschmack und noch mittelmäßigern Statuen. Hier und da zeigen sich einige Spaziergänger und Spazierenfahrende. Welche Verschiedenheit zwischen unserer Zeit und jener, als der Amerikaner Gage schrieb: „die Galane der Stadt zeigen sich alle Tage theils zu Pferde, theils und meist in Wagen an einem angenehmen und schattigen Orte, genannt Alameda. Dieser Ort gleicht Moor-Fields, und zweitausend Wagen mit eleganten Herren, schönen Damen und reichen Bürgern treffen einander hier so pünktlich, um den Hof zu machen und um sich den Hof machen zu lassen, wie unsere Kaufleute auf der Börse. Die Herren haben ein Gefolge von zwölf und wenigstens sechs schwarzen Sclaven in glänzender Livree mit Gold- und Silbertressen, seidenen Strümpfen an den schwarzen Beinen, Rosetten an den Schuhen und dem Degen an der Seite. Die Damen haben auch ihr Gefolge von schwarzen Mädchen, die bei ihrem glänzenden Putze und mit ihren weißen Mantillen, wie das spanische Sprichwort sagt, einer Fliege in der Milch (mosca in leche) gleichen."

Außer der Alameda hat Mexico el Parco. Diese andere Promenade, die mit zwei Reihen Bäumen bepflanzt und zwei Meilen lang ist, endigt plötzlich bei einer Brücke und einem großen Thore, unter welchem der Chalcocanal hingeht. (Taf. 51. Abbild.) Nach dieser Stelle besonders richten sich die Wagen und Reiter. Nichts Anmuthigeres als das Aussehen dieses Ortes an den Sonn- und Festtagen. In allen Richtungen kreuzen sich Canäle, die von hübsch gekleideten, mit Blumen bekränzten Indianern in Böten bedeckt sind. Am Hintertheile jedes Botes befindet sich ein Musiker, welcher Guitarre spielt, während die übrige Gruppe singt und tanzt.

Auf dem Chalco-Canale sieht man eine große Menge jener künstlichen Inseln, die im Lande unter dem Namen chinambas bekannt sind und

welche die Europäer schwimmende Gärten nennen. Es giebt einige darunter, welche wirklich beweglich sind, andere aber hängen am Ufer und sind von einander durch mehrere Ruthen breite Gräben getrennt.

Die sinnreiche Erfindung des Chinambas scheint sich aus dem 14. Jahrhunderte herzuschreiben, und sie ging ohne Zweifel aus dem Bedürfnisse hervor, für den Unterhalt einer großen Stadt zu sorgen, die mitten in einem fischreichen See lag. Die Natur selbst mußte die Azteken an den sumpfigen Ufern des Chalcosees auf die Idee dieser Gärten bringen. Das Wasser nimmt wohl wenn es anschwillt die mit Gras bedeckten Erdschollen mit, welche anfangs vereinzelt umherschwimmen und sich dann mit einander verbinden. Die ältesten Chinampas waren, wie man glauben muß, nur künstlich vereinigte Rasenstücke, welche allmälig fester und zuletzt bebaubar wurden. Später griff die Industrie die Sache auf. Die Azteken bildeten ganze Felder mittelst Flechten von Rohr, Binsen, Wurzeln und Baumzweigen. Sie bedeckten diese leichten untereinander geflochtenen Stoffe mit schwarzer Erde, welche von Natur mit salzsaurer Soda geschwängert war. Waren diese Chinampas beweglich, so konnte man nichts Merkwürdigeres sehen, als wenn sie der Wind mit ihrem Grün, bisweilen sogar mit der Hütte des Indianers, der sie bebaute, dahin trieb. Gegenwärtig wollen alle diese Chinampas fest werden. Man findet eine Menge, die so längs dem Vega-Canale hin in dem sumpfigen Boden zwischen dem Chalco-See und dem Tezcuco-Canale festgeworden sind. Mehrere von ihnen bilden Parallelogramme von 100 Metres Länge und 5 bis 6 Metres Breite. Schmale Gräben, die symetrisch zwischen denselben hinlaufen, trennen diese Vierecke. Die bebaubare Erde, welcher durch die häufigen Bewässerungen das Salz genommen wird, erhebt sich über ein Meter über die Wasserfläche. Auf diesen Chinampas werden die Bohnen, die Erbsen, die Kartoffeln, der Blumenkohl gebaut, die man auf den Märkten der Hauptstadt findet. Die Ränder dieser Vierecke sind gewöhnlich mit Blumen, bisweilen sogar mit einer Rosenhecke eingefaßt.

In dieser Gegend und neben den Chinampas stehen malerische Indianerdörfer, die mitten unter Blumen und Grün erbaut sind. Hier und da zeigen sich auch Felder von maguey de pulque, eine Art Agave, aus der man Pulque, den Trank der Mexikaner, bereitet. Diese Magueys werden in langen Alleen gepflanzt. Die Pflanzen geben ihren Saft erst, wenn der Stengel sich zu entwickeln beginnt; dies ist der Augenblick, wann die Safternte beginnt. Man schneidet dann den corazon (das Bündel Mittelblätter) ab, dann erweitert man allmälig die Wunde, indem man sie mit den Seitenblättern bedeckt. In diese Wunde scheinen die Gefäße den gesammten Saft abzusetzen, welcher den mit Blüten bedeckten colossalen Schaft bilden sollte, und es ergiebt sich daraus eine wahre vegetabilische Quelle, welche einige Monate lang strömt und aus welcher die Indianer des Tages zwei oder dreimal schöpfen. (Taf. 54. Abbild.) Gemeiniglich giebt eine Pflanze in 24 Stunden 200 Cubikzoll Saft; eine sehr kräftige kann bis 375 Cubikzoll geben. Diese Saftmenge, welche eine kaum anderthalben Meter hohe Pflanze giebt, ist um so merkwürdiger, als die Agavepflanzungen sich auf bisweilen dürrem Boden und selbst auf Felsenschichten finden, die kaum von einigen Zollen Pflanzenerde bedeckt sind. Auf einem undankbaren Boden rechnet der Indianer nur 150 Flaschen auf einen Maguey und schätzt den Werth des Pulque von einem Tage nur auf 10 bis 12 Sous. Das Product ist ungleich wie das des Weinstocks, der bald mehr bald weniger Trauben trägt. Ist der Pulque gegoren, so giebt er ein weiniges Getränk, das dem Cider gleicht bis auf einen Geruch von faulem Fleische. Konnte man den Ekel von diesem fauligen Geruche überwinden, so gewöhnt man sich leicht an den Pulque, der nach den Liebhabern desselben ein magenstärkendes, kräftigendes Getränk ist. Unter den besten Qualitäten erwähnt man den des Dorfes Hocotitlan, dessen Boden in ganz Mexico berühmt ist. Die Farbigen trinken den Pulque allgemein gern und es wird in Mexico allein die ungeheuere Menge von 44 Millionen Flaschen verbraucht.

Die Felder und Gärten in der Umgegend der Hauptstadt werden nach Methoden angebaut, welche eine europäische Leitung verrathen. Es giebt in Mexico wirklich eine botanische Schule und einen botanischen Garten. Der Garten nimmt ein Viertel des Palastes des Vicekönigs ein und obgleich mitten in einer volkreichen Stadt gelegen, gedeihen die Gewächse doch ganz besonders gut. Die Eintheilung der Beete ist ganz spanisch mit niedrigen Alleen und großen schönen Blumenvasen, und frischer erhalten durch die Menge Kletterpflanzen, welche sich um die Bäume schlingen. Alle diese Alleen strahlen von einem großen Bassin aus, das den Mittelpunkt bildet und von dem aus eine Menge Bewässerungsgräben gehen. Das Auge wird entzückt von der Menge zierlicher, in Europa unbekannter Pflanzen, welche mit ihrem Dufte die Luft erfüllen. Welche Mannichfaltigkeit der Formen! welche Farbenverschiedenheit! welcher Abstand zwischen diesem saftvollen kräftigen Aussehen und den kränklichen, zwerghaften exotischen Gewächsen in unsern Treibhäusern, wo sie hinsterben ohne etwas erzeugt zu haben.

Alles interessirt in Mexico. Was kann auch merkwürdiger seyn, als die Märkte der Stadt mit ihren Myriaden von Indianern aus der Umgegend? Kaum ist die Sonne aufgegangen, und schon sieht man auf dem Chalco-Canale mehrere hundert Böte von jeder Größe und jeder Form mit einer unendlichen Menge von Waaren hingleiten, welche zu Pyramiden aufgethürmt sind. Gewöhnlich werden diese Böte von Frauen gelenkt; sie treiben dieselben mit langen Stangen, während die übrige Familie, Greise oder Kinder, sich unter einem Zelte in der Mitte des Fahrzeugs befindet. Hier liegt Fleisch, Wildpret, Geflügel, dort Mais oder Butter, Obst oder todte Ziegen. Als Zierde wirft man über alle diese Gegenstände einen Schleier von weißem oder rothem Mohn, und wenn ein Mann sich an Bord befindet, so unterhält er die Frauen mit den Klängen seiner Guitarre. Nie kommen diese trefflichen Leute an einander vorbei, ohne sich mit einem Buenos Dias zu grüßen.

Die Ausladung dieser Waaren geschieht etwas südlich von dem Palaste neben dem großen Marktplatze. Der Anblick dieses Marktes ist ein lebenvoller und bunter. Fische aller Art, Schildkröten, Frösche und Axolotes (eine Art Salamander) giebt es überall in Menge. Der Fleischmarkt ist mit Rind-, Schöps- und Schweinefleisch gut versorgt; das Kalb dagegen ist verboten. Das Fleisch ist aber bei weitem nicht so gut als das, welches man in Europa genießt, während das Gemüse vortrefflich und mannichfaltig ist.

Außer diesen Waaren giebt es auf dem Markte in Mexico noch Wolle, Baumwolle, grobe Zeuge, Leder und irdenes Geschirr. In den anstoßenden Straßen befinden sich die Schenken, in denen die Männer sich in Pulque berauschen und ihrer Lieblingsleidenschaft, dem Spiele, fröhnen. Dieser Theil von Mexico ist gleichsam ein Resumé der Handelsphysiognomie der Hauptstadt. Man sieht hier einen lepero, eine Art halbnackten Bettlers, der sich an eine Mauer lehnt und von dem Almosen träumt, wofür er sich Pulque zu kaufen gedenkt (Taf. 52. Abbild.); weiterhin einen öffentlichen Schreiber, einen wichtigen Mann, dem die Indianerinnen die Sorge ihrer Rechnungsordnung anvertrauen, Schreiber im Freien, die unter ihrem Sonnenschirme anhören, was ihre Kunden ihnen anvertrauen. (Taf. 52. Abbild.) Dann erscheint der aguador oder Wasserhändler. Diese aguadores, ein zahlreiches Corps, holen ihren Handelsartikel aus den Behältern der Wasserleitungen, um ihn dann in großen Krügen weiter zu schaffen, welche sie auf dem Rücken und vorn auf der Brust an einem Riemen tragen, der ihnen über den Kopf geht. (Taf. 52. Abbild.) Diese Wasserträger sind die Lazzaroni von Mexico. Nicht minder seltsam sind die Schlauchhändler. Ihre leichte Last, welche auf einem Stocke auf ihren Achseln ihnen an beiden Seiten hängt, nimmt so viel Platz ein wie ein Karren. (Taf. 52. Abbild.)

Es giebt wenige Gast- und Wirthshäuser in Mexico. Das schönste Hotel, das der Sociedad, hat mehrere Billardsäle, eine Table d'Hôte, ein Kaffeezimmer 2c. Die Thüren desselben sind fast immer von häßlichen blinden, lahmen, buckeligen 2c. Bettlern belagert.

Das Aussehen der Kaufmannsladen ist im Allgemeinen ein ärmliches; wenige sogar haben ein Schild über der Thüre. Man muß in der Stadt

wohl bekannt seyn, um zu wissen, wo dieses oder jenes verkauft wird. Die Goldschmiedsarbeiten werden von guten Ciselirern gefertigt; die Fabriken von Gold und Silber liefern die Posamentirwaaren in der größten Vollkommenheit und zu sehr annehmlichen Preisen. Die Schneiderwerkstätten sind nicht sehr zahlreich und die Modenhandlungen werden von Männern gehalten. Die Männer nähen fast mitten auf der Straße Muslinkleider; sie verfertigen Garnituren, Blumen, Häubchen x., während nicht weit davon, in einem Nachbarhause, arme Mädchen am Boden knieen und Chocolade reiben, eine langweilige und beschwerliche Arbeit.

Der Droguenhandel ist sehr ausgedehnt in dem Lande und die Apotheker nehmen einen hohen Rang ein. Tausende von Büchsen, Schubkästen, Gläsern, Flaschen und Krügen, welche in schöner Ordnung aufgestellt und geheimnißvoll etikettirt sind, geben ihren Handlungslocalen das Aussehen von alchemistischen Cabineten. Die Barbiere sind in Mexico sehr wichtig und ihre Laden die schönsten und glänzendsten. Ihre Beschäftigung ist auch sehr einträglich. Der Barbier wird wie der Arzt bezahlt. Die Kunsttischlerei ist in Mexico sehr zurück und der größte Theil der Meubles kommt aus den Vereinigten Staaten. Vor einigen Jahren war die Säge ein den Tischlern dieser Stadt unbekanntes Werkzeug. Die geschicktesten Sattler sind Eingeborene, ihre Wagen einfach, zierlich und dauerhaft. Die besten Maler des Landes beschäftigen sich mit der Verzierung derselben. Die Bäckereien sind groß und gut und liefern vortreffliches Brod. Für die ärmern Classen verfertigt man tortillas, eine Art Kuchen von Mais. In einigen Laden verkauft man spanischen Branntwein und einheimischen, und die Indianer kehren hier häufig ein, wenn sie einige Realen haben.

In Mexico sind die Trachten in jeder Classe sehr verschieden. Die Spanier und die Weißen tragen europäische Fracks und Röcke und im Hause Jacken oder Röcke von gedrucktem Kattun. Die Damen und die Kinder erscheinen in den Straßen immer schwarz gekleidet. Die Frauen lassen den Kopf unbedeckt und werfen nur bisweilen einen leichten Schleier über ihr schönes Haar. Besondere Sorgfalt wenden sie auf ihre Fußbekleidung. Sonntags tragen sie hellfarbige Anzüge. Den Federn ziehen sie die künstlichen Blumen vor.

Die Tracht eines Landedelmannes oder paisano ist sehr glänzend und kostspielig. Sie besteht 1) aus gestickten kurzen Hosen gewöhnlich von farbigem Leder, an den Knien offen und mit einer großen Anzahl runder silberner Knöpfe und mit breiten silbernen Tressen besetzt; 2) aus einem gestickten Hemd mit einem sehr breiten Kragen, und einer kurzen Jacke von gedrucktem Kattun, über welche eine manta entweder von feinem Tuche oder von schönem Baumwollenzeuge geworfen wird, die gewöhnlich mit Goldtressen bedeckt ist. Der paisano trägt Schuhe von sehr dünnem Leder oder Stiefelchen, welche nach oben eine Art Gamasche bilden, die durch ein verziertes Knieband gehalten wird. Dieser Theil der Kleidung ist sehr kostbar, da die Lederstreifen en relief gearbeitet sind. Diese Art Gamaschen oder Stiefelchen, oder Kothurne, wie man sie nennen möchte, werden das Paar zu 40 bis 50 Piaster bezahlt, und bilden den eleganten und ausgezeichneten Theil der Tracht des mexikanischen Fashionable. Die Steigbügel und Sporen passen zu diesem Luxus sowohl nach der Arbeit als nach dem Reichthum des Stoffes. Die Hüte, deren Farben verschieden sind, haben sehr breite Krempen und einen niedrigen Kopf, sind mit Gold- oder Silbertressen besetzt, von einer runden Schnur umgeben und haben eine goldene Schnalle und Fränse. Man kann sich keine Vorstellung von der Eleganz dieser Hüte machen, welche den Reiter gegen die Sonnenstrahlen schützen.

Das Pferd ist nicht minder glänzend und kostbar geschirrt. Zuerst der große Sattel mit reicher Seiden-, Gold- und Silberstickerei. Der vordere Bogen ist sehr hoch, die Steigbügel selbst sind von Silber oder von mit gesticktem Zeuge bedeckten Holze; der schmale Zügel hält ein sehr starkes und sehr breites Gebiß, mit dem die Reiter ihre Pferde in vollem Galopp anhalten können. Die Frauen zeigen weniger Luxus in ihrem Anzuge. Sie tragen gewöhnlich ein gesticktes Hemd, eine Art Spencer, der vorn aufgeht, und einen Rock von scharlach- oder rosenrothem Tuche mit Flimmerchen und reichen Stickereien.

Was die Trachten der armen Classen betrifft, die Spanier, Mestizen oder Indianer, so sind sie nach den Provinzen verschieden. Einige haben zur Bekleidung fast nichts als eine wollene Decke, die sie um den Leib wickeln. Andere haben einen Strohhut mit einem Rocke und kurzen auf den Knien offenen Hosen von Ziegenleder; darüber Kattunbeinkleider, welche bis an die halbe Wade gehen. Ihre Fußbekleidung besteht in ledernen Sandalen, denen der Römer ziemlich ähnlich. Die Frauen haben einen kleinen Rock und eine kurze Jacke und tragen ihr Haar geflochten an jeder Seite des Kopfes mit rothen Schnuren. Im Allgemeinen ist die Kleidung reinlich und ihre Haltung züchtig und bescheiden. Unter den Indianern, welche die Märkte von Mexico besuchen, sind die merkwürdigsten die von Mitchoacan (Taf. 53. Abbild.), Nachkommen der Taraskén, welche im 16. Jahrh. durch ihre sanften Sitten, ihren Fleiß in den mechanischen Künsten und durch den Wohllaut ihrer vocalreichen Sprache berühmt waren. Die Hütten dieser Indianer haben nicht alle einerlei Gestalt. In den wärmern Gegenden sind es Hütten aus Rohr oder kleinen Stäben und mit Blättern bedeckt. In den Schneegebirgen gleichen die Hütten so ziemlich denen in Norwegen oder der Schweiz. Eine Decke, ein Fischnetz, einige Flaschenkürbisse, einige irdene Gefäße x. sind die Geräthe; ein grobes Heiligenbild und einige Blumenvasen der Schmuck. —

Die Mitchoacan-Indianer verwendet man vorzugsweise bei der kleinen Anzahl von Manufacturen, die in Mexico betrieben werden. Vor der Unabhängigkeit war es nicht erlaubt, in Mexico Seidenwürmer zu ziehen oder Flachs zu bauen; der Weinstock und der Olivenbaum waren unter schweren Strafen verboten, trotz dem, daß dies nur Urstoffe waren. Mit um so mehr Grund verbot man also die verarbeiteten Gegenstände, deren Concurrenz dem Absatze des Mutterlandes hätte schaden können. Kaum hatte man es zur Fabrikation grober Zeuge gebracht und die Arbeiter, welche man dabei beschäftigte, sahen sich als ganz erniedrigt an. Die Fabriken wurden also gewissermaßen Zuchthäuser, die von hohen Mauern und Doppelthüren vertheidigt wurden. Gegenwärtig unter einer liberalern Regierung sind diese alten Vorurtheile verschwunden und jenes gehässige Regime hat aufgehört.

Man verfertigt in Mexico vortreffliche Castorhüte und Hüte von Wolle für die Landleute, ferner mantas oder Mäntel der paisanos, von denen bereits die Rede gewesen ist, sehr gutes Leder, ziemlich schlechte Messerschmiedswaare, einige Uhren, Faience und Glas, schönes Töpfergeschirr, mittelmäßiges Pulver und Pulquebranntwein.

Die Münzindustrie Mexicos erscheint unter keinem bessern Lichte. Die Münze nimmt einen großen Theil des Palastes des Vicekönigs ein und war lange eine der beschäftigsten und reichsten in der Welt. Das Silber wird dahin aus den Bergwerken in ungefähr zwei Fuß langen und 1000 Unzen schweren Barren geschickt. Nachdem sie gereinigt sind, schmilzt man sie in engen Schmelztigeln, worauf das Metall in lange Streifen von der Breite und Dicke eines Piasters getheilt wird und zwar von fast nackten Männern, während andere Arbeiter es mit einer Schraubenpresse in runde Stücken von der Größe der Münze schneiden. In andern Theilen des Saales wiegt man die Stücke und macht sich gleich, indem man ihnen das Uebergewicht nimmt, dann rändert man sie und trägt sie in die Säle, wo sie durch Alaunwasser gebleicht werden. Von da kommen sie endlich in die Werkstatt, wo sie ihr Gepräge durch ungefähr zwanzig Prägstöcke erhalten, die täglich über 100,000 Piaster schlagen können.

Das Verfahren bei dieser Fabrikation ist im Ganzen sehr mangelhaft. Die Maschinen nehmen ungeheuer viel Raum ein und machen ein betäubendes Getöse. Zwei Milliarden 250 Millionen Piaster, welche gegenwärtig in der Welt circuliren, sind aus dieser Münze hervorgegangen.

Die Umgegend Mexicos ist nicht minder interessant als die Hauptstadt selbst, sowohl wegen ihres geologischen und hydrostatischen Aussehens, als auch wegen der bewundernswerthen Localitäten, welche sie enthält.

Das Thal von Tenochtitlan oder Mexico ist ein von einer kreisförmigen Mauer von sehr hohen Porphyrgebirgen umgebenes Becken mit einem 2277 Metres über dem Spiegel des Oceans gelegenen Grunde. Dieses Bassin empfängt und absorbirt die ganze Feuchtigkeit der dasselbe umgebenden Bergkette; kein Fluß kommt aus ihm heraus, außer dem kleinen Tequisquiac, der sich in den Rio de Tula ergießt. Dagegen empfangen die vier Hauptseen des Thales, Chalco, Tezcuco, San Cristobal und Zumpango, sechs bis sieben Flüsse, deren größter der Rio de Guautitlan ist. Diese vier Seen, die Wasserbehälter, liegen etagenartig über einander; der niedrigste ist der Tezcuco, dann folgen der Chalco, der San Cristobal und der Zumpango.

In einer früheren Zeit bedroheten diese Seen Mexico und das Thal fortwährend mit einer verderblichen Ueberschwemmung, und selbst heute noch, nach ungeheuern Vorbauungsarbeiten, sehen die Bewohner das plötzliche Anwachsen ihrer Seen mit Besorgniß. Unter den Ueberschwemmungen, welche die Geschichte aufbewahrt hat, fallen die merkwürdigsten in die Jahre 1553, 1580, 1604, 1609 und 1629. Seitdem ist die Stadt vor ähnlichem Unglücke durch die Arbeit des Desague verschont worden, von dem sogleich die Rede seyn wird.

Nachdem sich die Spanier in Mexico festgesetzt hatten, mußten sie an die Sicherheit der Hauptstadt denken, die fortwährend durch die Seen bedrohet wurde. Schon die eingeborenen Fürsten hatten versucht, durch Dämme sie zu sichern, deren Ruinen, selbst in ihrem gegenwärtigen Zustande, der Stadt noch immer nützlich sind. Im Jahre 1553 ließ Velasco nach dem Beispiele der aztekischen Könige einen andern Damm aufführen, den man den Albaradon de San Lazaro nannte und dem eine Menge ähnlicher Albarabons folgte. Man erkannte aber bald, wie unzureichend diese Art, das Wasser zu bekämpfen, sey und dachte an ein Mittel, dasselbe aus dem Thale hinaus zu bringen. Daraus ergab sich der Plan der Arbeit, den man jetzt Desague de Huehuetoca nennt. Der erste Urheber derselben ist Enrico Martinez, Cosmograph der spanischen Krone. Mit drei andern Ingenieuren machte er zuerst in dem Thale ein Nivellement, dessen Genauigkeit durch alle späteren Arbeiten bewiesen worden ist; dann trat er mit einem Plane zur gemeinsamen Ausschöpfung der drei Seen Tezcuco, Zumpango und San Cristobal vor, indem er als Basis einen großen Schacht bei den Hügeln von Nochistongo vorschlug, welche der sonstige Vereinigungspunkt zwischen dem Thale von Mexico und jenem von Tula gewesen zu seyn schienen. Dieser berühmte Schacht wurde den 28. Novbr. 1607 begonnen. Der Vicekönig eröffnete ihn selbst an der Spitze der audiencia und that den ersten Hieb mit der Haue. Funfzehntausend Indianer griffen sogleich die Arbeit an und nach einer elfmonatlichen beschwerlichen und andauernden Anstrengung war der Schacht (el socabon) beendigt, der anderthalbe Stunde lang, über 3 Metres breit und über 4 Metres hoch ist. Seit dem Monat December 1608 konnten der Vicekönig und der Erzbischof das Wasser des Sees Zumpango ablaufen sehen. Der Vicekönig ritt nach dem Berichte Zepedos über 2000 Metres in diesem unterirdischen Gange hin.

Es war dies ein hydraulisches Werk, das selbst in unsern Tagen und in Europa die Aufmerksamkeit der Ingenieure fesseln würde. Leider befand sich der Schacht in einem lockern Boden und bald bewiesen häufige Einstürze die Unzulänglichkeit der Arbeit. Man sah sich genöthiget, die Decke zu stützen, welche nur aus abwechselnden Lagen von Mergel und hartem Lehm bestand. Zuerst bediente man sich dazu des Holzes und später des Mauerwerkes, aber beider auf unvollkommene Art. Das Wasser, dem man zu viel Fall gegeben hatte, unterwühlte allmälig die Seitenwände und setzte eine ungeheure Menge Schlamm ab, welcher den Schacht endlich verstopfte. Dann untersuchte man, ob man das Mauerwerk vollende oder die Decke abnehme, und in den fünf Jahren, so lange die Erörterung dauerte, blieb Mexico überschwemmt. Im Jahre 1637 endlich entschloß man sich, den Schacht (socabon) ganz aufzugeben, die Decke abzunehmen und einen ungeheuern Bergdurchstich (tajo abierto) zu machen, in welchem jener Schacht nur die Wasserleitung bilden sollte. Man griff es anfangs unrecht an, so daß man zwei Jahrhunderte brauchte, um diesen Durchstich zu vollenden, eine der langwierigsten und beschwerlichsten Arbeiten, die ausgeführt worden sind. Im Jahre 1789 näherte sich der Desague seinem Ende, seitdem mußte man aber immer wieder daran arbeiten, um den Grund zu erweitern und besonders auch den Hang sanfter zu machen.

In seinem gegenwärtigen Zustande gehört der Desague zu den wichtigsten hydraulischen Werken. Man muß ihn mit einer Art Bewunderung betrachten, besonders wenn man die Beschaffenheit des Bodens, die ungeheure Breite, die Tiefe und die Länge des Canals berücksichtiget. Wäre dieser Canal zehn Metres tief mit Wasser gefüllt, so könnten die größten Kriegsschiffe durch die Bergkette fahren, welche das Plateau von Mexico begrenzt. Aber dieser Anblick weckt auch ein Gefühl des Mitleidens, wenn man die unberechenbare Zahl der Opfer bedenkt, welche bei diesem gefährlichen und beschwerlichen Unternehmen umkamen. Tausende von Indianern wurden unter den Einstürzen begraben.

Seit der Vollendung des Desague und gegen das Ende des letzten Jahrhunderts hat man das System der Wasserableitung aus dem Thale durch die Oeffnung zweier Canäle vervollständiget, welche das Wasser der Seen Zumpango und San Cristobal nach dem Durchstiche hinführen. Der erste dieser Canäle wurde 1796 begonnen, der zweite 1798; der eine ist 8900 und der andere 13000 Metres lang. Diese beiden Werke kosten eine Million Francs, und es sind nur zwei Rinnen, in denen der Wasserspiegel acht bis neun Metres niedriger ist als der benachbarte Boden.

Trotz diesen Mitteln, trotz den mexikanischen Dämmen, dem Desague des Martinez und den beiden Canälen Mier's bedrohen aus Norden und Nordwesten noch immer Ueberschwemmungen die Hauptstadt und sie wird so lange dieser Gefahr ausgesetzt seyn, bis ein Canal direct nach dem See Tezcuco geleitet wird. Diese hydraulischen Arbeiten erfordern die größte Vorsicht, denn sie sind im Lande sehr unpopulär. Die Indianer erinnern sich der ungeheuern Verluste an Menschen in Folge der Arbeiten unter Martinez, und der Zahl der Arme, welche dadurch dem Anbaue entzogen wurden. Der Desague wurde als eine der wesentlichen Ursachen der Entvölkeruug des Landes und der gegenwärtigen Noth der Eingebornen angesehen.

Bis jetzt hatte man das Wasser in dem Thale nur für einen Feind angesehen, den man bekämpfen müsse, und jetzt, da man es fast überwunden hat, fängt man an einzusehen, daß es auch seine nützliche und wohlthätige Seite hatte. Seit dem Tage, da das Ablaufen der Seen leicht von Statten ging, nahm das Thal allmälig ein Aussehen von Unfruchtbarkeit und Verwüstung an. Die sonstigen schönen grünen Savannen sind zur dürren Steppe geworden, an der das Salz in Krystallen anschießt.

In dem Thale Mexicos bemerkt man unter andern Flecken und Dörfern Guadalupe, das weniger durch seine 2000 Einwohner, als durch das reiche und berühmte Heiligthum von Nuestra Señora de Guadelupe bekannt ist, das auf dem Hügel Tepejacac an derselben Stelle stellt, wo sich sonst der Tempel der mericanischen Ceres, der Göttin des Mais, Centeotle, befand. Das Gebäude ist in drei Abtheilungen getheilt, deren vornehmste in einer Kuppel mit zwei kleinen Thürmen besteht. (Taf. 54. Abbild.) Es ist ein großes und majestätisches Gebäude, in welchem man ein Bild der Jungfrau zeigt, und die außerordentlich reich ist an Verzierungen in Gold, in Silber und an Edelsteinen. In dem anstoßenden Palaste, einem sehr schönen und mit großem Luxus unterhaltenen Gebäude, wohnen prachtliebende Canonici. Nuestra Señora de Guadelupe ist eine der berühmtesten Votivcapellen in der Neuen Welt. Aus den entlegensten Theilen Mexicos und der angrenzenden Staaten kommen jedes Jahr Tausende von Pilgern in Caravanen daher, um hier ihre Andacht zu halten.

Auch andere Orte in der Umgend von Mexico nehmen die Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch. Darunter gehören Teapan, die Hauptstadt des Staates gleiches Namens, mit 6000 Einw. und einer Münze; Tacubaya, ein großer Flecken mit dem Lusthause des Erzbischofs; Tacuba, eine der herrlichsten Landschaften, wo man auch noch die schöne Steinstraße sieht, auf welcher Cortez seinen Einzug in Tenochtitlan hielt; San Christobal, charakterisirt von seinem Damme, dem unvollständigen Schutze gegen das Wasser des Sees; Otumba, berühmt zur Zeit der Eroberung, gegenwärtig aber arm und verfallen; Huexotla, sonst wichtig, wie es seine Mauern und Ruinen bezeugen. Man sieht hier noch Grund, den man einem alten Palaste zuschreiben kann, in dessen Mitte sich zwei Behälter in ziemlich gut erhaltenem Zustande befinden. Die alte Mauer, 30 Fuß hoch und dick, ist in fünf ungleiche Theile über einander geschieden. Der bedeutendste besteht aus ovalen sehr großen Steinen, deren seltsame Vorsprünge Menschenschädeln gleichen. Ein Sims trennt diesen Theil von den andern. Weiter hin am Fuße des konischen Gebirges Tecosingo, liegt ein Ort, welchen die Eingebornen Baño de Montezuma nennen, wenigstens nach einigen Berichten, welchen andere Reisende, wie Ward, förmlich widersprochen haben. Dieser Bau hat die Gestalt eines 12 Fuß langen und 8 Fuß breiten Beckens; in der Mitte befindet sich ein 4 bis 5 Fuß tiefer Brunnen mit einer dritthalb Fuß hohen Lehne rund herum. Man sieht da auch einen Thron oder einen Sitz, so wie ihn die alten Gemälde darstellen. Regelmäßige Stufen führen in das Becken hinunter und alles war mit mathematischer Genauigkeit in dem Felsen ausgehauen. In der Umgegend finden sich auch Terrassen mit Brustwehren von Mörtel und Stein, auf denen man die Spuren der schönsten und härtesten Stuccatur bemerkt. Einige dieser Terrassen sind in den Felsen gehauen, andere an den Abgründen angebracht. In dem ganzen Tecosingo-Gebirge und bis auf den Gipfel desselben sieht man Spuren von Ausgrabungen.

(Tezcuco.) Von den Städten im Thale ist keine berühmter in der Geschichte als Tezcuco, die alte Hauptstadt eines unabhängigen Reiches. Um sich nach Tezcuco zu begeben, geht man zuerst die alte Straße hin bis zur Theilung derselben bei Chapingo. Dies ist ein Dorf, wo der Marquis von Vibanco eine der bemerkenswerthesten Haciendas des Landes besitzt. (Taf. 54. Abbild.) Das Hauptgebäude wurde, wie es das Kreuz darauf bezeugt, von den Jesuiten errichtet und dann von den Vorfahren der gegenwärtigen Besitzer gekauft. Der Boden um diese Meierei herum ist außerordentlich fruchtbar, gut bewässert und jedes Anbaues fähig. Die Nähe der Hauptstadt sichert den Ernten dieses Gutes einen schnellen Abgang und diese Ernten bringen jährlich nicht weniger als dreimalhunderttausend Francs ein. Die troges oder Scheunen sind vorzüglich gebaut, hoch, luftig und mit großen Steinplatten gepflastert.

Von Chapingo wendet man sich gerade nach Tezcuco, indem man an einer großen Wasserleitung hingeht, welche sonst das Wasser in die Stadt brachte; ist man dann über Puente de los Bergantinos, den Ort, wo Cortez seine Brigantinen baute, so gelangt man vor die neuern Gräben der Stadt, an denen einige Teocallis von ungebrannten Erdziegeln stehen. Tezcuco verräth seine ehemalige Größe bei dem ersten Anblicke. Bei jedem Schritte stößt man auf den Grund von Tempeln, auf Ueberreste von Festungswerken und auf Trümmer von Palästen. Tezcuco war das Athen Americas, die Stadt der Geschichtschreiber, der Redner, Dichter und Künstler Mexicos. Hier finden sich die Ueberreste eines großen Baues, den die Spanier nach der Eroberung errichteten, der aber jetzt mehr verfallen ist als die übrigen; weiter hin erscheint ein fast unberührtes und verfallenes Götzenbild, die Klapperschlange, eine große mexikanische Gottheit; noch weiter hin die für Cortez von dem jungen Kaziken von Tezcuco, seinem Verbündeten, erbauten Casernen, ein Gebäude mit einer 20 Fuß hohen Mauer. Alles dies ist jedoch nichts gegen den Palast der alten Kaziken oder tributpflichtigen Könige von Tezcuco, ein Gebäude, das eine hohe Vorstellung von der Kunst bei den Amerikanern giebt. Dieses 200 Fuß lange Gebäude bildete eine Seite des Platzes und war auf abhängigen Terrassen übereinander errichtet, bedeckte mehrere Acker Land und war aus großen Basaltblöcken von 4 bis 5 Fuß Länge und 2 bis 3 Fuß Breite, welche man höchst sorgfältig behauen und geglättet hatte, aufgeführt. Bei diesen Ruinen steht eine große Kirche, welche man fast ganz von den Materialien jenes Palastes baute. Eine Menge sculptirter Steine, offenbar Ueberreste alter Gebäude, finden sich in mehreren Bürgerhäusern, und die neue Stadt scheint demnach von den Trümmern der alten aufgebaut worden zu seyn. Hier und da finden sich auch andere Spuren, tumuli oder Pyramiden von gebrannten Steinen, die Bogen der Wasserleitung und große runde sculptirte Steine. Wie viele andere noch kostbarere Documente würde dieser Ort geliefert haben, hätte nicht der erste Bischof von Mexico, Sumarica, in übergroßem Eifer auf dem großen Platze in Tezcuco alle Gemälde und alle Manuscripte der Azteken verbrannt.

Nach den Berichten Gamas, eines der Schriftsteller, welche uns die meisten Nachrichten über das alte Mexico hinterlassen haben, war das Reich Acolhuan, dessen Hauptstadt Tezcuco war, eines der blühendsten und volkreichsten im alten Anahuac oder Mexico. Erst unabhängig und ziemlich ausgedehnt, wurde es bald überwunden und dann dem Reiche einverleibt. Unter den Königen, welche diesen Staat mit einigem Ruhme regierten, hat die Sage besonders den Namen Nezahualcoyotl, den Solon Anahuacs, aufbewahrt. Dieser König gab achtzig Gesetze, deren Text noch vorhanden ist. Sie bestimmten unter andern, ein Prozeß, er mochte bürgerlich oder criminal seyn, dürfe nicht über neunzig Tage dauern; Diebstahl, Mord, Ehebruch und Trunkenheit wurden streng bestraft. Die unbedeutendste Entwendung von Bodenerzeugnissen fand besonders harte Strafen; dagegen hatte aber auch Nezahualcoyotl angeordnet, daß alles Land an den Straßen hin für die Armen besäet werde. Um die Richter vor jeder Bestechung zu bewahren, gab er ihnen auf Kosten seines Hauses Wohnung und Unterhalt. Deshalb war auch der Verbrauch in seinem Hause außerordentlich; er bestand, wie man sagt, in 4 Mill. Centnern Mais, 3 Mill. Centnern Cacao, 3200 Ctr. Chili oder Piment; 240 Ctr. Chiltecpin oder kleinem rothen Pfeffer, 1300 Salzkuchen, 800 Truthühnern und einer unglaublichen Menge Gemüse, Kaninchen, Hirsche und verschiedener Vögel. Dreißig Städte hatten diese Lebensmittel zu liefern. Dieser Monarch war überdies, wie die Chronik sagt, ein berühmter Künstler, ein guter Astronom und ausgezeichneter Dichter. Nach seinem sanften und duldsamen Charakter suchte er die Menschenopfer abzuschaffen, wurde aber von seinen Unterthanen genöthigt, dieselben beizubehalten. Doch beschränkte er diese barbarische Maßregel auf die Opferung der Gefangenen. Man setzt hinzu, er habe zu Ehren des Schöpfers einen neun Stockwerke hohen Thurm erbaut, auf dessen Spitze sich ein blaugemaltes Zimmer mit goldenen Zierrathen befunden habe, in welchem Personen zu gewissen Stunden auf Tafeln von Metall schlagen mußten; hörte der König diese Töne, so fiel er auf seine Knie und brachte dem großen Schöpfer des Weltalls sein Gebet dar.

Das sind die merkwürdigsten Ortschaften in der Gegend von Mexico. Dieses Plateau und die Bergwerkskette sind die beiden wichtigen Punkte des mexikanischen Bundes. Von diesem Centrum aus gehen die politischen Befehle des Präsidenten des Bundes und die kirchlichen Gebote des Erzbischofs. Man kann sich übrigens denken, daß das Land um eine Stadt, deren Einwohner man zu 180,000 Seelen angiebt, einen hohen Grad von Reichthum durch die Vervollkommnung des Anbaues und durch die bequemen Abzugswege erlangt haben muß.

Kapitel XLV.

Die Vereinigten Staaten von Mexico. — Reise nach den Silberbergwerken.

Nach einem einwöchentlichen Aufenthalte in Mexico war meine Ernte von Beobachtungen fast vollständig eingebracht. Ehe ich aber das Land

verließ, hatte ich noch eine wichtige Reise, in den Bergwerksbezirk, zu machen. Die Silberbergwerke und Mexico, Potosi und die Neue Welt sind zwei Ideen, die in Europa parallel mit einander laufen. Man darf indeß nicht nach Potosi gehen, wenn man die reichste Ausbeute sehen will. Potosi ist etwa wie Golconda. Golconda steht in dem Rufe, die schönsten Diamanten in der Welt zu enthalten, und es findet sich kein einziger daselbst. In Potosi soll das Gold an der Oberfläche liegen wie bei uns die Kieselsteine, und doch giebt es in Potosi wenig Gold; 4 bis 5 Silberbergwerke in Mexico sind reicher und besonders unerschöpflicher als die Potosis. Die reichhaltigsten von allen sind die von Guanaxuato, und nur diese wollte ich besuchen.

Um diese ziemlich lange und beschwerliche Reise ausführen zu können, versah ich mich mit guten Maulthieren von Durango, den einzigen, welche solche Strapazen ertragen können, ließ die Minen von Tlalpuxahua und Temascaltepec unbeachtet und wendete mich sogleich nach Guanaxuato.

Nach einem Halt zu Huehuetocan kam unsere Caravane auf dem gleichnamigen Flusse nach Tula. Tula ist eine hübsche kleine Stadt mit einer in sofern merkwürdigen Kirche, daß sie nach den Regeln der Kriegsbaukunst errichtet wurde mit hohen Wällen mit Schießscharten und mit kleinen Thürmen. Man glaubt, eine Art Castell zu sehen. Von Tula kommt man auf einem mit Schlacken besäeten Wege nach Arrayo Sacro, einem nicht eben bedeutenden Orte, wo man kaum eine kleine Hacienda findet, deren Scheunen den Reisenden zur Wohnung dienen. Weiter hin erscheint San Juan de Dios, eine hübsche kleine Stadt mit Wirthshäusern, welche dem Reisenden eine Menge auf dem übrigen Wege unbekannter Bequemlichkeiten gewährt. Die Umgegend der Stadt ist reich an Gärten, was ihr einen malerischern Anblick giebt, wenn man sie von der Spitze eines Berges, Bajada de San Juan genannt, betrachtet. Darüber hinaus wird die Straße schlecht und das Land unfruchtbar, bis bei dem Dorfe Sans die Vegetation und mit ihr eine Menge Wohnungen erscheint. So kommt man abwechselnd durch viele kleine Güter, auf denen man sich vorzugsweise mit der Viehzucht beschäftigt, bis man Queratero, die Hauptstadt des Bezirks dieses Namens, erreicht.

(Queratero.) Der Bezirk Queratero enthält sechs Partidos, Amealco, Cadereita, San Juan del Rio, San Pedro de Toliman, Queratero und Xalpan, zusammen mit einer Einwohnerzahl von 200,000 Seelen. Die Einwohner beschäftigen sich, die in der Hauptstadt ausgenommen, fast alle mit Ackerbau, obgleich der Bezirk Cadereita auch einige wenig bebaute Minen enthält, von denen aber die mexikanische Regierung eine große Meinung hat.

Queratero, das 40,000 Einw. zählt, ist in fünf Pfarrgemeinden getheilt, von denen vier in der Stadt sind und eine in der Vorstadt. Einige Kirchen, darunter die Guadelupe, sind sehr schön; unter den Klöstern bemerkt man das der heiligen Clara, worin sich 250 Pensionnairinnen befinden. Es ist ein sehr großes Gebäude, das im Innern einer kleinen Stadt mit Straßen und Plätzen gleicht. Die Stadt hat im Ganzen das Aussehen eines Fabrikortes. Die Hälfte der Häuser hat Laden nach der Straße zu, und der größte Theil der Einwohner ist in den Tuchfabriken beschäftigt. Die Arbeiten zerfallen in zwei Classen, die Obragen und die Trapichen; die erstern begreifen die Anstalten, welche 20 bis 30 Stühle beschäftigen können, die letztern jene, welche wenigere beschäftigen. Ein Theil der Tuche, die man in der Stadt verfertigt, wird im Detail auf dem Markte verkauft, den übrigen Theil schickt man nach andern Orten des Bundes. Die Wolle, welche man verarbeitet, kommt hauptsächlich von der sogenannten Tierra Adentro, d. h. von den Districten San Luis Potosi und Zacatecas.

Zwischen Queratero und Zelaya zieht sich Bario hin, eine zugleich durch seine Bodenreichthümer und als Schauplatz der grausamsten Scenen des letzten Bürgerkrieges berühmte Gegend. Diese Gegend war vor den neuern Unfällen eine Reihe von Haciendas, eine herrliche frische Landschaft voll reicher Ernten. Seit einiger Zeit hat sich der Zustand der Ebene verändert. Nachdem die Einstellung der Arbeiten in den Bergwerken von Guanaxuato eine Art Entvölkerung in dieser Gegend hervorgebracht hatte, blieben viele Felder aus Mangel an Arbeitern brach liegen und viele Ernten verdorrten aus Mangel an Abnehmern auf dem Felde. Zelaya, das Bario endigt, ist eine Stadt von 10,000 Seelen. Die Straßen kreuzen einander, wie in ganz Mexico, in rechten Winkeln. Die Häuser in der Mitte der Stadt, und der Marktplatz, dessen eine Seite die Kirche del Carmen einnimmt, gewähren einen sehr angenehmen Anblick.

Nach Zelaya erscheint Salamanca, dessen Einwohnerzahl sich auf 15,000 Seelen beläuft; dann kommt Irapuato mit fast 20,000 E. und einem elegant gebauten Kloster. Die Einwohner dieser beiden Orte sind fast sämmtlich Landbauer.

Zwischen Irapuato und Guanaxuato trifft man Barras, ein allerliebstes Dorf, das wie eine Oase an dem Rande der Barranca liegt. Die Vegetation scheint sich an dem Bache fortzuschlängeln und mit ihm am Horizonte zu verlieren. Weiter hin gewährt nichts mehr das geringste Interesse, bis man an ein Thor von Guanaxuato kommt, welches das Thor von Marfil heißt. Hier geht die chaussirte und mit einer Lehne versehene Straße an der Schlucht oder der Cañada von Marfil hin. (Taf. 55. Abbild.) Die Stadt zieht sich ungefähr eine Stunde weit in dieser Schlucht mit ihren Häusern an dem Berge und einer Reihe von haciendas de plata oder Amalgamirwerken hin. An der einen Seite befindet sich eine Art hoher Kai für die Fußgänger, die Wagen und Lastthiere nehmen ihren Weg in dem Schlucht fort.

(Guanaxuato.) Die Stadt Guanaxuato besitzt noch immer, ob sie gleich durch die lange Unterbrechung der Arbeiten viel gelitten hat, zahlreiche Spuren ihrer frühern Wohlhabenheit. Die prächtigen Häuser eines Otero, Valenciana, Ruhl, Perez Galvez, die reiche von dem Marquis Royas erbaute Kirche, die Straße Valenciana, die prächtigen Kapellen, die auf allen Punkten stehen, sind eben so viele Erinnerungen an die Zeit, als dieser berühmte Ort ungeheuere Geldmassen in Circulation setzte. Dieses ganze Land gehört alten und mächtigen Bergbauerfamilien. Die Gräfin Ruhl besitzt ungeheuere Güter bei Aguas Calientes; die Perez Galvez sind die Eigenthümer eines großen Theils von San Luis Potosi, und die Obregon, Nachkommen des ersten Grafen von Valencia, besitzen vortreffliche Haciendas bei Leon und in andern Gegenden. Man wird sehen, daß in unsern Tagen fast die ganze Bebauung dieser Minen an Fremde und besonders an Engländer verpachtet ist. Lange war ihre Eigenschaft als Ketzer ein Hinderniß eines Vertrags zwischen ihnen und den Eigenthümern; die Toleranz der Geistlichkeit hat aber dasselbe wegzuräumen gewußt.

Der Staat Guanaxuato hat trotz seiner Entvölkerung ungefähr 450,000 Einwohner. Sein Einkommen besteht in den Abgaben von den Minen und einigen Ortssteuern. Der Bezirk ist so reich an Bodenerzeugnissen als an Ertrag der Bergwerke. Man zählt einige Tuch- und Baumwollenmanufacturen in Leon, Irapuato und Salamanca, aber zur Zeit des Glückes des Landes waren dies nur untergeordnete Beschäftigungen. Gehen wir nun zu dem über, was das Glück dieses Landes gemacht hat, zu seinen Minen.

Obgleich die Berge des neuen Continents wie die des alten eine Menge Eisen, Kupfer, Blei und andere nützliche Metalle enthalten, so dachte man doch zur Zeit der Eroberung nicht daran, dieselben zu benutzen, weil die Erde neben diesen Reichthümern noch andere verführerische enthielt. Die Neue Welt besaß Gold und Silber und man verlangte nichts weiter von ihr. Mochte es auch an Eisen und Stahl zu den nützlichen Gewerben fehlen, wenn man nur Gold und Silber, die Repräsentanten des Wohlstandes und des Luxus, hatte.

Schon vor der Ankunft der Spanier kannten die Eingeborenen von Mexico wie die von Peru den Gebrauch der Metalle. Sie begnügten sich, wie man geglaubt hat, nicht mit denen in gediegenem Zustande, welche sie an der Bodenfläche und in dem Bette der Flüsse fanden, sondern gruben in die Erde hinein und folgten den Adern; sie schlugen

Schachte ein. Cortez erzählt, man habe auf dem Markte zu Tenochtitlan Gold, Silber, Kupfer, Blei und Zinn verkauft. Die Bewohner der Tlapoteca schieden das Gold durch Wäschen von angeschwemmter Erde. Sie bezahlten ihren Tribut entweder in gediegenen Goldkörnern oder in Stangen geschmolzenen Goldes. In den großen Städten Anahuacs verfertigte man Gefäße von Gold und Silber, obgleich das letztere Metall wenig geachtet wurde. Die Spanier wurden selbst nicht müde, die Geschicklichkeit der mexikanischen Goldschmiede zu bewundern, und als Montezuma den aztekischen Adel gezwungen hatte, dem Könige von Spanien zu huldigen, schätzte man die bei dieser Gelegenheit dargebrachten Geschenke auf 162,000 pesos d'oro. „Außer der großen Masse von Gold und Silber, sagt Cortez zu Karl V. in seinem ersten Briefe, brachte man mir so kostbare Bijouterie- und Goldschmiedswaaren, daß ich, um sie nicht einschmelzen zu lassen, für mehr als 200,000 Ducaten auswählen und Ew. kaiserlichen Hoheit senden kann. Diese Gegenstände waren von der größten Schönheit, und ich zweifle, ob je ein anderer Fürst auf Erden dergleichen besessen hat. Damit Ew. Hoheit nicht glauben, ich behaupte fabelhafte Dinge, so füge ich hinzu, daß Montezuma alles, was die Erde und der Ocean hervorbringen und von dem er Kenntniß haben konnte, in Gold und Silber, in Edelsteinen und Vogelfedern hatte nachahmen lassen, und zwar in so großer Vollkommenheit, daß man die Gegenstände selbst zu sehen glaubte. Ob er mir gleich einen großen Theil davon für Ihre Hoheit gab, ließ ich doch durch die Eingeborenen mehrere andere Gegenstände in Gold nach den Zeichnungen verfertigen, die ich ihnen lieferte, wie Heiligenbilder, Crucifixe, Medaillen und Halsbänder. Da die an Ew. Hoheit bezahlte Abgabe von Silber über 100 Mark betrug, so befahl ich, die einheimischen Künstler sollten daraus Teller von verschiedener Größe, Löffel, Tassen und andere Trinkgeschirre verfertigen. Alle diese Gegenstände wurden mit der größten Genauigkeit nachgeahmt."

In dem alten Mexico war das Gold wie der Cacao und die Baumwollenzeuge ein stellvertretendes Zeichen des Werthes. Man kaufte auf dem Markte von Tenochtitlan alle Arten von Waaren für Goldstaub, den man in durchsichtigen Röhren aufbewahrte.

Man kann sich denken, wie eifrig die Spanier bei dem Anblicke dieses Metalles, der Leidenschaft der alten Welt, die Fundörter desselben aufsuchten. Die Berge Mexicos enthielten die reichsten Adern in der Welt, und in weniger als zwei Jahrhunderten hatten die Eroberer über 500 Schachte eröffnet (reales und realetos); sie befanden sich in den folgenden Bezirken:

Guanaxuato (20 Bergwerke), **Zacatecas** (15), **San Luis Potosi** (30), **Mexico** (40), **Guadalaxara** (39), **Durango** (60), **Sonora** (58), **Valladolid** (28), **Oaxaca** (16), **Puebla** (10), **Vera Cruz** (4), **Alt Californien** (1).

Es ist schwer in geologischer Hinsicht die Beobachtungen über diese Metalllager, in welchem Lande sie sich auch befinden, und am wenigsten in Mexico, auf allgemeine Thatsachen zurückzuführen. In diesen Gebirgen finden sich die Adern, die Schichten und die Haufen vereinzelt in einer Menge gemischten Gesteins und sehr verschiedenen Formationen. Gegenwärtig findet man am häufigsten **Adern**; ziemlich selten sind die **Haufen** und die **Schichten**. Die meisten mexikanischen Adern liegen in Urgebirgen, in Uebergangsgebirgen und weniger häufig in den Bergen secundärer Formation. So kann der Porphyr von Mexico für ein Gestein gelten, das sehr reich an Gold und Silber ist. Dieser Porphyr charakterisirt sich durch den gewöhnlichen Mangel an Quarz, der sich fast immer in dem Urporphyr Europas findet.

Die Erzadern haben im Allgemeinen in der Cordillere von Mexico keinesweges eine gleichförmige und bestimmte Richtung; man machte jedoch die Bemerkung, daß die reichsten Lagerungen, die von Guanaxuato und Zacatecas, nur eine Hauptader haben (veta madre). Die Ader von Guanaxuato, aus welcher im Anfange dieses Jahrhunderts über sechs Millionen Mark Silber herausgeschafft worden sind, ist 40 bis 45 Metres mächtig bei einer Länge von 12,700 Metres. Eine der bemerkenswerthesten Adern in Europa ist nur 7 Metres mächtig bei einer Länge von 6200 Metres. In Europa liegen die Adern nur in nicht sehr hohen Plateaus; in Amerika dagegen hat die Natur das Gold selbst auf den Rücken der Cordilleren gelegt, bisweilen an Stellen, die gar nicht weit von dem ewigen Schnee entfernt sind. Bei der kleinen Stadt Miciupampa gab ein Haufen Silbererz, der unter dem Namen Cerro de Huelgayoc bekannt ist, in einer Höhe von 40,100 Metres außerordentlich reichlichen Ertrag.

Obgleich die Cordillere von Mexico eine Menge von Bauen auf Metall enthält, so darf man doch nicht glauben, daß der Ertrag so ziemlich gleich zwischen denselben vertheilt sey. Die 2,500,000 Mark Silber, welche die Minen im Anfange dieses Jahrhunderts lieferten, kamen zur Hälfte aus den drei Bezirken Guanaxuato, Catorce und Zacatecas. Eine einzige Ader, die von Guanaxuato, lieferte damals fast ein Viertel des ganzen mexikanischen Silbers und den sechsten Theil des ganzen Silberertrags von Amerika. Die Ordnung dieser Baue nach abwärts war folgende:

Guanaxuato, Catorce, Zacatecas;
Real del Monte, Bolanos, Guarisamey, Sombrerete, Tasco;
Botorilas, Zinapan, Fresnillo, Bamos, Parral.

(Geschichte des Bergbaues.) Die Geschichte dieser Minen ist höchst verworren. Die ersten bebauten Adern waren die von Tasco, Saltepek, Tlalpuxahua und Pochuca. Cortez ließ den ersten Abzugsschacht in den Cerro de la Campaña schlagen, und dieser Schacht, el Socabon del Rey genannt, wurde so großartig angefangen, daß man hinein reiten konnte. Dann kamen die Minen von Zacatecas. Die Ader von San Barcabe wurde 1548 angegriffen, und die Hauptader von Guanaxuato, wie man sagt, 1558 von Maulthiertreibern entdeckt. Die Minen von Comanjos hatten dieser Entdeckung vorhergehen müssen. Uebrigens darf man glauben, daß man bis zu den ersten Tagen des 18 Jahrhunderts nicht angestrengt arbeitete, da um diese Zeit der Gesammtertrag der Minen von Mexico jährlich nur 600,000 Mark Gold und Silber gewesen war.

Erst um 1760 entfaltete die Mine, welche Valenciana heißt; ihre Reichthümer. Der Theil der Ader von Guanaxuato, der sich von Tepejac nach NW. zieht, war gegen das Ende des 16. Jahrh. nur schwach benutzt und seit dieser Zeit das Land fast ganz verlassen geblieben. Damals griff ein Spanier, der sehr jung nach Amerika gekommen war, ein gewisser Obregon, die Ader an einem der Punkte an, welche man bis dahin für unergiebig gehalten hatte. Obregon war ohne Vermögen, erhielt aber Geld von seinen Freunden und begann die Arbeiten. Im Jahre 1766 war man 80 Metres tief gekommen und die Kosten des Baues übertrafen den Werth der metallischen Ausbeute bei weitem. Obregon verlor den Muth nicht und legte sich die größten Opfer auf, um ausdauern zu können. Ein kleiner Kaufmann von Rayas, Otero, verband sich mit ihm und schoß seine langjährigen Ersparnisse ein. Nach einem Jahre stellten sich die Aussichten günstiger. Im Jahre 1768 gab die Mine von Valenciana bereits das reichste Silbererz; einige Monate nachher traf man auf die veta madre. Im Jahre 1771 lieferte die Pertinencia de dolores ungeheuere Massen von schwefelhaltigem Silber mit Quecksilber, und von 1772 bis 1807 hat die Mine von Valenciana jährlich stets 14 Millionen Francs Ausbeute gegeben. Der so wunderbar und schnell bereicherte Obregon wurde Graf von Valenciana, ohne deshalb seine Einfachheit und seine bescheidene Lebensweise aufzugeben. Als er die Ader von Guanaxuato über der Schicht von Xavier angriff, belebten nur die Ziegen diesen Berg. Zehn Jahre später war daselbst eine Stadt von 8000 Einw. entstanden. Nach dem Tode des Grafen und seines Freundes Otero fiel das Eigenthum der Mine mehrern Familien zu, welche den Ertrag unter einander vertheilten. Dieser Ertrag blieb 35 Jahre lang fast immer derselbe, obgleich die Baukosten sich in Folge der Tiefe von 500 Metres sehr vermehrt hatten.

Alles Erz, das man an diesem Punkte und an andern zu Guanaxuato zu Tage fördert, kommt aus der Mutterader oder veta madre, welche sich an der Seite der unter dem Namen Sierra de Santa Rosa bekannten Porphyrgruppe hinschlängelt. Diese zum Theil dürre, zum Theil

mit grünen Blättern bedeckte Gruppe hat in N. die Llanos von San Felipe und in S. die Ebenen von Salamanca und Irapuato. Die höchsten Punkte der Gruppe sind der Cerro de Los Llanitos und der Puerto de Santa Rosa von 2900 Metres Höhe. Die Ader von Guanaxuato geht durch den südlichen Abhang der Sierra de Santa Rosa.

Von Salamanca nach Barras zieht sich die Spitze der Ader in einer Bergreihe hin, welche sich in der Gegend des Gutes Xalarita in der Schlucht öffnet, in welcher die Cañada de Marfil fließt und wo sich die Häuser von Guanaxuato hinziehen.

Das Gewerbe des Bergmannes ist in ganz Mexico frei; kein Mestize, kein Indianer kann dazu gezwungen werden. Man hat sonst gesagt und geschrieben, der Hof von Madrid schicke Sträflinge nach Amerika, um von denselben die Goldbergwerke bearbeiten zu lassen. Es ist nicht wahr. Von allen Bergleuten ist der mexikanische Bergmann der freieste und am besten bezahlte. Er verdient wöchentlich 25 bis 30 Francs. Die tenateros und faeneros, welche die Erze an einen Ort zusammenschaffen, verdienen bei sechsstündiger Arbeit den Tag gegen 2 Thlr. Neben diesem rechtmäßigen Gewinne giebt es andere, die es weniger sind. Der mexikanische Bergmann entwendet so gern als der Diamantsucher in Brasilien, und man muß ihn nicht minder streng beobachten. Da man die Arbeiter untersucht, ob sie gleich fast nackt sind, so suchen sie doch Stücke gediegenen Silbers im Haar, unter den Achseln und in dem Munde zu verbergen, und überall, wo es nur angeht, Thoncylinder (longanos) mit diesem Metalle anzubringen. Oefters ertappt man die Diebe auf der That und man hält ein Verzeichniß von dem so wiedererhaltenen Silber. Von 1774 bis 1787 waren nur in den Bergwerken von Valenciana auf diese Art für 900,000 Frcs. Silber an Werth entwendet worden.

Im Innern des Bergwerkes führt man die genaueste Controle, und an dem Orte, wohin man das Erz bringt, sitzen vor einem Tische zwei Personen (despachadores), die ein Buch haben, in welchem der Name aller mit dem Transport beschäftigten Männer eingetragen ist. Sobald ein Tenatero ankommt, wird das Erz entweder gewogen oder blos geschätzt und eingetragen.

Nun noch einige Worte über das Amalgamiren.

Seit lange kannte man die Eigenschaft des Quecksilbers, sich mit dem Golde zu verbinden. Auch den Alten war sie nicht unbekannt. Sie bedienten sich der Algamirung, um das Kupfer zu vergolden. Vor der Entdeckung Amerikas scheinen auch deutsche Bergleute das Quecksilber benutzt zu haben, doch war dieses Verfahren sehr entfernt von der Amalgamirung der Silbererze, jener köstbaren Entdeckung, die in Mexico im Jahre 1557 gemacht wurden und die man einem Bergmanne von Pachuca, Namens Bartolomo de Medina, verdankt. Schon fünf Jahre darnach zählte man 35 Werke, in denen das Erz mit Quecksilber behandelt wurde.

Die zur Amalgamirung bestimmten Erze müssen gepocht und in sehr feines Pulver verwandelt werden, damit sie dem Quecksilber so viele Berührungspunkte als möglich gewähren. Diese Zerreibung geschieht unter den arastras (Mühlen) in der größten Vollkommenheit. Sie stehen gewöhnlich unter einem Schoppen und werden von Maulthieren in Bewegung gesetzt (Taf. 55. Abbild.), wenn man keine Wasserkraft dazu anwendet. Eine einzige dieser Maschinen kann in 24 Stunden 3 bis 400 Kilogramme Erz zermalmen. Von da kommt es in den Amalgamationshof (patio), der gewöhnlich mit Steinplatten belegt ist. (Taf. 55. Abbild.) Hier schichtet man das Erzmehl in Haufen (montones) von 30 bis 35 Centnern auf. Vierzig bis funfzig solcher Haufen heißen eine Torte (torta). Ueber das Verfahren selbst glauben wir hinweggehen zu können, und erwähnen nur noch, daß die Masse umgerührt wird, entweder indem man etwa 20 Pferde im Kreise darauf herumlaufen läßt (Taf. 55. Abb.), oder die Masse von Menschen treten läßt. Die ausführliche Beschreibung der übrigen Bergwerke würde für die meisten unserer Leser ohne Interesse seyn.

Nach einem achttägigen Aufenthalte in Guanaxuato und der Umgegend kehrte ich nach Mexico zurück, wo ich eine angenehme und sichere Gelegenheit nach Vera Cruz suchte. Ich fand sie, reiste ab und gelangte wieder nach Vera Cruz, von wo ich mich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika einschiffen wollte.

Kapitel XLVI.

Allgemeines über Mexico. — Geschichte. — Geographie. — Theologie.

Die Geschichte der Eroberung Mexicos ist ein Drama, das in Aller Erinnerung lebt. Fast auf Trümmern gründete Cortez in Mexico die spanische Macht. Das System der Bedrückung und des Raubes starb nicht mit ihm. Trotz allen Bemühungen Karls V. zur Verbesserung des Schicksals seiner neuen und entfernten Unterthanen, wurde in Mexico die Politik der Entvölkerung fortgesetzt, indem man die Eingeborenen wie Lastthiere behandelte. Die Vicekönige, welche Spanien in die Neue Welt sandte, sorgten nur für ihr Vermögen oder ihre Macht und kümmerten sich wenig um die alle Tage größer werdende Noth der Völker, die sie regierten. Die Bestechlichkeit hatte um sie her gleichsam einen undurchdringlichen Kreis gezogen. So weit entfernt von dem Mutterlande und mit so viel Gold unter ihren Händen waren die Vicekönige von Mexico wahre Despoten, die fast immer nur nach ihren Launen handelten. Sie suchten durch alle nur möglichen Mittel der Aufschwung der Ideen und das Fortschreiten zu unterdrücken, welche bei den Völkern immer auch das Gefühl ihrer Würde und ihrer Unabhängigkeit wecken. Das zugleich auf der Industrie wie auf dem Ackerbaue lastende Monopol, die ungeheuren Aus- und Eingangsabgaben, das Verbot einer liberalen Erziehung, alles war vereint, um die Unwissenheit und mit ihr die Sclaverei zu erhalten.

Ohne die Ereignisse von 1808 hätte vielleicht dieses System noch lange über die Neue Welt geherrscht. Diese Ereignisse, welche die Existenz des Mutterlandes erschütterten, waren allerdings wohl nicht die Ursache der Revolution in der Colonie, aber sie wurden die Gelegenheit und der Vorwand. Napoleon hatte die hispanische Halbinsel sich unterworfen, fügte dieselbe dem französischen Reiche bei und setzte auf das Haupt seines Bruders die Krone Ferdinands. Bei dieser Nachricht brach in Mexico ein Aufstand aus, der anfangs den Charakter einer Protestation zu Gunsten des rechtmäßigen Souverains hatte, später aber eine Unabhängigkeitserklärung gegen diesen Souverain wurde. Der damalige Vicekönig, José Iturigarray, wollte, als er erkannte, daß die spanischen Colonien ohne Verbindung mit dem Mutterlande, isolirt und sich selbst überlassen seyn würden, eine Junta organisiren, die in gleichem Verhältnisse von Creolen und von Europäern zusammengesetzt seyn sollte. Diese Verbindung gefiel den letztern nicht; sie verschworen sich gegen den Vicekönig, bemächtigten sich seiner Person und schickten ihn nach Cadix, das damals in der Gewalt der revolutionairen Junta war. Bald sandte diese Junta ihren Vertrauten, Venigas, der das Haupt und der Arm der europäischen Partei wurde, die nur die Unterdrückung der Partei der Creolen beabsichtigte. Daraus entstand die Revolution, welche, anfangs in einem Gedanken der Treue gegen den rechtmäßigen Fürsten unternommen, zu der Unabhängigkeit der Colonie und zu einer Zeit der Emancipation führen mußte. Die Amerikaner konnten ohne Ungeduld und ohne Haß die Autorität des neuen Gouverneurs nicht ertragen. Sie verschworen sich ihrer Seits. Es wurde durch das ganze Reich ein Bund gestiftet, an dessen Spitze sich bürgerliche und geistliche Würdenträger stellten. Als sie sich verrathen und der Rache des Vicekönigs übergeben sahen, erhoben die Verschworenen die Fahne der Empörung. Der Mönch Hidalgo, der als erstes Opfer Venegas' ausersehen war, stand zuerst auf. Am 10. Septbr. 1810, in dem Augenblicke, als ihn die Soldaten des Vicekönigs ergreifen sollten, ließ er die Sturmglocke läuten und rief das Volk zu den Waffen. Zwei Monate nachher standen 30,000 Mann unter seinem Befehle, zwar schlecht bewaff-

nete und schlecht disciplinirte, aber kühne, aufgebrachte und unternehmende Leute.

Damals begann jener Krieg, der zu lange dauerte, als daß wir ihn hier erzählen könnten. Hidalgo, der gegen die erfahrenen Krieger keine andere Stütze als revolutionaire Mittel hatte, stellte seinen Truppen Raub und Verwüstung in Aussicht. Nachdem er Guanaxuato belagert und genommen hatte, fielen die Metallreichthümer des Landes in die Hände der Sieger, und selbst der Soldat, dem am wenigsten erhalten hatte, besaß einen Werth von 500 bis 1000 Piastern; aber die Unwissenheit dieser Unglücklichen war so groß, daß sie die Doublonen für vergoldete Medaillen hielten und gegen 4 Realen austauschten.

Diesen Triumphen folgten auch Unfälle. Die von Hidalgo begangenen Ausschweifungen, die Predigten der Geistlichen, welche alle Insurgenten in Masse in Bann thaten, und die wilde Tapferkeit des spanischen Generals Calleja führten eine Reaction herbei. Hidalgo wurde zu Chihahua gefangen genommen und den 27. Juli 1811 hingerichtet, so wie alle Indianer, die man ergreifen konnte, über die Klinge springen mußten. Nie war eine Metzelei schrecklicher und allgemeiner.

Blut verlangte Blut, und einem todten Chef mußte ein lebendiger folgen. Jose Maria Morelo nahm die Rolle Hidalgos ein. Er war gewandter und vorsichtiger und suchte die politische Revolution durch die Fortsetzung der Militairinsurrection herbeizuführen. Er rief eine Junta zu Zultepec zusammen und ließ von derselben eine Constitution entwerfen, welche aus Mexico einen unabhängigen Theil Spaniens machte und dasselbe unter den Schutz Ferdinands stellte. Leider hatte Morelo nicht Soldaten genug, um sein Werk durch die Waffen zu begründen. Er wurde besiegt wie Hidalgo und starb wie dieser. Da erschien Xaver Mina, der Neffe des auf der Halbinsel so berühmten Generals. Der junge Mina entwarf in London den Plan zu einer neuen Insurrection und trat 1817 an der Spitze von 450 kühnen Abenteurern zu Solo la Morina an der mexicanischen Küste an's Land. Da man ihm Verstärkung versprochen hatte, so ließ er am Landungsplatze 130 Mann, während er mit den 320 andern zur Eroberung Mexicos aufbrach. Schon am zweiten Tage schlossen sich ihm 1500 entschlossene Creolen an. Er rückte gegen San Luis de Potosi, schlug auf dem Wege ein Corps von 2000 Royalisten, hielt seinen Einzug in die Stadt und wendete sich gegen Guanaxuato, das ihm mit Enthusiasmus seine Thore öffnete. Wäre Mina in diesem Augenblicke sogleich gegen Mexico gerückt, so war es um die Hauptstadt geschehen. Der Vicekönig Apocada hatte nicht gesucht, dieselbe zu vertheidigen, aber Guanaxuato wurde eine Art Capua für die Sieger, und während sie hier Halt machten, fanden die Royalisten Zeit, ihre Truppen zu sammeln. Auf einer isolirten Recognoscirung wurde der junge Führer, die Seele dieser Unternehmung, Mina, gefangen genommen und dann auf Befehl des Generals Orantia unbarmherzig erschossen. Es war dies ein unermeßlicher Verlust. Das verbündete Heer verstreuete sich unter verschiedenen Generalen, die jeder für sich das Feld hielten. Dieser immer neu entstehende Guerillaskrieg würde in der Länge die royalistischen Streitkräfte aufgerieben haben, wäre auch das Schicksal Mexicos nicht plötzlich durch ein unvorhergesehenes Ereigniß entschieden worden. Der Oberst Iturbide, der mit einem der ergebensten Regimente nach Acapulco geschickt wurde, ging zu den Rebellen über und erklärte sich zum Generalissimus der mexikanischen Unabhängigkeit. In einigen Monaten wurde er so mächtig, daß die neuen Vicekönige, Novella und O'Donoju, mit ihm unterhandelten und die Unabhängigkeit des emancipirten Staates anerkannten.

Iturbide, der sich als General en Chef der kaiserlichen Armee hatte ausrufen lassen, zog als Triumphator in Mexico ein. Der Stadtrath überreichte ihm mit großem Pomp die Schlüssel der Stadt. Eine feierlich eingesetzte provisorische Junta bestätigte die Titel, die sich Iturbide beigelegt hatte, und ernannte eine Regentschaft. Leider verstand Iturbide das revolutionäre Princip, das ihn zum Siege geführt hatte, weder anzuerkennen noch zu schonen. Er strebte nach einer Dictatur. Grausamkeiten und unzeitiger Despotismus erschütterten seine junge Macht und stürzten ihn, ehe er sich einigermaßen befestigt hatte. Als Santa Anna die Republik in Vera Cruz ausgerufen hatte, riß die Desertion unter den Truppen des Kaisers Iturbide ein, der sich mit der größten Pracht hatte krönen lassen. Die Auflösung des Congresses und die Verhaftung einiger Mitglieder desselben konnten den Dictator nicht retten. Vitoria und Vergas in Vera Cruz, Guerrero und Bravo in Puebla, Jural in San Luis de Potosi riefen zu gleicher Zeit die Republik aus. Ein letztes Gefecht entschied die Frage. Der Kaiser wurde geschlagen, und das war das Ende seines Reiches. Der Congreß verbannte Iturbide nach Italien mit einer Pension von 25,000 Piastern. Er schiffte sich in Antigua am 11. Mai 1823 ein, fürchtete aber nicht, 1824 von neuem auf dem mexikanischen Boden zu erscheinen. Er fiel dem General Felipe de la Garza in die Hände und wurde einige Tage nach seiner Landung erschossen.

Der neue Staat constituirte sich indessen im Schatten einer vollziehenden Gewalt, die aus den Generalen Vitoria, Bravo und Negrete bestand. Im Januar 1824 wurde die mexikanische Constitution erlassen, welche die Föderal-Republik proclamirte. Nachdem sie die absolute Unabhängigkeit des Landes ausgesprochen und den katholischen Cultus zur Staatsreligion erklärt hatte, theilte die Constitution die gesetzgebende Gewalt einem aus zwei Kammern, den Repräsentanten und dem Senate, bestehenden Congresse zu und legte die ausübende Macht in die Hände eines Präsidenten und eines Vicepräsidenten, welche durch die Congresse der Provinzen erwählt werden sollten. Die mexikanischen Fahnen wurden nun mit einem Adler geschmückt, der mit dem linken Fuße auf dem Cochenillecactus steht. (Dieser Cactus erhebt sich auf einem Felsen in einem See und der Adler hält in der rechten Klaue eine Schlange, die er mit dem Schnabel zerreißt.) Das war der neue Bundesstaat Mexico.

Dii Streitkräfte zu Wasser und zu Lande dieses neuen Staates befinden sich noch nicht auf einem sehr furchtbaren Fuße. Die Marine besonders besitzt nur ein unbedeutendes Material und Personal; ein Linienschiff, zwei Fregatten, eine Corvette, einige Briggs oder Kriegsgoeletten und einige Dampfböte, das ist alles. Die Landarmee ist schon imposanter. Ihre Cadres bestehen aus 60,000 Soldaten, von denen aber nur 32,000 unter den Waffen bleiben. Außer diesen regulairen besoldeten Truppen hat man die milicia activa, welche von 10,000 bis 30,000 Mann wechselt. Man zählt in Mexico nur fünf Festungen, San Juan de Ulloa, Campeche, Perote, Acapulco und San Blas, und auch diese sind nicht einmal in gutem Zustande. Die Arsenale aber sind gegenwärtig mit Waffen gut versehen und die Artillerieparks enthalten ein sehr schönes Material.

Eine der einflußreichsten Gewalten des mexikanischen Staates ist die Geistlichkeit. Ihre Macht scheint nicht einmal in der neuen Revolution gelitten zu haben, weil sie einer der thätigsten und hartnäckigsten Agenten war. Die Republik hat ein Erzbisthum, das von Mexico, und neun Bisthümer, welche mit dem Capitel von Guadalupe 388 Präbenden oder Canonicate begreifen. Die ungeheuern Besitzungen der Geistlichkeit, die man zu Anfange dieses Jahrhunderts auf 44 Millionen Piaster schätzte, scheinen sich gegenwärtig um die Hälfte vermindert zu haben.

Der Bürgerkrieg, der so lange auf dem Lande gelastet, hat auch die Einkünfte des mexikanischen Staats in ihrer Quelle berührt. Es ist die Zeit nicht mehr, wo nach Humboldt die jährlichen Einnahmen sich auf 20 Mill. Piaster beliefen. Im Jahr 1823 war diese Ziffer nach den Berichten der Minister der Republik auf 9,373,065 Piaster heruntergekommen, während die Ausgaben 17,986,674 Piaster betrugen, so daß ein ungeheueres Defizit stattfand. Seitdem haben sich die Einkünfte des Staates wieder gehoben, so daß sie sich 1828 fast auf 14 Mill. Piaster beliefen, während die Ausgaben allmälig auf 15 Mill. herabgesetzt worden waren. Die Quellen des Staatseinkommens sind das Tabaksmonopol, das man mit gewissen Modificationen beibehalten hat, die Pulverfabrikation, die Posteinkünfte, die Abgaben vom Salze, die Loterie, die Münze, die Ein- und Ausfuhrzölle von den Waaren, eine Art ungleich in den Bezirken vertheilte Grundsteuer, eine Tranksteuer und endlich die Einkünfte von den

Domainen. Diese Gelder werden zur Besoldung der Beamten, zur Unterhaltung der Land- und Seemacht und zur Bezahlung der Zinsen der activen Schuld verwendet. Leider wird es noch viele Jahre dauern, ehe Mexico das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und Ausgaben wiederfindet.

Am meisten zu wünschen wäre ein neuer Aufschwung des Handels, den lange Kriege niedergedrückt, den eine Revolution verdrängt hat. Vor der Unabhängigkeit gab es für Mexico keinen andern Handel als mit dem Mutterlande und dessen Colonien. Jeder Fortschritt des Handels und der Industrie war dem Vortheile des spanischen Handels und der spanischen Industrie untergeordnet. Alle Verbindungen mit dem Auslande führten nach Mexico nur über zwei Punkte, Vera Cruz, das dem Handel zwischen dem Lande und dem Mutterlande dient, und Acapulco, das Mexico mit den spanischen Besitzungen in Indien und besonders mit den Philippinen verband. Der ganze Handel mit Europa war also auf einen Markt concentrirt, aber auch in einer Hand, der des consulato, der Corporation der Kaufleute in Mexico. Trotz allen diesen Fesseln des Monopols hatte der Handel Mexicos zu Anfange dieses Jahrhunderts eine ziemlich große Ausbreitung gewonnen, da ihn ohne Zweifel die große Menge gemünzten Goldes begünstigte, welche die Eingeborenen besaßen. Die Einfuhr bestand in seidenen, baumwollenen und Wollenzeugen, in Papier, Branntwein, Quecksilber, Eisen, Stahl, Wein und Wachs; die Ausfuhr dagegen in Gold, Silber, Cochenille, Zucker, Mehl, Indigo, gesalzenem Fleische, Häuten, Sassaparille, Vanille, Jalappe, Seife, Pfeffer und Campescheholz.

Seit dem Freiheitskriege und der neuen Organisation, welche die Folge davon war, ist der Handel in ganz andere Hände übergegangen. Alle alten spanischen Häuser mußten ein Land verlassen, das für sie nicht mehr sicher war, und Kaufleute aus allen Weltgegenden, Engländer, Amerikaner, Franzosen, Deutsche, Schweden, Italiener, brachten die Concurrenz in ein Land, in welchem sie bis dahin noch nicht existirt hatte. Sie ließen in Vera Cruz nur Agenten und errichteten in Mexico eine Menge Comptoirs, die mit mehr oder weniger Glück arbeiteten. Die Ein- und Ausfuhr von Vera Cruz fiel von 1821 bis 1823 von 17 Mill. auf 7 Millionen. Allmälig hob sie sich aber wieder und 1824 betrugen die Geschäfte von Alvarado und Vera Cruz zusammen 17 Mill. Piaster, eine ungeheuere Summe, wenn man bedenkt, daß während fünf- oder sechsjähriger Unruhen die reichen Spanier Summen, um dieselben in Sicherheit zu bringen, nach Europa geschickt hatten, die man sicherlich auf nicht weniger als hundert und funfzig Millionen Piaster anschlagen kann.

Damals war es, als die Republik bei dem Mangel des in Menge entzogenen Geldes eine öffentliche Anleihe contrahirte, um den Privatcredit zu heben, und diese im Anfange nicht gut aufgenommene Maßregel gab später die besten und nützlichsten Resultate. Gegenwärtig scheint der von den Kriegswunden geheilte mexikanische Handel in immer steigendem Fortschritte begriffen zu seyn.

Das ist der Zustand des Landes unter dem dreifachen Gesichtspunkte der Geschichte, der Politik und des Handels. Gehen wir nun zur Geographie über.

Die Grenzen der Republik Mexico, des sonstigen Vicekönigreichs Neuspanien, sind in O. und SO. der Golf von Mexico und das caraibische Meer; in W. das Stille Meer; in S. der Staat Guatemala; in N. die Vereinigten Staaten. In S. und N. sind diese Grenzen unbestimmt und bilden den Gegenstand der Verhandlungen zwischen der Republik und Guatemala einer- und den Vereinigten Staaten anderer Seits, obgleich der Vertrag von Washington von den beiden Grenznachbarn provisorisch anerkannt worden ist. Ein Streitpunkt zwischen den Nordamerikanern und den Mexikanern wird früher oder später die reiche Provinz Texas bilden.

Das Gebiet von Mexico beträgt 118,478 □M., 25 auf den Grad, wovon ein großer Theil jenseits des Wendekreises und in der gemäßigten Zone liegt. Die völlige Größe dieses Staates gleicht einem Viertel von Europa, d. h. Frankreich, Oesterreich, Spanien, Portugal und Großbritannien zusammengenommen.

Um die Verschiedenheit der Temperatur zu bezeichnen, theilten die Indianer sonst das Land in drei Climate: die Tierra caliente (das warme Land), worin sie den ganzen Küstenstrich und die Schluchten des Innern begriffen, auf welchem Boden die tropischen Erzeugnisse wachsen können; Tierra fria (das kalte Land), das alle Bergbezirke umfaßte, die sich von der mittlern Höhe des Plateaus bis zu dem mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln erheben; und endlich die Tierra templada (das gemäßigte Land), den Theil des Bodens, der sich zwischen diesen beiden Niveaux befindet und etwas von der Temperatur eines jeden derselben hat.

In einem solchen Lande würden alle Producte der Welt den ihnen günstigen Boden und das nöthige Clima finden. Leider scheint diese geologische Einrichtung, wenn sie sich auch für jeden Anbau eignet, ein Hinderniß der Communication zu seyn, ohne welche die Producte viel von ihrem Werthe verlieren. Die Straßen zwischen dem Plateau und der Küste sind schlecht und kostspielig zu unterhalten, und außer dem Chalco-Canale, der nur 7 Stunden lang ist, kennt man in der ganzen hohen Zone Mexicos keine Wasserstraße. So giebt es weder Schifffahrt noch Wagentransport, da die Wege zu schmal sind. Der Transport wird gänzlich auf Maulthieren bewirkt, was ihn nothwendig sehr vertheuern muß. Daraus folgt, daß wenn man den Boden in der Nähe der großen Städte bebaut, wo man auf sichern Absatz rechnen kann, derselbe in allen andern Bezirken brach liegt.

Die Bevölkerung dieses Plateaus besteht aus verschiedenen Racen: den Guachupinen, Europäern von reinem Blute; den spanischen Creolen, Eingeborenen von nicht gemischtem europäischen Blute; den Mestizen, Abkömmlingen von Weißen und Indianern; den Mulatten, Abkömmlingen von Weißen und Negern; den Zambos, Nachkommen von Negern und Indianern; den Indianern selbst oder den kupferfarbigen Urracen, und endlich den Negern, die aus Afrika hergebracht worden sind. Die Indianer oder alten Mexikaner bilden für sich allein ungefähr zwei Fünftel der Bevölkerung von Mexico, die man nicht über 8 Millionen anschlagen kann.

Diese Indianer, die Nachkommen der Völker, welche man zur Zeit der Eroberung im Lande fand, scheinen der aztekischen Race anzugehören, welche von den Tulteken die Elemente einer bedeutenden Civilisation empfing. Unter der Zahl gab es damals einige, welche sich dem Joche der neuen Herren unterwarfen und dasselbe geduldig ertrugen, andere, die sich vor der Eroberung zurückzogen und so frei blieben. Diese letztern sind die, welche die Spanier mit dem Namen Indios bravos bezeichnet haben. Sie bewohnen jetzt den Rand, welcher das mexikanische Gebiet von dem der Vereinigten Staaten trennt. Uebrigens würde es sehr schwierig seyn, zwischen ihnen und den andern eine Verwandtschaft oder Verschiedenheit des Ursprunges nachzuweisen, wenn man bedenkt, daß wenn auf der einen Seite der physische Typus beider große Aehnlichkeiten besitzt, auf der andern die Dialecte völlig verschieden sind. Die verbreitetste von diesen Sprachen ist die aztekische, nach der die der Otomiten folgt.

Die Eingeborenen von Mexico besitzen denselben amerikanischen Typus, den wir so oft beschrieben haben: braune Gesichtsfarbe, glattes Haar, wenig Bart, einen untersetzten Körper, ein längliches etwas schiefes Auge, vorspringende Backenknochen und dicke Lippen. Unter diesen Eingeborenen erreichen die, welche sich dem spanischen Joche fügten und sich in den Ebenen des mexikanischen Plateaus mit dem Ackerbaue beschäftigen, gewöhnlich ein sehr hohes Alter. Sie haben die Strapazen eines umherstreifenden Lebens nicht zu ertragen, welche die Jäger- und Kriegervölker des Mississippi und der Savannen des Rio Zila erschöpfen. Ohne den Mißbrauch des Pulque würden diese Eingeborenen ein sehr hohes Alter erreichen. Uebrigens ist es sehr schwer, das Alter eines Indianers nach seinem Gesichte zu beurtheilen. Ein Kopf, der nur sehr selten grau wird, die Abwesenheit des Bartes und eine sich wenig runzelnde Haut erhalten selbst den bejahrten Personen ein gewisses jugendliches Aussehen.

Man trifft ziemlich häufig hundertjährige Paare, Mann und Frau, in der gemäßigten Zone am Abhange der Cordillere. Dieses Alter ist rüstig und glücklich. Unter diesen Indianern giebt es ferner wenig Schielende, Lahme, Bucklige. Eine seltsame Thatsache ist, daß in einem Lande, wo die Europäer und Creolen vom Kropfe leiden, die Indianer von diesem Gebrechen nichts wissen. Der Wuchs dieser Ureinwohner und der von ihnen stammenden Mestizen, ist sehr vortheilhaft, und Herr von Humboldt erwähnt einen Mestizen-Riesen, Martin Salmeron, der 7 Fuß lang war.

Nach dem, was die Indianer gegenwärtig sind, kann man nicht beurtheilen, was sie in Hinsicht auf Sitten und Gewohnheiten sonst waren. Die Sclaverei, welche den Typus so sehr verändert, wirkt noch mächtiger auf die Sitten und Gewohnheiten ein. Dann muß man auch sagen, daß die Frauen der ausgezeichneten Classe unter den alten Mexikanern alle lieber Ehen mit den Siegern eingingen, als die Verachtung ertrugen, welche diese gegen die Indianer zeigten. Daraus folgt, daß die jetzigen Eingeborenen die Nachkommen der ärmsten und elendesten Reste des alten Mexico sind, der Lastträger, Bettler und Höker, deren es in der Hauptstadt bereits eine Menge gab. Als allgemeine Züge kann man nur angeben, daß der mexikanische Eingeborene ernst, melancholisch und schweigsam ist. Sein Charakter ist ergeben aber fest, gelehrig aber im Nothfalle energisch. Ob er gleich scheinbar seinen alten Gewohnheiten entsagt, hat er sie doch im Herzen nicht vergessen. Die Glaubensveränderung ist bei ihm selbst nach drei Jahrhunderten noch keine vollendete Thatsache. Im Anfange verschmolz der neue katholische Kirchendienst in ihren Gedanken mit der mexikanischen Mythologie, und der heilige Geist mit dem Adler der Azteken. Die Missionaire suchten sie von diesem Glauben nicht abzuwenden, sondern gingen im Gegentheile darauf ein. Das katholische Ceremoniel hat das aztekische Ceremoniel entfernt, aber außer dem äußern Wesen, den Festen, den Prozessionen, dem göttlichen Opfer ist kein tiefer Gedanke von einem Dogma und von Moral in diese Menschen eingedrungen. Diesen Völkern mit ernstem Verstande scheint es an dem Sinne für die Poesie und der Phantasie zu fehen. Man sieht keine Heiterkeit, kein Sichgehenlassen, selbst nicht beim Tanzen und bei der Musik. Die Gesänge sind traurig und melancholisch. An dem Tanze nehmen nur die Männer Theil, während die Frauen gegorene Getränke herumreichen Die Mexikaner haben eine besondere Neigung für die Malerei und Bildhauerei behalten; nichts kann merkwürdiger seyn als ihre kleinen Arbeiten, die sie mit einem schlechten Messer liefern. Auch für die Blumen besitzen sie noch dieselbe Vorliebe, welche Cortez zu seiner Zeit beobachtete; eine Vorliebe, welche die Männer aus den hohen Classen damals so weit trieben, daß sie weither exotische Pflanzen kommen ließen, wie dies der berühmte Fingerbaum (cheirostemon) beweist, den man zu Chapultepec fand. Auf dem Markte in Mexico sorgt der Eingeborene, er mag Früchte oder Pulque verkaufen, immer dafür, seine Bude täglich mit einer Menge frischer Blumen zu schmücken; oft ist der Verkäufer hinter einer grünen Wand ganz versteckt.

Neben diesen den Spaniern unterworfenen Indianern giebt es noch andere in geringer Anzahl, die, wie bereits erwähnt, vor der Eroberung zurückwichen. Sie sind Fischer oder Jäger und halten sich gegenwärtig in dem unzugänglichsten Theile des Mittellandes oder in den Grenzländern auf, wohin die Spanier nie mit ihren Waffen drangen. Dies sind die Comanchen, die Mecos, die Apachen, die Lipaner, welche fast immer im Kriege mit den Creolen sich befinden und die Bezirke von Neu-Biscaya, Sonora, und Neu-Mexico unsicher machen. Diese Wilden, welche sich wenig von den Horden Südamerikas unterscheiden, besitzen größere Thätigkeit, mehr Phantasie und mehr Charakterstärke als die das Land bebauenden Indianer.

Die Familien der unterworfenen Indianer waren in den ersten Jahrhunderten der Eroberung unter die Eroberer (conquistatores) durch das System der encomiendas vertheilt worden, das jedem Mönche, Gesetzkundigen oder verdienten Soldaten eine Anzahl Menschen als Sclaven gab. Bis zum achtzehnten Jahrhunderte gehörte die Arbeit den encomienderos und der Leibeigene nahm oft den Namen seines Herrn an. Als aber die Familien der conquistadores allmälig ausstarben, machte man keine neue Vertheilung. Die Indianer standen von da an nur unter den Vicekönigen und genossen eine Art Freiheit oder doch das Eigenthum ihrer Arbeit. Seitdem verbessert sich das Schicksal der Indianer unter den täglich milder und menschlicher werdenden Gesetzen allmälig immer mehr, und die Resultate der neuen Revolution werden ohne Zweifel das System ihren Emancipation vervollständigen.

Nie werden freilich, das muß man glauben, diese Völker die Wichtigkeit wieder erlangen, welche sie zur Zeit der Eroberung besaßen. Man hat bereits gesehen, wie viele um Mexico her zerstreuete riesenhafte Denkmäler Beweise einer großen und vorgeschrittenen Civilisation gaben. Diese Beweise finden sich in der ganzen Ausdehnung des Landes.

(Ruinen von Palenque.) Dies sind unter andern die Ruinen von Culhuacan, die uneigentlich Ruinen von Palenque heißen. Die Spuren einer großen Stadt waren, in ungeheuerm Walde versteckt, drei Jahrhunderte unsern Alterthumsforschern unbekannt geblieben, als 1787 der Capitain Antonio del Rio und Don Jose Alonso de Calderon auf diese Trümmer stießen, die merkwürdigsten und umfangreichsten in der Neuen Welt. Seitdem haben diese am Ort und Stelle von dem Capitain Dupaix gezeichneten Denkmäler in den Augen der europäischen Archäologen eine große Wichtigkeit erlangt. Die Stadt Culhuacan, unweit von dem Micol, einem Beiflusse des Tulija, gelegen, scheint, soviel man nach dem Anblicke ihrer Ueberreste urtheilen kann, sechs bis sieben Stunden im Umfange gehabt zu haben. In dieser ganzen Ausdehnung von Ruinen erkennt man Tempel, Befestigungen, Gräber, Pyramiden, Brücken, Wasserleitungen, Häuser, und findet unter dem Sande Vasen, Götzenbilder, musikalische Instrumente, colossale Statuen, so wie sehr gut ausgeführte Basreliefs mit Charakteren, welche wirkliche Hieroglyphen zu seyn scheinen. Das Aussehen des Ortes, die Vollendung einiger dieser Sculpturen, die allgemeine Form der Denkmäler, alles verräth eine sonstige Civilisation, welche das, was man in dem übrigen Mexico findet, weit übertrifft. Die Figuren stellen ein hochgewachsenes Volk von schlanken zierlichen Verhältnissen und einer edeln, regelmäßigen Gesichtsbildung dar. Unter diesen Fragmenten eines kostbaren Alterthumes bemerkt man besonders einen großen Tempel von viereckiger Form, umgeben von einem Peristyl, ein Gebäude, das 300 Fuß lang und 60 Fuß breit gewesen seyn kann. (Taf. 58. Abbild.) Die Mauern sind vier Fuß dick. Das Innere ist in verschiedene Wohnungen getheilt. Die Form des Ganzen ist eine Masse von pyramidalen Bauten auf einer Basis in länglichem Viereck, die sich abschüssig über einander erheben. Vor der Façade, welche nach Osten sieht, befindet sich eine große Treppe von behauenen Steinen, welche zu dem Haupteingange führt. In der Mitte des Gebäudes erhebt sich ein etwa 75 Fuß hoher Thurm, der wahrscheinlich als Belveder diente und dessen vier Stockwerke noch unberührt sind. Die Treppe, welche hinaufführte, befindet sich in der Mitte und wird von Fenstern erhellt, die sich an jeder Seite und in jedem Stockwerke finden. Die Bauart des Gebäudes selbst ist im Ganzen zierlich und einfach. Unter dem Tempel ziehen sich ungeheuere Keller hin, welche noch nicht durchsucht zu seyn scheinen. Die Mauern sind mit in Stein gehauenen und mit sehr feinem Gips überzogenen Basreliefs bedeckt, die Figuren gewöhnlich sieben bis acht Fuß hoch.

In Palenque fand man ein Basrelief, das eine angebliche Verehrung des Kreuzes darstellt und worüber unsere Archäologen sehr gelehrt geschrieben haben. Dieses Basrelief zeigt in der Mitte ein großes Kreuz von lateinischer Form mit einem zweiten auf dem ersten. Die drei obern Arme der beiden Kreuze endigen sich in drei vereinten Halbmonden und der Fuß des großen Kreuzes ruht auf einer halbelliptischen Stütze auf einem Herzen, dessen oberer Theil die Figur einer 8 in Querlage trägt. Ueber dem Kreuze befindet sich ein Hahn mit doppeltem Schweife, der im Schnabel eine halbrunde Mütze hält. Links von dem Kreuze sieht man eine Frau, die ein neugeborenes Kind am linken Arme hält und dasselbe einem stehenden Priester in Priestergewändern neben einem aus zwei ent-

gegenlaufenden Spiralen gebildeten Sitze reicht. Das Kind liegt auf zwei Lotoszweigen; sein Kopf endigt sich in einem Halbmonde, von dessen Spitze die nach oben gerichtete Strahlenscheibe ausgeht. Hinter dem Kopfe kommen zwei Lotosblätter hervor und sein Körper, der sich ebenfalls in einem Blatte endigt, ist durch vier kleine Sphären von der Hand der Frau geschieden. Das Kreuz auf dem Kreuze ist seiner ganzen Länge nach von vier Halbzirkeln umgeben, die zwei und zwei einander gegenüber stehen. Von jedem der Seitenarme des großen äußern Kreuzes geht ein gerader Zweig aus, der sich in einem rechtwinkeligen Haken mit divergirenden und von kleinen Kugeln geendeten Strahlen endigt. Dieses große Gemälde ist von Basreliefs und Figuren umgeben. Der Scarabäus findet sich mehrmals an den beiden Seitenstreifen, und auf dem rechten des Kreuzes sieht man ihn mit zwei gekreuzten Ellipsen. Auf mehren Medaillons bemerkt man das rechtwinkelige Kreuz mit gleichen Theilen, und auf einem trägt es vier Kugeln, deren jede einer seiner Ecken entspricht. Auf einem andern Medaillon sieht man das T und darunter eine Ellipse, welche eine zweite Ellipse in sich schließt, die einen Bogen mit einer Pyramide darüber enthält. Zwei Sphären befinden sich über einander und eine darunter. In diesem Gemälde und in den Charakterenstreifen darumher haben unser europäischen Archäologen wirkliche Hieroglyphen gesehen. Sie glaubten überdies, diese Hieroglyphen glichen in vielen Punkten den ägyptischen, und der Gedanke des Gemäldes sey eine Allegorie der Geburt der Sonne im Wintersolstitium, der Tempel von Palenque müsse also diesem Gestirn gewidmet gewesen seyn. Palenque liegt acht Tagereisen von Ocosingo, von wo man nur auf sehr beschwerlichen Wegen, bald auf Maulthieren, bald in Hängematten auf dem Rücken von Menschen, bald zu Fuße dahin gelangt. Man unterscheidet übrigens zwei Palenque, Palenque Nuevo, mit einer ansehnlichen Bevölkerung von Weißen und Mestizen, und Palenque Viejo, in dessen Umgegend die erwähnten Ruinen liegen. Der Boden ist in diesem ganzen Striche außerordentlich fruchtbar.

Unter den Alterthumsresten, mit denen der Boden Mexicos bestreut ist, muß ferner erwähnt werden:

Eine bemerkenswerthe Brücke eine Stunde von los Reyes in der Provinz Tlascala. Sie ist 12 Fuß hoch, 40 Fuß breit, mit Lehnen versehen und an den vier Ecken mit Obelisken geschmückt und stützt sich auf den Hang eines grünen steilen Berges. (Taf. 56. Abbild.) Die 40 Fuß hohen Obelisken machen den schönsten Effect.

Eine alte Feste 3 Stunden von Miquitlan, und die Ruinen der alten Stadt San Pablo Millan. Die Feste liegt auf der Platform eines ungeheuern Felsens, der ungefähr eine Stunde im Umfange und eine Höhe von 600 Fuß hat. (Taf. 56. Abbild.) Da sie von allen andern Seiten unzugänglich war, so gelangte man dahin nur auf der Stadtseite, nachdem man durch 6 Fuß dicke und 18 Fuß hohe Mauern gegangen. Nicht weit von da auf dem Wege von der Festung herab, findet man den Saal eines alten Palastes zu Miquitlan, einen langen schmalen, durch eine Reihe von fünf Säulen getheilten Saal. Gegenwärtig stehen nur noch zwei Säulen, eine an jedem Ende. (Taf. 57. Abbild.)

Ein pyramidalischer Bau zu Tehuantepec, ein Parallelogram von 120 Fuß und 55 Fuß an der Basis, worauf sonst ohne Zweifel ein bewohntes Gebäude stand. (Taf. 57. Abbild.)

Eine alte Brücke zu Chihuitlan, einem indianischen Dorfe, eine Stunde von Tehuantepec. Diese ziemlich gut erhaltene und über den das Dorf durchströmenden Fluß gespannte Brücke ist 12 Fuß lang und 6 Fuß breit. Zwei Bogensteine bilden den Bogen. (Taf. 57. Abbild.)

Eine Pyramide zu San Cristoval Tehuantepec in vollkommen gut erhaltenem Zustande. Dieses unten 54 Fuß messende Bauwerk von 72 F. Höhe ist von Steinen erbaut, die sehr fest in einander gefügt sind. (Taf. 57. Abbild.) Es hat mehrere Stockwerke und trug oben ohne Zweifel die Altäre, an denen man die falschen Götter verehrte. Die Seiten waren genau nach den Cardinalpunkten gerichtet. Die westliche gewährt einen Weg, der auf die Spitze führt.

Endlich eine zahllose Menge anderer antiker hier und da verstreuter Ueberreste, sculptirter Köpfe, Capitäler von Säulen mit einem hohen Helme von braunem vulkanischen Steine (Taf. 57. Abbild.); drei Fuß hohe Köpfe von Gottheiten auf Piedestalen oder einer Art Säulen, eine kostbare Arbeit, die man zu Sontiajo Guatusco fand.

Wir haben bereits gesehen, wie sich aus dem eigenthümlichen Baue des Landes eine große Mannichfaltigkeit der Bodenerzeugnisse ergab. Oft kommt der Reisende an einem und demselben Tage vier- bis fünfmal in verschiedene Zonen und findet deshalb auch verschiedenen Anbau. Das allgemeinste Product ist der Mais, der eben so gut an dem Küstenlande wie auf dem Rücken der Cordillere gedeiht. In dieser Höhe und 6000 F. über dem Niveau des Meeres ist seine Fruchtbarkeit wahrhaft wunderbar. In den begünstigten Bezirken hat man gesehen, daß eine Fanega Mais sieben bis achthundert gab, während die bewässerten Landtheile im Durchschnitte 3 bis 400 tragen. Der größte Theil der Bewohner Mexicos lebt nur vom Maismehle, aus dem man eine Art ungesäuerten Brodes macht, das gewöhnlich arepa oder tortillas heißt. Man ißt diese leicht gerösteten Tortillas mit einer pikanten Sauce von Piment und Liebesäpfeln. In Mexico kostet die Fanega von 150 Pfunden selten weniger als 2 Piaster, bisweilen aber auch 3½ Piaster. Im Innern ist der Preis gewöhnlich drei bis vier Realen. Vor der Revolution war fast das ganze Land in Mexico mit Mais bedeckt; seit 1810 hat sich aber in Folge der Unterbrechung in den Bergwerksarbeiten die Zahl der bebauten Ländereien um drei Viertheile verringert. Um sich eine Idee von dem Verbrauche der Bergwerksbezirke zu machen, genügt die Erwähnung, daß nur in Guanaruato 1400 Maulthiere täglich bei dem Herausschaffen des Erzes beschäftigt waren und man dieselben mit Mais, Stroh und Zacate, den Stengeln des Mais, fütterte. Aehnliche Bedürfnisse hatten im Verhältniß alle ähnlichen Orte, so daß man behaupten kann, die Arbeit des Bergbaues war das Maaß des Ackerbauglückes dieser Bezirke. Es bestand selbst zwischen diesen Producten ein so inniges Verhältniß, daß der Preis der Lebensmittel merklich auf den Gewinn aus den Bergwerken einwirkte. Gegenwärtig sind die an Mais reichsten Gegenden Bario (der Mittelstrich des Plateaus), die Ebenen von Toluca, Osten und Süden des Thales von Mexico, der Staat Puebla und die Umgegend von Aguas Calientes. Man könnte diese Getreideart aber auch in allen bewässerten Theilen Mexicos bauen. An einigen Orten verfertigt man eine große Menge gegorener Getränke, die unter dem allgemeinen Namen „Maischicha" bekannt, mehr oder minder stark, mehr oder minder berauschend sind. Das geschätzteste von allen ist der Maispulque oder tlaotli, der aus einem Syrop besteht, welchen man durch Auspressen der Maisstengel erhält.

Von andern Getreidearten hat Mexico ferner Roggen und Gerste. Der Hafer ist wenig bekannt. Auf dem ganzen Plateau Mexicos giebt es Roggen in Menge und er gedeiht vortrefflich. Minder schön scheint er zu seyn, je weiter man nach der Tierra Caliente hinabkommt. Bei Perote scheint die für ihn günstigste Gegend zu beginnen. Die Ernten scheinen nicht der Ordnung unserer europäischen Jahreszeiten zu folgen. Es giebt keinen andern Unterschied als den der Regenzeit (estacion de las aguas), welche im Mai beginnt und vier Monate anhält, und die trockene Jahreszeit (el estio), welche den übrigen Theil des Jahres begreift. In Vera Cruz und in dem Küstenstriche beginnt der Regen früher; die Wolken streichen gewöhnlich von O. nach W. Da die trockene Jahreszeit im Verhältniß länger ist als die feuchte, so leiden die Ernten nur durch Feuchtigkeitsmangel, und die größte Sorge des Landmannes ist, demselben durch Bewässerung abzuhelfen. Der Ertrag des Bodens könnte eine fünfmal stärkere Bevölkerung nähren, weil er nicht blos sehr fruchtbar ist, sondern weil man in der Tierra Caliente statt des Mehles und Brodes eine große Menge Mais und Bananen verbraucht.

Die Banane ist für die Bewohner der Tierra Caliente, was der Weizen für die Bewohner des Plateaus. Dieses Gewächs hat den Vortheil, fast allein dem täglichen Gebrauche zu genügen und die größtmögliche Menge von Nahrungsstoff in dem kleinsten Raume zu concentriren.

Nach Humboldt würde ein mit Bananen bepflanzter Acker zur Ernährung von 50 Personen hinreichen, während dasselbe Land, mit Weizen besäet, kaum drei nährt. Der Bau der Bananen erfordert überdies wenig Arbeit. Sind sie einmal gepflanzt, so thut die Natur das übrige. In zehn bis zwölf Monaten gelangt die Frucht zur Reife. Man schneidet dann die alten Triebe ab und läßt nur die jungen daran, welche drei Monate nach der Mutterpflanze wieder Früchte tragen. Man ißt dieselben frisch oder in der Sonne gedörrt in Schnittchen, welche man plantano pasado nennt. Zu den Bodenerzeugnissen Mexicos gehört auch die Cassave, der minder bekannte Reis, die Olive, die nicht sehr gewöhnliche Traube, der Chili oder capsicum, ein starkes sehr gewöhnliches Gewürz, und endlich der Maguey, aus dem man den Pulque erhält, von dem bereits die Rede gewesen ist. Als Colonialproducte sind ferner hinzuzufügen: der Zucker, der jenem von Havanna nachzustehen scheint, der Kaffee, dessen Anbau noch weit gewinnreicher gemacht werden kann; der Tabak, ein wichtiger Artikel, der leider unter dem Monopol leidet; der Indigo, welchen die Azteken zur Zeit der Eroberung kannten, der aber in der neuern Zeit vernachlässigt worden ist, weil man die Sorten von Guatemala vorzieht; der Cacao von geringer Qualität; die Baumwolle, deren Anbau von großer Wichtigkeit werden kann; die Vanille, deren Bau ganz in den Händen der Indianer ist; die Jalappe, welche ihren Namen der Stadt Xalapa gab; das Wachs, von dem ungeheuere Massen für die Kirchen verbraucht werden; die Perlen, welche man in Menge an der Westküste des Golfes von Californien findet, zu deren Herausholen aber die Taucher des Landes sich sehr ungeschickt zeigen; endlich die Cochenille, ein kostbares Product, das Mexico ausschließlich anzugehören scheint, denn das Insect, welches diesen Namen in Brasilien führt, ist bei weitem geringer. Das Insect, welches die Cochenillefarbe führt, lebt auf dem cactus opuntia, dessen Früchte weiß sind. Nur die Weibchen geben die Farbe und auf dreihundert Weibchen zählt man kaum ein Männchen. Diese Insecten halten sich nur auf den Blättern; sie sind so groß wie eine Wanze und ebenso gebildet, ob sie gleich eine silberartige Umhüllung haben. Bei ihrer Einsammlung muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen. Die Blätter des Nopals, auf welche die junge Brut gelegt wird, müssen vor der Berührung jedes fremden Stoffes gehütet werden und die Indianerinnen bürsten sie vor der Einsammlung leicht mit Eichhörnchenschwänzen. In einem guten Jahre giebt ein Pfund semilla, das im October auf die Pflanze gethan wird, im December 12 Pfund Cochenille. Die Cochenillecactuspflanzungen finden sich nur in dem Bezirke Mirteca, im Staate Oaxaca. Einige Nopal-Haciendas besitzen von 50 bis 1000 Pflanzen in Reihen wie die Agaven in den Mangueypflanzungen.

Wenige Länder sind reicher als Mexico an Hausthieren, Rindern, Schafen, Schweinen, Ziegen und Pferden, alle von spanischem Ursprunge. In Texas, in Californien und in dem Indianerlande ziehen ungeheuere wilde Heerden in den Wäldern umher. Die Wolle der amerikanischen Schafe scheint vielleicht blos wegen Mangel an guter Behandlung von geringer Qualität zu seyn. Die Landwirthschaftsproducte Mexicos wurden von Humboldt zu 29 Millionen Piaster, d. h. auf 4 Millionen mehr als der Ertrag der Bergwerke, geschätzt.

Wir haben schon gesehen, daß der neue mexikanische Bundesstaat aus 19 Staaten besteht, denen man noch den Bundesdistrict, und die Gebiete von Californien, Neu-Mexico, Tlascala und Colima hinzusetzen muß.

Der Bundesbezirk von Mexico, die Hauptstadt und die wichtigsten Ortschaften haben wir bereits kennen gelernt. Es ist nur noch Acapulco zu erwähnen, sonst der wichtigste Hafen Mexicos, als die Galionen von Manilla die Reichthümer Indiens dahin brachten. Acapulco ist gegenwärtig eine verfallene Stadt an einem steilen Ufer, wo das Rückstrahlen der Sonne nicht wenig dazu beiträgt, die Atmosphäre ungesund zu erhalten. Die Einwohnerzahl beträgt nicht über 4000 Seelen. In dem Staate Puebla haben wir bereits den Hauptort Puebla de los Angelos und Cholula, die Stadt der Teocallis, gesehen. Noch ist Tlascala, eine verfallene Stadt, zu erwähnen, die nur sonst von Wichtigkeit war. Tlascala war, als Cortez in Mexico ankam, eine der mächtigsten Städte der Hochebene von Anahuac, mit einer Bevölkerung, die der Eroberer über die von Granada stellte. Es befand sich dort ein großer Markt, wohin die Erzeugnisse der benachbarten Ebenen gebracht wurden. Ihre von Mexico unabhängige Regierung schien republikanische Formen zu haben. Das fruchtbare und bevölkerte Gebiet enthielt nach damaligen Angaben 13 Städte, welche eben so viele unabhängige Herrschaften bildeten. Die Herren dieser Städte standen unter vier Häuptlingen und bildeten mit denselben einen großen Rath, der den Generalissimus im Kriege ernannte. Diese Herren trugen zur Vertheidigung des Landes bei, indem sie ein bewaffnetes Contingent stellten. Jeder verwaltete in seinem Bezirke die Justiz, die Parteien konnten aber auch an den großen Rath appeliren. Die Tlascalteken erklärten sich gleich in den ersten Tagen des Einfalles für Verbündete des Cortez, halfen den Spaniern Besitz von Tenochtitlan nehmen und arbeiteten mit an dessen Verwüstung. Nach der Eroberung durfte Tlascala sich noch immer durch seine eigenen Kaziken unter der Aufsicht eines spanischen Beamten regieren. Bis zur Revolution zahlte es keinen Tribut an Spanien. Seitdem ist es in den Staat Puebla verschmolzen worden.

In dem Staate Queretaro ist außer der schon besuchten Hauptstadt Cadereite zu erwähnen, das wegen seiner Silberbergwerke wichtig ist, und San Juan del Rio, berühmt durch eine Messe und besonders durch das Allerheiligste der Notre Dame, genannt la Madonna de San Juan del Rio, die jedes Jahr von einer Menge Pilger besucht wird. Es ist ein Tempel von einfacher und schöner Bauart und in seiner Mitte erhebt sich ein schöner Altar mit einer grandiosen Kuppel darüber.

Nach den über die Minenbezirke gegebenen Details brauchen wir nur der Erinnerung wegen den Staat Guanaxuato zu erwähnen, und Leon, eine allerliebste kleine, sonst blühende Stadt und der Mittelpunkt des Handels von Bario, später in den Kriegen verwüstet, welche diesen Bezirk mit Blut tränkten; das Fort Sombreros, das Bollwerk der Patrioten; das Fort los Remedios, berühmt durch die Grausamkeiten seines Commandanten, des Paters Torres; Hidalgo oder Dolores, das seinen Namen von dem berühmten Pfarrer Hidalgo, dem ersten Chef der mexikanischen Revolution, erhielt; Allende, Irapuato, und Salamanca, wichtige Ortschaften, und endlich el Jaral, die Wohnung des Marquis del Jaral, der 40,000 Q.M. Grund und Boden besitzt, worauf drei Millionen Stück großes und kleines Vieh weiden.

Auch über die andern bereits erwähnten Minenbezirke, Zacatecas, San Luis Potosi und Durango mit Städten und wichtigen Flecken müssen wir schnell hinwegeilen. Der Staat Michoacan oder Valladolid hat ebenfalls Bergwerke, die von Tlalpuxahua, das übrige Land aber ist nur in landwirthschaftlicher Hinsicht von Wichtigkeit. Der am Abhange der Cordillere von Anahuac gelegene Staat Michoacan mit seinen ausgedehnten und von Flüssen bewässerten Prairien besitzt das angenehmste Clima und die gesündeste Atmosphäre. In ihm und östlich von dem Pic Tamitaro bildete sich in der Nacht vom 9. Septbr. 1759 der Vulkan Jorullo, das Ereigniß einer der außerordentlichsten physischen Revolutionen, welche man kennt. Bis dahin hatte man nie in einer Entfernung von 36 Stunden von den Küsten und von mehr als 42 Stunden von jedem andern thätigen Vulkane einen Berg von Schlacken und Asche unter Tausenden von kleinen brennenden Kegeln hervorkommen sehen. Dieses Ereigniß fand auf dem Gebiete von San Pedro de Jorullo, einer der größten und reichsten Haciendas des Landes, statt. Eine Landstrecke von drei bis vier Q.Meilen, die man Malpays nennt, hob sich blasenartig empor und noch heut zu Tage erkennt man die Grenze dieser Erhebung. Im Augenblicke des Ausbruches sah man in einer Strecke von mehreren Meilen Flammen aus der Erde herausschlagen und glühende Felsenstücke in ungeheuere Höhe emporsausen, wäh-

rend man im Scheine des vulkanischen Feuers die Erdrinde aufschwellen und erweichen sah. Noch heute ragen Tausende von kleinen Kegeln über die Asche und in mehrern hört man ein unterirdisches Getöse, das eine kochende Flüssigkeit zu verrathen scheint. Inmitten dieser Oefen haben sich 4 bis 500 Metres über die ehemalige Fläche der Ebenen sechs große Berge erhoben, deren höchster der Vulkan Jorullo ist, ein thätiger Vulkan, der von der Nordseite eine ungeheuere Menge schlackiger und basaltischer Lava ausgeworfen hat. — Die Indianer, welche die Provinz Michoacan bewohnen, sind die Nachkommen von drei zur Zeit der Eroberung berühmten Völkern: den Taraskern, einem in der Geschichte wegen sanfter Sitten, Industrie und Wohllaut der Sprache erwähnten Volke; den Chichimeken, welche wie die Azteken die mexikanische Sprache reden, und den Otomiten, einem selbst heute noch sehr weit zurückgebliebenen Volke, dessen Dialect voll von Kehl- und Nasenlauten ist. In den Dörfern dieser Provinz sieht man kein weißes Gesicht außer dem des Pfarrers, und auch der Pfarrer ist oft Mestize. Die Hauptörter des Staates sind: Valladolid, die Hauptstadt, Sitz des Bischofs, gut gebaut und von 20 bis 25,000 Personen bewohnt. Man bemerkt da die Kathedrale, das Seminar, eines der besuchtesten in dem Bunde, und die Wasserleitung, deren Bau 500,000 Francs kostete; Pascurao, an dem gleichnamigen See; Zintzunzant, die ehemalige Hauptstadt des Staates der Tarasken und in ganz Mexico durch die Federarbeiten berühmt, die aus ihren Fabriken hervorgingen. „Es ist wunderbar," sagt Beltrami, „daß man so gut Tausende von kleinen Federn zusammensetzen kann, von denen einige nicht breiter sind als ein Stecknadelkopf, und daraus eine Draperie, Haar und Wolken, den Himmel und die Erde, eine Landschaft und Blumen, alles in vollkommener und höchst zarter Arbeit zu bilden vermag. Diese Federn wurden auf Eisenblech geklebt, das ihnen die Spanier brachten und das ihnen vorher unbekannt gewesen war. Vor der Eroberung klebten sie die Federn auf Magueyblätter."

Der Staat Xalisco oder Guadalaxara, den von O. nach W. der Rio de Santiago durchströmt, liegt zum Theil auf dem Plateau, zum Theil auf dem westlichen Abhange der Cordillere von Anahuac. Die ungesundern Seegegenden liefern schönes Bauholz. Man sieht da den Vulkan Colima, der oft Asche und Rauch auswirft. Xalisco hat ziemlich reiche Silberbergwerke und ganz zum Ackerbau geeigneten Boden. Die Hauptstadt, Guadalaxara, ist eine große und schöne Stadt, der Sitz eines reichen Bisthums. Sie hat breite und nach der Schnur gezogene Straßen, zahlreiche große und symetrische Plätze, Brunnen, die von einer 15 Meil. langen Wasserleitung unterhalten werden, herrliche Klöster und Kirchen, unter denen man die seltsam gebauete, aber im Innern reiche Kathedrale besonders anführt; die Kirche des heil. Franciscus und die Augustinerkirche mit einem Kloster. Andere Gebäude, wie ein Seminar, eine Münze, eine Universität, ein Collegium und eine Lancasterschule vervollständigen diese Nomenclatur. Die Bevölkerung der Stadt kann auf 30,000 Seelen angegeben werden. In demselben Staate findet man San Blas an der Mündung des Santiago, eine kleine aber als Festung und Seearsenal wichtige Stadt. Das Clima ist so ungesund, daß die Beamten in der trockenen Jahreszeit sich nach Tepic, einem angenehmen und gesunden Orte, begeben müssen. Bolanos, berühmt durch seine Ruinen, Barca und Colula, handeltreibende Flecken, der letztere mit einem alten Tempel; endlich Chapala, ein anderer Flecken an dem Ufer des gleichnamigen Sees von Mescala, berühmt in den Annalen der Unabhängigkeit durch den Widerstand, welcher hier eine Handvoll Insurgenten den Bemühungen der Spanier entgegensetzte. Gegenwärtig ist die Insel Mescala ein Bagno. Um sie zieht sich das schöne Becken des Chapala, der mit dem Santiago, einem der schönsten Flüsse in Mexico, in Verbindung steht. Nichts Herrlicheres als die Landschaft, welche dieser Fluß bei dem Guanacuatlan-Falle gewährt, wo er 80 Fuß hinabstürzt. Diesem großen Falle folgen unmittelbar eine Menge andere, welche man im Lande Barrancas nennt, und die ungefähr eine Meile weit sich ziehen.

Der Staat Oaxaca ist einer der schönsten Theile dieses so schönen Landes. Reinheit und Gesundheit des Climas, Fruchtbarkeit des Bodens, Reichthum und Mannichfaltigkeit der Producte, alles vereint sich zum Wohlseyn der Bewohner. In der ganzen Provinz, besonders auf dem halben Wege von der Küste, in der gemäßigten Gegend (Tierra templada), drei Stunden von der Hauptstadt, findet sich der ungeheuere Stamm der cupressus disticha, der 36 Metres im Umfange hat. Dieser alte Baum ist dicker als alle Baobabs Afrikas, was minder erstaunlich aussieht, seit Anza entdeckt hat, daß er die Vereinigung von drei verschiedenen Stämmen ist. In dem Staate Oaxaca finden sich ferner mehrere Spuren von der aztekischen Civilisation, unter andern das Gebäude von Mitla oder Miguitlan, was in der mexikanischen Sprache ein dunkler Ort bedeutet. Diese Gräber von Mitla bilden drei symetrische Gebäude, von denen das hauptsächlichste 40 Metres in der Länge haben konnte. Eine Treppe in einem Schacht führt in ein unterirdisches Gemach. Was diesen Bau von allen andern unterscheidet, sind sechs Porphyrsäulen, die in der Mitte eines großen Saales stehen und die Decke tragen. Noch spät sah man diese Säulen, welche von der Kindheit der Kunst zeugen, da sie weder Basis noch Capitäler haben und an dem obern Theile kaum eine Verdünnung zeigen, für die einzigen in der Neuen Welt gefundenen Schäfte an. Die ganze Höhe beträgt 5 Metres; der Schaft ist aus einem einzigen amphisolischen Porphyrstücke. Unter den Städten dieses Staates ist die Hauptstadt Oaxaca zu erwähnen, eine der schönsten Städte Mexicos, das alte Huaxyacac, die sich an den Ufern des Rio Verde mitten unter Nopalpflanzungen erhebt. Die von grünem Stein gebauete Stadt sieht sehr anmuthig und frisch aus. Man bemerkt darin ein Seminar, die Kathedrale und einen bischöflichen Palast. In der Nähe fand man eine der merkwürdigsten Sculpturen des alten Mexicos, ein Basrelief, das einen Krieger vorstellte, welcher mit Beute geschmückt aus dem Kampfe kommt. Zu seinen Füßen liegen nackte Sclaven in verschiedenen Stellungen. Am meisten fällt dabei die ungeheuere Größe der Nasen auf. Das ganze Thal von Oaxaca ist mit reizenden Dörfern, Flecken und Städten bestreut; hier Talixtaca und Huyapa, die Gärten der Hauptstadt, ein Teppich im Schatten von Citronen- und Orangenwäldern; Zachita voll von noch nicht studirten Alterthümern, die Residenz der tzapotekischen Könige, wo man den ersten von den Spaniern eingeführten Weizen erntete; Azomba, berühmt durch seine Töpfereien; Chilapa wegen seiner gothischen Kirche; Ocatlan am Fuße der Sierra, von wo der große Geist seine Orakel gab; endlich Misteca, der einzige Punkt Mexicos, wo man die Cochenille sammelt. Jenseits dieses Bezirkes bemerkt man Tepozcolula, wichtig durch seine Fabriken, und Tehuantepec, volkreich und reich durch seine Salinen, eine Stadt, die man in Europa aus dem Vorschlage der Canalisirung der Landenge kennt.

Der Staat Yucatan, zum Theil aus der Halbinsel Yucatan gebildet, war in den ersten Zeiten der Eroberung reich an europäischen Niederlassungen, wie es noch existirende Ruinen beweisen. Gegenwärtig ist es eine fast öde Gegend, die nur einen Hafen von einiger Bedeutung hat, Campeche. Es ist einer der wärmsten Striche im Aequinoxialamerika. Die Mayas-Indianer, welche ihn bewohnen, waren nie den aztekischen Königen unterworfen, hatten aber ihre eigene Civilisation, wie es die bei ihnen von den Spaniern gefundenen Bauwerke beweisen. In diesem Staate befinden sich in Menge die Bäume, welche das berühmte Campescheholz liefern, das seinen Namen von dem Orte erhalten hat, wo man es verschifft. Dieser Baum (hematoxylon campechianum), sehr häufig in ganz Yucatan und an der Küste von Honduras, findet sich einzeln in verschiedenen Wäldern des Aequinoxial-Amerikas. Die Schläge im Staate Yucatan werden jährlich am Rio Champoton gehalten, der südlich von der Stadt Campesche und dem Staate Lerma, mündet. Nachdem das Campescheholz gefällt ist, muß es ein Jahr lang trocknen, ehe es verschifft werden kann. Die Hauptstadt dieses Staates, Merida, ist von keiner großen Wichtigkeit, Sitz eines Bisthums und eines Gerichts-

hofes für die Staaten Chiapa, Tabasco und Yucatan. Im S. von der Stadt steht das Ormutal genannte steinerne Gebäude, das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Pater Thomas de Sora besuchte. Nach seinem Berichte mißt es an jeder Façade 600 Fuß; die Gemächer, die äußern Corridors, die Säulen sind mit Menschengestalten, Eidechsen, Schlangen rc. rc. verziert. Man sieht daselbst tanzende Männerstatuen mit Palmen in der Hand. Eine bemerkenswerthe Thatsache ist, daß die ganze Zone, die jetzt fast öde liegt, südl. von Oaxaca, so reich an Bauwerken ist, als die Bezirke nördl. von Mexico arm daran sind. Man hat gesehen, von welcher Wichtigkeit die Ruinen von Culhuacan in dem Staate Chiapa waren. Dieser jetzt verlassene Bezirk war wirklich in den ersten Tagen der Occupation von sehr civilisirten Eingeborenen bewohnt, deren Bischof der unsterbliche Las Casas wurde, und Dank ihm! große Vorrechte von der spanischen Regierung erhielten. Ciudad Real, Chipa de los Indios, Chamula, Ocosingo, Comitlan, das sind die wichtigsten Ortschaften dieses Staates. Der Staat Tabasco ist noch minder bemerkenswerth; man findet dort nur kleine Städte, Santiago de Tabasco, den Hauptort, und Nuestra Señora de la Vitoria, berühmt durch die Landung des Cortez, der an diesem Punkte an's Land stieg und hier auf mexikanischem Gebiete den ersten Sieg gewann.

Der Staat Sonora und Cinaloa ist ein sehr entvölkerter Landstrich, ob er gleich 280 Stunden Küstenland zählt von der großen Bai Bayona bis zur Mündung des Rio Colorado. Im Norden dieses Staates liegt ein Land, genannt Pimeria, das in Pimeria Alta und Pimeria Baxa getheilt und in beiden von den Pimas-Indianern bewohnt wird, bekehrten Volksstämmen, welche unter den Gesetzen der Missionaire leben. Pimeria Alta ist das Choco des nördlichen Amerikas. Die Schluchten, selbst die Ebenen enthalten in den angeschwemmten Erdtheilen Waschgold. Man findet hier reine Goldkörner von 2 bis 3 Kilogrammen, aber diese Wäschen oder lavaderos werden wegen der häufigen Einfälle der unabhängigen Indianer nicht sehr betrieben. Weiter nach N. am rechten Ufer des Rio de la Ascension leben die Seris, ein wildes und kriegerisches Volk. Nicht weit vom Rio Zila lagern andere Indianer, deren Abgeschliffenheit mit dem Zustande der Stämme sehr contrastirt, welche an den Ufern des Mississippi herumstreifen. Es sind friedliche Eingeborene, die sich bekleiden, in Dörfern von 2 bis 3000 Zelten zusammenleben, und Mais, Baumwolle und Flaschenkürbisse bauen. In dem Striche, den sie bewohnen, finden sich ebenfalls Spuren einer frühern Civilisation und die Ruinen großer aztekischen Städte. Gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts fanden zwei spanische Missionaire die Trümmer einer derselben und in der Mitte ein Gebäude, das sie Casa Grande nannten. Es war ein nach den vier Cardinalpunkten gerichtetes Haus mit 12 Decimeter starken Mauern. Man konnte sich überzeugen, daß das Gebäude drei Etagen und eine Terrasse gehabt. Eine durch große Thürme unterbrochene Mauer umgiebt das Hauptgebäude. Die wichtigen Städte von Sonora und Cinaloa sind Villa del Fuerte, die neue Hauptstadt des Staates; Culiancan; Guaymas, das man jetzt für den schönsten Hafen Mexicos hält; Cinaloa; Arispe, der sonstige Hauptort der Provinz; Sonora, mit Silberbergwerken, wie Hostimuri, Cosala und el Posario, Pitit und Mazatan, Handelsplätze; endlich Presidio de Buenariffa und Presidio de Torrenate, in Pimeria.

Der Staat Chihahua, der zu den sonstigen provincias internas gehörte, ist von allen mexikanischen Bezirken der, welcher die meisten Indios bravos an seinen nördlichen Grenzen enthält. An diesem ganzen Striche sind die Acoclamen, die Cocoyamen und die Apachen mezcaleros vertheilt, deren Mehrzahl in dem Bolson de Mapimi herumirrt; dann die zahlreichen Stämme der Comanchen und Chichimeken, die noch furchtbarer und räuberischer sind. Sie sind unermüdliche Maraudeurs, die, ähnlich den Beduinen Arabiens, unter einander einen Ueberrumpelungskrieg führen und bisweilen sich unter einander verbinden, um zusammen die spanischen Niederlassungen anzugreifen. Die Comanchen sind die tapfersten und schrecklichsten. Sie haben wie die Bewohner Patagoniens, die wilden Pferde zu zähmen gelernt und sind unerschrockene treffliche Reiter geworden. Die Comanchen kennen ihr ursprüngliches Vaterland nicht. Sie haben Zelte von Büffelhaut und große Hunde, die ihre herumziehenden Horden begleiten. Kein Volksstamm kann blutdürstiger seyn; sie bringen alle erwachsenen Gefangenen um und lassen nur die Kinder leben, um Sclaven daraus zu ziehen. Man kann sich bei ihren Einfällen die Lage der Spanier in diesen Provinzen denken. Es besteht zwischen ihnen und den Indianern ein Vertilgungskrieg, doch rechnen sie die Apachen, die Mokis und die Yutas nicht darunter, welche sie Indios de paz (Friedens-Indianer) nennen. Die Hauptstadt dieses Staates ist Chihuhua, eine große schöne Stadt, welche an einem kleinen Beiflusse des Conchos liegt, der sich selbst wieder in den Rio del Norte ergießt. Die Kathedrale, der Staatspalast und die Militairacademie sind sehr schöne Gebäude. Die Einwohnerzahl von Chihuhua kann 20,000 Seelen nicht übersteigen. Die Umgegend hat schöne Silberbergwerke.

Der Staat Cohahuila und Texas ist von allen Staaten Mexicos zugleich der größte und volkreichste. In Texas mitten unter weiten Grassteppen liegt die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico. Seit langer Zeit schon strebt der amerikanische Congreß nach dem Besitze dieser ungeheuern Einöden, und man behauptet, der Präsident habe durch den Obersten Poinsett zehn Millionen Piaster für die Abtretung der Provinz bieten lassen. Die Mexikaner schlugen aber das Gebot nicht blos aus, sondern schickten selbst fünf Regimenter ab, um dort Militaircolonien anzulegen. Gegenwärtig wird das Land an Einwanderer aus verschiedenen Staaten zu 40 Dollars für hundert Acker verkauft. Die Neger und Indianer, welche aus der Sclaverei der südlichen Staaten der Union entfliehen, werden hier aufgenommen und geschützt, und jeder Sclav ist frei, sobald er den Boden von Texas berührt, wie er auf dem Boden Canadas frei wird. Zu erwähnen sind in diesem Staate Monclova, die Hauptstadt, Saltillo, eine reichere und stärker bevölkerte Stadt, San Felipe de Austin, der Hauptort der neu gegründeten Colonie in Texas.

In dem Staate Nuevo Leon findet man Monterey, eine Stadt von 15,000 Seelen, die wichtigste aller mexikanischen Städte zwischen ihrem Meridiane und dem der Grenze der Vereinigten Staaten. Monterey ist der Sitz eines Bischofs und eines Gerichtshofes.

In dem Staate Tamaulipas sind zu erwähnen Aguayo, die Hauptstadt, und besonders Tampico de Tamaulipas, eine kleine 1824 angelegte Küstenstadt, welche es der Lage ihres Hafens zuzuschreiben hat, daß sie bereits die blühendste und volkreichste ist; el Refugio, ein Handelsplatz, und Altamira, das nichts Interessantes hat als seinen isolirten Berg, der so groß ist, daß man ihn nicht für von Menschen gebaut halten kann, aber doch auch so vollkommen pyramidalisch, so regelmäßig ist und so wenig geologische Aehnlichkeit mit dem umliegenden Boden hat, daß man ihn der Natur nicht zuschreiben kann. Er ist sicherlich eines der größten Wunder der Welt.

Der Staat Vera Cruz läßt uns wenig zu sagen übrig. Wir haben bereits seine Hauptstadt Vera Cruz, Papantla, Xalapa, Perote und andere Städte und Dörfer gesehen. Mit Alvarado, einem Seehafen, der jeden Tag an Wichtigkeit gewinnt, und Guazacoalco, berühmt durch unglückliche Colonisationsversuche, wird man alles Wichtige in diesem Staate erschöpft haben. Die Gebiete von Neu Mexico und Colima enthalten nichts, was die Aufmerksamkeit des Reisenden noch fesseln könnte. Der Hauptort des ersten ist Santa Fe, der des zweiten Colima.

Wir haben nun zur Vervollständigung dieser Geographie Mexicos nur noch einen Blick auf das fast öde Gebiet der beiden Californien zu werfen. Die Küsten Californien wurden im Monat Februar 1534 von Hernando de Grijalva entdeckt, dessen Steuermann von den Californiern ermordet wurde. Im Jahre 1535 erforschte Cortez selbst dieses

Binnenmeer unter tausend Gefahren und ließ diese Recognoscirung dann von Don Francisco de Ulloa vollenden, der bei einer Fahrt von zwei Jahren die Küsten des Golfes von Californien bis zur Mündung des Rio Colorado erforschte. Man bestimmte zu dieser Zeit ziemlich genau die Lage dieser Gegenden, wie es eine Karte beweist, die noch in Mexico existirt. Später aber, als sich das Wunderbare hineinmischte, machte man aus diesem Lande ein reiches Fabelland voll Gold und Perlen. Der vorzüglichste Verbreiter dieser Mährchen war ein reisender Mönch, Marcos de Nizza, der den Spaniern auch die Existenz einer angeblichen Stadt Cibola, einer volkreichen, civilisirten und mächtigen Stadt meldete. Cibola und Quivira, an den Ufern des Sees Teguayo, nicht weit von dem Rio de Aguilan, waren die beiden D o r a d o s, mit denen sich die mexikanische Leichtgläubigkeit lange schmeichelte. Später als man diese Städte aufsuchte, fand man sie nicht mehr, sondern an ihrer Stelle die dürren Ländereien Alt Californiens, nackte Berge ohne Pflanzenerde und ohne Wasser, kaum von Mimosen bedeckt; übrigens keine Spur von den verkündeten Silber- und Goldbergwerken. Die Halbinsel Alt Californien, die von einer 14 bis 1500 Metres hohen Kette vulkanischer Berge durchzogen wird, ist von Thieren bewohnt, die dem sardinischem Schafe (ovis ammon) nahe kommen und von den Spaniern wilde Schafe (carneros cimarones) genannt werden. Im größten Theile der Halbinsel fehlt es an Wasser. Da, wo es sich findet, ist das Land anbauungsfähig. Von allen Producten dieses Küstenlandes können nur die Perlen die europäischen Speculaten anziehen. Besonders im südlichen Theile giebt es Perlen in Menge; sie sind von schönem Wasser, groß, aber unregelmäßig. Die Fischerei ist fast aufgegeben, da die Taucher-Indianer und -Neger von den Weißen zu schlecht für ihre gefährliche und undankbare Arbeit bezahlt werden. Die kleine Anzahl der in Alt Californien gegründeten Missionen hat einige Indianer vereint, die ziemlich ruhig leben. Die wild gebliebenen befinden sich fast noch ganz im Naturzustande. Sie bleiben ganze Tage lang im Sande auf dem Bauche ausgestreckt liegen und verabscheuen die Kleidung. Man zählt nicht über 4000 wilde Indianer auf der ganzen Halbinsel und 5000 Indianer, welche das Land bebauen.

Neu Californien, in NW. von Alt Californien gelegen, ist ein so wasserreiches, so fruchtbares, als die Halbinsel steinigtes und dürres Land. Es wurde 1602 von Sebastian Vizcaino entdeckt, erst 1763 durch die Bemühung des Vicekönigs, Ritters de Croix, besetzt, und ist eines der schönsten und malerischesten Länder, die man sehen kann. Ein nebeliger Himmel giebt der Vegetation Kraft und befruchtet das von schwammigem schwarzen Boden bedeckte Land. In den achtzehn Missionen Neu Californiens baut man Weizen, Gerste, Bohnen, Kichererbsen (garbanzos) und Linsen. Diese im Anfange unbedeutenden Missionen haben allmälig eine große Wichtigkeit erlangt. Ehe die Spanier die Ufer der Bai San Francisco, ihren nördlichsten Posten in der Neuen Welt, colonisirt hatten, waren die Indianer dieser Gegenden so wild wie die Eingeborenen von Australien. Gegenwärtig sind diese Völker halbcivilisirt. Weiter hin trifft man minder wilde Eingeborene, welche in pyramidalischen Hütten leben und die Binsen sehr geschickt zu flechten wissen. Sie verfertigen daraus Körbe, welche sie dann sehr dünn mit Erdpech bestreichen, um sie wasserdicht zu machen.

Der nördliche Theil Neu Californiens wird von den beiden Stämmen der Rumsens und der Escelens bewohnt, welche die Einwohner des Presidio und des Dorfes Monterry bilden. In der übrigen Provinz leben andere Völkerschaften, Mantalanen, Salcenen und Quiroten, deren Sprache eine entfernte Aehnlichkeit mit der Sprache der Azteken zu haben scheint. Diese Indianer weben seit mehrern Jahren grobe Wolle, ihre wichtigste Beschäftigung ist aber die Zurichtung der Hirschhäute, da sich in der grasreichen Ebene Hirsche in Menge finden. Diese Hirsche sind riesenhafte Thiere, halten sich in Rudeln von dreißig bis vierzig zusammen und sehen einfach braun aus, ohne Flecken. Ihr Geweih, dessen Aeste nicht abgeplattet sind, messen ungefähr fünftehalb Fuß in der Länge. Der Hirsch Neu Califoniens ist eines der schönsten Thiere des spanischen Amerikas, läuft außerordentlich schnell, wirft dabei den Hals zurück und stützt sein Geweih auf den Rücken. Die flüchtigsten Pferde würden nicht im Stande seyn, ihm zu folgen; man kann ihn nur fangen, wenn er getrunken hat, was er selten thut und was seinen Lauf sehr erschwert. Da verfolgt ihn der Reiter mit dem Lasso. Die Indianer benutzen einen andern Kunstgriff, um sich des Hirsches zu bemächtigen. Sie schneiden einem erlegten, dessen Geweih sehr lang ist, den Hals ab, nehmen alles Fleisch heraus und setzen sich diesen Kopf selbst auf. So maskirt, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, verbergen sie sich in dem dichten Grase, ahmen die Bewegungen eines grasenden Hirsches nach, locken so die andern Hirsche nahe heran und können sie so leicht erlegen. Man hat unter diesen Indianern den bereits von den Azteken gekannten Gebrauch der warmen und selbst der Dampfbäder gefunden. Der aztekische Badende streckte sich in einem sehr warmen Ofen aus, dessen Boden fortwährend befeuchtet wurde. In Neu Californien benutzte man dagegen das Bad, welches der berühmte Franklin unter dem Namen w a r m e s L u f t b a d empfahl. Wenn die Indianer von der Arbeit kamen, gingen sie in den Ofen, blieben da eine Viertelstunde und stürzten sich, von Schweiß bebadet, in den benachbarten Fluß oder wälzten sich im Sande. Statt nachtheilig zu seyn, schien dieser schnelle Uebergang von der Hitze zur Kälte sie vielmehr zu stärken.

Die wichtigsten Städte Alt- und Neu-Californiens sind S a n C a r l o s d e M o n t e r e y, die Residenz des Gouverneurs und der volkreichste Ort dieses Gebietes, S a n F r a n c i s c o, einer der schönsten Häfen der Neuen Welt, und endlich L o r e t o, ein elendes Dorf, der Hauptort Alt Californiens.

Kapitel XLVII.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. — New York.

Zwischen Vera Cruz und den Vereinigten Staaten Amerikas herrscht vielfache Verbindung und es fehlt dem Reisenden demnach nicht an Gelegenheit. Ich brauchte ebenfalls nicht lange nach einem abgehenden Schiffe zu suchen. Die Brigg J e f f e r s o n, Capit. Smith, wollte unter Segel gehen, und nach vierzehn Tagen erblickten wir die Küsten von New York. Nichts Lachenderes und Frischeres kann es geben, als dieses Land vom Meere aus gesehen, — Wälder und Wiesen auf einer wellenförmig gehobenen Fläche, die hier und da von majestätischen Flüssen durchströmt wird. In einer Entfernung von fünf Meilen erscheinen der Leuchtthurm von Sandy Hook, die Höhen von Neversink, die Inseln und ihre Forts, alles überstreut mit hübschen Landhäusern, welche gleichsam die weißen Felder eines Schachbretes auf diesem zartgrünen Grunde bilden. Weiter hin entfaltet sich wie eine vorgeschobene Leuchte das ganze Küstenland Long Island, an dessen Enden sich die Mündung des Hudsons öffnet, dessen Gewässer die Kais von New York bespülen.

Als die Stunde der günstigen Fluth gekommen, fuhren wir in den Fluß hinein, unter den belebten und wechselnden Aussichten von den beiden Ufern, und kamen auf dem Wege vor einer Menge schöner Schiffe vorbei, welche die unglaubige Thätigkeit dieses Hafens bezeichnen. Drei Stunden von der Stadt bilden die Küsten von Long Island und Staten-Island, die einander gegenüber liegen, eine von Festungswerken beherrschte Straße. Dieses Vertheidigungssystem vervollständigt sich weiter oben durch verschiedene Redouten auf Governor's Island an der Mündung des East River und auf den Inseln Bedlow und Ellis an der Küste von New Jersey.

Dieses Schauspiel wechselte noch als wir den Anker mitten auf dem Hudson vor der großen Handelsstadt hatten fallen lassen; da folgte auf den Anblick einer schönen und fruchtbaren Landschaft der einer industriellen, volkreichen, wohlgebauten und an schönen Gebäuden reichen Stadt. Der gewaltige von Massen starrende Fluß, die beiden Ufer von Kuppeln und Thürmen gekrönt, eine lärmende Menge auf den Kais, tausend Schaluppen

pen oder Böte auf dem Bassin, alle diese feststehenden oder beweglichen Gegenstände verriethen einen Wohlstand, einen Luxus, eine so weit vorgeschrittene Civilisation, wie ich lange nicht gesehen. Es war Europa oder die Vereinigten Staaten von Nordamerika, dieses zweite Europa.

Ich ging sogleich ans Land und wollte eine Wohnung in Broadway, der größten, der längsten, der prächtigsten Straße der Stadt, nehmen. Sie läuft parallel dem Flusse von der sogenannten Batteriespitze ungefähr drei (engl.) Meilen weit (Taf. 58. Abbild.) Broadway ist der Mittelpunkt, das Herz des reichen Lebens New Yorks, der Sammelplatz der Fremden und der Aufenthalt der reichsten Einwohner. In den schönen Tagen bewegt sich hier eine ungeheure Menschenmasse, welche sich in die Kaffeehäuser und Lesezimmer verstreuet. In der ganzen Straße hin befinden sich die schönsten Kaufmannsladen. Auch bemerkt man hier eine Menge sehr schöner Gebäude, an deren Spitze man das Rathhaus von New York stellen muß (Taf. 58. Abbild.), einen Palast mit einer Façade von weißem Marmor, von 200 Fuß Länge, 100 Fuß Breite und 60 Fuß Höhe. Im Innern befinden sich prachtvoll geschmückte Zimmer, in denen die verschiedenen Gerichtshöfe sitzen. Das Hauptzimmer enthält die Portraits von Washington und der vorzüglichsten Präsidenten oder Generale der Armeen der Union. Das ganze Gebäude, das 1812 vollendet wurde, kostete 500,000 Piaster, und das Gebäude macht dem Geschmacke der Stadt Ehre und hat in den andern Städten der Union wenige Nebenbuhler.

Auch die Börse in Wallstreet ist ein schönes Gebäude von weißem Marmor, 100 Fuß an der einen und 135 F. an der andern Façade lang. Das Hauptgebäude hat zwei Stockwerke. Im Erdgeschosse befindet sich das Postamt. Der Porticus, zu dem eine Marmortreppe führt, ist mit 26 F. hohen ionischen Säulen geschmückt. In der Mitte befindet sich die Börse, von ovaler Form, welche ihr Licht von einer sehr schönen Kuppel erhält. Das Ganze sieht imposant aus. Von der letzten Etage führt eine Treppe zu einer Kuppel, wo sich ein Telegraph befindet, der mit jenem an der Mündung des Flusses, in einer Entfernung von 9½ Meile, correspondirt. Dieser Bau kostete, die Kuppel dazugerechnet, 230,000 Piaster.

Unter den andern Gebäuden New Yorks ist die Dreieinigkeitskirche zu erwähnen, eines der ältesten Bauwerke der Stadt, das sich von 1696 herschreibt. Im Jahre 1737 wurde sie vergrößert, 1776 brannte sie ab und erst 1788 wurde sie wieder aufgebaut und zwar von neuem in gothischem Style. Sie besitzt die einzigen Glocken in der Stadt und eine vortreffliche Orgel. Auch die St. Pauls Kapelle ist ein zierliches Gebäude mit einem ionischen Portikus von fünf braunen Säulen, die ein Fronton tragen, in dessen Mitte, in einer Nische, die Statue des heiligen Paulus steht. Unter dem Portikus befindet sich das schöne Monument, das auf Befehl des Congresses zum Andenken des Generals Montgomery errichtet wurde, der 1775 in der Schlacht bei Quebec blieb. Der Thurm der Kirche ist 210 Fuß hoch. Auf dem Kirchhofe derselben befindet sich das Mausoleum des Thomas Ellis Surmet, des berühmten Rechtsgelehrten der Union. Die Säulenplatte ist ein einziger Block von 7 Fuß Breite und 12 Zoll Dicke. Ein ägyptischer Obelisk von 30 Fuß Höhe ist auch aus einem Stücke.

Außer diesen Kirchen, welche sich den Künstlern empfehlen, zählt man fast hundert andere mehr oder minder bemerkenswerthe; die nicht weit von dem Rathhause gelegene Columbia-Schule wurde 1750 unter dem Namen königliche Schule angelegt. Sie besitzt gegenwärtig eine Kapelle, Lesezimmer, eine Buchhandlung, ein Museum, physikalische und astronomische Cabinette, ein Observatorium und einen sehr großen Park.

Die Buchhandlungsgesellschaft in Nassau-Street, begonnen 1740 und das erste Mal im Anfange der amerikanischen Revolution zerstört, ist gegenwärtig eine blühende Anstalt, welche fast 20,000 Bände, darunter mehrere seltene und kostbare, zählt. Das Institut von New York gehört zu dem Rathhause. In den Zimmern desselben befindet sich die literarische und philosophische Gesellschaft, die historische Gesellschaft, die amerikanische Academie der schönen Künste, das Lyceum der Naturgeschichte, das amerikanische Museum und die Taubstummenanstalt. Die andern Anstalten sind: das Zuchthaus, das Stadtgefängniß, das Hospital, das Zollhaus, das Armenhaus, das Waisenhaus, das Irrenhaus, die Linnée'ische Gesellschaft, die medizinische Schule mit einem botanischen Garten und andern Anstalten, das theologische Seminar und eine Menge Elementarschulen, sowie endlich die öffentliche Bibliothek und die Buchdruckerei der amerikanischen Bibelgesellschaft.

Das Parktheater ist ein schönes Gebäude, das 1798 mit einem Aufwande von 200,000 Piastern aufgeführt wurde. Im Jahre 1820 brannte es nieder und wurde im folgenden Jahre wieder aufgebaut. Es ist das beste und besuchteste Theater, obgleich das New York Theater in baulicher Hinsicht über ihm steht. Die schönsten Straßen von New York kreuzen sich mit Broadway, oder laufen mit dieser parallel. Einige Straßen am Flusse sind eng, schmutzig und krumm, da wo das alte New York mit seinen ärmlichen hölzernen Häusern stand, wovon man noch hier und da einige Proben findet. Gegenwärtig haben die gewöhnlich aus gebrannten Backsteinen gebauten Häuser in New York meistentheils zwei oder drei Etagen, und sind einfach aber zierlich. Längs dem Flusse hin finden sich nicht eigentliche Kais, sondern nur Anlegeplätze.

Wenn man in New York umhergeht, kann man an der Haltung der Leute, an ihrer Tracht, in ihrem Benehmen leicht etwas Colonialfreiheit, vermischt mit der Gravität Englands und Hollands erkennen. Die Basis der alten Bevölkerung von New York ist fast ganz holländisch. Man spricht da ein sehr reines Englisch und hat schon seit langer Zeit fast alle englischen Gewohnheiten angenommen. Höflichkeit, Heiterkeit und Gastlichkeit sind die Grundzüge des Characters der Einwohner. Die Frauen sind frisch und blühend, gut gewachsen und gebildet; sie leben ziemlich eingezogen.

New York, an der Spitze der Insel York, an der Mündung des Hudson gelegen, wurde 1615 von den Holländern unter dem Namen Neu-Amsterdam gegründet; die Engländer bemächtigten sich des Ortes 1696. Die Insel, auf welcher die Stadt liegt, ist 15 (engl.) Meilen lang und eine bis drei Meilen breit. Sie zieht sich längs dem Hudson ungefähr 2 Meil. weit und von der Batteriespitze längs dem Eastriver hin, der eigentlich nur ein Arm des Hudson ist. Die in SW. von der Stadt gelegene Batterie ist von herrlichen, mit Sand bestreuten, schattigen Spaziergängen umgeben, welche in der schönen Jahreszeit der Sammelplatz der eleganten Gesellschaft sind. In dem Hudson sind eine Menge grüner und duftiger Inseln verstreuet, welche diese Landschaft beleben, in der man die Gouverneurs-, die Bedlow- und Ellisinseln findet, auf deren jeder eine Militairstation ist, so wie die Ufer New Jerseys und Long Islands, mit der blühenden Stadt Brooklyn. Brooklyn liegt New York gerade gegenüber und ist von demselben durch den Eastriver getrennt. Eine regelmäßige Dampfschiffahrt ist hier eingerichtet. Die Nähe New Yorks, die Leichtigkeit der Verbindungen zwischen beiden Plätzen haben mehrere Bürger von New York vermocht, sich dort anzusiedeln. Landhäuser und allerliebste Promenaden schmücken diese ganze Insel. Von ihren Höhen hat man die schönste Aussicht auf New York mit den spitzen Kirchthürmen und einem Walde von Schiffen. (Taf. 58. Abbild.) In NO. von Brooklyn, auf einer Landzunge, die man Wallabout nennt, befindet sich die Werfte der Marine der Vereinigten Staaten mit einem Hause für den Commandanten, verschiedenen großen Magazinen und einem großen hölzernen Schoppen, unter welchem man die größten Kriegsschiffe bauen kann. Bei dieser Werfte flog 1820 die Dampffregatte „Fulton" in die Luft.

Das sich immer mehr entwickelnde Gedeihen ist eine der auffallendsten Thatsachen unserer Zeit. Zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung zählte diese Stadt kaum 22,000 Einw.; 1811 war die Zahl auf 100,000, 1830 auf 210,000 gestiegen und jetzt beträgt sie wohl über 300,000. Ihre Handelsmarine wird auf 330,000 Tonnen geschätzt und die Einnahme in ihrem Zollhause betrug 1834 funfzig Millionen Francs, eine ungeheure

Summe, wenn man bedenkt, wie mäßig die Ein- und Ausgangsabgaben in den Häfen der Union sind. Der schnelle Dienst der Packetboote verbindet diesen Ort mit allen Seeplätzen Europas und Amerikas *). Alle acht Tage geht eins nach Liverpool, alle vierzehn Tage eins nach London, alle zehn Tage eins nach Havre ab. Andere Packetboote fahren nach Baltimore, Charlestown, Savannah, New Orleans, Havannah, Buenos Ayres und Montevideo.

Auf einem dieser Packetboote schiffte ich mich nach einem achttägigen Aufenthalte in New York ein, um die Hauptstadt der amerikanischen Union, Washington, zu besuchen, deren Namen so glorreiche und rührende Erinnerungen weckt.

Kapitel XLVIII.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Baltimore. — Washington. — Philadelphia.

Nach einer kurzen Fahrt gelangte das Packetboot, auf dem ich mich befand, in die herrliche Chesapeak-Bai, ein Binnenmehr, das eine Menge amerikanische Städte unter einander verbindet. Nachdem wir um das Cap Charles herumgefahren und über die breite Mündung des Potomac hinaus waren, fuhren wir an einer Reihe von Inseln vorbei und gelangten auf der Höhe des Flusses Patapsco in das Becken, an dessen Hintergrunde Baltimore liegt. Der ziemlich schmale Eingang in den Fluß erleichterte die Vertheidigungsarbeiten, die seit 1814 auf so respectablen Fuß gesetzt worden sind, daß die Bemühungen der Engländer bei dem Angriffe dieser Stadt scheiterten. Ueber der Enge, die das Fort Henry vertheidiget, wird der Fluß breiter und bildet einen schönen Hafen, an dessen Hintergrunde Baltimore sich halbkreisförmig und amphitheatralisch erhebt. Aus diesem Bassin gingen während des letzten Krieges zwischen Großbritanien und den Vereinigten Staaten die besten Corsaren und die schnellsten Segler der amerikanischen Marine hervor.

(Baltimore.) Die Stadt Baltimore, der Wichtigkeit nach die dritte der Union, ist zierlicher als New York, wenn auch minder regelmäßig. Wie New York hat sie sich unglaublich schnell vergrößert. Im Jahre 1765 zählte sie nur 50 Häuser; gegenwärtig hat sie über 100,000 Einw. Ueber 1500 Schiffe, sowohl einheimische als fremde, besuchen jährlich diesen Hafen. Das sonst wegen der umliegenden Sümpfe ungesunde Clima der Stadt ist in Folge einiger Austrocknungsarbeiten verbessert worden. Baltimore, ein großer Mehlmarkt, besitzt außerdem eine große Menge Fabriken von Baumwollenwaaren, Berliner Blau und chemischen Produkten, Glashütten, Brennereien und mehrere Dampfmühlen. In der Umgegend befinden sich eine Menge Mehl- und Pulvermühlen, Hammerwerke, Werfte und Papierfabriken. Obgleich Handelsstadt, besitzt Baltimore doch auch mehrere wissenschaftliche und literarische Anstalten; die Universität von Maryland mit der medizinischen Schule, eine der besten in der Union, mit höchst kostbaren wissenschaftlichen Sammlungen und einem großen Hospitale; die St. Marienschule, eine katholische Stiftung mit einer reichen Bibliothek und mit einem physikalischen wie chemischen Cabinette; andere Schulen, zwei Academien, die Stadtbibliothek und endlich das Museum, welches eine reiche Sammlung indianischer Merkwürdigkeiten enthält. Unter den öffentlichen Gebäuden von Baltimore ist die zum Andenken der am 13. Septbr. 1814 bei der Vertheidigung der Stadt gegen die Engländer gestorbenen Bürger errichtete Säule zu erwähnen. Man weiß, daß die englische Armee, nachdem sie Washington auf unbarmherzige Weise zerstört hatte, gegen Baltimore rückte, dem ohne Zweifel ein ähnliches Schicksal bestimmt war, da aber so lebhaften muthigen Widerstand fand, daß sie sich genöthigt sah, das ganze weitere Unternehmen aufzugeben. Die Säule zur Verewigung dieser That ist in strengem Style und von schöner Arbeit. Oben darauf steht eine Victoria und an den Seiten sind die Namen der Tapfern zu lesen, welche damals für das Vaterland starben. Ein noch prachtvolleres Denkmal ist das Washingtons, eine 150 Fuß hohe herrliche Säule von weißem Marmor. Oben auf diesem Schafte steht die colossale Statue des Helden, während Basreliefs in Bronze an die merkwürdigsten Vorfälle seines Lebens erinnern. Endlich ist noch die katholische Kathedrale zu erwähnen, deren Kuppel an die des römischen Pantheons erinnert; die Kirche der Unitarier, ein Meisterstück an Eleganz und Geschmack; das Athenäum, das neue Theater, die medizinische Schule, dann das Exchange genannte Gebäude, welches zu gleicher Zeit als Börse und als Zollhaus dient. Baltimore, das auf einem wellenförmig gehobenen Boden liegt, hat im Ganzen nicht die regelmäßige Monotonie der Küstenstädte. Jedes Viertel besitzt seine eigene Physiognomie und seinen Character. Von mehrern Punkten der Stadt überblickt man nicht nur die Masse der Gebäude, sondern bemerkt auch in der Ferne einer Seits die glänzenden Fluthen und auf der andern den düstern Waldgrund, welcher den Horizont dieser Landschaft schließt.

Obgleich die Straße von Baltimore nach Washinton schön und breit ist, hat man doch zur Verbindung der beiden Städte Eisenbahnen angelegt, deren Bau von Knight, einem der geschicktesten Ingenieurs der Union, geleitet wurde. Die Totallänge beträgt 60,761 Metres und die Fahrt wird in $2\frac{1}{2}$ St. gemacht.

Von Baltimore nach Washington kommt man 8 Meilen weit durch eine bergige, gut bewaldete, gesunde Gegend an den Ufern des Patapsco, der bis 25 Meilen von seiner Mündung schiffbar ist. Darüber hinaus beginnen die Wälder, die hauptsächlich aus Eichen, Nußbäumen und Fichten bestehen. Diese Gegend ist im allgemeinen ziemlich nackt bis Bladensburg, eine kleine Stadt an dem Ostarme des Potomac und 5 M. in NO. von Washington. In Bladensburg erreichte am 24. Aug. 1814 der amerikanische Commodore Barney die englische Armee, welche nach Washington rückte. Die Stellung war gut und ohne Zweifel würde der Erfolg die Berechnungen Barneys gekrönt haben, wären ihm die Engländer nicht überlegen gewesen und die Desertion unter den amerikanischen Milizen eingerissen. Man zeigt noch den grünen Rasenplatz, unter welchem die an diesem Tage gestorbenen Amerikaner ruhen.

Von Bladensburg nach Washington ist die Gegend kahl, traurig und nicht sehr fruchtbar. Nichts scheint die Nähe einer großen Stadt zu verrathen; das öde und stille Aussehen ist aber nicht ohne Majestät, wenn man an die Thore Washingtons gelangt. Es ist nicht mehr die lärmende Geschäftigkeit der Küste, nicht die fieberhafte Ueberreizung, welche Tausende zu Handels- und Industrieinteressen treibt; es ist die Ruhe und Stille der Detailideen, welche den Geist zur Ausarbeitung der Ideen im Ganzen vorzubereiten scheint. New York, Philadelphia, Baltimore, Boston und funfzig andere Städte von geringerer Wichtigkeit, sind die Arme der Union; ihr Kopf, ihr Gehirn ist Washington. Getrennt von den großen commerziellen Brennpunkten, kann Washington allein die bisweilen einander widerstrebenden Interessen überblicken und verbinden. Die ersten Häupter der Republik sahen Washington unter diesem Gesichtspunkte an und fürchteten nicht, zur Hauptstadt des Staates eine Stadt zu ernennen, welche ihrer Wichtigkeit nach kaum die zwanzigste ist. Die Lage Washingtons wurde zwischen Maryland und Virginien in gleicher Entfernung von den nördlichen und südlichen Grenzen der Vereinigten Staaten gewählt und der Plan dazu von einem Offizier von französischer Abstammung, dem Major Lenfant, entworfen. Die Stadt ist am linken Ufer des Potomac auf einer Landspitze erbaut, die auf der einen Seite der Potomac, auf der andern die Anna Kostia, ein anderer Arm dieses Flusses, bespülen. Washington hat in NW. George-Town, eine wichtige Fabrikstadt, von der sie nur durch den Rock-Creek getrennt ist, über welchen man zwei Brücken gespannt hat. George Town kann so für eine Vorstadt von

*) Noch näher ist New York und Amerika an Europa gerückt worden, seit der Versuch, mit Dampfschiffen das Atlantische Meer zu befahren, in unsern Tagen (April 1838), so glänzend gelungen ist, daß der Sirius und Great Western, die ersten, welche diese Fahrt unternahmen, dieselbe in ungefähr vierzehn Tagen glücklich zurücklegten.
Dr. D.

Washington gehalten werden. Ein kleiner Fluß, River Creek genannt, durchströmt die Hauptstadt und verbindet mittelst eines Canals die beiden Arme des Potomacs.

Ausgenommen die Entfernung von den großen Mittelpunkten der Geschäfte, ist die Lage Washingtons glücklich, passend und gesund. Der Boden, der sich von dem Ufer des Flusses nach dem Innern zu allmälig erhebt, bildet eine Menge reizender Aussichten und gewährt einen zum Ablaufen des Regenwassers genügenden Abhang. Noch ist nicht aller Platz mit Häusern bebaut, aber die stehenden Gebäude gewähren ein symmetrisches und regelmäßiges Aussehen. Die 80 bis 100 Fuß breiten Straßen durchschneiden sich von N. nach S. in rechten Winkeln; mehrere stoßen auf 120 bis 150 F. breite Alleen, welche den Namen irgend eines Staates der Union führen. Die Straßen sind durch Numern und Buchstaben des Alphabetes bezeichnet. Alle diese Gebäude sind nach einem weit größern Plane aufgeführt, zu dessen völliger Ausführung wohl noch eine lange Zeit gehören dürfte. Zu verschiedenen Malen wurde die Vergrößerung Washingtons durch verderbliche Ereignisse gestört. Nachdem der Ort 1800 zur Hauptstadt der Regierung erhoben worden war, hatte er sich alle Jahre ansehnlich vergrößert, als den 24. August die Engländer nach dem Siege bei Blakensbourg in die amerikanische Hauptstadt einzogen. Der General der britischen Truppen behandelte sie wie der Muselmann Omar das ägyptische Alexandrien behandelt hatte. Er verbrannte nicht nur die Schiffe, die Werften, die Taudrehereien, die Waarenniederlagen, die Werkstätten und Pulverfabriken, sondern übergab den Flammen auch Gebäude, welche dem Unglücke des Krieges wohl hätten fremd bleiben sollen, die Paläste, die Museen, die Bibliotheken und selbst das Capitol, jenes Asyl des amerikanischen Congresses.

Vor diesem Unglücke war das Capitol, das auf einem Hügel der Stadt lag und diese fast ganz von N. nach S. beherrschte, nicht was es jetzt ist, ein Gebäude im schönsten großartigsten Style. Erst 1818 den 24. August, am Jahrestage der britischen Verwüstung, begann man die Arbeiten, welche es in den jetzigen Zustand gebracht haben. Gegenwärtig ist es ein prächtiges Gebäude mit drei Kuppeln, von denen die mittlere dem großen Saale, die Rotunde genannt, entspricht und 85 Fuß im Durchmesser hat. Das äußere Aussehen des Palastes zeigt zwei massive Flügel mit Halbsäulen an einer Mauer und Fenstern in den Zwischenräumen. In der Mitte und vor der großen Kuppel liegt eine Treppe, welche zu einem Peristyl mit corinthischen Säulen führt. (Taf. 58. Abb.) Im Innern kann es nichts Schöneres geben, als jene Rotunde. Sie ist wie das ganze Capitol von Marmor; ihre Kuppel hoch und imposant, der Fußboden prachtvoll und der Saal so akustisch gebaut, daß man auch den geringsten Laut darin überall außerordentlich deutlich hört. In der Nische ungefähr 15 Fuß über dem Fußboden befinden sich vier Sculpturen, von denen jede ein denkwürdiges Ereigniß aus der amerikanischen Geschichte vorstellt. Die erste, die 1773 gearbeitet wurde, zeigt einen Streit zwischen einem indianischen Häuptlinge und Daniel Boon, einem der ersten Ansiedler, die sich auf diesem Boden niederließen. Die zweite stellt die Landung der Ansiedler in Plymouth im Jahre 1610 dar. Die dritte ist eine Darstellung eines 1782 zwischen William Penn und zwei indianischen Häuptlingen abgeschlossenen Vertrags; die Scene ist unter einer berühmten Ulme am rechten Ufer des Delaware in der Nähe von Philadelphia. Die vierte endlich zeigt die Flucht des Cap. John Smith, der 1606 den Händen des Königs Powatan entging. Auf diesem Bilde ist Pocahontas, jene junge Indianerin, dargestellt, welche den König ihren Vater bittet, dem Weißen, zu dem sie plötzlich Liebe fühlt, die Freiheit zu geben. — Die Kammer der Repräsentanten ist eines der reichsten und zierlichsten Gebäude, die jemals errichtet worden sind, — ein halbkreisrunder Saal mit glatten steinernen dunkelblauen Säulen (Taf. 59. Abbild.), in den das Licht von der Decke hineinfällt. Die öffentliche Bibliothek in demselben Gebäude ist mit von dem Obersten Trumbull ausgeführten Gemälden geschmückt. Diese Gemälde sind die Erklärung der Unabhängigkeit, die Ergebung der englischen Armee in den Ebenen von Saratoga und in York Town, und endlich der General Washington, der seine Gewalt niederlegt. Die Kammer des Senats befindet sich im rechten Flügel des Capitols, und die merkwürdigsten Gegenstände, die sich darin finden, sind die Portraits Ludwigs XVI. und Marien Antoinettes, ein Zeichen der Dankbarkeit, welche die amerikanische Freiheit den gekrönten Häuptern verdankte, die so viel zur Erlangung derselben beitrugen.

Das Capitol in Washington steht in wahrhaft schöner Lage. Rund umher erblickt man ein gut bebautes und mit reizenden Villen überstreutes Land. In S. fließt der Potomac, an dessem Ufer sich Alexandrien erhebt; in SO. liegen die Werfte, die Schiffe und die Casernen, und in W., am Ende der Pennsylvanien-Allee, steht der Palast des Präsidenten. Dieser Palast ist das merkwürdige Gegenstück zu dem Capitol, ebenfalls ein Gebäude mit Säulen (Taf. 59. Abbild.), von Gärten und Parks umgeben und hat an den Seiten überdies vier große Gebäude, in welchen sich die großen Staatsämter befinden, das Finanzministerium (treasury), das Marineministerium (navy), das Kriegsministerium (war) und das Departement der innern und äußern Angelegenheiten (state.)

Washington, das in den Zeiten zwischen den Versammlungen des Congresses traurig und still ist, wird weit lebhafter, sobald der Congreß zusammentritt. Die Sitzungen gleichen fast ganz unsern europäischen Parlamenten, nur sieht man dabei weniger Pomp und weit größere Einfachheit. Die Mitglieder sprechen gewöhnlich von ihrem Platze und aus dem Stegreife, und lesen keineswegs geschriebene Reden ab. Sie drücken sich rein, klar und in den gewähltesten Worten aus. Man giebt im Congresse wenig Zeichen von Beifall oder Mißfallen, und wenn sich ein Redner von dem Gegenstande weitläufig verirrt, ruft man ihn nicht plump durch Gemurmel und Zeichen der Ungeduld zur Sache zurück. Während der Sessionszeit sieht der Präsident die Abgeordneten wöchentlich einmal bei sich und unterhält sich mit ihnen sehr vertraut von den Angelegenheiten des Landes. Außer den Attributen seines Amtes ist der Präsident der Vereinigten Staaten ein einfacher Bürger, den die mäßige Summe seines Gehaltes von Pracht und Luxus fern hält.

Außer dem Capitol und dem Palaste des Präsidenten bemerkt man in Washington noch als Gebäude vom ersten Range das Marinearsenal (navy yard), eines der schönsten Anstalten dieser Art, obgleich die auf ihren Werften gebauten Schiffe erst unten am Flusse, zu Norfolk in Virginien, bewaffnet werden. Man muß auch das Artilleriemuseum wegen der merkwürdigen Waffen besuchen; das große Gebäude, worin sich das Postamt und das Patentbureau befinden, das letztere mit einer ausgezeichneten Sammlung von Proben und Modellen in allen Zweigen der Künste und Industrie (— dies Gebäude brannte vor einigen Jahren völlig nieder. — D.); das Rathhaus, das Theater, das Zuchthaus, der Circus, das zu Ehren der in dem Kriege mit Tripolis gebliebenen Officiere errichtete Denkmal; das Fort, welches den Potomac beherrscht, und die eine (engl.) Meile lange hölzerne Brücke über diesen Fluß; endlich unter den wissenschaftlichen und literarischen Anstalten das Institut von Columbien, das in fünf Sectionen, für die Mathematik, die Physik, die moralischen und politischen Wissenschaften, die Literatur und schönen Künste, zerfällt; dann die botanische, die medizinische, die Ackerbaugesellschaft und das columbian college. An andern Orten giebt es noch eine Menge nützlicher Gegenstände; man findet z. B. in dem topographischen Bureau eine schöne Sammlung von Instrumenten und den Plan von allen Festungen und allen Forts, welche das Vertheidigungssystem der Grenze der Union bilden, ein allgemeines Depot aller Karten der Vereinigten Staaten und aller Arbeiten und Entdeckungen der einheimischen Ingenieurs. Man findet ferner in dem Departement der indianischen Angelegenheiten (indian department) eine schöne Sammlung von Portraits indianischer Häuptlinge und ihrer Frauen, die zu verschiedenen Zeiten in Washington erschienen, um über streitige Gegenstände, entweder Grenzen oder andere Reclamationen, zu unterhandeln.

Obgleich Washington zu verschiedenen Zeiten und besonders durch die Verwüstungen der Engländer viel gelitten, hat es doch nicht aufgehört, an Bevölkerung und Wichtigkeit zuzunehmen. Im Jahre 1810 zählte die Stadt nicht über 8000 Einw.; gegenwärtig scheint diese Zahl 30,000 zu übersteigen. George Town, die man als Vorstadt der Hauptstadt ansehen kann, hat 10,000. Die Umgegend der Stadt den Potomac hinunter ist reich an reizenden Landschaften. Auf diesem Wege findet man Mount Vernon, die berühmte Wohnung Washingtons, eine der schönsten Villen, die man sehen kann. Hier ruht in einem Gewölbe der Mann, welcher die amerikanische Unabhängigkeit gründete.

Nachdem ich alles Merkwürdige in Washington gesehen, reiste ich ab entzückt von der Aufnahme, die ich da von einer eleganten, gebildeten, artigen Gesellschaft gefunden hatte, welche fast ganz aus Beamten besteht. Bis nach Baltimore war mein Weg derselbe; hier aber änderte ich meinen Entschluß und nahm mir vor, zu Lande nach Philadelphia zu gehen. In den ersten Stunden des Weges schien diesen Vorzug nichts zu rechtfertigen. Wir reisten durch ein mageres Land mit einzelnen prächtigen Pflanzerwohnungen und Negerhütten, ohne Städte und nur mit einigen Dörfern, bis man den Susquehanna erreicht. Jenseits scheint das Land reicher zu seyn und eine zahlreichere Bevölkerung zu nähren; in den ausgerobeten Stellen der Eichen- und Fichtenwälder erblickt man schöne Pflanzungen, auf denen Sclaven arbeiten. Die Häuser, welche eine Außengalerie gegen die Sonne schützt, zeugen durch ihre Größe und ihre Bauart, daß die Besitzer reich sind. Erreicht man das Ufer des herrlichen Delaware, so scheint die Schönheit der Landschaft noch zu wachsen. Wilmington ist gleichsam die Grenze. Weiter hin und in der Nähe von Philadelphia gewährt der Schuylkill einen nicht minder reizenden Anblick, wenn auch von anderer Art, mit seinen höchst malerischen Fällen und Cascaden. „Das glänzende Aussehen der Felsen, sagt Hall, welche den Lauf des Wassers unterbrechen, zeigt, daß sie zu jener Kette des Granit gehören, deren Ausdehnung Volney von Staten Island bis Roaneke in einer Länge von 170 Stunden nachgewiesen hat, die aber wahrscheinlich bis nach Savannah reicht. Sie bestimmt den Punkt, über welchen die Flut nicht steigen kann wegen der Cataracten, die sie in den Flüssen verursacht, und trennt die sandige und unfruchtbare Küste von dem fruchtbaren angeschwemmten Boden darüber. Ihre scheinbar nicht sehr bedeutende Höhe reicht hin, dem Lande ein wellenförmiges Aussehen zu geben und bisweilen, besonders an den Flüssen schärfer hervortretende Höhen zu bilden, welche man in Südcarolina mit dem Namen mornes bezeichnet. Die Flüsse und Ströme, welche in diesem Boden laufen, haben häufig steile Ufer, und das Auge dringt, wenn es ihnen folgt, in tiefe bewaldete Thäler."

Nachdem man einige Zeit lang an dem linken Ufer des Delaware und des Schuylkill hingezogen, gelangt man an die Thore von Philadelphia. Diese Stadt liegt auf einer Art Isthmus zwischen dem Schuylkill und dem Delaware ungefähr 4 Meil. von ihrem Zusammenflusse. In dieser Gegend ungefähr bestiegen wir das Dampfboot, das sich dann in kurzer Zeit vor dem herrlichen Kai der Market Street befindet. Kommt man an, so kann man sich kaum vor der Menge schwarzer Träger wahren, welche sich um das Gepäck der Reisenden streiten. Jeder fügte sich endlich wie es gehen wollte, und zwei kräftige Neger mit unsern Koffern brachten uns nach High Street, einer prächtigen Straße, welche Philadelphia von O. nach W. durchschneidet und wo ich ein bequemes und anständiges Gasthaus fand. Kaum hatte ich die Stadt erblickt und schon war mir ihr Größe und ihr Wohlstand aufgefallen. Sie war regelmäßiger als New York und viel grandioser als Baltimore.

(Philadelphia.) Philadelphia, das in O. von dem Delaware und in W. von dem Schuylkill begrenzt wird, hat die Form eines Parallelogrammes. Die Straßen laufen entweder vertical gegen den Fluß, oder ihm zur Seite; alle sind breit, groß, schön und gut angelegt. Die Hauptstraße, High Street, geht von einem Flusse bis zum andern. Die Broad Street ist 100 Schritte, Mulborough Street 60, die andern sind 50 Schritte breit. Die meisten sind mit Kieseln in der Mitte und an den Trottoirs mit Mauersteinen gepflastert, mit Bäumen bepflanzt und werden durch Pumpen bewässert. An einem einzigen Punkte der Stadt wird der Mangel an Breite in den Straßen eine Ursache der Ungesundheit; an dem Ufer des Delaware. Um dies zu ändern, müßte man fast ein ganzes Stadtviertel, Water Street, niederreißen, worin sich die Comptoirs und Magazine der Kaufleute befinden. Zu bemerken ist es, daß diese Straße sich auf dem ursprünglichen Plane Penn's nicht befand. In dieser Cloake entstand 1793 das gelbe Fieber, und in der Besorgniß, diese Geißel noch einmal erscheinen zu sehen, bemüht sich der Stadtrath, mit großen Kosten die Straße wegzuschaffen. Dieser Stadtthei paßt auch gar nicht zu der Eleganz und Reinlichkeit der andern. Die Häuser in diesen sind ziemlich und in gutem Style gebaut mit Stufen vorn, Fensterstöcken von grauem Marmor und großen schönen Decken vor der Thüre. Die Laden der Einzelnverkäufer geben keiner der volkreichsten Städte in Europa etwas nach. Paris und London würden den Geschmack in diesen Ausstellungen anerkennen müssen.

Philadelphia hat etwas von den puritanischen Formen seiner Gründer beibehalten. Die Gebäude von reinem Luxus sind hier sehr selten und in keinem bemerkt man jene Verschwendung von Schmuck, jenen Pomp profaner Architectur, welche die andern großen Gebäude in der Union auszeichnen. Doch stechen mehrere Gebäude von dieser Masse einfacher und gleichförmiger Gebäude ab. Die Bank der Vereinigten Staaten, die 1816 mit einem Capital von 35 Millionen Piastern errichtet wurde, ist ein sehr merkwürdiges Gebäude nach dem Plane des Parthenons in Athen und ganz von weißem Marmor. Es gilt dies für eines der besten Bauwerke in den Vereinigten Staaten und besteht aus einem Peristyl mit acht cannelirten Säulen, die ungefähr 4 Fuß im Durchmesser haben. Die Gesammtlänge des Gebäudes, den Porticus mitgerechnet, beträgt 150 Fuß und die Breite 80. Der Haupteingang hat eine schöne Vortreppe von sechs Marmorstufen. Die Bureaux der Bank nehmen die Mitte des Gebäudes ein, das durchaus bombenfest ist von den Kellern bis zu dem mit Kupfer gedeckten Dache. Zwei andere Banken, die von Pennsylvanien und Philadelphia, sind in Hinsicht auf Kunst minder bemerkenswerth. Ein Gebäude, das noch mehr Interesse gewährt, ist der Staatspalast, ein sehr einfacher Bau von Mauersteinen, in welchem die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 entworfen und unterzeichnet wurde. In demselben Palaste kam 1787 die Versammlung zusammen, welche die Bundesverfassung entwerfen sollte. So lange der Revolutionskrieg dauerte, hielt der Congreß in demselben Locale seine Sitzungen. Das Gebäude hat eine Kuppel, an deren Frontseite eine Uhr erscheint, die in der Nacht beleuchtet wird. Neben diesem Gebäude verdienen noch angeführt zu werden die Münze, die einzige, welche die Union besitzt; die philosophische Gesellschaft, die Stadtbibliothek, die Universität, die Academie der schönen Künste, das Hospital von Pennsylvanien, die Masonic hall (die Freimaurerloge), das Marinearsenal, das Theater und eine Menge anderer sehr schöner Gebäude. An literarischen und wissenschaftlichen Anstalten ist Philadelphia sehr reich; eine Menge gelehrter Gesellschaften machen die Stadt zu einem Athen der Union; man zählt da die philosophische, die medizinische, die Linnéische, die Ackerbaugesellschaft, die Gesellschaft der Naturwissenschaften, die Gesellschaft zur Ermuthigung mechanischer Erfindungen. Die medizinische Facultät ist die erste des Staates. Die Academie der schönen Künste mit ihren schönen Sammlungen von Gemälden, unter denen man einen Theil der Galerie Joseph Bonapartes findet, das Museum Peels mit nicht minder schönen Sammlungen und einem ganzen Mammuthscelette, das 1000 Pfund wiegt, das Observatorium, der botanische Garten Bertrams vervollständigen so ziemlich diese Reihe von öffentlichen Anstalten.

Noch drei derselben sind übrig, welche eine besondere Erwähnung verdienen. Zuerst eine bedeckte Brücke über den Schuylkill, eine hölzerne Brücke, welche das Licht durch eine lange Reihe von Oeffnungen empfängt, die man in Mannshöhe angebracht hat. Nichts kann anmuthiger aussehen als der fast gerade Bogen dieser Brücke, eine Art Käfig über dem Flusse in einer malerischen Landschaft. (Taf. 59. Abbild.) Der zweite

Bau ist das Zuchthaus in einiger Entfernung von der Stadt an einem luftigen und gesunden Platze. Das Haus nimmt einen Raum von zehn Ackern ein, bildet ein Quadrat von 600 Fuß an jeder Seite und ist von 30 Fuß hohen massiven Mauern mit Thürmen an jeder Ecke und in der Mitte umgeben. (Taf. 59. Abbild.) Das Gefängniß, das sich in der Mitte dieses Quadrats befindet, ist zu diesem Zwecke ganz vorzüglich geeignet. Das Gebäude kostete über drei Millionen Piaster. Wenn man in den innern Hof tritt, glaubt man eher in eine Fabrik als in ein Zuchthaus zu kommen. Alle diese Leute arbeiten fleißig, geschickt und mit Erfolg; hier behaut und sägt man große Steinblöcke; dort schneibet man das Eisen; dort zieht sich eine große Galerie hin, in welcher verschiedene Arbeiter vereinigt sind, Schneider, Bürstenbinder, Weber, Schuhmacher, Posamentirer rc., die alle arbeiten, nicht blos die gewöhnliche Nahrung des Hauses sich zu verbessern, sondern auch sich eine kleine Summe für ihr Freiwerden zu ersparen. Das Schauspiel ist nicht zu beschreiben. Es ist nicht mehr jenes betrübende Bild von rohen und tiefgesunkenen Menschen, nicht das Kettengeklirre, das man in unsern Bagnos hört, sondern eine große Familie von Arbeitern, zusammengedrängt in einen Raum, die der Ruhe und Thätigkeit nach der großen Familie der freien und ehrlichen Handwerker sogar als Muster dienen könnte. In den Vereinigten Staaten hielt man es zum erstenmale für nutzlos und schädlich, Thieren Menschen gleichzustellen, welche den Gesetzen der Gesellschaft zuwidergehandelt haben, und diese Maßregel gab die glücklichsten Resultate. Von den zwei abwechselnd in Anwendung gebrachten Systemen, dem der theilweisen Absonderung außer den Arbeitsstunden und der gänzlichen Absonderung, scheint das erstere die besten Folgen gezeigt zu haben. Jeder Gefangene hat seine besondere Zelle, was diesen Unglücklichen die Gelegenheit nimmt, einander zu verderben, wie es in gemeinsamen Schlafsälen geschieht, welche Höhlen des Lasters und des bösen Rathes sind. Die Werkstätten dagegen vereinigen die Bewohner des Hauses, und hier, wo sie einander sehen, einander gegenseitig zur Arbeit antreiben, dulden sie nichts mehr von jenem isolirten Leben, das dem Menschen von Natur zuwider zu seyn scheint. Durch diese so väterlichen Maßregeln hat man auffallende Bekehrungen unter diesen Züchtlingen erlangt. Hier werden die Menschen, welche die Ausschweifung und Faulheit auf den Weg des Verbrechens führte, sanft, ehrlich, gut und arbeitsam. Ob sie gleich zu Tausenden da zusammengedrängt und nur von einigen Wächtern beaufsichtigt sind, scheinen sie doch nicht die geringste Anstrengung zu machen, ihre Freiheit sich zu erwerben. Mit ihren Werkzeugen könnten sie leicht das einfache Gitter sprengen, das sie von der Welt trennt. Sie thun es nicht, so sehr sind ihre Sitten durch die Arbeit gemildert worden.

Der dritte bemerkenswerthe Gegenstand ist die große hydraulische Maschine, welche ganz Philadelphia mit Wasser versorgt. Sie befindet sich bei Fair Mount am Ufer des Schuylkill in einer herrlichen Landschaft. Die Behälter liegen auf einem Berge, welcher den Fluß beherrscht. Den Weg zur Höhe führen hölzerne feste Stufen mit einigen freien Plätzen hier und da. Auf einem derselben hat man einen Tempel angelegt. Die von Palissaden umgebenen Wasserbehälter, um die ein mit Sand bestreuter Spaziergang läuft, enthalten ungefähr 12 Mill. Gallonen Wasser, die ungefähr 15 Meilen Röhren durchlaufen. Sonst wurde das Wasser durch Dampf bewegt, dessen man sich aber nicht mehr bedient, sondern einer hydraulischen Maschine, die der Schuylkill bewegt. Diese Maschine besteht aus fünf Rädern, von denen eines von Eisen ist. Sind sie alle fünf in Bewegung, so können sie 7 Mill. Gallonen Wasser in 24 Stunden heben. Damit der Schuylkill mit gehöriger Kraft auf diese Räder wirken könne, mußte man ihn eindämmen und ganz in eine Schleuse fassen. Soll die Maschine gehen, so hält man den Fluß auf und öffnet dann die Schleuse so, daß die Räder den ersten Antrieb erhalten. Die Gesammtkosten dieser Werke betrugen nach Hinton 1,783,000 Piaster, und nach Balbi, der seine Autorität aber nicht anführt, nur 832,512 Piaster. Das so nach der Stadt getriebene Wasser befriedigt dort alle Bedürfnisse der Einwohner, die Bewässerung der Straßen, und liefert auch das nöthige Wasser bei Feuersbrünsten. (Taf. 60. Abbild.) Water Works ist überdieß eine Promenade für die Einwohner, welche sich hier in der schönen Gegend erfreuen wollen.

In Philadelphia muß man die Amerikaner sehen und beurtheilen. Philadelphia ist die Stadt Penns, die Stadt der Puritaner der Union. Obgleich die Secte der Quäker, dieser strengen und seltsamen Moralisten, sich allmälig mit der übrigen Bevölkerung zu verschmelzen strebt, so herrscht doch in der Masse noch jene Sittenstrenge, jene Unbeugsamkeit der Grundsätze, jene Ungeschliffenheit in dem Umgange vor, welche die Grundlage ihres religiösen Gesetzbuches ausmachen. Ein an die außerhäuslichen geräuschvollen Vergnügungen des europäischen Lebens gewöhnter Mensch gewöhnt sich schwer an die Freuden der Häuslichkeit, an die Einfachheit, an das ruhige und gelassene Leben der Amerikaner, besonders in Philadelphia. Man findet da wenig öffentliche Vergnügungen, wenig Sammelplätze, außer zu religiösen oder Handelsangelegenheiten. Das einzige, was die Einwohner lebhaft interessirt, sind die politischen Debatten, welche mehr oder weniger in das Leben jedes Bürgers eingreifen. Da in den Vereinigten Staaten Jedermann seinen Einfluß auf die allgemeinen Interessen hat, so ist auch das politische Leben in die häusliche Gewohnheit übergegangen und durchdringt alle Unterhaltungen. Daraus ergiebt sich jene ernste, auf das Positive gerichtete Stimmung, welche den Bürger der Union charakterisirt; daher entsteht das harte rauhe Aeußere, welches durchaus nichts mit unserm Firniß von europäischer Artigkeit gemein hat. Wohl trifft man oft im Grunde Herzlichkeit, Edelsinn und Menschlichkeit, aber nur ausnahmsweise und in kleinen Cirkeln findet man die eleganten, ungezwungenen Manieren der Heiterkeit, das Sichgehenlassen, Geist und Witz. Bei einem Balle, bei einem Concerte oder irgend einer Versammlung sind die Stühle in dichtem Halbkreise gestellt. Die Damen kommen der Reihe nach herein, setzen sich neben einander und fangen an, leise und gruppenweise mit einander zu sprechen. Die Herren dagegen bleiben abgesondert, sprechen mit einander von der Politik des Tages, von einem bewirkten Verkaufe oder zu machenden Ankaufe, und alles ohne sich im mindesten um den Frauenkreis zu kümmern, der sich um sie zieht. Wenn bei einem Balle der Tanz beginnt, so nähern sich die Herren den Damen nur, um sie zu einem Walzer rc. aufzufordern, den sie mit wahrhaft seltsamen Ernst durchmachen, oft ohne ein einziges Wort dabei zu sprechen. Dieses steife Wesen war sonst noch weit vorherrschender und übertriebener. Alle Classen der Gesellschaft, zu welcher Secte sie sich auch bekennen mochten, folgten dem puritanischsten Beispiele, um die Vortheile nicht zu verlieren, welche aus dem Anscheine einer größern Heiligkeit zu erwerben waren. Alles wurde von dem Gesichtspunkte der Pflicht aus betrachtet, nie von dem des Vergnügens. Die Liebe, die Ehe hatten ihre Feierlichkeiten. Man that dabei nichts, was nicht erwogen, berechnet, berücksichtigt gewesen wäre. Gegenwärtig ist diese bis zur Lächerlichkeit gehende Strenge einer höhern Geselligkeit gewichen. Die Verbindungen zwischen Europa und den Vereinigten Staaten haben die Gravität gemindert. Unser Luxus, unser elegantes Wesen, unsere Lebhaftigkeit, unser Geschmack für die Künste sind selbst nach Philadelphia gedrungen. Man hat hier Bälle, Concerte, ein Theater. Obgleich die alten Quäker, die Ueberreste der alten Zeit, über Scandal schreien, so verläßt die neue Generation doch den Puritanismus, um ein heitereres, lebhafteres, schöneres Leben zu beginnen. Nach dem Comfort ist der Luxus gekommen und mit dem Luxus die Eleganz der Manieren. Das war auch unvermeidlich.

Die zahlreichen Mildthätigkeitsanstalten in Philadelphia sind wahrhafte Muster. Die Ortsbehörde war eine der reichsten in der Welt, selbst ehe ihr Stephen Gerard die ungeheuere Summe von einer Million Dollars vermachte. Die handeltreibende und industrielle Stadt enthält eine Menge Werkstätten und Manufacturen, Kattundruckereien, Nagelschmieden, Brennereien, Brauereien, Gerbereien, Papiermühlen, Glashütten und vierundfunfzig Buchdruckereien. Die Thätigkeit der letztern ist wunderbar und fast unglaublich. Man erzählt als Beispiel, daß eine Buchhandlung

dem Publikum von Philadelphia die Romane Walter Scotts nach Aushängebogen denselben Tag lieferte, an welchem sie in London ausgegeben wurden. Eines Tages nun kam in Folge einer Verzögerung oder eines Irrthums die englische broschirte Ausgabe vor New York an ehe man in Philadelphia eine Zeile von den beiden Bänden gesehen hatte, die das Packetbooot unten am Flusse trug. Was that die Buchhandlung in Philadelphia? Sie ließ sich ein Exemplar durch außerordentliche Staffette bringen, druckte die beiden Bände der englischen Ausgabe nach, schickte mehrere Ballen davon nach New York und verkaufte sie noch früher als das Packetboot die Bände, die es an Bord hatte, an das Land gebracht. In sechsunddreißig Stunden war das Wunder geschehen.

Das Clima Philadelphias ist sehr ungleich. Die Hitze ist im Sommer sehr stark und die Kälte im Winter nicht minder empfindlich. Die Polizei wird da fast wie in England verwaltet. In der Nacht sorgen watchmen (Nachtwächter) für die Sicherheit der Bürger. Für Feuersbrünste hat man sehr gut organisirte Löschmannschaften. Von einer Garnison und von Uniformen ist in der Stadt nichts zu sehen. Die Soldaten sind da unnöthig. Man sieht wenige der in Europa so häufigen Schlägereien; Verbrechen werden höchst selten begangen. Der Handel Philadelphias ist, obschon minder ausgedehnt als der New Yorks, einer der wichtigsten in der Union. Es werden von hier Schiffe nach den entferntesten Theilen der Erde abgesendet. Der Delaware ist für die größten Fahrzeuge, selbst für solche von 74 Kanonen, bis Philadelphia schiffbar; die Sloops gehen bis Trenton. Ueber die Flüsse und Ströme der Nachbarschaft gehen zehn Brücken, darunter die prächtige über den Schuylkill, Market Street Bridge genannt. Sie ist von Holz, der Mittelbogen hat eine Oeffnung von 190 engl. Fuß, während sie bei den übrigen 150 beträgt. Eine Meile weiter oben bewundert man eine andere ebenfalls hölzerne Brücke mit einem einzigen Bogen von 340 Fuß Oeffnung. Man hält diesen für den größten jemals angelegten Bogen. Die Straßen in der Nähe von Philadelphia sind ausgezeichnet. Das ganze Land ist fruchtbar und lachend; Landhäuser und hübsche Dörfer beleben und schmücken es, namentlich Frankfort, Bustleton, Chesnathill, Pleasant-Mount und German Town, wo 1747 das erste Scharmützel zwischen dem General Washington und Lord Cornwallis stattfand.

Der Staat Pennsylvanien, dessen Hauptstadt Philadelphia, ist einer der größten, reichsten und fruchtbarsten der Union. Er wird von den Alleghannies begrenzt, einer langen Bergkette, in deren Mitte sich eine Reihe von reizenden Landschaften entrollt. (Taf. 60. Abbild.) Die Länge des Staates beträgt 100, die Breite 53 Meilen; die Bevölkerung beläuft sich auf 1,100,000 Seelen. Das von Hügeln und Thälern durchschnittene Land eignet sich für jeden Anbau. Die Höhen sind mit so fettem und so gutem Boden bedeckt, daß sie oft bis zur Spitze hinauf bebaut werden können. An den schönen Flüssen giebt es Weideplätze in Menge, an dem Delaware, Schuylkill, Lehigh, Susquehanna, Alleghanny, Monangahela und Yughingeny. Die meisten derselben entspringen auf dem hohen Plateau im N. des Landes. Die Temperatur ist in der ganzen Ausdehnung des Staates nach dem Boden verschieden. Die Einwohner zeichnen sich durch strenge Sitten, großen Muth und sociale wie politische Tugenden aus. Nirgends hat der Geist der wahren Philanthropie so eifrige Anhänger gefunden und nirgends wurde er so gut angewendet. Die ersten Bewohner der Provinz waren Schweden, die 1627 ankamen, von den Indianern das von dem Delaware bespülte Land bis an die Fälle des Flusses kauften und sich im Innern bis zu dem Susquehanna ausdehnten. Die Ansiedler gründeten nach weisen Grundsätzen eine regelmäßige und starke Regierung. Man sah die Indianer für die wahren Besitzer des Landes an und unterhandelte liebevoll und redlich mit ihnen. Die kleine Colonie blühte bereits, als Streitigkeiten zwischen den Schweden und den in New York ansässigen Holländern ausbrachen. Diese letztern, die zahlreichern und stärkern, blieben Meister bis zur Ankunft der Engländer. Da gründete 1681 William Penn seine Quäkercolonie an den Ufern des Delaware und kaufte, wie es die Schweden gethan hatten, von den Indianern das Land, das er zu besitzen wünschte. Penn entwarf den Plan seiner Stadt und gab ihr ein Gesetzbuch, das sie bald zum Muster der ganzen Welt machte. Obgleich der Kern der Bevölkerung englisch war, so schlossen sich doch seitdem viele Deutsche an, und diesen verdankt man die meisten Verbesserungen im Landbau, die seitdem dort eingeführt worden sind.

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen in Philadelphia schlug ich wieder den Weg nach New York ein, entschlossen, dort mich auf dem Hudson einzuschiffen, bis zu den Fällen des Niagara zu gehen und dann über die Seen Canada zu erreichen.

Von Philadelphia nach Trenton fährt man auf hübschen Dampfböten, welche auf dem Delaware dahingleiten. Schwerlich kann man sich eine Vorstellung von den Annehmlichkeiten einer solchen Fahrt unter den Schönheiten einer bald herrlich angebauten, bald noch unangebauten Landschaft machen. In Trenton schlägt man den Landweg ein, um sich nach Brunswick zu begeben, von wo man sich wieder auf den Rariton, einem kleinen nicht tiefen, aber sehr fischreichen Flusse einschifft, der durch salzige Seen geht. In New Jersey eröffnet sich das Meer und mit ihm die Mündung des Hudson. Ich hatte diese Gegenden, die Küste von New Jersey und Staten Island, Elisabeth Town und die Bai von Newark bereits gesehen. Am zweiten Tage nach unserer Abfahrt von Philadelphia stieg ich von neuem in New York, der eigentlichen Hauptstadt der Union, an's Land.

Hier begab ich mich sogleich auf das Dampfboot, das nach Albany fahren wollte. Nichts kann schöner seyn als der Hudson, ein immer breiter Fluß, der das Resultat eines vulkanischen Risses zu seyn scheint. Einige Stunden von New York erweitert er sich, statt sich zu verengen, und scheint einen großen See zu bilden, der fruchtbare Felder bespült. Der Hudson, der in einer fast geraden Linie von S. nach N., von dem Champlainsee in den Atlantischen Ocean fließt, durchströmt New York ungefähr 100 Stunden weit, und mehr als die Hälfte dieser Länge ist für die großen Fahrzeuge schiffbar. Das Bett dieses schönen Flusses bildet so gleichsam einen herrlichen Canal, der gleichförmig breit und tief, und in regelmäßiger Richtung durch hohe Felsen gebrochen ist. Der Fall ist so unmerklich, daß die Fluth bis Albany hinaufgeht. Die Mündung dieses Flusses wurde 1609 von dem Engländer Henry Hudson entdeckt, der die Ehre hatte, ihm seinen Namen zu geben. Unser Dampfboot flog vor einer Menge schöner Punkte vorüber. Schon in der Nähe von New York konnten wir eine lange Folge felsiger Ufer sehen, welche zerrissen worden zu seyn schienen, um das Wasser hindurchzulassen. An diesen Punkten fließt der Strom zwischen zwei Felsenwänden, auf deren Gipfel sich kaum einige kahle Büsche zeigen. (Taf. 60. Abbild.) Barken, Böte, Sloops, Packetböte beleben allein die rauhe Landschaft. Ein anderes Mal breitet sich wieder das flache Land in seiner ganzen Pracht aus. So läßt man ein wenig weit zur Linken und ohne es zu bemerken Hartford, die Hauptstadt von Connecticut, die an dem Connecticut liegt und deren weiße nette Häuser unter dem Grün hervorblicken, das die Ufer des hübschen Flusses schmückt. (Taf. 61. Abbild.) Dafür sieht man genau das nette Newburg am linken Ufer des Hudson, das amphitheatralisch von dem Flusse bis zu dem schönen Höhen einer fruchtbaren Landschaft sich hinaufzieht. (Taf. 60. Abbild.)

Keine von allen diesen Landschaften, welche man bei dieser Fahrt bemerkt, ist so zauberisch, so feenhaft als Cattshill, wo wir anhielten. Hier entfalten sich die Berge von Cattshill, deren höchste Spitze, der High Peak, 620 Toisen über den Meeresspiegel emporsteigt. Wir benutzten den kleinen Aufenthalt, um den Fall von Cattshill zu sehen, einen kleinen Vorgeschmack von dem Niagarafalle, ein reizendes Miniaturbild von einer der größten und ernstesten Schönheiten der Natur. Man denke sich an einem Orte, wo die Natur eine Brücke über den Fluß gespannt hat, eine Cascade, deren Wasser in schaumigen Flocken 40 Fuß hoch herabstürzt und zwar mitten unter bewaldeten Hügeln, die verworren unter einander liegen, und man wird eine schwache Vorstellung von dem Cattshillfalle haben. (Taf. 61. Abbild.) Der Berg Cattshill und das schöne Haus der

auf gewähren eine andere Scene in einer ziemlich ähnlichen Natur. Hier an diesem Bau mit dem Peristyle, den ein zierliches Fronton endigt, erkennt man die Menschenhand unter dem freiesten Pflanzenschönheiten (Taf. 61. Abbild.), mitten in unregelmäßigem Wald von Fichten, Eichen und Lärchen, die so alt als die Welt zu seyn scheinen.

Unter solchen Bildern, die fast jede Minute wechseln, gelangt man zu der herrlichen Stadt Albany. Wir bemerkten sie von weitem durch das dichte Grün mit ihren theils staffelförmig am Ufer stehenden, meist aber am Fuße desselben zusammengedrängten Häusern. (Taf. 61. Abbild.) Die Thürme, welche in die Höhe ragten, verkünden eine volkreiche und bedeutende Stadt. Und wirklich ist Albany am rechten Ufer dieses Flusses und an der Stelle, wo der Verbindungscanal zwischem dem Hudson und dem Eriesee beginnt, die zweite Stadt des Staates New York was den Handel und die Bevölkerung betrifft. Sie hat gegenwärtig gegen 30,000 Einw., besitzt mehrere bemerkenswerthe Gebäude, unter andern das Capitol oder den Staatspalast, ein prachtvolles reich meublirtes Gebäude, das Theater, das Arsenal, das Gefängniß, mehrere Barken, wissenschaftliche Gesellschaften und eine schwimmende Buchhandlung, welche den Erie Canal hinunter und herauf fährt, welche Fahrt viele Reisende der Union machen, um die Niagarafälle zu bewundern. Albany ist eine blühende Handelsstadt, die Tabaks-, Hut- und Eisenfabriken, Brauereien und Brennereien besitzt.

In Albany verließen wir das Dampfboot, um ein anderes Fahrzeug zu nehmen, das den Dienst auf dem großen Canale thut. Die Abreise fand den andern Tag statt. Der Canal ist eine der schönsten Arbeiten, die in dieser Art gemacht worden sind. Er wurde im Jahre 1825 vollendet und ist gegenwärtig 360 (engl.) Meilen lang, beginnt zu Albany am Hudson, zieht sich erst an diesem Flusse hin, wendet sich bei Troy plötzlich nach Westen, zieht sich am Mohawk hin und durchschneidet die Grafschaften Abany, Schenectady, Montgomery, Hermiker, Oneida und Rom. Von Rom wendet er sich nach SW. und geht durch den Oneida; darauf kehrt er sich wieder nach W. und durchschneidet den Bezirk Onondago, so daß er sich der Saline auf ungefähr anderthalbe Meile nähert. In Montezuma geht der Canal durch den Fluß Seneca, durchströmt darauf Lyons und Palmyra und trifft zu Rochester den Genessee. Westlich vom Genessee zieht er sich südlich von der Straße und ungefähr 60 Meil. weit parallel mit derselben hin, worauf er sich südlich wendet und sich dem Tonnewanta ungefähr 11 Meil. über der Einmündung in den Niagara anschließt. Man bedient sich des Tonnewanta dieser 11 M. weit, dann wendet sich der Canal von der Mündung dieses Flusses an dem östlichen Ufer des Niagara hin bis nach Buffalo am Eriesee. Diese Route ist in drei Sectionen getheilt; die westliche, die von Buffalo nach Montezuma am Seneca geht, 155 engl. Meilen; in dieser Strecke senkt sich das Niveau des Canals, je mehr er sich vom See entfernt, um 194 Fuß mittelst 21 Schleusen. Die Mittelsection geht von Montezuma bis Utica, in welcher Strecke das Niveau sich um 49 Fuß mittelst 9 Schleusen hebt. Die östliche Section von Utica nach Albany ist 109 Meil. lang und das Niveau des Canals senkt sich mittelst 51 Schleusen um 419 F. Die ganze Erhöhung und Senkung beträgt demnach 662 F. und der Unterschied des Niveaus zwischen dem Hudson und dem Eriesee 564 F. Der Canal ist 40 F. breit und 4 F. tief. Im Jahre 1817 berechnete man die Gesammtkosten auf 4,881,733 Piaster. Er wurde am 4. Juli dieses Jahres angefangen und am 4. Novbr. 1825 kam das erste Boot vom Eriesee in New York an. In der Mitte hat der Canal nur eine Schleuse auf eine Strecke von 77 M. Der Nordcanal erstreckt sich vom Champlainsee bis zu seiner Verbindung mit dem Westcanal ungefähr 8 M. über Albany. Seine Ausdehnung beträgt ungefähr 64 M. Die beiden Canäle vom Erie und Champlain kosteten 9,125,000 Piaster. Die Anleihe, die man dazu machte, war 7,771,000 Piaster. Die Schleusengelder brachten im Jahre 1825 500,000 Piaster ein.

Kein Eindruck, den ich bis dahin auf meinen Ausflügen empfangen hatte, glich denen, welche mich während der Fahrt auf dem großen Canale erwarteten. Es war eine andere veränderliche und originelle, bald ruhige und heitere, bald rauhe und schreckliche Natur. Die erste und köstlichste Ansicht war die von der Stadt Schenectady, eines allerliebsten Ortes, der in Grün fast versteckt ist und von der klaren Fluth des Mohawk bespült wird. (Taf. 62. Abbild.) In geringer Entfernung von diesem Flecken bemerkt man parallel mit dem großen Canale den kleinen Fall des Mohawk, wo der Fluß über ein Bett von scharfen Felsen braust und die Wurzeln der Lärchenbäume abspült, welche sich darüber neigen. (Taf. 62. Abbild.) Dieser Fall des Mohawk ist unbedeutend nach dem großen Falle dieses Flusses, den man den Fall von Cohoes nennt. Hier stürzt sich die ganze Wassermasse desselben, 400 Fuß breit, perpendiculär 70 F. tief hinunter. Kein Fall in der Welt gewährt eine so regelmäßige und ununterbrochene Masse. Sie sieht von weitem aus wie eine große mit Silber belegte Fläche, auf welcher sich die Sonne spiegelt.

Jenseits dieses Punktes gewährt jede Stadt ihr Interesse und jede Landschaft ihren besondern Reiz. Wir sahen so nach einander Hermeker, Utica, Rom, Lyons, Rochester, Montezuma; als wir den Tonnewanta erreichten, wendeten wir uns statt nach Buffalo am Eriesee nach den Fällen des Niagara, jenem wesentlichen Ziele unsers Ausfluges. Schon seit langer Zeit hörten wir in der Ferne ein dumpfes Rauschen, einen fortwährenden Donner, den man zwölf Meilen in der Runde von dem gewaltigen Flusse vernimmt. Auf dem Wege nach dem Falle trafen wir zuerst eine Familie Tuscororas-Indianer, welche in dieser Gegend wohnen. Wir traten in ihre Hütte ein und fanden daselbst zwei Wilde, die mit gekreuzten Beinen auf einem Bette saßen und sehr ruhig rauchten. Neben ihnen war eine alte Squaw, welche Mocassins ausbesserte, und ein junger Mann, der Kartoffeln und Buttermilch aß. Alles um diese Leute war in entsetzlicher Unreinlichkeit, das Bett, die Sachen, die Küchengeräthe. Diese Indianer sind durch die Bemühungen der Missionaire halb civilisirt. Man trifft manche unter ihnen, die sich für die politischen Angelegenheiten Europas interessiren und den Reisenden darüber fragen. Einer unserer Wirthe zeigte uns ein Heft, in das er von den Missionairen in das Indianische übersetzte geistliche Lieder geschrieben hatte. Diese Eingeborenen haben viel Kühe und Schweine, nebst einigen Pferden. Einige bauen kleine Gärten an. In dem kurzen Gespräche, das wir mit ihnen hatten, zeigten sie Verstand, Scharfsinn und eine Zurückhaltung, die mir an ihnen gefiel. Ihr bemerkenswerthester Charakterzug ist die Gleichgiltigkeit. Es ist schwer, in ihnen die geringste Aufregung hervorzubringen, weil sie es für eine Schwäche halten, von der Freude, dem Erstaunen oder der Unruhe affizirt zu werden. Ihr Leben verbringen sie mit Rauchen.

Einige Geldstücke vermochten jedoch die beiden Männer, uns auf unserer Wanderung zu den Fällen als Führer zu dienen. Schon in einer Entfernung von drei Meilen konnte man leicht über dem Falle den Strudel Niagara erkennen, der nicht zu seinen geringsten Merkwürdigkeiten gehört. Wir hatten das Ufer des Flusses erreicht und schon konnte man zwischen seinen hohen und perpendiculären Ufern eine halbkreisförmige Aushöhlung bemerken, deren Oeffnung über 1000 Fuß Breite hat und deren Länge ungefähr 2 Meilen beträgt. Wenn der Fluß die obere Spitze dieser Bucht erreicht, verläßt er den geraden Canal, strömt heftig und mit Ungestüm gegen die Seite der Bai, nimmt, nachdem er diesen Kreis beschrieben, seinen frühern Lauf wieder an und drängt sich zwischen zwei perpendiculäre Felsen, die nur durch einen Zwischenraum von 400 Fuß getrennt sind. Die Oberfläche des Wirbels ist in fortwährender Bewegung; das Wasser kocht, schäumt und dreht sich auf eine Art, welche die ungeheuere Tiefe und den Druck, den es erleidet, verräth; die Bäume, welche in den Kreis der Strömung kommen, werden mit einer unregelmäßigen und stoßweisen Bewegung fortgetrieben, die schwer zu beschreiben ist. Diese seltsame Wassermasse muß mehrere hundert Fuß tief seyn; man hat sie nie zusammengefroren gesehen, obwohl im Frühjahre die Eisschollen, welche von dem Eriesee herabkommen, sich hier in solcher Menge aufhäufen und sich so einander drängen, daß sie der Strömung widerstehen und da liegen bleiben, bis sie die Sonnenhitze schmilzt.

(Der Niagarafall.) Kommt man dem Falle näher, so ändert sich die Scene mit jedem Schritte. Um zur großen Cataracte zu kommen, muß man einen Theil des Weges hin auf einer Schicht Kalksteinen gehen, auf denen man Ueberreste von Fischen, Eichhörnchen, Füchsen und andern Thieren findet, welche etwas über dem Falle von der Cataracte ergriffen, in den Schlund hineingezogen, zerschmettert und wieder an das Ufer geworfen worden sind. Je mehr man sich dem Falle nähert, um so beschwerlicher wird der Weg. An einigen Stellen ist das ganze Ufer zusammengesunken und man muß sich einen Weg durch Löcher zwischen den Felsenreihen und den Bäumen bahnen, so wie auf glatten Felsen hingehen, die durch den Dunst des Wasserfalles immer feucht erhalten werden. Bald wird dieser Thau ein förmlicher Regen, und als wir uns eine (engl.) Meile von dem Falle befanden, waren wir so durchnäßt, als wenn wir in dem heftigsten Platzregen gegangen wären. Aus dieser Entfernung ungefähr hatten wir die erste Ansicht von der Cataracte. Wir standen auf einem vorstehenden Rande des Ufers und konnten so den Fluß sehen, der sich bei einer Breite von 1500 Fuß unter einer Wolke von feuchtem Dunst hinabstürzt. (Taf. 62. Abbild.) In der Mitte ungefähr war das Wasser wie Silber, während der wechselnde Widerschein des Himmels ihm an den Seiten ein mattes Aussehen gab. Mit Worten läßt sich der furchtbare und wunderbare Anblick eines Flusses nicht beschreiben, der sich aus einer Höhe von etwa 150 F. hinabstürzt. Es hat etwas so Feierliches, daß man jeder Beschreibung entsagen muß.

Ist man bis zu einer geringen Entfernung von den Fällen gekommen, so ist der Weg dahin minder beschwerlich und minder gefährlich. Man muß längs des Wassers hingehen und einem Pfade folgen, der sich zwischen dem Gebüsche und den Bäumen hinschlängelt, deren Masse den Fall ganz verdeckt. Ziemlich am Ende dieses Weges endlich entfaltet er sich ganz vor unsern Augen. Noch einen Augenblick und der Anblick wurde uns durch eine ungeheuere Wolke dichten Regens entzogen, der uns so vollständig einhüllte, daß wir uns gleichsam unter tausend Douchebädern befanden. Zu gleicher Zeit wurden unsere Ohren durch ein weit stärkeres Getöse als das des Donners betäubt. In dieser Wolke konnten wir durchaus nichts erkennen, bis der Wind sie vertrieb oder zerriß. Dann schienen ungeheuere Cataracten uns von allen Seiten zu umgeben, während unter uns ein grausenhafter Schlund mit seinen schäumenden und tosenden Wogen sich öffnete.

Die Wassermasse, welche den mittlern Theil des Falles ausmacht, ist so ungeheuer, daß sie fast zu zwei Dritttheilen herabfällt ohne zu zerreißen, und die feierliche Ruhe, mit der sie fällt, bildet einen imposanten Contrast mit dem Kochen und Zischen unten in dem Abgrunde. An jeder Seite des Falles dagegen wird das Wasser in dem Augenblicke zerrissen, da es über den Rand des Felsens geht; es theilt sich, je weiter es hinunter kommt, in kleine pyramidalische Bruchstücke, deren Spitze nach unten gerichtet ist. Die Oberfläche des Schlundes gewährt einen höchst seltsamen Anblick. Die Wassertheilchen sind blendend weiß und scheinen sich eine gewisse Zeit lang gegenseitig durch eine schwer zu beschreibende zitternde Bewegung abzustoßen.

Die Breite des Falles ist größer als die des Flusses. Ehe dieser zu dem Schlunde gelangt, macht er eine bedeutende Abweichung zur Linken, was der Wassermasse eine schiefe Richtung giebt und dieselbe einen bedeutenden Winkel mit dem Felsen beschreiben läßt, von dem sie sich herabstürzt. Sie bildet keine einförmige Masse, sondern ist durch Zufall in zwei und selbst in drei ganz deutlich unterschiedene Cataracten getheilt. Die größte ist die auf der Seite Canadas, welche der große oder Hufeisenfall heißt, da er ziemlich diese Form hat; seine Höhe beträgt jedoch nur 143 Fuß, während die der andern 160 F. mißt. Das Bett des Niagara unter dem Falle ist an der einen Seite weit niedriger als an der andern, weshalb sich das Wasser nach dieser hin drängt. Dadurch erhält es im Falle eine weit größere Schnelligkeit als das Wasser, das auf der andern Seite herabkommt. Aus der Mitte dieses Hufeisens erhebt sich der größte Theil des in der Ferne sichtbaren Dunstes.

Das Getöse des großen Falles, jenes am canadischen Ufer, ist, obgleich sehr stark, doch bei weitem nicht in der Art, als man erwarten sollte, und ändert sich nach dem Zustande der Atmosphäre. Ist das Wetter klar und kalt, so kann man es 10 bis 12 Meil. weit hören, selbst auf der Seite, von welcher der Wind kommt, noch weiter.

Unten an der Schlucht, wohin das Wasser stürzt, hat man den besten Anblick des großartigen Schauspiels. Hier, unter ungeheuern Felsen, öffnet sich die Seele nur dem Schrecken, welchen ein betäubendes Getöse erzeugt. Man bleibt stumm und gleichsam erstarrt, wenn man auf dem gewagtesten Wege in die Höhlungen der Felsen so hineintritt, daß man gänzlich hinter dem Falle sich befindet. Hier ziehen sich die tiefen Höhlen hin, welche der Pater Charleroix an dem bloßen dumpfen Geräusch errieth, das sie verursachen. Man kann so unter das Bett des Flusses gelangen und den Fall vor dem Auge seine Schaumfluthen hinabgießen sehen. Allerdings wagen sich nur sehr wenige Reisende in diese Tiefe. Es herrscht daselbst die vollständigste Finsterniß; der schwarze Felsen, der sich arkadenartig über dem Haupte erhebt, das furchtbare Gebrüll der herabstürzenden Wassermasse bilden einen Gegenstand des Schreckens, der allein hinreichen würde, auch wenn keine wirkliche Gefahr dabei wäre, jeden davon zu entfernen.

Es ist unmöglich, die verschiedenen Theile des Flusses anders als mit dem Auge zu messen. Die allgemeinste Meinung giebt dem canadischen Falle einen Umfang von 600 Schritten; die Insel, welche ihn trennt, kann 350 haben; der zweite Fall hat nur 5; die folgende Insel 30, und die dritte Fall etwa 400, was im Ganzen 1400 bis 1500 Schritte geben würde. Mehrere Reisende haben die Strecke auf eine engl. Meile geschätzt. Die hinabstürzende Wassermasse ist ungeheuer. Man hat sie auf 570,255 Tonnen in der Minute geschätzt, freilich ohne daß sich ein Beweis dafür geben läßt.

Die Insel, welche den Fall trennt, ist die Ziegeninsel. Die außerordentlich reißende Schnelligkeit des Flusses vor dem Falle ließ den Plan für chimärisch ansehen, eine Brücke anzulegen, welche diese Insel mit dem Ufer verbände. Und doch ist diese Brücke durch einen amerikanischen Ingenieur, Potter, angelegt worden. Obgleich von Holz, ist sie doch von der größten Dauerhaftigkeit; es können sogar Wagen darüber fahren. Sie größte Tiefe des Wassers an dieser Stelle ist 7 Fuß; die Schnelligkeit des Wassers aber 18 Knoten in der Stunde. Die Oberfläche der Ziegeninsel beträgt ungefähr 70 Acker vortrefflichen Landes. Sie ist mit schönen Bäumen bewachsen; ein Fuhrweg geht um dieselbe herum und kleine Pfade schlängeln sich nach den Theilen des Randes, wo man den Fall und die Schnellen übersehen kann.

Nach allen an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen hat sich der Fall nicht immer an der Stelle befunden, wo man ihn jetzt sieht. Seine Lage und seine Gestalt haben bedeutende Veränderungen erlitten, selbst seit civilisirte Menschen den Zustand desselben gesehen und beschrieben haben. Mehrere der alten Einwohner von Canada versichern einstimmig, daß der große Fall nicht mehr die Hufeisenform hat, nach der er benannt ist, und gegenwärtig zeigt er eine tiefe concave und unregelmäßige, nach der Mitte zu eingezackte Fläche. Man weiß, wie schnell eine große Wassermasse die härtesten Felsen abreibt und zerstört. Möglicher Weise kann aber der Fall unterhalb Queenston, sieben Meilen weiter unten, sich befunden haben, denn der Culminationspunkt, welcher ihn veranlaßt, beginnt an der Stelle, welche man den Berg nennt. Mehrere Umstände deuten über dies an, daß der Fall wirklich früher an diesem Punkte war. Die Klippen, welche die beiden Seiten des Flusses bilden, sehen einander vollkommen ähnlich. An mehrern Stellen enthalten die Seiten der Felsen Zeichen von der Einwirkung des Wassers 60 bis 70 Fuß über dem jetzigen Niveau des Flusses, und es fehlen ihnen größtentheils jene harten vorspringenden Spitzen, welche die durch gewaltige Convulsionen der Natur auseinander gerissenen Felsenmassen charakterisiren. Unter Queenston ist der Fluß wenigstens 100 Fuß tiefer als an andern Stellen eingewühlt, weil sich ohne Zweifel sonst dort das Bassin der Cataracte befand. Ein

solcher Schlund kann nur durch ausdauernde Einwirkung des Wassers ausgehöhlt werden.

Ueber dem Falle ist der Niagara drei Viertel Meile breit und seine Schnellen bilden an diesem Punkte gleichsam das Vorspiel des großen Schauspiels, das sich weiter unten zeigt. Zwischen dem Anfange der Schnelle und der Cataracte ist eine Entfernung von ungefähr einer Meile und der Fall beträgt 58 Fuß. Der Fluß schießt mit entsetzlicher Schnelligkeit in einem felsigen Bette hin, und der Widerstand, den er findet, verwandelt ihn in eine Schaummasse, die sich von einem Ufer bis zum andern erstreckt. Sieht man den Fluß gegen die Strömung, so ist der Fall so bedeutend, daß der obere Theil der Schnelle mit dem Horizonte gleichliegt. Etwas unterhalb des Randes der Cataracte gleitet die ungeheure Wassermasse still dahin und entschwindet fast mit einemmale; man bemerkt nur noch eine Dunstwolke. Dafür fließt der Niagara über den Schnellen so sanft, so langsam in einem 2 Meilen weiten Bette, daß man ihn für einen kleinen See halten könnte. Das amerikanische Ufer ist an diesem Ufer bewaldet und zeigt keine Wohnung. Man hört hier nur das ferne Getöse des Falles und das Schreien der wilden Enten.

Geht man den Niagara von dem Eriesee hinauf, so trifft man den Flecken Chippawa, in dem Trödler wohnen, die der Umgegend alle Arten Waaren liefern und dafür Lebensmittel zur Bezahlung nehmen. Alle Handelsgeschäfte in dieser Gegend werden durch Tausch abgemacht. Das Geld ist so selten, daß man es für keinen Gegenstand erhält. Von Chippawa folgt die Straße, die zu dem Eriesee führt, den Krümmungen des Niagara; neben ihr befinden sich Landgüter, die fast alle Nachkommen von Holländern angehören. Weiter hin liegt Buffalo, wo der große Canal endigt, sonst ein unwichtiges Dorf, jetzt ein bedeutender Flecken. Hier beginnt der Eriesee, der reich an Stürmen und Nebeln ist. Alle Jahre geht wenigstens ein Schiff auf ihm unter. Die SW-Winde, die hier einen großen Theil des Jahres hindurch herrschen, hindern die Schiffe ganze Wochen lang nach West zu fahren. Deshalb passen die Dampfböte am besten für die Fahrt auf diesen Seen. Oft schlagen die von den Stürmen aufgewühlten Seen mit großer Heftigkeit an die Ufer, ja darüber hinaus, und reißen Reisende, welche nicht schnell genug fliehen können, mit hinein in die Tiefe.

Nachdem ich die Fälle gesehen und in Buffalo zwei Tage lang ausgeruht, hatte ich keineswegs die Absicht, mich in das öde Land zu begeben, das die obern Seen begrenzt. Ich wollte vielmehr, ermüdet von der langen Wanderung, meine amerikanische Reise durch einen kurzen Ausflug nach Canada beendigen. Ich begab mich also nach Niagara in der Absicht, dort ein Dampfboot für Kingston am Ontariosee zu finden, der ersten wichtigen Stadt in den englischen Besitzungen. Der erste Ort, den man auf diesem Wege trifft, ist Queenston in herrlicher Lage am Fuße eines schön bewaldeten und von dem Niagara bespülten Hügels. Der Boden um Queenston hat gewöhnlich eine rothe Farbe, die seltsam von dem Grün der Bäume und Wiesen absticht. Die Umgegend ist höchst malerisch und der Fluß prächtig. Etwas oberhalb des Dorfes verengt sich sein Bett und die beiden Ufer bilden perpendiculaire Felsen von 300 Fuß Höhe. Große Wälder bedecken sie dermaßen, daß das Wasser des Flusses oft ganz beschattet ist. Manche Grundbesitzer haben bis 200 Acker urbares Land, wo man keinen Baumstamm mehr sieht. Diese Leute sind fast alle Soldaten von beurlaubten Regimentern.

Noch weiter abwärts findet man Niagara, an dem Einflusse des Stromes in den Ontariosee. Niagara ist eines der lebhaftesten und hübschesten Dörfer in Ober-Canada. Die Einwohner belaufen sich auf 800 Seelen, und zierliche Kaufmannsladen, ein Markt, gut gebauete Häuser verkünden, daß man ein minder rauhes Land betreten hat. Ein Fort an der Mündung des Flusses bewacht den Eingang in den Hafen, und zu seinen Füßen breitet sich ein kleiner Hafen aus, in welchem die Goeletten, die Dampfböte und die kleinen Fahrzeuge einen sichern Schutz gegen die Stürme auf diesem See finden. Man unterhält fortwährend eine Besazzung in Niagara, was dazu beiträgt, diesen Ort lebhaft zu machen. Die Gesellschaft ist recht angenehm daselbst; man hat Bälle, Concerte, Pferderennen 2c. Ich fand in Niagara leicht eine Gelegenheit nach Unter-Canada. Es besteht ein regelmäßiger Dampfbootdienst zwischen dieser kleinen Stadt und Kingston, der Hauptstadt der englischen Besitzungen. Wenige Tage nachher schiffte ich auf dem Ontario-See.

Kapitel XLIX.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Entdeckungsreisen in das Innere des Landes.

Wenn der Küstenstrich, den das Atlantische Meer bespült, Zeichen von einer vorgeschrittenen Civilisation giebt, so ist es nicht ebenso mit den Ländern im Innern, die um so wilder und um so weniger gekannt sind, je näher sie dem Mittelpunkte des Festlandes liegen. Hier ziehen zahllose Stämme von Indianern umher, von denen man nur die wenigsten kennt, und die sämmtlich ihre Sitten, Gewohnheiten, Vorurtheile und Trachten haben.

Von den vielfachen Reisen nach dieser amerikanischen Zone werden wir einige auswählen, um sie kurz wieder zu erzählen. Wir beginnen mit den Capitainen Lewis und Clarke, welche den Auftrag hatten, den Missouri von dem Zusammenflusse desselben mit dem Mississippi hinaufzugehen bis zu seiner Quelle, dann, nachdem sie die Felsengebirge überschritten, zu erforschen, ob es nicht an diesem Punkte eine Wasserstraße von dem Stillen Meere zu dem Atlantischen Oceane gebe. Es war dies eine höchst beschwerliche Sendung, deren Gefahren die Reisenden sich nicht verheimlichten. Lewis selbst sagt: „wir wußten, daß wir von wilden, mächtigen und kriegerischen und die Weißen hassenden Völkern bewohnte Länder zu durchwandern haben würden; man hatte uns auch gesagt, daß wir von unübersteiglichen Gebirgen würden aufgehalten werden und, fern von jeder civilisirten Gesellschaft, von der Jagd und dem Fischfange leben müßten. Gleichviel; wir waren entschlossen, allen Gefahren zu trotzen, um der Erwartung zu entsprechen, die unsere Regierung und unsere Landsleute von uns hegten." Lewis und Clarke konnten wirklich unter den größten Anstrengungen und den entsetzlichsten Gefahren auf dem Columbia hinunter gelangen, der sich in das Stille Meer ergießt. Eine Bedeckung von zwanzig Soldaten, zehn Ruderer, zwei Jäger-Dolmetscher und ein Neger befanden sich bei ihnen, so wie neun junge Leute aus dem Staate Kentucky, welche sich dem Unternehmen anschlossen.

Am 14. Mai 1804 hatte sich die Caravane am Ufer des Missouri gesammelt mit Kleidungsstücken auf drei Jahre, Munition, verschiedenem Geräthe und Waaren mancherlei Art. Man fuhr langsam den Missouri hinauf bis zu dem Plattflusse, 335 Meilen oberhalb des Zusammenflusses des Missouri und Mississippi, nachdem man nichts als eine Flöße und Böte von Osagen, Sioux und andern Indianern oder französischen Jägern bemerkt hatte. Bis zum 24. August hatte man Verbindungen mit den Häuptlingen der Ottos, Missouris und Machas, denen man einige Geschenke gab. An der Mündung des Pierre Blanche bemerkten die Reisenden einen der künstlichen Hügel, welche an die mexikanischen tumuli erinnern. Weitern hin zeigte sich ein Stamm Sioux, die Yanctus, mit denen Lewis und Clarke einigen Verkehr hatten. Man tanzte und schoß mit dem Bogen. Die musikalischen Instrumente waren eine Trommel und ein mit Kieseln gefüllter Ledersack. Diese Yanctus sind groß und wohl gebaut; in ihren Zügen haben sie etwas Großartiges und Kühnes; sie lieben den Schmuck, bemalen sich das Gesicht und schmücken sich den Kopf mit den Stacheln der Stachelschweine und mit Federn. Einige haben eine Art Halsband von Bärenkrallen.

Man kam vor der Insel Bonhomme vorbei, der gegenüber sich alte Befestigungen hinziehen, und erreichte am 15. die Mündung des Weißen Flusses, eines Beiflusses des Missouri. Jenseits erschien ein anderer Stamm der Sioux, Tentus genannt, der im Anfange feindselig war, spä-

ter aber das größte Wohlwollen für die Reisenden zeigte. Die Häuptlinge bekleideten Lewis und Clarke mit schönen Bisonfellen und trugen sie in Ceremonie nach einander in den Rathsaal. Ihnen zu Ehren schlachteten sie mehrere Hunde und aßen das Fleisch mit Pemmican und Kartoffeln. Darauf rauchte man die Friedenspfeife, während die Frauen in ihrem schönsten Schmucke vor den Reisenden tanzten, theils mit Flinten und Lanzen bewaffnet, theils Stangen in der Hand haltend, an denen dem Feinde entrissenes Haar hing. Die von Natur sehr sanften Tentus sind dem Diebstahle ergeben, häßlich, unreinlich, mit zu kleinen Beinen und Armen, haben sehr vorstehende Backenknochen und hervorquellende Augen. Vierzehn Tage vorher hatten sie einen Krieg mit den Mahas gehabt und als Zeichen ihres Sieges befanden sich 25 Frauen und Kinder als Gefangene bei ihnen.

Weiter hin sah man die Mündung der Chayenne, an welcher die gleichnamigen Indianer leben. Man fand hier auch einige französische Jäger angesiedelt, und war nun auf dem Gebiete der Ricaras, deren Häuptlinge sich sehr gefällig zeigten. Ueber diesen Punkt hinaus lebten Stämme der Mandanen, bei denen sich Engländer, Agenten der Nordostcompagnie, aufhielten, die aus einem Fort am Ufer des Flusses der Assiniboins, 150 Meilen weit, hergekommen waren. Die andern Stämme aus der Umgegend waren die Minnetaris, die Ava-Cavas und die Ricaras. Da gegen die Mitte des Novembers die Witterung sehr kalt geworden war und der Missouri anfing, Eisschollen zu treiben, so entschloß man sich, da zu überwintern. Man lebte von dem Wild, das man erlegte, und von dem Mais, den die Eingeborenen, die Mandanen, verkauften. Ein provisorisches Fort, das man erbaute, wurde Mandane-Fort genannt. Die Mandanen unterscheiden sich wenig von den bis dahin beobachteten Stämmen. Ihre Religion besteht in dem Glauben an einen großen Geist, eine Art guten Genius. Wie alle Ureinwohner lieben diese Indianer den Tanz und führen denselben mit den obscönsten Stellungen auf. Sie bauen Mais, Bohnen und einige andere Gemüse, die sie für den Winter aufbewahren. Ihr Hauptnahrungsmittel ist das Büffelfleisch.

In den ersten Tagen des Aprils brachen unsere Reisenden wieder auf. Schon am 13. erreichten sie die Mündung des kleinen Missouri und dann die des Pierre Jaune, des beträchtlichsten Beiflusses des Missouri, die beide von dem Felsengebirge herabkommen. Man befand sich über 600 Stunden von der Verbindung des Missouri mit dem Mississippi.

In den folgenden Tagen kam nichts besonderes vor. Man bemerkte eine große Anzahl todter Büffel, die entweder von indianischen Jägern da erlegt und liegen gelassen oder von Wölfen angefallen worden waren. Wenn die Indianer in großer Menge Büffelfleisch brauchen, so wenden sie ein seltsames Mittel an. Der jüngste und gewandteste nimmt eine Büffelhaut über und stellt sich so verkleidet zwischen eine Heerde und einen Abgrund. Auf ein gegebenes Zeichen kommen seine Gefährten und jagen die Büffel, die nach dem angeblichen Büffel zueilen. Der junge Indianer läuft nun nach dem Abgrunde hin und drückt sich in eine Felsenspalte. Die verfolgten Büffel fliehen in derselben Richtung hin und stürzen endlich in den Abgrund hinunter. Die Indianer nehmen dann, was sie brauchen und lassen das übrige den Wölfen.

Auf dem ganzen Wege sah man bisweilen heerdenweise Bären hinziehen, die sich nicht scheuen, die Wilden anzugreifen. Das Holz war nicht sehr häufig, was man den Verwüstungen der Biber zuschreiben kann, welche mit ihren Zähnen junge Weiden und Pappeln von drei bis vier Fuß im Durchmesser niedermachen.

Je weiter man kam, um so mehr änderte sich jedoch das Aussehen der Landschaft. Am 11. Mai erblickte man die erste Fichte und den 26. sah Lewis, von einem Hügel aus, zum erstenmale die schneeigen Gipfel der Felsenberge, den Gegenstand der Forschungen des Unternehmens. Die Schnellen im Flusse wurden häufiger und gefährlicher. Am 31. fuhr man an Felsenufern hin, die man für von Menschen aufgerichtete Mauern hätte halten können und dann befand man sich einem Flusse gegenüber, der fast so breit zu seyn schien als der Missouri. Die Verlegenheit war groß. Welcher von den beiden war der Ahmatize der Minnetaris, der zu dem Columbia führen sollte? Es wurde beschlossen, auf jeden Fluß eine Pirogue zu senden mit drei Mann, um die Breite, die Tiefe und Schnelligkeit zu ermitteln. Dies klärte nichts auf. Die beiden Führer machten nun selbst einen Ausflug, der aber ebenfalls nichts nützte. Endlich wurde beschlossen, ein Officier solle am südlichen Arme zu Lande so weit gehen, bis er den Fall finde, an dem er den Missouri erkenne, oder bis er zu zwei Bergen komme. Lewis brach mit vier Begleitern auf. Nachdem sie über mehrere Ketten gegangen, hörten sie einen Wasserfall brausen und sie gelangten an die Stelle, wo der 150 Klaftern breite Missouri sich aus einer Höhe von 80 Fuß herabstürzt. Diesem Falle folgen drei andere, einer von zwanzig, einer von funfzig und der dritte von sechs Fuß an einer Stelle, wo der Fluß ungemein schnell auf einer geneigten Fläche hinschießt. Diese Reihe von Fällen und Schnellen gewährte einen wunderbaren Anblick. In einer Länge von 18 Meilen enthält der Fluß so viele Fälle, daß in diesem Raume der Niveauunterschied 365 Fuß beträgt.

Da das rechte Ufer des Missouri zum Fortschaffen der Böte bequemer war, so nahm man diese langwierige und beschwerliche Operation vor. Während eines einmonatlichen Aufenthaltes hatten die Reisenden, wenn sie an dem Ufer lagerten, die Bären zu bekämpfen. Lewis benutzte diesen Aufenthalt, um die Lage der Felsengebirge zu bestimmen. Man befand sich 90 Meil. nordwestlich von der ersten Kette und 200 M. von der dritten. Nachdem man neue an Ort und Stelle gebaute Böte bestiegen hatte, fuhr man in einer öden Gegend hin, die von Büffeln bevölkert und mit helianthes bedeckt war, die in dieser Berggegend sehr häufig sind.

Nachdem man einige Meilen weit in einem engen Bette hingefahren war, befand man sich von neuem in einem weiten und fruchtbaren Thale; weiterhin entstanden aber plötzlich wieder neue Verlegenheiten in Folge der Menge von Flüssen, die fast alle gleiche Betten hatten. Man war am Fuße der Felsengebirge und mußte sich Pferde verschaffen, um über dieselben zu kommen. Die Volksstämme, welche in dieser Gegend herumziehen, sind die der Chochonis, und Lewis entschloß sich, einen derselben aufzusuchen. Er brach den 9. August zu Pferde mit drei Begleitern auf; bei diesem Ausfluge fand er am 12. im Gebirge die Quellen des Missouri, und zwei Tage später erreichte er auf dem Gipfel der Felsengebirge die Wasserscheide des Großen und des Atlantischen Oceans. Lewis stieg an der Westseite herunter und kam an einen schnellfließenden klaren Fluß, der von ihm Lewis River genannt wurde. Später ermittelte man, daß derselbe sich in den Großen Ocean ergieße. So hatte Lewis zwei Ströme gesehen, die fast aus einer und derselben Schlucht entspringen, und der eine sich in das eine, der andere in das andere Meer ergießen.

Man hatte mehrere Chochonis gesehen. Am 13. Aug. begegnete Lewis Frauen und bestrich ihnen die Wangen mit rother Farbe, was ein Pfand und eine Aeußerung des Friedens ist. Man konnte da die Sitten dieser Völker beobachten.

Die Chochonis, die ersten Bewohner dieser Ebene, von den Pakis aber in das Gebirge zurückgedrängt, führen ein herumziehendes Leben. Von der Mitte des Mais bis zu den ersten Tagen des Septembers bleiben sie auf dem Columbia, und leben von Lachs, den der Fluß in großer Menge enthält; kommt der Herbst, so begeben sie sich in die Ebenen des Missouri hinunter, gehen ein Bündniß mit den Flachköpfen ein, um sich vor den Angriffen der Pakis zu sichern, und beschäftigen sich dann mit der Jagd des Büffels. Die Chochonis sind offen und mittheilend gegen die Fremden und geben denselben gern von den wenigen Lebensmitteln, die sie besitzen; sie sind überdies heiter, lieben den Putz und haben einen geselligen und sanften Charakter. Den Zustand ihrer Regierung kann man so leicht nicht angeben. Jede Person hängt von sich selbst ab und der Häuptling kann nur Rath geben. Dieser Häuptling ist gewöhnlich der tapferste Krieger, aber sein Rang wird ihm weder mit Ceremonien übertragen, noch ist er durch Merkmale ausgezeichnet. In seiner Familie ist der Mann Herr und Despot; er kann seine Frauen und Töchter verkaufen. Die Polygamie ist bei ihnen eingeführt, sie dürfen aber nicht wie die Minne-

taris ihre eigene Schwester heirathen. Die Mädchen werden sehr frühzeitig verlobt und von dem Vater gegen Pferde und Maulthiere ausgetauscht. Sobald sie mannbar sind, d. h. im vierzehnten oder funfzehnten Jahre, übergiebt man die jungen Mädchen dem Manne und der Vater macht ihm ein Geschenk von gleichem Werthe mit dem, was er bei der Verlobung erhielt. Statt eifersüchtig zu seyn, verhandeln sie die Gunstbezeugungen ihrer Frauen, ob sie gleich nicht so weit gehen, dieselben den Fremden anzubieten, welche unanständige Artigkeit die Sioux charakterisirt.

Der Frau liegt bei den Chochonis die schwerste häusliche Arbeit ob; der Mann nimmt nur die Gefahren des Kampfes und die Sorge für das Pferd über sich. Sie sehen es für eine Schande an, eine gewisse Strecke weit zu Fuße zu gehen. Die Pferde sind übrigens bei ihnen so zahlreich, daß Jedermann, Frauen und Männer, dergleichen haben können. Die Urrace der amerikanischen Pferde ist spanischen Ursprungs und außerordentlich gediehen. Die Pferde der Chochonis sind schön und kräftig; jeder Krieger hat immer eines oder zwei an seiner Hütte angebunden. Da der Krieg das erste Bedürfniß der Cochonis ist, so kann keiner hoffen, sich in seinem Stamme auszuzeichnen, wenn er nicht Beweise von Muth gegeben hat. Einen Feind tödten ist nichts, wenn man nicht seine Kopfhaut vom Schlachtfelde mitbringt. Mag ein Krieger noch so viele Gegner im Kampfe niederstrecken, so hat er doch keine Ehre davon, wenn andere als er die Kopfhäute derselben zurückbringen. Die gewöhnlichen Waffen des Chochoni-Kriegers sind der Bogen und Pfeile, ein Schild, eine Lanze und den Poggamogon.

Diese Eingeborenen sind von mittlerer Größe und haben dicke platte Füße mit dicken Knöcheln. Ihre Farbe gleicht jener der Sioux und ist dunkeler als die der Minnetaris, Mandanen und Panis. Männer und Frauen lassen das Haar auf die Achseln herabhängen. Einige Männer theilen es jedoch mit Lederriemen in zwei gleiche Zöpfe, welche über die Ohren vorn auf den Körper hängen. Hat das Volk ein allgemeines Unglück zu betrauern, (z. B. den Verlust mehrerer ausgezeichneter Krieger, so schneiden die meisten Männer ihr Haar bis an den Hals ab.

Die Kleidung der Männer besteht in einem Gewande, einem Kragen, einem Hemd, langen Gamaschen oder Strümpfen und Mocassins. Das Gewand ist meist von Rinds- oder Hirschhaut, von Biber-, Elenns-, Wolfshäuten, obgleich die Haut des Büffels vorgezogen wird. Die Haare läßt man an diesen Häuten; das Gewand geht bis auf die Mitte des Beines herunter. Das zierlichste Stück der Kleidung der Indianer ist der Kragen, aus dem Hintertheile der Fischotterhaut geschnitten. Die Schnauze und die Augen bilden das eine und der Schwanz macht das andere Ende. An diesem Hautstreifen läßt man die Haare und setzt an einen Rand von dem einem Ende bis zu dem andern 100 bis 200 kleine Rollen von Hermelinfell, wie an das Ende des Schwanzes Trodbeln aus Fransen von demselben Felle, um die schwarze Farbe mehr hervorzuheben. Der Mitteltheil des Kragens wird überdies mit Perlenmuscheln verziert. Diese Kragen werden sehr hoch gehalten und man giebt sie nur bei wichtigen Gelegenheiten hin. Der Hermelin ist das bei den Kaufleuten des NW. unter dem Namen weiße Wiesel bekannte Pelzwerk. Das Hemd ist von Elennshaut und geht bis auf den halben Schenkel hinunter; die Ränder sind bisweilen glatt, bisweilen endigen sie in dem Schwanze des Thieres. Die Nähte an den Seiten sind mit Fransen und Stacheln vom Stachelschweine besetzt. Der untere Theil des Hemdes behält die natürliche Form der Vorderbeine und des Halses des Thieres, die man mit leichten Fransen besetzt. Die Hosen sind ebenfalls von Elennsfell gemacht, die Mocassins aber von Hirschhaut, Elenns- oder Büffelfell. Man verziert sie mit Figuren, die man mit den Stacheln der Stachelschweine macht.

Die Kleidung der Frauen besteht aus denselben Stücken wie die der Männer. Das Gewand wird auf dieselbe Art getragen, nur daß es kürzer ist; das Hemd und die Mocassins sind wenig unterschieden, der Hauptschmuck des Frauenhemdes ist auf der Brust, wo man seltsame Figuren sieht, welche man mit den Stacheln der Stachelschweine machte. Die Frauen haben wie die Männer einen Gürtel um den Leib. Nur die Kinder tragen Halsbänder von Glasperlen, die Erwachsenen an den Ohren kleine Gehänge mit Stücken von Perlenmuscheln. Einige Männer schmücken sich das Haar dadurch, daß sie Flügel und Schwänze von Vögeln hineinmischen, besonders Federn des großen Adlers, die sie überall aufsuchen. Die Halsbänder sind entweder von Seemuscheln oder von aromatischen Rinden gemacht, die sie zur Dicke eines Fingers drehen und flechten. Die Männer haben bisweilen ein Halsband von runden Knochen gleich den Rückenwirbeln der Fische, aber das ehrenvollste Halsband ist eines aus Bärenklauen. Einen Bären zu erlegen, gilt eben soviel als einen Feind umbringen. Diese Klauen werden dann an einen Lederstreifen gehangen; man verziert sie mit Glasperlen und die Krieger sind stolz, die eines um den Hals tragen können.

Die Namen der Chochonis sind ihr Leben hindurch nicht gleich. Bei jeder neuen Heldenthat hat der Mann das Recht, seinen Namen zu ändern. Bisweilen werden aber beide Namen beibehalten. So hieß der Häuptling, mit dem Lewis und Clarke in Verbindung standen, zugleich Kamiuaït (der, welcher nie geht) und Tuettecone (die schwarze Flinte). Seinen Namen mit dem seines Freundes zu wechseln, ist ein Zeichen der Höflichkeit, wie die Ceremonie, die Mocassins abzunehmen, ein Pfand der Aufrichtigkeit und Gastlichkeit ist. Thut ein Chochoni das letztere, so will er sagen: „möge ich barfuß gehen, wenn ich dich betrüge," was in einem Lande voll stacheliger Gewächse die schrecklichste Verwünschung ist.

Nachdem der Capitain Lewis freundlich mit den Stämmen an dem Lewis River verkehrt hatte, dachte er daran, sich wieden mit Clarke zu vereinigen, was ohne Schwierigkeit geschah. Die Reisenden vergruben, den Indianern unbewußt, nahe an den Quellen des Missouri den größten Theil ihres Gepäckes und brachen von neuem auf, um die Ufer des Columbia zu erforschen. Am 14. Septbr. erreichte man die Ufer des Kuskuski, der in einem ganz wilden Lande direct nach W. strömt. Man mußte hier Böte bauen, um dem Columbia hinabzufahren. Nach vieler Mühe und Arbeit wurden alle Schwierigkeiten überwunden. Am 10. Oct. waren die Böte fertig, einige Tage später erreichte man die Verbindungsstelle des Kuskuski und Lewis River, und am 17. gelangte man in den Columbia.

An dem Punkte, wo er zur Linken den Lewis River aufnimmt, hat jener Fluß eine Breite von 400 bis 480 Klaftern; er strömt in einem flachen Lande, und in dieser weiten Ebene sieht man keine andern Bäume als einige Weiden und einige Sträucher. Am Zusammenfluß der beiden Ströme wohnen die Sokolks-Indianer, sanfte und friedliche Menschen, die große Achtung vor dem Alter haben und mit ihren Frauen die Sorge für das Hauswesen theilen. Ihre bis 100 Fuß langen Häuser werden von mehrern Familien bewohnt. Sie nähren sich von Wurzeln, Wildpret und besonders von Lachs, den sie mit Haut und Schuppen verzehren. Weiter hin traf man die Pitchquitpas, welche die Reisenden für übernatürliche Wesen hielten. Am 22. erreichte man den Fall des Columbia von 37 Fuß Höhe, über den man die Böte ohne Mannschaft hinweggleiten ließ. Am 2. Novbr. unterhalb der letzten Schnelle überzeugte man sich, daß die Ebbe und Fluth bis dahin merkbar sey. Bis zum 7. fuhr man zwischen wohl bewaldeten Ufern in dichtem Nebel. Am 7. sah man den Ocean und am 15. entdeckte man die Mündung des Columbia. Hier mußte man von neuem bleiben, um zu überwintern, da die Jahreszeit jeden andern Ausflug unmöglich machte. Man befand sich auf dem Gebiete der Clastops-Indianer in der Nähe der Mündung eines gleichnamigen kleinen Flusses, umgeben von Killamoks, Tschinnuks und Catlamahs, Völkerschaften, die sich fast alle trefflich auf das Stehlen verstanden. Man richtete sich ein, so gut es gehen wollte, jagte, handelte mit den Indianern und verfertigte Salz zum eigenen Gebrauche. Die Führer der Expedition sammelten zu gleicher Zeit Notizen über die umliegende Gegend und die dieselbe bewohnenden Eingeborenen.

Die Killamoks, Clastops, Tschinnuks und Catlamahs sind die unter dem Geschlechtsnamen Plattköpfe bekannten Völkerschaften, mit denen die Reisenden am meisten in Berührung kamen. Diese Eingeborenen haben

unter einander große Aehnlichkeit, sowohl in körperlicher als geistiger Hinsicht. Sie sind im Allgemeinen klein, schlecht gewachsen und von abstoßendem Aeußern. Ihre Farbe ist ein Kupferbraun; sie haben einen großen Mund, dicke Lippen, eine mittlere fleischige, unten breite Nase mit großen Nasenlöchern. Die Augen sind fast immer schwarz.

Den Name Plattköpfe haben diese Völkerschaften von der Gewohnheit, den Neugeborenen den Kopf platt zu drücken, einer im W. von dem Felsengebirge allgemein üblichen Gewohnheit, die dagegen den Indianern in O. völlig unbekannt ist. Um diese Plattköpfigkeit zu erlangen, bringt die Mutter ihr Kind in eine Maschine, die demselben den Kopf zusammendrückt, und läßt dasselbe 10 bis 12 Monate, die Knaben länger als die Mädchen, darin. In Folge dieser Art Folter kann der Kopf seine natürliche Form nicht behalten.

Die Tracht der Männer und Frauen unterscheidet sich sehr von jener der Chochonis. Die Männer tragen einen kleinen Rock, der nur bis auf die Hälfte der Schenkel geht, bisweilen aber auch aus der Wolle ihrer Schafe gewebte Decken. Der Rock der Frauen beginnt erst am Gürtel. Die geschätztesten sind von Seeotterfellenstreifen, welche man mit Grasbändern oder Cedernrinde zusammenflechtet. Sie haben weder Strümpfe noch Mocassins, und da sie in einem milden Clima auf ebenem Boden leben, brauchen sie auch keine Fußbekleidung. Auf dem Kopfe tragen sie gewöhnlich einen Hut von Bärgras und Cedernrinde von Kegelform mit einem ähnlichen Knopfe oben. Bisweilen lassen sie sich tättowiren. So fand Lewis auf dem Arme einer Frau den Namen J. Bowman, der ohne Zweifel von englischer oder amerikanischer Hand geschrieben war. Die größte Leidenschaft beider Geschlechter ist die für weiße und blaue Glasperlen. Sie machen sich daraus große Halsbänder, Ohr- und Nasengehänge und Arm- und Beinbänder. Für die Nase ziehen sie jedoch ein Uampun, eine violette Muschel, vor. Trotz diesem Putze ist nichts häßlicher in der Welt, als die Clastop- oder Tschinnuk-Schönen.

Der Charakter dieser Völker ist sanft und liebevoll. Sie fragen viel und schwatzen gern, besitzen Verstand, Schlauheit und ein treffliches Gedächtniß. Alles, was sie sehen, erregt ihre Neugierde; sie antworten verständig auf alle Fragen und lernen leicht die fremden Sprachen. Die Frauen befinden sich bei ihnen nicht in dem untergeordneten Zustande wie bei den andern. Sie dürfen frei vor den Männern sprechen; man fragt sie um ihren Rath, hört denselben und befolgt ihn wohl auch. Die Wirthschaftsarbeiten fallen ihnen nicht ausschließlich zur Last, sondern werden zwischen ihnen und den Männern getheilt. Die letztern sammeln Holz, machen Feuer, helfen die Fische ausnehmen, die Wohnungen bauen, Piroguen machen und Geräthe verfertigen. Die Frauen sammeln Wurzeln, verfertigen verschiedene Gegenstände aus Binsen, Cedernrinde und Bärgras. Die Leitung der Piroguen, die bei andern ganz den Frauen obliegt, ist hier beiden Geschlechtern gemein.

Der vorherrschende Fehler dieser Völker ist die Neigung zu Hazardspielen, deren sie eine große Anzahl meist ziemlich vervollkommneter kennen. Im Handel verrathen diese Indianer Klugheit und selbst Schlauheit. Da sie von Natur mißtrauisch sind, so schlagen sie stets das erste Gebot aus, wie hoch es auch seyn mag. Sie haben dies aus ihrem häufigen Verkehre mit den Trödlern vom Columbia gelernt. Der große Markt befindet sich am Falle dieses Flusses. Alle benachbarten Nationen finden sich hier zu bestimmten Zeiten ein, jene von der Hochebene in Osten, und die von der Küste in Westen, jede mit den Producten ihres Bodens, ihrer Industrie oder ihrer Jagd. Einige bringen Umpatu-Wurzeln, andere zerstoßene Fische, diese Pferde, jene Glasperlen oder zugerichtete Felle. Finden sich die Indianer allein an diesem Punkte zusammen, so ist der Tauschhandel nicht eben bedeutend; bei der Ankunft der Weißen aber ändert sich der Markt ganz. Kaum sind die Weißen in dem geräumigen und bequemen Hafen am nördlichen Ufer der Bai Columbia gelangt, so eilet eine Menge eingeborener Völkerschaften herbei. Dieser Handel besteht in dem Austausche roher und gegerbter Häute von Elenns, See- und Flußottern, Bibern, Füchsen, Luchsen und Cuguars, gestoßenem Lachs und Zwieback aus Chapellellwurzeln gegen alte englische oder amerikanische Flinten, Pulver, Kugeln und Schrot, Messing- und Kupferkessel, wollene Decken, grobes rothes und blaues Tuch, Kupferplatten, Messer, Tabak, Fischhaken, alte Sachen und gewöhnliche weiße und blaue Glasperlen, die von allen diesen Stämmen sehr gesucht sind.

Lewis und Clarke ermangelten nicht, während ihres Aufenthaltes die Erzeugnisse der verschiedenen Naturreiche zu studiren. Als Eigenthümlichkeiten der Pflanzenwelt nennen sie das Chenantape, eine Art Distel, deren Wurzel die Eingeborenen essen, nachdem sie dieselbe in dem Ofen geröstet, die Wurzel eines Farrnkrautes, die Zwiebel einer Orchis, das Uapatu, die alle nebst den Beeren zur Nahrung der Eingeborenen dienen. In der Umgegend trifft man schöne Bäume zu Bauholz und Fichten von 200 F. Höhe. Unter den Thieren bemerkt man den weißen, braunen und grauen Bär, den rothen Hirsch, das Elenn, den Wolf, die Tigerkatze, mehrere Arten Füchse, den Biber, verschiedene Arten Ottern, Stinkthiere, das Eichhörchen, den Hasen, das Kaninchen, den Fasan, den Sperber, die Amsel 2c.; unter den Fischen den Rochen, den Lachs 2c.

Lewis und Clarke blieben im Fort Clastop bis zum 1. März und lebten so gut es gehen wollte von dem Ertrage ihrer Jagd. Dann dachten sie daran, auf demselben Wege zurückzukehren, ließen bei den Indianern Papiere, die ihre Anwesenheit bestätigten, fuhren auf dem Columbia zurück und besuchten verschiedene Völkerschaften, die sie noch nicht bemerkt hatten. Die Mannschaft fand kaum Lebensmittel genug, und oft wußte man früh nicht, was man den Tag über essen sollte. Je näher man den Hochebenen kam, um so mehr verminderte sich jedoch die Noth. Da man wegen des Schnees die Gipfel der Felsengebirge noch nicht besteigen konnte, so mußte man fast einen ganzen Monat auf dem Terrain bivouakiren, das zwischen dem Kuskuski und dem Clarke liegt, und da eine Bündniß mit Tschoponnich-Häuptlingen schließen. Endlich zu Ende des Juni, nachdem man die im vorigen Herbst vergrabenen Gegenstände wiedergefunden, konnte man sich auf dem Missouri einschiffen. Am 23. Septbr. stiegen die beiden Reisenden nach einer Abwesenheit von zwei Jahren, vier Monaten und neun Tagen in St. Louis wieder an's Land, nachdem sie über 3000 Stunden durchwandert hatten.

Die Reise des Majors Pike wurde in einer ganz andern Richtung gemacht. Er hatte den zugleich commerziellen und politischen Auftrag, den Missouri bis zur Quelle desselben hinaufzugehen. Er sollte sich von der Grenzlinie des englischen und amerikanischen Gebietes überzeugen, und zugleich den Frieden zwischen den indianischen Stämmen der Osagen und Konsas, die einen erbitterten Krieg mit einander führten, wieder herzustellen suchen.

Der Major brach am 9. Aug. 1805 von St. Louis mit einem Sergenten, zwei Corporalen und siebenzehn Soldaten auf und befand sich bald an der Mündung des Illinois, besuchte die Sakis, bei denen ein Amerikaner, William Ewing, lebte, der sie im Ackerbaue unterrichtete, und traf jenseits der ersten Schnellen auf ein von Fuchs-Indianern bewohntes Dorf. In dieser Gegend an dem rechten Ufer des Mississippi befand sich damals eine Bleimine, die von einem Franzosen bearbeitet wurde. Den 10. Sept. kam Pike auf das Gebiet der Sioux und empfing eine Deputation des Häuptlings des Stammes, der ihn zu begleiten hatte. Man reichte ihm in der Hütte eine Friedenspfeife und der Wilde sagte zu Pike: „ich bin erfreut, Dich in meinem Dorfe zu sehen, um Dir die jungen Leute zurückgeben zu können, die Zeugen der Achtung, die sie den Kindern ihres neuen Vaters schuldig sind. Als ich im Frühjahre in St. Louis war, sagte mir mein Vater, wenn ich den Fluß hinabsähe, würde ich bald einen dieser Krieger bemerken. Ich erkannte, daß es wahr ist, und bin zufrieden, Dich zu sehen, weil Du weißt, daß der große Geist der Vater der Rothhäute wie der Weißen ist, und wenn die einen vernichtet werden, die andern nicht lange bestehen. Ich habe nie Krieg gegen unsern neuen Vater geführt, und ich hoffe, es wird immer ein gutes Vernehmen zwischen uns bestehen." Dann rauchte man und Tänze beschlossen den Abend. Die Männer und die Frauen erschienen ziemlich ele-

gant gekleidet dabei. Jeder hielt in der Hand die Haut eines Thieres und blies bisweilen einen andern an, während er ihm diese Haut hinhielt. Die Person, die so angeblasen wurde, fiel zu Boden, als wäre sie todt. Dieser Tanz ist nicht blos ein Vergnügen, sondern auch eine religiöse Uebung. Man muß gewissermaßen eingeweiht seyn, wenn man Theil daran nehmen will. Die übrigen Indianer glauben, diese Eingeweihten hätten die Macht, die Leute durch Anblasen zu tödten.

Pike setzte seine Reise fort. Am 12. kam er vor dem Wurzelflusse vorbei, gelangte am 16. in den Pepin-See, wo ihm ein Sturm überfiel, traf am 21. ein anderes Sioux-Dorf, in dem er nur Frauen fand, deren Geschwätzigkeit außerordentlich groß war, und lagerte endlich am 22. auf einer Insel, wo er eine Deputation von Sioux empfing, von denen er 100,000 Acker Land verlangte, die ihm für ein Geschenk von 200 Piastern abgetreten wurden.

Als er am 26. an St. Antonsfall ankam, mußte Pike seine Böte tragen lassen. Er zog noch etwa 200 Meilen darüber hinaus; da aber überraschte ihn der Winter; er mußte ein Lager aufschlagen und, 500 Stunden von jedem civilisirten Lande, von der Jagd leben. Am 17. Dec. brach man auf Schlitten wieder auf. Man kam vor mehrern Indianerlägern vorbei und erhielt Besuch von canadischen Jägern und englischen Handelsleuten. Pike besuchte auf dem See der Rothen Ceder einen der letztern, der ihn mit der größten Ehrerbietung aufnahm. Er nahm den See auf und gelangte am 1. Febr. zu dem Blutegel-See, dem Gegenstande seiner Forschungen, denn hier befand sich die Hauptquelle des Missouri, der hier nur 40 Fuß breit ist. Ein Arm steht mit dem Winnipeg-See in Verbindung, der das Wasser des Sees der Rothen Ceder aufnimmt. Weiter geht die Schifffahrt nicht.

An diesem See befand sich eine Niederlassung der englischen Nordwest-Compagnie; Pike wurde eben so freundschaftlich da aufgenommen. Nachdem er mehrere indianische Häuptlinge oder Krieger um sich versammelt hatte, erklärte er ihnen die Gründe seiner Ankunft, und forderte, daß sie einer Seits Frieden mit den Sioux machten und anderer Seits ihm die englischen Fahnen und Medaillen gäben, um sie gegen amerikanische umzutauschen. Er mußte bei diesen Unterhandlungen viel Geduld und kaltes Blut haben. Endlich willigten alle Häuptlinge ein, als Zeichen des Friedens aus der Uaschu-Pfeife zu rauchen; alle gaben auch, obgleich ungern, allmälig ihre Fahnen her, weit größer aber war die Schwierigkeit, als sie bestimmt werden sollten, Geißeln nach St. Louis zu schicken. Pike mußte, um ihren Widerstand zu besiegen, die Formeln der indianischen Beredtsamkeit ganz erschöpfen. „Es thut mir leid, sagte er, daß die Herzen der Krieger dieser Länder so schwach sind. Die andern Nationen werden sagen: was? Giebt es keine Krieger am Blutegel-, am Rothen- und am Regensee, die Muth genug haben, um die Pfeife ihres Häuptlings zu ihrem Vater zu tragen?" Diese Rede that ihre Wirkung; zwei der Häuptlinge standen auf und sagten, sie wollten die Sendung über sich nehmen. Dann wollten alle Pike folgen; aber zwei gnügten. Am 18. Febr. reiste er ab und zwar in einem von Hunden gezogenen Schlitten. Den 3. März traf er wieder auf seine Begleiter in ihrem Lager am Ufer des Mississippi, wo sie häufig Verkehr mit den Menomonis-Indianern gehabt hatten. Die Menomonis sind fast alle gut gewachsen und von mittlerer Größe; ihre Farbe ist lichter als die der andern Wilden; sie haben schöne Zähne, große ausdrucksvolle Augen und sanfte, edele Gesichtszüge. Pike bemerkte besonders ein Paar, das schönste, sagt er, das man sehen konnte. „Der Mann, der etwa 5 Fuß 11 Zoll maß, war ein prächtiger Mann, und seine 22 Jahre alte Frau hatte dunkelbraune Augen, rabenschwarzes Haar und einen ganz proportionirten Busen; sie schien nicht zu der übermäßigen Fülle geneigt zu seyn, welche die Indianerinnen gewöhnlich nach ihrer Heirath erlangen."

Zurückgekehrt nach St. Louis, nach einer Abwesenheit von 8 Monaten 22 Tagen, erhielt der Major Pike einen neuen Auftrag. Diesmal sollte er den Missouri und Osage mit den gefangenen Osagen hinaufgehen, die man ihren Landsleuten zurückgab, und mit den Abgeordneten dieser Stämme, welche von Washington zurückkamen. Auf dem Wege sollte er soviel als möglich Nachrichten über den Arkansas und den Rothen Fluß sammeln. Am 15. Juli 1806 brach er mit zwei Böten und einer Begleitung auf und ging den Missouri hinauf. Einige der gefangenen Indianer folgten dem Ufer, andere, darunter die Frauen, fuhren in einem Boote nach. Pike erzählt, sie hätten jeden Morgen über die Verwandten laut geklagt, welche sie verloren. „Mein geliebter Vater lebt nicht mehr!" riefen sie. „Ach, großer Geist, habe Erbarmen mit mir. Du siehst, ich weine immer; trockene meine Thränen und gieb mir Trost." Darauf antworteten die Krieger: „unsere Feinde haben meinen Vater erschlagen; er ist verloren für mich und meine Familie. Ach, Herr meines Lebens, ich beschwöre dich, erhalte mein Leben bis ich ihn gerächt habe, und verfüge dann über mich, wie es dir gefällt."

Als man in den Osage kam und einige Tage auf demselben hingefahren war, sah man die Verwandten und Freunde der Gefangenen kommen, die ihnen mit Pferden zum Tragen des Gepäckes entgegenkamen. Dieses Wiedersehen war ungemein rührend. Die Frauen stürzten ihren Männern in die Arme; die Väter und Mütter umarmten ihre Kinder, und alle gaben sich einer lebhaften aufrichtigen Freude hin. Mit Hilfe dieser Osagen konnte Pike die Böte tragen lassen, als er den Osage verlassen wollte, um in den Konsas und Arkansas zu fahren. Das Land, welches diese Flüsse trennt, ist dürr und undankbar, aber es beherrscht ein reiches, grünendes Becken, in welchem zahlreiche Heerden von Büffeln, Elenns und Rehen herumziehen. Man erreichte den Konsas am 7. Septbr. und bemerkte das erste Dorf der Panis. Da der Zweck der Expedition darin bestand, das gute Vernehmen zwischen den Stämmen herzustellen, so sprach Pike zuerst mit den Osage- und Konsashäuptlingen; der Waffenstillstand wurde abgeschlossen, man rauchte die Friedenspfeife; am schwierigsten aber war die Aussöhnung zwischen den Panis und Osagen. Der Häuptling der Panis, Caracteriche (weißer Wolf), benahm sich mit unüberwindlicher Starrheit, Stolz und Uebelwollen. Statt sich dem Rathe des amerikanischen Officiers zu fügen, drohte er, denselben mit seinen Leuten zu überfallen, wenn er darauf bestehe, weiter in sein Land einzudringen. Der Major achtete auf die Drohung nicht und gelangte an das Ufer des Arkansas, von wo er einen Lieutenant mit einem Boote, fünf Soldaten und zwei Osagen abschickte. Er selbst setzte seine Wanderung nach dem Gebirge fort.

Die Ufer des Arkansas hatten sich unterdeß mit einer zahllosen Menge von Büffeln bedeckt, und obgleich das Land bergiger und bergiger wurde, waren doch die Bäume sehr häufig. Alles zeigte, daß man nahe an den Quellen des Arkansas sey, aber die Strenge der Jahreszeit schien ein weiteres Vordringen zu verhindern. Pike entschloß sich, seine Soldaten in einem improvisirten Lager zu lassen, das man so gut als möglich befestigte, und mit nur zwei oder drei Gefährten seine Forschungen fortzusetzen. Er gelangte so bis zu dem Fuße eines sehr hohen Pics, den man auf den Karten den Spanischen Pic nennt, weil er die äußerste Grenze in NW. der mexikanischen Staaten bildet, und bestimmte die Höhe desselben auf 10,587 Fuß über der Prairie, was ungefähr eine Höhe von 18 bis 19,000 Fuß über dem Meeresspiegel gab, — welche Berechnung neuere aber berichtigt haben. Dieser Pic ist so kenntlich, daß ihn die Indianer dreißig Stunden in der Runde erkennen. Pike hatte bei der Wanderung in diesen rauhen Schneegebirgen die Absicht, die Lage zu bestimmen und die Quellen der verschiedenen Flüsse zu finden, welche hier entstehen, und er verrichtete diese Arbeit wirklich bei dem Osage, Plattfluß und Weißen Flusse; als er aber an den Rothen Fluß kam, irrte er sich zweimal, und konnte, trotz unerhörter Mühe und Anstrengungen und obgleich er sich jeden Tag gefährliche Wege durch das Eis bahnte, das Ufer dieses Flusses doch nicht finden. Bei dieser langen und fruchtlosen Forschung mußte er mit seinen Leuten Noth und Leiden ohne Zahl erdulden. Man mußte jeden Tag im Wasser, ohne Lebensmittel und in der Ungewißheit gehen, ob der Tag das nöthige Wildpret zur gemeinschaftlichen Erhaltung liefern werde. Nach vieler Ausdauer und nachdem hohe Bergketten überstiegen waren,

gelangte Pike endlich an das Ufer eines Flusses, den er für den Rothfluß hielt; es war der Rio del Norte. Ohne es zu wollen und gegen seine Instruction befand sich der Major auf spanischem Gebiete, was ihm eine Reihe neuer Verlegenheiten bereitete. Er traf auf spanische Posten und mußte vor den Gouverneur von Santa Fe, der Befehl gab, ihn an die amerikanische Grenze zurückzubringen. Der Zweck der Reise blieb nichts desto weniger unvollständig. Pike hatte die Lage des Rothen Flusses nicht ermittelt.

Lange nach dem Major Pike unternahmen es zwei andere amerikanische Officiere, der Major Long und der Capitain Bell, das Land zu durchforschen, welches sich zwischen dem Mississippi und dem Felsengebirge erstreckt. Sie brachen am 5. Mai 1819 von Pittsbourg auf und erreichten am 30. die Vereinigung des Ohio und Mississippi. Am 9. Juni waren sie in St. Louis und am 29. an der Mündung des Missouri. Den 1. Aug. nach der Ankunft im Fort Osage, ging eine Abtheilung zur Erforschung des Landes ab, welches der Konsas bespült. Man hatte an dem Stamme der Wilden daselbst einige neuerliche Angriffe mit bewaffneter Hand zu rächen, da die Eingeborenen aber friedlichere Gesinnungen angenommen zu haben schienen, so beschloß man, das Geschehene zu vergessen. Der Major Long ließ die Konsas-Häuptlinge zu einem Rathe zu, in welchem er den Vorsitz führte.

Die Panis, wie man gesehen hat, ein wilderes Volk, zeigten sich nicht so friedlich. Den 24. Aug. während eines Haltes am Ufer eines Flusses, sah man einige erscheinen, die anfangs mit den Amerikanern fraternisiren zu wollen schienen, später aber das Vertrauen, das man in sie gesetzt hatte, arg täuschten. „Die Panis waren wie zum Kampfe bemalt und geschmückt, und doch zeigten sie bei der Ankunft die friedlichsten Absichten, indem sie uns an der Hand nahmen, uns umarmten und uns die flache Hand vorhielten, was ein Zeichen des Friedens ist. Einige sprangen auf unsere Pferde, welche in gewisser Entfernung an Pfähle gebunden waren, und entflohen damit im Galopp, was uns sehr verdrüßlich war. Nichts hätte sie zurückbringen können; es wäre höchst unklug von uns gewesen, anders als im äußersten Nothfalle zu den Waffen zu greifen, denn der Sieg war sehr ungewiß und der Rückzug unmöglich."

Trotz diesen Unannehmlichkeiten setzten die Reisenden ihre Fahrt fort und am 15. waren sie bei der Mündung des Platte. Ueber diesem Flusse sind die Berge, welche sich am Missouri hinziehen, höher, steiler und nackter als vorher, zerrissen von zahlreichen Schluchten, und strecken wilde, unregelmäßige Kegel gen Himmel. Die Wälder sind nicht sehr umfangreich und durch sumpfige Prairien unterbrochen. Zur Ueberwinterung hatte man eine Stelle am linken Ufer des Missouri gewählt. Um sich einer Art Ruhe zu versichern, schloß man Frieden mit den Panis, der einzigen Völkerschaft, die sich feindselig gezeigt und wenige Tage vorher zwei Jäger weggefangen hatte. Der Frieden kam zu Stande wie mit den Otus, den Missouris und den Johuas, worauf der Major Long, der seine Anwesenheit hier für nutzlos hielt, nach Washington zurückkehrte, aber eine Besatzung in dem Fort ließ. Das Dampfboot, welches die Amerikaner getragen hatte, war der Gegenstand zahlreicher Besuche von Seiten der benachbarten Völkerschaften, besonders der Sioux, die ihr Erstaunen und ihr Entsetzen bei dem Anblicke der Maschine nicht verbergen konnten. Der Winter verging ziemlich gut; man hatte frisches Wildpret, zubereitetes Fleisch und Mocassins, welche die Indianer zum Tausche für einige Kleinigkeiten und Branntwein, ihr Lieblingsgericht, brachten.

Man hatte auch Verkehr mit den Omahas, einem weiterhin wohnenden Volksstamme. Diese Omahas sind Nomaden. Im April kommen sie von der Jagd zurück und im Mai besäen sie ihre Felder; dann richten sie die Häute der im Winter erlegten Büffel so zu, daß sie sich halten, bis sie Käufer dafür finden. Die jungen Männer gehen in der Zwischenzeit bis 80 Meil. weit, um den Biber, den Hirsch, das Elenn und andere Thiere zu jagen, deren Felle leicht verkäuflich sind. Die Häuptlinge der Omahas besitzen eine fast unumschränkte Gewalt. Unter denen, welche den höchsten Ruhm und die größte Macht gehabt haben, erwähnt man den berühmten Uaschinggohsaba, der bis 1800 herrschte. Bei seinem Tode wurde er nach seinem letzten Willen auf seinem Pferde auf der Spitze eines Berges begraben, der den Missouri beherrscht, damit er, wie er sagte, die Weißen nicht aus dem Gesichte verliere, welche den Fluß heraufkämen, um Handel mit seinem Volke zu treiben. Sein Grab wurde mit einem Hügel bedeckt, auf den man mehrere Jahre lang Lebensmittel legte. Dieser Mann soll, um seine Herrschaft zu begründen, zu grausamen Mitteln gegriffen haben. Er gab seinen Feinden und Nebenbuhlern Arsenik und fand so das Mittel, den Tod derselben auf unfehlbare Weise vorhersagen zu können. Sein Despotismus war jedoch nicht von Launen frei. Eines Tages verbot er, um seine Macht einem Weißen zu zeigen, der ihn bei einer großen Jagd begleitete, das Wasser eines Flusses zu trinken, an welchen sie kamen. Nur der Weiße war von diesem Verbote ausgenommen. Die Indianer gehorchten, ob sie gleich großen Durst litten.

Die Wolf-Panis, ein anderer Stamm aus dieser Gegend, hatten das Eigenthümliche, daß sie die einzigen unter den Indianern waren, welche die barbarische Gewohnheit hatten, dem großen Stern der Venus Menschenopfer zu bringen. Diese Ceremonie fand alle Jahre bei Beginn der Feldarbeit statt und ihrer Meinung nach würde eine völlige Mißernte eingetreten seyn, wenn sie jene Opfer unterlassen hätten. Um diesem Unglücke zuvorzukommen, hatte jeder das Recht, einen Kriegsgefangenen als Opfer darzubringen. Man nährte denselben gut, und befestigte ihn an einem bestimmten Tage an einen Pfahl. Derjenige, welcher ihn gebracht, spaltete ihm den Kopf mit dem Tomahawk und die übrigen schossen dann mit Pfeilen nach ihm. Einer der letzten Häuptlinge dieses Stammes suchte jedoch diesen grausamen Gebrauch abzuschaffen. Eines Tages, als er eine junge Gefangene an den Pfahl gebunden sah, trat einer seiner Söhne mitten in die Versammlung, erklärte, es sey der ausdrückliche Wille seines Vaters, diesen Opfern ein Ende zu machen, und setzte hinzu, er sey gekommen, um das Opfer zu retten und sey es mit Gefahr seines Lebens. Er führte das Mädchen wirklich durch die Menge hindurch, hob sie auf ein Pferd und brachte sie außerhalb des Bereiches der Indianer.

Als der Major Long mit frischer Mannschaft und Vorräth in dem Lager angekommen war, begann ein neuer Ausflug, diesmal aber zu Lande. Man wollte, freilich unter zahllosen Gefahren, dem Laufe des Plattflusses folgen, an welchem viele und wilde Indianer wohnen sollten.

Nachdem man durch die verschiedenen Lager der Wolfs-Panis und über eine ungeheuere natürliche völlig baumlose Wiese gekommen war, gelangte man an das Ufer dieses Flusses. Bei dem Zusammenflusse der beiden großen Arme ging man auf das rechte Ufer hinüber, das mit kurzem feinen Rasen bewachsen war. Unter den Bäumen am Flusse sah man viele, die abgestorben waren, entweder aus Alter oder wegen des Annagens durch Biber. Die Cactus wurden allmälig so häufig und so zweigig, daß sie den Marsch der Reisenden sehr verzögerten. Nur Büffel und Antilopen bewohnen diese weiten Einöden. Weiter hin und als man sich im Angesichte der Felsengebirge befand, erschienen die Löcher der Murmelthiere Luisianas, der kleinen unter dem Namen der Prairiehunde bekannten Geschöpfe. An manchen Stellen sind diese Baue so zahlreich, daß man sie Dörfer nennt; sie haben die Form eines abgeschnittenen Kegels, den Eingang oben, eine Höhe von 18 Zoll und unten eine Breite von 3 Fuß. Sieben bis acht solcher Prairiehunde wohnen in jedem dieser Löcher, und wenn das Wetter schön ist, kommen sie heraus und spielen vor dem Eingange. Bei der Annäherung der geringsten Gefahr entfliehen sie. Im Winter erstarren sie und sammeln deshalb für diese Jahreszeit nichts ein, gegen die sie sich dadurch schützen, daß sie sorgfältig die Eingangslöcher zu ihrem Baue verstopfen. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend.

Am 6. Juli erreichte der Major Long das Ende der Ebene, die er ungefähr in einer Strecke von 300 Stunden durchzogen hatte. Sie war durch eine Kette nackter Sandsteinfelsen von fast perpendiculairer Höhe

begrenzt, die einer großen Mauer glicher. Zwischen dieser Sandsteinmauer und den ersten Granitbergen zog sich ein Thal von einer Meile Breite mit einer großen Menge einzelner blendend weißer Steinhaufen hin, die man für von Menschen verfertigte Obelisken hätte halten können. Die Reisenden gelangten von Berg zu Berge an einen Ort, von woaus sie das Thal und die zahlreichen Flüsse desselben überblicken konnten. Neben ihnen war der höchste Pic des Landes, Pic Long; in W. das schmale Thal des Arkansas; im N. eine ungeheuere Schneemasse in einem kleinen Thale, aus dem wahrscheinlich ein Beifluß des Plattflusses kommt; im Osten dieser selbst, der Arkansas und andere Flüsse; im S. die Fortsetzung der Kette und zwischen zwei Pics ein kleiner See, der mit dem Arkansas in Verbindung stand.

Hier an der Grenze der spanischen Besitzungen endigte die Wanderung des Majors Long. Nachdem er die Höhe der höchsten Pics dieser Kette bestimmt hatte, kehrte er um und schiffte auf dem Arkansas den Ebenen zu, verließ denselben aber bald und wendete sich nach Süden, um das Ufer des Rothen Flusses zu erreichen. Das erst sandige und nackte Land gewährte bald mit Gras und Gesträuch bedeckte Stellen. Der wilde Wein wurde häufiger. An dieser Stelle traf man einen Stamm Kaskaskias, welche von den Franzosen Mauvais-Coeurs genannt werden. Diese Wilden sagten Long, er befände sich an dem Rothen Flusse, was aber falsch war, denn später erkannte man, daß es die Canadienne war. Sie setzten hinzu, in einer Entfernung von zehn Tagereisen würde er das Dorf der Panis-Picas finden. Die Kaskaskias haben schöne Züge, eine Adlernase, schöne Zähne, und glänzende lebhafte, obgleich kleine Augen; ihre Farbe, die lichter ist als die der Stämme im O., nähert sie mehr den Indianern am Missouri. Ihre Frauen sind, wenigstens nach denen zu urtheilen, welche man sah, sehr hübsch.

Der Marsch an der Canadienne hin war ziemlich glücklich. Je weiter man kam, zeigten Veränderungen in der Vegetation, daß man in eine neue Zone gelange. Die Ulmen, die Phytotaccas, die Cephalanthus hatten den Yucas, den strauchartigen Cactus und der Bartonia Platz gemacht. Am Tage war die Luft von dem betäubenden Getöse der Heuschrecken erfüllt, von denen ein schöner Falke lebt, welcher diesen Gegenden des Mississippi eigenthümlich ist. Weiter hin zeigten sich die Weinstöcke in wahrhaft wunderbarer Menge. Die Ulmen beugten sich unter der Last der zahllosen Trauben, mit denen sie bedeckt waren. Am Ufer zog sich eine lange Reihe sandiger Hügel mit Weinstöcken hin, die sich nicht über anderthalb Fuß über den Boden erhoben. Diese Dünen verdankten ihre Existenz den Weinstöcken, welche den von dem Winde herbeigeführten Sand aufgehalten hatten. Einige dieser Weinstöcke hatten keine Blätter mehr, dafür aber Früchte in solcher Menge, daß man die Stöcke nicht mehr sah. Diese Trauben sind die besten in der Welt.

Da der Maisvorrath erschöpft war, so mußte sich die Caravane mit Büffel- oder Bärenfleisch ohne alle Zuthat begnügen. Mitten in diesem Mangel und diesem Leid erreichte man den westlichen Abhang der Ozarkberge, die sich nach dem Mississippi hinziehen; einige Tage nachher befand man sich an dem Einflusse eines Stromes, den man sogleich für den Arkansas erkannte. Da erst überzeugte man sich von einem Irrthume; man war der Canadienne 800 Meilen weit gefolgt und hatte sie für den Rothen Fluß gehalten.

Der Rest dieser Reise besteht nur aus Zusammentreffen mit den zahlreichen und kriegerischen Indianerstämmen, welche in dieser Gegend herumschweifen. Long parlementirte abwechsend mit den Kiavas, den Kaskaskias, den Chayennen, den Arrapahus, welche sich alle wenig von denen unterscheiden, die längs dem Missouri leben, außer daß sie minder groß sind und eine mehr eingedrückte Nase haben. Weiter hin sah man etwa dreißig Ietans oder Camanchen, einen Stamm der Chochonis, mit fünf Squaws (Weibern). Diese Schaar war von den Osagen geschlagen und aller ihrer Habe beraubt worden. Nur die Frauen hatten ihre Kleidungsstücke, ihre Halsbänder von Glasperlen und ihren übrigen Schmuck behalten. Man mußte vor ihrer Stehlsucht sehr auf der Hut seyn. Nachdem man auf dem Wege noch viele andere Indianer getroffen, gelangte man in die Ozarkgebirge, wo mehrere blühende Niederlassungen entstanden sind. Am 8. October war man in Jackson, einer der wichtigsten Städte des Missouri, obgleich dieselbe nicht über 50 Häuser enthält; den 12. hatten sich alle am Cap Giraudeau gesammelt, von wo der Major Long und der Capitain Bell sich nach der Hauptstadt der Vereinigten Staaten wendeten, um dort Rechenschaft von ihrer Sendung abzulegen.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir allen Forschern folgen, welche beschwerliche und nützliche Reisen im Innern dieses Festlandes machten. Diese Aufgabe würde unsere Grenzen überschreiten. Wir würden 1823 den unermüdlichen Major Long wiederfinden, wie er bis zur Quelle des Saint Pierre hinaufgeht, das ganze Land durchzieht, das sich vom Winnipeg bis zum Holzsee erstreckt, vom Fort Chicago am Michigan-See aufbricht und erst auf seinem Wege die Menomonis, von denen bereits die Rede gewesen ist, die Potaûatomis, die Ottaûs und die Chipeûans findet, die minder schön und minder ausgezeichnet sind, dann an dem Rock River und Kichwake hingeht und den Mississippi an dem Orte wiedertrifft, welcher die Hundewiese heißt, wo das Fort Crawford steht; dann den großen Fluß hinaufgeht und den St. Pierre erforscht, an dessen Ufern die Dacotas und die Nahkapatores wohnen, friedliche und glückliche Völkerschaften, bis zur Grenze des Gebietes der Sioux und dem Rothen Flusse; endlich dem Rothen Flusse folgt und mit diesem an das Ufer des Winnipeg-Sees gelangt, das sumpfig ist. Man müßte ferner auf der einen Seite die merkwürdige Reise Schoolcrafts im Jahre 1820 über die große Kette der Seen Nordamerikas, und anderer Seits die Reihe gelehrter und muthiger Forschungen Mackenzie's, Hunt's, Stuart's, Crooks' und anderer anführen, welche 1811 und 1812 die schönen Arbeiten des Lewis und Clarke erneuerten, indem sie von der Mündung des Columbia zu jener des Missouri über die Felsengebirge gingen, — Reisen, die um so werthvoller für die Geographie sind, als sie die früher erworbenen Kenntnisse vervollständigten und bestätigten.

Kapitel L.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Geschichte und Geographie.

Der erste Seefahrer, welcher an dem nördlichen Amerika landete, war John Cabot mit seinem Sohne Sebastian Cabot, Venetianer im Dienste Englands. Er erhielt einige Schiffe von dem Könige Heinrich VII., segelte 1497 ab, entdeckte ein Land, das er Prima Vista nannte, wahrscheinlich Labrador, verkehrte mit den Eingeborenen, die Thierfelle trugen und mit Bogen, Pfeilen und Lanzen bewaffnet waren, und kam mit einer kostbaren Ladung nach England zurück. Dieser Versuch blieb ein vereinzelter; die Könige von Großbritanien benutzten diese Entdeckungen damals nicht. Frankreich und Spanien wußten bessern Nutzen davon zu ziehen. Ein Florentiner, Giovanni Verazzano, entdeckte Florida, nahm Besitz davon im Namen Franz I. und fuhr 700 Stunden weit an den Küsten Nordamerikas hin, das er Neu Frankreich nannte. Bei einer zweiten Reise wurde er von den Wilden umgebracht. Glücklicher war Jasques Cartier von St. Malo. Er entdeckte am 10. Mai 1534 das Cap Bonavista, die Spitze von Neufundland, und recognoscirte den St. Lorenzgolf. Im folgenden Jahre, bei einer andern Reise, that er noch mehr; er fuhr den großen Fluß hinauf und ankerte an der Mündung des Beiflusses, den man seitdem den Fluß des Jacques Cartier genannt hat. Hier trat er in Verbindung mit den Eingeborenen und gründete einen Posten, der sich zwei Jahre hielt, dann aber aufgegeben wurde. Seit dieser Zeit verging ein Jahrhundert, ehe Frankreich von neuem an Canada dachte. Von jenem ersten Versuche blieb nichts übrig als der Name Montreal, den man einer indianischen Niederlassung Hochelaga gegeben.

Spanien blieb nicht unthätig. Schon im Jahre 1528 landete Pamphilius de Narvaez in Florida, sah sich aber in Folge eines zu lebhaften Widerstandes von Seiten der Eingeborenen genöthigt, dasselbe zu räumen. Nach ihm erfuhr Fernando de Soto dasselbe Schicksal und unterlag den Strapazen und Gefahren seiner Unternehmung. Diesen Spaniern folgte eine Schaar Hugenotten unter dem tapfern und geschickten Ribault, den später Laudonniere verstärkte. Diese neuen Ansiedler bauten das Fort Caroline, das die Spanier bald belagerten und einnahmen, nachdem sie die ganze Besatzung niedergemacht hatten. Diese Grausamkeit blieb nicht ohne Repressalien. Dominique Gourgues reiste ab, um seine Glaubensbrüder zu rächen, bemächtigte sich kühn des Forts und ermordete seiner Seits die Spanier. Damit hatten aber die Colonisationversuche ein Ende.

Gegen 1578 erscheint England in Nordamerika. Walter Raleigh und Humphry Gilbert erhielten von Elisabeth einen Freibrief zur Colonisation eines Theiles dieses Gebietes. Gilbert landete ungefähr unter dem 51° n. Br., segelte dann nach Süden, nahm Besitz von Terre Neuve, wagte sich wieder auf das Meer und fand sein Ende in einem heftigen Sturme. Als sein Verbündeter todt war, setzte Walter Raleigh sein abenteuerliches Unternehmen nicht minder eifrig fort. Die Colonisation Virginiens, des ersten Punktes, der auf dauerhafte Weise auf dem amerikanischen Festlande besetzt wurde, war die Frucht seiner Bemühungen und seiner Ausdauer. Er schickte dahin zuerst Amados und Barlow, welche von dem Lande die einladendste Beschreibung entwarfen, dann zweimal Richard Grenville, der in Hatteras eine Niederlassung gründete, welche jedoch durch das schlechte Benehmen der Ansiedler und Mangel an Lebensmitteln bald gefährdet wurde. Man gewann dort anfangs weiter nichts als die Entdeckung des Tabaks, der seitdem in Europa so allgemein verbraucht wird. Diesem Versuche folgten andere von Raleigh, der John White abschickte; nach einem kurzen Aufenthalte verließen aber fast alle Europäer den Ort wieder und das Land verblieb von neuem den Indianern.

Die erste dauernde Niederlassung in Virginien fand 1606 nach der Reise Gosnolds statt. Der Capitain Christoph Newport, der mit 500 Leuten abreiste, die in dem Lande bleiben sollten, entdeckte das Cap Henry, welches die südliche Spitze der Chesapeake-Bei bildet, und gründete an dem Flusse James die Stadt James-Town, welche noch existirt. Die erste Zeit der Niederlassung war stürmisch; es traten Uneinigkeiten zwischen den Führern ein, und dem zu Folge wurde der verständigste Mann in der Gesellschaft, der Capitain Smith, ungerechter Weise ausgeschlossen. Später als die Colonie zugleich gegen Mangel und gegen die Wilden zu kämpfen hatte, wendete man sich von neuem an ihn und übertrug ihm eine Art Dictatur. Smith nahm sogleich entscheidende Maßregeln. Er errichtete Festungswerke um James Town, rückte gegen die Feinde, schlug sie, nahm ihnen die Wintervorräthe ab und richtete den Muth seiner Gefährten wieder auf. Leider fiel er bei einem Ausfluge in die Gefangenschaft der Indianer und man hielt ihn für verloren. Smith war um Aushilfe nie verlegen. Da er wußte, daß ein unvermeidlicher Tod seiner warte, so bemühte er sich, denselben zu verhindern. Er unterhielt die Indianer anfangs damit, daß er ihnen einen Compaß zeigte, und dann machte er mit diesem Instrumente einige Versuche, nach denen die Wilden ihn für ein übernatürliches Wesen ansahen. Trotz diesem ersten Erfolge sollte er ermordet werden, nachdem man ihn im Triumphe bei allen Stämmen herumgeführt hatte, als die Tochter des mächtigsten Sachems des Landes, die Indianerin Pocahontas, deren Vater Powatan allein ihn begnadigen konnte, heftige Liebe zu dem Gefangenen zu fühlen anfing und sich zwischen ihn und den Tomahawk stürzte, der ihn erschlagen sollte. Auf ihr Bitten willigte Powatan ein, Smith seinen Gefährten zurückzugeben, und Pocahontas, nun die Freundin der Engländer, fügte dieser Gunst die Absendung von Lebensmitteln hinzu, deren dieselben sehr bedurften. Später wurde das Schicksal dieser Ansiedler durch die Ankunft von Verstärkung aus England verbessert, und von nun an war das Problem der Besetzung Nordamerikas gelöst. Im Jahre 1609 wurde Lord Delaware zum Gouverneur und Generalcapitain der Colonie Virginien ernannt und Ghates mit Summers ihm vorausgesandt. Ein Unfall, der den braven Capitain Smith betraf, gefährdete die Colonie von neuem, als Delaware selbst erschien. Er blieb so lange als seine Gesundheit es ihm erlaubte. Unter ihm wurden Verträge mit den Eingeborenen geschlossen, und man sah selbst die Tochter eines Sachems, jene Pocahontas, die Befreierin des Capitains Smith, einen Engländer, Rolfe, heirathen, der sich heftig in dieselbe verliebt. Delaware billigte diese Heirath, welche gefeiert wurde, nachdem Pocahontas zum Christenthume bekehrt war. Später kam diese Prinzessin nach England, wo sie von Jacob mit den ihrer Geburt unter den Indianern schuldigen Rücksichten empfangen wurde.

Von dieser Zeit an begann eine neue Aera für Virginien. Man vertheilte die Ländereien unter die verschiedenen Ansiedler und pflanzte Tabak. Um den unruhigen Abenteurern Geschmack am Frieden und Eigenthum beizubringen, ließ man aus England eine ziemliche Anzahl junger Mädchen kommen, und nun gingen die Familienpflichten bei jenen Männern Hand in Hand mit den Pflichten der Bürger.

Die Virginische Colonie hielt sich unter verschiedenen Zufällen. Eines Tages wurde sie von den Indianern überfallen, welche die Hälfte der Pflanzer unbarmherzig ermordeten, diese aber übten blutige Wiedervergeltung und vernichteten die nächsten Stämme fast ganz. Daraus folgte ein Prozeß, worauf der Compagnie durch ein Urtheil der King's Bench der Freibrief entzogen wurde. Der freien Constitution folgte nun die Regierung eines provisorischen Rathes, errichtet von dem Könige Jacob und bestätigt durch Karl I., der Virginien mit seiner Krone vereinigte. Daraus folgten Unruhen, die nur durch die Ankunft des weisen Berkley als Gouverneur beendigt wurden. Auch in der revolutionairen Zeit von 1650 bis 1688 gab es Zwistigkeiten. Virginien hatte, um sich jacobinisch zu zeigen, mit dem Parlemente zu kämpfen. Abwechselnd unterworfen und rebellisch, in seinen Handelsprivilegien angegriffen oder durch neue Freiheiten begünstigt, ergriff es unter Bacon die Waffen gegen Berkley und kam bei dem Tode dieses Partegängers wieder unter die königliche Gewalt. Seit dieser Zeit bis zum Kriege 1756 mit Frankreich vergrößerten sich die Niederlassungen in Virginien mehr und mehr und gediehen fortwährend. Man wird sehen, wie die Geschichte der Ansiedler sich endlich mit der allgemeinen Geschichte der Vereinigten Staaten verschmolz.

Die Colonisation Nordamerikas zerfällt in zwei verschiedene Theile, nicht blos wegen der Verschiedenheiten des Climas, sondern auch wegen eines Contrastes in den Beweggründen, welche die Bildung leiteten. Die Colonisation Virginiens hatte, wie man gesehen hat, einen politischen Charakter; die Colonisation von Massachusetts und die Operationen der Compagnie von Plymouth erfolgten in religiösen Absichten. Daher die Scheidewand zwischen den beiden Niederlassungen, die noch besteht. Die Ländereien nördlich von Virginien waren wohl von einigen Forschern besucht worden, unter andern von dem Capitain Smith, aber Niemand dachte daran, da Niederlassungen anzulegen, als die Verfolgung in diese fernen Gegenden eine Menge Puritaner und namentlich Brownisten trieb, welche die Unduldsamkeit der britischen Geistlichkeit zur Auswanderung zwang. Sie landeten in der Provinz Massachusetts an einer Küste, welche mit der Compagnie von Plymouth überlassen worden war, und gründeten da Neu-Plymouth, die erste Stadt in dieser amerikanischen Gegend. Es war anfangs mehr eine Verbindung, als eine Colonie. Wie die Herrnhuter hatten diese Christen ihr Vermögen zusammengelegt, was lange die Fortschritte der Colonisation aufhielt. Da die Verfolgung in England aber fortdauerte, so schlossen sich neue Puritaner dem ersten Kern der Brownisten an und gründeten so allmälig Salem, Boston, Charleston, Dorchester, Roxborough, mit gleichen Gesetzen wie die Neu-Plymouths, welche mehr religiöse als bürgerliche waren. Von da an schienen alle europäischen Secten hier zusammenzutreffen, wo die mystischste Strenge und der unduldsamste Rigorismus herrschten. Statt sich mit der Urbarmachung des Landes zu beschäftigen, erschöpfte man sich in theologischen Streitigkeiten. Daraus entstanden neue Schismas, welche die Gründung

mehrerer neuer Staaten veranlaßten, wie Providence, Rhode Island und Connecticut, deren jeder seine Gesetze und seine Cultur hatte. An mehrern dieser Orte traf man die Holländer, welche das Land den stärkern und einigern Ansiedlern abtreten mußten. New Hampshire und Maine hatten eine ähnliche Entstehung, und so nahm man allmälig einen immer größern Raum ein; aber da erschienen die Indianer und man mußte sie bekämpfen. In weniger als drei Monaten wurde die Nation der Peguoden vertilgt. Im Jahre 1640 war der Zustand der verschiedenen Niederlassungen im Norden zufriedenstellend. Seit 1620, der Zeit der ersten Auswanderung der Brownisten, waren an dieser Küste 22,000 Ansiedler mit 200,000 Pf. Sterl. angekommen. Sie benutzten den Kampf Cromwells gegen die englische Dynastie, um für sich so viele Privilegien und Rechte als möglich in Anspruch zu nehmen. Zu derselben Zeit befleckte das Land eine Verfolgung gegen die Quäker und gewährte so das Beispiel eines auffallenden Widerspruchs bei einem Volke, das selbst vor einer ähnlichen Verfolgung geflohen war.

Andere Verlegenheiten entstanden aus der Nähe der Franzosen, die sich von neuem in Canada niedergelassen hatten. Man mußte dieselben mehrmals bekämpfen. Schon 1690 begann der Krieg; der Friede von Ryswick machte ihm ein Ende, aber er begann von neuem 1704. Im Jahre 1707 nahm man den Franzosen Port Royal in Neuschottland und versuchte gegen Canada einen fruchtlosen Angriff, den der Friede von Utrecht aufhielt. Dieser abwechselnde Krieg und die Regierungsveränderungen bezeichneten allein diese Periode der politischen Existenz von Massachusetts. Die Einnahme von Louisbourg 1745, und 1746 eine unglückliche Landung französischer Truppen auf dem amerikanischen Gebiete bezeichneten noch die Verhältnisse der beiden benachbarten Colonien zu einander vor dem Frieden zu Aachen. In dieser Zwischenzeit waren die verschiedenen Staaten der Union allmälig gegründet worden und hatten sich vergrößert. New Hampshire und Maine bestanden seit 1622 in Folge der Bemühungen Ferdinand Georgs. Connecticut, das 1635 den Holländern durch Auswanderer von Massachusetts abgenommen wurde, hatte bereits seine Constitution, seine Schule zu Yale, seine religiösen Schismen und seine theologischen Streitigkeiten. Rhode Island und Providence, die 1636 von Roger William gegründet wurden, hatten ebenfalls eine Charte und besaßen schon 1647 eine der blühendsten Städte Nordamerikas, Newport. New York, das die Holländer und Schweden einander streitig zu machen schienen, hatte sich 1664 dem Obersten Nichols unterworfen, wurde abwechselnd wieder genommen und wieder erobert und blieb endlich in den Händen der Engländer. Um sich dort mit einiger Sicherheit niederzulassen, mußte man die Indianer in den benachbarten Wäldern bekämpfen, von denen sich fünf Stämme unter einander verbunden hatten. In dieser Kriege war es, wo die Franzosen unter La Barre und die Engländer unter Dongan standen, daß ein wilder Häuptling in Bezug auf den Frieden, den man von ihm verlangte, die Antwort gab: „Höre, Yonnondio (La Barre), ich schlafe nicht; meine Augen sind geöffnet und die Sonne, die mich bescheint, zeigt mir einen großen Krieger an der Spitze seiner Soldaten, der spricht als ob er träume. Er sagt, er sey in dieses Land nur gekommen, um die Friedenspfeife zu rauchen mit den Onondogas; aber Garrangula antwortet ihm, daß er das Gegentheil sieht, daß er kam, um die Onondogas zu vertilgen, wenn die Krankheit nicht ihre Arme geschwächt hätte. Wir haben die Engländer zu unsern Seen geführt, damit sie mit den Utawawas und den Quagtocs Handel treiben könnten, wie die Adirondas die Franzosen zu unsern Zelten geführt hatten, damit sie Handel trieben. Wir sind frei geboren, wir hängen weder von Yonnondio (La Barre), noch von Corlear (Dongan) ab. Wir wollen gehen, wohin es uns gefällt, und kaufen, was uns beliebt. Wenn Euere Verbündeten Euere Sclaven sind, so braucht sie als Sclaven und befehlt ihnen, nur mit Euch zu handeln. Höre, Yonnondio; was ich Dir sage, ist das Wort der fünf Völker. Als sie das Beil zu Cadaracui in dem Fort begruben, pflanzten sie dort zugleich den Baum des Friedens, damit man sagen könne, das Fort sey zugleich ein Schutz für die Soldaten und ein Sammelplatz für die Handelsleute. Sorge dafür, daß die vielen Soldaten darin den Baum des Friedens nicht verletzen und ihn nicht hindern, mit seinen Zweigen Dein Land und das unsere zu bedecken. Ich schwöre es, daß unsere Krieger unter seinen Zweigen tanzen und das Beil gegen ihn nicht erheben werden, bis Yonnondio und Corlear das Land überfallen, das der große Geist unsern Vätern gegeben hat." So hatte sich die Niederlassung von New York mitten unter Kämpfen bald mit den Indianern bald mit den Franzosen allmälig befestigt. In der Mitte des 17. Jahrhunderts zählte die ganze Colonie von New York nicht mehr als 100,000 Einw.; hundert Jahre später hatte die Stadt New York allein so viele.

New Jersey, wie New York eine Eroberung des Obersten Nichols, hat in seinem Schooße Elisabeth Town sich erheben sehen und war fern von jedem Kriege friedlich zu einer glücklichen Lage gelangt. Pennsylvanien und Delaware, 1627 von den Schweden gegründet, 1651 von den Holländern weggenommen, waren 1654 in die Hände der Engländer gefallen. Die wahre pennsylvanische Colonie existirt aber erst seit 1681, als der berühmte William Penn an den Ufern des Delaware erschien. Er war einer der Söhne des Admirals William Penn, der unter dem Protectorate Cromwells Jamaica eroberte. Penn stellte sich an die Spitze der Quäker und bat in Folge von Verfolgungen in England um die Abtretung Pennsylvaniens, die er auch erhielt. Er selbst kam bald, um seine Stadt, Philadelphia, am Zusammenflusse des Schuylkill und des Delaware zu gründen. Die Constitution Penns, deren Aufschrift hieß: „die Freiheit ohne Gehorsam ist eine Verwirrung, und der Gehorsam ohne Freiheit eine Sclaverei", hatte eine Menge Auswanderer zu ihm gezogen, die durch milde und weise Gesetze zurückgehalten wurden. Keine Colonie war schneller ihrem großen und glücklichem Geschicke entgegengegangen.

Die andern Staaten waren nicht zurückgeblieben. Das von Cecil, Lord Baltimore, gegründete Maryland erhob sich im Schutze einer Constitution, die ihm große Privilegien sicherte. Trotz den heftigen Erschütterungen, welche ihre ersten Jahre störten, gedieh die Colonie doch sehr schnell. Im Jahre 1660 zählte sie 12,000 Einw. Ebenso war es mit Süd- und Nord-Carolina, welche in Folge der unglücklichen Versuche Raleighs den großen Herren am Hofe Karls II. gegeben worden waren. Charleston war 1680 gegründet worden und das Land ging von da an ununterbrochen einem steigenden Glücke entgegen. Georgien, im Jahre 1733 von Oglethorpe gegründet, hatte kein minder günstiges Schicksal betroffen. Als es sich von Spanien angegriffen sah, vertheidigte es sich tapfer und wußte seine Unabhängigkeit zu behaupten. In der Constitution befand sich aber leider wie in jener der beiden Carolinen ein Fehler, dessen traurige Folgen noch heute fühlbar sind, nämlich die Duldung der Sclaverei. Die Ansiedler von Georgien und den beiden Carolinen hatten, entweder aus Nachahmung der Spanier oder in dem Wunsche, kräftige Arme zu ihren Landarbeiten zu besitzen, Neger gekauft und so das Eigenthum des Menschen über den Menschen und die Suprematie der Haut gegründet.

Das war zur Zeit ihrer Entstehung der Zustand der Colonien Nordamerikas. Einzeln gegründet und ohne eine andere Verbindung unter einander als ein gemeinsames Mutterland, fühlten sie das Bedürfniß einer innigern Vereinigung erst, als sie sich von dem Kriege bald von Seiten der Franzosen, bald von Seite der Spanier bedroht sahen. Die französischen Niederlassungen in Canada waren parallel mit den verschiedenen englischen vorgeschritten; Port Royal war 1605 und Quebec 1608 angelegt worden. Dieser Zustand einer Colonialnebenbuhlerei war die Ursache eines Kampfes, der jedem Wechsel von Krieg und Frieden folgte, die Europa zu jener Zeit sah. Ebenso war es zwischen Florida, das damals den Spaniern gehörte, Georgien und Carolina. Diese beiden letztern Staaten wurden oft von imposanten Streitkräften bedroht, und Charleston selbst, das sich in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts belagert sah, verdankte seine Rettung nur der Tapferkeit seiner Bewohner. Die unaufhörlichen Kriege gegen die Indianer verwickelten diesen Zustand noch mehr.

Im Jahre 1739 jedoch, als der Krieg zwischen Großbritanien und Frankreich nebst Spanien ausbrach, waren die amerikanischen Colonien stark genug, um Louisbourg nehmen zu können, eine sehr befestigte auf der Insel des Cap Breton liegende französische Stadt. Von 1749 bis 1763 verdoppelten sich diese Feindseligkeiten wieder. Obgleich in Europa Frieden herrschte, schlug man sich doch in Amerika; die Engländer hatten den Lord Loudon dem Marquis von Montcalm entgegengestellt, der das Fort Wilhelm Heinrich nahm; aber diesem glücklichen Anfange folgten bald Unfälle: der General Amherst bemächtigte sich Louisbourgs; der General Wolfe gewann über Montcalm eine entscheidende Schlacht, welche die Uebergabe Quebecs herbeiführte. Endlich im Jahre 1761 war v. Vaudreuil, den die englischen Truppen einschlossen, genöthigt, die Stadt Montreal, wenn auch unter ehrenvollen Bedingungen, zu übergeben, den letzten Posten, den Frankreich auf einem durch Ströme französischen Blutes erkauften Boden inne hatte. Canada war also für das Cabinet von Versailles gänzlich verloren und die Engländer hatten in Nordamerika fast keine Nebenbuhler mehr. Durch den 1763 unterzeichneten Frieden behielt Frankreich in Amerika nur einen Theil von Louisiana und die Insel Neu Orleans; Spanien trat Florida ab, um dafür Havannah wieder zu erhalten. So waren die Engländer im Süden von den Spaniern und im Norden und Westen von den Franzosen befreit.

In dieser ruhigen Periode, nachdem sie ihre äußere Lage gesichert hatten, dachten die amerikanischen Colonien an ihre Emancipation und Unabhängigkeit. Um diese Zeit zählten die Staaten 3 Mill. Einw. und es war schwer, diese Menschenmasse lange den Interessen des Mutterlandes dienstbar zu erhalten. Zu verschiedenen Malen hatten auch vexatorische Maßregeln, wie die Schifffahrtsacte, Widerstand in den Colonialversammlungen gefunden; es gehörten jedoch ernstere Ursachen dazu, um sie zu einer offenern Schilderhebung zu bringen. Die vom Hause der Gemeinen angenommene Stempelacte veranlaßte diese Bewegung. Kaum war diese neue Auflage, welche alle örtliche Freiheiten verletzte, in Amerika bekannt, als die Colonialversammlung von Virginien dagegen protestirte. In Massachusetts und New York, in Carolina und New Hampshire empörte das Willkührliche dieser Maßregel alle Gemüther. Die Zeitungen von New York und Boston erließen beredte Manifeste, um das Volk aufzufordern, sich zur Vertheidigung seiner Rechte zu vereinigen. Die Stempelbeamten konnten nirgends ihre Functionen ausüben, und an mehrern Orten pflanzte man Freiheitsbäume, die demnach amerikanischen Ursprungs sind, auf. Als das englische Ministerium gestürzt und die Stempelacte zurückgenommen war, beruhigte sich diese allgemeine Volksbewegung wieder etwas. Pitt übernahm damals die Vertheidigung der Colonien und es wurden ihm Denkmäler errichtet. Aber diese für das Mutterland günstige Reaction währte nicht lange. Neue Auflagen, besonders die Abgabe von Thee, gaben Veranlassung zu neuen Unruhen und zu einem neuen Bruche; an mehrern Punkten kam es zu Collisionen und Gewaltthätigkeiten; man schlug sich in Boston und in andern Städten.

Es wurde ein allgemeiner Congreß nach Philadelphia berufen. Am 4. Septbr. 1774 eröffneten die Abgeordneten von elf Staaten, 55 an der Zahl, ihre denkwürdige Sitzung unter dem Vorsitze Peyton Randolphs von Virginien. Hier nahm man, nachdem jede Verbindung mit dem Mutterlande abgebrochen war, die erste Erklärung der Rechte an, worin die Autorität des Mutterlandes noch anerkannt ist. Es wurden Manifeste an die Bewohner von Canada und Florida erlassen. Das Land befand sich in einem solchen Zustande der Aufregung, daß ein Funke einen Brand entzünden konnte. Der Tag von Lexington beschleunigte dieses Resultat. Die englischen Truppen wurden dort von improvisirten Milizen geschlagen. Von da an war der Kampf zwischen England und seinen Colonien begonnen.

Augenblicklich bewaffnete sich das Land. Die Insurgenten überfielen die Forts, welche die Seen Champlain und George beherrschten, und während ein zweiter in Philadelphia versammelter Congreß die königliche Autorität noch anerkannte, sprach das vergossene Blut lauter, daß alle Königsherrschaft in Nordamerika vorüber sey. Das englische Ministerium seiner Seits durfte nicht nachgeben, ohne das Schwert gezogen zu haben. Zahlreiche Truppen wurden in die Neue Welt geschickt unter den Befehlen der Generale Howe, Burgoyne und Clinton, die sich mit dem General Gage vereinigten. Das erste Gefecht, jenes von Boston, fiel zu Gunsten der Amerikaner aus, welche damals den berühmten Washington zu ihrem Generale ausriefen. Dieser junge Feldherr organisirte sofort eine noch indisciplinirte Armee, die aber von dem glühendsten Patriotismus begeistert wurde. Man beeilte die Belagerung von Boston; man gab Caperbriefe gegen die Engländer und endlich nahm man zur Fahne der Unabhängigkeit die neue gestirnte Flagge mit den dreizehn rothen und weißen Streifen an.

Der Krieg dauerte mit abwechselndem Erfolge fort. Vor Quebec besiegt, hielten sich die Amerikaner mit Vortheil in ihren Linien vor Boston und nahmen endlich diesen wichtigen Platz weg. Zu gleicher Zeit waren im Innern diejenigen zu bekämpfen, die es mit den Engländern hielten.

Der Feldzug von 1776 wurde durch eine neue Anstrengung Englands bezeichnet, das nach Amerika eine Armee deutscher Hilfstruppen von 18,000 Mann unter den Befehlen der Generale Clinton und Cornwallis, und eine Flotte unter Peter Porter schickte. Nachdem diese Truppen vor Charleston gelandet waren, wendeten sie sich gegen New York, wo der amerikanische Oberfeldherr befehligte.

Mitten unter solchen Gefahren versuchte man, Amerika eine freie und republikanische Constitution zu geben. Thomas Payne hatte in seinem „Gesunden Verstand" die Geister vorbereitet, etwas Vollkommneres und für die amerikanische Freiheit besser Geeignetes anzunehmen, als die alte englische Verfassung, die für diese neue Gesellschaft nicht mehr paßte. Es war in dem ganzen Lande nur eine Stimme als der Congreß am 4. Juli 1776 die von Franklin, Jefferson, John Adams, Sherman und Livingston verfaßte Unabhängigkeitserklärung erließ, die von allen Provinzialdeputirten unterzeichnet wurde und die Vereinigten Staaten zu freien und unabhängigen Staaten machte. Durch diese Acte wurden dreizehn englische Colonien eine große Republik. Diese vor allen Regimentern vorgelesene Acte wurden mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen.

Das Unglück von Long Island, wo 3000 Amerikaner blieben, entmuthigte Washington nicht. Bis das Decret des Congresses, welches die Bildung eines permanenten Heeres gebot, in Kraft gesetzt wurde, neckte er den Feind durch partielle Scharmützel, vertheidigte das Gebiet von Delaware Fuß für Fuß, wo die Engländer täglich neue Fortschritte machten, rettete Philadelphia durch einen kühnen Handstreich gegen den Oberst Rolle und nöthigte den Feind zum Rückzuge.

Als der Congreß über das Schicksal Philadelphias wieder beruhigt war, kehrte er dahin zurück und empfahl sich durch seine Thätigkeit wie durch die Energie seiner Maßregeln. Franklin war nach Frankreich geschickt worden und schon regte sich Europa bei dem Anblicke jenes für seine Freiheit kämpfenden Volkes. Der junge Lafayette, Kosciusko, der später so hohen Ruhm gewann, der brave Pulawski und der Baron Falk hatten bereits ihren Degen dem Dienste der Amerikaner gewidmet, und der Feldzug von 1777 begann unter ziemlich günstigen Auspicien. Die Nachrichten aus Europa waren ermuthigend. Franklin hatte an dem Hofe von Versailles Glück gehabt. Frankreich erkannte die Vereinigten Staaten an und schloß mit denselben ein Freundschafts- und Handelsbündniß. Ein fast allgemeiner Krieg war die Folge des amerikanischen. Ein französisches Geschwader von 12 Linienschiffen und 4 Fregatten unter dem Befehle des Admirals d'Estaing segelte am 19. April von Toulon ab, erschien kurze Zeit darauf an der amerikanischen Küste und belagerte Newport, die Hauptstadt von Rhode Island. Eine Seeschlacht zwischen dem englischen und französischen Geschwader hinderte das Gelingen dieser Unternehmung.

Der Feldzug von 1779 war eben so wenig entscheidend als jener vom vorigen Jahre. Alles beschränkte sich auf Scharmützel einer Seits mit

den Indianern und anderer Seits mit den Engländern. Es war Befehl zu einem Vertilgungskriege gegeben. Der englische General Clinton verwüstete alles auf seinem Wege, verbrannte blühende Städte und bohrte eine große Anzahl Schiffe in den Grund, mußte sich aber, als er bei Stoney Point auf Washington traf, auf die Vertheidigung beschränken. Der Krieg vereinzelte sich zwar, nahm aber einen erbitterten und wildern Charakter an. Bei der Belagerung von Savannah hatte man den Tod Pulawskis zu beklagen, der in einem Angriffe zwischen zwei Redouten blieb. Der General Lincoln mußte nach dem denkwürdigsten Widerstande Charleston übergeben und Südcarolina wurde wieder eine königliche Provinz. Die amerikanische Sache schien gefährdet, als Lafayette von Frankreich ankam und nach ihm Rochambeau, der in Newport mit 6000 Franzosen landete. Washingten vereinigte sich mit ihm, während der General Green das Commando über alle republikanischen Streitkräfte in Süden übernahm.

Die englische Sache hielt sich jedoch immer mit großer Macht, besonders in den südlichen Theilen, und obgleich Großbritanien sich nicht gefürchtet hatte, Holland den Krieg zu erklären, schien es doch durch die Zahl und Macht seiner Feinde keineswegs besorgt zu werden. Das Jahr 1781 begann unter ziemlich traurigen Auspicien für die Amerikaner. Es fehlte ihren Truppen an Kleidungsstücken, an Geld und oft an Lebensmitteln; sie lehnten sich deshalb auf und verlangten ihren Sold. Zum Glück fand damals in Süden bei dem Orte Cowpens zwischen dem von Lord Cornwallis detaschirten Obersten Tarleton und dem General Morgan ein der Zahl der dabei verwendeten Truppen nach unbedeutendes, in seinen Folgen aber wichtiges Gefecht statt, denn es rettete Amerika. Da Morgan siegte, so schlossen sich die Bewohner von Carolina, die bisher zwischen den beiden Parteien noch geschwankt hatten, sogleich der Sache der Unabhängigkeit an, und Lord Cornwallis verlor in Folge eines verderblichen Manövres die wichtige Stellung, die er in Carolina inne gehabt hatte. Nach einer blutigen Schlacht zwischen ihm und Green bei Guilford House, wobei eigentlich keine Partei siegte, mußte er sich auf Wilmington zurückziehen, und wenige Tage darauf war er auf den Besitz Savannahs und des Bezirks von Charleston beschränkt. Während dieser Zeit verwüstete der Ueberläufer Arnold Virginien, das Lafayette mit 1200 Mann zu vertheidigen übernahm. Bald rückten nach einem neuen Plane Rochambeau und Washington gegen Lord Cornwallis und schlossen sich an Lafayette vor York Town an, das der Lord zum Waffenplatze gewählt hatte und worin er sogleich belagert wurde. Nach drei Wochen mußte die Stadt capituliren. Lord Cornwallis konnte nicht einmal die militairischen Ehren erhalten; sein Armeecorps streckte die Waffen. Diese glänzende That entschied das Schicksal Amerikas. Eine Aenderung des Cabinets in England that das Uebrige. Kurze Zeit darnach kehrte Rochambeau mit seinen Franzosen nach Frankreich mit dem Segen eines Volkes zurück, das sie befreit hatten, und in dem Vertrage von Paris vom 3. Febr. 1783 erkannte Großbritanien die Unabhängigkeit seiner ehemaligen amerikanischen Colonien an. Die neue Republik behielt das Gebiet zwischen Florida, Neuschottland, den Seen und dem Missisippi; Spanien erhielt Florida und Frankreich fand sich gegen Großbritanien wieder auf demselben Fuße wie vor dem Bruche.

Das Land war nun wohl frei, aber verwüstet. Eine Anleihe von 227 Mill. Francs lastete auf der Zukunft der Vereinigten Staaten, und 70,000 Amerikaner waren in dem siebenjährigen Kriege umgekommen. Der Congreß sah sich einer drohenden Armee gegenüber, ohne die ersten Mittel zur Befriedigung derselben zu haben. Die Popularität Washingtons kam ihr zu Hilfe; die Entlassung ging ohne Unruhe von Statten. Washington legte Rechenschaft von seinen Benehmen ab, entsagte dem Oberbefehle und begab sich auf sein Landhaus Mount Vernon, nachdem er einen großen Theil seines Vermögens der amerikanischen Sache geopfert hatte.

Der Krieg veranlaßte jedoch auch bald eine Handelskrisis. Die Waaren fanden keinen Abgang; das Papier war nur mit 50 Proc. Verlust anzubringen. Es wurde eine Versammlung gehalten, worin sich die berühmtesten Namen der Vereinigten Staaten befanden, Washington Franklin, Robert, Morris, Madison. Ein Convent, zu dessen Präsidenten Washington erwählt wurde, votirte trotz einigem Widerstande aus Localinteressen die amerikanische Constitution von 1788. Diese Constitution erkannte einen aus zwei Kammern, jener der Repräsentanten und jener des Senats, bestehenden Congreß an. Die ausübende Macht sollte in den Händen eines alle vier Jahre von den in jedem Staate ernannten Wählern gewählten Präsidenten liegen. Die alleinigen Bedingungen zu der Präsidentschaft waren ein Alter von 35 Jahren und Geburt in den Vereinigten Staaten. Der Congreß besitzt die gesammte gesetzgebende Gewalt und der Präsident hat nur ein hinausschiebendes Veto, das vor einer zweimal wiederholten Abstimmung fällt. Das Recht, Krieg zuerklären, kommt dem Congresse zu. Der Präsident befehligt die Land- und Seemacht, kann aber eigenmächtig weder die regelmäßige Armee vermehren, noch die Miliz unter die Waffen rufen. Auch zum Abschlusse von Verträgen gehört die Billigung und die Mitwirkung des Senats.

Der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Washington, der mit Stimmeneinheit ernannt wurde. Sein Name schon reichte hin, den Credit wieder etwas aufzurichten. Der Congreß beschäftigte sich unter ihm mit den ersten und nützlichen Maßregeln, welche das Inswerksetzen eines ganz neuen Systems erleichtern sollten. Jefferson wurde zum Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten, der Oberst Hamilton zum Staatssecretair der Finanzen, Knox zu dem des Krieges und Jay zu dem der Justiz ernannt. Im Jahre 1790 bewilligte man einige mäßige Abgaben und decretirte die Einrichtung einer Bank. Im Jahre 1793 wurde Washington trotz der Partei der Exaltirten von neuem erwählt, und bald theilte sich der Congreß, der die Wirkung der revolutionairen Bewegung in Frankreich fühlte, in zwei Parteien, deren eine demokratischer als die andere war, denn in Nordamerika konnte es von nun an nur Demokratie geben. Im Jahre 1796 lief die Vollmacht Washingtons von neuem ab. Er würde einstimmig nochmals erwählt worden seyn, verbreitete aber eine Adresse, in welcher er seinen unwandelbaren Entschluß aussprach, der Präsidentschaft zu entsagen und sich von den Geschäften zurückzuziehen. Im folgenden Jahre starb er in Mount Vernon. Man ernannte John Adams zum Präsidenten und Jefferson zum Vicepräsidenten.

Unter John Adams kamen einige Mißhelligkeiten mit Frankreich vor, das damals unter dem Directorium stand, und man fürchtete anfangs einen Krieg; eine Gesandtschaft ebnete jedoch die Schwierigkeiten. Das Glück der Union wuchs jedes Jahr und die Zählung von 1800 gab 5 Mill. Einw. für die ganze Republik. Seit der ersten Zählung waren drei andere Staaten in die Union aufgenommen worden, Kentucky, Vermont und Tennessee; mehrere andere Bezirke hatten sich in Westen gebildet und verhießen dem amerikanischen Bunde neue Vergrößerung.

Im Jahre 1801 bewarben sich Jefferson und Adams um die Präsidentschaft, und der eine wurde von der demokratischen, der andere von der föderalistischen Partei unterstützt. Jefferson siegte. Die wichtigste Handlung seiner Verwaltung war die Organisation Louisianas, das von Spanien wieder an Frankreich abgetreten und von diesen für 80 Mill. Francs an die Vereinigten Staaten verkauft wurde. Fast einstimmig 1805 wieder erwählt, hatte Jefferson in der zweiten Periode seiner Macht große äußere Kämpfe zu bestehen. Es war die Zeit, als das auf dem Continente allmächtige Frankreich England die Herrschaft auf dem Meere überlassen zu wollen schien. England, das keine rivalisirende Flagge mehr sah, erlaubte sich eine Menge Mißbräuche der Gewalt; raubte amerikanische Matrosen selbst an der Küste der Union; nahm neutrale Schiffe weg, und ergriff endlich eine noch gewaltsamere Maßregel, setzte das System der nominellen Blokade in Kraft und entzog so den Vereinigten Staaten einen werthvollen Handel der Neutralen mit Frankreich. Auf diese Blokade antwortete Napoleon durch das Decret von Berlin, welches die Continentalsperre verordnete. Da ging England noch weiter; es verbot den

Neutralen, mit den Häfen zu handeln, von denen seine Schiffe ausgeschlossen waren. Als Antwort schleuderte Napoleon Schlag auf Schlag die Decrete von Mailand, Bayonne und Rambouillet, welche den Neutralen untersagten, mit England zu handeln. Als seine Befehle nicht vollzogen wurden, ließ er fast 1500 amerikanische Schiffe wegnehmen, von denen ungefähr zwei Drittel für gute Prise erklärt wurden. Daher rührt die Entschädigung von 25 Mill., welche Frankreich 1835 den Vereinigten Staaten zugestand.

Jefferson folgte 1808 Madison, der blutige Kriege gegen die allmälig unterworfenen Indianer und gegen di Engländer zu führen hatte, die nur einen Vorwand suchten, um die Amerikaner von neuem anzugreifen. Diese kamen ihnen zuvor, indem sie den 19. Juni 1812 den Krieg erklärten und Hull in Canada eindrang. Leider war man bei den Vorbereitungen zu diesem Kriege unvorsichtig zu Werke gegangen. Michillimackimag, das amerikanische Gibraltar, am Michigan-See, ergab sich ohne Schwertstreich, und von überlegenen Streitkräften umringt, streckte Hull die Waffen, ohne einen Schuß gethan zu haben. Hätten in diesem Augenblicke nicht die Thaten der Marine den öffentlichen Geist in den Vereinigten Staaten aufrecht gehalten, so wäre vielleicht die Zukunft der Republik gefährtet gewesen. Hier griff die „Constitution" die englische Fregatte „die Kriegerin" an und nahm sie, wie später die Fregatte „Java"; dort nahm „die Vereinigten Staaten" eine andere Fregatte von 49 Kanonen, nach einem der schönsten Kämpfe, die man gesehen hat; der „Essex" und der „Argus" machten viele Prisen, die amerikanischen Corsaren kreuzten auf allen Meeren und machten sich denen furchtbar, die sie so lange verachtet hatten.

Die Landarmee konnte sich nicht gleich wieder erholen, hielt sich vielmehr, gedrängt von den Indianern und Engländern, auf der Defensive. Die Schlacht von Queenstown und die von Frenchtown, in denen die Engländer mit großer Rohheit verfuhren, waren Niederlagen für die amerikanische Sache. Die glücklichere Expedition gegen York hatte nur negative Resultate. Von dieser Zeit an hatte übrigens der Krieg einen civilisirter Nationen unwürdigen Charakter von Rohheit angenommen. Zwei englische Geschwader unter den Admiralen Warren, Cockburn und dem Commodore Beresford verwüsteten die Küsten Amerikas und begingen gegen die Städte und Flecken Handlungen der Grausamkeit, welche den Krieg immer populairer in der Union machten. Mehrere Städte, namentlich in Virginien, wurden geplündert und die Führer erlaubten ihren Soldaten alle nur mögliche Ausschweifungen. Es war ein Vertilgungskrieg. Die Amerikaner antworteten mit ähnlichen Mitteln. Man verstärkte die Kreuzer und die Flotille auf den Seen. Der Capitain Perry nahm alle englischen Schiffe auf dem Eriesee, und Hamilton gewann einen entscheidenden Sieg auf der Thames. Im folgenden Jahre dauerte der Krieg in der ganzen Ausdehnung der Union fort. Die Ereignisse von 1814 hatten den Engländern viele Truppen disponible gelassen, und sie benutzten diese, um ihre Operationen lebhafter zu betreiben. Es wurden dieselben in Süden durch einen schönen Sieg des Generals Jackson über die Indianer begonnen und dann in W. durch eine Niederlage Wilkinsons fortgesetzt. Brown seiner Seits schlug die Engländer nördlich von Queenstown und zu Chippewa. Die amerikanische Marine hielt zu gleicher Zeit auf dem Meere die Ehre ihrer Flagge aufrecht. Die Fregatte „Constitution" ging von Sieg zu Sieg, von Prise zu Prise.

Ein unvorhergesehenes Ereigniß, eine unerwartete Diversion gab dem Kriege einen ganz andern Charakter. Der Admiral, der Verstärkungen von England erhalten hatte, begab sich im August nach der Chesapeak-Bai, um im Herzen der Vereinigten Staaten selbst zu landen. Die Engländer bewerkstelligten die Landung ohne Widerstand, trafen erst bei Blandensbourg auf die Amerikaner, schlugen dieselben, und zogen als Sieger in Washington ein, dessen Gebäude sie verbrannten und dessen Werfte sie zerstörten. Von da begaben sie sich nach Baltimore in der Hoffnung, auch dies wohlfeilen Kaufes zu erhalten; aber der englische Vandalismus hatte das Land empört. Baltimore wurde von den Milizen tapfer vertheidigt und gerettet. Die besiegten Engländer mußten sich wieder einschiffen. Diesem Siege folgte der Seesieg unter dem Amerikaner Mac Donough auf dem Champlain-See, und wurde durch den schönen Widerstand des Generals Jackson vervollständigt, der mit seinen Milizen von Tennessee alle Streitkräfte Cochranes zurückwies. Das waren die letzten Ereignisse dieses Krieges. Er dauerte noch, als der Friede zwischen Großbritanien und den Vereinigten Staaten in Europa bereits unterzeichnet war. Der Vertrag von Gent vom 24. Decbr. 1814 hatte den Grund dazu gelegt, indem er die Grenzen der respectiven Staaten bestimmte. Veröffentlicht den 22. Febr. 1815 wurd dieser Friede in den Vereinigten Staaten mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen. Seitdem wurde er nicht wieder gestört.

Von dieser Zeit bis auf uns besteht die Geschichte der Vereinigten Staaten aus zu bekannten Thatsachen, als daß wir dieselben näher zu erwähnen nöthig hätten. Die Präsidentschaft Monroë's wurde durch den Krieg gegen Algier und durch die Erwerbung Floridas bezeichnet; jene John Quincy Adams' durch das immer steigende Glück der Union. Einige Kriege mit den Indianern vervollständigten das System der innern Pacification.

Das ist die Geschichte dieses großen und blühenden Landes.

Die gegenwärtige Union besteht aus den Provinzen, die vor dem Unabhängigkeitskriege „englische Colonien Nordamerikas" hießen, der Zahl nach dreizehn; einem Theile Canadas; aus Lousiana und dem Zubehör; aus einigen neuerlich erworbenen Theilen des mexikanischen Gebietes, und dem von Spanien abgetretenen Florida. Das Land erstreckt sich vom 25. bis 55° der Breite und vom 6 bis 125° der Länge. Die mittlere Breite von O. nach W. beträgt 2500 Meil. und die mittlere Länge 830 M., die Oberfläche dagegen 2,257,374 Q.-Meil.

Die Hauptzüge dieses Gebietes sind einfach und nicht sehr zahlreich. Betrachtet man dasselbe von O. nach W., so findet man eines Theils den Atlantischen Ocean und andern Theils den Großen Ocean und dann zwei große Bergketten; in O. die Apalachen und die Alleghanies; in W. die lange Kette, welche man abwechsend blaue, weiße und grüne Berge, Chippewayanische Berge und endlich Felsengebirge genannt hat, die nur eine Verlängerung der großen mexikanischen Cordillere sind.

Dieses große Land ist durch eine große Menge Flüsse durchschnitten und von zahlreichen Seen bedeckt. Unter den Flüssen muß man erwähnen: den St. Lorenz, der das Gebiet der Union nur berührt; den Connecticut, den größten Fluß New Hampshires; den Hudson, und den Delaware, die bereits beschrieben sind; den Susquehanna, der aus der Vereinigung zweier Arme entsteht und sich in die Chesapeakebai ergießt; den Potomac, der in den Alleghanies entspringt, die Grenze zwischen Maryland und Virginien bildet, Washington bespült und sich in die Chesapeakebai ergießt; den James, seinen Nachbar und Nebenbuhler; den Savannah, der am Fuße der gleichnamigen Stadt strömt; den Mobile, der aus der Vereinigung des Tombeckbe und Alabama entsteht; den Mississippi, einen der größten Flüsse in der Welt, der aus dem Winnipeg-See kommt und in seiner Richtung von N. nach S. eine lange Mittellinie in den Vereinigten Staaten zu beschreiben scheint; den Ohio und den Missouri, Beiflüsse des Mississippi und wegen ihrer Wassermenge wichtiger als der letztere; endlich den Columbia, der in den Felsengebirgen entspringt und sich in den großen Ocean ergießt. Fast alle große Seen der Vereinigten Staaten sind ihnen mit den englischen Colonien gemein bis auf den Michigan-See, der ganz amerikanisch ist. Der Huron-, Ober-, Ontario- und Erie-See bilden die Grenze der beiden Gebiete. Die Union besitzt außerdem den Champlain-See, den Wald-, Regen-, Blutegel-, Oneida-, Cayuga-, Seneca-, Georg-See ꝛc.

Das Clima der Staaten der Union in seinen unendlichen Verschiedenheiten ist eines der gesundesten, das man wünschen kann. Die Union liegt fast ganz in der milden und gemäßigten Zone, die kälter in N. und wärmer in S. ist. Man könnte dieses Gebiet in fünf Zonen theilen, deren

jede eine besondere Temperatur und besondere Producte besitzt. Eine vortreffliche Gesundheit charakterisirt aber fast alle. Da die Bildung des Landes das Ablaufen des Wassers begünstigt, so folgt daraus, daß man nirgends Gegenden trifft, wo die Luft fieberhaft und ungesund wäre, wenigstens nicht nothwendig.

Die Geologie dieses weiten Gebietes ist noch nicht vollständig, noch nicht genau bekannt. Die Berge sind reich an Metallen aller Art; man hat Gold und Silber in den Alleghanies, Quecksilber, Kupfer, viel Eisen, Blei, Kohlen, Salz, Mineralwässer ꝛc. gefunden.

Das Pflanzenreich ist nicht minder reich. Nichts in der Welt ist majestätischer als der Anblick dieser hundertjährigen Wälder, die sich in den tiefen Seen spiegeln, und der fruchtbaren, unter dem Namen Prairien bekannten Steppen. In Norden wachsen alle bekannten europäischen Bäume, die Kastanie, der Ahorn, die Birke, die Esche, die Ulme, die Fichte, die Cypresse, die Akazie, die Pappel, während in S. oder in der gemäßigten Zone die Palmen, die Weinstöcke, die Cactus, die Sicomoren, das Zuckerrohr erscheinen. Die Union vereinigt demnach in dem weiten Umfange ihrer Besitzungen alle schönen Producte unseres Europa mit den Colonialerzeugnissen; sie hat in ihren südlichen Staaten den Tabak, die Baumwolle, den Zucker, den Reis, den Indigo, die Seide, den Wein, die Oliven, und in den nördlichen die schönen Bauhölzer, Hanf, Rübsen, Roggen, Gerste, Hafer, Wachs ꝛc.

Das Thierreich umfaßt eine Menge Varietäten, an Säugethieren: den Cuguar, den Luchs, den schwarzen und braunen Bär, den Wolf, den Fuchs, die Otter, den Hermelin, das Opossum, den Dachs, den Maulwurf, die Bisamratte, das Murmelthier, das Eichhörnchen, das Stachelschwein, den Hirsch, die Antilope, den Büffel; unter den Vögeln: den Geier, den Adler, den Falken, den Wiedehopf, die Papageien in ihren Varietäten, den Baumhacker, den Pfingstvogel, einen der schönsten Vögel Americas, den Häher, die Elster, den Spottvogel, den Colibri, die Schwalbe, die Taube, den Regenpfeifer, das Haidehuhn, den Reiher, die wilde Ente, den Flamingo, den Schlangenvogel ꝛc.; unter den Reptilen: die Eidechsen, die Alligators, die Schlangen aller Art, und endlich eine zahllose Menge Fische.

Der lange vernachlässigte Ackerbau macht jetzt Fortschritte in den Vereinigten Staaten Im S. wie im N., wie in den Mittelstaaten beschäftigt man sich jetzt mit großen Urbarmachungen, welche unermeßliche Communicationsmittel erleichtern. Man hat wirklich nirgends in so kurzer Zeit eine Menge so großer Arbeiten unternommen; noch so jung und mitten unter den unaufhörlichen Kriegen, die sie überstanden, hätte man nicht glauben sollen, daß die amerikanische Union allein so viele Canäle und Eisenbahnen vollenden würde, als unser altes Europa in diesem Augenblicke besitzen mag. Das hydraulische System des Hudson und Erie-Sees mit seinen Armen macht nur in dem Staate New York eine Strecke von 566 Meil. vollkommen vollendeter Canäle aus. In Pennsylvanien gewährt das nach einem noch größern Maßstabe unternommene Canalsystem eine Ausdehnung von 1265 Meil. in der Länge nebst etwa 100 M. Schienenwegen. Man zählt gegenwärtig in den Vereinigten Staaten 22 große Canäle mit ihren Zweigen, und unter denselben den Canal von Newhaven (205 M. lang); den Canal von Morris (100 M.); den großen Erie-Canal (260 M.); den Champlain-Canal (65 M.); den Canal Pennsylvaniens (676 M.); den Schuylkill (112 M.); den Union-Canal (80 M.); den Canal von Chesapeake und Ohio mit 398 Schleusen und einem Tunnel (340 M.); den Delaware- und Chesapeake-Canal, der für Schiffe von 300 Tonnen fahrbar ist; den Baltimore-Canal (50 M.); den Roanoke Navigation (244 M.); den Großen Ohio-Canal, der eine Verbindung zwischen den großen Seen Canadas und dem Mississippi eröffnet (307 M.), und den Miami-Canal (80 M.).

Neben diesen Wasserwegen zählt man, wie bereits erwähnt, eine Menge Eisenbahnen. „Die meisten Schienenwege in den Vereinigten Staaten, sagt List, haben Holzschienen mit mehr oder minder soliden Steinunterlagen. Allerdings bedürfen solche Bahnen nach sieben- oder achtjähriger Benutzung einer Reparatur, und sie gewähren dem Auge eines Künstlers nicht denselben verführerischen Anblick wie die Bahn zwischen Liverpool und Manchester; wenn man sie aber in staatswirthschaftlicher und finanzieller Hinsicht betrachtet, wird man finden, daß sie ihren Zweck besser erfüllen als die kostspieligsten Unternehmungen."

Die Vereinigten Staaten, die einen besondern industriellen und commerziellen Geist besitzen, dessen Aufschwung die Freiheit begünstigt, haben sich in funfzig Jahren in den ersten Rang in allem gestellt, was die Industrie und den Handel anlangt. Als die Revolution ausbrach, hatte das Land eigentlich gar keine Manufacturen, da das Mutterland das Zuviel seiner Producte auf alle Märkte brachte. In den ersten Tagen der Emancipation verdrängte die Landbauindustrie, die fruchtbarste von allen, die andern fast ganz; als aber die Capitale allmälig sich mehrten, suchte die Union selbst die Producte ihres fruchtbaren Bodens zu verarbeiten. Im Jahre 1803 gab es in der ganzen Union nur vier Baumwollenspinnereien; 1811 zählte man darin bereits 80,000 Spinnmaschinen, und gegenwärtig übersteigt ihre Zahl eine Million (? vielleicht Spindeln, der Uebers.) Diese Fabriken verbrauchen jährlich über 40 Mill. Pfund Baumwolle, deren Werth nach der Verarbeitung 80 Mill. Francs beträgt. Ebenso ist es mit den gegenwärtig in den östlichen Staaten sehr zahlreichen Wollenfabriken. Im Jahre 1815 gab es nur zehn solche Spinnereien; gegenwärtig zählt man über 50, deren Erzeugnisse bald mit den schönsten Europas wetteifern werden. Hammerwerke sind zahlreich in Pennsylvanien, und Rhode Island, Massachusetts, Connecticut, Delaware, New York, New Jersey und Ohio besitzen viele gedeihliche industrielle Anstalten. Ueberall sieht man Walkmühlen, Krempelmaschinen, Hochöfen, Hammerwerke, Gießereien, Pulvermühlen, Salz- und Zuckerraffinerien; Tabaks-, Lichter- und Thranmanufacturen; Brennereien und Brauereien, Nagelschmieden, Hutfabriken, Gerbereien, Glashütten, Seilereien, Papiermühlen, Töpfereien ꝛc. ꝛc. Die Schriftgießereien und Preßbauanstalten; die Gewehrfabriken und Kanonengießereien, die Fabrikation von Dampfmaschinen, der Schiffbau, die Bearbeitung der Eisen-, Blei- und Kohlengruben sind gegenwärtig der Gegenstand wichtiger Arbeiten. Die Anpflanzung von Maulbeerbäumen und die Seidenwürmerzucht; die Roth- und Weißgerbereien und große, schöne Wassermühlen vervollständigen dieses System. Unter allen diesen Zweigen der Industrie hat jedoch keiner eine größere Entwickelung erfahren, als der Buchhandel. Die Erzeugnisse desselben haben jetzt Verhältnisse erlangt, wie viele der gebildetsten Staaten der Welt nicht.

Der Handel und die Schifffahrt blieben nicht zurück. Im Jahre 1790 betrug die Gesammtausfuhr um 10 Mill. Piaster; 1795 war sie auf 67 Mill.; 1800 auf 94 Mill.; 1805 auf 101 Mill.; 1806 auf 108 Mill. gestiegen, welche Summe wenigstens bis 1830 nicht überstiegen wurde. Die Ausfuhr zerfällt in einheimische und fremde Producte; die erstern sind, wie wir gesehen haben, die Baumwolle, Getreide, Tabak, Flachs, Bauholz, Talg, gesalzene Fische und gesalzenes Fleisch, Pottasche und Häute; die letztern die Colonialwaaren, Thee, Zucker, Kaffee, Cacao, Pfeffer, Indigo ꝛc. Unter der Ausfuhr kommen auch die Erzeugnisse der einheimischen Manufacturen vor, das Pulver, die Meubles, die ordinairen Zeuge, die Hüte, Lederarbeiten, Waffen, Bücher ꝛc. Die hauptsächlichsten Einfuhrartikel sind der Branntwein, das Salz, der Wein und eine zahllose Menge Gegenstände des Handels mit Indien und China, so wie der wichtigen Fischereien im Atlantischen Oceane und in den Südmeeren. Diesem verschiedenen Austausch muß man noch den hinzufügen, welchen man mit den Eingeborenen treibt, denen man Hemden, grobe Tuche, Schmucksachen von Silber und Kupfer, Flinten, Tomahawks oder Kriegskeulen, Munition, Schlingen zur Jagd bringt und von denen die amerikanischen Handelsleute Büffel-, Elenns-, Hirsch- und Biberhäute, Talg und Decken erhalten.

Zu so mannichfaltigen Handelsoperationen gehört natürlich ein großes Schiffsmaterial und eine ungemeine Thätigkeit in der Schifffahrt. Nirgends werden mehr Schiffe ausgerüstet, nirgends besser als in den Ver-

einigten Staaten. Es ist ohne Zweifel das Volk, welches am wohlfeilsten schifft und zwar in solchem Grade, daß es noch Gewinn da findet, wo andere Handelsmarinen schon Verlust haben. Die Vermehrung der Schifffahrt in den Vereinigten Staaten ist wie die Bewegung ihres Handels eine Thatsache, die an das Wunderbare grenzt. Im Jahre 1789 hatte man nur 201,998 Tonnen Last; 1807 bereits 1,475,075. Gegenwärtig steht diese Blüthe fast fest, da der Friede den Amerikanern die schönen Gewinne entzogen hat, die sie als Neutrale von 1800 bis 1810 fanden.

Das Einkommen des amerikanischen Bundes, das sich auf 24 bis 26 Mill. Piaster beläuft, kommt zum größten Theile von den Eingangsabgaben her. Im Jahre 1792 trug der Eingangszoll nur 3,443,078 Piaster, während er sich jetzt auf 18 bis 19 Mill. beläuft. Der Staatsschatz hat außerdem als Einnahmequelle den Verkauf der Nationalgüter oder deren Ertrag, wenn sie für Staatsrechnung verwaltet werden; dann einige Abgaben von den Zuckerraffinerien, der Tabaksfabrikation, der Branntweinbrennerei, den Auctionen, den Concessionen zum Detailverkauf des Weines und der spirituösen Getränke, eine Stempelsteuer und eine Abgabe von öffentlichen Wagen, die aber alle in Verhältniß zu den europäischen ungemein mäßig sind. Es giebt ferner einige Abgaben von den Ländereien und den Sclaven, und diese Art Steuer hat bis 13 Mill. eingebracht. Mit diesen leicht zu erhebenden, durchaus nicht drückenden Abgaben hat die Union die im Freiheitskriege erborgten 200 Mill. Francs zurückgezahlt, so daß sie zuerst schuldenfrei dasteht.

Eines der größten Elemente des Gedeihens der Vereinigten Staaten war die Einrichtung der zahlreichen Banken, die wie die Canäle und die Eisenbahnen in Folge der Concurrenz bald das ganze Land überzogen. Die erste Erlaubniß zur Errichtung einer solchen Anstalt fällt in das Jahr 1791, als die große Bank der Vereinigten Staaten gestiftet wurde, welche noch existirt und deren Statuten nach denen der englischen Bank gemodelt wurden. Da die erste Concession 1811 ablief, so wurde sie 1816 unter Bedingungen erneuert, welche die Bank unabhängig von der Regierung machten. Außer dieser Bank giebt es eine unglaubliche Menge anderer. Nicht blos jeder Staat, sondern jede nur etwas ansehnliche Stadt hat eine besondere Bank. In der ganzen Union geschehen die Zahlungen in Papiergeld.

Die Ausgaben der Union zerfallen in vier Abtheilungen: die Civilliste, welche die Besoldungen aller Beamten begreift; das Kriegswesen, worunter die indianischen Angelegenheiten und die öffentlichen Arbeiten begriffen sind; die Marine und die Staatsschuld, welche letztere jetzt aber getilgt ist. Die Besoldungen für Staatsämter belaufen sich auf 3 Mill. Piaster; die Militairkosten auf etwa 5 Mill., und die Ausgaben für die Marine auf 4 bis 5 Mill. Piaster. Man zählt in den Vereinigten Staaten 8 Kriegsschiffe, 10 Fregatten der ersten Classe, 3 Fregatten der zweiten Classe, 15 Sloops, 7 Kriegsgoeletten und mehrere Kanonenböte. Bedeutende Werfte befinden sich an allen Punkten sowohl für die Handels- als für die Kriegsmarine. Die Landarmee besteht nur aus ungefähr 7000 Mann permanenter Truppen, die im Nothfalle von den im ganzen Lande organisirten Milizen unterstützt werden.

Die Vermehrung der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten ist die erste Ursache des Fortschrittes des Handelsglückes. Diese Vermehrung geschah auf wahrhaft wunderbare Weise. Im Jahr 1790 zählte man ungefähr 4 Mill. Einw. und darunter 700,000 Sclaven; im Jahre 1810 war die Zahl auf 7,239,000 mit 1,191,000 Sclaven gestiegen, und 1830 gab die Zählung 12,000,856 Einw. mit 2 Mill. Sclaven. Trotz dem Puritanismus gewisser Secten giebt es in den Vereinigten Staaten keine herrschende Religion. Die Gewissens- und Cultusfreiheit existirt hier in der vollständigsten und weitesten Bedeutung. Es ist fast ein Congreß von allen religiösen Glaubensarten, welche sich in die Welt theilen, und als wesentliche Culte zählt man hier die Calvinisten, die Methodisten, die Presbyterianer, die römischen Katholiken, die Congregationalisten, die Unitarier, die Quäker, die Hicksiten, die Lutheraner, die Vereinigten Brüder, die Schwedenborgianer, die Shakers, die Memnoniten rc. Die Hauptsecten können auf folgende Art vertheilt werden: die Baptisten herrschen in Maine, Rhode Island, Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien, Alabama, Mississippi, Tennessee, Kentucky, Indiana, Illinois, Missouri, Columbia und Michigan vor; die Methodisten sind am zahlreisten in Delaware; die Presbyterianer in New York, New Jersey, Pennsylvanien und Ohio, sie sind auch sehr zahlreich in Delaware, Maryland, Virginien, Nord- und Südcarolina, Tennessee rc.; die Congregationalisten herrschen in New Hamshire, Vermont, Massachusetts, Connecticut, und finden sich häufig in Maine, Rhode Island und Pennsylvanien; die protestantisch-bischöfliche Kirche steht man besonders in New York, Connecticut, Maryland, Virginien und New Jersey; die katholische Kirche in Louisiana, Maryland, Ohio, Missouri, Kentucky rc. Die Mährischen Brüder haben Niederlassungen in Nazareth, in Pennsylvanien, in Bethabara, in Salem und an andern Orten Südcarolinas. Jede dieser Religionen sorgt für sich selbst, bezahlt ihren Cultus und baut ihre Tempel. Die Regierung mischt sich weiter nicht hinein, als daß sie allen gleichen Schutz gewährt. Obgleich jedoch die ausübende Gewalt das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Secten zu erhalten sucht, so besitzt doch offenbar den größten Einfluß der protestantische Cultus, der oft sogar herrschen will. In Massachusetts, New York, Connecticut und Pennsylvanien wird der Sonntag mit größerer Strenge als selbst in England beobachtet. In Philadelphia und in andern Städten sperrt man die Straßen mit Ketten, damit keine Wagen während des Gottesdienstes fahren können. In New York gehörte nicht weniger als das Einschreiten des Volkes dazu, um sich einem Versuche der lutherischen Geistlichen zu widersetzen, welche die Abfahrt der Dampfböte an Sonntagen verbieten wollten. In einigen Staaten hat man sogar das Reisen an Festtagen verboten. Obgleich dieses bigotte und intolerante Wesen zu verschwinden anfängt, so ist es doch nicht minder wahr, daß nirgends der religiöse Mysticismus und die puritanischen Kindereien tiefer gewurzelt sind, als in den Vereinigten Staaten. Nur dort kann man noch Predigten unter freiem Himmel, und Bibellehre immitten großer Wälder sehen. Tausende von Gläubigen kommen mehrere Stunden weit in der Runde herbei, um das Wort Gottes in dieser Waldesnacht zu hören. Die Prediger behaupten, die Wirkung ihrer Beredtsamkeit sey sicherer und ausgedehnter als auf irgend einer Bühne.

Die Künste, die Wissenschaften, die Literatur stehen in den Vereinigten Staaten auf gleicher Höhe wie in Europa. Amerika hat jetzt seine großen Dichter, wie seine großen Gewerbsleute, seine Romandichter und seine Maler, seine Geschichtschreiber und seine Bildhauer. Die Sitten sind daselbst sanft und abgeschliffen, obgleich im Allgemeinen streng. Das Benehmen ist kalt, aber würdevoll und edel. Die Gesellschaft ist sicherer als angenehm, und im Grunde besser als nach der Form.

Die Bevölkerung begreift eine Menge von Classen. Unter den Europäern oder Abkömmlingen von Europäern findet man Engländer, die von verschiedenen Orten der britischen Inseln herkamen, und die allein fast 6 Achtel der europäischen Bevölkerung ausmachen; Deutsche in ziemlicher Anzahl in den Mittelstaaten; Schweden und Schweizer weniger; Irländer, Schotten, Franzosen, Italiener, Spanier, Juden, von denen einige mehr in Süden der Union wohnen, während die andern über die ganze Strecke derselben verstreut sind.

Die Eingeborenen oder Indianer, die Urbewohner Amerikas, scheinen sich täglich vor den Weißen mehr zurückzuziehen und an Boden zu verlieren, wie die Civilisation mehr um sich grift. Der Typus der minder wichtigen Stämme, welche die Vereinigten Staaten bewohnen, ist so ziemlich ganz ein und derselbe. Die Kupferfarbe, die braunen Augen, die vorspringenden Backenknochen, die schwarzen groben Haare sind die physischen Charaktere, die man an ihnen findet. Die Osagen sind groß, die Chocnis sind es weniger. Außer diesen allgemeinen Zügen hat jeder Stamm seine eigene Physiognomie. Wenn man auch wenig geübt ist, kann man doch leicht nach dem Gesichte und der Tracht einen Chippeway oder Winnepago von einem Dacotas unterscheiden.

Im Norden Amerikas sind die Indianer in große Familien getheilt, deren zahlreichste die der Algonquins oder Chippeways ist. In ganz Neu England herrschen die Algonquins. Die Mohikaner, welche man für die Häupter eines Stammes hält, redeten dieselbe Sprache. Die Delawaren oder Leni Lenape waren von derselben Familie. Die Irokesen oder sechs Nationen entfernten sich davon weder durch die physischen Züge, noch durch den Dialect, noch durch die Gewohnheiten. Am andern Ufer des Mississippi findet man eine andere große Indianerfamilie, die der Sioux oder Dacotas, oder Sioux-Osagen. Das Gebiet, das sie einnehmen, zieht sich in W. vom Missouri hin. Bei ihnen ist die Sprache völlig von dem Algonquin verschieden. Ihre Abstammung ist unbekannt und sie wird durch ihre eigenen Sagen nicht aufgeklärt. Man glaubt jedoch, die spanische Eroberung habe sie von dem mexikanischen Gebiete verdrängt. Die Zweige dieser Familie sind die Winnebagos, die Otos, die Iowais, die Missouris, die Assiniboinen, die Omahas, die Konsas und die Osagen. Alle diese Stämme reden eine und dieselbe Sprache und die Otos und Missouris sind unter ihnen durch ihre Tapferkeit berühmt; man schätzt sie auf 300. Die 200 starken Johonas leben an dem Mississippi. Die 1000 starken Osagen sind zwischen den beiden großen Flüssen zerstreut. Die Konsas bewohnen die Ebenen zwischen dem Arkansas und dem Rothen Flusse. Die Omahas halten sich am Obern Missouri auf. An dem Obern Mississippi findet man die Füchse, einen Stamm der Chippewaier, der 1000 Krieger zählt. Die Panis bewohnen den Missouri wie die Minnetaris und Mandanen. In der columbischen Zone finden sich die Schlangenindianer, die Plattköpfe, die Tschinnuks, die Clatsops rc, deren Zahl nicht genau anzugeben ist. Weiter gegen Süden und in Florida findet man die Creeks, die Muskogen, die Schicksawas, die Schocktas und die Irokesen, welche letztere zum großen Theile civilisirt sind.

Bis auf einige Stämme, welche nach dem Rathe der Missionaire ihrem herumziehenden elenden Leben entsagt haben, besitzen diese Indianer noch die ganze Rohheit ihrer Sitten und ihrer ursprünglichen Gewohnheiten. Ihre reelste Tugend ist die Gastfreundschaft. Ein Gast ist heilig für einen Indianer. Man giebt ihm das Beste in der Hütte (Wigwam), den bequemsten Sitz und das weichste Lager. Er bleibt, so lange als es ihm gefällt; man giebt Feste ihm zu Ehren und überhäuft ihn mit Mahlzeiten. Diese Indianerstämme haben nur eine einzige Beschäftigung, die für ihre Ernährung. Im Allgemeinen liegt die schwerste Arbeit den Frauen ob; sie säen das Getreide, sie verfertigen die Mocassins, schlagen die Zelte auf, fällen das Holz, tragen Wasser und das Gepäck; die Männer gehen auf die Jagd oder den Fischfang; der Gebrauch des Beiles gehört ihnen fast ausschließlich. Die Vielweiberei ist allgemein; ein Mann nimmt sich so viele Frauen als er ernähren kann. Er wirbt um ein Mädchen bei den Eltern desselben, giebt ihnen ein mit seinen Mitteln in Verhältniß stehendes Geschenk, und dafür schickt man ihm das Mädchen. Der Ehebruch wird bisweilen mit dem Tode, oder auch mit dem Abschneiden der Nase bestraft. In manchen Stämmen ist man darin jedoch toleranter. Die Scheidung ist so gemein, daß es gar nicht selten ist, Indianerinnen zu sehen, die fünf bis sechsmal geschieden worden sind. Unter den Dacotas ist es ziemlich gewöhnlich, daß ein Mann alle Schwestern seiner Frau heirathet. Fast alle Stämme verabscheuen die Blutschande.

Die Indianer unterwerfen sich in der Jugend einer gewissen körperlichen und geistigen Disciplin; sie fasten eine gewisse Zeit hindurch. Daraus ergiebt sich eine gewisse Extase, in der ihnen ihr Schutzgeist, ihr Manitu, unter der Gestalt irgend eines Thieres erscheint. Man lehrt da die Erwachsenen, den Tod nicht zu fürchten. Ob es gleich dem Indianer nicht an Muth gebricht, so begeht er doch selten einen Selbstmord, den er für eine Feigheit hält. Man lehrt ihn auch frühzeitig, die Arbeit zu verachten, um ein großer Krieger und ein großer Jäger zu werden, und man sucht ihm einzureden, der große Geist würde unwillig werden, wenn er sähe, daß irgend eine Rothhaut die von ihm selbst eingerichtete Ordnung im geringsten übertrete. Eine Regierung im eigentlichen Sinne giebt es unter diesen Volksstämmen nicht. Eine Art Familienband vereinigt die Völkerschaften unter einander, mehr eine Blutsverwandtschaft als ein politischer Contract. Sie haben weder Criminalgesetze, noch Richter, noch Strafen, eben so wenig Abgaben als ein Eigenthumsrecht. Es ist der Naturzustand, die Gesellschaft auf der niedrigsten Stufe. Doch scheinen sie alle einen Gott anzunehmen und an die Unsterblichkeit der Seele zu glauben. Einige Stämme glauben überdies an ein böses Wesen, das sie durch Opfergaben und Gebet zu beschwören suchen. Unter dem höchsten Gotte steht eine unendliche Menge secundärer Mächte, und eine davon soll im Monde, eine andere in der Sonne wohnen. Alle Schlangen sind in ihren Augen übernatürliche Wesen. Sie tödten keine. Sie glauben an eine unsterbliche Seele, nicht blos des Menschen, sondern auch der Thiere. Die Kunst des Arztes ist bei ihnen Zauberei und ihre Priester sind zu gleicher Zeit Aerzte und Zauberer. Uebrigens ist der Einfluß derselben sehr beschränkt. Unter den Vorurtheilen der Algonquinen und Dacotas giebt es ein sehr seltsames. Bisweilen wird ein Mann von seiner Familie zu einem schimpflichen Leben bestimmt. Dann kleidet er sich wie eine Frau und nimmt Theil an allen Arbeiten der Weiber. Er lebt nur in der Gesellschaft des andern Geschlechts und nimmt sich bisweilen sogar einen Mann. Sein ganzes Leben hindurch bleibt er ein Gegenstand der größten Verachtung, obgleich seine Lage nicht Folge seiner eigenen Wahl ist. Dieser Stand ist oft die Folge eines Traumes, welchen die Eltern vor der Geburt des Kindes hatten. In vielen Stämmen haben die Männer einen sogenannten Heilmittelsack, der voll von Knochen, Federn u. dergl. ist; die Erhaltung dieser Art von Fetisch ist für den Stamm von der größten Wichtigkeit. Außerdem hält jede Person ein Thier ihrer Wahl in großen Ehren, das sie für ihr Heilmittel ansieht, und man wird sie nie dahin bringen, ein Thier dieser Art zu tödten. Die Indianer bringen auch den unsichtbaren Geistern Opfer an Tabak, alten Lumpen und andern Gegenständen.

Die Zahl der Indianerstämme läßt sich unmöglich genau bestimmen; sie sind sehr zahlreich, aber einzeln sehr unbedeutend. Die Kriege, welche sie unter einander führen, machen mehr Lärm, als daß sie Schaden thun; es sind Hinterhalte, wobei wenig Blut vergossen wird. Selten schont man dabei das Leben der Gefangenen, und wenn es geschieht, so werden sie als Glieder in den siegreichen Stamm aufgenommen. Die Stämme, welche die Prairien bewohnen, führen Krieg zu Pferde mit Lanzen, Bogen und Pfeilen. Die in den Wäldern haben gewöhnlich Schießgewehre. Der Muth dieser Krieger ist mehr passiv als activ, größer in der Vertheidigung als beim Angriffe. Sie halten es für eine Feigheit, sich von dem Unglücke erschüttern zu lassen. Obgleich sie der Gesetze entbehren, haben sie doch Gewohnheiten, welche sie streng halten. Im Falle des Mordes z. B. ist die Regel Blut für Blut, und der Mörder entgeht diesem Wiedervergeltungsrechte selten. Sie haben Häuptlinge, die aber mehr Räthe als Herren sind. Ein Häuptling gewinnt seine Stellung gewöhnlich durch seine Tugend oder seinen Muth; in einigen Stämmen ernennt sie jedoch die Geburt, ohne daß die Erblichkeit der Macht streng genommen würde und häufig vorkäme. Im Felde kann jedoch der Häuptling den strengsten Gehorsam fordern. Die Stämme in den Prairien leben von der Büffeljagd, die der Wälder von der Jagd des Hirsches und der andern Thiere. Die ursprünglichen Wilden sind die ärmsten, aber auch die unabhängigsten, da sie mehr daran gewöhnt sind als die andern, sich mit wenigem zu begnügen. Diejenigen, welche sich in einem weniger weit von den amerikanischen Staaten entfernten Bezirke aufhalten, sind abhängiger, ohne deshalb viel civilisirter oder viel glücklicher zu seyn. Wenn man gegenwärtig plötzlich den Handel zwischen den Staaten der Union und den Völkerschaften des Mississippi abbräche, würden die Indianer sämmtlich umkommen, denn sie könnten sich weder Kleidungsstücke noch Waffen verschaffen. Die getrennten und uneinigen Indianer würden durchaus nicht zu fürchten seyn, und es läßt sich glauben, daß das ganze Geschlecht allmälig untergehen wird, da es sich nicht mit der andrängenden Civilisation verschmelzen kann. Man braucht zur Erklärung der Abnahme ihrer Zahl nicht zu besondern Ursachen seine Zuflucht zu nehmen,

wie zu den alten Kriegen und den Verfolgungen, noch weniger zu dem Genusse der geistigen Getränke, deren sich die Weißen eben so wenig enthalten; es genügt die Thatsache, welche wir überall erkannt und angeführt haben, in Oceanien wie in Südamerika, daß nämlich jedes Volk, welches sich nicht mit einer erobernden Civilisation zu verschmelzen vermag, vor derselben weicht und untergeht. Es ist dies ein Gesetz, das nicht eine einzige Ausnahme zuläßt.

Man darf sich demnach nicht wundern, daß diese eingeborene Bevölkerung, die zur Zeit der Ankunft der Europäer mehrere Millionen Köpfe zählte, gegenwärtig bis auf 105,000 für alle Völkerschaften östlich vom Mississippi, und auf 108,000 für die heruntergekommen ist, welche von dem westlichen Ufer des Mississippi bis zu den Felsengebirgen herumziehen; auf 20,000 für die, welche die Plateaus dieser Berge einnehmen, auf 80,000 für die, welche sich an der Küste des Stillen Meeres aufhalten, im Ganzen also auf 313,000 Indianer, die über einen Raum von 21° der Breite und 48° der Länge verstreut sind. Bisher sind alle Mittel, die Lage dieser herumziehenden Völkerschaften zu verbessern, vergeblich gewesen. Nur die Irokesen scheinen in Folge der Bemühungen der Missionaire der Baptisten und mährischen Brüder die Fähigkeit gehabt zu haben, sich der Civilisation zu beugen, statt sich von derselben erdrücken zu lassen. Diese Indianer bewohnen gegenwärtig bequeme Häuser; sie haben Landgüter, Dörfer, und ziehen viel Vieh, das sie an die Bewohner der benachbarten Städte verkaufen. Mehrere von ihnen haben die mechanischen Künste erlernt und sind gegenwärtig Zimmerleute oder Schmiede; die Frauen weben Zeuge und machen Butter und Käse. Die meisten von ihnen, wenigstens nach den etwas verdächtigen Berichten der herrnhutischen Missionaire, können lesen, schreiben und rechnen. Bei einer Bevölkerung von 15,000 Seelen besuchen nach jenen Berichten 500 Kinder die Schulen. Sie haben sich sogar 1827 eine Constitution gegeben, eine Copie jener der Vereinigten Staaten, das Werk wahrscheinlich eines Missionairs, der seine Probearbeit in der politischen Wissenschaft machen wollte. Der Sitz der Regierung ist Newtown. Das Merkwürdigste ist, daß die Behörden von Georgien, einem der mindest liberalen Staaten der Union, neuerlich den Indianern das Recht streitig machen wollten, sich wie eine civilisirte Nation zu organisiren. Die Weisheit des Präsidenten der Vereinigten Staaten ließ aber diesem Verlangen sein Recht geschehen.

Neben diesen beiden Racen, der weißen und der kupferfarbigen, giebt es noch eine dritte, deren Existenz in den Vereinigten Staaten mit dem Geiste der Regierung derselben unverträglich ist. Diese dritte Race ist die der Neger, der Neger, welche in einem republikanischen Lande noch Sclaven sind. Diese Sclaverei der Schwarzen ist ein Unglück, das die südlichen Staaten und einige Staaten der Mitte eingeführt haben und das nun schwer zu vertilgen seyn wird. Selbst wenn der Neger frei wird, steht er in den Vereinigten Staaten noch außerhalb des Gesetzes. Man hat zwar neuerdings angefangen, an einer Emancipation der Sclaven zu arbeiten, aber dieselbe geht in sehr beschränkten Verhältnissen vor sich. Von 2 Mill. Schwarzen zählt man noch 1,700,000 Sclaven. Von den dreizehn ursprünglichen Staaten haben sieben die Sclaverei abgeschafft, nämlich Massachusetts, New Hampshire, Rhode Island, Connecticut, New York, New Jersey und Pennsylvanien. Seit der Erklärung der Unabhängigkeit sind elf neue Staaten in den Bund aufgenommen worden. Unter diesen wurde die Sclaverei abgeschafft in Maine, während es zu Massachusetts gehörte; Vermont folgte diesem Beispiele, und die Staaten Ohio, Indiana und Illinois sprachen gleich bei ihrer Gründung den Ausschluß der Sclaverei aus. So besteht dieselbe noch in 12 Staaten, während sie in 12 abgeschafft ist.

Die amerikanische Union besteht gegenwärtig aus 24 Staaten (states), sechs Gebieten (territories) und einem District mit der Bundesstadt und dem unermeßlichen Landstriche in Westen, der noch nicht organisirt ist.*)

Die vierundzwanzig Staaten sind: Maine, New Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island, Connecticut, New York, New Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nord Carolina, Süd Carolina, Georgien, Alabama, Mississippi, Louisiana, Indiana, Illinois, Missouri, Tennessee, Kentucky, Ohio, mit den Gebieten Michigan, Florida, Arkansas und Missouri, sowie dem Bezirke Columbia mit der Bundesstadt Washington.

Maine, zwischen dem 43° und 48° n. Br. gelegen, ist in N. von Canada begrenzt. Sein Clima ist mild und gesund, sein Boden fruchtbar und zu jedem Anbaue fähig, sein Handel ausgedehnt und gedeihlich. Man zählt darin *Augusta*, Hauptstadt des Staates seit 1831, eine kleine Stadt an dem Kennebec in der Grafschaft dieses Namens; *Portland*, die sonstige Hauptstadt und gegenwärtig noch die wichtigste Stadt in Maine, mit 12,000 Einw. an der Casco Bai, welche einen der schönsten Hafen Amerikas bildet; *Eastport* mit 2000 E.; *Waldelborough* mit 3000; *Castine*, *Hallowel*, *Wiscasset*, *Bath*, *Kennebunk*, *Brunswick*, *Thomastown*, *Gardiner* etc., die mehr oder minder interessant sind. (— Maine ist Staat seit 1820, gehörte früher zu Massachusetts, ist 1801 Q.Meile groß und hat 400,000 Einw. — D.)

New Hampshire grenzt ebenfalls an Canada und ist ein Staat von nicht bedeutender Größe, dessen Clima ziemlich starken Veränderungen unterworfen ist, die es jedoch nicht ungesund machen. Man sieht daselbst *Concord*, eine kleine Stadt von 4000 Seelen und Hauptstadt des Staates; *Portsmouth*, die größte Stadt des Staates an der Piscataqua mit 8000 E. und einem der schönsten Häfen der Union; *Dover*, sehr industriös; *Exeter*, mit dem Collegium Philipps; *Franconia*, berühmt durch Eisengruben; *Sommersworth*, *Gilmanton* etc. (— Die Größe des Staats beträgt 433 Q.M. und seine Einwohnerzahl 270,000. — D.)

Vermont grenzt an seinem nördlichen Theile an Unter Canada und wird durch eine Bergkette, die von NNO. nach SSW. läuft, in zwei gleiche Theile geschnitten. Das Clima ist gut, aber Extremen von Kälte und Hitze ausgesetzt. Die ansehnlichsten Städte sind *Montpellier*, Hauptstadt mit 3000 E.; *Middlebury*, *Woodstock* etc. (— Vermont ist ein Staat seit 1791, 487 Q.M. groß mit 281,000 E. — D.)

Massachusetts grenzt in N. an New Hampshire und Vermont. Dieser Staat enthält drei deutlich geschiedene Zonen; die erste besteht in angeschwemmtem Lande, das sich an den Küsten hinzieht; die zweite in einem Theile des schönen Binnenthales von Connecticut, und endlich die dritte, die bedeutendste, in sandigen Haiden. Clima und Boden sind nach diesen Zonen verschieden. Der Staat ist übrigens sehr wichtig durch seinen See- und Manufacturhandel. Die wichtigste Stadt und Hauptstadt ist *Boston*, welche den vierten Rang unter den Städten der Union einnimmt. Sie liegt am Hintergrunde der Bai von Massachusetts auf einer Halbinsel von unregelmäßiger Gestalt. Der Hafen ist ausgezeichnet und sein Eingang durch zwei Forts vertheidigt. Sieben Brücken, unter denen drei hölzerne, von außerordentlicher Länge verbinden die Stadt mit ihren Vorstädten und den benachbarten Städten Charlestown und Cambridge. Boston ist eine der schönsten Städte Americas und einer der größten Handelsplätze. Von dem Meere aus gesehen, gewährt sie einen imposanten und großartigen Anblick. Sie enthält prachtvolle Gebäude. Man sieht daselbst den Staatspalast, einen der schönsten und reichsten in den Vereinigten Staaten, der eine kostbare Statue Washingtons enthält; ferner mehrere Theater, ein schönes Stadthaus, einen Concertsaal, das Zollhaus, den neuen fast ganz in Granit erbauten Markt. Wissenschaftliche Anstalten fehlen der reichen Stadt ebenfalls nicht. Voran steht das Athenäum mit einer Bibliothek von 30,000 Bänden; die Academie der Wissenschaften und Künste; die historische Gesellschaft von Massachusetts, zwei hohe Schulen und eine Menge Elementarschulen. Boston hat nahe an 50 Kirchen, die alle mit großem Luxus gebaut sind, und 70,000 E. Eisenbahnen und Canäle durchschneiden ihre Umgegend, die entzückend schön ist. Nach Bo-

*) Ein Staat muß mindestens 60,000 Einw. haben. Die Länderbezirke, welche weniger als 60,000 E. haben, werden so lange, bis sie diese Zahl erreichen, Gebiete genannt. D.

ston ist noch zu erwähnen Charlestown, eine hübsche Stadt mit 8000 E., in der man besonders das Arsenal bewundert, wo man ein Schiff von 130 Kanonen in einem prachtvollen Werft von Granit, einem wahren Meisterstücke der Baukunst, baute; Cambridge, mit einem berühmten botanischen Garten; Waltham, berühmt durch Baumwollenspinnereien, alle in der Umgegend von Boston gelegen; sodann Salem mit 15,000 E., nach Boston die wichtigste Stadt in Massachusetts; Newbury Port mit 7000 E.; Marblehead mit 5200; Plymouth mit 4800 E., die erste englische Niederlassnng, gegründet 1600 von hundert puritanischen Auswanderern; Gloucester mit 7500 E.; New Bedford mit 7600, die sich alle durch ihren Handel auszeichnen; Springfield mit einem Arsenal; Amherst, Williamstown, Andover mit berühmten Schulen; Lowell und Taunton, Fabrikstädte; Lynn, das Millionen Damenschuhe verfertigt; Hasfied, wo eine Ulme von 30 F. im Durchmesser steht; Worcester an dem Providence Canale; endlich Beverley, Troy, Denvers, Dorchester, so wie die Inseln Martha Vineyard und Nantuket. (— Massachusetts ist 378 (412) Q.M. groß und hat 610,000 E. — D.)

Rhode Island grenzt an Massachusetts, ist in einem köstlichen und gesunden Landstriche gelegen und vielleicht der fabrikenreichste Staat in der ganzen Union; er enthält eine beträchtliche Anzahl Werkstätten und besonders Baumwollenspinnereien. Die Hauptstadt Providence mit 25,000 E. liegt an dem gleichnamigen Flusse an der Mündung des Seekhouk und 35 Meil. von dem Meere; dann kommt Newport mit 8000 E. in einer reizenden und gesunden Gegend, wohin sich während der Sommerhitze die Reichen aus den südlichen Staaten begeben. Der Hafen ist eine der Buchten der Narrangasett-Bai, eine der bequemsten und sichersten in der Union und die einzige, in welchem die Schiffe gegen die heftigen NW.Stürme gesichert sind, welche an den Küsten Nordamerikas so häufig vorkommen. Dies hat die Bundesregierung zu einer Ausgabe von 2 Mill. Piastern veranlaßt, um den Hafen mit Werken zu umgeben, welche ihn gegen einen Angriff vertheidigen. Das schönste Fort ist Wolcoot auf der Ziegeninsel, das sich auf höchst malerische Weise präsentirt, wenn man von dem Meere her kommt. (Taf. 63. Abbild.) Die andern wichtigen Städte des Staates sind: Neu Providence mit 3500, Scitnate mit 6000, Smithfield mit 4000 E. rc. (— Rhode Island hat eine Größe von 61 Q.M. und 97,000 E. — D.)

Connecticut grenzt ebenfalls in N. an Massachusetts und ist ein bergiges, gesundes, fruchtbares, industriöses und gut bevölkertes Land. Man findet darin Hartford am Connecticut mit 10,000 E., die Hauptstadt des Staates abwechselnd mit Newhaven, das 11,000 E. hat; dann New London mit 4000 E., Norwich mit 5200, Middleton mit 7000 E. rc. (— Connecticut ist 210 (240½) Q.M. groß und hat 312,000 Einw. — D.)

New York grenzt in N. an Unter Canada. Dieser große Staat besitzt fast alle Bodenarten und fast jeden Anbau. Das Hudsonthal ist der Hälfte seiner Ausdehnung nach schön. Das Clima daselbst ist im Allgemeinen gesund. Unter den bemerkenswerthen Städten haben wir bereits New York und Albany kennen gelernt; zu erwähnen sind dann noch Rochester mit 10,000 E.; Hudson mit 5400; Osvego mit 3000; Utica mit 8300; Buffalo mit 10,000; Lokport mit 5000; Auburn mit 4000; Westpoint mit 5000; Salina mit 6000; Pompeji, das seinen Namen von den in seiner Umgegend entdeckten Ruinen enthielt, Sacket's Harbour am Ontario See rc. (— New York hat eine Größe von 2308 M. mit 2 Mill. Einw. — D.)

New Jersey grenzt in N. an New York, erhält sich in allmälig kältern Hochebenen von den Ebenen am Meere bis zu den höchsten Ketten im Innern, was ihm eine große Mannichfaltigkeit an Climaten und Temperaturen giebt. Der Handel dieses Staates ist sehr gedeihlich und ein neuer Canalbau wird denselben noch mehr heben. Unter den wichtigen Städten sind zu erwähnen Trenton, die Hauptstadt mit 4000 E. am Zusammenflusse des Sapping mit dem Delaware, der Stapelplatz zwischen Philadelphia und New York, wo man eine schöne hölzerne Brücke bemerkt; New Ark am Passaic mit 11,000 E., berühmt in der Union durch ihre Industrie und Handel; Paterson mit 8000 E.; New Brunswick mit 6000 E., Princeton, Greenwich, Lebanon rc. (— New Jersey ist 353 Q.M. groß und hat 321,000 E. — D.)

Pennsylvanien ist einer der größten Staaten der Union. Er nimmt 7° der Länge und 4° der Breite ein. Kein Landstrich ist so verschiedenartig und fruchtbarer, da er alle Zonen umfaßt. Alle Getreidearten außer dem Reis gedeihen hier. In Folge der zahllosen Canäle und Eisenbahnen blühen die Industrie und der Handel in Pennsylvanien ganz vorzüglich. Die Hauptstadt des Staates, Philadelphia, haben wir bereits kennen gelernt; die andern wichtigen Orte sind: Pittsburg, das amerikanische Birmingham in einer Ebene zwischen dem Allegbany und Monongahela, wo diese beiden Flüsse sich vereinigen, um den Ohio zu bilden, eine Stadt mit 20,000 E. und die fabrikenreichste in der Union nach Cincinnati; York mit 4000 E.; Lancaster mit 7000 E.; Carlisle, Brownville rc. (— Pennsylvanien hat eine Größe von 2147 (2237) Q.M. und 1,350,000 E. — D.)

Delaware, nach Rhode Island der kleinste Staat der Union, grenzt in N. an Pennsylvanien. Sein Boden ist zum Theil ausgezeichnet, zum Theil sumpfig. Man sieht daselbst Dover, das nur 1000 E. hat, ob es gleich die Hauptstadt ist; ein Washington, Manufacturstadt mit 7000 E.; Newcastle, Smyrna. (— Der Staat ist 95 (102½) Q.M. groß und hat 80,000 E. — D.)

Maryland grenzt in N. ebenfalls an Pennsylvanien und besteht zum großen Theile in angeschwemmtem Boden, der fast allen Producten, namentlich den Getreidearten, günstig ist. Die wichtigste Stadt, Baltimore, haben wir bereits kennen gelernt; die andern sind Annapolis, die Hauptstadt, Vienna, Oxford, Hagerstown, Cumberland rc. (— Der Staat hat eine Ausdehnung von 525 Q.M. mit 450,000 E., unter denen sich 102,880 Negersclaven und 53,000 freie Farbige befinden. — D.)

Der Bundesbezirk Columbia ist eine Landzunge von 4⅔ Q.M., die von den beiden Armen des Potomac bespült wird und von den beiden Staaten Maryland und Virginien der allgemeinen Regierung abgetreten wurden. Außer der Hauptstadt Washington, die wir schon beschrieben, befinden sich daselbst nur Georgetown mit 9000 und Alexandria mit 9000 E.

Virginien, einer der ältesten und größten Staaten der Union in N. von Pennsylvanien, begreift 8 Längen- und 4 Breitengrade mit verschiedenen Zonen. In den Thälern und am Küstenstriche herrscht di Tropennatur vor; auf den höhern Plateaux ändern sich die Producte und nähern sich denen der höhern Breiten. In keinem Staate sind die Landschaften wilder, reizender. Besonders zu erwähnen ist hier die natürliche Brücke über den Cedernfluß 12 Meil. unterhalb Lexington. Nichts Kühneres und Imposanteres als dieser gewaltige Bogen, die Folge einer Erderschütterung. (Taf. 63. Abbild.) Virginien besitzt allein den 9. Theil der Bevölkerung der Union, ohne jedoch eine Stadt der ersten Classe zu haben. Man sieht daselbst Richmond mit 17,000 E. am linken Ufer des James und Manchester gegenüber, mit dem sie durch eine Brücke verbunden; Norfolk mit 10,000 E. und einem trefflichen Hafen; Portsmouth mit einem berühmten Arsenale; Williamsburg, die ehemalige Hauptstadt Virginiens; Lynchburg mit 4600 E.; Winchester mit 3500 E.; Charlottesville mit der Universität Virginiens; Harper's Ferry mit wichtigem Arsenale; Yorktown mit trefflichem Hafen rc. (— Der Staat hat eine Größe von 3116 (3138) Q.M. mit gegen 2 Mill. Einw. — D.)

Nord Carolina, das an Virginien grenzt, ist einer der Staaten, in welchem der Boden am verschiedenartigsten ist, da sein gebirgiger Theil allen Anbau der nördlichen und sein Küstenstrich allen Anbau der südlichen Gegenden gestattet. Man findet darin Raleigh an der Neuse, Hauptstadt des Staates, mit nur 2000 E.; Newburn am Zusammen-

flusse des Trent, mit 4000 E.; Wilmington, die größte Handelsstadt des Staates; Lafayetteville, Charlotte, in deren Nähe man Goldadern gefunden hat, die gegenwärtig in der ganzen Strecke östlich von den Blauen Bergen von dem Potomac bis zu dem Alabama bearbeitet werden; Salem, Chapel Hill, Plymouth ꝛc. (— Der Staat hat eine Größe von 2120 (2269) Q.M. mit 740,000 E. — D.)

Süd Carolina, an Nord Carolina grenzend, ist wie dieses in drei Zonen getheilt, das Küstenland, den ersten und den zweiten Berghang mit dieser Lage entsprechendem Boden und Producten. Die vorzüglichsten Städte sind Columbia, gegenwärtig Hauptstadt, mit 3500 E.; Charlestown, die ehemalige Hauptstadt, der man noch 35,000 E. giebt, bemerkenswerth durch ihre Gebäude und ihre Werfte; Georgetown mit 2000 E.; Hamburg, Camden ꝛc. (— Der Staat hat eine Größe von 1581 (1495) Q.M. und 582,000 E. — D.)

Georgia, in N. von Tennessee und Süd Carolina begrenzt, gleicht der letztern Provinz in Hinsicht des Climas, der Lage und des Anbaues. Die gegenwärtige Hauptstadt ist Middledgeville, minder bedeutend als die frühere Hauptstadt Savannah, die 8000 E. hat. Die andern Städte sind Augusta mit 7000 E.; Darien mit einem schönen Hafen; Athens mit einer Universität; Macon, 1826 auf einem den Creek-Indianern abgekauften Bezirke erbaut; endlich Brunswick, Clinton, Monticello ꝛc. (— Der Staat hat eine Größe von 2607 Q.M. und 520,000 E. — D.)

Alabama, in N. von Tennessee begrenzt, ist durch nichts von den andern in gleicher Gegend liegenden Staaten ausgezeichnet. Man baut viel Baumwolle. Die Hauptstadt ist Tuscaloosa, die wichtigste aber Mobile an der Mündung des gleichnamigen Flusses. Mobile ist der Stapelplatz einer ungeheuern Masse von Baumwolle, die man in Alabama erntet. Man giebt der Stadt 8000 E., die sich bald vermehren würden, hausete nicht bisweilen das gelbe Fieber daselbst. (— Alabama ist ein Staat seit 1810 und enthält 2072 Q.M. mit 310,000 E. — D.)

Mississippi in N. von Tennessee begrenzt, sehr groß, nur an einigen Theilen angebaut. Man erwähnt Jackson mit 1000 E. und Natchez mit 4000 E. (— Mississippi ist ein Staat seit 1817, 2495½ Q.M. groß mit 157,000 E. — D.)

Louisiana, einer der südlichsten Staaten, neuerdings der Union beigetreten, mit noch ganz französischen Sitten und Gewohnheiten, reich an Baumwolle, Zucker und Mais. Die Hauptstadt Neu Orleans ist einer der größten Stapelplätze des amerikanischen Handels und ihre Einwohnerzahl hält sich trotz den Verwüstungen durch das gelbe Fieber zwischen 48 und 50,000 Seelen. In der Nähe des Flusses sind die Häuser von Mauersteinen, weiter davon entfernt von Holz. Unter ihren Gebäuden sind zu erwähnen der Staatspalast, der Palast des Gouverneurs, das Staatsarsenal, der Justizpalast, die öffentliche Bibliothek und die Schule. Die Dampfschifffahrt auf dem Mississippi und eine Menge Eisenbahnen im Innern haben ihre Wichtigkeit und Lebendigkeit noch erhöht. Machte man sie gesünder, so würde sie eine der ersten Städte in der Welt werden. Die andern wichtigen Orte des Staates sind Donaldonville mit 1000 E., die ehemalige Hauptstadt, Natchitoches und Baton Rouge, ein Militairposten. (— Louisiana ist Staat seit 1811, 2247 Q.M. groß mit 216,000 E. — D.)

Indiana, in N. durch den See und das Gebiet Michigan begrenzt, ist ein wellenförmiges und gemäßigtes Land, in dem Getreide wächst. Die Hauptstadt Indianopolis zählt erst 1200 E.; Vincennes 1800 E.; New Albany 2500; Harmony, wo Rapp und Robert Owen ihre Gesellschaftstheorien versuchten, 1000; Madison 2000; Richmond 1500; Salem 1000 E. (— Indiana ist seit 1816 Staat, 1687 Q.M. groß mit 342,000 E. — D.)

Illinois, in N. von dem Michigan begrenzt, hat verschiedene Zonen und Anbaue. Die wichtigsten Orte sind Vandalia mit 1500 E., Kaskaskia, Galena, wichtig durch Bleigruben ꝛc. (— Ist Staat seit 1816, 2545 Q.M. groß mit 160,000 E. — D.)

Missouri, zieht sich besonders am rechten Ufer dieses Flusses hin, sein Hauptproduct ist Baumwolle und sein Haupthandel besteht im Austausche mit den Indianerstämmen. Man findet darin Jefferson mit 500 E. und St. Louis, die wichtigste Stadt des Staates mit 7000 E., ein wichtiger Stapelplatz zwischen Neu Orleans, Cincinnati und Pittsburg, und Mittelpunkt einer Dampfschifffahrt, die etwa 600 Meil. weit in das Innere hineingeht. Im N. von St. Louis erheben sich künstliche Hügel gleich den mexikanischen Grabhügeln. Die andern Städte sind unbedeutend, Potosi, wo man reiche Bleiadern gefunden hat, Franklin, Sainte Geneviéve ꝛc. (— Staat seit 1821, 2915 Q.M. groß mit 140,000 E. — D.)

Tennessee, in N. von Kentucky und Virginien begrenzt, ein rauhes und malerisches Land, reich an Mineralien. Die vorzüglichsten Städte sind Nashville, die Hauptstadt, Knoxville mit 2000 E., Merfreesborough, Grenville, Maryville, Franklin ꝛc. (— Staat seit 1796, 1999 Q.M. groß mit 683,000 E. — D.)

Kentucky, der mittelste der Staaten der Union, mit ganz besonderer Physiognomie, durchschnitten von fruchtbaren Thälern und steilen Bergen. Die Hauptstadt Frankfort hat nur 2000 E., aber die wichtige Stadt des Staates, Lexington am Townford zählt fast 7000 und Louisville 12,000 E. Der letztere Ort ist eine der Zwischenstationen der wichtigen Fahrt auf dem Ohio, und in der Nähe findet sich der Louisville-Portland-Canal, ein bewundernswerthes Werk, an dem der Ingenieur große Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Andere wichtige Orte dieses Staates sind Marysville mit 2040 E., Russelsville mit 1200 E., Bardstown 1600 E., Bowling-Green, in dessen Nähe sich die berühmte Mammuth-Grotte findet, deren Inneres bis jetzt 10 engl. Meil. weit erforscht worden seyn soll. Diese Grotte ist in mehrere Kammern getheilt, von denen einige nicht weniger als 8 engl. Acker groß sind. Diese Grotte ist außerordentlich reich an Salpeter. (— Staat seit 1792, 1907½ Q.M. groß mit 689,000 E. — D.)

Ohio, einer der interessantesten Staaten der Union, ist in N. von den Seen Erie und Michigan begrenzt und nimmt etwa das Drittel der Ebene ein, welche von Pennsylvanien bis zu den Ufern des Mississippi führt. Sonst war es ein mit ungeheuern Wäldern bedeckter Landstrich; gegenwärtig ist er fast ganz urbar gemacht. Da der Staat sowohl Fabriken hat, als Ackerbau treibt, so sammelt er Reichthümer. Obgleich die Hauptstadt Columbus nur 2500 Seelen hat, so ist die wichtigste Stadt doch Cincinnati, die, 1810 mit 2000 E. gegründet, jetzt bereits über 30,000 zählt. Sie ist berühmt in der ganzen Union wegen der Güte ihrer Fabrikate. Man verfertigt daselbst Dampfmaschinen, Baumwollenzeuge und Tuche von verschiedener Qualität; man findet ferner Schriftgießereien, Papiermühlen, Seifensiedereien, Zuckerraffinerien ꝛc.; ihre Werfte wetteifern mit denen von Pittsburg in der Erbauung von Dampfschiffen. Die Stadt ist reich an schönen und nützlichen Gebäuden. Die andern Orte Ohio's sind: Zanerville mit 3000 E.; Steurenville mit 3000 E.; New Lancaster mit 2500 E.; Canton mit 1257 und endlich Chillicothe mit 3500 E., in deren Umgegend sich Spuren von uralten Gebäuden finden, auf die wir zurückkommen werden. (— Staat seit 1802, 1878 Q.M. groß mit 938,000 E. — D.)

Das sind die 24 Staaten der amerikanischen Union, und wir haben nun nur noch die Bezirke oder Gebiete anzuführen, nämlich:

Florida mit Tallahassee mit 2000 E., St. Augustin mit 2000 E., Pensacola mit 1500 E., einem der schönsten und sichersten Militairpunkte der Vereinigten Staaten. Der Hafen ist ausgezeichnet und an einer Spitze desselben erhebt sich ein prächtiger Leuchtthurm von 80 Fuß Höhe. (— Gebiet seit 1822, 2622 Q.M. groß mit 35,000 Einw. — D.)

Oregon, ein weiter öder Raum, angebliche Enclave des Bundes, der hier nur einen Pasten, Astoria, im Gebiete der Tschinnuks, besitzt. In diesem Lande hat man nach dem Aussagen der Reisenden die riesen-

haftesten Fichten in der Welt gefunden. Roß Cox beschreibt eine davon, die 300 Fuß hoch und 50 Fuß ganz frei von Aesten war; auch erwähnt er eine andere, deren erster Zweig sich in einer Höhe von 270 Fuß befand.

Michigan, Halbinsel, gebildet durch die Seen Michigan, Huron, St. Clair und Erie; man findet darin Detroit, berühmt in dem Unabhängigkeitskriege und gegenwärtig von 2400 Seelen bewohnt; Michillimacka, das amerikanische Gibraltar, das die Schifffahrt auf dem Huron- und Michigansee beherrscht. (— Gebiet seit 1823, 1758 Q.M. groß mit 32,000 E. — D.)

Nordwest- oder Huronengebiet umfaßt den Raum zwischen dem Mississippi und dem Michigan- und Obersee. Man findet daselbst Fort Brown, am Ende der Grünen Bai; Prairie du Chien am linken Ufer des Mississippi, und das Fort St. Marie, den nördlichsten Posten der Amerikaner.

Die fünf Bezirke der Mandanen, Sioux, Arkansas, Ozarks und der Osagen gehören zu dem Lande, welches den unabhängigen Wilden überlassen ist und wo die Amerikaner kaum einige Posten, und diese oft nur auf kurze Zeit, inne haben.

Um diese Musterung der Vereinigten Staaten Nordamerikas zu schließen, bleibt uns nur noch übrig, einen Blick auf die Spuren einer Urcivilisation zu werfen, welche man hier und da findet.

Von dem Eriesee bis zu dem mexikanischen Meerbusen, und von den Ufern des Missouri bis zu dem Felsengebirge haben verschiedene Reisende Trümmer von bedeutenden und regelmäßigen Werken gefunden, welche viel Aehnlichkeit mit den in Mexico so häufigen Bauten hatten. Sie bestanden in Festungswerken, in Grabhügeln, in Mauern, in Ausgrabungen, in Brunnen, in behauenen Felsen, in Götzenbildern und Mumien. Die wichtigsten Befestigungsarbeiten befinden sich bei Chillicothe, wo sie einen Raum von fast 100 Ackern einnehmen. Sie haben gewöhnlich eine rechtwinkelige Gestalt und 600 Fuß Länge bei 700 F. Breite. Einige sind indessen auch kreisrund. In Pompeji, im Staate New York, giebt es Ueberreste einer großen Stadt, welche 500 Acker Land einnehmen, und in dem Gebiete Arkansas trifft man den Raum einer andern wichtigen Stadt. Dazu kommen noch andere steinerne Baue, die man an den Ufern des Royer-Creek, in der Umgegend von Louisiana, in dem Staate Illinois, an den Ufern des Buffalo-Creek, und des Osagenflusses bei den Pepin- und Mississippi-Seen gefunden hat, wo die Werke fast eine Meile an Ausdehnung haben; zu Newark in Ohio bei Marietta, an dem östlichen Ufer des Miami, zu Circleville, wo sie bereits unter den neuen Bauwerken verschwunden sind. Diese Befestigungswerke scheinen sehr regelmäßig und vollkommen symetrisch zu seyn. Die Vielecke und Kreise sind mit vieler Kunst beobachtet, und die kleinen Werke zur Deckung der Eingänge sind wahrhaft bemerkenswerth. Was die Grabhügel betrifft, so gleichen sie denen in Mexico, und merkwürdiger Weise nehmen dieselben immer mehr an Größe zu, je weiter man nach Süden kommt. An den Ufern des Cahokia in Missouri hat man einen gefunden, der an der Basis 2400 Fuß mißt. Nicht weit von da giebt es auch Spuren einer großen Stadt. In diesen neuerdings geöffneten Erdhügeln hat man unter Töpfergeschirr Gerippe gefunden, deren Form von der der jetzigen Indianer abweicht. Diese Knochen hatten weit kleinern Menschen angehört. Die gefundenen Töpfergeschirre sind in den nördlichen Grabhügeln plumper, in denen in Ohio dagegen weit besser gearbeitet. Bisweilen hat man dabei auch Beile, Vasen, kupferne, eiserne, silberne Zierarbeiten gefunden und, wie man sagt, selbst Gold.

Einer der merkwürdigsten Gegenstände, die man bei diesen Ausgrabungen gefunden hat, ist eine Vase, die man in einer Befestigung am Cany, einem Beiflusse des Cumberland, entdeckte. Dieses Stück besteht aus drei Köpfen, die hinten mittelst eines Halses verbunden sind, welcher etwa 3 Zoll weit über diese Köpfe hinwegragt. Die Züge dieser drei Köpfe, die vom Wirbel bis zum Kinn vier Zoll messen, gleichen denen der Tartaren; der eine stellt eine bejahrte Person, die andern beiden junge dar. Die Kalkhöhlen von Kentucky scheinen eine große Anzahl Mumien zu enthalten. Der Dr. Mitchell hat eine beschrieben, die in der Gegend von Glasgow in Kentucky gefunden worden war. Sie befand sich zwischen großen Steinen und war mit einer Steinplatte bedeckt. Man fand sie in kauernder Stellung, die Arme gekreuzt und die Hände in der Höhe des Kinnes übereinander gelegt. Die Hände, die Finger, die Nägel, die Ohren, die Zähne, das Haar, die Gesichtszüge waren gut erhalten. Die gelbliche Haut zeigte weder Nath noch Einschnitt, welche verrathen hätten, daß die Eingeweide herausgenommen worden wären. Diese Mumie ist 6 Fuß lang, aber so ausgetrocknet, daß sie nur 14 Pfd. wiegt. Man bemerkt an dem Körper weder Bandagen, noch Erdpech, noch Aromen, woraus man wohl schließen darf, daß das erhaltende Prinzip weniger in dem Körper als in dem Orte lag, der den Leichnam aufnahm. Die innere Umhüllung ist von einer Art Zeug aus doppeltem ganz eigenthümlich gedreheten Bindfaden und großen braunen künstlich verflochtenen Federn; die zweite aus demselben Stoffe, aber ohne Federn; die dritte ist eine glatte Hirschhaut, und die vierte und letzte eine Hirschhaut mit dem Haar.

Keine Spur von früherm Leben auf diesem Gebiete ist jedoch werthvoller als das hieroglyphische Denkmal, das man Writing Rock oder Dighton Rock genannt hat, ein Gneis- oder Granitblock in O. von der Mündung des Taunton in Massachusetts An der Oberfläche des Bodens beträgt seine Breite 10 bis 12 Fuß bei der Ebbe, bei der Fluthzeit verschwindet der Stein. Die Oberfläche des Blocks ist glatt und man hat Charactere darauf eingegraben, die nur Striche sind. Einige Gelehrte haben darin phönizische Schriftzeichen gesehen, andere Aehnlichkeiten mit unserm Alphabethe finden wollen. Unter der Inschrift sieht man einen Vogel, das Symbol der Schifffahrt. Andere Felsen in Newport, in Rhode Island, in Scaticook, in Connecticut und auf dem Alatamaha in Georgien sollen ebenfalls unbekannte Charactere enthalten. Am Zusammenflusse des Elk und Kanhawa findet man auf einem sehr harten Sandsteinfelsen Umrisse von mehreren Figuren, von denen einige übernatürliche Größe haben. Diese Sculptur stellt eine Schildkröte, einen Adler mit ausgespannten Flügeln, ein Kind, eine Frau vor, während man an der andern Seite desselben Felsens einen Mann mit ausgebreiteten Armen in betender Stellung und eine andere ähnliche Gestalt erblickt, die mit einem Stricke an den Fersen aufgehangen ist.

Dies sind die in dem nördlichen Festlande von Amerika gefundenen Denkmäler, von denen die amerikanischen Archäologen großes Aufheben gemacht haben. Maltebrün schreibt sie einer Völkerschaft der Allighewis zu, die durch kriegerische und herumziehende Horden nach dem Süden getrieben wurde. Er setzt hinzu, die Zeit der Erbauung dieser Festungswerke könne nicht wohl über 800 bis 900 Jahre zurück datirt werden, da Spuren von Erdwällen nach einer solchen Zeit nicht mehr sichtbar wären. Das Volk scheint Ackerbau getrieben zu haben, obgleich nichts auf jenen Sculpturen verräth, daß es Hausthiere besaß.

Kapitel LI.

Englische Besitzungen. — Canada.

In Niagara sollte ich das Dampfschiff besteigen, das auf dem Ontario See fährt und in York anlegen mußte. Ehe ich aber den Wasserweg nahm, wollte ich noch einige Ausflüge in der Umgegend von Niagara machen, um mit eigenen Augen den Zustand der neuerlich gegründeten Colonien zu sehen. Die Wege waren in diesem Augenblicke mit Ansiedlern bedeckt, die sich in Ober Canada niederlassen wollten.

Der Ontario See bildet in seiner Verlängerung nach Westen ungefähr 40 Meil. von der Mündung des Canada einen großen Hafen, den man Burlington Bai genannt hat und der von fruchtbarem Waldland umgeben ist. Einige Meilen von diesem Punkte sieht man den Flecken

Dancaster, einen der reichsten in dieser Einsamkeit. Dancaster, das aus einzelnen Häusern besteht, hat ungefähr 300 Einw. Hier sah ich zum erstenmale eine Ahornzuckerfabrik. Die Leute, welche sich mit diesem Industriezweige abgeben, treiben ihn in den Wäldern, wohin sie die nothwendigen Werkzeuge mitnehmen und wo sie bleiben, bis sie die gewünschten Producte erhalten haben. Um den Saft zu erhalten, bohrt man ein Loch in den untern Theil des Baumes und steckt in dieses Loch ein kleines hölzernes Rohr; der Saft tröpfelt nun in einen darunter stehenden Trog, den man, sobald er gefüllt ist, in einen großen Behälter ausleert. Hat man über dem Feuer den wässerigen Theil verflüchtigt, so wird das Uebriggebliebene auf verschiedene Arten gereinigt und giebt den Ahornzucker. Acht Pinten Saft geben nur ein Pfund Zucker; er ist minder süß als der Rohrzucker und hat einen eigenthümlichen Geschmack für den, der nicht daran gewöhnt ist. Bisweilen raffiniren ihn die Indianer mit einer solchen Vollkommenheit, daß er vollkommen weiß und glänzend körnig wird. Dann legen sie ihn in kleine Kästchen von Birkenrinde, die man mokoks nennt, und verkaufen dieselben an die Weißen. Die canadischen Gutsbesitzer verbrauchen nichts als Ahornzucker, der ihnen nur die unbedeutenden Erzeugungskosten kostet.

Jenseits Dancaster trifft man den Fluß Ouse, der sich in einem offenen und fruchtbaren Lande zwischen bewaldeten Ufern hinschlängelt. Dieser Fluß Ouse, der sich dann in den Eriesee ergießt, ist an seiner Mündung fast 1000 Fuß breit. Goeletten fahren mehrere Meilen weit auf ihm hinauf. An der Mündung ist der Boden niedrig und sumpfig. Die Ufer des Flusses sind reich an Gips, der ein treffliches Düngungsmittel giebt. Das schönste und bedeutendste aller Gipslager befindet sich in der Township Dumfries. In dieser Gegend liegt ein irokesisches Dorf, welches fast 200 halbcivilisirte Indianer enthält. Es hat auch eine Kirche, in welcher die christliche Religion in irokesischer Sprache von einem Geistlichen dieses Stammes gepredigt und gelehrt wird. Aber trotz diesen Predigten ziehen die Eingeborenen ihr wildes Leben jedem andern vor.

Die nomadischen Indianer, welche in Ober Canada herumstreifen, haben durch die Berührung mit den Europäern mehr verloren als gewonnen. Sie sahen alles verschwinden, was ihnen von wilden Tugenden geblieben war und erwarben sich Laster, die sie in ihren Einöden nicht gekannt hatten. Die Trunksucht nahm ihnen die Schärfe der Sinne, welche eine Merkwürdigkeit der Eingeborenen Nordamerikas ist. Ein Irokese, der sich einem der Stämme anschließt, welche das weite Nordwestgebiet bewohnen, wird sogleich ein Gegenstand der Verachtung, weil er den Andern weit nachsteht.

Die englische Regierung sorgt übrigens väterlich für diese Völkerschaften. Eine Anzahl von Personen bildet das sogenannte Departement der Indianer und sorgt für das Interesse derselben. Zweimal im Jahre besucht ein Arzt ihre Dörfer, giebt ihnen gute Lehren und vertheilt Arzneimittel unter die Bewohner. Jährlich findet auch eine Vertheilung von Geschenken am Ufer des Ouse und am westlichen Ende des Eriesees statt. Jeder Indianer empfängt eine Kleinigkeit, die ihm nützlich seyn kann, und jede Indianerin einen Schmuck. Allerdings verfehlen diese Vertheilungen ihren Zweck, denn sogleich nach Beendigung derselben suchen die Indianer die empfangenen Gegenstände für jeden Preis zu verkaufen, um sich geistige Getränke dafür zu kaufen. Die Regierung erlangt indeß dadurch eine friedliche Haltung und Neutralität im Falle eines Krieges. Die Indianer sind schwache und nutzlose Bundesgenossen, aber gefährliche Feinde. So oft die Engländer sie auch zu Bundesgenossen hatten, vermochten sie doch nie, sie zur Disciplin zu bringen. Sie ergriffen beim Beginne des Kampfes die Flucht und kamen nur zurück, um die Todten zu plündern. Ihre Ortskenntniß und ihre Geschicklichkeit im Schießen machen sie jedoch bei einem Scharmützelkriege furchtbar. Sie besitzen Geheimnisse, welche sie Niemanden mittheilen mögen; sie färben die Stacheln des Stachelschweines und andere Gegenstände mit glänzenden und dauerhaften Farben, und kennen mehrere sehr kräftig wirkende Arzneipflanzen. Sie wissen auch Lockspeisen zuzubereiten, welche gewisse Thiere unfehlbar in die Schlinge bringen. Fast alle wissen, wo sich Salzquellen befinden, und da sich das Rothwild gewöhnlich dahin begiebt, so zeigen sie solche Stellen nur höchst ungern an, weil sie fürchten, es möchten Jäger dahin gehen und das Wild wegschießen.

Entfernt man sich von dem Ouse und erreicht den Theil der Provinz, welcher Long Point heißt, so findet man allmälig einen leichtern und sandigern Boden. In dieser begünstigten Gegend Canadas trifft man bisweilen Schlangen, die mehr als andere auf den Blick und den Geruch eine Zauberkraft üben. Hierüber erzählt ein englischer Reisender: „Eines Tages strich ich in den Wäldern umher. Als ich an den Rand eines Sumpfes gelangte, bemerkte ich auf demselben einen Frosch, der scheinbar völlig unbeweglich schwamm, als wärme er sich in der Sonne; ich gab ihm einen kleinen Schlag mit meinem Stocke. Zu meiner großen Verwunderung rührte er sich auch da nicht; ich betrachtete ihn nun aufmerksamer; er sperrte krampfhaft das Maul auf und zitterte an den Hinterbeinen, und bald entdeckte ich eine zusammengerollte schwarze Schlange am Rande des Sumpfes, welche mit ihrem Blicke den Frosch so gefesselt hielt. Wendete sie den Kopf nach dieser oder jener Seite, so folgte dieser Richtung ihr Opfer, wie durch magnetische Gewalt gezogen. Die Schlange lag ihm gegenüber mit halbaufgesperrtem Munde und verwendete ihre Augen keinen Augenblick von ihrer Beute; sonst wäre der Zauber sogleich gestört gewesen. Ich nahm mir vor, dies zu bewirken, indem ich ein großes Stück Holz in den Sumpf zwischen die beiden Thiere warf; die Schlange wich zurück und der Frosch verkroch sich augenblicklich in den Schlamm."

Derselbe Reisende erwähnt andere nicht minder merkwürdige Eigenthümlichkeiten: „Ein Gutsbesitzer sagte mir, ein solches Abenteuer sey seiner Tochter begegnet. An einem Sommertage, als es sehr heiß war, hatte sie Wäsche auf Büschen in der Nähe des Hauses zum Trocknen aufgehangen. Die Mutter, welche sich wunderte, daß sie lange ausblieb und sie unbeweglich in einiger Entfernung stehen sah, rief sie mehrmals; sie antwortete nicht. Endlich ging die Mutter zu ihr; das Mädchen war bleich und wie an den Ort angewurzelt; Schweiß tropfte ihr von der Stirn und ihre Hände hatten sich krampfhaft geschlossen. Eine große Klapperschlange, die auf einem Balken dem Mädchen gegenüber lag, wendete den Kopf da und dorthin und hielt die Augen auf das Mädchen geheftet. Die Mutter gab ihr einen Schlag mit einer Ruthe und sie entfernte sich. Als das Mädchen wieder zu sich kam, brach sie in Thränen aus; sie war so schwach und so angegriffen, daß sie nicht gehen konnte."

Das Gebiet von Long Point gewährt in ganz Ober Canada die meisten natürlichen Vorzüge und würde sich vortrefflich zum Anbau eignen. Das Wildpret ist hier sehr häufig; Schaaren wilder Tauben ziehen im Frühjahr und Herbst vorbei und fliegen in so dichten Reihen, daß man mit einem einzigen Schusse eine große Anzahl erlegen kann. Klare Wasserbäche durchschneiden das Land nach allen Richtungen und die Obstbäume sind sehr fruchtbar.

Schon giebt es mehrere Werkstätten und Ackerbaucolonien in dieser Gegend. An der Stelle, wo Long Point an das feste Land grenzt, ist eine Kupferhütte angelegt worden. Ganz in der Nähe kommt eine Mineralquelle aus der Erde und bildet ein Becken von 60 Fuß im Umfange und bedeutender Tiefe; die Seiten desselben sind mit reinem Schwefel bedeckt, den man eine Viertelmeile weit riecht.

Ungefähr 10 Meil. von Long Point erscheint die Colonie Talbot, von ihrem Gründer so genannt. Diese Colonie liegt mit dem Eriesee parallel und wird fast ganz von Engländern und Schotten bewohnt. Sie leben in einer Art Democratie, die sonst nicht ihres Gleichen zu haben scheint. Da ihr Vermögen ziemlich gleich ist, so sind die Verhältnisse zu einander ganz auf den Fuß der Gleichheit gegründet. Uebrigens sind sie gastfrei, unterstützen einander gern und nehmen alle Neuankommenden in ihr Brudersystem auf.

Nachdem ich einen schnellen Blick auf Ober Canada geworfen, ein merkwürdiges und malerisches Land, bestieg ich in Niagara das Dampf-

schiff, welches nach New York und Kingston abging. Die Fahrt auf dem Ontario ist reizend. Wir glitten über eine spiegelglatte Fluth, die von den schönsten Landschaften eingerahmt war. Nach einigen Stunden gelangten wir in die Bai von York, die einen guten Ankerplatz für die kleinen Schiffe gewährt. York, die zweite Hauptstadt von Canada, ist ziemlich regelmäßig gebaut und hat sich in rechten Winkeln durchschneidende Straßen. Man zählt hier ungefähr 3000 E. und 500 Häuser, die meist aus Holz gebaut sind. Doch findet man auch einige hübsche Wohnungen von Mauer- oder Bruchsteinen. Die öffentlichen Gebäude sind das Regierungsgebäude, das Haus der Provinzialversammlungen, eine Wache, ein Justizpalast, ein Gefängniß, aber besonders eine Schule, eines der bemerkenswerthesten Gebäude im Lande. Dazu kommt noch die schottische Kirche und eine Baptisten-Kapelle. Die Garnison befindet sich nicht in der Stadt, sondern in Casernen eine Meile weiter hin. Der Boden um die Stadt her ist niedrig, sumpfig und ziemlich unfruchtbar. Da er fast in gleichem Niveau mit dem See, so würde es sehr schwer seyn, ihn trocken zu legen und gesünder zu machen.

(Kingston.) Man hält in York nur eine kurze Zeit an, um neue Passagiere einzunehmen. Nach einer Stunde erreichten wir von neuem die Mitte des Sees und schifften schnell nach Kingston hin. Vierundzwanzig Stunden später zeigte sich diese Stadt, die wichtigste und volkreichste in Ober Canada, vor uns. Kingston wird durch eine Landspitze gleichsam versteckt, und erst wenn man um dieselbe herum ist, kann man die Stadt, die Werfte und das Arsenal sehen. Kingston gewährt von weitem einen hübschen Anblick. Da sie an der Mündung des Ontariosees und an der Stelle liegt, wo sich derselbe in den Lorenzfluß ergießt, so ist sie gleichsam der Schlüssel zu beiden. Wo sie jetzt steht, befand sich sonst das französische Fort Frontenac. Die Gründung der Stadt fällt erst in das Jahr 1703, aber sie vergrößert sich so schnell, daß sie sich bereits ¼ Meil. weit am Ufer hinzieht. Ihre Einwohnerzahl wird auf 5500 Seelen geschätzt. Der Plan der Stadt, obgleich nur erst zur Hälfte ausgeführt, ist schön und groß. Die meisten Häuser sind von Bruchsteinen aufgeführt, da es ungeheuere Steinlager in der Nähe giebt, welche in der Folge von großem Nutzen seyn werden, wenn man diesen Schlüssel von Ober Canada mit Festungswerken wird umgeben müssen. Mit gar nicht kostspieligen Werken kann man Kingston fast uneinnehmbar machen, da es auf einer schon von der Natur vertheidigten Halbinsel liegt. Ein kleines Fort beherrscht die ganze Stadt, den Umkreis des Hafens und den Eingang in das Fahrwasser. Eine sehr lange hölzerne Brücke ist neuerdings über den schmalsten Theil des Canals zwischen der Stadt und der Friedrichsspitze gebaut werden. Die öffentlichen Gebäude sind der Regierungspalast, der Justizpalast, eine katholische und eine protestantische Kirche, ein Markt, ein Gefängniß und ein Hospital, ungerechnet die Caserne und die Regierungsmagazine. Die Wichtigkeit Kingstons für die Schifffahrt ist sehr groß. Hier stationirt die englische Flotte, welche in Folge der letzten Verträge da verfaulen muß. Der „St. Lorenz" von 112 Kanonen und die Fregatte „Psyche" zerfallen im Hafen von Kingston, während gegenüber und am andern Ufer des Sees, d. h. in einer Entfernung von 24 Meil., in Sacket's Harbour, der „Ohio", ein herrliches Schiff von 120 Kanonen, das den Anglo-Amerikanern gehört, ein ähnliches Schicksal erleidet. Die beiden Mächte haben gegenseitig entsagt, eine Kriegsmarine auf den Binnenseen zu halten. Die Engländer halten jedoch sorgfältig auf den bedeckten Werften des Arsenals von Kingston zwei Schiffe von 74 Kanonen, eine Fregatte und einige andere geringere Fahrzeuge. In Hinsicht auf Handelswichtigkeit hat Kingston in den letzten zwanzig Jahren bedeutend zugenommen. Es sind prachtvolle Magazine gebaut worden, und alle Gegenstände, welche einen Tauschhandel zwischen Montreal und Ober Canada ausmachen, haben ihren Markt in Kingston. Von den ersten schönen Tagen des Frühlings bis zu dem Ende des Herbstes gewährt Kingston das Schauspiel der größten Lebendigkeit. Schiffe von 80 bis 200 Tonnen, die zu der Fahrt auf dem See dienen, werden hier fortwährend be- und ausgeladen, und die Bewegung herrlicher Dampfschiffe vervollständigt diese Lebendigkeit. Die Eröffnung des Rideau Canals wird dieser Thätigkeit einen neuen Antrieb geben. Unter den Reisenden, welche durch die Stadt kommen, bemerkt man besonders eine Menge Auswanderer, die sich mit ihrer ganzen Habe nach Ober Canada begeben. In der Gegend von Kingston selbst ladet nichts zum Ackerbaue ein. Der Boden ist mittelmäßig, thonig und kalt.

In Kingston verließ ich das Dampfschiff, das nicht über den See hinausgeht, um eines der Fahrzeuge zu nehmen, welche auf dem Lorenzflusse hinunterfahren. Diese Fahrzeuge werden von Canadiern bedient, rohen und halbwilden Männern, die ein fast unverständliches französisches Kauderwelsch sprechen. Ohne Zweifel sind sie Nachkommen der ersten Ansiedler im Lande.

Unsere Fahrt war glücklich. Jeden Abend machten wir Halt, schlugen unsere Zelte am Ufer auf und schliefen hier bis an den andern Morgen. Sobald wir das Land betreten hatten, gingen unsere Canadier auf die Jagd und sie brachten uns immer etwas Wildpret zurück. Gleich in den ersten Tagen begegneten wir zwei Indianer-Piroguen, die plötzlich hinter einer Landzunge hervorkamen und nach uns zu ruderten. Die Frauen saßen; die Männer dagegen handhabten stehend die Ruder mit außerordentlicher Schnelligkeit. Ihre Köpfe waren mit Stahlringen und Federn geschmückt; ihre übrige Kleidung dagegen bestand in Rothwildfellen, und die langen scharlachrothen Mäntel mit Flittern sahen sehr gut aus. Die Sprache dieser Indianer war hart, seltsam und aus Kehllauten bestehend; sie schien allen ihren Unterhaltungen einen Anstrich von Zank und Streitigkeiten zu geben. Sie landeten fast gleichzeitig mit uns und schienen durch unsere Gegenwart nicht eingeschüchtert zu werden. Ohne sich weiter um uns zu kümmern, suchten die Frauen sogleich Holz zum Feuer, während die Männer aus Stangen und Birkenrinde eine Hütte erbauten. Als wir beiderseitig eingerichtet waren, begann jede Caravane ihre Mahlzeit, und die der Indianer würde sehr mager gewesen seyn, hätten wir ihnen nicht etwas von uns nebst einer Flasche Rum gegeben.

Das letztere Geschenk war ein wahres Fest für diese Wilden. Sie dankten uns durch betäubendes Geschrei und die Flasche wanderte unter ihnen im Kreise herum, bis kein Tropfen mehr darin war. Dann hatte man ein seltsames Schauspiel in den beiden Lagern. Auf der einen Seite sangen unsere Canadier, die den Rum nicht mehr geschont hatten und in verschiedenen Arten um ein Feuer gruppirt waren, halbfranzösische Lieder, spielten Würfel mit ihren Cameraden oder versuchten etwas aus einem Erbauungsbuche vorzulesen, wobei sie sich mit den vollklingendsten und kräftigsten Flüchen begleiteten. Auf der andern Seite fühlten die Indianer, die in ihrer Hütte um das Feuer zusammengedrängt waren, wo ihr Wildpret briet, bereits den Rum, den sie getrunken hatten, und nahmen die lächerlichsten Stellungen ꝛc. an. Diese brüsteten sich mit einem kriegerischen und wilden Blicke; jene rieben ihre Tomahawks mit einer wahren Wuth und stießen Kriegsgeschrei aus, als wollten sie einen fernen Feind herausfordern; die Weiber schwatzten unaufhörlich und die Kinder spielten und sprangen umher. Allmälig hörte jedoch dieses Lärmen auf und die beiden Gesellschaften verfielen in tiefen Schlaf.

So kamen wir über den See der Tausend Inseln, ein ungeheueres Becken, das seinen Namen rechtfertigt und auf dem die Inseln gleichsam ausgestreut sind. Diese Inseln machen den Blick schwindeln, wenn sie an den Fahrzeugen hinzugleiten scheinen und tausend Gruppirungen bilden, deren keine der andern gleicht. Wirklich alle diese Inseln haben ein verschiedenes Aussehen, verschiedene Größe und Gestalt. Es giebt fruchtbare und unfruchtbare, hohe und niedrige, felsige und grüne, bewaldete und kahle. Einige sind eine halbe Meile lang, andere nur einige Fuß groß, kleine kaum über den Wasserspiegel ragende Klippen. Man hat ihre Zahl nie genau bestimmt, glaubt aber, dieselbe betrage ungefähr 1700. Mehrere haben sehr wenig Werth, da sie nur mit verkrüppelten Fichten bedeckt sind und der Boden kaum einige Zoll Tiefe hat; andere könnten sehr schöne Güter geben, und früher oder später wird man sie gewiß auch zu-

benutzen suchen. Zwischen manchen ist die Strömung so reißend, daß man Mühe hat, gegen dieselbe ein Fahrzeug zu treiben. Uebrigens ist die Vielfältigkeit dieser kleinen grünen Gruppen auf dem See so groß, daß die Schiffer sich in dem Labyrinthe unfehlbar verirren würden, sorgten sie nicht für gewisse Kennzeichen längs dem Wege.

Wir waren über diesen reizenden See hinweg, glitten an dem Ufer des Flusses hin und erfreuten uns an den Scenen, die er gewährte. Es kann nichts Entzückenderes geben als diese Landschaft bei Tagesanbruche, wenn die Natur sich belebt und dem ersten Sonnenstrahle öffnet. Die ungen Fichten hauchen dann einen köstlichen Geruch aus; die Vögel singen ihr erstes Lied, das schönste von allen; der Wind, der über die Bäume streicht, schüttelt die Thautropfen ab, die wie Perlen aus dem Haar in den Fluß fallen. Bei dem ersten Geräusch der Mannschaft und bei der eintönigen Bewegung der Ruder sah man oft die Hirsche durch das Dickicht ihren gekrönten Kopf vorstecken und, wenn sie uns bemerkt hatten, nach dem Innern des Waldes zu fliehen.

Das durchsichtige schnellfließende Wasser des Flusses hatte uns bald nach Brockville und von da nach Prescott gebracht, zwei Posten am Flusse, die bis jetzt nur militairische Wichtigkeit haben. Prescott enthält etwa 30 Häuser und ein Erdfort mit einigen Soldaten, dessen Eingang sorgfältig bewacht wird. Prescott kann in Zukunft wichtig werden. Von hier an kann man mit Goeletten und Sloops fahren. Zwischen Prescott und Kingston ist das Flußbett so gefüllt und die Strömung so reißend, daß kaum kleine Dampfböte oder Fahrzeuge mit flachem Kiel darauf fahren können. Wenn man diesen Theil des Flusses canalisirte, so würde Prescott bald der Stapelplatz aller Waaren werden, die aus den westlichen Theilen der Provinz kommen, wie derer, die nach Montreal hinabgehen.

Unterhalb Prescott gewähren die Ufer des Flusses nur halbangebaute Felder und hölzerne Häuser, ein einförmiges und sehr gemeines Schauspiel in Ober Canada. Funfzig Meilen weiter unten aber fanden wir uns vor der Colonie Glengary, deren Existenz und Fortschritte höchst merkwürdig sind.

Weiter hinunter hat man den Chine-Canal angelegt, der Montreal mit diesem Orte vereinigt.

Bytown, 1815 an dem Obersten Bey an der Mündung des Ostawa etwas unterhalb des herrlichen Falles Chaudiere und dem schönen Dorfe Hull gegenüber erbaut, in Unter Canada gelegen, bildet die Grenze der beiden Gebiete. Die Lage war so gut gewählt, daß der Ort im zweiten Jahre seiner Gründung bereits 2000 Einw. hatte. Die Straßen der Stadt sind höchst regelmäßig angelegt, die Häuser, obwohl von Holz, doch ganz geschmackvoll. Besonders verdient das Militairhospital und die große Caserne erwähnt zu werden. Von der Spitze der Anhöhe, an welcher Bytown liegt, hat man eine der schönsten Aussichten in Canada. In der Nähe erblickt man die Unionsbrücke über den Rideau Canal und den Ostawa (Taf. 63. Abbild.), welche Bytown mit Hull verbindet und eines der bewundenswerthesten Werke in dieser Art ist.

Von Bytown nach Montreal fährt man in wenigen Stunden; die letztere Stadt sieht aus der Ferne reizend aus. (Taf. 64. Abbild.)

(Montreal.) Obgleich politisch unter Quebec gestellt, ist Montreal doch die wichtigste Stadt in ganz Canada, wie die älteste auf dem wilden Gebiete von Hochehaga. Die Häuser sind fast alle von Sandstein in modernem Styl gebaut und mit Zinn und Eisenblech gedeckt. Die Kathedrale gehört zu den schönsten christlichen Tempeln, die gebaut worden sind, und soll 10,000 Personen fassen können, wie Montreal überhaupt sehr viele bemerkenswerthe öffentliche Gebäude hat.

Ehe eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen der Stadt und Quebec bestand, enthielt sie kaum 15,000 Seelen, seit der vervielfachten und schnellen Verbindung zwischen Ober- und Unter-Canada aber hat Montreal fast allen Handel des St. Lorenz an sich gerissen. Im Jahre 1825 zählte die Stadt 27,000 Einw. und gegenwärtig ist die Zahl derselben über 40.000 gestiegen. In dieser Stadt wurde die berühmte Nordwest-Compagnie gegründet, die sich später mit der Hudsonsbai-Gesellschaft verschmolz.

Montreal hat im Laufe eines Jahrhunderts eine unglaubliche Ausdehnung und Entwickelung gewonnen. Funfzehn bis zwanzig Dampfböte, die fortwährend in Thätigkeit sind, unterhalten die Verbindung mit Quebec und Halifax. Der Hafen ist zwar nicht sehr groß, aber sehr sicher. Schiffe, die 15 Fuß im Wasser gehen, können bis an die Kais heranfahren. Eine der größten Unannehmlichkeiten dieses Hafens ist die Schnelle St. Marie, ungefähr eine Meile weiter unten.

Die Einwohner von Montreal sind im Grunde noch französisch, obgleich in den letzten funfzehn Jahren auch viele englische Einwanderer dazugekommen sind. Im Allgemeinen sind sie wohlwollend und gastfrei, eine glückliche Verbindung der Elemente, welche den englischen und französischen Charakter ausmachen. Die Männer aus den untern Classen, die man auf den Straßen trifft, sehen rüstig, zufrieden und heiter aus. Montreal ist bis jetzt von jenem Aussatze, Armuth, frei geblieben, der an fast allen großen Städten und Staaten Europas frißt.

Die Umgegend von Montreal ist reich an schönen Ortschaften und nicht minder schönen Feldern. In der Entfernung von anderthalber Meile liegt ein Berg, von welchem die Stadt den Namen hat. Einige Reisende haben die Höhe desselben übertrieben, die nicht mehr als 500 bis 600 F. zu betragen scheint. Von ihm aus überblickt man das ganze schöne lachende Thal, in welchem der St. Lorenz wie ein Meer hinströmt. Die Regierung soll die Absicht haben, auf diesem Punkte eine Festung anzulegen, welche den ganzen Lauf dieses Flusses beherrschen würde.

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen in Montreal fuhren wir auf einem prächtigen Dampfschiffe nach Quebec weiter, die Dörfer und Landgüter flogen an uns vorüber, so das hübsche Prairie, St. Joseph und die Stadt William Henry, welche an der Stelle liegt, wo sonst ein 1665 durch Tracy erbautes Fort gegen die Indianer stand. Die übrige Fahrt hatte wenig Interessantes. Wir kamen vor Trois Rivières, das wichtigen Handel treibt, vor St. Maurice, das ausgezeichnete Eisenhämmer hat, vor St. John, der Station der Dampfschiffe, welche vom Champlainsee nach dem St. Lorenz fahren, und endlich vor dem Fort Chambly vorbei, dessen Befestigungswerke die Engländer wiederhergestellt und vergrößert haben. (Taf. 65. Abbild.) Zur Rechten des Flusses ließen wir eine der schönsten Landschaften liegen, die man sehen kann, das Dorf St. Hyacinth, das sich malerisch an den Ufern des Richelieu gruppirt mit einer Brücke, welche die beiden Ufer verbindet. (Taf. 65. Abbild.)

Endlich gelangten wir an den Punkt, wo der St. Lorenzfluß sich zwischen zwei hohe rauhe und wilde Felsenufer zusammengedrängt, unterhalb welchen sich uns Quebec an einer Stelle zeigte, wo der Fluß sich ausbreitet und sich theilt, um die Insel Orleans zu umfassen. Er sieht hier wie ein Meer aus. (Taf. 64. Abbild.)

(Quebec.) Die Gründung Quebecs verdankt man Samuel Champlain, dem Ingenieur-Geographen des Königs von Frankreich, und sie begann 1608 an der Stelle eines Indianerdorfes Namens Stadacone und auf der Spitze des Diamantencaps. Im Anfange nahm die Stadt nur langsam zu, weil sie fortwährend von den Wilden angegriffen wurde. Im Jahre 1629 fiel sie in die Hände der Engländer, wurde aber 1622 mit dem übrigen Canada von den Franzosen wieder genommen. Seit dieser Zeit besserte sich der Zustand der Stadt, die 1663 zur Hauptstadt erhoben wurde. Die Engländer versuchten 1690 sie wieder zu nehmen, aber erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts kam diese wichtige Besitzung in ihre Hände.

Quebec, die Hauptstadt von Unter Canada, breitet sich majestätisch in amphitheatralischer Gestalt aus. Sie liegt auf einem Vorgebirge in NW. vom St. Lorenzflusse und auf der Spitze des Diamantencaps. An manchen Stellen ist das Ufer perpendiculär. Die Befestigungen der Stadt mögen 2¼ Meil. im Umfange haben. Im Jahre 1622 hatte Quebec nur 50 Einw. und jetzt enthält sie mit den Vorstädten ungefähr 30.000. Das

Castell St. Louis ist ein wahres Adlernest, von Stein gebaut und steil auf einem Felsen gelegen. Es beherrscht dies Land, den Fluß, die Insel Orleans, die Spitze Lery und die ganze Umgegend.

Eines der merkwürdigsten Denkmale in Quebec ist ohne Zweifel die rechtwinkelige Säule, die 1827 von dem englischen Gouverneur Grafen von Dalhousie den Generalen Wolfe und Montcalm errichtet wurde, in Folge einer trefflichen Idee, welche die ehrenwerthen Gegner auf einem Denkmale verbindet. Die einfache Inschrift lautet: Mortem virtus communem, famam historia, monumentum posteritas dedit.

Die Umgegend von Quebec ist reich an großartigen schönen Landschaften, zu denen besonders der Montmorency-Fall gehört. Nicht weit von demselben befindet sich Pattersons Schneidemühle, welche achtzig einzelne Sägen und fünf runde enthält, die, durch einen sinnreichen Mechanismus bewegt, mit wunderbarer Schnelligkeit Breter schneiden.

Als ich einige Wochen in Quebec zugebracht hatte, konnte ich dem Wunsche nicht mehr widerstehen, Europa wiederzusehen, nachdem ich Halifax und Neufundland besucht habe. Statt auf dem Lorenzflusse nach Halifax zu fahren, schlug ich den Landweg ein und erreichte Frederic Town, die Hauptstadt von Neu Braunschweig. Frederic Town ist eine hübsche kleine Stadt von 2000 Einw., wichtig als Hauptort der Provinz und als Garnisonsort. Einen sehr hübschen Anblick hat man auf ihrem großen Platze. (Taf. 65. Abbild.) Nicht weit von ihr liegt die Stadt St. John mit 12,000 Einw. und bedeutendem Handel. Der Fluß St. John bildet einige Meilen von seiner Mündung einen Wasserfall. (Taf. 65. Abbild.)

Von St. John kam ich nach Halifax zu Meer. Halifax, die Hauptstadt von Neuschottland und einer der wichtigsten Handelsplätze Canadas, ist regelmäßig gebaut, obgleich fast alle Häuser von Holz sind. (Taf. 66. Abbild.) Die Stadt hat einen der schönsten Häfen in Amerika, der einer der werthvollsten Militairstationen für England ist. Imposante Werke vertheidigen den Eingang. Halifax hat eine Einwohnerzahl von 18,000 Seelen. Es gehen von ihr eine Menge Packetboote nach verschiedenen Richtungen ab, ja es fährt ein Dampfboot zwischen Halifax und Quebec.

Den nächsten Tag segelte ich nach Johnstown, der Hauptstadt der Insel Neufundland, wo ich Gelegenheit nach Europa zu finden hoffte. Es blieb mir nichts mehr übrig, als meine Notizen über Canada und das Polar-Amerika zu ordnen.

Kapitel LII.

Geschichte und Geographie von Canada.

Geht man zur Entdeckung Canadas zurück, so findet man Sebastian Cabot, den Entdecker Nordamerikas, der zuerst in dem Lorenzflusse fuhr. Nach ihm kamen Jean Denis von Harfleur, Thomas Aubert, Verazzani und besonders Jacques Cartier, der 1535 den St. Lorenz bis an die Stelle hinauffuhr, die Hochehaga heißt, und hier Montreal gründete. Cartier folgte Roberval, der Frankreich verließ, um sich in Canada anzusiedeln, und keine Kunde mehr von sich gab. Die Colonisation zeigt hier eine Lücke bis 1598, als der Marquis de la Roche von Heinrich IV. zum Vicekönige von Canada ernannt wurde. Später kamen nach einander Chauvin, de Monts und Champlain, dieser letzte begünstigt von dem Prinzen von Condé. Champlain ist einer der Männer, welche ihre Ausflüge in dem Lande am weitesten trieben, und er verband sich zur Benutzung desselben mit einer Gesellschaft von Kaufleuten aus Rouen. Die Colonie stand übrigens um diese Zeit auf sehr schwachen Füßen, und Quebec, das seit 14 Jahren gegründet war, zählte keine 50 Einw. mehr. Im Jahre 1627 organisirte sich unter dem Schutze Richelieus die Pelzgesellschaft. Im J. 1628 wurde die Colonie von den Engländern genommen, 1632 aber an Frankreich zurückgegeben. Nach Champlains Tode waren nach einander Gouverneurs Montmagny, d'Aillebout, Lauzun, der Marquis von Argenson, und d'Avengour, der viel für das Gedeihen der Colonie that.

Im Jahre 1664 wurde Canada mit allen andern Colonialbesitzungen Frankreichs von Ludwig XIV. der westindischen Compagnie abgetreten. Unter Mesy und Courcelles kam nichts Neues vor. Im J. 1666 ließ v. Tracy, der Generalgouverneur der Gebiete der Compagnie, drei Forts an dem Flusse Chambly bauen und machte glückliche Ausflüge auf das Gebiet der Mohikaner. Die Colonie befestigte sich mehr und mehr unter Frontenac und de la Barre; im Jahre 1685 betrug die Bevölkerung Canadas 10,000 Seelen. Die folgenden Gouverneurs unterstützten ebenfalls dieses Gedeihen, und der Marquis von Vaudreuil mehr als die andern. Die Verwaltung des Herrn von Beauharnais wurde durch die Errichtung neuer Forts und durch die Einführung des französischen Handelsgesetzes 1744 bezeichnet. Unter dem Grafen Galissonière wurden die Grenzen Canadas festgesetzt. De Jonquière, Duquesne folgten, dann kam Montcalm, der aus Frankreich eine bedeutende Armee mitbrachte, welche den englischen Streitkräften imponiren sollte. Der bis dahin wechselnde und nur aus Scharmützeln bestehende Krieg nahm einen dauerndern und ernstern Charakter an. Montcalm unterwarf das Fort Oswego und verdiente seine Sporen tapfer und siegreich in den Ebenen von Montreal. Nach einer Reihe von Feindseligkeiten, in denen der Sieg oft schwankte, kam der für Frankreich nachtheilige Feldzug von 1759. Die Engländer griffen Canada auf drei Punkten an. Der General Wolfe erhielt den Auftrag, Quebec zu belagern; Sir Johnson rückte gegen das Fort Niagara, der General Amherst gegen die Forts Crown Point und Tyconderago. Der Sammelplatz sollte Montreal seyn. Nach einem erfolglosen Angriffe gegen die zu Montmorency verschanzten Franzosen, nahm Wolfe seine Stellung auf der Ebene Abraham, und Montcalm beging die Unklugheit, ihm dahin zu folgen. Es kam zur Schlacht, in der die Tapferkeit beider Heere sich glänzend bewies. Die beiden Generale blieben und erlebten nicht der eine den Sieg, der andere die Niederlage. Die Engländer blieben Herren des Schlachtfeldes und Quebec öffnete ihnen am andern Tage seine Thore. Die Generale Johnson und Amherst waren nicht minder glücklich. Die Capitulation Montreals am 8. Septbr. 1760 gab Canada den Engländern in die Hände. Der Vertrag von Paris bestätigte 1763 diplomatisch ein Faktum, das durch die Waffen festgestellt war.

Seitdem wurde Canada für die Engländer eine Art Waffenplatz, von wo sie soviel als möglich die große Insurrection ihrer amerikanischen Provinzen bekämpften, welcher Krieg weiter oben beschrieben worden ist. Nach Beendigung desselben beschäftigte sich die englische Regierung mit einer neuen politischen Organisation Canadas. Ein anderer Krieg, der 1812 zwischen Großbritanien und der Union ausbrach, beschäftigte Canada ebenfalls. Seit dieser Zeit ist diese Colonie ruhig geblieben bis zu Ende des Jahres 1837, wo Aufstände ausbrachen, die jetzt wohl unterdrückt sind, aber das Feuer glimmt noch immer unter der Asche.

Canada, oder wenn man will Neubritanien, begreift das Gouvernement Quebec, Neu Wales oder das westliche Maine, das Gouvernement York oder Ober Canada, das Gouvernement Neu Braunschweig und Neu Schottland, das der Prinz Edwards Insel, das Gouvernement von Neufundland, und endlich Labrador und das östliche Maine.

Die Temperatur von Ober und Unter Canada ist viel strenger als man nach der mäßigen Breitenhöhe vermuthen sollte. Die Winter daselbst sind weit härter als in andern Ländern, die unter derselben Zone liegen, und diese Verschiedenheit kommt großentheils von den Wäldern und unbebauten Landstrichen, so wie von den zahlreichen großen Seen her, welche sich in dem Lande befinden. Obgleich aber kalt, ist dieses Clima doch gesund. Die Wärme im Sommer ist dagegen ebenfalls stärker als in Europa.

Die herrschenden Winde in Ober und Unter Canada sind die NO-, NW- und SW-Winde, die alle einen großen Einfluß auf die Tempera-

tur haben. Das Blau des Himmels ist klar und schön. Die Nebel sind selten und die Sonne zerstreut sie bald. Nur im Winter schwebt ein dichter Nebel nebst dem schwimmenden Eise auf dem St. Lorenz.

Der Ackerbau ist noch in der Kindheit in Canada, wo ungeheuere und herrliche Landstrecken noch des Anbaues harren. Alle Verbesserungen, die der Ackerbau in Europa erfahren hat, kennt man in Canada noch nicht; der jungfräuliche Boden bedarf ihrer auch nicht. Die Wechselwirthschaft kümmert die Landleute dort nicht, die so viel Land zur Verfügung haben, als sie nur immer wünschen. Die Haupterzeugnisse des Landes sind Getreide, Hafer, Erbsen, Mais, Ahornzucker, Kartoffeln, Wachs rc.

Auf diese Producte und noch mehr auf die Pelze ist der Handel Canadas begründet. Seit die Hudsonsbai-Compagnie und die Compagnie von Montreal sich mit einander verschmolzen haben, hat der Handel den englischen Jägern einen Theil der ungeheuern Einöden übergeben, welche an das Polarmeer grenzen. Zu diesem Zweige thätigen Tauschhandels muß man voran den Stockfischfang und andere Fischereien rechnen, die in diesen Gewässern und namentlich in Neufundland betrieben werden. Mac Gregor hat berechnet, daß 20,000 engl. Unterthanen bei dieser Fischerei beschäftigt sind, und daß die jetzige Ausfuhr von Labrador und Neufundland sich auf die ungeheuere Summe von 800,000 Pf. St. beläuft. Uebrigens beschränkt sich die Manufacturindustrie Canadas auf einige Baumwollenwebereien, Branntweinbrennereien, Brauereien, Sägemühlen und Gerbereien.

Man weiß bereits, daß kein Land reichlicher bewässert ist als Canada und die wilden Länder, die man für die Enclaven desselben ansieht. Unter den wichtigen Flüssen bemerkt man den Mackenzie, der seinen Lauf an dem östlichen Abhange der missouri-columbischen Berge beginnt. Dieser Fluß bildet sich aus mehrern Aermen; er durchströmt dann das Land der Chippewaier, bespült einige ärmliche hölzerne Forts, welche die Nordwestcompagnie gebaut hat, und ergießt sich endlich in den Atapeskon-See. Wenn er aus demselben hervorkommt, wird er der Fluß des Sclavensees, um sich in diesen zu ergießen, und unter demselben nimmt er den Namen Mackenzie an. Ungerechnet die kleinen Beiflüsse, welche sich in den Seen vermischen, sind die großen Beiflüsse des Mackenzie zur Rechten der Elennsfluß und der Bärenfluß; zur Linken der Bergfluß. Der Mackenzie mündet in das Polarmeer. Weiter hin nach O. strömt der Coppermine oder Kupferminenfluß, der die Seen Point und Red Rock durchfließt und, nachdem er das Land der Eskimos bespült hat, in den Meerbusen Georgs IV. mündet.

Wenn man den Ufern des Hudsonmeeres folgt, findet man den Churchill oder Missinipi, dessen Quelle man noch nicht genau kennt, der das Land der Knistenos bespült und dann, wie man glaubt, mit dem Mackenzie in Verbindung tritt; den Nelson, den größten Fluß dieses Meeres; endlich den Severn, der aus dem Winnipeg kommt und bei Severn House in das Hudsonmeer tritt.

In den St. Lorenzbusen ergießen sich der St. Lorenz und der Miramichi, dessen Lauf zwar beschränkt ist, dessen Becken sich aber durch die herrlichen Wälder auszeichnet, durch die er strömt.

In den Atlantischen Ocean mündet der St. John, der einen Theil von Neu Braunschweig durchströmt.

Diese zahlreichen Flüsse unterstützen eine Canalisation, und deshalb ist auch Canada von Canälen durchschnitten, dem Wellands-, Rideau-, La Chine-, Granville- und Halifax-Canale.

Die Regierung von Canada ist eine Verbindung der Localgewalt mit der Macht des Mutterlandes. Man hat eine canadische Legislatur geschaffen, auf die der Gouverneur eine vorgesehene und bestimmte Einwirkung hat. Die Handlungen dieser gesetzgebenden Versammlung sind nur auf die innern Angelegenheiten anwendbar. Die gerichtliche Organisation hat eben dieses doppelte Element wie die politische Organisation.

Canada besitzt, was auch die Engländer gethan haben mögen, in den Städten und auf dem Lande eine ganz französische Physiognomie. Die Bauern sind gekleidet wie die alten französischen Bauern und die Güter gleichen denen in der Normandie und Picardie. Ein Reisender schildert das Schlafgemach auf folgende Weise: das Hauptbett, von grüner Serge umgeben, die an der Decke des großen Saales an einem eisernen Stabe hin und her geschoben werden kann; ebenan das Becken mit Weihwasser und das kleine Crucifix; der große Speisetisch; das Bett für die Kinder auf hölzernen Walzen unter dem großen Bette; die verschiedenen Truhen zur Aufbewahrung des Sonntagsstaates; die Verzierung der Balken, die lange Pfeife, die lange französische Flinte, das Pulverhorn und der Kugelsack, alles erinnerte an ein Bauerhaus im Norden von Frankreich." Die Engländer haben jedoch in den später angelegten Gütern ihre Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit eingeführt. In den Städten hat sich der englische Einfluß fühlbarer gemacht, indeß doch nicht so viel, daß die französische Grundfarbe ganz verschwunden wäre. Die Gebräuche, die geselligen Gewohnheiten sind fast noch ganz so wie sie vor der Eroberung waren, und die ersten Ansiedler scheinen etwas darin zu suchen, sich nicht mit den neuen Herren zu verschmelzen. Ein gewaltiger Herkunftsstolz hat bis diesen Augenblick allen geduldigen Bemühungen der Engländer widerstanden, die sich übrigens außerordentlich tolerant zeigen, da sie ja wissen, daß die Zukunft ihnen gehört. Die Scheidelinie wird freilich noch lange durch den Glaubensunterschied erhalten werden, da die katholische Geistlichkeit ihre Macht vor dem Umsichgreifen der anglikanischen Kirche zu bewahren sucht.

Wir haben bereits die wichtigsten Städte Canadas angeführt: Quebec, Montreal und ihre Umgebungen. Hinzuzufügen ist noch St. Thomas, einer der größten Flecken an dem St. Lorenz; Petite Rivière, in einem der mildesten und gesundesten Climaten dieser Zone; Kamaraska, ein großer Flecken, den man das Brighton Canadas genannt hat, und wohin sich jedes Jahr eine Menge reicher Canadier begiebt, welche hier Seebäder nehmen; es ist der Ort, wo das Wasser des St. Lorenz ganz salzig zu werden anfängt.

In Ober Canada haben wir bereits York, Kingston und Niagara gesehen. Die andern Orte sind Port Maitland und Port Dalhousie, kleine Städte, die sich mit jedem Tage vergrößern; Durbas in reizender Lage am Ende des Ontario Sees; London und Brockville.

Neu Braunschweig besitzt außer Frederic Town und St. John noch St. Andrews mit 3000 Einw. und Neucastle an dem Miramichi, das wichtig ist durch seine Werfte.

Neuschottland hat, außer Halifax, Luneburg mit 1200 E., Liverpool, eine blühende Handelsstadt, Shelburne, das von 1200 E. auf 500 heruntergekommen ist, Yarmouth, Clare, Windsor und besonders Truro am Hintergrunde der Sunday-Bai, und merkwürdig durch die Fluth, die hier oft bis 71 engl. Fuß hoch steigt; endlich Preston mit einem schönen Hafen und wichtig durch den lebhaften Handel seiner Bewohner. In der Umgegend findet man New Glasgow, das sich durch seine Kohlengruben auszeichnet.

Die Insel des Cap Breton, die wegen ihrer großen und trefflichen Baien, ihrer Fischereien und ihres ansehnlichen Handels, besonders aber wegen unerschöpflicher Kohlenlager wichtig ist, enthält Sydney, eine kleine Stadt von 500 E. mit Kohlengruben in der Nähe; Louisbourg, sonst die ansehnlichste Stadt von Cap Breton, der man sonst 10,000 E. gab, die jetzt aber in ihrem schönen Hafen und unter ihren imposanten Befestigungen nur etwa 50 Häuser armer Fischer birgt. Sie war zur Zeit der französischen Herrschaft eine der wichtigsten Städte Canadas, der Mittelpunkt der Fischereien und die Station der französischen Seemacht; als aber die Engländer 1758 sich derselben nach einer denkwürdigen Belagerung bemächtigten, wurden die Bastionen demolirt und die Einwohner zerstreut. Es giebt in diesem Gouvernement ferner noch Arichat, jetzt die blühendste Stadt, ob sie gleich nur 2000 E. hat, die fast alle Kaufleute oder Fischer sind; Ship Harbour an der Straße Canso gele-

gen, welche Cap Breton von Neu Schottland trennt, und der sicherste wie der besuchteste Weg nach dem St. Lorenzbusen ist.

Auf der Prinz Edwards Insel findet man Charlotte Town, eine kleine Stadt mit einem schönen Hafen und 3400 E.; Belfast, eine Ackerbaucolonie von Schotten, von Lord Selkirk gegründet und bereits 4000 Seelen stark; St. Andrew, George Town und Murray Harbour, welche beiden letztern sich durch ihre Häfen auszeichnen.

Die Insel Neufundland enthält Johnstown, eine sehr schöne Stadt von 15,000 E., von denen sich 2000 mit dem Stockfischfange beschäftigen; Harbour Grace und Placentia. Wir haben schon ein Paar Worte über den wichtigen Fischfang in diesen Gewässern gesagt. Im Jahre 1829 beschäftigten die Vereinigten Staaten 1500 Schiffe durch diese Fischerei, England 600, Frankreich 300, zusammen wohl mit mehr als 35,000 Personen. Die Union und Großbritanien zusammen erhalten 2 Mill. Centner Fische und 18,000 Fässer Thran, was zusammen etwa 7 Mill. Thaler werth ist. Frankreich beschäftigt für seinen Theil 10,000 Personen dabei, welche ungefähr für 8 Mill. Frcs. Fische fangen.

Wenn man nun einen Blick auf die Länder wirft, welche dem Namen nach den Engländern gehören, in denen aber unterworfene und nicht unterworfene wilde Stämme umherziehen, so findet man in Labrador, dem kalten und öden Lande, nichts, was angeführt zu werden verdiente. Im westlichen Bezirke, den man Neu Britanien nennt, findet man Grand Partage, einen Jägerposten in der Nähe eines prächtigen Wasserfalles; Fort William, die Hauptniederlassung der Engländer und der Agenten der Nordwestcompagnie an dem nördlichen Ufer des Obersees. Es giebt in dieser Niederlassung große Gebäude, die theils zur Wohnung für die Beamten, theils zur Aufbewahrung der Waaren oder auch als Werkstätten für eine Menge Arbeiter der Compagnie dienen. Es soll sich auch in dieser Niederlassung die vollständigste und genaueste Karte von dem Innern dieses Landes finden. Fort William ist der thätigste Stapelplatz des Pelzhandels und der Sammelplatz der Angestellten, die hier den Ertrag ihres Handels und ihrer Jagd niederlegen. Von dem Mai bis zum September ist in Fort William so zu sagen fortwährende Messe, welche von Engländern, Amerikanern, Schweden, Franzosen, Schotten, Deutschen und andern Europäern besucht wird, selbst von Wilden, Canadiern, Afrikanern und sogar Oceaniern und Asiaten. Weiter hin findet man Kildonan, Colonie, die gegenwärtig 1052 E. zählt.

Wendet man sich nun nach den eisigen Einöden in der Nähe des Pols, so findet man Gegenden, wo die Europäer noch nie dauernde Niederlassungen gehabt haben, wie die Ufer des Hudsonmeeres, welche Neu Wales und das Maine des O. begreifen. An diesen Küsten erscheinen die ersten Eskimos, ein Geschlecht, das sich am ganzen Küstenstriche des Polarmeeres findet. Diese Eskimos sind klein, gewöhnlich stark, gebräunt und ziemlich beleibt, haben einen großen Kopf, ein rundes plattes Gesicht, schwarze kleine und funkelnde Augen, eine platte Nase, dicke Lippen, schwarzes Haar, breite Schultern und außerordentlich kleine Füße; sie sind fröhlich, lebhaft, aber schlau und betrügerisch und scheinen fest an ihren Gewohnheiten zu halten. Ihre Böte sind von Holz oder sehr dünnen Wallfischrippen und ganz mit Seehundsfellen überzogen; sie messen 20 Fuß in der Länge und 15 Zoll in der Breite. Man hat schon 20 Personen auf einem solchen Fahrzeuge gesehen. Jeder führt ein einziges Ruder. Die Kleidung der Eskimos besteht aus Fellen von Seehunden oder Rothwild, bisweilen auch aus den Häuten von Land- oder Wasservögeln. Diese Kleidungsstücke, die mit einer Art Kapuze versehen sind, reichen nur bis zum halben Schenkel. Die Hosen werden vorn und hinten zugemacht; Fellstiefeln bedecken die Füße der Männer und Frauen. Der einzige Unterschied für diese letztern ist, daß sie an ihren Kleidern eine Schleppe tragen, welche ihnen bis auf die Fersen reicht. Die Kapuzen der Frauen sind auch an den Schultern viel weiter, damit sie ihre Kinder hineinstekken können. Gewöhnlich tragen sie sogenannte Schneeaugen, d. h. kleine Stücke Holz oder Elfenbein, deren sie sich zur Verhinderung der Augenentzündung bedienen und die sie hinten zubinden.

Diese Völkerschaften sind an den Ufern der Hudsonbai verbreitet, in dem traurigsten, düstersten und wildesten Lande, das man sich denken kann. Von allen Seiten steigen schwarze Berge empor, deren Spitzen mit ewigem Schnee bedeckt sind. Um den Schauder dieser öden Aussicht zu vervollständigen, sieht man am Horizonte zahllose Eisberge, die eine sehr starke Strömung nach der Mitte des Meeres zu zieht. Das ganze Land ist reich an Mineralien. Der rothe Jaspis, die Hepatiten rc. finden sich in Menge, die berühmteste Mineralproduction aber ist der schöne schillernde Feldspath, der unter dem Namen Labradorstein bekannt ist und den man an seiner lebhaften Farbe auf dem Boden des Wassers erkennt. Gegenwärtig suchen ihn die Eskimos in den Seen und an den Küsten auf, wo man ihn in einzelnen Stücken findet. Die Küste ist mit Phoken und Wasservögeln bedeckt. Im Innern trifft man Füchse, Wölfe, Bären und Vielfraße; die charakteristischen Thiere dieser Gegenden aber sind die Biber.

(Der Biber.) Der Biber (castor fiber) ist ein Amphibium, daß zwar fern vom Wasser leben kann, sich aber häufig baden muß. Die größten haben fast 4 Fuß bei ungefähr 15 Zollen von einer Hüfte zur andern. Sie sind weiß, schwarz und fahl. Ihr Haar ist über den ganzen Körper von zweierlei Art und überall lang außer an den Pfoten. Dieses Haar geht bis zu 2 Zoll auf dem Rücken, es verkleinert sich aber am Kopfe und am Schwanze. Das kürzeste ist ein Flaum und das, was im Handel Biberhaare oder Castorhaare heißt. Der Biber lebt funfzehn bis zwanzig Jahre. Das Weibchen trägt 4 Monate und zwar gewöhnlich vier Junge. Die Muskeln dieser Thiere sind stark, die Knochen hart, die Zähne scharf. Die mit Häuten versehenen Beine helfen beim Schwimmen und überdies ist der Schwanz ein Fischschwanz. Die Biber leben in Schaaren von drei bis vierhundert und bilden gewissermaßen Dörfer an den Seen und Flüssen. Ihre erste Sorge, wenn sie eine solche Niederlassung gründen, ist, in der Nähe sehr große Bäume zu fällen, welche sie mit ihren Zähnen durchschneiden und dann nach dem Wasser schleppen. Ihren Schwanz brauchen sie als Kelle und mauern damit die Pfähle mit Lehm zusammen. Ihre Hütten stehen auf Pfählen mitten in kleinen Seen, die ihre Graben gebildet haben. Diese Wohnungen sind rund oder oval, gewölbt wie ein Korbhenkel, und die Wände zwei Fuß dick; ein Drittel des Gebäudes bleibt im Wasser, die beiden andern ragen darüber hinaus. In einer gewöhnlichen Hütte halten sich acht bis zehn Biber auf.

Die Thiere beschäftigen sich im Sommer mit dieser Arbeit, die im Winter vollendet ist. Dann sorgt jedes für Lebensmittel. So lange sie im Freien leben, nähren sie sich von Früchten, Rinden und Baumblättern und fangen auch einige Fische. Um aber für den Winter zu sorgen, tragen sie weiches Holz ein, und legen dasselbe so, daß sie immer das nehmen können, welches im Wasser weichte. Um dies Holz zu verzehren, schneidet es der Biber in Stücke, die er in seine Hütte bringt. Kehrt die schöne Jahreszeit zurück, so verlassen die Biber ihre Hütten, die von Ueberschwemmungen bedroht werden, und wandern wieder nach der Ebene. Ist das Wasser verlaufen, kehren sie zurück. Sind ihre Wohnungen durch die Ueberschwemmung oder durch die Verwüstungen der Jäger beschädigt worden, so bessern sie dieselben aus. Trotz der fleißigen Jagd, welche die Europäer auf die Biber gemacht haben, giebt es deren doch noch eine große Anzahl an den Binnenseen. Im Winter besonders geht man auf ihre Verfolgung aus, weil dann ihr Pelz dichter ist. Die Biber, deren Hütten mitten in den Seen gebaut sind, legen sich auch kleine Wohnungen am Lande, 300 bis 400 Schritte vom Ufer entfernt, an, und hier überfällt man sie gewöhnlich.

Nach der Biberjagd ist die gemeinste die Bärenjagd und die beliebteste der Indianer. Sonst gingen ihr Ceremonien voraus, die an manchen Orten noch beobachtet werden. Diese Jagd geschieht im Winter. Die Bären kauern dann alle in hohlen Bäumen rc. oder machen sich ein Loch in die Erde und verstopfen sorgfältig die Oeffnung. Welchen Winteraufenthalt aber auch ein Bär gewählt hat, er verläßt ihn im Winter

nicht und schließt sich darin ohne Nahrung ein. Die Jäger wissen das; sie machen einen je nach ihrer Zahl verschiedenen Kreis und rücken vor, indem sie denselben immer mehr verkleinern. So werden die Thiere in ihrem Zufluchtsorte überrascht und erlegt. Das Hauptziel ist das Fell des Bären, aber das Fleisch steht bei den Wilden auch in Achtung, die es unterwegs essen und ihre Familie damit tractiren. Im Sommer sind die Bären, die man dann nur auf den Bäumen erlegt, fetter und wohlschmeckender als im Winter.

Der Stier ist in Nordamerika ebenfalls ein werthvolles Thier. Der Stier von Canada ist der Büffel, der größer ist als der Stier in Europa. Er hat niedrige, schwarze und kurze Hörner; zwei grosse Haarbüschel, einer unter der Schnauze, der andere auf dem Kopfe, geben ihm ein häßliches Aussehen. Auf seinem Rücken befindet sich ein Höcker, der auf den Hüften beginnt. Besonders groß ist der Kopf an diesen Thieren. Sie haben einen so scharfen Geruch, daß man hinter den Wind gelangen muß, wenn man sich ihnen auf Flintenschußweite nähern will. Ein verwundeter Büffel stürzt sich auf die Jäger. An der Hudsonsbai hält sich eine andere Büffelart auf, die man Moschusochse genannt hat, weil es sehr stark nach Moschus riecht. Das Haar desselben ist sehr lang und schöner als bei den Schafen der Berberei. Diese Büffel sind kleiner als unsere Stiere, haben aber dickere Hörner, die ihren Lauf beschwerlich machen; man jagt sie deshalb auch mit großer Leichtigkeit.

An mehrern Stellen der Küste des Hudsonmeeres ist der Boden sehr fruchtbar. Man sieht bisweilen zwischen den Sträuchern Johannisbeerbüsche mit Früchten, Weinstöcke, welche kleine Trauben geben, Erdbeeren und die meisten Pflanzen Lapplands. Der Himmel ist fast nie rein; im Sommer verdunkeln ihn Nebel und im Winter kleine Eisnadeln, die dem Auge kaum sichtbar sind. Die Sonne geht umgeben von einem Lichtkegel auf, und nach ihrem Untergange erfüllt das Nordlicht die Erde mit seinem Lichte. Die Sterne sehen aus wie glühend. Bei großer Kälte gefriern das stärkste Salzwasser und der Weingeist im Freien fast augenblicklich und zersprengen die Gefäße. Das Eis der Flüsse wird bis acht Fuß dick. Berührt man mit den Fingern einen glatten festen Körper, Eisen oder Stein, so bleiben sie sogleich kleben; aber Pelze schützen die Bewohner recht wohl gegen die Härte dieses Climas. Freilich haben sie sich außerdem gegen ungeheuere Eisbären zu vertheidigen, welche von Eisscholle zu Scholle schwimmen und die Böte anfallen.

Kapitel LIII.

Grönland. — Island.

Das letzte Land Nordamerikas nach dem Pole zu ist Grönland, dessen Grenzen noch nicht genau bestimmt sind. Man hält es jedoch für abgetrennt von dem Festlande.

Grönland ist eines der trostlosesten und schrecklichsten Länder in der Welt, im Eise gleichsam versteinert. Nichts kann großartiger und zugleich trauriger seyn als der Anblick jener gefrorenen Massen, welche die seltsamsten Gestalten annehmen und im Nothfalle dem Menschen die Elemente der Baukunst lehren könnten. Hier ist es eine Kirche mit ihrem gothischen Thurme; dort ein Schloß mit seinen Thürmchen; dort ein Schiff, welches auf diesem unbeweglichen Meere zu schwimmen scheint; überall findet man phantastische Erscheinungen, welche jene Poesie der Sagas veranlaßt zu haben scheinen, die in dem Eise Islands entstanden ist. Kommt der Frühling, so lösen sich diese Eisblöcke allmälig los, stoßen an einander und vereinigen sich wieder, so daß zwischen ihnen nur eine gefährliche Passage frei bleibt. Manches Eis verdichtet sich auf dem Felsen so, daß es denselben ganz unsichtbar macht. Dieses Eis, das man Erdeis nennen könnte, ist blau, voller Ritze und Höhlen. Es scheint fester zu seyn als das schwimmende Eis, nimmt aber wie dieses tausend anmuthige und seltsame Gestalten an. Man glaubt zweigreiche Bäume, Säulenhallen, Triumphbogen, Paläste mit herrlichen Façaden zu sehen, alles mit allen Farben des Prismas von der Sonne geschmückt. Diese Eisberge sind unzerstörbar! Was am Tage davon geschmolzen ist, gefriert in der Nacht wieder; nur bisweilen löst sie die Hitze ab, so daß sie ihren Ort ändern. Die Luft, welche darin eingeschlossen ist, sprengt sie dann auseinander wie Vulkane, die alle fremdartigen Gegenstände von sich werfen.

Der Grönländer, dem es an Holz gebricht, bedient sich der zahlreichen Stämme, welche das Meer an seine Küsten wirft. Es sind dies Erlen, Weiden, Birken, Fichten, Tannen. Man weiß nicht, woher dieses Holz kommt und durch welche Strömungen dasselbe dahin geworfen wird.

Die größte Kälte Grönlands stellt sich im Januar ein, das Meer ist dann ein Eisweg, und oft sterben die Grönländer, da sie nicht auf den Fischfang gehen können. Der Sommer geht vom Juni bis Ende September. In dieser Zeit hat Grönland keine Nacht. Die Sonne bleibt zwar etwa drei Stunden verborgen, aber die Abend- und Morgendämmerung berühren einander. Im Winter dagegen hat das Land nur Nächte, die blos durch den Widerschein des Schnees erleuchtet werden.

Dieses Land hat seine fabelhafte Geschichte. Es wurde, wie man sagt, zum erstenmale 982 von einem norwegischen Großen besucht, der dahin von Island kam, wo er verbannt worden war, und der ihm den Namen „grünes Land", Grönland, gab. Unter dem norwegischen Könige Olaus wurden daselbst Colonien angelegt, und darunter die von Garde und Albe. Bis 1368 blieben diese Colonien Norwegen unterthan, aber um diese Zeit wurden alle von einer Krankheit, die man den schwarzen Tod nannte, heimgesucht und aufgerieben. Seitdem war an diesem Punkte nichts mehr versucht worden, als 1728 Egedus, Pastor von Vogen, in Grönland landete und die Eingeborenen zum Christenthume zu bekehren suchte. Er ließ sich auf einer Insel nieder, bauete daselbst einige Wohnungen und hielt sich dort, weniger um Handelsverbindungen anzuknüpfen, als um einige Seelen dem christlichen Glauben zu gewinnen. Im Jahre 1733 kamen ihm einige mährische Brüder zu Hilfe und es entstand nun eine kleine Stadt, Neu-Herrnhut. Diese verschiedenen Anstalten sind alle zerstört und aufgegeben entweder in Folge des strengen Climas oder der Ungeselligkeit der Eingeborenen.

Diese Eingeborenen sind von kleinem Wuchse, haben ein breites plattes Gesicht, runde volle Backen, obgleich mit vorspringenden Backenknochen, kleine schwarze, aber ausdruckslose Augen, eine Stumpfnase, einen kleinen und runden Mund, und eine Unterlippe, die dicker ist als die Oberlippe. Sie haben einen kurzen und rasirten Bart, kleine fleischige Hände und breite Schultern, besonders bei den Frauen. Ihre Farbe ist im Allgemeinen olivenbraun; ihr Haar ist schwarz, dicht und lang. Es ist ein muthiges, starkes, an Strapazen gewöhntes Volk, das zweimal schwerere Lasten zu heben vermag als ein Europäer. Ihr Charakter ist mehr spottlustig als jovial; sie sind zufrieden mit ihrer Stellung und kennen kein höheres Glück, als einen reichlichen Fischfang. Früh steigt ein Grönländer auf eine Anhöhe, um zu sehen, welches Wetter es werden wird; kommt heiter herunter, wenn das Wetter schön, und traurig, wenn es nebelig ist. Abends, wenn er vom Fischfange zurückkommt, plaudert er gern, wenn er am Tage nicht unglücklich gewesen ist. Das Volk lebt von Seehund, Lachs ꝛc. Die Hauptmahlzeit des Grönländers ist die Abendmahlzeit nach der Rückkehr vom Fischfange; dazu ladet er auch seine Nachbarn ein oder er schickt ihnen etwas von seinem Fange. Seine Kleidung ist warm und zahlreich. Er hat zu seiner Bedeckung Pelze aller Art, gewöhnlich aber Seehundsfelle, deren rauheste Seite er nach außen kehrt. Die kurzen Hosen und Strümpfe sind von demselben Felle, die Schuhe von schwarzem weichen Leder und mit Riemen, welche über die Fußsohle gehen, an die Füße befestigt. Die Sohlen stehen zwei Zoll vor, sowohl vorn als hinten. Die Personen, welche durch den Handel wohlhabend geworden sind, tragen jetzt Mäntel, Hosen und Strümpfe von Wolle.

Die Männer tragen das Haar glatt; die Frauen nehmen es auf den Kopf hinauf und durchflechten es mit Glasperlen. Das Höchste der Koketterie besteht darin, auf dem Gesichte eine Art Stickerei zu tragen, welche mit einem durch Rauch geschwärzten Faden gemacht wird. Man steckt ihnen denselben zwischen Haut und Fleisch, so daß er eine Art Tättowirung bildet.

Die Grönländer haben Sommerzelte und Winterhäuser. Diese mannshohen Häuser sind zwei bis vier Klaftern lang und gewöhnlich an hochgelegenen Orten, besonders an einem Felsen, erbaut. In einem Hause wohnen oft mehrere Familien. Jede derselben hat ihr eigenes Feuer, über welchem ein kleiner Kessel hängt. In diesen Hütten leben die Grönländer ohne Bedürfnisse und mit ihrer Armuth zufrieden. Außer dem Hause hat jede Familie ihr Zelt, das zwanzig Personen fassen kann. Das Zelt ist luftiger und wohnlicher für einen Fremden, als die immer rauchige und stinkende Hütte.

Die Waffen der Grönländer waren sonst Bogen und Pfeile; jetzt bedienen sie sich der Flinte. Ihre sehr gut gebauten Böte sind mit frisch zubereitetem weichen Leder überzogen, deren Nähte mit altem Fett verschmiert werden. Die kleinen Böte, kaiaks genannt, haben in der größten Länge 15 Fuß und in der größten Tiefe 18 Zoll. Auf einem solchen gebrechlichen Fahrzeuge trotzt der Grönländer in seinem grauen Fischeranzuge Stürmen, welche ein Schiff schrecken würden. Er leitet dasselbe mit seinem Ruder so rasch, daß er in einem Tage 24 Stunden zurücklegen kann. Dieses Ruder ist das Rettungsmittel des Grönländers; so lange er dies noch besitzt, kümmert er sich um die Woge nicht, sondern durchschneidet dieselbe wie ein Fisch und schwimmt wieder oben, wenn sie vorüber ist. Kein Europäer würde sich in einer Kaiak nur auf das ruhige Meer wagen; der Grönländer fährt mit derselben bei dem entsetzlichsten Wetter hinaus. Allerdings leben diese Leute fast ganz auf dem Wasser. Kaum sind sie erwachsen, so gehen sie auf die schreckliche Seehundsjagd. Bemerkt ein Fischer oder Jäger ein solches Thier, so nähert er sich demselben auf vier bis fünf Klaftern und harpunirt es ein-, zwei-, dreimal, bis es todt ist. Dann ziehen die Frauen die Beute an das Land.

Die Sitten der Grönländer sind ziemlich bizarr. Die Heirathen werden durch alte Weiber unterhandelt; weigert sich ein Mädchen nach allen Präliminarien, so braucht man gewissermaßen Gewalt und selbst Schläge. Ist sie einmal verheirathet, so vergißt sie alles und wird eine gute Frau. Diese Frauen zeichnen sich durch große Liebe zu ihren Kindern aus. Sie nehmen dieselben überall mit sich und leiten ihre erste Erziehung. Im zehnten Jahre giebt man dem Kinde eine Kaiak und es vergnügt sich mit der Jagd und dem Fischfange an der Küste. Der Fang des ersten Seehundes ist die Gelegenheit zu einem Familienfeste. Hat der Knabe im zehnten Jahre noch nichts gefangen, so wird er verachtet und muß mit den Weibern Muscheln sammeln.

Der Handel Grönlands besteht in einem großen Markte, der Zusammenkunft aller Stämme und der Europäer, welche mit denselben handeln wollen. Hier breiten die Grönländer ihre Waaren aus und bestimmen ihre Wahl in Bezug auf die Tauschgegenstände. Die Eingeborenen des Südens haben keine Wallfische, die des Nordens kein Holz. Grönländische Böte mit einer ganzen Familie machen Reisen von 300 bis 400 Stunden, um in der Disco-Bai Hörner, Fischzähne, Barten, Rippen und Schwanzknochen vom Wallfische zu verkaufen. So bleiben sie oft Jahre lang fern von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte. Der wichtige Handel zwischen den Eingeborenen und den Fremden besteht in Fuchs- und Seehundsfellen, so wie in Thran. Die Grönländer nehmen jetzt als Bezahlung nicht blos Metall-, sondern selbst Papiergeld.

Die Grönländer haben einige Feste, z. B. das Sonnenfest bei der Winter-Tag- und Nachtgleiche. Diese Feste bestehen in Mahlzeiten, wobei sie eine ungeheuere Menge Speisen verzehren und dann nach einer Trommel tanzen. Bisweilen ist er von einem Liede über den Seehundsfang begleitet. Nach dem Tanze schlichtet man die Streitigkeiten und beschließt die Freuden durch Gesänge. Eigentliche Gesetze scheint es unter ihnen nicht zu geben; ihre Stelle vertritt das Herkommen.

Ehe man sie im Christenthume unterrichtete, scheinen sie keine eigentliche Religion gehabt zu haben. Sie kannten blos einige höhere und niedere, gute und böse Geister. Ihre Priester waren zu gleicher Zeit Zauberer und Aerzte wie bei vielen amerikanischen Völkerschaften, und man nannte sie Angekoks. Ihre Sprache nähert sich ferner der der Eskimos und besteht aus vielsylbigen Worten, welche ihre Aussprache sehr schwierig machen. Sie haben eine Dichtkunst, aber ohne Sylbenmaß und ohne Reim. Das Schreiben war ihnen völlig unbekannt und sie sahen dasselbe für eine Zauberei an. In der Arzneikunst wissen sie sehr wenig, doch heilen sie Beinbrüche so gut es gehen will. Ist Jemand gestorben, so wirft man alles, was ihm gehörte, weg, als müßte es Unglück bringen. Dann weint man eine Stunde, nähet den Leichnam in den schönsten Pelz und trägt ihn in das Grab, auf dem man etwas Gras hervorzubringen sich bemüht und das man mit großen Steinen bedeckt, um den Körper gegen die Raubvögel und Raubthiere zu schützen. Neben das Grab stellt man das Boot des Todten, seine Pfeile und Geräthe; war es eine Frau, so legt man ihr das Messer und die Nadeln hin. Nach Beendigung der Beerdigungsceremonie gehen die Verwandten in das Trauerhaus zurück und hier hält der nächste Verwandte in der Mitte der herumkauernden schweigenden Versammlung die Grabrede, welche häufig durch Schluchzen unterbrochen wird.

Das ist das Leben der Grönländer. — Die Naturgeschichte dieses Landes hat auch ihre speziellen Charaktere. Das Gerippe des Landes besteht aus sehr hartem Gestein, in welchem man Feldspath, Quarz, Granaten, Talk und andere heterogene Substanzen findet. Sehr häufig ist dort der Amianth. Die Vegetation ist sehr armselig. Vergebens versuchte man das Getreide zu naturalisiren. An den Felsen wächst eine Art Binse, aus welcher die Grönländer Körbe machen, und eine Grasart, welche sie gegen die Feuchtigkeit verwenden. Das größte Grün ist das des Mooses und einer Flechte, welche gegessen wird. Der Wachholderbeerstrauch, der Arlesbeerbaum, der Sauerampfer, Farrnkraut, die Scabiosa ꝛc. finden sich ebenfalls an dieser Küste; die gemeinste und nützlichste Pflanze aber ist das Löffelkraut, das Hauptmittel gegen den Scorbut.

Unter den Thieren ist zu erwähnen das Rennthier, das in Grönland wild lebt. Die stärksten Rennthiere haben die Größe einer jungen Kuh. Im Herbst wird das Thier fett. Sehr häufig ist der graue oder blaue Fuchs, der von Eiern und Vögeln, oder auch von Muscheln und Krabben lebt. Der weiße Bär lebt auch in diesen Meeren; sein weißes und fettes Fleisch sagt den Grönländern sehr zu. Mit dem Fette des Thieres richten sie ihre Fische zu und das Fett der Beine wird als Medicin gebraucht. Der weiße Bär fürchtet den Menschen nicht, sondern greift ihn an; wird er verfolgt, so taucht er unter das Eis. Die Grönländer jagen ihn mit ihren Hunden.

Unter den Fischen ist der hauptsächlichste der Wallfisch; aber die Grönländer fangen ihn nicht wie die Europäer. Sie harpuniren ihn, hängen aber, damit er dann nicht auf den Boden des Meeres hinunter geht, an die Harpunen große Blasen aus Seehundsfellen, so daß er nicht leicht tauchen kann. Ist er mit Lanzenstichen vollends todt gemacht, so stürzen die Fischer in das Wasser hinein um ihre Beute her, die sie nach allen Seiten hin anschneiden.

Island gehört wie Grönland zu Nordamerika und ist die größte Insel im Polarmeere, gelegen zwischen Grönland und Europa. Ihr Gerippe ist ein großer Berg mit tiefen Höhlen, in denen große Massen von Mineralien, verglasten und bituminösen Stoffen liegen. Die Insel ist ein ungeheuerer Haufen von Steinen und Felsen, deren Ritze und Zwischenräume mit schwarzem, rothem und weißem Sande angefüllt sind, was der Landschaft ein rauhes Aussehen giebt. Doch finden sich zwischen diesen Felsen auch einzelne reizende Oasen, fruchtbare und herrliche Thäler.

Ein isländischer Schriftsteller, Arngrim Jonas, erzählt die Entdeckung Islands auf folgende Weise. Ein gewisser Maddoc, der nach den Faroern fuhr, wurde durch einen Sturm an die östliche Küste dieser Insel geworfen, der er den Namen Snoeland gab; aber er blieb nicht lange daselbst. Der erste, welcher sich hier niederließ, war Gardar, ein Schwede, der den Winter von 864 da zubrachte. Den Namen Island erhielt die Insel von einem norwegischen Seeräuber Flocco, der auch einen Winter daselbst verweilte. Ein anderer Norwege, Ingulf, flüchtete 874 dahin, um einer Strafe zu entgehen, welche ihn wegen der Ermordung zweier großen Herren erwartete.

Diese verschiedenen Einwanderer scheinen Island bereits bewohnt gefunden zu haben. Ein Zweig der scandinavischen Familie lebte daselbst seit undenklicher Zeit mit ihren Sitten, ihren Gewohnheiten und ihrer Poesie, was dieser Insel einen mehr europäischen als amerikanischen Charakter geben würde.

Die Isländer haben keine Gesichtsähnlichkeit mit den häßlichen Grönländern. Sie nähern sich vielmehr den Norwegern und sind gut gebaut, wenn auch nicht eben stark. Die Ehen sind nicht fruchtbar. Die nicht sehr industriösen, aber sanften und gefälligen Insulaner üben die Gastfreiheit wie ihre Mittel es nur erlauben. Ihre hauptsächlichen Beschäftigungen bestehen in Fischfang und in der Pflege ihrer Heerden. Die Männer liegen das ganze Jahr der Fischerei ob und die Frauen bereiten die Fische zu. Außerdem haben sie noch eine örtliche Industrie; die Männer bearbeiten das Leder und treiben Handwerke. Wie die Bauern von Jütland verfertigen sie eine Art groben Zeuges, das unter dem Namen wadmal bekannt ist. Die ernsten und religiösen Eingeborenen thun nichts, wenn es auch noch so unbedeutend seyn mag, ohne sich dem göttlichen Schutze anzuempfehlen. Wenn sie zusammenkommen, lesen sie ihre alten sagas oder auch neue sagas, die von den jungen Dichtern des Landes verfaßt sind; man singt dieselben, bald abwechselnd, bald im Kreise und im Chor. Sehr beliebt unter ihnen ist das Schachspiel und sie rechnen es sich zur Ehre, für geschickt darin zu gelten. Die Kleidung der Isländer ist sehr einfach und nähert sich bei beiden Geschlechtern jener der französischen Matrosen. Die Frauen tragen Röcke, Jacken und Schürzen von Tuch und haben an ihren Fingern, je nach ihrem Vermögen, goldene, silberne oder kupferne Ringe. Die weitesten und feinsten Stoffe lassen die Reichsten erkennen; die Aermsten sind mit grobem im Lande selbst verfertigten Wollenzeuge bekleidet. Zur Fischerei haben die Männer Anzüge von Schaf- oder Kalbfell, welche sie über ihre gewöhnlichen Kleidungsstücke ziehen und die sie mit Fischthran einreiben, was ihnen einen höchst unangenehmen Geruch giebt. Die reichsten Isländer kleiden sich und meubliren ihre Häuser soviel als möglich wie in Dänemark. Die Wohnungen der Eingeborenen sind gewöhnlich sehr ärmlich. An manchen Punkten baut man die Häuser aus dem Holze, welches das Meer an die Küste wirft, verstopft die Zwischenräume mit Lava und Moos und bedeckt das Dach mit Rasen. Die Hauptnahrung der Isländer besteht in gesalzenem Fisch und Milchspeisen; das Fleisch und das Brod, obgleich jetzt häufiger als sonst, sind doch sehr selten. Es werden auf der Insel 18,000 Tonnen Getreide verbraucht. Das gewöhnliche Getränk ist das syre, Bodensatz der geschlagenen Butter, welchen sie nach einem eigenthümlichen Verfahren zum Gähren bringen. Bisweilen gebraucht man auch zur Nahrung einheimische Gewächse, wie das isländische Moos, dessen sich sehr viele Bewohner statt des Brodes bedienen.

Die gegenwärtige Einwohnerzahl Islands wird 40.000 Seelen nicht übersteigen, da die Blattern immer große Verheerungen anrichten. Es giebt aber unter ihnen treffliche Arbeiter, Goldschmiede, Tischler, Schmiede. Auch hat Island berühmte Männer hervorgebracht, z. B. Snorre, Sturleson, Soemond, Thormodus Thorlacius, Arngrim Jonas und mehrere andere bekannte Schriftsteller. Es dürfte wenige Isländer geben, die nicht lesen und schreiben können. Island besitzt gelehrte Gesellschaften, von denen einige Denkschriften herausgegeben haben. Die Kirchspiele haben angefangen kleine Bibliotheken anzulegen, aus denen die Familienväter nützliche Bücher holen, um dieselben Abends laut vorzulesen. Die biblische und scandinavische Geschichte, die heidnische Mythologie und die christliche Religionsgeschichte bilden den Gegenstand ihrer Unterhaltungen und bisweilen ihres Streites. Unter den Geistlichen des Landes findet man mehrere, welche im Studium der griechischen und römischen Literatur sehr erfahren sind.

Island wird in drei Aemter getheilt, das südliche, das nördliche, östlich und westliche, mit drei Hauptörtern, Reikiawik, Stapon und Madruval. Reikiawik, die Hauptstadt des Landes, kann 500 bis 600 Einwohner haben, besitzt ein Lyceum, eine Lancasterschule, eine Buchdruckerei, in welcher zwei Zeitungen gedruckt werden, und zwei gelehrte Gesellschaften, Zweige jener von Koppenhagen, welche an den alten Ruhm des Landes erinnern, als die Skalden, die nordischen Troubadours, ihre poetischen Sagas sangen während Europa noch im Dunkel der Barbarei schlummerte. Die andern bemerkenswerthen Oerter sind: Lambhaus mit einem Observatorium, Besselat, Skalhold und Holum.

(Geyser.) Wir haben den geologischen Bau Islands erwähnt, den ungeheuern Felsen, der durch Eis belastet und durch unterirdisches Feuer zerklüftet wird, ein Land, dessen Seiten kochen, während die äußere Rinde fast immer gefroren ist. Auf der ganzen Insel erkennt man hier und da große Lavaformationen, die nicht selten in Basaltblöcke gleich denen der berühmten Riesenstraße in Irland crystallisiren. Diese Lava bereitet sich bisweilen auch in lange Schichten aus oder erstarrt im Innern der Höhlen in seltsame Stalactiten. Die Insel enthält ein Dutzend Vulkane, deren berühmtester, der Hecla, im südlichen Theile, ungefähr fünf Viertelstunden von dem Ufer liegt. Man schätzt seine Höhe auf 4800 Fuß über dem Meeresspiegel. Im Jahre 1783 erschien ein anderer Vulkan, zu Skaptefelt, der einen ganzen Fluß mit Lava und Bimssteinen anfüllte. Ein fruchtbarer Bezirk wurde damals in eine Schlackenwüste verwandelt. Die ungeheuere und unterirdische Arbeit des Feuers zeigt sich auch in dem plötzlichen Erscheinen und Verschwinden vulkanischer Inselchen.

Eine der größten Merkwürdigkeiten der Insel sind ihre heißen Wasserquellen, die nicht alle gleichen Wärmegrad haben; einige sind lau und heißen langar (Bäder), andere werfen mit großem Geräusche kochendes Wasser aus und werden hoerer (Kessel) genannt. Die merkwürdigste dieser Quellen ist jene, welche man Geyser nennt und die sich bei Skalholt befindet, umgeben von einer Menge anderer minder bedeutender Quellen. Ihre Oeffnung hat 19 Fuß im Durchmesser, und das Becken, in das sie sich ergießt, mißt 39 Fuß. Der Erzbischof von Troil sah das Wasser 88 Fuß, der Doctor Lind 92 F. hoch springen. Die Wassersäule fällt in sich selbst zurück oder endigt sich in einer Girandole. Hooker, der diese Erscheinung auch sah, beschreibt sie also:

„Eine halbe Viertelmeile von dem Punkte, wo ich angekommen war, sprudelte die Quelle des Geyser; ein großer runder stiller Berg von bedeutenderer Höhe als die an den andern Quellen, und mit weißen Krystallisationen bedeckt, bildet das Becken dieses außerordentlichen Springbrunnens. Ich stand am Rande, der 17 Fuß von der Oeffnung der Mitte entfernt ist, und sah, daß das Innere des Beckens weniger uneben war als das Aeußere. Es war in diesem Augenblicke mit ganz klarem Wasser angefüllt, nur in der Mitte bemerkte ich ein leichtes Aufwallen und eine schwache Rauchsäule, die dichter wurde, so oft das Aufwallen zunahm. Nach einer Stunde hörte ich unter der Erde ein dumpfes Getöse, das sich dreimal wiederholte; es glich fernem Kanonendonner und war jedesmal von einer zwar leichten, aber doch sehr fühlbaren Erschütterung der Erde begleitet; sogleich nahm das Aufwallen des Wassers zu; der Dampf wurde stärker. Zuerst wallte das Wasser ohne großes Rauschen über den Rand des Beckens, dann folgte ein Strahl, der sich über 12 Fuß hoch erhob und das Wasser einfach aus der Mitte des Beckens warf; aber dieser Bewegung folgte eine sehr laute Explosion. Als der Wasserstrahl wieder herabgefallen war, floß das Wasser reichlicher als

vorher über den Rand, und in weniger als einer alben Minute folgte ein zweiter Strahl.

Kein Land enthält auf so geringem Raume merkwürdigere und seltsamere Oertlichkeiten, als Island, doch würde es uns zu weit führen, wollten wir von allen eine Schilderung geben.

Die Berge Islands enthalten Eisen, Kupfer, Marmor, Kalk, Gips, Porzellanerde, mehrere Arten Bolus, Onyx, Agat, Jaspis und andere Steine. Man findet reinen und unreinen Schwefel. Eines der merkwürdigsten Erzeugnisse Islands ist surturbrand, eine Art fossilen, leicht verkohlten Holzes, das mit e ner Flamme brennt. Eine andere Art mineralisirtes Holz, das schwerer als Kohle ist, brennt ohne Flamme.

Die Vegetation Islands ist die aller Polarländer. Man sieht daselbst die elymus arenarius, eine Art wilden Roggens, die ein gutes Mehl giebt; das isländische Moos und mehrere andere Moosarten, die man genießt. Wie Norwegen erzeugt auch Island wilde Beeren von trefflichem Geschmacke. Sonst befanden sich in den südlichen Thälern große Wälder; jetzt sieht man kaum einige Birken und einiges Gebüsch.

Von wilden Thieren giebt es nur den Fuchs, der schönes graues oder blaues Pelzwerk liefert. Eisbären kommen bisweilen an die Insel, aber man sorgt sehr dafür, dieselben zu tödten und ihre Vermehrung zu hindern. Unter den Vögeln Islands ist die Eidergans zu erwähnen (anas mollissima). Auch die weißen Falken Islands sind geschätzt. Das Meer gewährt den Bewohnern große Hilfsmittel; es wimmelt auch in dem süßen Wasser von Fischen.

Die merkwürdigsten Fische, welche die Polarmeere bewohnen, sind jene zahllosen Häringsfamilien. Im Anfange des Jahres verlassen ihre unabsehlichen Züge den Pol und erscheinen gleich Heeren in den gemäßigtern Meeren. Der linke Flügel trifft im Monat März auf Island in dichten Colonnen und wird von einer Menge von Raubfischen und Raubvögeln verfolgt. Sie schwimmen in so dichten Reihen, daß das Meer schwarz wird von ihnen. Ihr gefährlichster Feind ist der Nordcaper, der sie in den Meeren Norwegens erwartet und sie dann in allen kleinen Baien Islands aufsucht.

Während so der linke Flügel dieser Armee auf der einen Seite Island nimmt, theilt sich der rechte in zwei Abtheilungen, von denen die eine sich in das Baltische Meer wendet; die zweite erscheint an den Orkaden, umgiebt die britischen Inseln, zieht an den Küsten Hollands und Frankreichs hin und vereinigt sich in dem Canale, von wo die vereinte Schaar sich in das Atlantische Meer begiebt, um sich dort gleichsam zu verlieren.

Der König dieser Meere aber ist der Wallfisch, auf dessen Fang jährlich so viele Schiffe ausfahren.

An diesen Küsten und noch weiter nördlich, an Spitzbergen, zeigen sich jene Phoken mit ungeheuern Hauern, fast versunken unter Meerschlamm. Hier lebt der Narwal, der wenn er einen seiner Zähne verloren hat, den Namen Seeeinhorn bekommt. Diese Thiere scheinen den Alten bekannt gewesen zu seyn. Die erste scandinavische Colonie, welche sich in Grönland festsetzte, bezahlte ihren Tribut in Noarbo-Zähnen, welche Hauer der Seekuh gewesen zu scheinen. Das Horn des Narwals war zu jeder Zeit der Gegenstand einer abergläubischen Ehrfurcht; man hielt es für eine Art Panacee und hing es in Museen an goldenen Ketten auf. Die Markgrafen von Baireuth z. B. sollen in ihrer Familie einen solchen Talisman aufbewahrt haben, der ihnen 60,000 Thaler gekostet hatte. Jetzt hat das Einhorn von seinem eingebildeten Werthe verloren, und gesuchter, nützlicher ist das Spermaceti, aus welchem man bekanntlich Lichter macht.

Die Hausthiere in Island sind das Rind und das Schaf, die man in ansehnlichen Heerden trifft. Auch die Pferde gedeihen sehr wohl und das Rennthier hat man ebenfalls acclimatisirt.

Unter den Ländern, die nördlich von Island liegen, ist zu erwähnen die Insel Johann Mayen und die Gruppe Spitzbergen, welche letztere aber mehr zu Europa zu gehören scheint. Joh. Mayen ist ein Haufen schärzlicher Felsen, im Jahre 1614 von dem Holländer Johann Jacob May entdeckt. Die Insel ist offenbar ein vulkanisches Erzeugniß. Ihr Gipfel, der Bärenberg, scheint Feuer gespien zu haben. Er ist so hoch, daß man ihn 30 Stunden weit sieht.

Die Gruppe Spitzbergen ist wichtiger. Sie besteht aus drei großen und mehrern kleinern Inseln. Die nördlichste ist die in NO., genannt die Gruppe der Sieben-Inseln oder Sieben-Schwestern. Das eigentliche Spitzbergen ist die größte Insel. An der Westküste derselben hat eine Gesellschaft von Kaufleuten aus Archangel einen Posten gegründet, Smeerenberg, der Jagd und des Fischfanges wegen.

Man kennt von Spitzbergen nur die Küsten. Die mit ewigem Schnee bedeckten Berge, welche wunderbare Phänomene der Refraction zeigen, bestehen aus ungeheuern Felsen, deren Blöcke an den Orten, welche die Eisschollen blos lassen, wie Feuermassen unter Krystallen und Saphiren glänzen. Die Ruhe, welche an dieser öden Küste herrscht, erhöht noch das imposante Ansehen dieser großen Massen; sie wird nur durch das Getöse der Lawinen von Eis und Steinen unterbrochen, welche mit entsetzlichem Lärm in die Abgründe hinabrollen, als wolle sich der Schooß der Erde öffnen.

Unter den Orten in Spitzbergen sind zu erwähnen der Madgalenenhafen, gebildet durch einen Halbkreis von Felsen; der Posten Smeerenberg, wo die Holländer sonst ihren Thran bereiteten; Rennefeld, Bärenhafen, Waigats 2c. Im Sommer erwacht auch diese erstarrte Natur. Ein langer Tag von sechs Monaten folgt auf eine eben so lange Nacht. Die freigebliebenen Theile des Felsens bedecken sich mit einer Art Vegetation, und Martens erzählt, er habe sich im Juni und Juli einen Strauß auf seinen Hut pflücken können. Besonders wächst das Löffelkraut da. Dieses Löffelkraut, dessen Heilkräfte sehr bedeutend sind, unterscheidet sich durch das Aussehen von dem unserigen; es treibt aus seiner Wurzel eine Menge Blätter, die sich rund auf der Erde herumlegen. Der weit niedrigere Stengel als bei uns kommt aus der Mitte der Blätter heraus. Die Pflanze erreicht ihre Vollkommenheit im Juli. Dies ist auch die Zeit der Seevegetation; Fucus und Algen von hundert Fuß-Länge bedecken die Baien und dienen als Zufluchtsörter für die ungeheuern Fische dieser Meere. Dann verbreiten sich die Eisbäre in Schaaren. Trupps von Füchsen und Massen von Seevögeln zeigen sich auf Spitzbergen, wo sie auf den Felsen nisten und sich da zu Ende Juni in so großen Massen concentriren, daß sie die Luft verdunkeln, wenn sie auffliegen. Man bemerkt hier den Taucherpapagei, dessen Schnabel zwei Klingen eines Messers gleicht, die vereint einen fast gleichschenkligen Triangel bilden. Diese Vögel fliegen allein oder Paarweise; sie halten sich häufig unter dem Wasser auf und nähren sich von Würmern, Meerspinnen 2c.; ihre Beine und Füße sind roth. Einen andern Vogel nennt man Johann von Gent. Er ist so groß als ein Storch und gleicht demselben auch dem Baue nach; seine Federn sind weiß und schwarz, seine Füße sehr groß und sein Gesicht außerordentlich scharf. Bisweilen taucht er mit großer Schnelligkeit gerade unter. Alle diese Geschöpfe zeigen sich auf Spitzbergen nur in der schönen Jahreszeit; im Winter verschwinden sie wieder.

Um dieses geographische Gemälde von Nordamerika zu vollenden, bleibt uns nur übrig, in großen Zügen die westliche Küstengegend und die große Halbinsel zu schildern, welche unter dem Namen des russischen Amerikas bekannt ist.

Die Nordwestgegend, jenseits des Columbia und des ganzen amerikanischen Gebietes, besteht aus fast ganz unbewohnten Ländern, denen man den Namen Neu Georgien, Neu Cornwallis, Neu Norfolk und Neu Hanover gegeben hat. In Neu Georgien ist der am besten beobachtete Theil die Insel Nutka, deren mildes Clima und trefflicher Boden sich zu jedem Anbaue eignen würden. Auch Neu Hanover hat einen guten Boden, auf welchem Wälder von Fichten, Ahorn und Birken wachsen. Die Küsten sind rauh und Wildbäche ergießen sich von dem westlichen Abhange des Felsengebirge in das Stille Meer. Die Wälder haben Fich-

ten und Birken in der höchsten Zone und Cypressen, Cedern und Erlen in ihren niedrigsten Theilen. Die wilde Pastinake wächst in Menge um die Teiche und ihre Wurzeln geben eine gute Speise.

Neu Cornwallis ist kälter als die beiden erwähnten Länder. Vom 50. Grad der Breite bedecken sich die Berge mit ewigem Schnee. An der Küste zeigen sich einige Fichtenwälder und am Boden Erdbeeren, Kornelkirschen und Johannisbeeren. Man hat warme Quellen und eine ganze Insel von Schiefer entdeckt. An den Küsten ziehen sich die Archipele hin, welche Vancouver Princessin Charlotte, Admiralität, Prinz von Wales, Georg III. genannt hat und die zu dem russischen Amerika gehören. Obgleich steinig zeigt der Boden doch mehrere einzelne Striche und kleine Ebenen, wo sich stolze Wälder von Fichten und andern hochstämmigen Bäumen erheben. Neu Norfolk, das noch weiter nach N. liegt, besitzt denselben Boden und gleiche Vegetation.

Die Eingeborenen dieser verschiedenen Länder sind nach den Zonen verschieden. Die, welche man in der Umgegend von Nutka gefunden hat, heißen Wakasch, haben einen muskulösen Körper und übergewöhnliche Größe, vorstehende Backenknochen, platte Nase mit großen Nasenlöchern und einer rundlichen Spitze, eine niedrige Stirn, kleine und schwarze Augen und dicke breite Lippen. Im Allgemeinen fehlt ihnen der Bart, vielleicht weil sie die Haare auszuzupfen pflegen. Die Augenbrauen sind dicht und gerade, die Haare hart, schwarz und schlicht. Ihre Kleidungsstücke bestehen aus grober Leinwand und Decken von Bären- und Seeotterfellen. Eine Art Tättowirung in rother, weißer oder schwarzer Farbe bedeckt ihren ganzen Körper. Ihre Kriegsrüstung ist dagegen sehr seltsam. Sie legen auf die Stirn Stücke geschnitzten Holzes, welche wie Adler-, Walfs- und andere Köpfe aussehen. In einer Hütte, welche durch Schiedwände getheilt ist, halten sich mehrere Familien auf. Ihre Wollenzeuge sind ziemlich gut und schön gefärbt. Sie schnitzen plumpe Statuen und bauen leichte platte Piroguen. Zum Fischfange haben sie eine Art Ruder mit Zähnen, womit sie die Fische anhaken, und Wurfspieße aus einem widerhakigen Knochenstücke.

Die Eingeborenen von Neu Georgien nähern sich denen von Nutka und den Stämmen, welche an der Mündung des Columbia lagern. Man findet auch in dieser Gegend die Gewohnheit, die Köpfe der Neugeborenen platt zu drücken. Im Allgemeinen sind alle diese Stämme, Rund- oder Plattköpfe, heller braun als die Völkerschaften am Missouri.

In Neu Hanover hat man einige Aehnlichkeit zwischen den Sitten der Insulaner und denen der Taitier und Tongas gefunden. Sie sind von mittlerer Größe, stark und fleißig, haben ein rundes Gesicht, vorstehende Backenknochen und ein kleines Auge. Ihre Haare sehen dunkelbraun aus. Ihre Kleidungsstücke werden von einem Stoffe aus der Cederrinde gemacht, den man bisweilen mit Otterfellen flechtet. Sie sind sehr geschickte Schnitzer.* Die Floud-Couff-Indianer haben sehr angenehme Gesichtszüge; sie bewahren die Knochen ihrer Vorfahren in Kasten auf oder hängen sie an Balken. Weiter hin, in dem Archipele des Königs Georg, scheinen die starrern Haare einen Uebergang zu der Eskimo-Race anzudeuten. Die jungen Leute reißen sich den Bart aus, die alten dagegen lassen ihn wachsen. Die Frauen tragen einen seltsamen Schmuck, der einen doppelten Mund zu machen scheint und in einem kleinen Holzstücke besteht, das sie mit Gewalt in das Fleisch in der Unterlippe stecken. Diese Völkerschaften sind die fleißigsten, welche man in diesen Gegenden gefunden hat; sie gerben Häute, schnitzen und malen. Den Kopf ihrer Todten bewahren sie in einer Art Sarkophag auf.

Das russische Amerika ist eigentlich nichts als eine Reihe kleiner sibirischer Jägerposten. Es steht jetzt weniger unter dem Kaiser von Rußland, als unter einer großen Händensgesellschaft, der Amerikanischen Compagnie, deren Sitz St. Petersburg ist. Die Entstehung des russischen Amerikas geht blos bis in das vorige Jahrhundert zurück und schreibt sich von einer Vereinigung von Kaufleuten in Irkutsk unter der Leitung Schelikhofs her, der von Paul I. das Pelzhandelmonopol mit den aleutischen Inseln und dem russischen Amerika erhielt. So wurde Neu Archangel in dem König-Georgs-Archipele gegründet, und so legte man auf dem Festlande Jägerposten an. Das russische Amerika besteht demnach theils aus Inseln, theils aus festem Lande.

Der Inseltheil begreift die Inseln Kaluschen, bewohnt von gleichnamigen Volksstämmen; den Archipel oder vielmehr die Gruppe Prinz von Wales; den Archipel Herzog von York; den der Admiralität und des Königs Georg, welchen die Russen Baranoff nennen. An der Westküste dieses letztern liegt Neu Archangel, der Sitz des Gouverneurs des russischen Amerikas, mit 1000 Einw. Man findet daselbst Festungswerke, Magazine, Casernen und ein Werft. Alle Häuser sind von Holz und die Hauptgebäude der russischen Compagnie sehen nett, fast elegant aus. Die Russen dort haben bisweilen Kriege mit den Koluschen zu führen, welche 1805 den ersten auf der Insel gegründeten Posten zerstörten. Gewöhnlich hält die kaiserliche Marine zwei Fregatten und zwei Corvetten dort auf dem Kriegsfuße. Außer diesen Streitkräften besitzt die Compagnie noch etwa funfzehn Schiffe von 20 bis 200 Tonnenlast; die kleinern davon haben das Pelzwerk an den Küsten zu holen und dienen auch als Bedeckung der cayuquen-Geschwader, welche zu 50 bis 60 auf den Fischfang fahren. Der Gewinn von diesem Pelzhandel, der besonders lebhaft mit China ist, ist in den letzten Jahren sehr gesunken. Der gewinnreichste Artikel war das Otterfell, das an Größe und Schönheit nach dem Alter und der Jahreszeit verschieden ist. Ein schönes Otterfell kam zu Anfange des vorigen Jahrhunderts bis 100 Piaster zu stehen, gegenwärtig werden die schönsten auf dem Markte in Canton mit nicht mehr als 15 Piastern bezahlt. Der Werth der Pelzausfuhr aus diesen Ländern für China belief sich 1802 nach Humboldt auf $1\frac{1}{2}$ Mill. Rubel. Ein russischer Reisender, der diese Niederlassungen 1823 besuchte, schätzt den Totalwerth der Pelzwaare, welche das russische Reich bezieht, auf 800,000 Frcs.

Die andern russischen Inseln sind Tschalkha und die große Gruppe Kodiak. Die letztere ist von starken, thätigen Eingeborenen, etwa 2000 an der Zahl, bewohnt. Ihre Wohnungen, halb Höhlen, halb Hütten, sind an den Felsen angelehnt. Die Russen benutzen diese Eingeborenen mit Vortheil zu mancherlei Arbeiten. Ihre Fahrzeuge, Cajaken genannt, sind eines der bemerkenswerthesten Producte ihrer Industrie und ganz mit Leder überzogen, mit einem oder zwei Löchern, in welchen der Leib der Fischer Platz hat. Kodiak erzeugt manche Beeren, besonders aber viele nahrhafte Wurzeln. Das Innere ist mit großen Fichtenwäldern bedeckt.

Der Archipel der aleutischen Inseln ist noch bedeutender. Man nennt so die Kette der Inseln, welche sich zwischen der Halbinsel Alaska in Amerika und Kamtschatka in Asien hinzieht. Die Russen theilen sie in die eigentliche Aleuten, welche die Baringsinsel enthalten, an welcher der berühmte Seefahrer Schiffbruch litt; die Insel Attu, die größte der Gruppe, die Kupferinsel und Kiska; in die Inseln Andreanow, die sich durch ihre zahlreichen Vulkane auszeichnen; endlich in die Fuchsinseln, von denen die vorzüglichsten sind Unalaschka und Unimak, auf welcher die Russen eine kleine Garnison unterhalten. Die Gesammtbevölkerung aller dieser Inseln beträgt etwa 2000 Seelen; sonst war sie viel bedeutender. Die Völkerschaften hatten sonst Häuptlinge, Gesetze und Sitten, welche die Russen allmälig vernichtet haben; jetzt sind sie Sclaven. Die Insulaner haben eine braune Farbe und sind von mittlerer Größe. Ihr Gesicht ist rund, ihre Nase klein und ihre Augen sind schwarz; ihre ebenfalls schwarzen Haare rauh und stark. Sie haben wenig Bart am Kinn, viel aber auf der Oberlippe. Die Unterlippe ist durchbohrt, wie der Nasenknorpel, und in diese Löcher stecken sie zur Zierde kleine Knochen und Glasperlen. Die Frauen haben ziemlich runde Formen. Sie tättowiren sich das Kinn, die Arme und die Wangen und verfertigen mit vieler Kunst Decken und Körbe. Aus den Decken macht man Vorhänge, Sitze, Betten und Zelte. Ihre baidares oder Piroguen sind künstlich gearbeitet. Diese Insulaner hegen vielfachen Aberglauben. Wollen sie sich eine Frau nehmen, so kaufen sie dieselbe von den Eltern, und auf diese Art nehmen sie so viele, als sie zu ernähren vermögen. Finden sie, daß der Handel ihnen nicht zu-

sagt, so geben sie die Frau den Eltern zurück, welche ihnen einen Theil des Kaufpreises wiedergeben müssen. Sie balsamiren die Todten ein, und eine Mutter behält auf diese Weise den Leichnam ihres Kindes lange bei sich. Die sterblichen Ueberreste der Häuptlinge und wichtigen Männer werden nicht begraben, sondern in Hängematten gelegt, so daß die Luft sie langsam verzehrt. Die Sprache der Insulaner nähert sich dem kurilischen Idiom. Das Clima ist feuchter als kalt. Der Schnee schmilzt erst im Mai. Fast alle diese Gruppen zeigen eine Reihe sehr hoher Berge, die aus grünem, rothem oder gelbem Jaspis bestehen. An vielen Punkten findet man Vulkane und heiße Quellen. Die Bewohner scheinen gegen die Kälte nicht besonders empfänglich zu seyn, sie baden sich bei fünf und sechs Grad. Im Winter kommen entsetzliche Wetter vor. Das Meer bedeckt sich dann mit Eisbänken, auf denen man bisweilen Eisbäre bemerkt. Die Inseln wimmeln von Seevögeln, von deren Eiern die Eingeborenen zum Theil sich nähren. Die vierfüßigen Thiere sind die Füchse und Ratten. Die Vegetation beschränkt sich auf Fichten, Lärchen und Eichen für die näher an Amerika gelegenen Gruppen, und auf verkrüppelte Weiden für die in der Nähe Asiens.

Die letzten amerikanischen Inselchen dieses Meeres sind die Gruppe **Pribylow**, auf welcher die Russen Phoken fangen; die Insel **Runiwok**, welche fast an das Festland stößt, und endlich die **Diomedesgruppe** in der Straße zwischen Amerika und Asien.

Das Festland des russischen Amerikas ist weniger bekannt und noch öder. Es besteht zum großen Theile, wenigstens an der Küste, aus nackten Bergen mit ungeheuern Eismassen; zwischen dem Fuße dieser Berge und dem Meere zieht sich eine sumpfige Niederung hin, wo nur Moos, sehr kurzes Gras ꝛc. wächst. Fichten und Erlen wachsen an höher gelegenen Stellen. Uebrigens sieht man nur Zwergbäume. Die verschiedenen Völkerschaften, die da wohnen, sind Eskimos, welche in der Nähe der Barrowspitze lagern, die Kitognen am Eiskap, die Tschuktschen an der Behringsstraße; die Konaigen auf der Halbinsel Alaska; die Kenaigen bei dem russischen Posten Koda; die Tschugatschen auf einer Halbinsel, auf welcher die Russen das Fort Alexander angelegt haben; die Ugatschmiuten an der Bai Williams und auf der wichtigen Insel Tschalkha; endlich die Koluschen oder Kolugis, kriegerische Stämme, die in Norfolk und Cornwallis herumziehen. Im Lande dieser Völkerschaften finden sich die beiden höchsten Punkte dieser Cordillere, der Flinsberg von 2700 Toisen und der Fairweather von 2300 Toisen.

Alle diese Eingeborenen sind muthig, thätig, fleißig und kräftig. In einigen Bezirken zeichnet sich jeder Stamm durch den Namen eines Thieres aus; der eine heißt der **Wolf**, der andere der **Adler** ꝛc., und das Bild dieses Thieres befindet sich an der Hütte des Häuptlings. Sie verstehen das Eisen und Kupfer zu schmieden, verfertigen außerdem Zeuge mit der Nadel, flechten Hüte und Körbe, schnitzen und schleifen den Serpentinstein. Ihr Aeußeres ist abstoßend, besonders wegen des Holzstückes, das sie ihre gespaltene Lippe stecken. Man beschreibt sie als diebisch, unmoralisch und unreinlich.

Kapitel LIV.

Reise an den Pol und in dem Polartheile Amerikas.

Frobisher ist der erste Seefahrer, der 1576 die Nordpolarerforschungen eröffnete. Er fuhr von Island nach Westen. Am 20. Juli sah er das Cap Elisabeth und eine Straße, die er **Frobishers Straße** nannte. Er brachte von einer noch weiter entlegenen Insel einige Steine mit zurück, welche man in London für Golderz hielt und eine neue unglückliche Expedition von 15 Schiffen veranlaßten, die zurückkehrten, nachdem sie in den amerikanischen Gewässern lange mit Stürmen gekämpft hatten.

Nach Frobisher kam 1582 Davis, der namentlich die **Davis-Straße** entdeckte. Auch die Holländer wollten in jenen Gewässern Entdeckungen machen, wendeten sich aber mehr nach NO. Bareng leitete die Expedition, welche zwar verunglückte, die Holländer aber nicht entmuthigte. Herms-Kerck führte 1596 eine andere und entdeckte Spitzbergen, das er für Grönland hielt. Auch diese Expedition verunglückte.

Im Jahre 1602 traten die Engländer wieder auf unter Weymouth; dann kam Hudson, von dem der bekannte amerikanische Fluß den Namen hat. Im J. 1613 wurde eine Expedition Leylet und Baffin anvertraut, von dem die Baffinsbai den Namen trägt. Er glaubte, es müsse eine nordwestliche Durchfahrt geben, aber nicht durch die Davisstraße. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Expeditionen einzeln anführen, welche nach jenen Gegenden unternommen wurden; wir wollen nur einige der spätern wichtigern erwähnen.

Es hatte sie die Compagnie des Hudsonmeeres des Pelzhandels wegen gebildet, und diese entschloß sich zu einer Landreise auf ihre Kosten, deren Leitung sie Hearne anvertrauete. Hearne nahm einige Wilde mit sich, und nach zwei nutzlosen und vergeblichen Reisen machte er eine dritte nach dem Plane des indischen Häuptlings Montonabbi. Am 7. Decbr. brach er auf und am 1. Jan. ging er auf dem Eise über den Inselsee, an dessen Ufern gewöhnlich Indianer lagern, dann über eine Menge anderer Seen und Flüsse bis an den Cloweysee. Am 30. Mai befand man sich an den Ufern des Sees Pechou mit 60 Indianern, die Hearne blos in der Absicht begleiteten, einige Eskimos tödten zu können. Am 22. Juni war man auf einem Arme des Congecathawhachaga, wo man zum erstenmale die Böte brauchte. Hier nahmen andere Indianer Hearne aufs herzlichste auf. Man rauchte aus der Friedenspfeife und tauschte einige Kleinigkeiten. Hearne war der erste Weiße, den sie gesehen, und sie betrachteten ihn sehr neugierig. Am 2. Juli ging man über die Felsenberge, geführt von Indianern, und am andern Abhange fand man Moschusochsen. Am 13. Juli war man an den Ufern des **Kupferminenflusses**, der nach den Indianern von einem europäischen Schiffe sollte befahren werden können; an dieser Stelle trug er aber kaum ein Indianerboot. Hearne folgte ihm und gelangte zuerst von allen Europäern an die Einmündung dieses Flusses in das Polarmeer; denn das Meer war es. Die Fluth ließ ihre Spuren auf dem Eise zurück und das Wasser war salzig. Hearne sah auch Phoken und Flüge von Seevögeln, ebenfalls Beweise für seine Entdeckung.

Nach dieser Hauptmusterung kehrt Hearne um, sah eine der Kupferminen, welche dem Flusse den Namen gegeben hatten, und nahm ein Stück dieses Metalles mit sich. Unter unerhörten Leiden zog er am See des Weißen Steines hin, hatte bald mit den Kupfer-, bald mit den Hunde-Indianern Verkehr und kam mit seinem Führer Montonabbi zu den Indianern des Atapeskow-Sees. Mehrere Monate lebte er unter diesen Indianern und konnte, besser als es bis dahin geschehen war, deren Sitten und Gewohnheiten beobachten. „Sie sind,“ sagt er, „im Allgemeinen von mittlerer Größe, gut gewachsen und kräftig, obgleich etwas hager; doch besitzen sie nicht die Thätigkeit und Gewandtheit jener, welche an der Westseite des Hudson-Meeres wohnen. Ihre Züge sind wesentlich verschieden von denen der benachbarten Stämme; sie haben eine kleine Stirn und kleine Augen, vorspringende Backenknochen, eine Adlernase, ziemlich volles Gesicht, ein großes Kinn und eine glatte weiche Haut; wenn sie ihre Kleidungsstücke reinlich halten, verbreiten sie keinen unangenehmen Geruch. Alle, selbst die Kupfer- und Hunde-Indianer, haben auf jeder Wange drei bis vier parallele Linien, die sie mit einer Nadel machen, welche sie unter die Haut stecken und dann mit gestoßener Kohle reiben. Sie sind sehr eigennützig, und die meisten bieten alles auf, um die Europäer zu betrügen.“

Die Feuergewehre waren schon zu Hearne's Zeit in dem Lande gebräuchlich; die Wilden bedienen sich zwar auch noch der Pfeile und Wurfspieße, aber nur in Engpässen. Das Land, welches diese Stämme inne haben, erstreckt sich vom 59. bis zum 68°. der Breite und begreift über

500 Meilen von O. nach W. vom Ufer des Hudsonmeeres an. Es ist gemeiniglich von dichtem Moose bedeckt und dies mit einigen Kräutern vermischt. In den Sümpfen wachsen einige Pflanzen sehr schnell, aber in geringer Anzahl. Die Seen und Flüsse sind sehr fischreich. Fehlt es an Wildpret, so kratzen die Indianer die Felsen ab und suchen eine Art Moos, das gekocht zu Gallerte wird.

Wie die meisten Indianer haben auch diese Stämme kein eigentliches Religionssystem. Sie hören auf Zauberer, welche die Krankheiten beschwören, und jeder hegt Ehrfurcht vor einem fleischfressenden Thiere. Das größte Uebel für diese Völker ist das Alter. Sobald ein Indianer des Nordens nicht mehr arbeiten kann, verachten ihn selbst seine Kinder. Man bedient ihn zuletzt, man giebt ihm das Schlechteste und kleidet ihn mit den Ausschußfellen. Ein Alter stirbt so in Elend. Diese Wilden glauben an die Existenz mehrerer Feen, die sie Nant-e-Na nennen und die sie oft sehen wollen. Alles Gute und Böse, das ihnen geschieht, schreiben sie diesen Feen zu.

Das war die Reise Hearne's; die Hudson-Compagnie hielt die Resultate derselben lange geheim, und ohne Zweifel wäre sein Tagebuch nie veröffentlicht worden, hätte es nicht Laperouse im Fort der Compagnie gefunden, das 1782 genommen wurde. Das Manuscript wurde jedoch Hearne zurückgegeben, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er es in England drucken lasse, was 1792 geschah.

Vor dieser Zeit schon war A. Mackenzie den Fußtapfen Hearnes auf Befehl und auf Kosten der Nordwest-Compagnie gefolgt, deren Sitz Canada war. Mackenzie sollte, während er sich mit dem Pelzhandel beschäftige, so weit als möglich nach N. gehen. Am 1. Juli 1789 gelangte er in einen Fluß, der aus dem Sclavensee kam, und gab demselben seinen Namen. Die Fahrt war sehr gefährlich und die Reisenden wurden überdies von Myriaden von Muskitos geplagt. Bis dahin hatte man keine Indianer gesehen; erst den 5. Juli entdeckte man einen Stamm, der Mackenzie zu erschrecken suchte, indem er die Länge des Flusses und die Zahl der entsetzlichen Ungeheuer auf dem Wege übertrieb. Es waren Hunde-Indianer.

Unter dem 58° d. Br. theilte sich der Fluß in mehrere Arme, die von Inseln bedeckt waren, und wenige Tage nachher bemerkte man Wallfische an einer Insel, die darnach benannt wurde. Man war in dem Polarmeere. Mackenzie ließ neben seinen Zelten einen Pfahl aufrichten, auf den er seinen Namen, die Breite des Ortes, den Namen und die Zahl seiner Begleiter und die Dauer ihres Aufenthalts auf der Insel schrieb. Dann kehrte er um und kam am 12. Septbr. wieder in dem Fort Chippeway an.

Ein so schnelles und glückliches Resultat veranlaßte eine zweite Reise, zu der Mackenzie in London selbst Materialien sammelte. Er brach am 10. Octbr. 1792 wieder von dem Fort Chippeway auf und überwinterte an den Ufern des Ungigoh im Gebiete der Biber-Indianer.

Am 19. Juli kam Mackenzie an den großen Ocean und sah Vancouver's Insel King, aber die Haltung der Indianer zwang ihn, sogleich wieder aufzubrechen. An den Felsen schrieb er: Alexander Mackenzie ist von Canada am 22. Juli 1793 hier angekommen, worauf er die Rückfahrt antrat und am 24. August am Fort Chippeway ankam. „Die Indianer von Tacutsche Tesse, sagt Mackenzie, sind im Allgemeinen von mittlerer Größe, reinlich, gut gekleidet und kennen die Feuergewehre nicht; sie fangen die großen Thiere in Schlingen. Man sieht sie nur in kleinen Völkerschaften von zwei bis drei Familien. Ihre Sprache, die ein Dialect des Chippeway zu seyn scheint, wird von dem Tacutsche Tesse bis zu dem Hudson-Meere gesprochen.“

Um diese Musterung der Erforschungen zu Lande zu vervollständigen, erwähnen wir auch die von Franklin. Der Capitain Franklin erhielt 1819 den Auftrag, die Küste des Polarmeeres von der Mündung des Kupferminenflusses bis an das östliche Ende des Festlandes zu erforschen. Am 30. Aug. gelangte dieser Reisende in das Hudsonmeer, wo er vor dem Fort York ankerte, und am 9. Septbr. ging er bereits im Boote, das gezogen wurde, dem reißenden Hayes River hinauf, der ihn zum Steel River, dann zu dem Hill River brachte. Durch eine Reihe kleiner Flüsse gelangte er so bis zum Winnipegsee, dessen nördlichem Ufer man folgte, um das Comtoir Cumberland House zu erreichen, das von Hearne angelegt worden war. In der Umgegend wohnen Knistenos und Assiniboinen, deren Sitten denen der Chippeways sehr gleichen. Sie sind dem Trunke ergeben und tragen gern europäische Kleidung, obgleich ihr Körper tättowirt ist. Cumberland House hatte, als sich Franklin dort befand, zwei Posten, einen, der zur Compagnie von Canada gehörte, und einen, welcher unter der Gesellschaft des Hudson Meeres stand. Die Vegetation des Landes ist nicht sehr beschränkt; die Thiere sind das Elenn und das Rennthier, der Büffel, der amerikanische Hirsch, die Silber-, Schiefer-, rothen und blauen Füchse, die grauen und schwarzen Wölfe, der von den Indianern so gefürchtete graue Bär, der Vielfraß, der Luchs mit seinem schönen Felle, der Marder in prächtigen Arten, der Biber, das Pekari, die Otter und die Moschusratte.

Franklin verließ das Fort Cumberland den 18. Jan. 1820, reiste mit seinen Gefährten auf dem Schnee mittelst vier bis sechs Fuß langen Schneeschuhen, oder in Schlitten, welche Hunde zogen. So kam man nach einander nach Carlton House, und zu einer Insel, ging über den Klaren See, den Büffel- und Methyesee, und eine Menge Flüsse, ehe man das Fort Chippeway am 26. März erreichte. Das am Atapeskowsee gelegene Fort Chippeway war der am weitesten vorgeschobene Posten in diesen Einöden.

Am 24. Juli 1820 kam Franklin in den großen Sclavensee und landete an dem Fort Providence, wo er den Besuch des Indianerhäuptlings Akaïtscho erhielt, der sich zum Führer der Expedition erbot. Den 2. Aug. machte man sich auf den Weg. Die Expedition bestand aus 28 Personen und hatte drei große Böte, sowie ein kleineres für die Frauen. Man folgte dem östlichen Ufer des Sees bis zur Mündung des Begholo Tesse (Fluß des gelben Steines), in welchem man die Fahrzeuge aber oft tragen mußte. Nachdem man im Flusse bis zur Quelle desselben hinaufgegangen war, fand man 12 Seen in einer öden und traurigen Landschaft. Man wand sich mit Noth durch diese Hindernisse und setzte sich endlich an den Ufern desselben zur Ueberwinterung fest. Man baute also ein Fort, das „Fort Entreprise“ genannt wurde, und verbrachte den Winter da fischend und jagend. Am 4. Juni brach man wieder auf und am 21. war man an dem Ufer des Sees neben dem Theile der Spitze, den der Copper Mine durchströmt. Der See war noch gefroren und man mußte auf dem Eise bis zu der noch fahrbaren Strecke. Man kam erst den 30. an. Nach einer Fahrt von einigen Tagen erreichte Franklin die Berge, in denen Hearne Kupfer gefunden hatte, und man fand wirklich wie jener einige Stücke dieses Metalles. Den 12. war man an der Grenze des Gebietes der Eskimos und man konnte hier und da die Spuren ihrer Lagerungen erkennen. Man sah in ihren Zelten Töpfe und steinerne Beile, kupferne Haken, kleine Eisenstücke und getrocknete halb verfaulte Fische. Endlich am 18. Juli gelangten die Fahrzeuge an den Einfluß des Copper Mine in das Polarmeer. Das Wasser war grün, hell und sehr salzig, das Ufer mit schwimmendem Holze bedeckt, man sah Wasservögel und Phoken spielten an der Mündung dieses Wassers. Die Breite war 67° 50′, und ob sie gleich von jener Hearnes sich unterschied, so konnte man sich doch nicht irren; es war sein Fluß und der Ort, wo er sein Lager gehalten.

Nachdem Franklin so die Entdeckung seines Vorgängers bestätigt hatte, begann er seine eigene Erforschung. Den 21. Juli zu Mittag schiffte er sich auf den Böten ein und wendete sich gegen Osten längs einer sandigen Küste von gleichförmiger Höhe hin. Das Eis ließ einen freien Platz, in welchem man fahren konnte. Man traf eine Menge Inseln, fuhr um das Cap Barrow in Norden der 68. Parallele und folgte bis zum 30. Juli, trotz der Kälte, die sich fühlbar zu machen anfing, dem Ufer, indem man nach SSO. schiffte. Den 5. Aug. gelangte Franklin an die Mündung eines Flusses, der Black's River genannt wurde,

fuhr nachdem an der Küste hin bis an die Spitze Everit und erreichte von da das Cap Crooker, sowie später die Bai Melville.

Nach dieser langen und genauen Erforschung kehrte Franklin auf einem andern Wege und unter unsäglichen Leiden in das Innere des Festlandes zurück, und besuchte auf einer dritten und letzten Reise 1826 zugleich mit der Seeexpedition Beechy's einen Theil der Westküste des Polarmeeres. Beechy schickte einen seiner Lieutenants, Eldon, der bis an das Eiscap vordrang.

Während diese Landreisen gemacht wurden, fanden auch neue Expeditionen zur See statt. Die erste des Capitain Roß geht bis 1818 zurück; er befand sich auf der „Isabelle" und sein Lieutenant Parry auf dem „Alexander". Man gelangte am 10. Juni in die Davisstraße; am 15. befand man sich der Insel Disco gegenüber und setzte die gefährliche Fahrt mitten unter Eisbänken fort. Roß drang so bis zum Cap Dudley Diggs zwischen 75° und 76° der Br. und fand, daß die Küste eine große Bai voll Wallfische und Möwen bildete. Er sah Eskimos auf von Hunden gezogenen Schlitten. Diese Eingeborenen gleichen den Grönländern, nur haben sie ein breiteres Gesicht; alle hatten einen langen, aber nicht sehr dicken Bart. Ihre Röcke sind von Seehundsfell mit schwarzem Fuchsfell verziert und mit Kapuzen von Bären- oder Hundefell versehen; auch ihre Stiefeln sind von Seehundsfell. Nördlich vom Cap Dudley Diggs schien das Meer etwas freier vom Eis zu seyn, doch fand man es wieder in den Baien Wolstenholm, Smith und Jones. Weiterhin war man der Meerenge von Sir James Lancaster gegenüber, in welche dieser Seefahrer nicht eingedrungen war. Das Meer war ziemlich eisfrei, der Wind günstig und man fuhr also hinein. Die breite Straße betrug 50 Meilen. Am 31. aber, als man einige Stunden weit gefahren war, gab Roß den Plan auf, weiter vorzudringen, weil man ihm Land in Osten meldete. Er verlor so die Ehre dieser Entdeckung.

Diese Ehre war Parry vorbehalten. Bei ihrer Rückkehr nach England sagten Officiere von der Expedition Roß' laut, sie glaubten an die Existenz einer Durchfahrt durch die Lancasterstraße, und die Regierung rüstete den „Hecla" und den „Griper" aus, die Sache zu ermitteln. Parry befehligte sie. Er fuhr in die Lancasterstraße hinein und konnte sich bald überzeugen, daß sie wirklich eine Durchfahrt zu andern Meeren sey. Die Straße wurde breiter je weiter man kam, und zur Linken öffnete sich noch ein Meeresarm, den man die Bai des Prinzen Regenten nannte. Die Straße wurde Barrow-Straße genannt nach dem Secretair der Admiralität. Das Wetter war hell und klar. Die Magnetnadel spürte die Nähe des Poles. Man landete an Inseln, die an verschiedenen Stellen Spuren von Eskimos zeigten; aber keine hatte stehende Wohnungen. Weiter hin nach W. zu erschien eine kleine Kalkinsel, wo man zwei Rennthiere bemerkte, die man aber nicht jagen konnte. Den 4. Sept. überschritt man den 110. Meridian westlich von Greenwich unter 74° 44', was der Mannschaft der beiden Schiffe Anspruch auf die Nationalbelohnung von 5000 Pf. St. gab, die durch eine Parliamentsacte dem Engländer versprochen waren, der zuerst bis zu diesem Punkte vordringen würde. Als am 18. die Schiffe von Eis umringt waren, kehrte der Capitain Parry um, und nahm sein Winterquartier in der Hecla-Bai. Man machte Vorbereitungen für den Winter, nahm die Masten von dem Schiffe ab, räumte das Verdeck ab und stellte Hütten da auf, die man aus England mitgebracht hatte. Die Kälte war damals 14°; man sah noch hier und da Rennthiere, die jedoch zu Ende Octobers gänzlich verschwanden. Schon brachte die Verdünnung der Luft eine unglaubliche Niedergeschlagenheit hervor. Die Temperatur wirkte wie Trunkenheit; die Leute stierten und hatten dicke Zungen. Am 4. Novbr. sah man die Sonne zum letztenmale, und wer Metall angriff, ließ die Haut kleben. Gegen die Mitte des Decembers sprangen viele Flaschen mit Citronensaft; auch gefror der Weinessig in den Tonnen.

Dennoch wußte der Capitain Parry unter seinen Leuten die Disciplin, die Ordnung und Regelmäßigkeit zu erhalten. Die Arbeiten an jedem Tage und der Gottesdienst am Sonntage, alles war genau geregelt; man spielte sogar Comödie auf dem Verdecke, um die Mannschaft zu zerstreuen. Parry selbst verfaßte ein Gelegenheitsstück: Die nordwestliche Durchfahrt oder das Ende der Reise. Man ließ auch ein Wochenblatt erscheinen: Zeitung von Nord-Georgien oder Winterchronik.

Am 4. Januar sah man die Sonne wieder, und die größte Kälte hatte man am 14. Febr. Ein Thermometer sank bis 39°. Der Unterschied zwischen der äußern Temperatur und jener in den Hütten betrug 45°. Merkwürdig ist die Art, wie die Töne in der großen Kälte sich verbreiteten. Eine (engl.) Meile weit hörte man ein Gespräch in gewöhnlichem eine Tone. Das Tauwetter trat zu Ende des Aprils ein. Am 1. Juli umfuhr Parry das Land, wo er sich aufgehalten hatte, und nannte es Melville Insel, sowie eine benachbarte Insel Sabine. Auch machte er eine Reise von 180 Meilen zu Lande.

Die Schiffe wurden erst am 1. August wieder frei; sie fuhren zu dieser Zeit nach W. weiter und gelangten bis zum 113° 46' w. L., dem höchsten Punkte, der bis jetzt erreicht worden ist. Hier aber stellte sich eine unüberwindliche Eisschranke entgegen. Im Süden ermittelte Parry die Existenz eines Landes, das er Banks-Land nannte; dann fuhr er nach O. und gelangte in die Baffins-Bai, nachdem er sich elf Monate in diesem Polarmeere aufgehalten hatte.

Diese wichtigen Entdeckungen und die Parallele, zu welcher man gelangt war, machten die Existenz einer Durchfahrt zwischen dem Hudson-Meere und dem Polarmeere sehr wahrscheinlich. Die Admiralität bewilligte die ausgesetzten 5000 Pf. St., die unter die Mannschaft vertheilt wurden, und bald darauf rüstete man die „Furie" und den „Hecla" aus, welche jene Entdeckungen weiter verfolgen sollten. Diese beiden Schiffe gelangten in die Hudsons-Bai, darauf in die Repulse-Bai und in die Straße Lyon, verbrachten den Winter auf der Winter-Insel und entdeckten die Furien- und Hecla-Straße, welche in das Polarmeer führte. Unter dem 85° hielten ungeheuere Eismassen diese kühne Fahrt auf. Eine dritte Reise machten dieselben Schiffe 1824. Der Winter war mild und fast angenehm. Man nahm den ganzen Canal des Prinzen Regenten auf. Auf einer letzten Reise endlich versuchte Parry den Pol auf einem Eismeere zu erreichen; aber er mußte seinem Unternehmen entsagen.

Die zweite Entdeckungsreise des Capitain Roß wurde in der Absicht unternommen, die Entdeckungen Parry's zu verfolgen. Ein Privatmann, Booth, Kaufmann in London, bestritt die Kosten. Die „Victory" und der „Krusenstern" segelten am 24. Mai 1829 ab. Am 5. Juli gelangte Roß in die Davis-Straße, besuchte den dänischen Posten Hosteinborg, drang in die Lancaster-Straße und dann in den Canal des Prinzen Regenten, sah die Stelle, wo die „Furie" im vorhergehenden Jahre gescheitert war, und entschloß sich am 1. Octbr., als er ganz vom Eise eingeschlossen war, in dem Hafen Felix unter 69° 58' der Br. und 92° 1' w. L. von Greenwich zu überwintern. Er verbrachte den Winter nach dem Muster Parry's. Man bemerkte Eskimos erst am 9. Jan. 1830. Sie hörten Europäer nicht zum erstenmale sprechen, die sie Kablenaits nannten. Man suchte von ihnen einige Notizen über das Land zu erhalten. Am 10. Januar besuchte Roß ein Eskimo-Dorf, das er North Enden nannte und das aus zwölf Schneehütten bestand. (Taf. 66. Abbild.)

In dem Winter konnte man Zeuge von der Art seyn, wie der Eskimo den Büffel jagt. (Taf. 66. Abbild.)

Als die schöne Jahreszeit zurückkehrte, wollte der Capitain Roß das Land erforschen, das er Boothia Felix genannt hatte. Er brach in Schlitten im Monat April auf, entdeckte schauerlich malerische Gegenden, bestimmte die Lage des Cap Felix, das das ganze Polarmeer beherrschen soll, nahm Besitz von dem sogenannten magnetischen Pole und entdeckte das Thal Graham mit einem großen Felsen von der Form eines Champignons in der Mitte (Taf. 67. Abbild.), den Fluß Saumarez zwischen steilen mit Schnee bedeckten Felsen (Taf. 67. Abbild.), und ent-

Ich die Inseln Tilson, die sich in seltsamen Formen aus einem eisigen Meere erheben. (Taf. 67. Abbild.)

Der Zustand des Eises erlaubte dieses Jahr die Rückkehr nach England nicht und man mußte von neuem in einem Hafen überwintern, der den Namen Port of Victory erhielt, weil das gleichnamige Schiff da in Stich gelassen wurde. Im folgenden Jahre waren die Engländer nicht minder unglücklich und verbrachten die schlechte Jahreszeit an der „Furienküste". Erst am 26. August 1833 konnte man mit dem einzigen Boote das Schiff „Isabelle" von Hull erreichen, das Roß nebst seinen Gefährden aufnahm und nach England brachte. (Taf. 67. Abbild.) Seitdem hat keine andere Reise in dem Norden Amerikas stattgefunden außer jener von Back, der 1832 den Capitain Roß aufsuchen sollte und unter unerhörten Strapazen den Fluß Thliu i Tschoch entdeckte und demselben bis in das Polarmeer folgte.

*

Nach einem kurzen Aufenthalte in St. John auf der Insel Neufundland, fand ich eine sichere Gelegenheit nach Frankreich: ein Schiff aus Nantes wollte unter Segel gehen. Unsere Fahrt war glücklich; wir gelangten im April 1832 in die Loire. So hatte ich in sechs Jahren das größte unserer Festländer durchwandert, das sich nach beiden Polen hin ausstreckt, die größte Länge und die verschiedenartigste Physiognomie besitzt.

Ende.

Alphabetisches Verzeichniß

der Namen der Länder, Ortschaften, Personen und bemerkenswerthen Gegenstände, die in der „Malerischen Reise in Süd- und Nord-Amerika“ erwähnt worden sind.

☞ Die Namen der Oerter, Völker, Berge, Flüsse rc. sind gesperrt; die Namen der Würden, Secten, Denkmäler und Gegenstände mit gewöhnlicher, und die Namen der Reisenden, Geschichtschreiber, wilden Häuptlinge rc. mit Schwabacher Schrift gedruckt.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

J.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

Z.

Verzeichniß der Abbildungen

zur

Malerischen Reise in Süd- und Nord-Amerika.

Druck von Friedrich Rückmann.



Ansicht der Havana.

La Victoire, früher Grand-Pré (Haïti.)

Schloss von Sans-Souci. (Haïti.)

Boyer, Präsident der Republik von Haïti.

Toussaint-Louverture.



Taf. 2

Ansicht von St. Pierre. (Martinique.)

Eine Strasse auf Martinique.

Alterthümer der Antillen.

Negerverkauf.

Negerhütten.

Rhede von St. Thomas.

Eine Mulattin.

Neger bei der Arbeit.

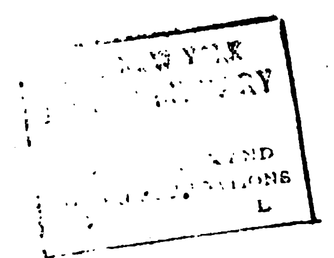


Ansicht von Cayenne.

Barke von Surinam.

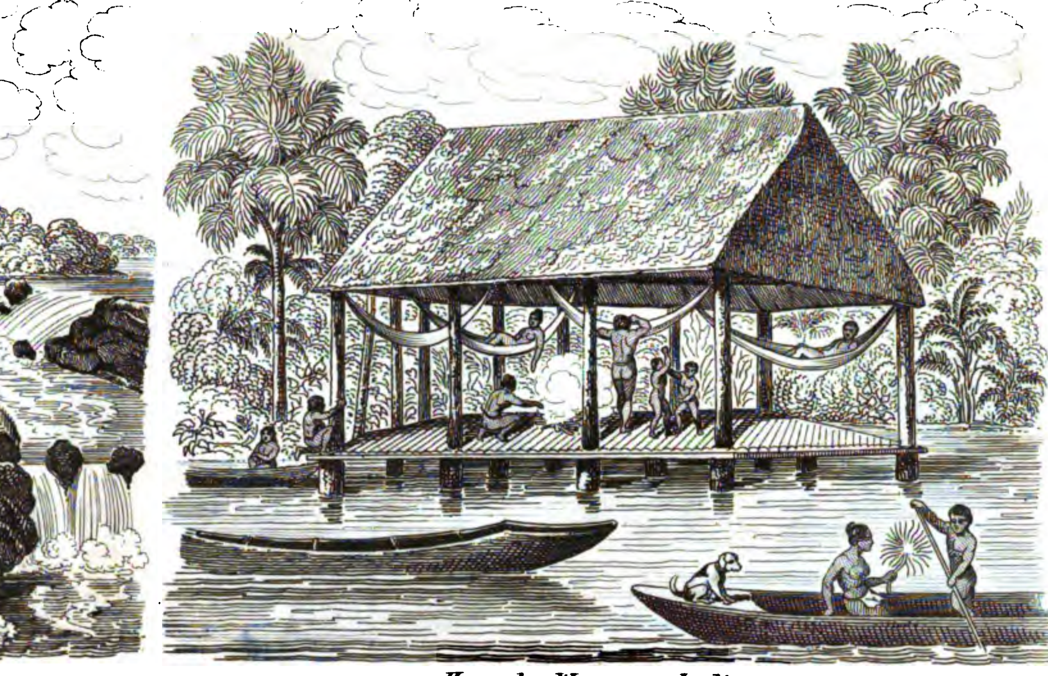
Rhede von Paramaribo.

Lager in einem Walde zu Guyana.





Fischfang in dem Masaroni.



Haus der Warrow – Indianer.



Fall des Coumarow in den Masaroni.

Indianer vom französischen Guyana.



Landgut am Orinoco.

Creolentanz zu Cumana.

Familie von Amarizanos - Indianern.

Das Innere eines Speisesaales zu St. Martha.

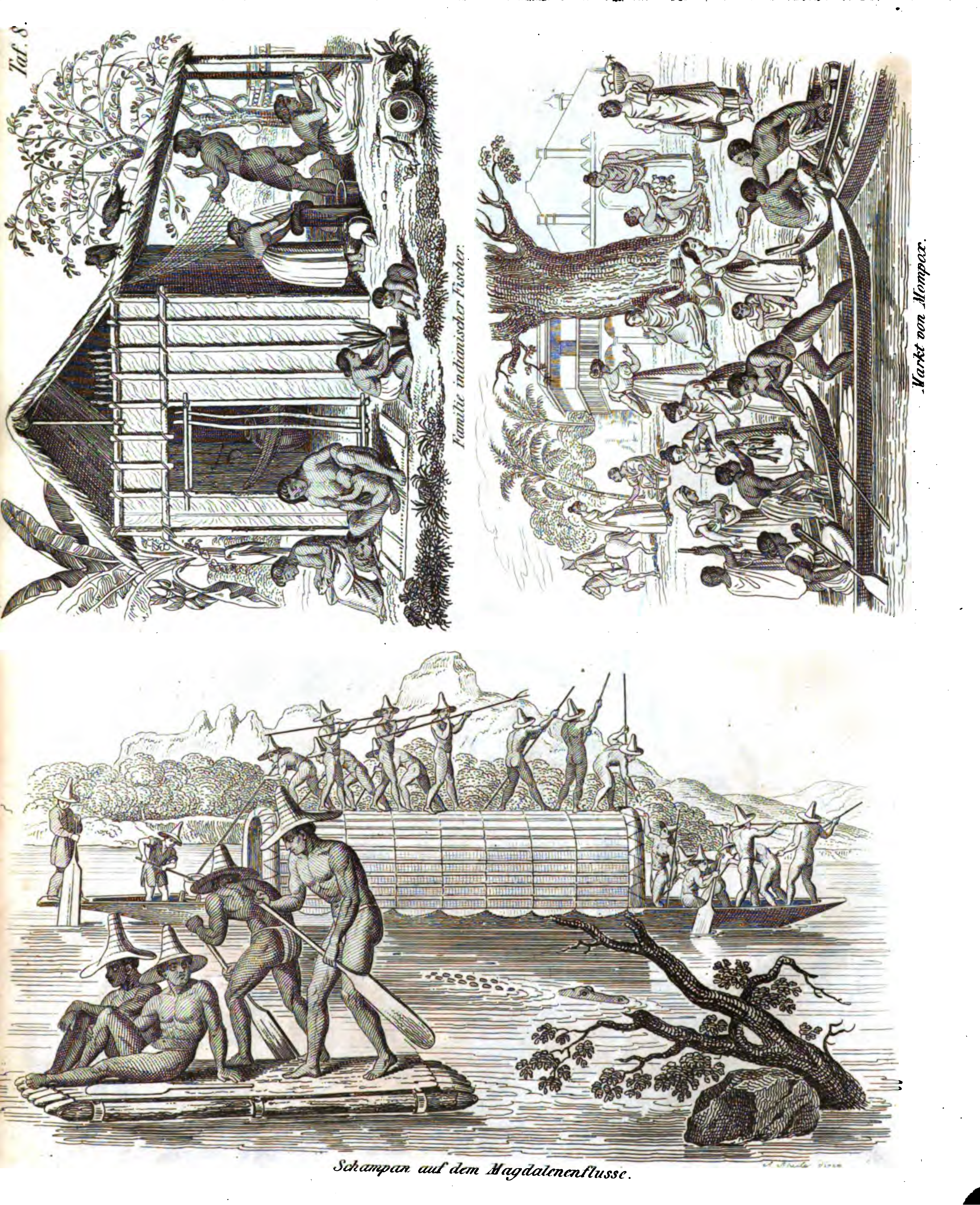
Velorio oder Ball zu Petit Ange.

Ufer des Magdalenenflufses.

Canal von Soledad.

Boot und Ruderer von Monpox.

A. Schule fec.

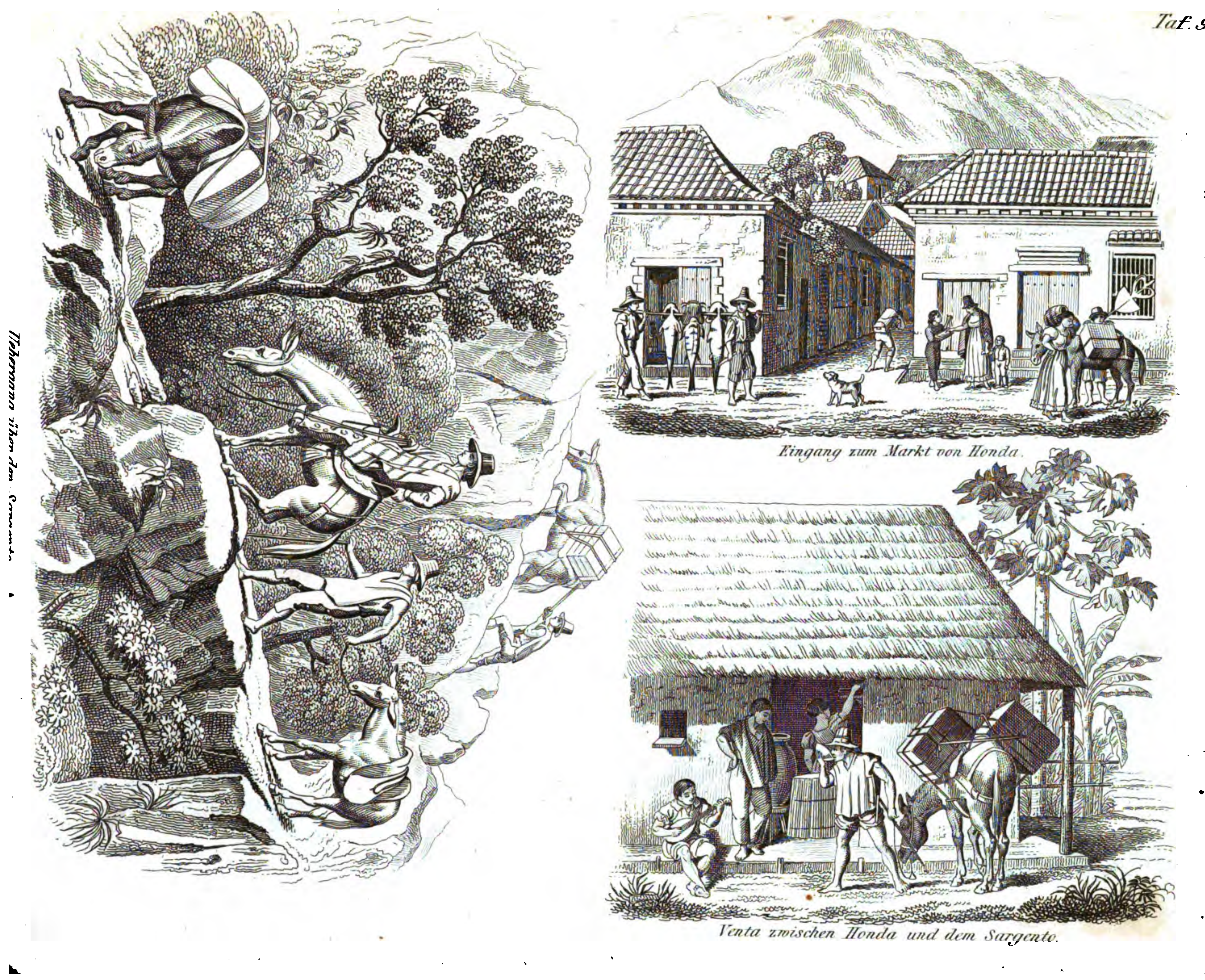


Taf. 8.

Familie indianischer Fischer.

Markt von Mompox.

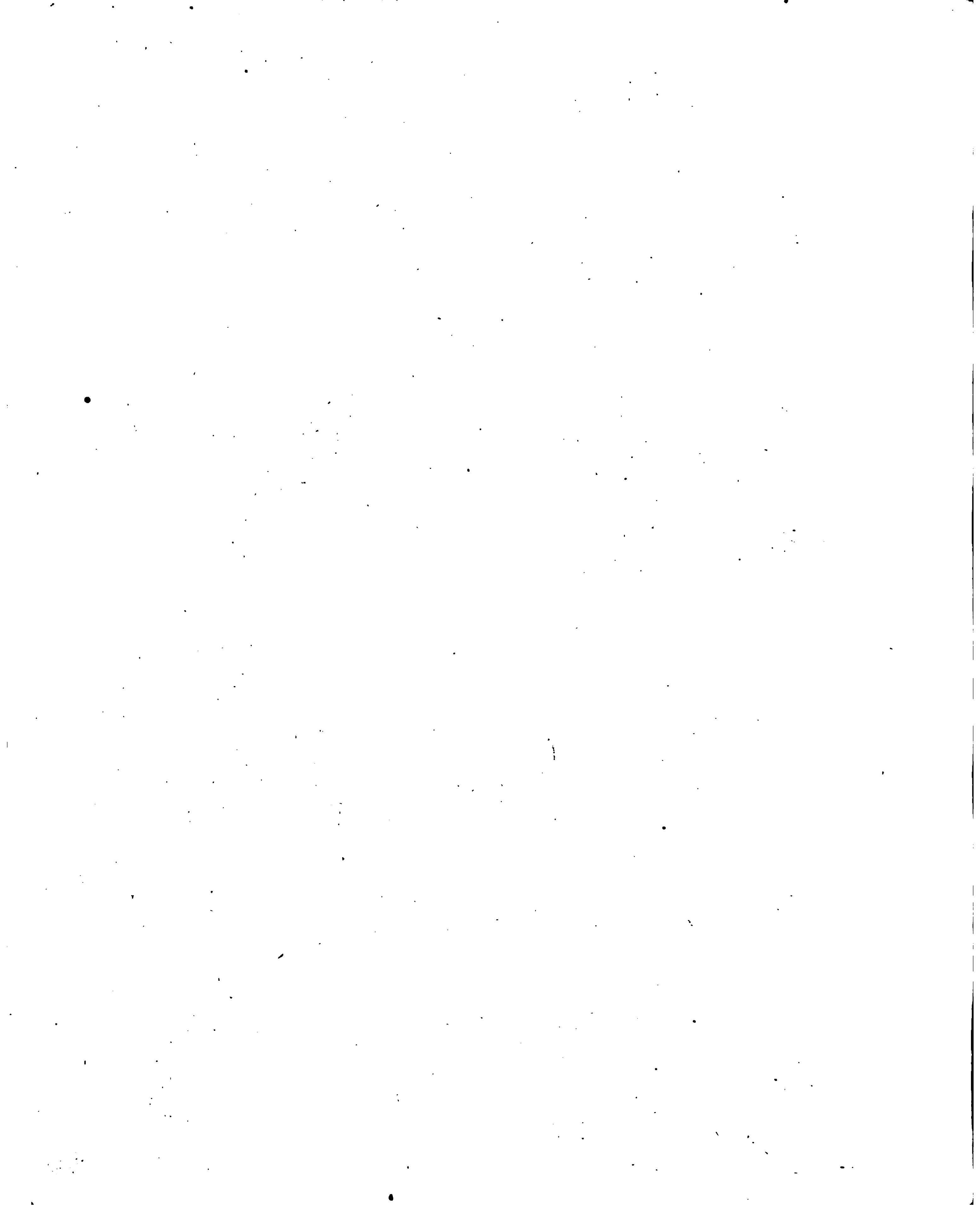
Schampan auf dem Magdalenenflusse.



Eingang zum Markt von Honda.

Venta zwischen Honda und dem Sargento.

Uebergang über den Sargento.



Taf. 10.



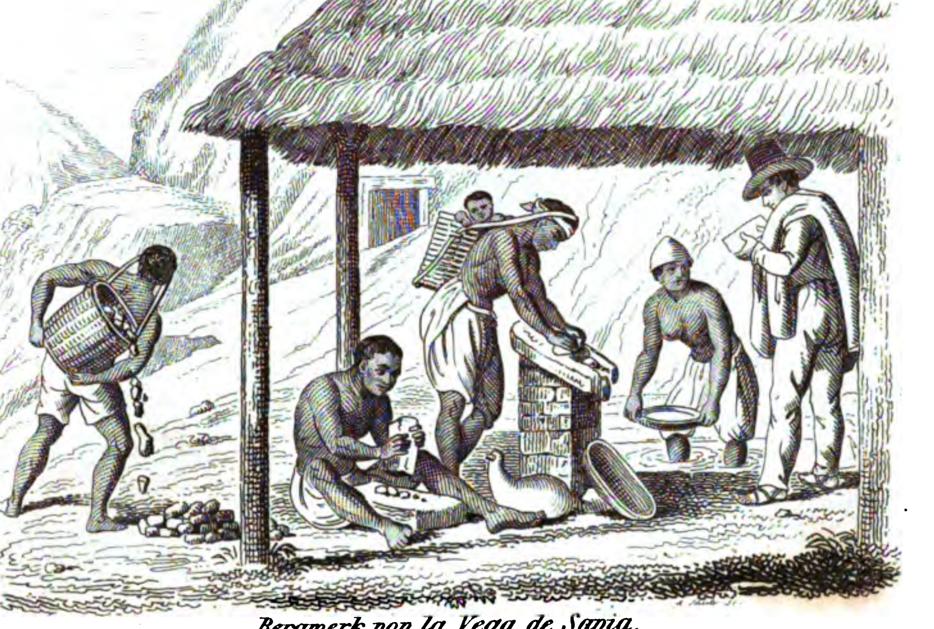
Platz San Victoria in Bogota.



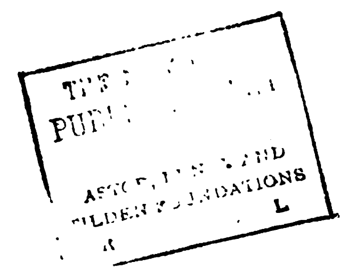
Reisende.



Trachten in Bogota.



Bergwerk von la Vega de Supia.



Taf. [illegible]

Ansicht der Brücke und des Klosters Recoleta in Quito.

La Quebrada zu Quito.

Ansicht eines Theiles von Quito.

Indianer von Maina. Indianerin von Quito. Zambos von Quito. Landbewohner zu Pferde.

Charfreitags_Proce



4. Musicanten.

3. Geistliche mit den verschiedenen Emblemen des Leidens.

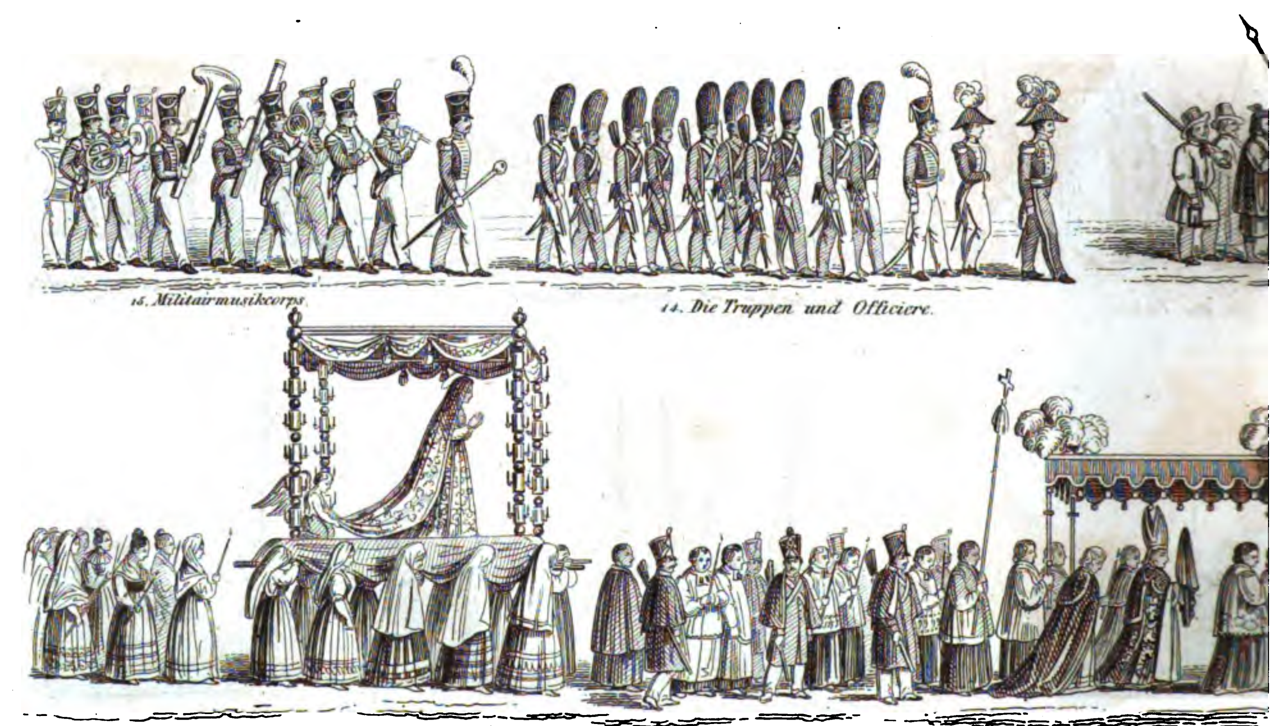


10. Schüler.

9. Verschiedene Mönche.

8. Der Alcalde mit seinen Negern.

7. Jesus



15. Militairmusikcorps.

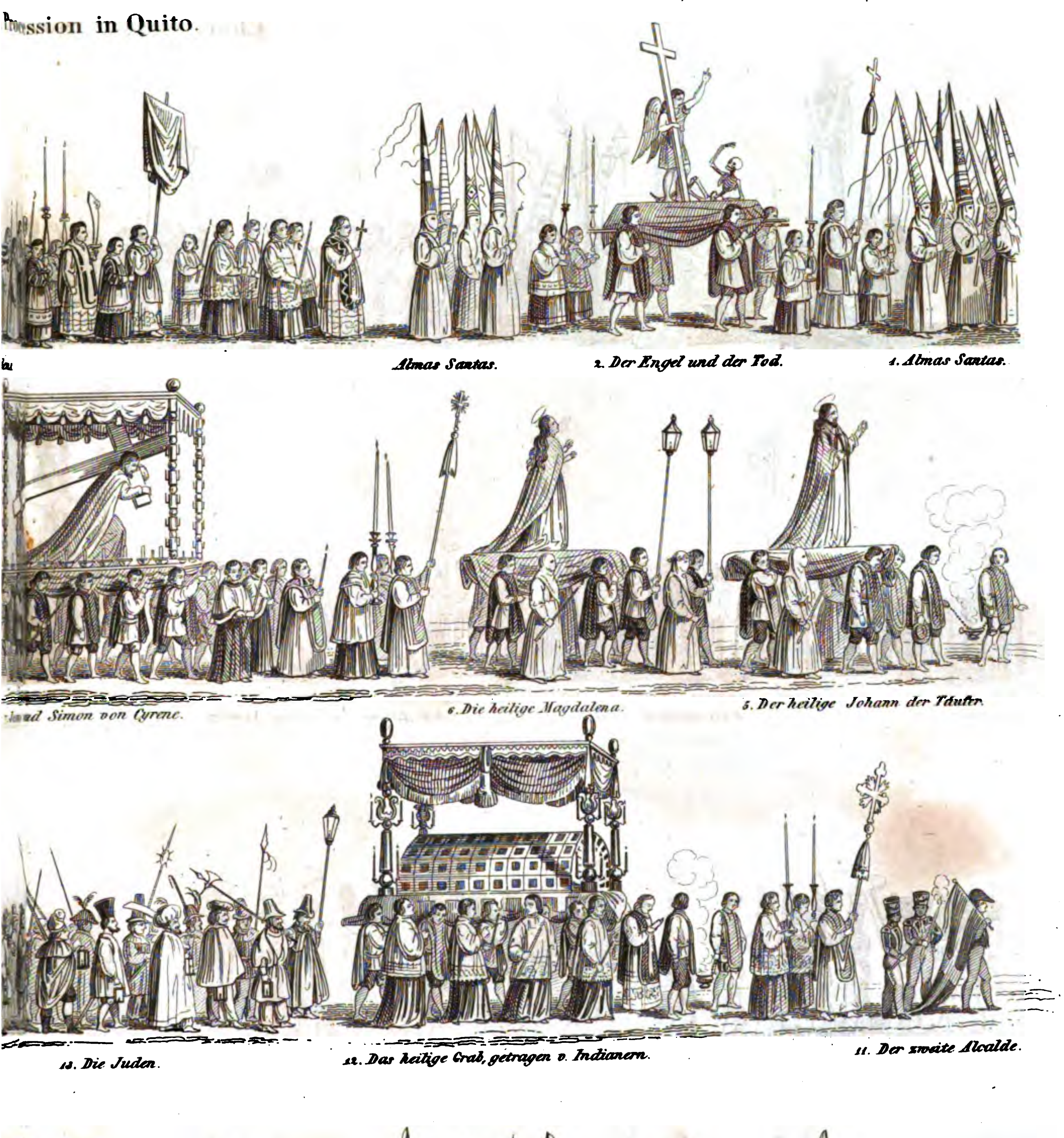
14. Die Truppen und Officiere.

19. Damen der Stadt.

18. Die heilige Jungfrau.

17. Der Bischof.

Procession in Quito.



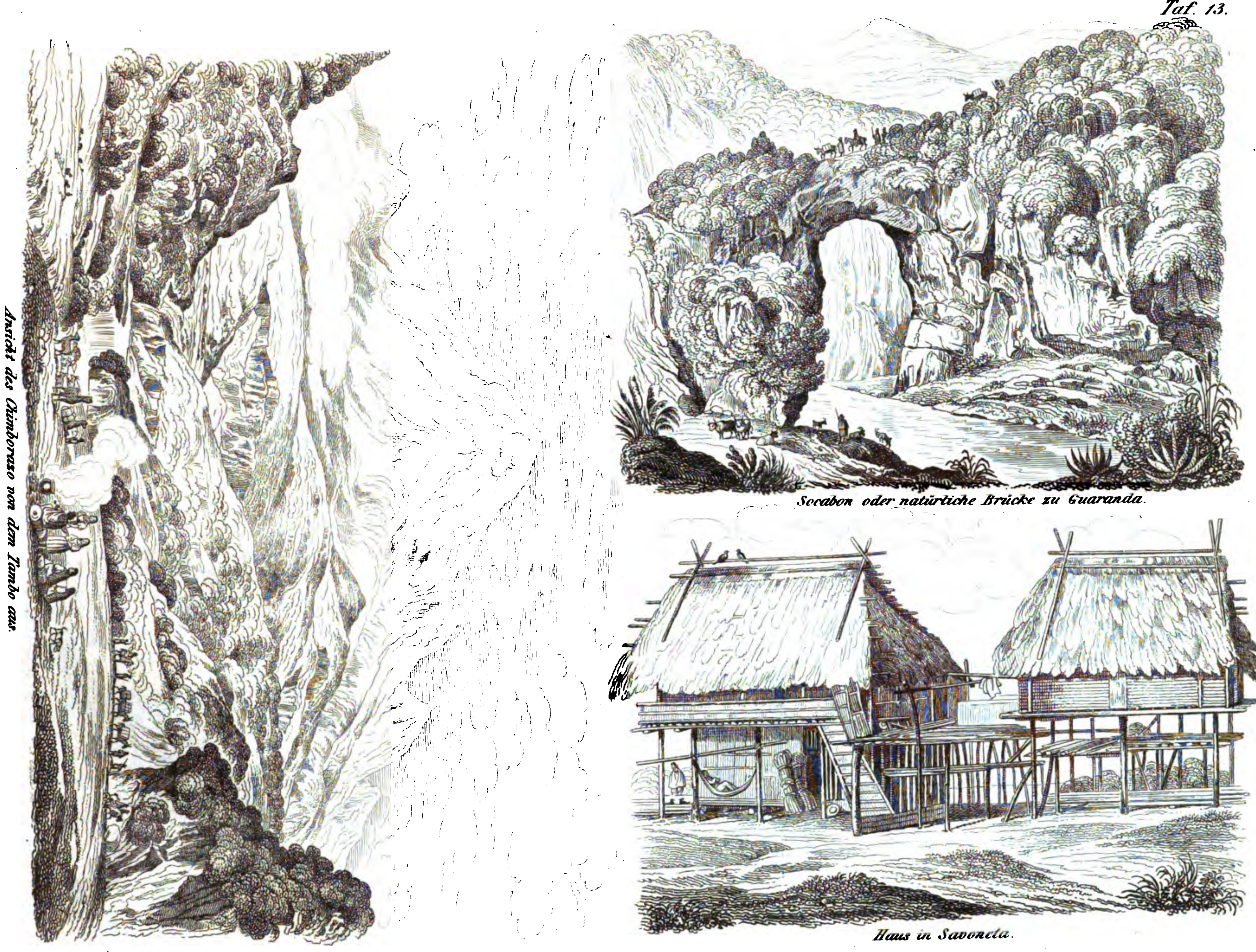
Almas Santas. 2. Der Engel und der Tod. 1. Almas Santas.

und Simon von Cyrene. 6. Die heilige Magdalena. 5. Der heilige Johann der Täufer.

13. Die Juden. 12. Das heilige Grab, getragen v. Indianern. 11. Der zweite Alcalde.

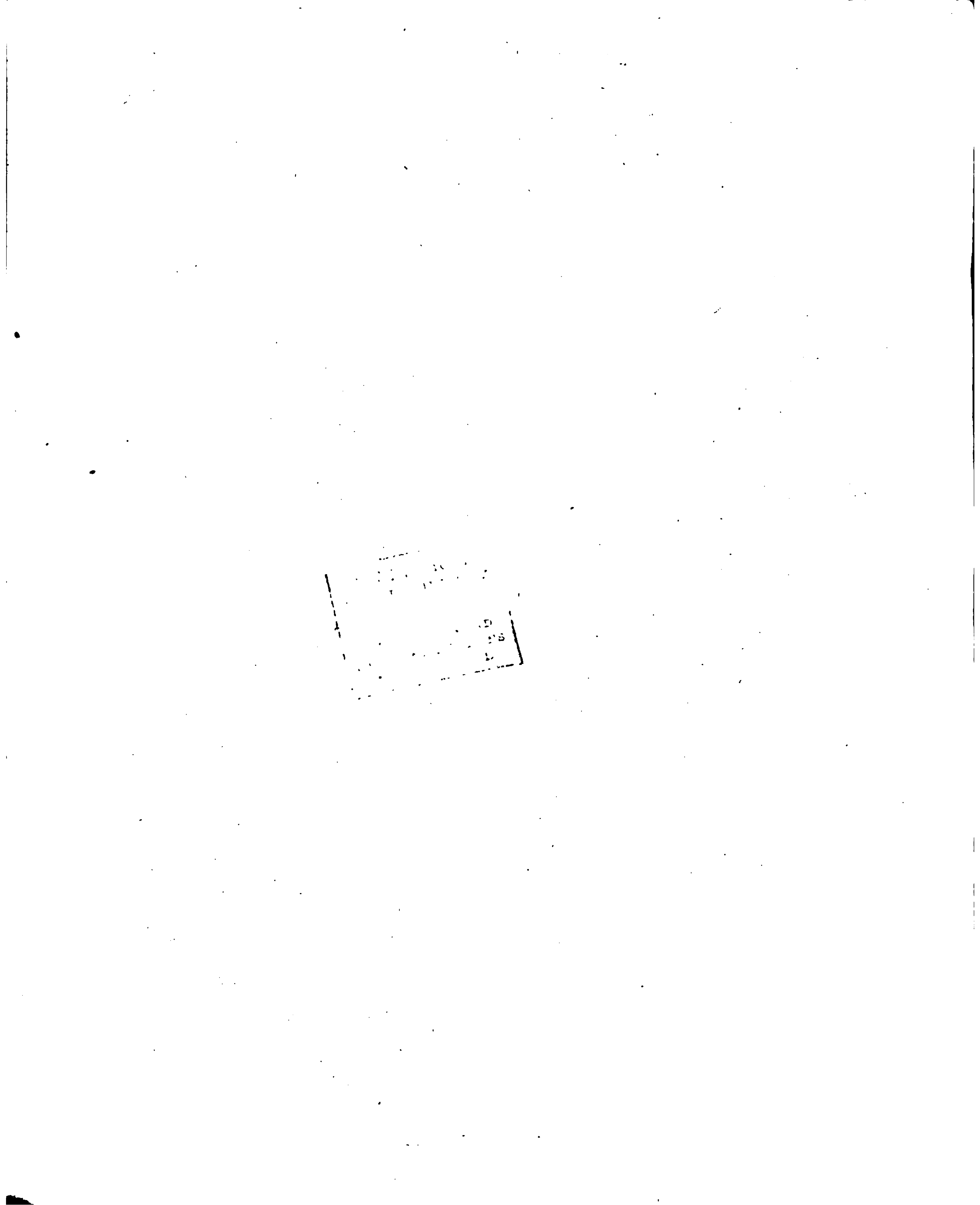
16. Canonicus in grofsen Costüm.

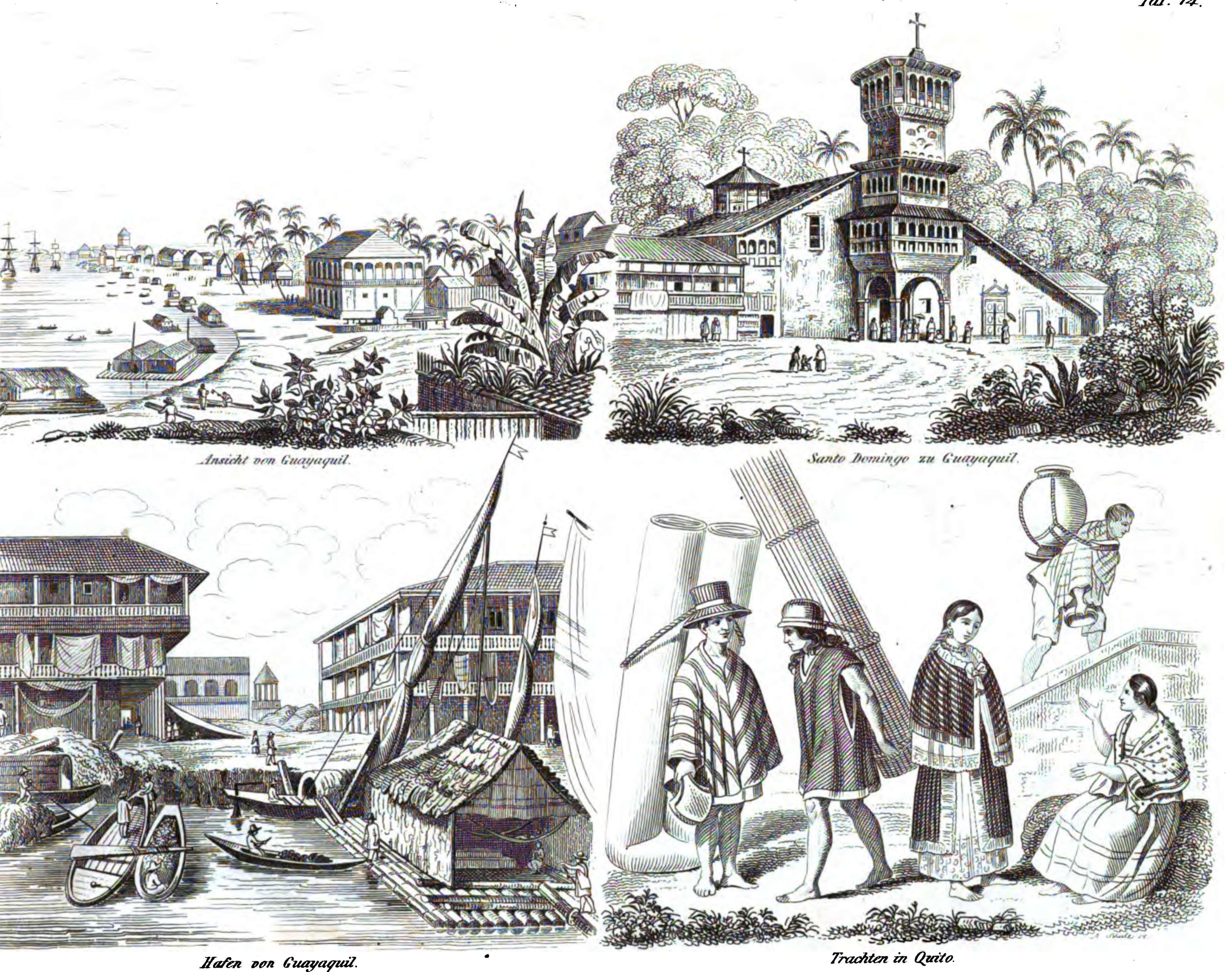
Taf. 13.


Ansicht des Chimborazo von dem Tambo aus.

Socabon oder natürliche Brücke zu Guaranda.

Haus in Savoneta.



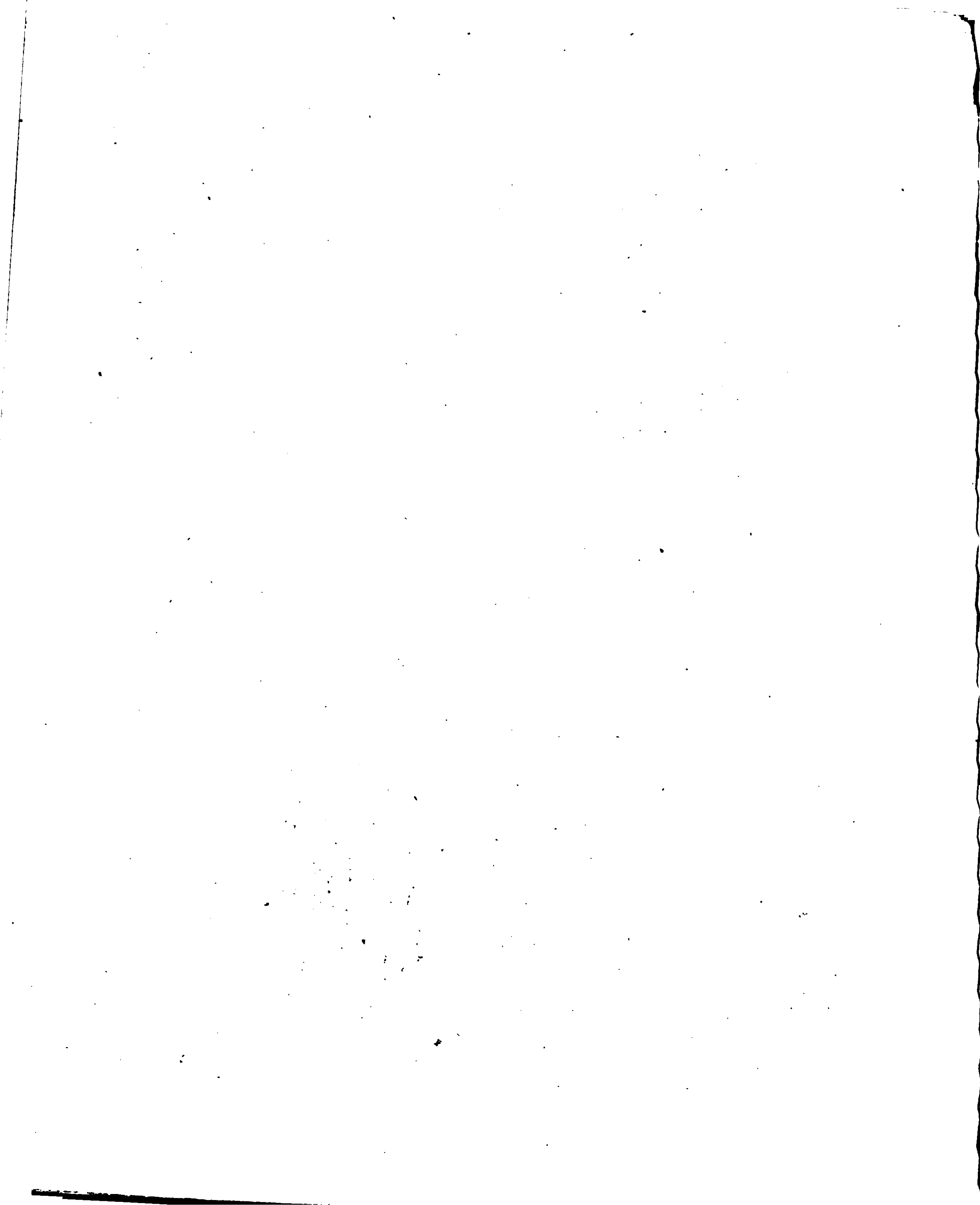


Ansicht von Guayaquil.

Santo Domingo zu Guayaquil.

Hafen von Guayaquil.

Trachten in Quito.





Floss auf dem Maranon.

Ansicht von Tabatinga.

Ceremonie und Tanz der Tecunas.



Maxuruna Indianer.

Mura Indianer.



Fall des Yapura zu Arara Coara.





San Paulo de Olivenca.

Bau der Piroguen des Mirankas.

Taf. 17

Mundrucu Indianer.

Uainama Frau.

Tanz der Mundrucus.

Aufsuchung der Schildkröteneier auf Goajaratura.

Villa de Porto de Moz.



Halt in einem Walde.

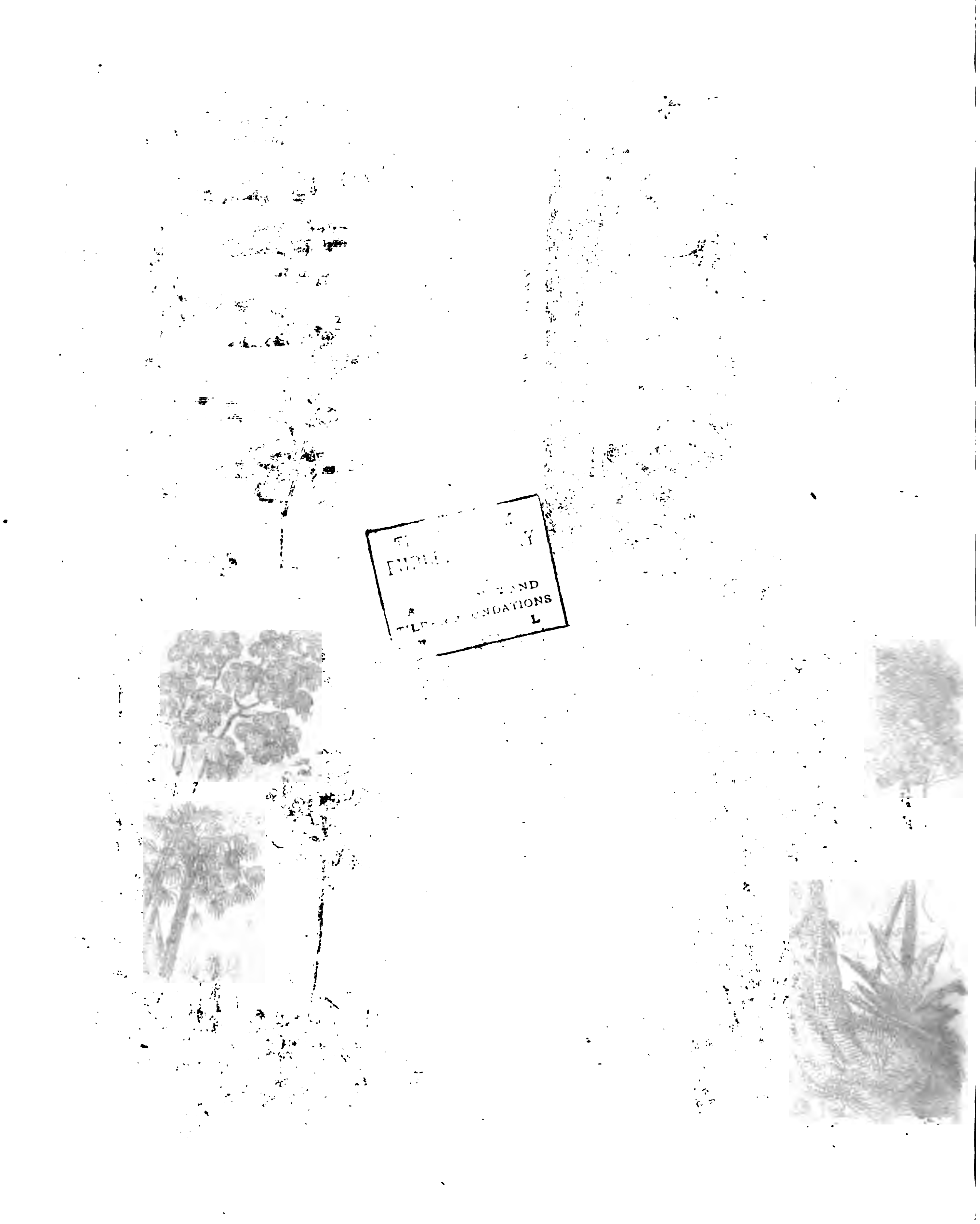


Ansicht von Para oder Santa Maria de Belem.



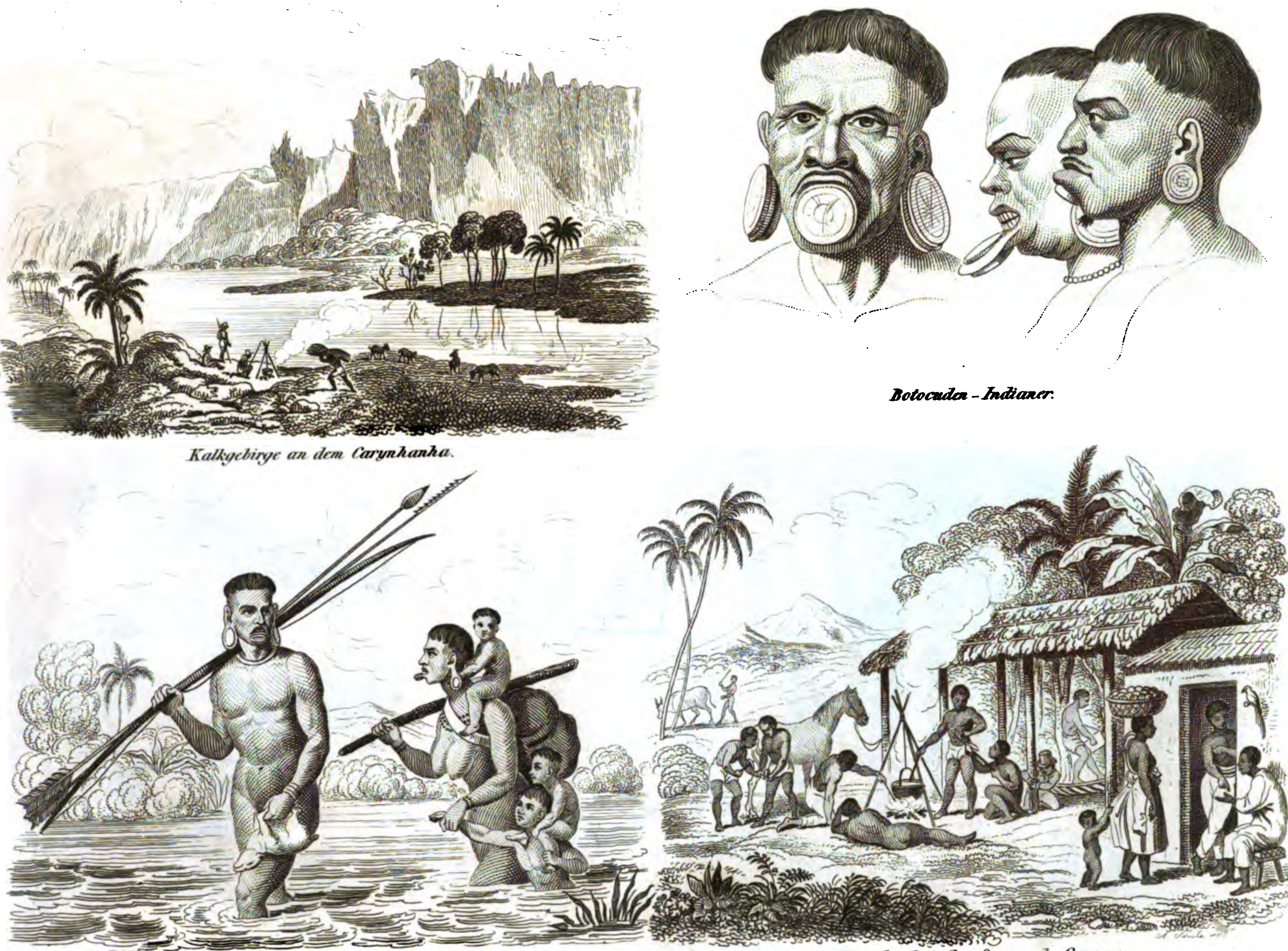
Ein indianisches Fischerboot.

I. C. Böhmer sc.





Der Teich der Vögel beim Rio San Francisco.

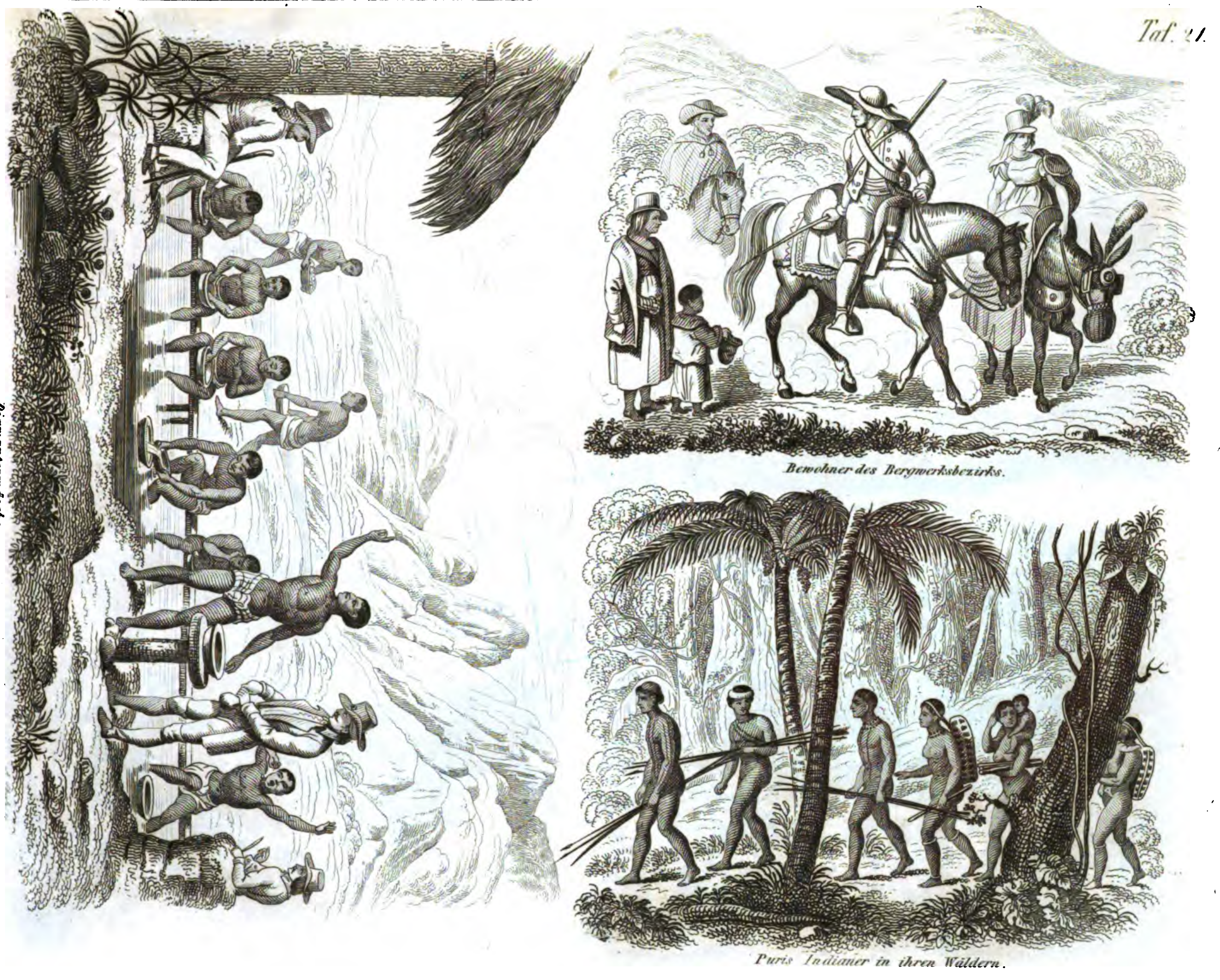


Kalkgebirge an dem Carynhanha.

Botocuden - Indianer.

Eine Botocuden - Familie auf der Reise.

Rancho bei der Serra de Caraca.



Taf. 21.

Bewohner des Bergwerksbezirks.

Puris Indianer in ihren Wäldern.

Diamantenwäsche.





Tanz der Puris.



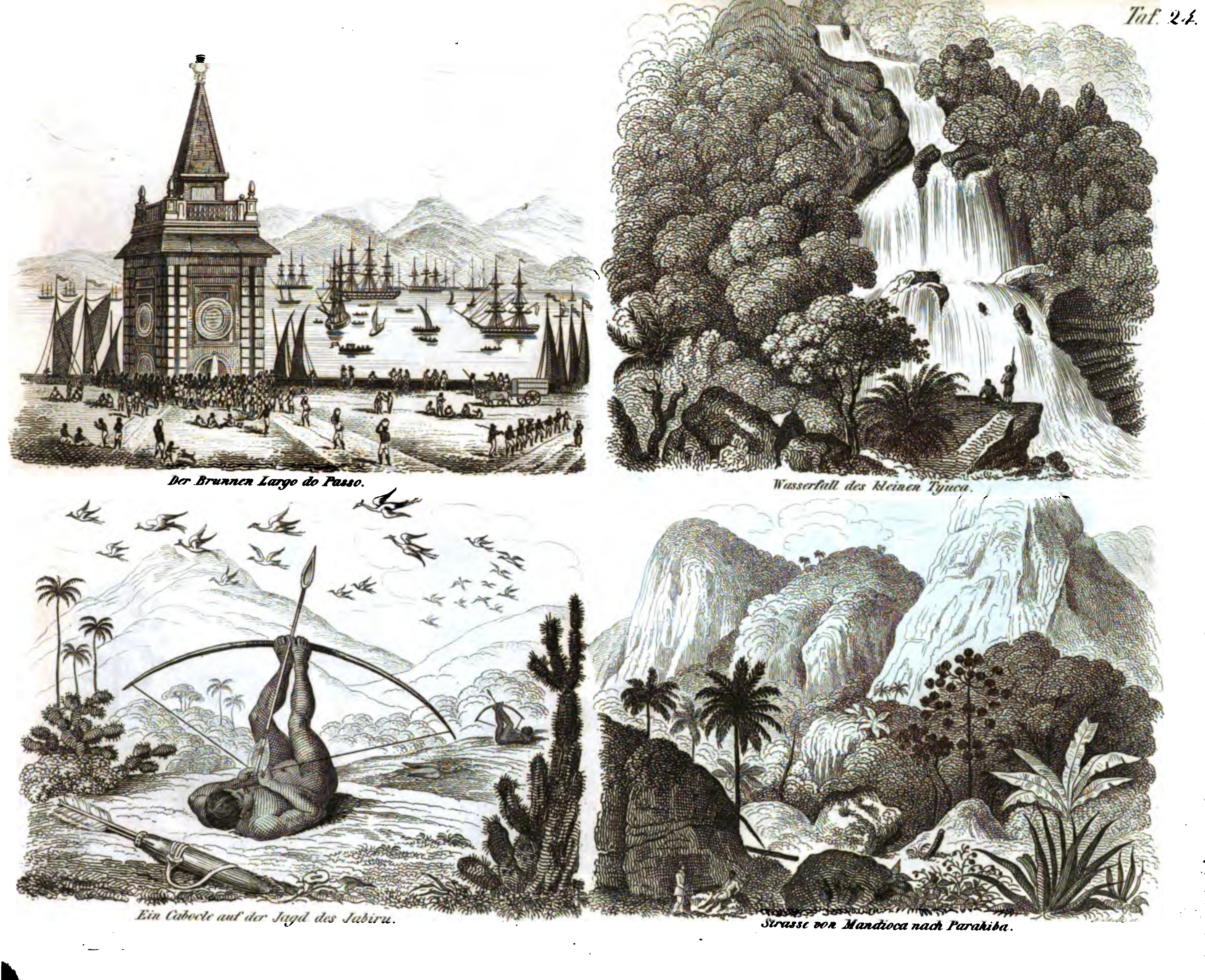
Tanz der Puris.

Taf. 23

Freuden der Coroados.

Kloster San Jose in Rio de Janeiro.

Rhede von Rio de Janeiro.

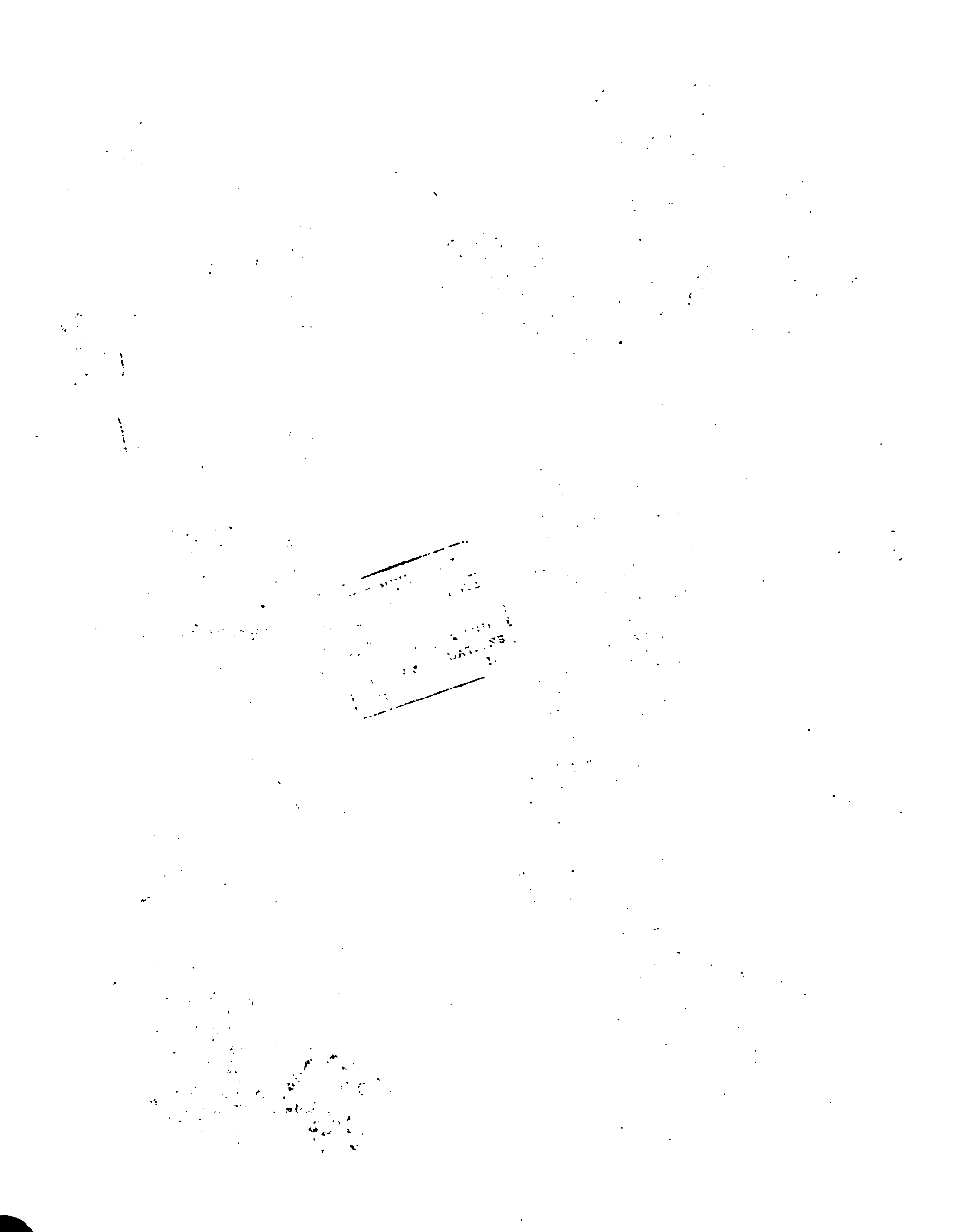


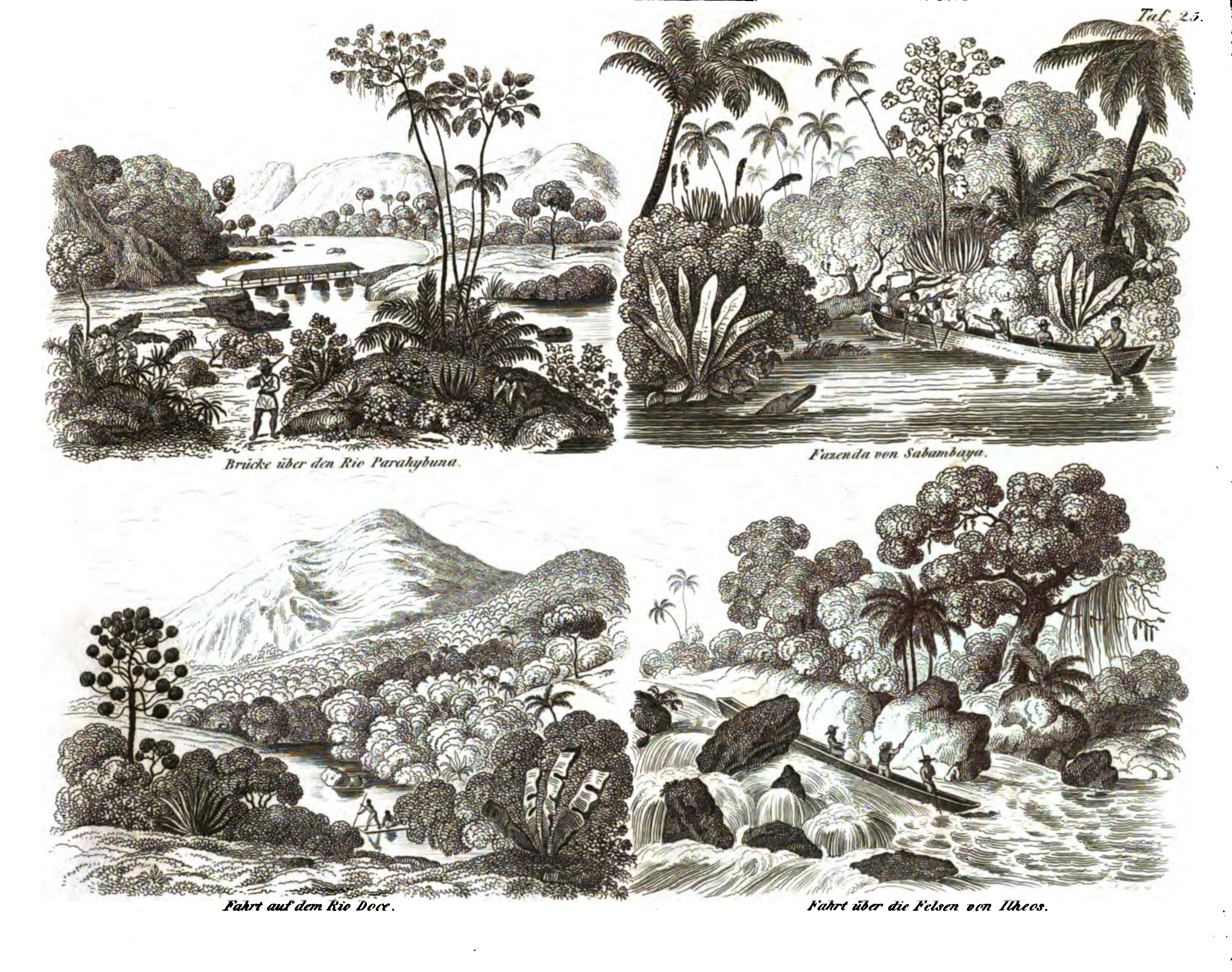
Der Brunnen Largo do Passo.

Wasserfall des kleinen Tyuca.

Ein Caboele auf der Jagd des Jabiru.

Strasse von Mandioca nach Parahiba.





Brücke über den Rio Parahybuna.

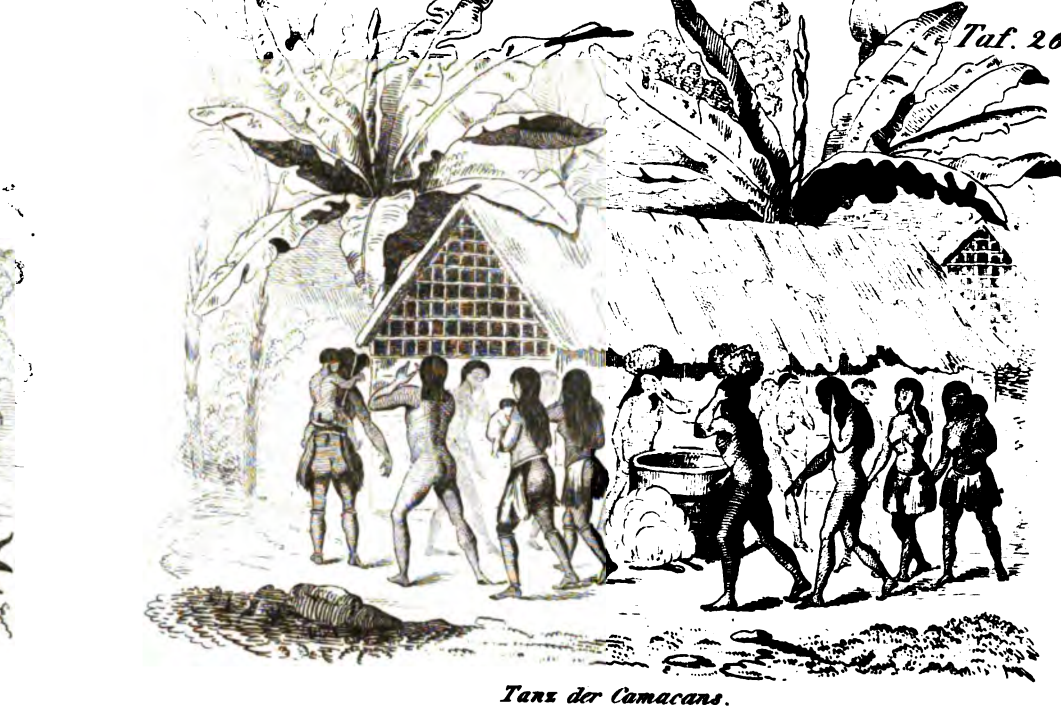
Fazenda von Sabambaya.

Fahrt auf dem Rio Doce.

Fahrt über die Felsen von Ilheos.



Hütten der Patachos.

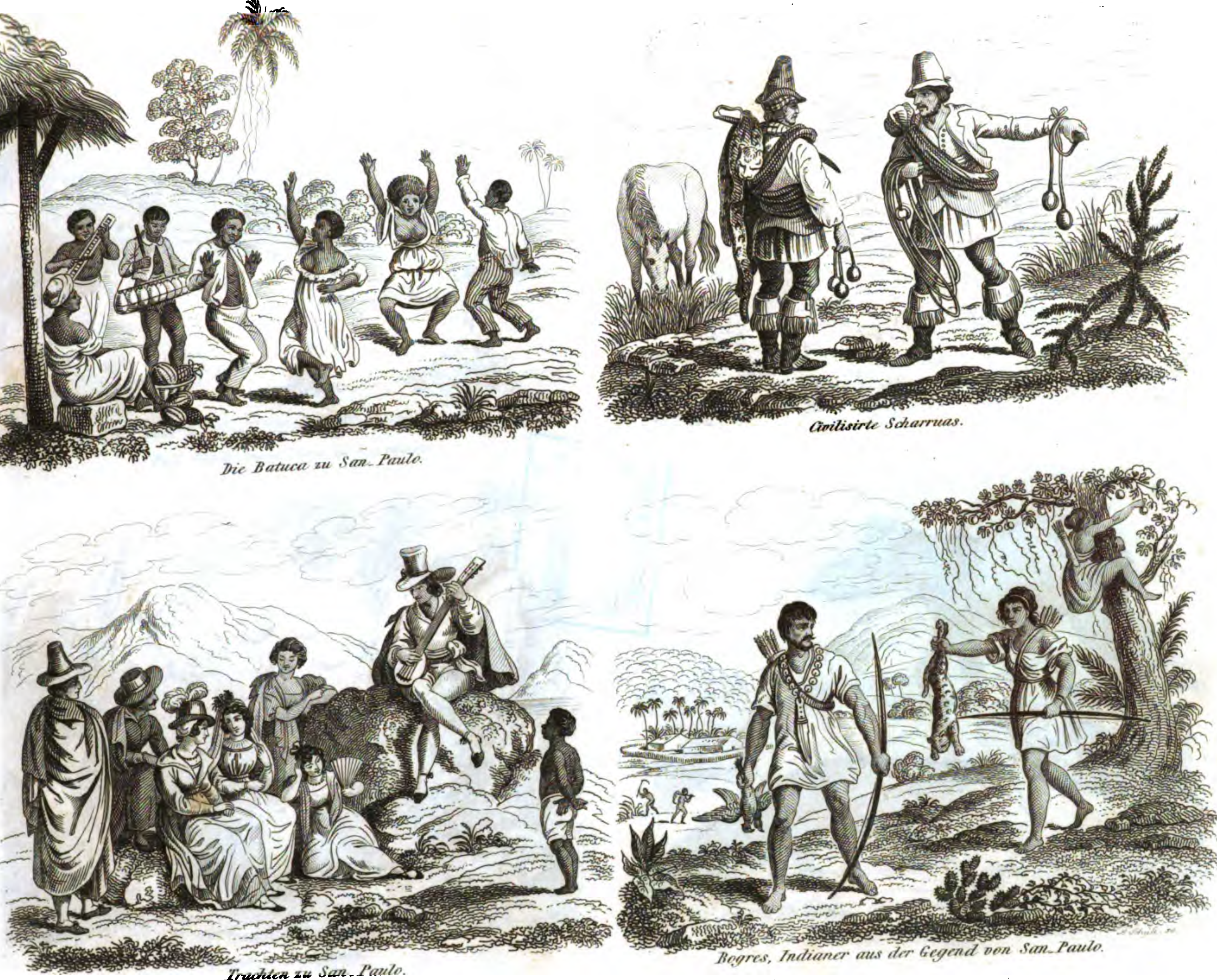


Tanz der Camacans.

Gruppe von Camacans.



Capitao do Matto.



Die Batuca zu San-Paulo.

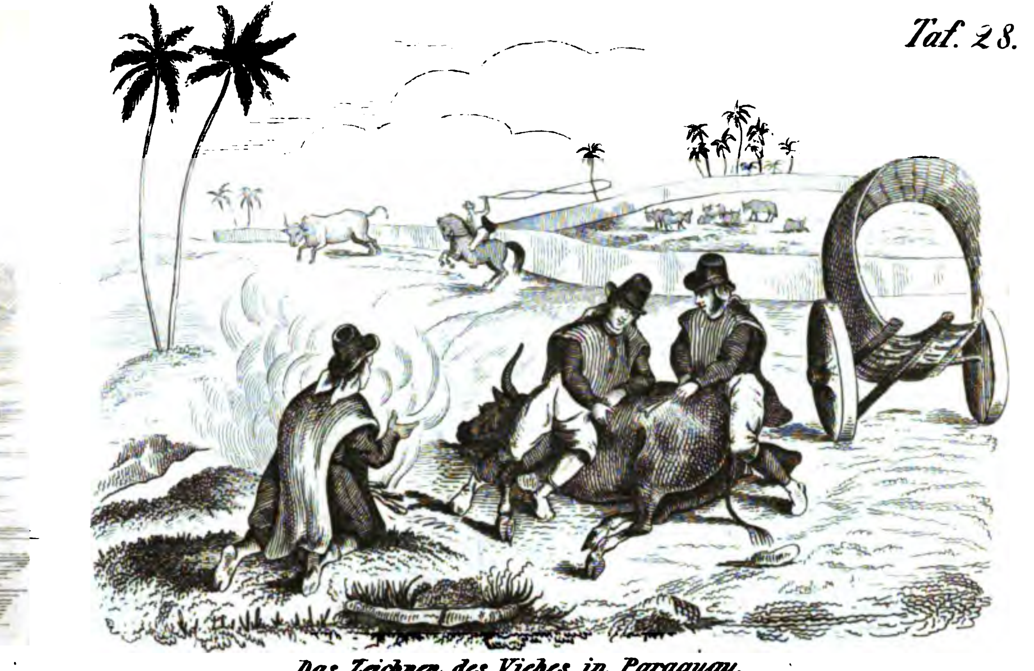
Civilisirte Scharruas.

Trachten zu San-Paulo.

Bogres, Indianer aus der Gegend von San-Paulo.

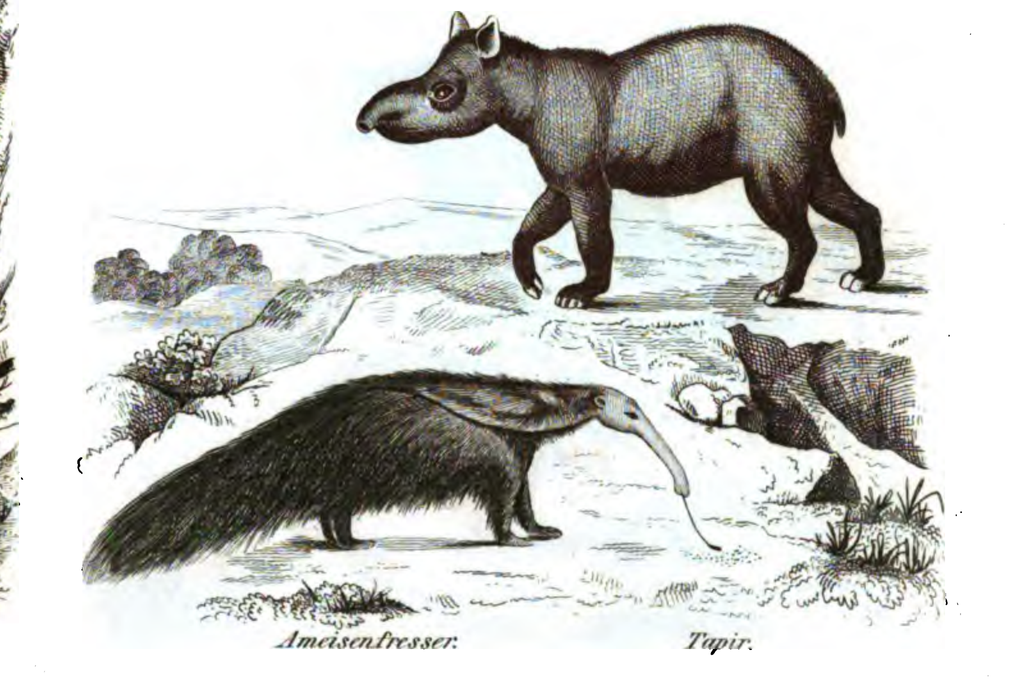


Zug durch einen Fluss in Paraguay.

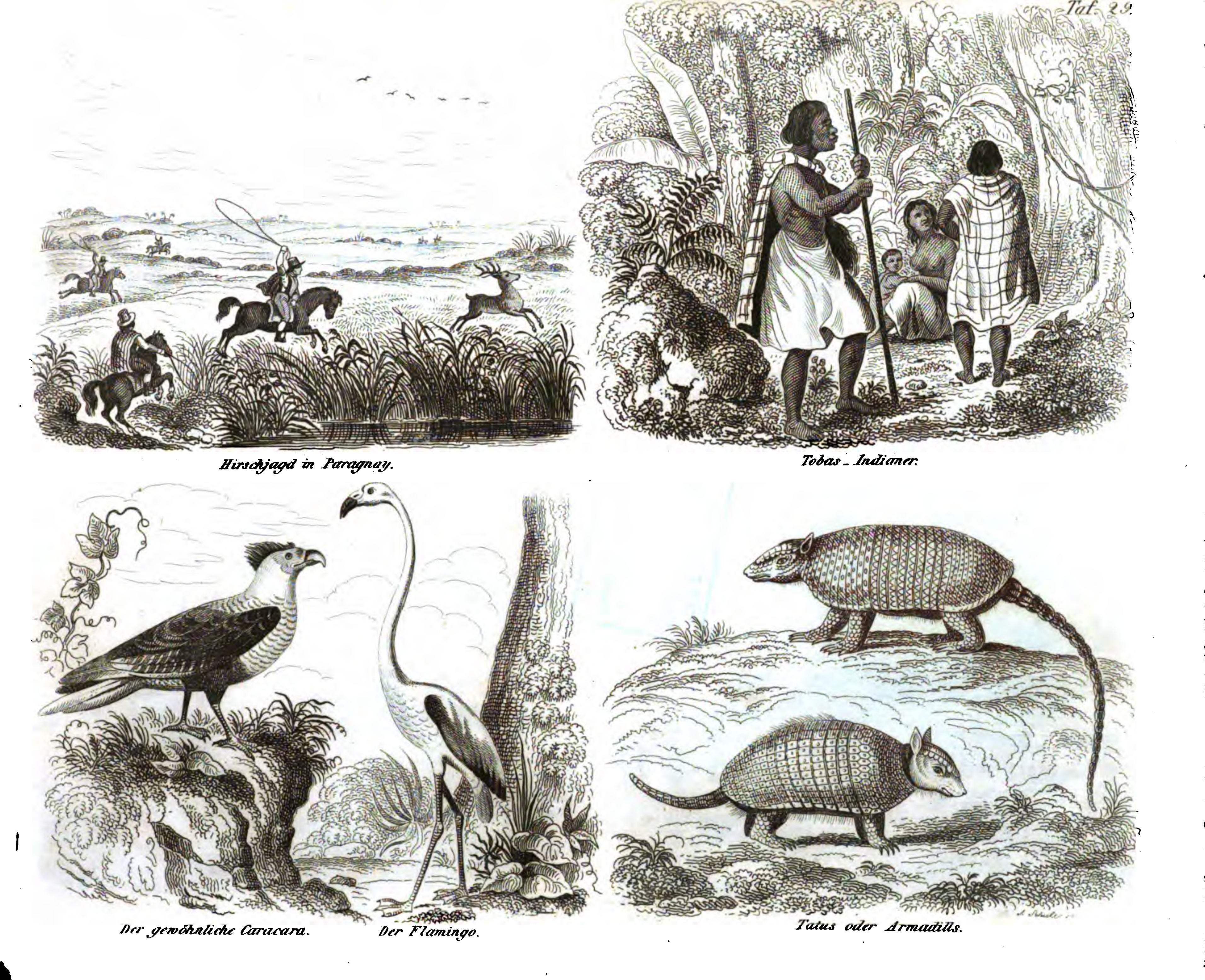


Das Zeichnen des Viehes in Paraguay.

Entenjagd in Paraguay.



Ameisenfresser. Tapir.



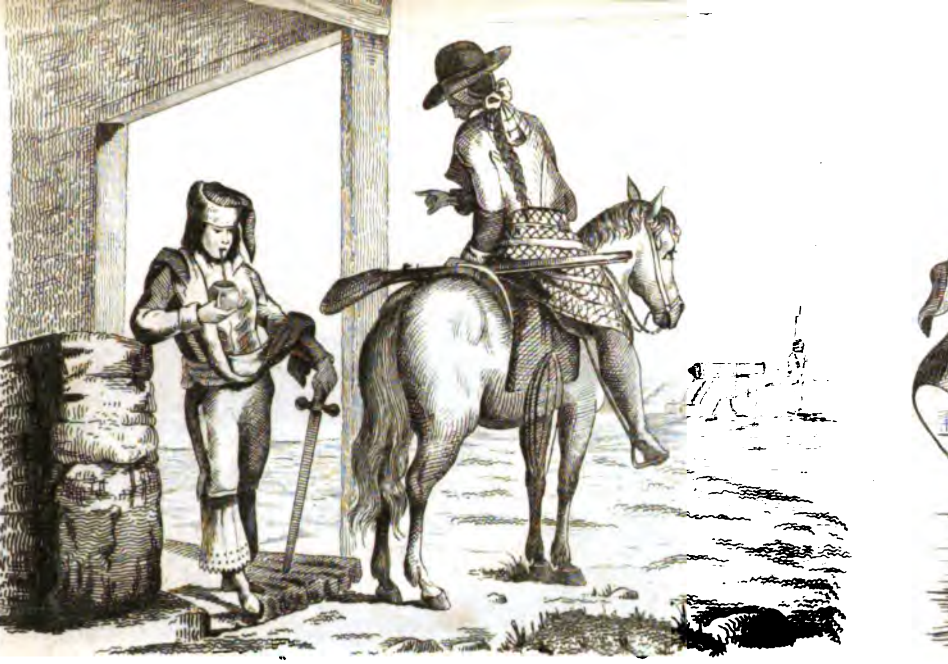
Hirschjagd in Paragnay.

Tobas - Indianer.

Der gewöhnliche Caracara.

Der Flamingo.

Tatus oder Armadills.



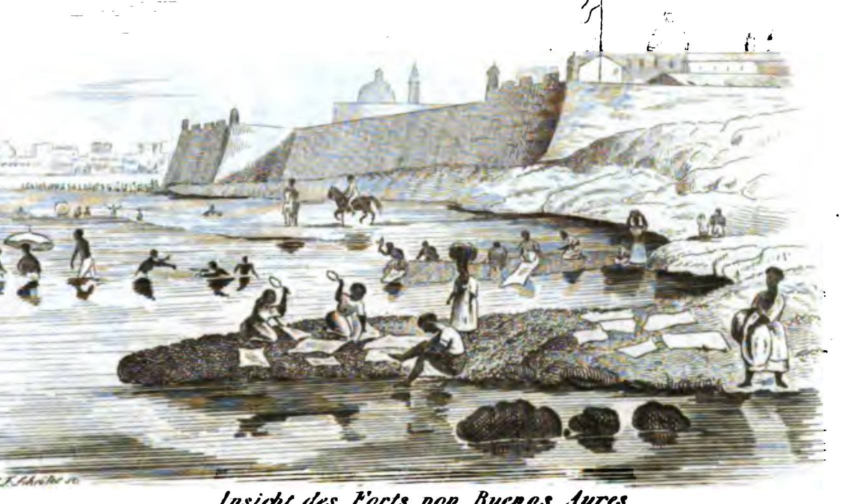
Milizen von Banda Oriental.



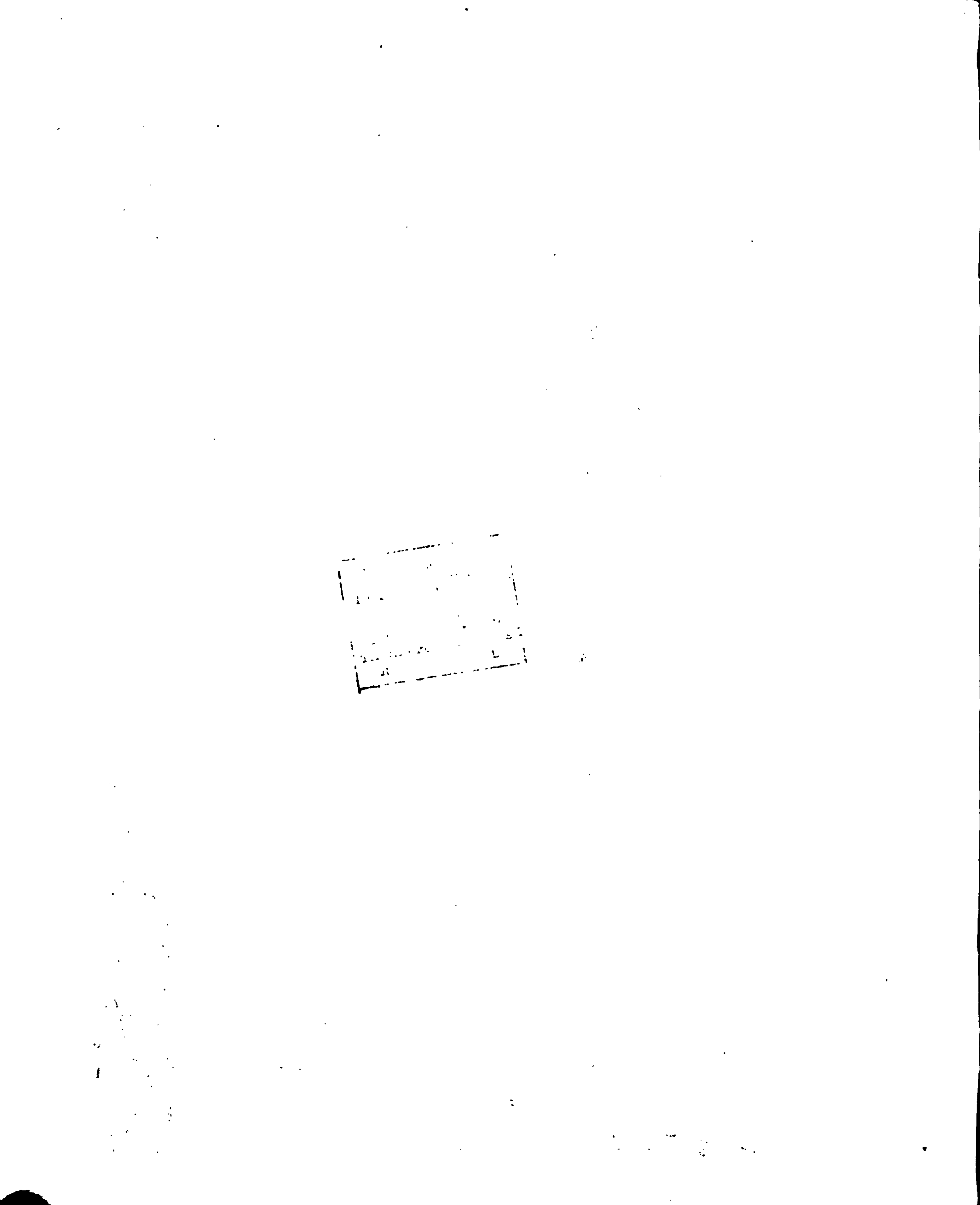
Landungsplatz zu Buenos Ayres.



Ansicht von Montevideo.



Ansicht des Forts von Buenos Ayres.

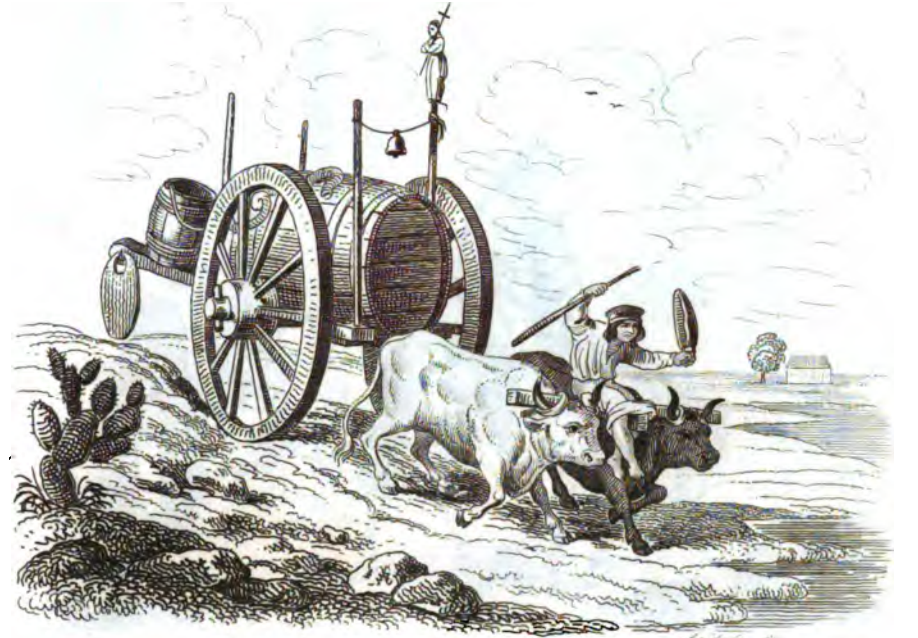


Der Victoriaplatz zu Buenos Ayres.

Ansicht der Recoba zu Buenos Ayres.



Lecheros (Milchverkäufer.)



Aguatero (Wasserhändler.)

Taf. 32.

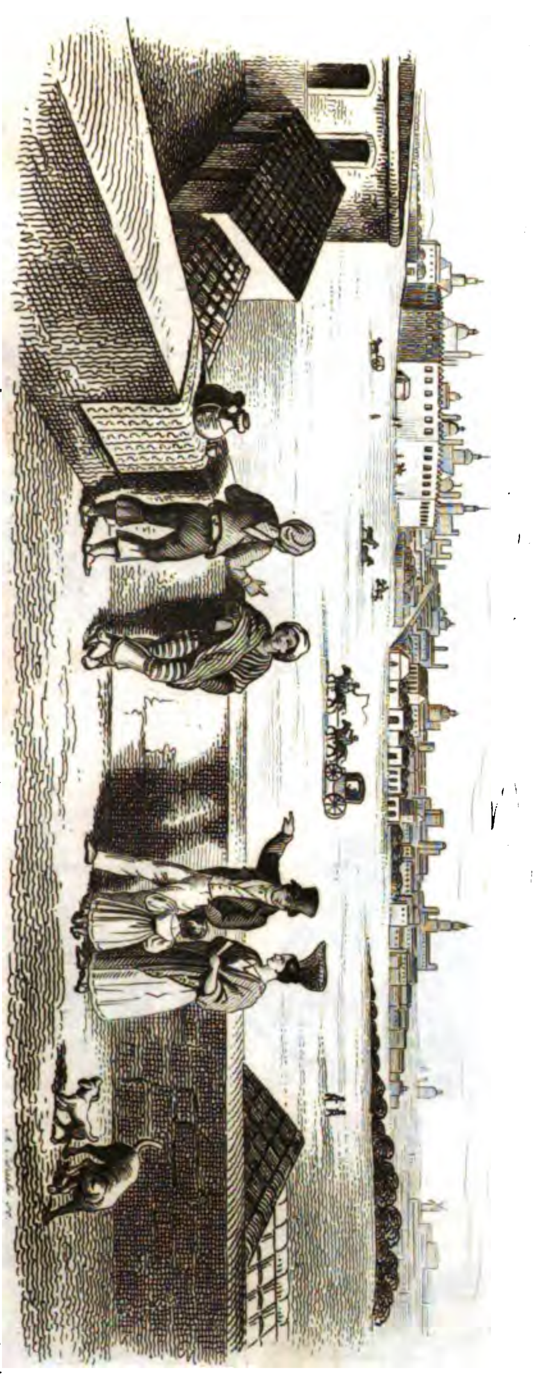


Fischer in dem La Plata.



Mendigos (Bettler.)

Matadero (öffentlicher Schlachtplatz.)



Allgemeine Ansicht von Buenos – Ayres.

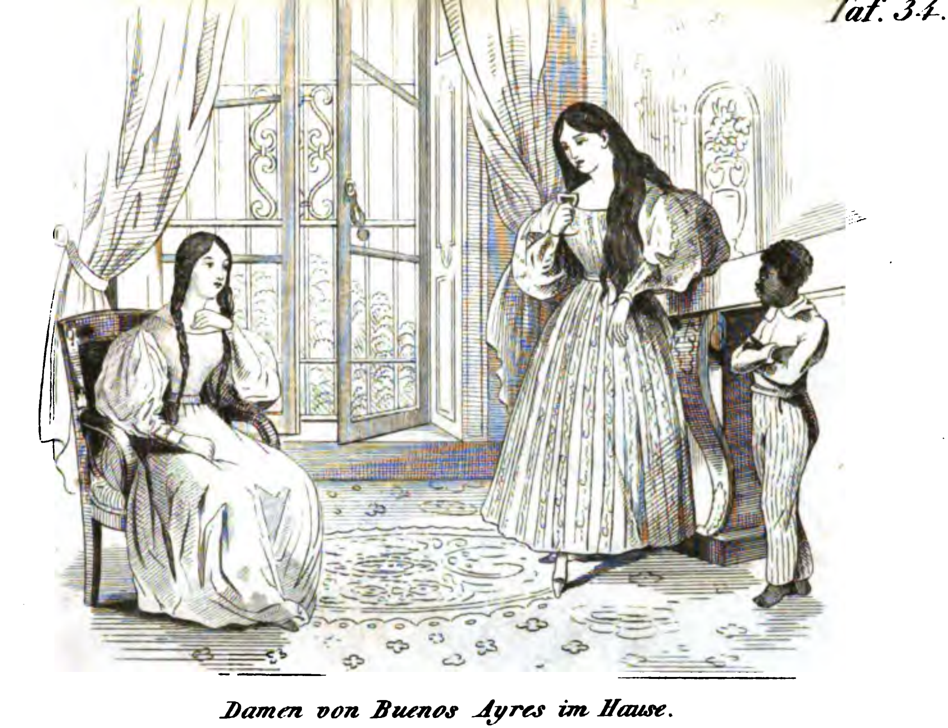


Kirche Santo Domingo.



Trachten der Portenas auf der Promenade,
zum Ball und in der Kirche.

Eine Quinta (Landgut) am La Plata.



Damen von Buenos Ayres im Hause.

Kuchenverkäuferin. Wäscherin. _ Kuchenhändler. Lichterhändler.



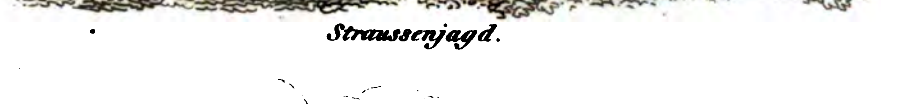
Besenhändler. Orangenhändler.



Taf. 35.



Ansicht von Carmen am Rio Negro.

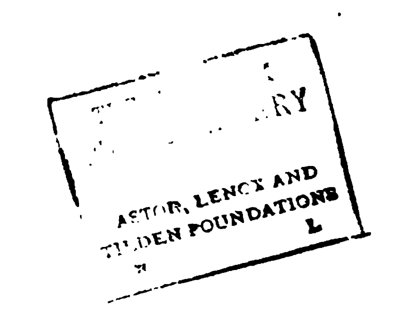


Straussenjagd.

Pampas - Indianer.



Colorado - Soldat. Indianerin aus dem Süden.


ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
L



Wirthshaus auf dem Wege nach den Pampas.

Eine Meierei zu San Pedro.

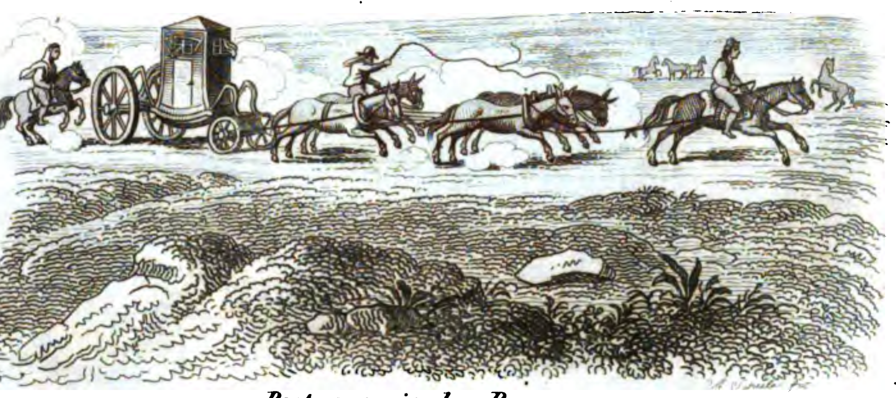
Schroter sc

Wettrennen in den Pampas.


Wagen auf der Reise.


Arrieros (Maulthiertreiber) von Mendoza.


Halt der Wagen.


Postwagen in den Pampas.

Hütten zu Villa Vicencia.

Hängebrücke zu Cimbra.

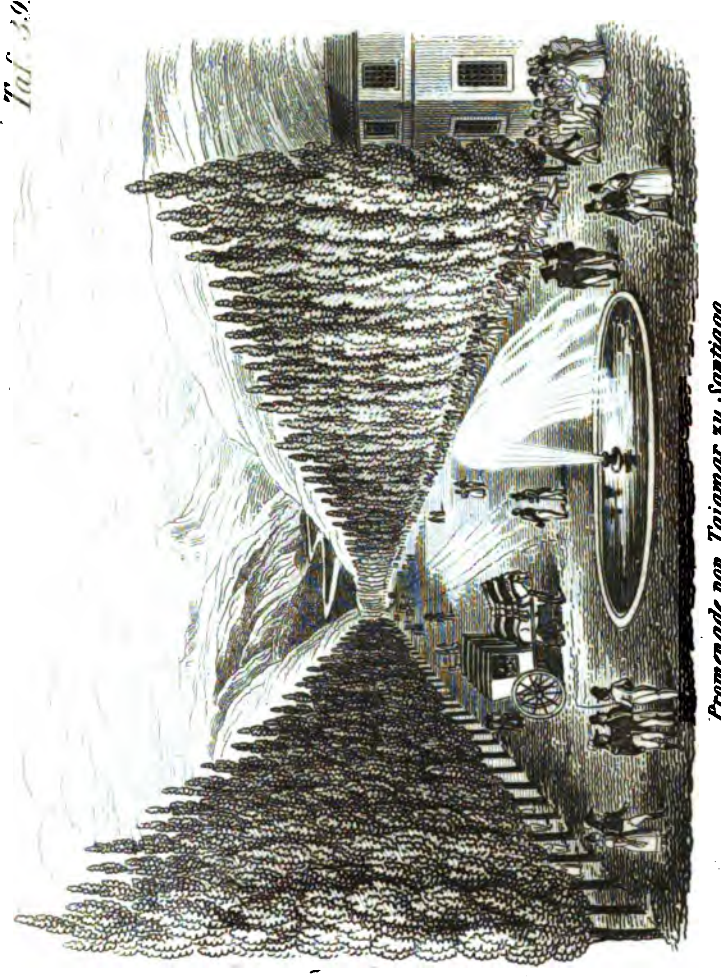


Natürliche Brücke des Inca.



Die Münze in Santiago.

Taf. 39.


Promenade von Tajamar zu Santiago.


La Cañada zu Santiago.

Marktplatz zu Santiago.



Eine Meierei in Chili.

Eisentransport in Chili.

Spiele der Indianer.

Der Vulcan Antuco.



Fort von Tuun Leuwu.

Basaltbildungen von Tuun Leuwu.

Ansicht von Talcahuano in Chili



Der Piñal.

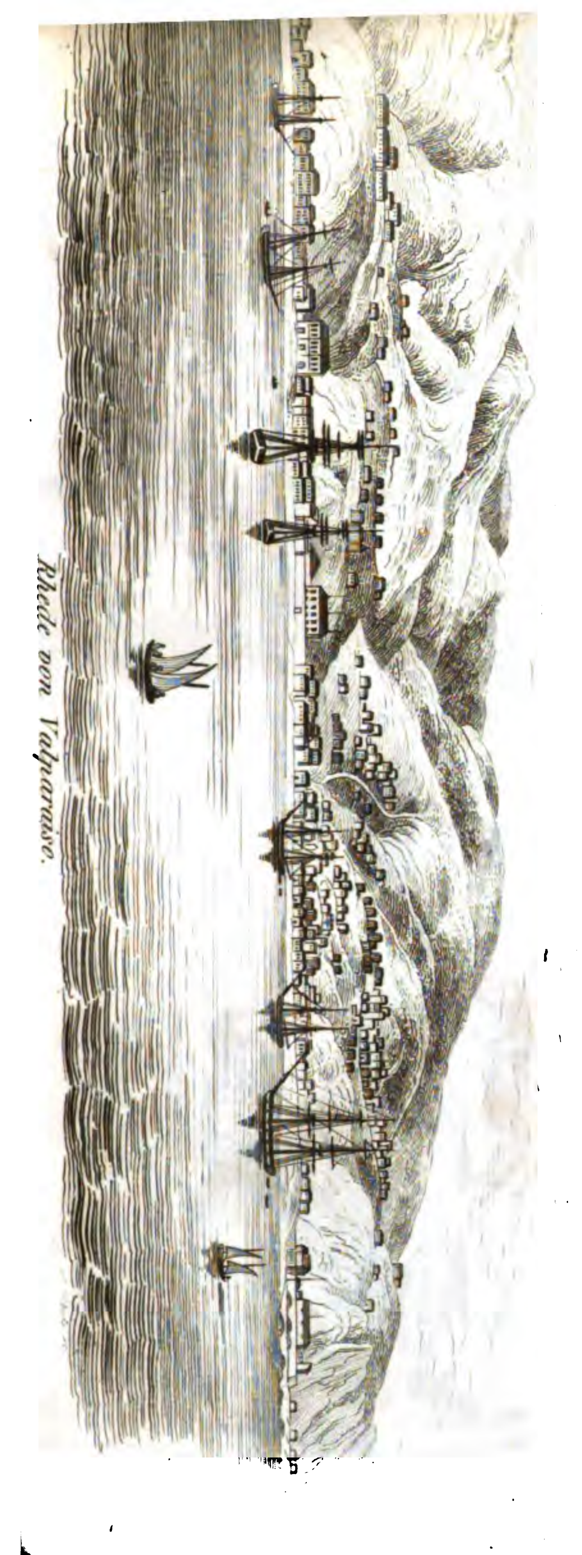


Jagd auf Balsas auf dem Biobio.



Plündernde Pehuenchen.

Valparaiso von dem Wege von Santiago aus gesehen.



Rhede von Valparaise.



Tracht der Chilenen.



Der Condor oder große Andengeier.



Puerto Lamar oder Cobija.



Ansicht des Cerro von Potosi.

Trachten von Potosi.



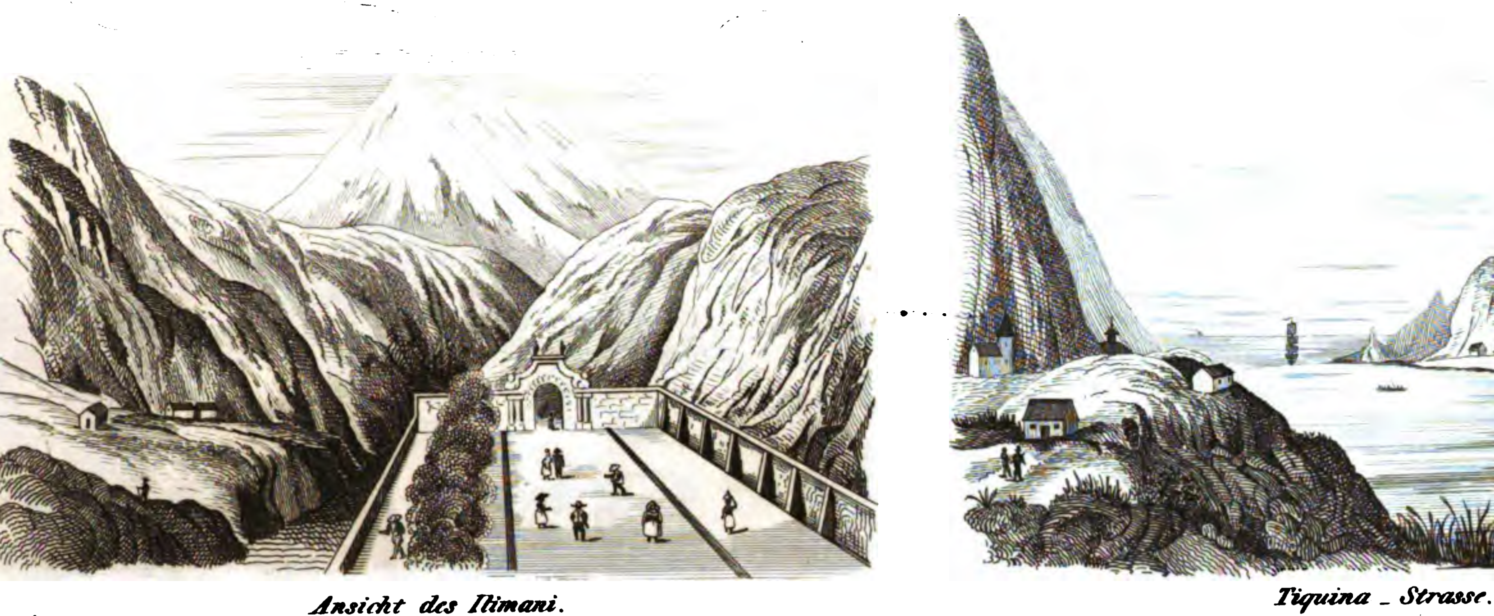
Indianer aus der Umgegend von Potosi.



Kathedrale von Chuquisaca.

Trachten in Chuquisaca.

Carnavalsfestlichkeiten in Potosi.

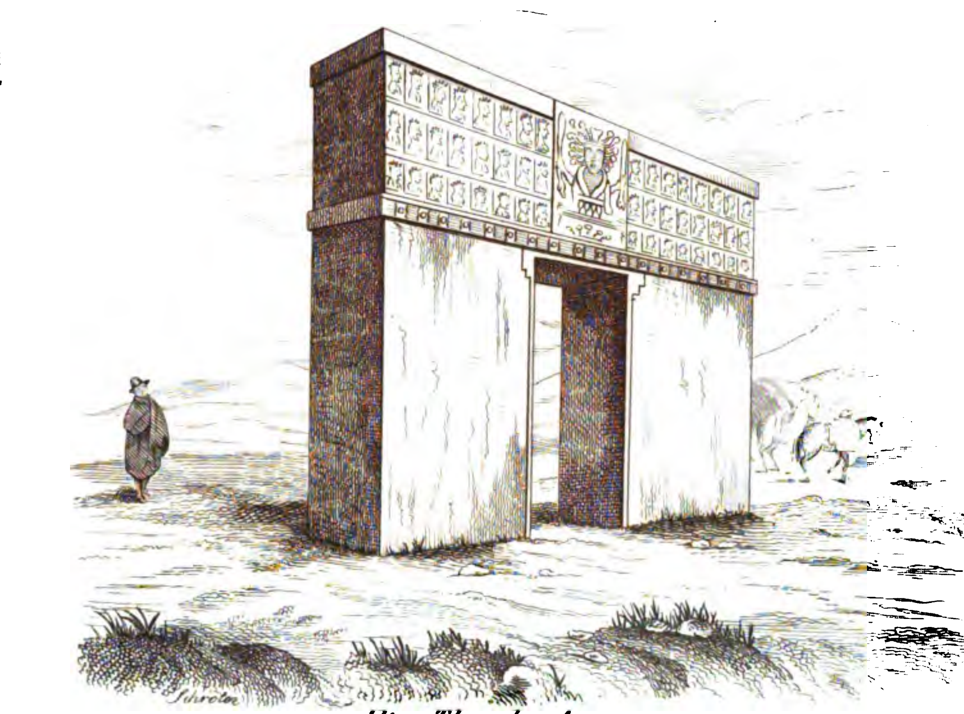


Ansicht des Ilimani.

Tiquina _ Strasse.



Trachten von La Paz.



Altes Thor der Aymaras.





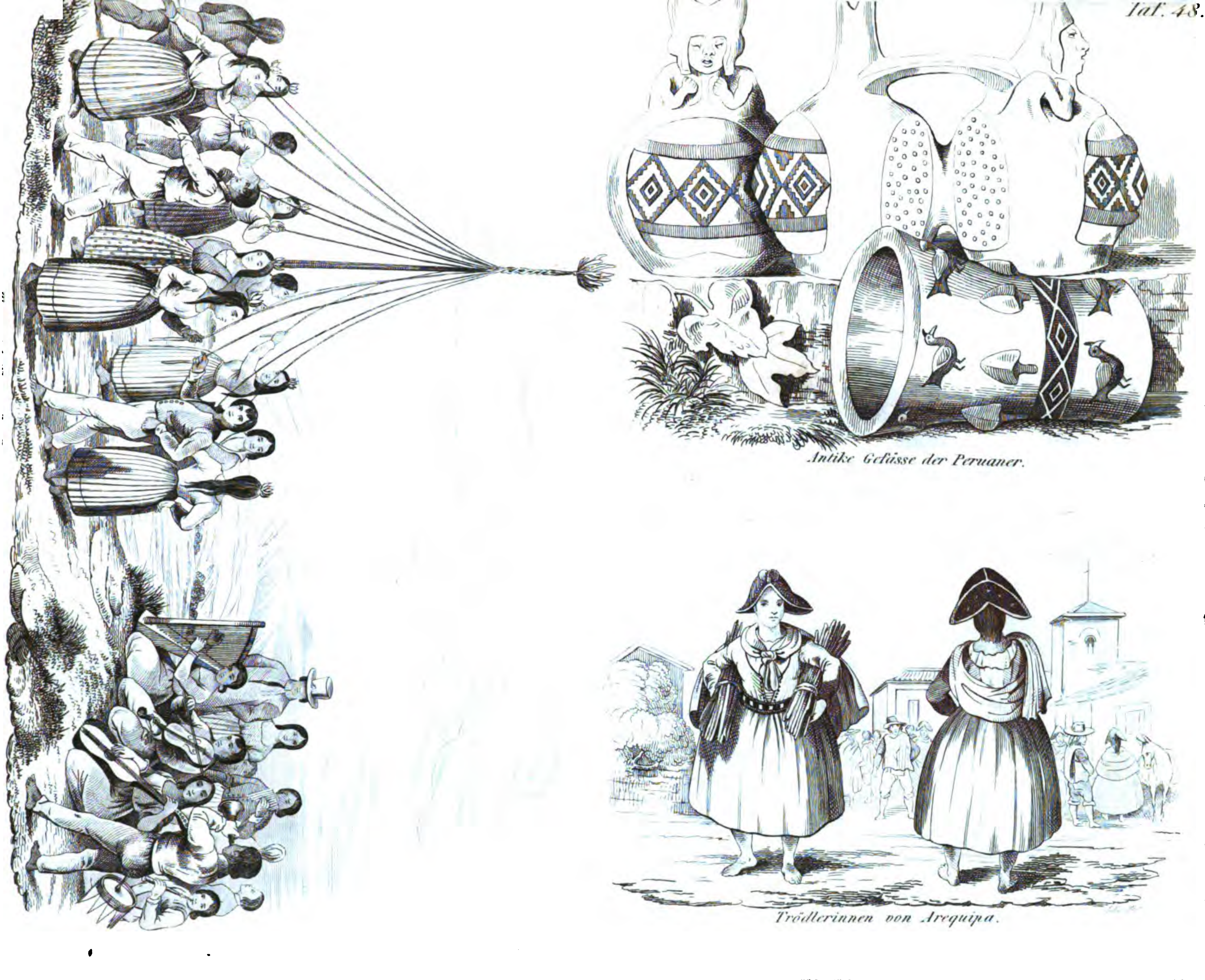
Ruinen von Tiaguanaco.

Palcaschlucht.

Alpaca und Llama.

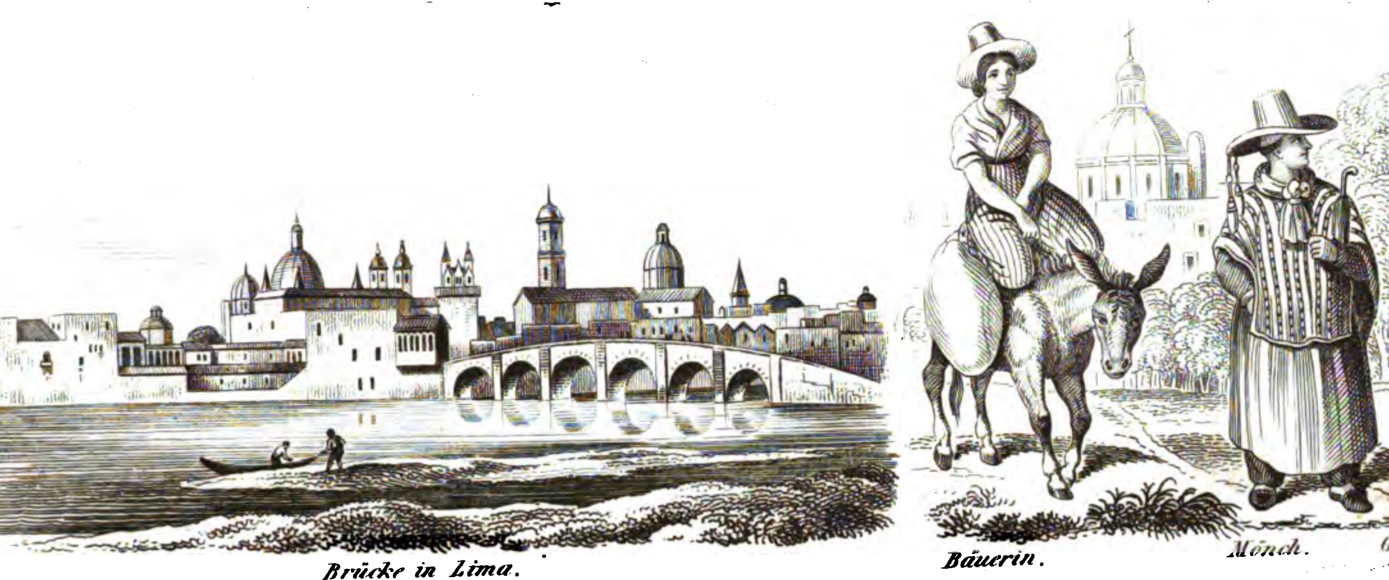
Wie man in Peru hinter dem Reiter auf das Pferd steigt.

Taf. 48.



Antike Gefässe der Peruaner.

Trödlerinnen von Arequipa.



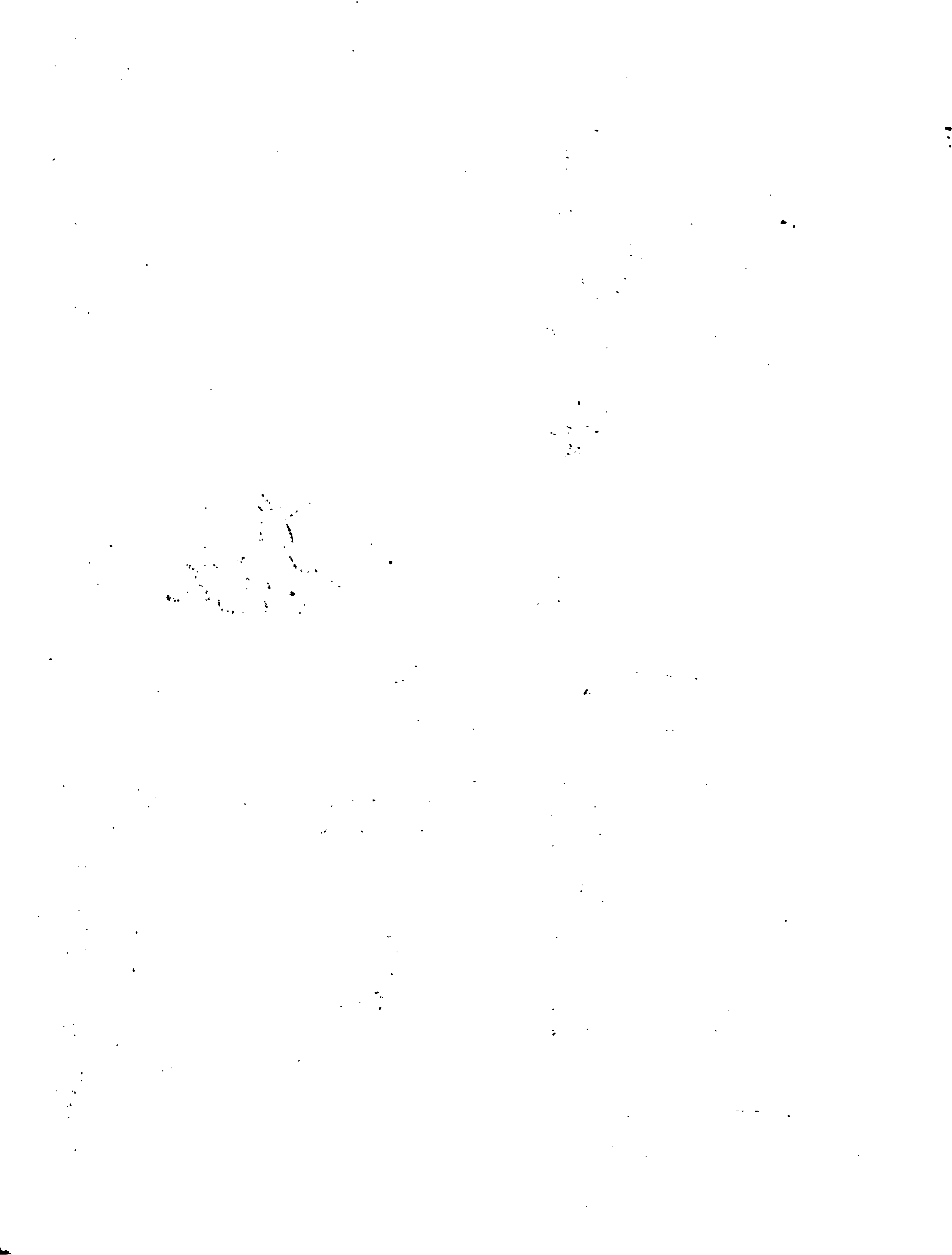
Brücke in Lima.

Bäuerin. Mönch. Gutsbesitzer aus der Gegend von Lima.

Damen von Lima.



Indianer und Mestizen von Trujillo.





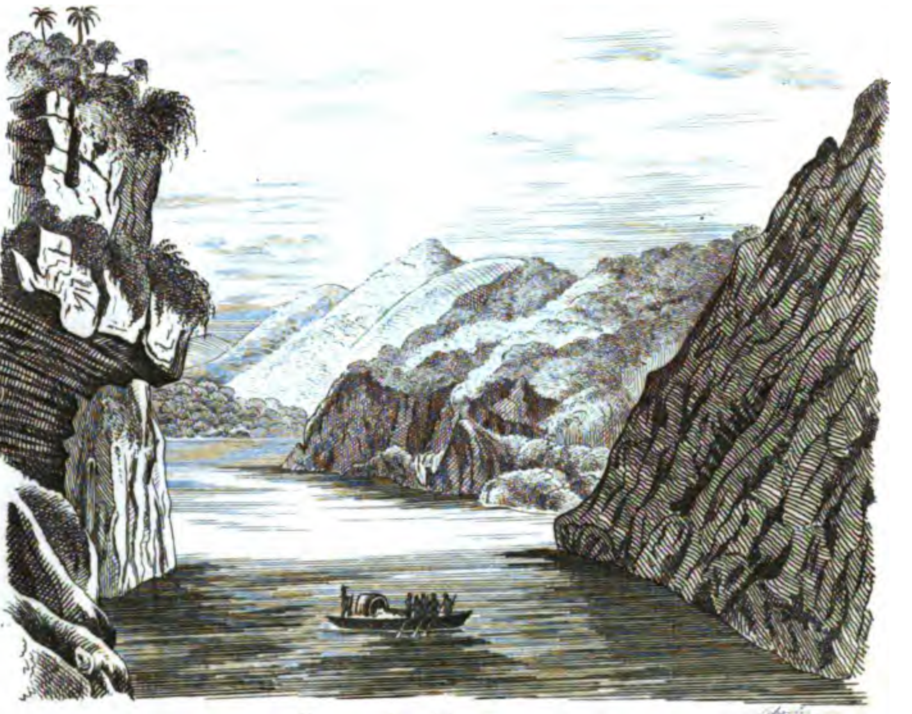
Mission Sion.



Salinen von Pilluana.



Der Huallaga.



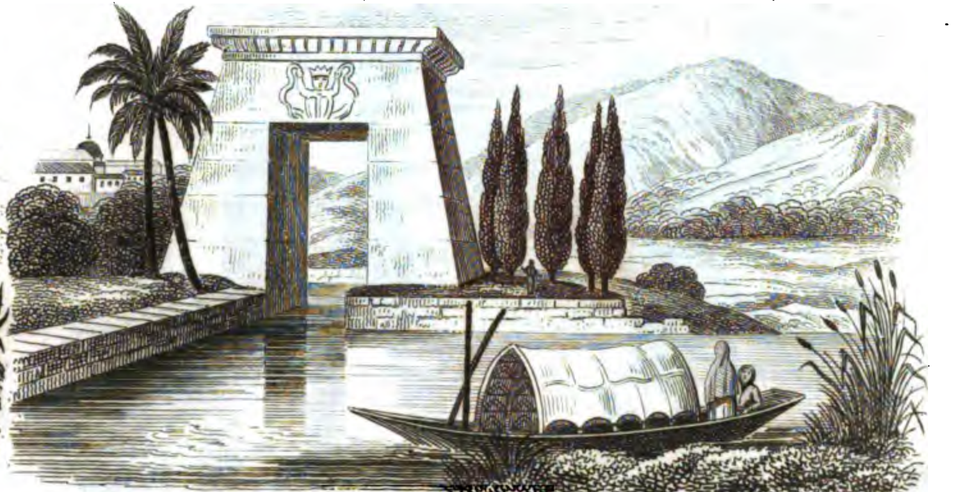
Pongo des Huallaga.

Puente del Rey.

Vera Cruz.



Nordende von La Puebla.



Canalthor von Chalco.

Taf. 52.



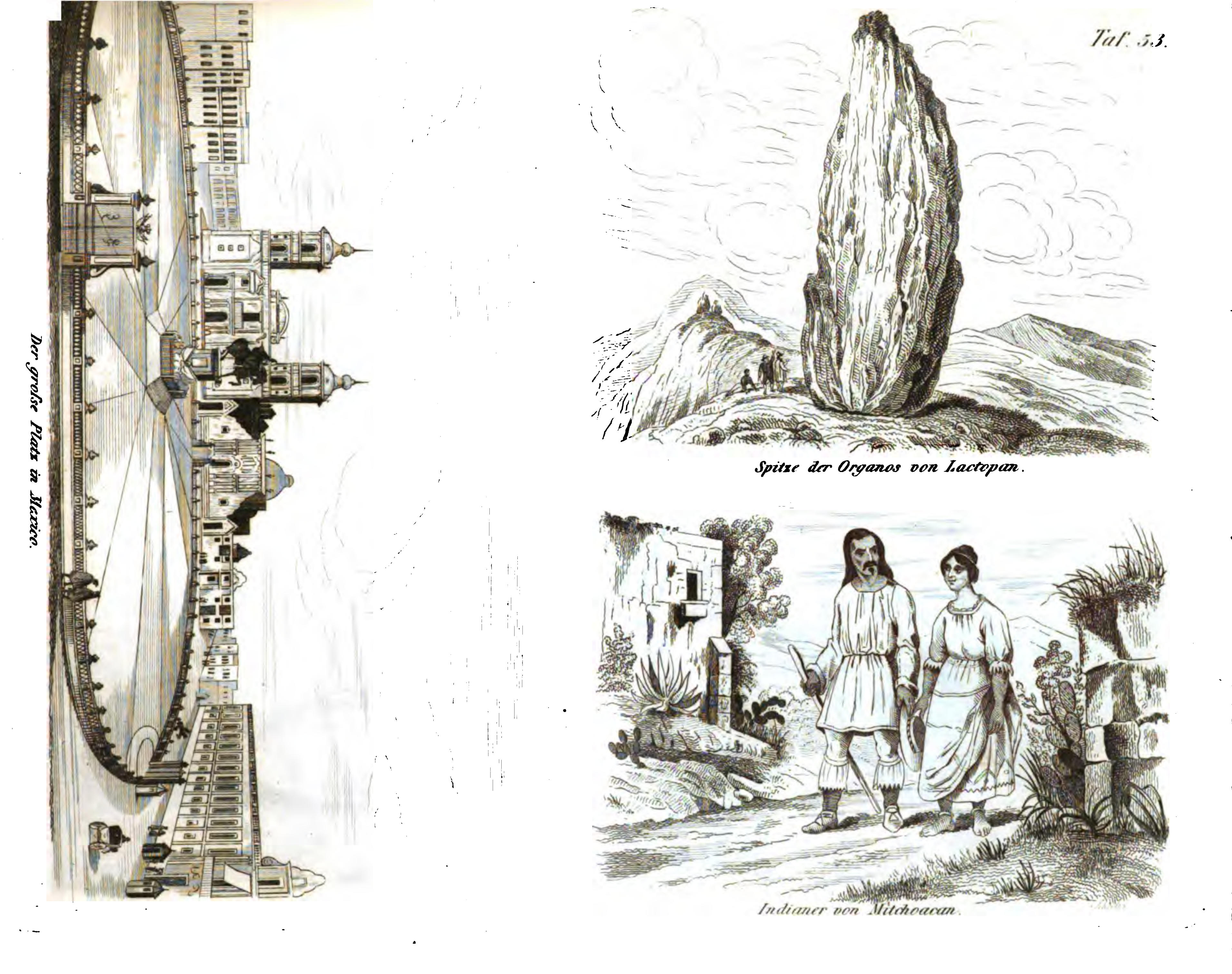
Hauptansicht von Mexico.

Bettler.

Oeffentlicher Schreiber in Mexico.

Schlauchhändler.

Wasserträger.



Taf. 53.

Spitze der Organos von Lactopan.

Indianer von Mitchoacan.

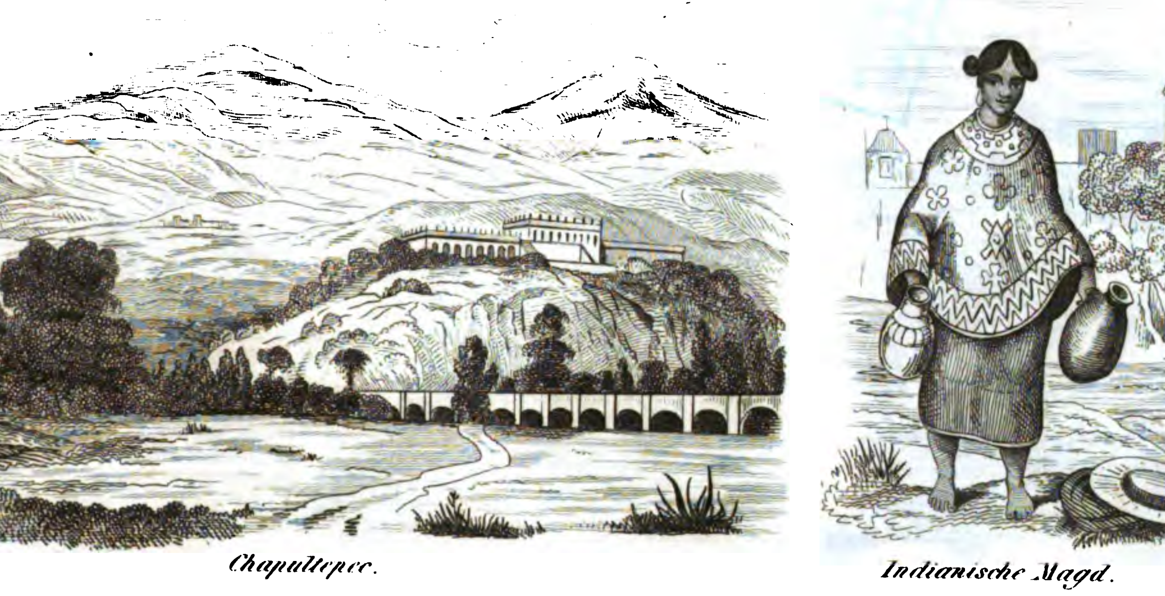
Der groſse Platz in Mexico.



Nuestra Señora de Guadalupe.



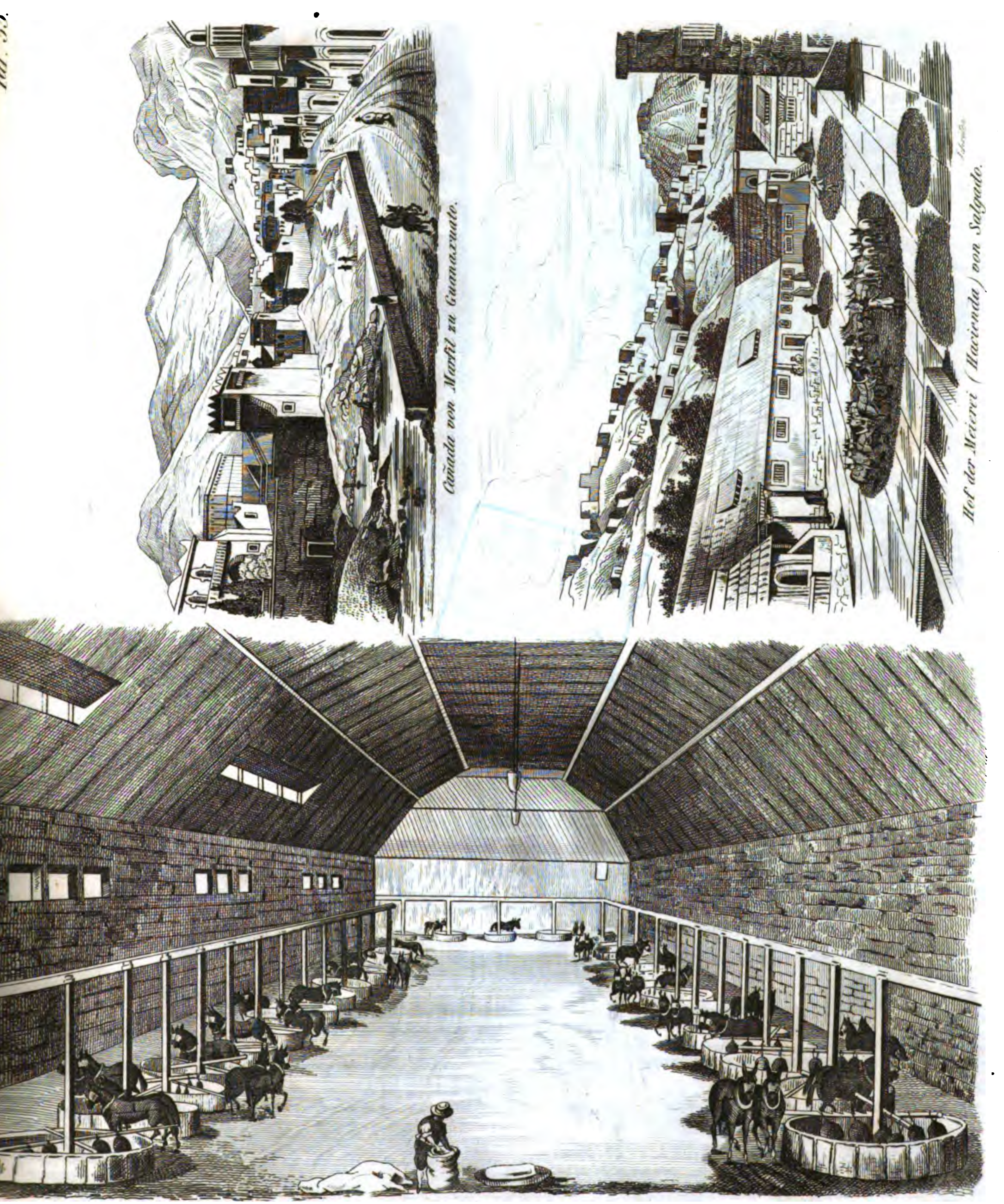
Meierei zu Chapingo.



Chapultepec.



Indianische Magd. Bereitung des Pulque.

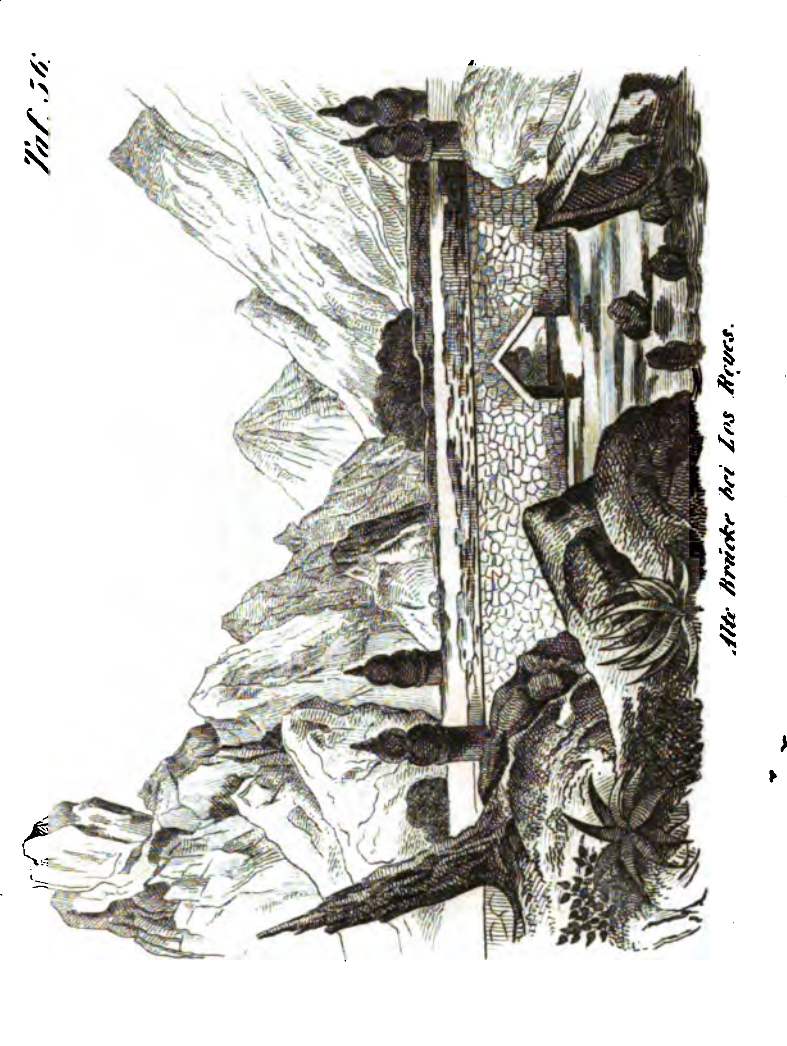


Cañada von Marfil zu Guanaxuato.

Hof der Meierei (Hacienda) von Salgado.

Galerie der Meierei von Salgado.

Taf. 56.

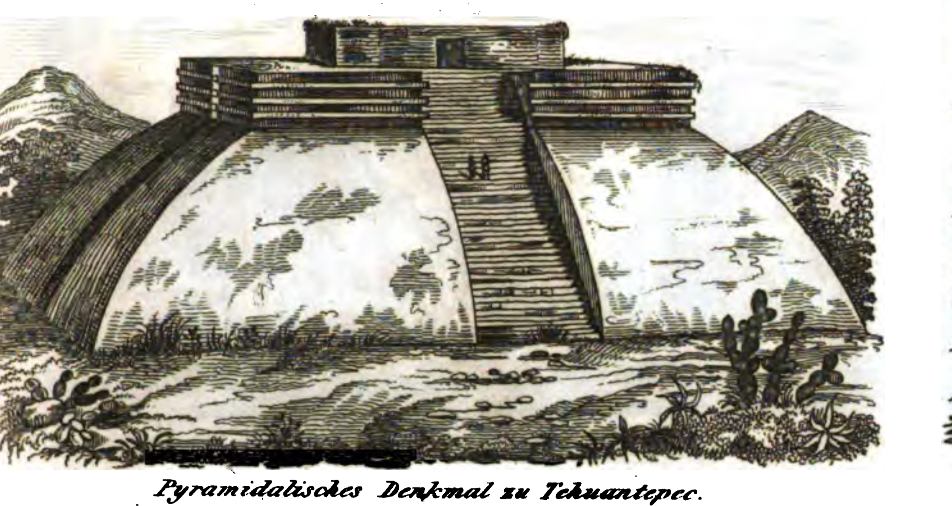


Alte Brücke bei Los Reyes.

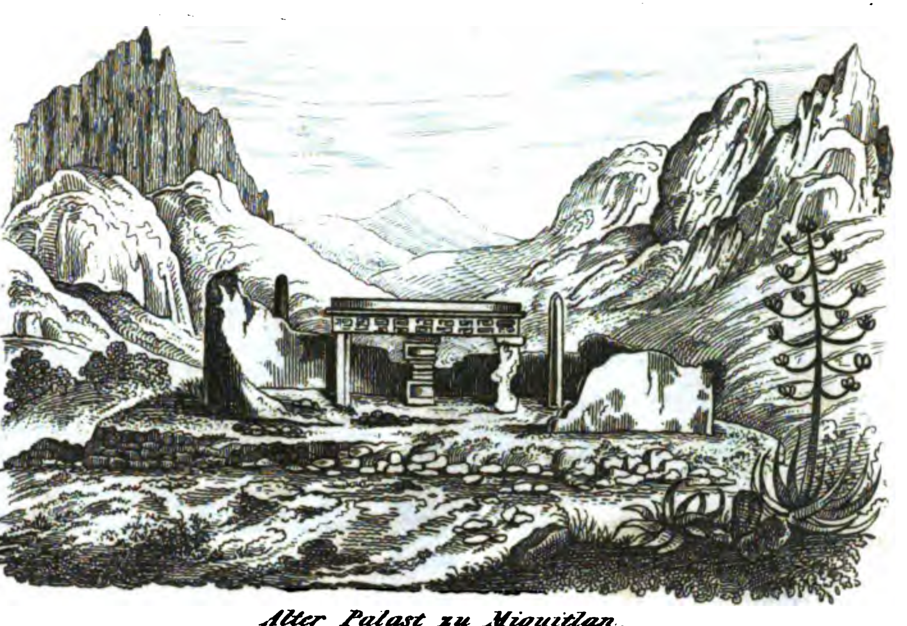


Alte Feste bei San Pablo.

Grosser Tempel zu Palenque.



Pyramidalisches Denkmal zu Tehuantepec.

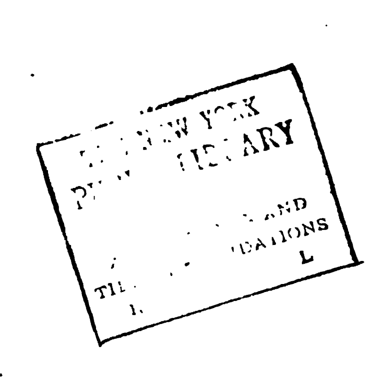


Alter Palast zu Miquitlan.



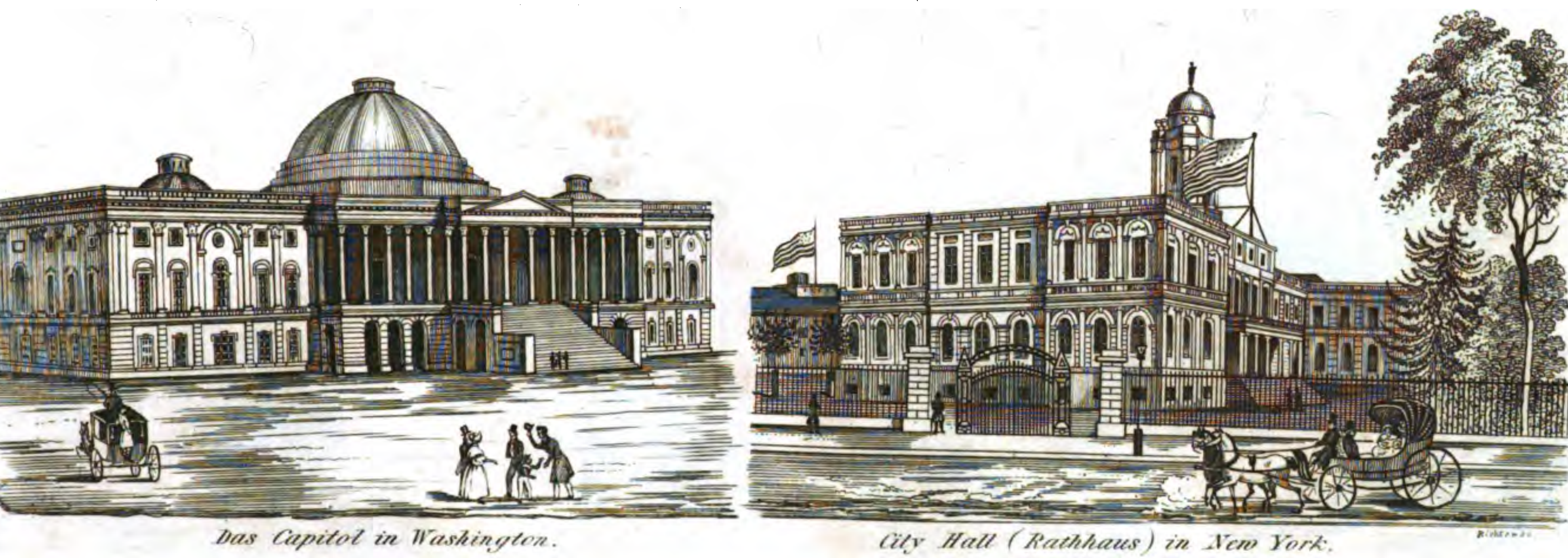
Pyramide zu Tehuantepec. Mexicanische Sculpturen.

Alte Brücke zu Chihuitlan.



Die Strasse Broad Way in New York.

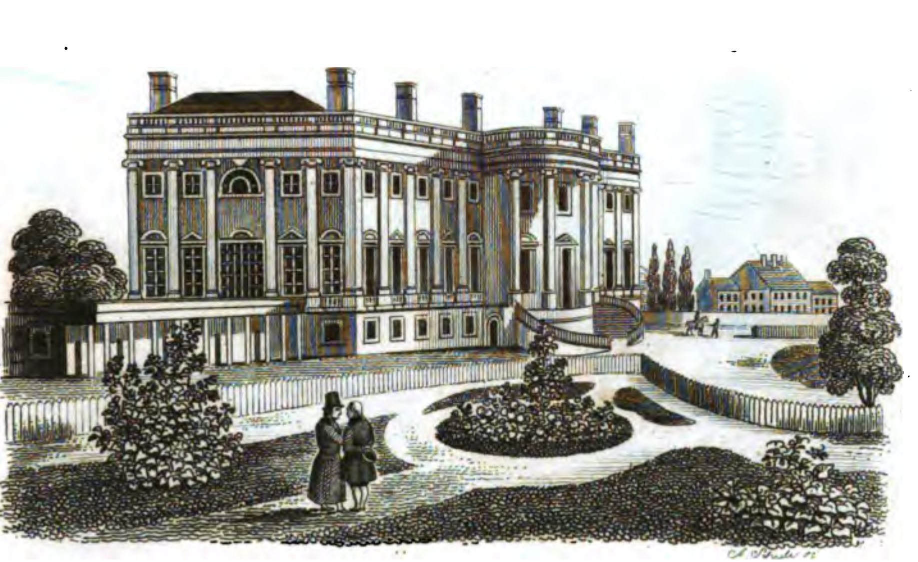
Ansicht von New York aus der Ferne.



Das Capitol in Washington.

City Hall (Rathaus) in New York.

Bedeckte Brücke in Philadelphia.



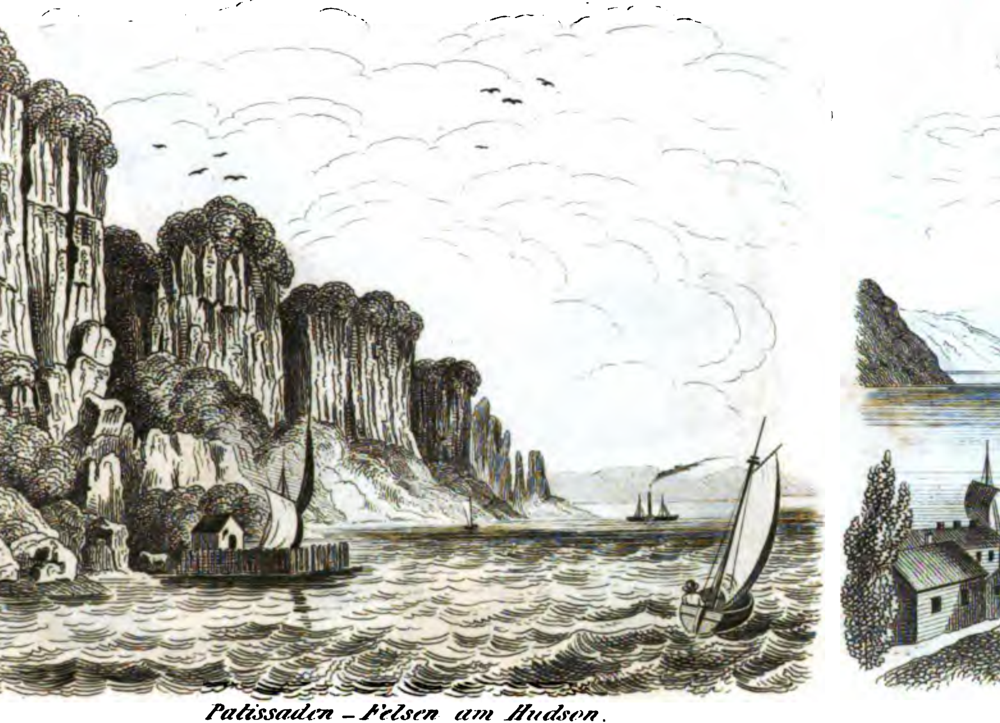
Repräsentantenkammer in Washington.

Zuchthaus in Philadelphia.

Palast des Präsidenten in Washington.

Wasserkunst in Philadelphia.

Ansicht in den Alleghany-Bergen.



Palissaden-Felsen am Hudson.



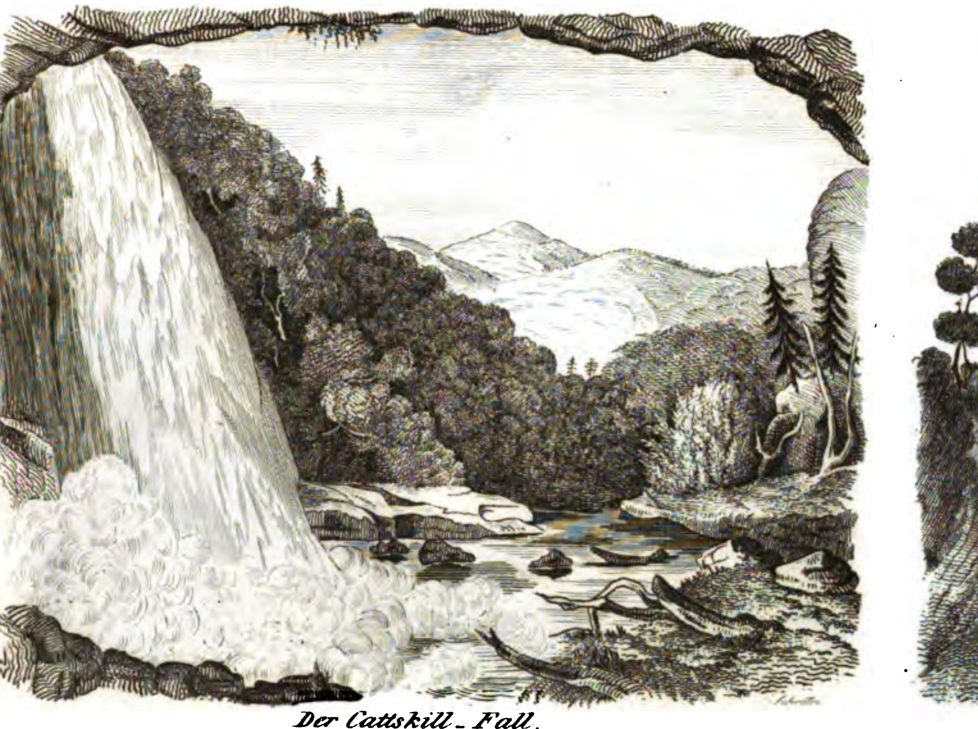
Ansicht von Newburgh

Ansicht von Hartford.

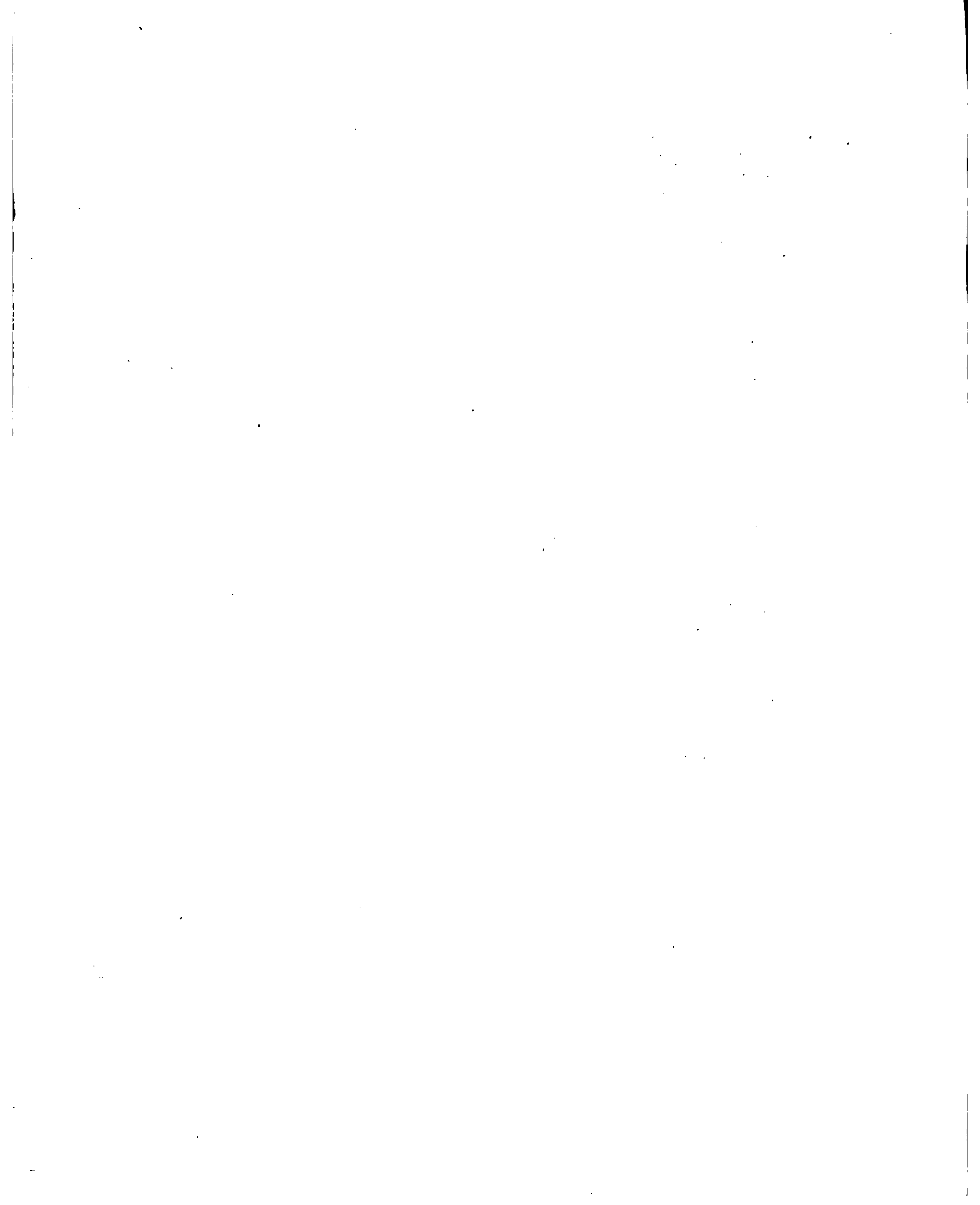


Cattskill Mountain House.

Der Cattskill - Fall.



Ansicht von Albany.



Taf. 62.

Ansicht von Shonactady.

Canal und Fall des Mohawk.



Fall des Niagara.



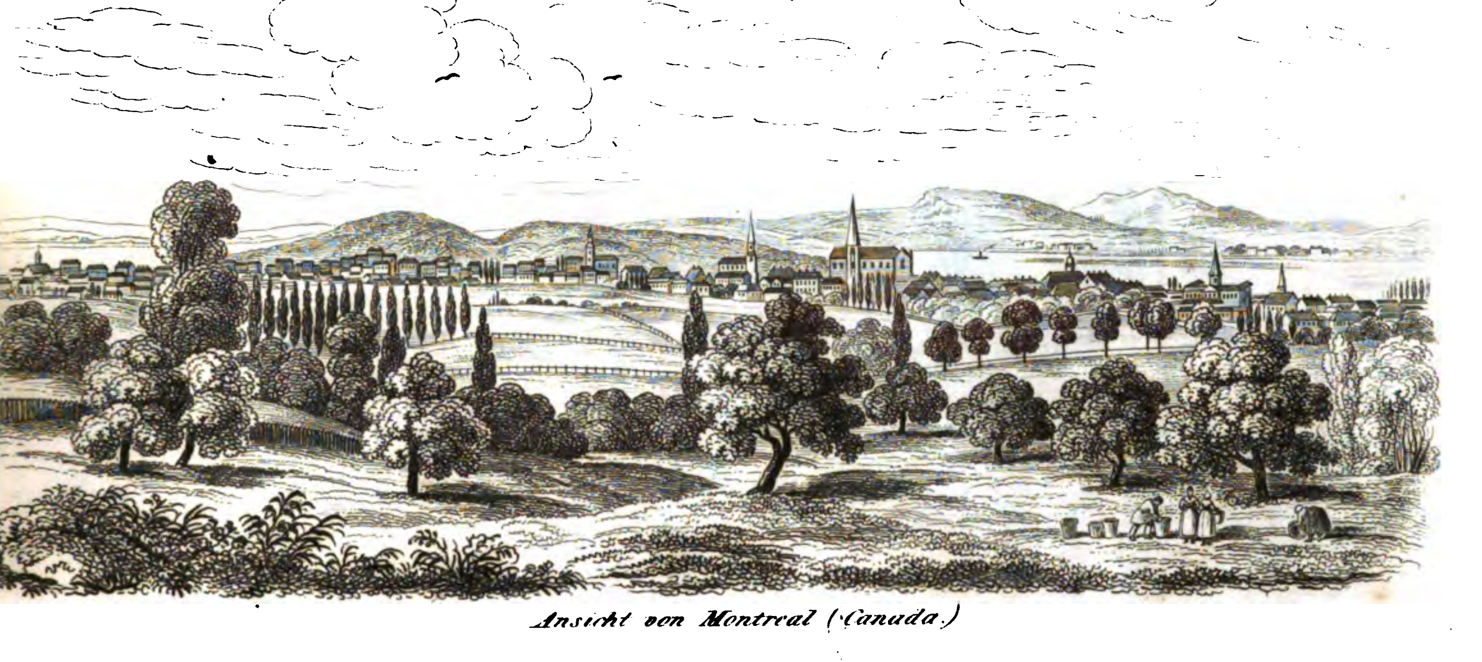
Flösse auf dem Champlain-See.



Ansicht des alten Forts in Rhode Island.

Natürliche Brücke in Virginien.

Brücke bei By – Town.

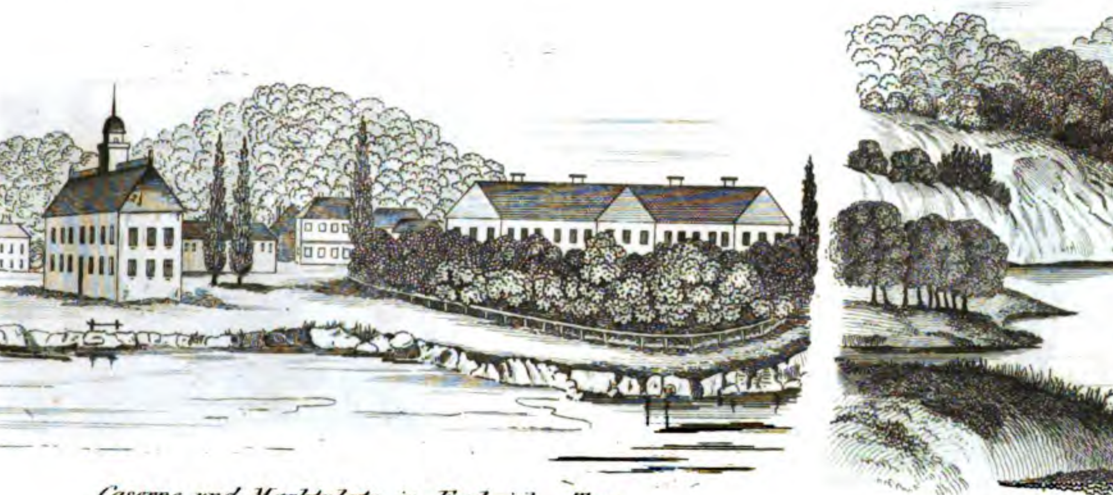


Ansicht von Montreal (Canada.)

Ansicht von Quebec (Canada.)

Dorf St. Hyacinth in Canada.

Fort Chambly (Unter Canada.)



Caserne und Marktplatz in Frederick - Town.



Ansicht auf dem Xenibecassis bei St. John.



North Endon, Schneedorf.

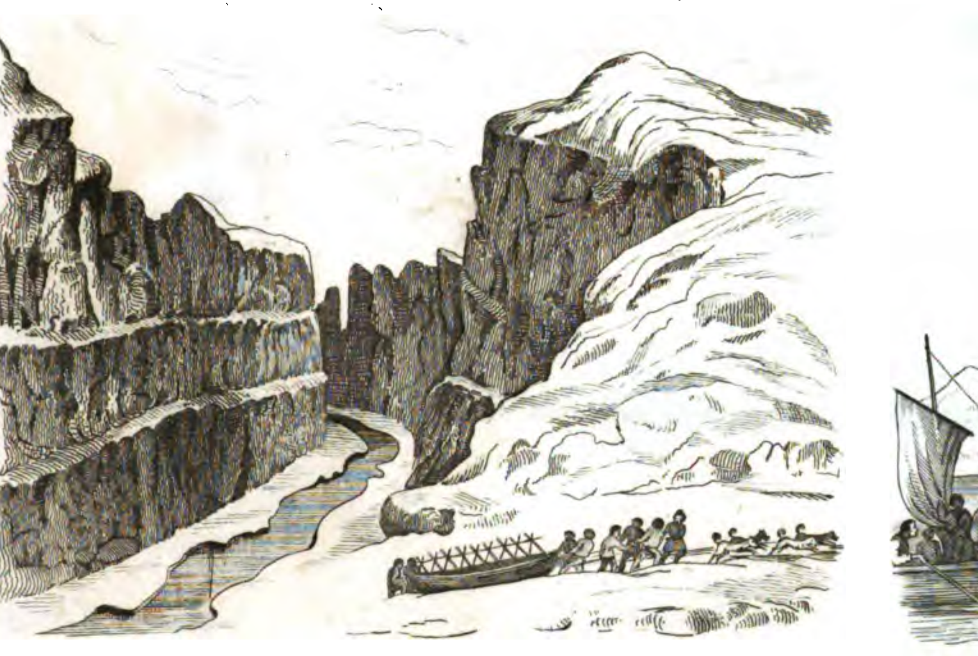


Büffeljagd.

Halifax.

Grahams Thal.

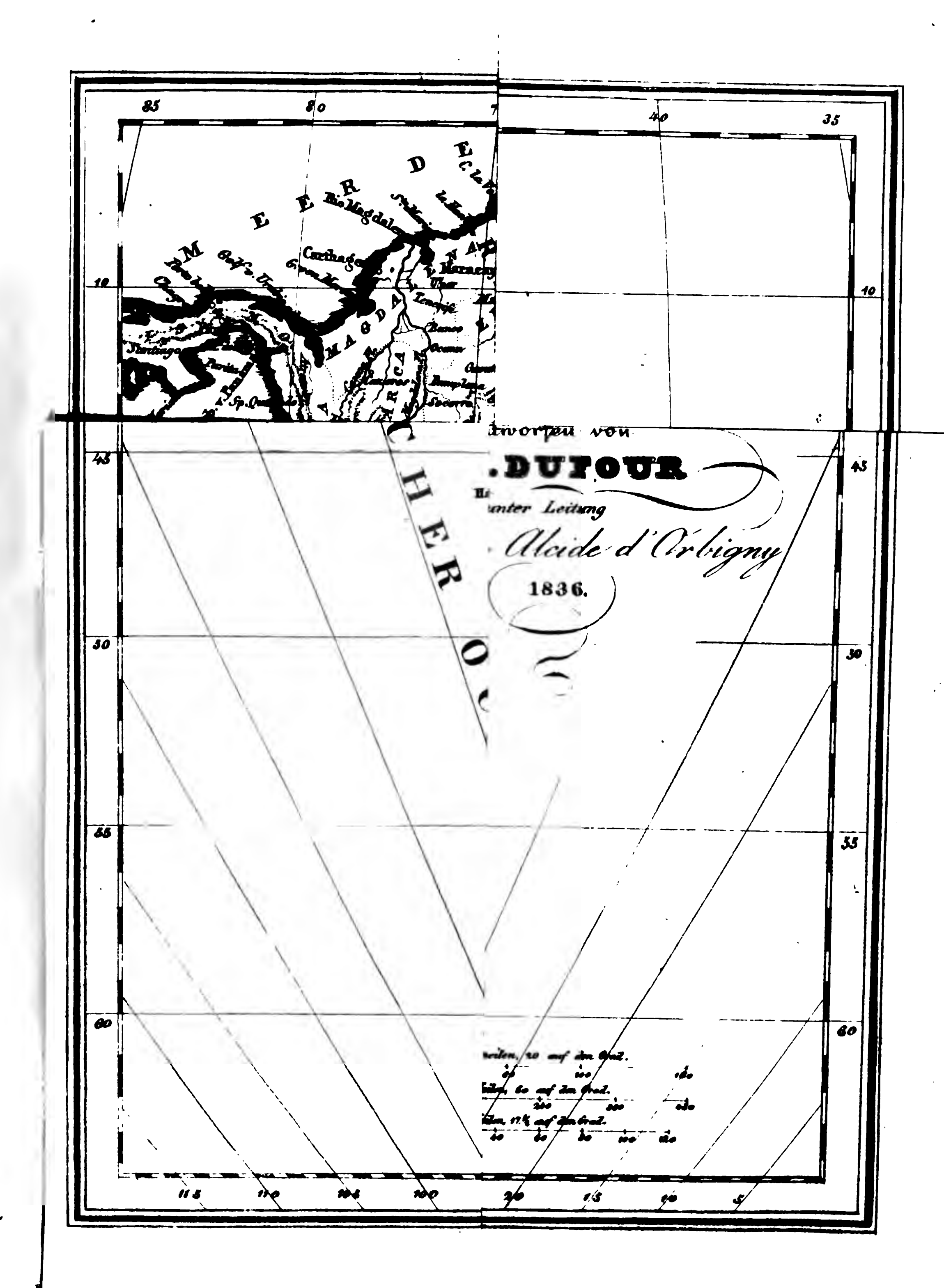
Die Tilson Inseln.



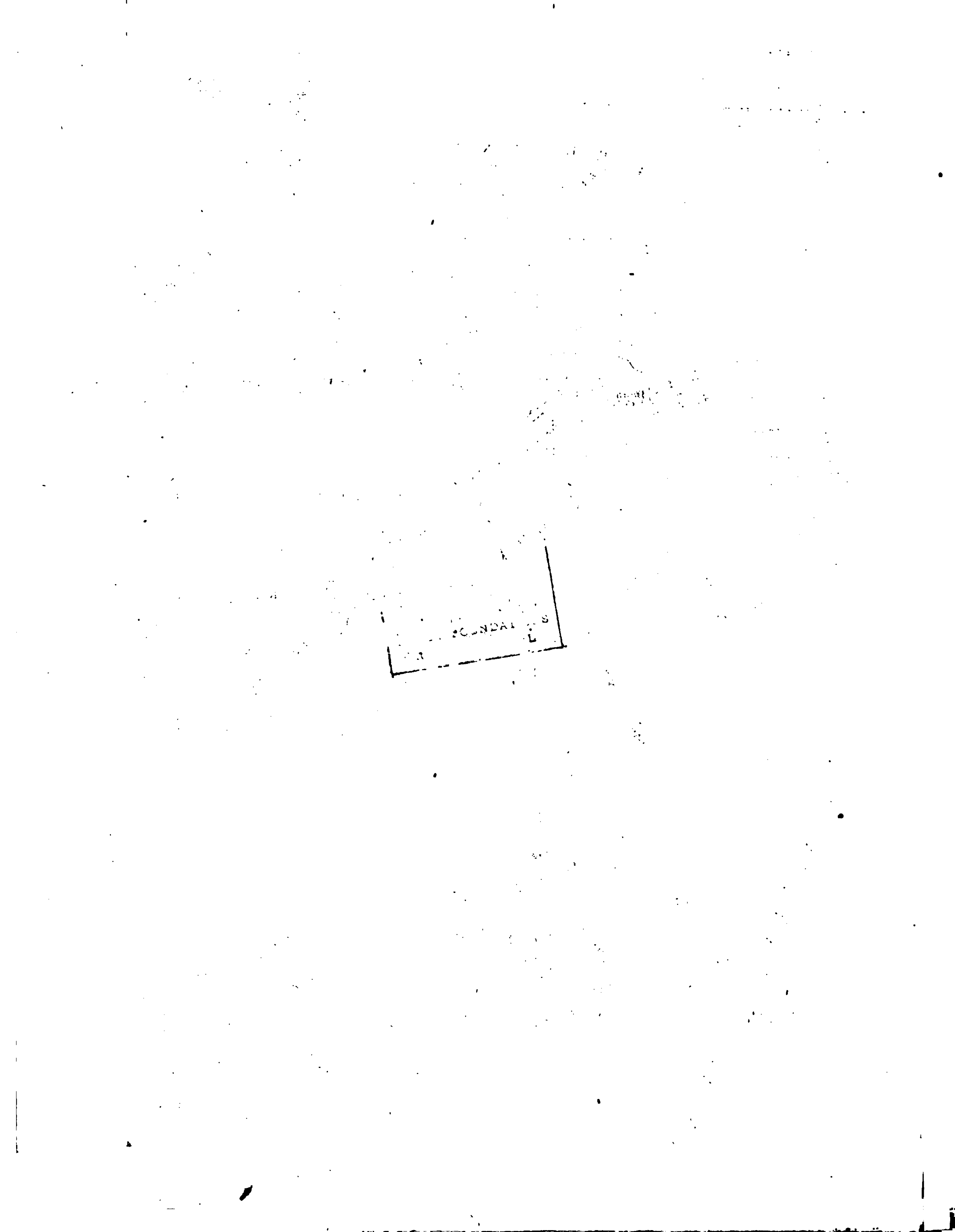
Der Fluss Saumarez.

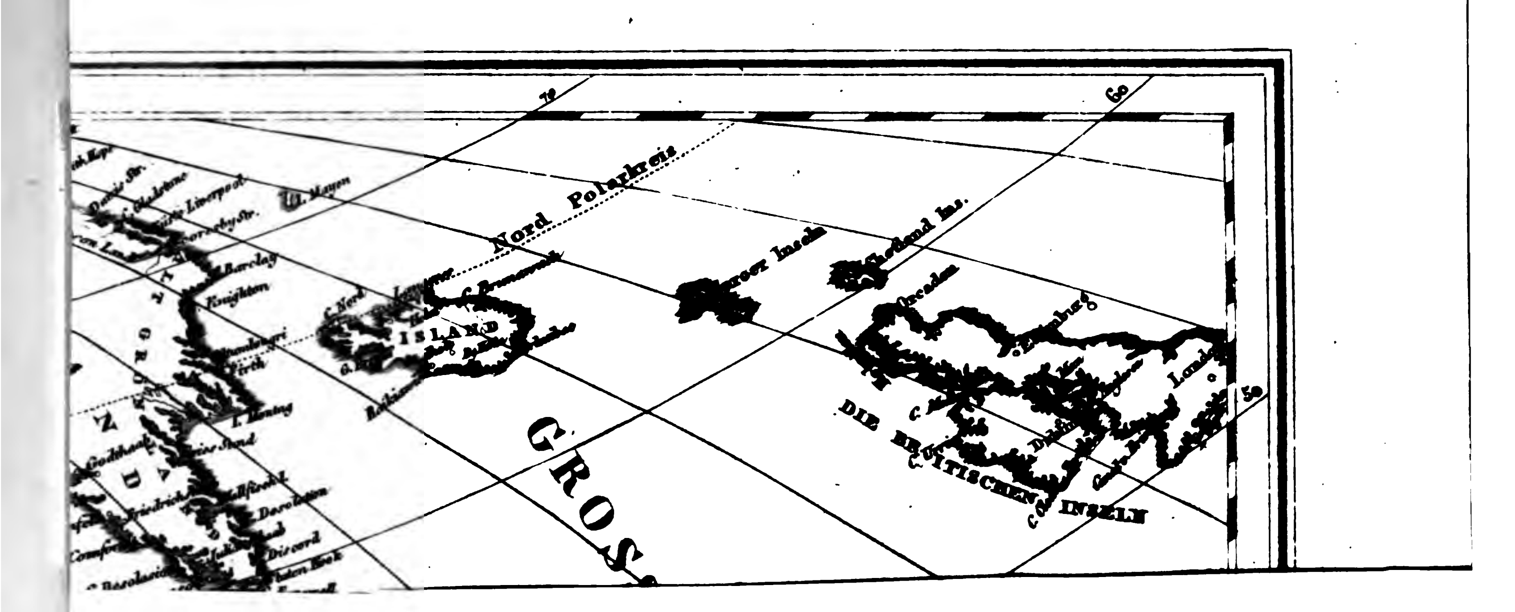


Rettung des Capitain Ross und seiner Mannschaft.



85
80
40
35
M E E R D E
Rio Magdalena
Carthage
10
MAGDA
Santiago
Socorro
tworfen von
.DUFOUR
unter Leitung
Alcide d'Orbigny
1836.
CHER O
45
50
55
60





Nord Polarkreis
Shetland Ins.
Faroer Inseln
ISLAND
DIE BRITISCHEN INSELN
GROS

